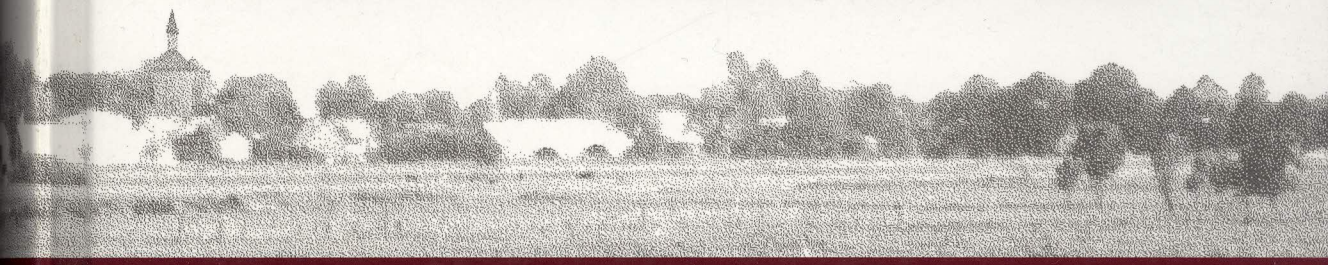
HELMUT ENSS

MARIENAU



Ein Werderdorf zwischen Weichsel und Nogat



GESCHICHTE UND GESCHICHTEN

MARIENAU

Ein Werderdorf zwischen Weichsel und Nogat

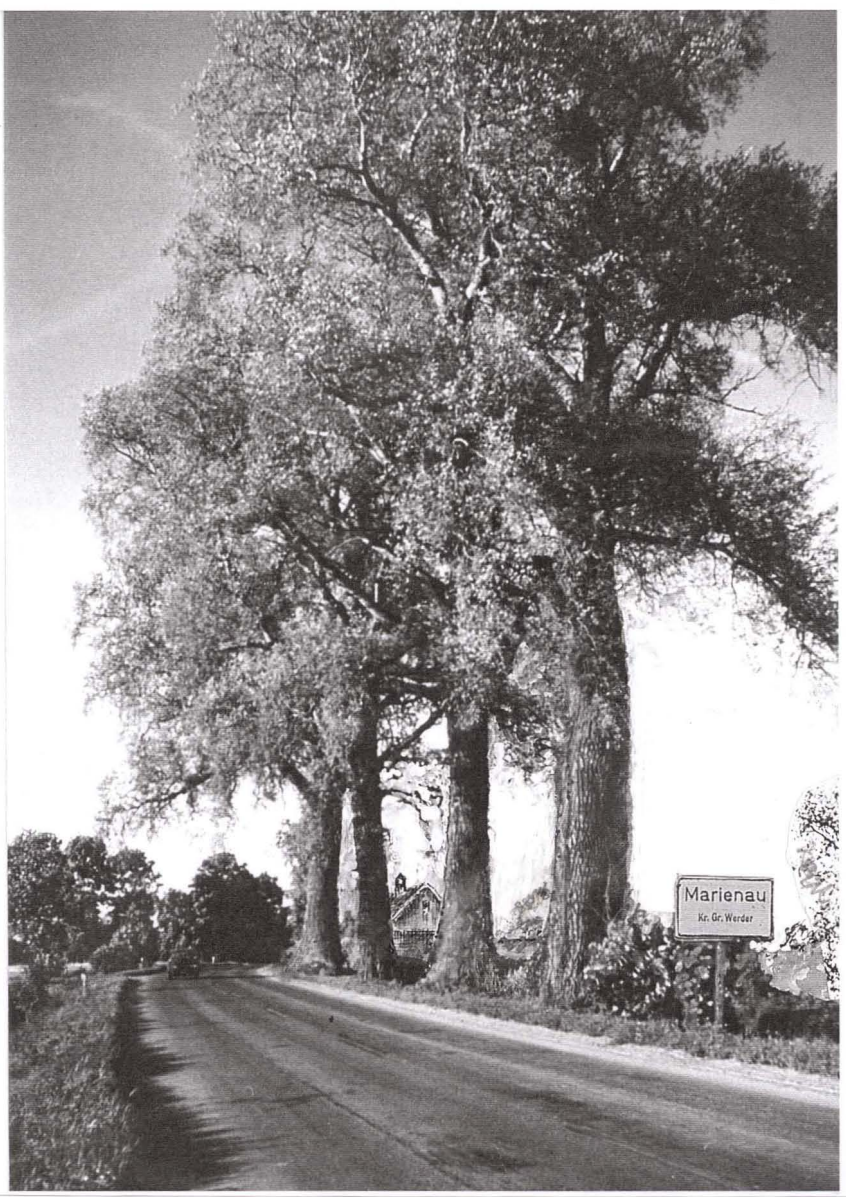
HELMUT ENSS



Marienau - Dorfschicksal im Osten, verwoben mit der Geschichte des Großen Werders vom Ordensland Preußen bis zur Flucht und Vertreibung am Ende des letzten Krieges.

ISBN 3-00-002666-5

Helmut Enss - MARIENAU · EIN WERDERDORF ZWISCHEN WEICHSEL UND NOGAT



Die Weißbäume

Helmut Enss

Marienau

Ein Werderdorf zwischen Weichsel und Nogat

Geschichte und Geschichten

Umschlagbild:	Vorlaubenhaus Heidebrecht
Karte i. Deckel vorn:	Werder-Karte des schwedischen Ingenieuroffiziers Olof Hansson, geadelt Örnehufvud, von 1633.
Karte i. Deckel hinten:	Drei-Werder-Karte des Elbinger Kupferstechers Johann Friedrich Endersch von 1753 (Ausschnitt).
Zeichnungen:	Die kath. Kirche in ihrer Bauentwicklung, die ev. Kirche 1708, Gasthof Richter, die Höfe Nr. 1 und Nr. 5 - Helmut Enss

Lübeck 1998

Herausgeber: Helmut Enss
Hainholzweg 22
23 669 Timmendorfer Strand

Satz-Layout: Renate Enss
Umschlaggestaltung: Anja Koch - Bargteheide
Gesamtherstellung: DrägerDruck GmbH & Co - Lübeck

ISBN 3-00-002666-5

Nachdruck und Veröffentlichung auch einzelner Ausschnitte nur mit Genehmigung des Herausgebers.

Meinen lieben Eltern zum Vermächtnis

*

Der Dorf- und Werdergemeinschaft
sowie den Kindern und Enkeln
zur Erinnerung

Inhaltsverzeichnis

Vorwort 9
Ortstermin 12

Das Weichseldelta und seine frühe Besiedlung 14
Wie das Weichseldelta entstand
Frühe Besiedlung an der unteren Weichsel 17
Vorgeschichte - Ostgermanen - Westslawen wandern nach Mitteleuropa - Die Prussen - Wikinger an Haff und Weichsel - Kreuzzüge und Ostkolonisation

Ordenszeit in Preußen 34
Der deutsche Orden
Seine Gründung im Heiligen Land - Aus der geistlichen Aufgabe wird politische Macht - Eroberung des Prussenlandes und Mission
Der Ordensstaat Preußen entsteht 43
Ordensgeschichte wird Heimatgeschichte 53
1309 - Marienburg wird Sitz des Hochmeisters 62
Hochmeister Siegfried v. Feuchtwangen - Karl v. Trier
An der Schwente belebt es sich 66
MERGENOW - Die Gründungsurkunde - Erklärungen zur Handfeste
Die Hochmeister 81
Werner v. Orseln - Luther v. Braunschweig - Dietrich v. Altenburg - Ludolf König - Heinrich Dusemer - Winrich v. Kniprode - Konrad Zöllner v. Rothenstein - Konrad v. Wallenrod - Konrad v. Jungingen - Ulrich v. Jungingen - Heinrich v. Plauen - Michael Küchmeister v. Sternberg - Paul v. Rusdorf - Konrad v. Erlichshausen - Ludwig v. Erlichshausen

1466 - 1772 Westliches Preußen unter polnischer Oberhoheit 127
Der Übergang vom Ordensland zum Königlichen Preußen 128
Die neuen Herren - Die neue Verwaltung - Marienburg weiterhin Landesmittelpunkt - Vom Wasserschaden (1466 - 1600)
Das Werder wird »Königliches Tafelgut« 137
Der Geldadel entdeckt das Große Werder
Die Reformation - und Preußen 143
Im Ordensland Preußen nach 1466 - Im westlichen Preußen - Die Lutheraner im Großen Werder - Margenau auf alten Landkarten - Die Holländer kommen - das Werder verändert sich
Das 17. Jahrhundert in den »Preußischen Landen Königl. poln. Anteils« 157
Kirchliches Leben allgemein - Das erste ev.Kirchenbuch in Margenau - Die Große Werdersche Brandordnung - 1. Schwed.-Poln. Krieg - Margenau auf alten Landkarten - 1633 - Margenauer prozessieren - Der Gestaltwandel unseres Dorfnamens - Nachrichten aus der kath. Kirche - Wechsel im ev. Predigtamt - 2. Schwed.-Poln. Krieg - Kirchliche Nachrichten - Landwirtschaft-Landleben - Von Werderschen Gesetzen - Dorfleben - Menschenleben - Vom Wasserschaden (1600 - 1700)
1700 - 1772 - Die letzten Jahrzehnte in »Polnisch Preußen« 208
Nordischer Krieg - 1708 - Die Evangelischen bauen eine neue Kirche - Nachrichten aus der ev. Kirche - Nachrichten aus der kath. Kirche - Nach-

richten aus der Mennonitengemeinde - Die Große Werdersche (Tiegenh.) Brandordnung - Mitgliederliste Marjenau - Margenauer Dorfbewohner - Margenau auf alten Landkarten - Endersch: Drei-Werder-Karte - Von Margenau und seiner Umgebung - König August III. bestätigt die Hakenbude - Eine Kornwindmühle für unser Dorf - Vom Wasserschaden (1700 - 1772) - Die große politische Wende naht

1772 - Im Wiedervereinigten Preußen 262

Der Alte Fritz wird Landesvater 263
Westpreußen, Teil des Königreichs Preußen - Die Huldigung

Die Friderizianische Landesaufnahme 268
Die 657 Marjenauer - Dorf-Ordnung für Westpreußen - Dorfnachrichten

Friedrich II. und das Mennoniten-Problem 285

Am Ende des Jahrhunderts 291
Unsere preußischen und deutschen Landesherren

Ins neue Jahrhundert 293
Der Dorfname - Aus dem Großen Marienburger Werder - Die Wiederherstellung der Marienburg

Die Hofanlagen 299
Häuser und Höfe in Marienau - Wohnhäuser - Katen in Marienau - Laubenhäuser - Vorlaubenhäuser - 1803 - Ein Vorlaubenhaus in Marienau

1819 - Marienauer Schwentenbrücke 313

Katholisches Pfarrland und Kalende-Listen 315
Nachrichten aus dem katholischen Pfarramt

Das ev. Kirchspiel Marienau um 1830 324

Die Höfe - Zahlen und Zeichen 327
Die Hofmarken der Marienburger Werder - Hofmarken-Tafel d. Großen Werders - Galerie-Holländermühle - Vom Wasserschaden

1871 - Im Kaiserreich 338

Wege - Straßen - Eisenbahnen 339
Auf Werderwegen unterwegs - Landwege - Pflasterstraßen - Die neue Zeit im Kreis Marienburg - Chausseen in Werdermitte - Die Eisenbahnen - Die Großbahn - Die Kleinbahn - Flußverkehr

Aus unseren Kirchen 363
Die Mennoniten verlieren die Wehrfreiheit - Ein neuer Turm für St.Anna - Die neue ev. Kirche

Schule in Marienau um 1900 371

Marienau vor dem Ersten Weltkrieg 377
Ein Schulmeister erinnert sich - Paul Fechter über Marienau

Na endlich! Die »Zementchaussee« Rückenau-Marienau-Brodsack 384

1914-1918 Erster Weltkrieg 386
Briefe aus der Zeit des 1. Weltkriegs - Das Marienauer Ehrenmal - 1919 Versailles

Versailles und Danzig - der Anfang vom Ende 391

1920 - Im Freistaat Danzig 393

Landwirtschaft (I) 396
Die Pferdezucht - 400 Landwirte protestieren - Neuteich um 1932

Amtsträger in Marienau 400
Ev. Pfarrer - Der ev. Kindergarten - Kath. Pfarrer - Hochwürden aus der Knabenperspektive - Der Kaplan beim Geistlichen Rat Spohn

Ehret die Meister! 411

Handwerker in Marienau - Schmiede - Gasthof Walter Richter - Gasthof Schroeder/Radtke

Freizeit, Fest und Feier 422

Ostern - Sommer - Die Brücken-Badestelle - Schulausflug nach Steegen - Jahrmarkt - Der Sportverein »Lustige Brüder« - Unsere Musikkapelle - Der Marienauer Gesangverein - Geburtstag - Herbst - In Morjenau jesunge - Verwürfelungen - Bald nun ist's Weihnachtszeit - Heiligabend - Brummtopfzieher - Treibjagd

Onns Plaut 447

Namen, Neck- und Spitznamen

Die neue Zeit 452

Zwischen Malteser- und Hakenkreuz - Schule und Jungvolk - In Pflicht und Freude - Organisationsebenen - Jungbann 128 -Gr.Werder - Das »Fähnlein Hünefeld« Marienau - Meine Zeit im Jungvolk - Pimpf im Dienst - Sportfeste, Zeltlager und Fahrten - Die Jungmädel im BDM - Herr Reichsmarschall gibt sich die Ehre - BDM zur Kriegszeit

Die Höfe 470

Die Marienauer Bauernhöfe - Das Dorf - Die Flurkarte - Höfe-Quellen - Hof Nr. 1 bis Hof Nr. 74

Aus der Landwirtschaft (II.) 576

Das bäuerliche Jahr - Erntebräuche - Dreschen - Eine Hymne aufs Zodderband - Milchwirtschaft - Molkerei/Käserei Marienau - Die Wassermühle

Wohnplätze in Marienau 595

Schule in den Dreißigern 604

So fing es an - Schreibschriften - Vor der Schultür - Unser Herr Hauptlehrer - Die Marienauer Spitzensportler - Schule in der Kriegszeit - Wanderung ins Schwentenfeld - Die Einzelkämpfer - Die Lehrer in Marienau

Erlebt - erzählt 628

Freistaat Danzig - Der Historie 2. Teil 644

Die Spannung wächst - 1938/39 - Jahre der Entscheidung - Ende der Worte

1. September 1939 - Heimkehr ins Reich 649

Feldzug gegen Polen

Der Sitzkrieg

1940 - Ausweitung zum europäischen Krieg 652

1941 - Ausweitung zum Weltkrieg 653

1942 - Noch Hoffnung! - 1943 - Verlorene Siege - 1944 - Das Blatt wendet sich - 1945 - Dem Ende entgegen

Das Unheil naht 668

24. Januar 1945 - Bittet aber, daß die Flucht nicht geschehe im Winter... - Sieben Trecks kommen durch - Hoffnung und Verzweiflung - Die Trecks zwischen Pr. Stargard und Straschin - Im Großen Werder - Notdienst - zurückgeblieben im leeren Dorf - Die 2. Deutsche Armee deckt die Flucht über See - Im März 1945 im Großen Werder - April 1945 westlich der Weichsel - Der Ring schließt sich - Flucht über die Ostsee - Ankunft - Auf dem Landweg nach Westen - Unter Russen und Polen - Nach Dänemark - Ins europäische Ausland und nach Übersee - Weiden von Felix Meseck

...und irgendwann gab's einen neuen Anfang 714

Quellenverzeichnis 716

Zum Verfasser 719

Anhang 720

Ein Wort zuvor

Der Entschluß, dieses Buch zu schreiben, entsprang der Heimatliebe, und Liebe möchte man bewahren, am liebsten bis in alle Ewigkeit. Diese Heimat, wie sie uns war, deutsch geprägt seit 700 Jahren, ging verloren, und so gilt es aufzubewahren die noch verfügbaren Erinnerungsbilder der schönen, oft auch harten dörflichen Welt im Werder. Wo aber findet man sie noch?

Häufig hielt man es nicht für wert, sie aufzuzeichnen. Manchmal mußten wir das Geschehen im Dorf aus dem Zeitgemälde ableiten. Dennoch gab es auch unmittelbare Quellen wie das Urkundenbuch und die Zinsbücher des Deutschen Ordens, die ersten ev. Kirchenbücher des 17. Jahrhunderts, hier und da eine Prozeßakte beim Kreisgericht in Marienburg, alle hundert Jahre einen fleißigen, wortgewandten Lehrer oder Pfarrer wie den Lindenauer Abraham Hartwich oder den Marienauer Lehrer Hildebrandt, die Mitgliederliste der Großen Werderschen Brandordnung, das Kontributionskataster von Friedrich d. Großen u.a.

Je näher wir dann unserm Jahrhundert kommen, desto reichlicher sprudeln die Quellen. Doch wo sind sie zu finden nach Flucht und Vertreibung ? Das Gemeindeamt in Marienau segnete am 25. Jan. 1945 das Zeitliche, und die Kreis- und Provinzarchive, soweit erhalten, ruhen irgendwo hinter dicken Mauern im polnischen Land. Umwege über Warschau waren nötig, um mehr zufällig als systematisch einen Blick in diese oder jene Akte zu tun.

Die Voraussetzung zu dieser Arbeit war das Sichwiederfinden der noch Lebenden der alten Dorfgemeinschaft Marienau, wo während der Treffen seit 1980 allmählich ein kleiner Schatz von Informationen, Fotografien und Berichten gesammelt werden konnte. So war der Weg zu dem Entschluß, eine Broschüre der Erinnerung zu schreiben, nur kurz. Die Begeisterung wuchs beim Suchen, Sammeln und Gestalten, so daß der zweite Entschluß, 1990 eine Computer-Anlage mit Buchdruckmaschine zu kaufen, um die Druckvorlagen selbst herstellen zu können, schon bald folgte.

In diesem Zusammenhang gilt mein herzlicher Dank allen, die durch Einzelbeiträge und Bilder dazu beitrugen, die neueren Zeitepochen anschaulich darzustellen. Er gilt insbesondere aber der Hilfe meiner Frau bei der langjährigen und unermüdlichen Sammelarbeit. Auch erstellte sie den gesamten Drucksatz dieses Buches.

Ausdrücklich sei Dank gesagt Herrn Oberarchivrat Dr. Jähnig vom Geh. Staatsarchiv Preuß. Kulturbesitz, Berlin, der uns aus den alten Ordensfolianten die Handfeste (Gründungsurkunde) des Dorfes zukommen ließ, sowie Herrn Prof. von Öhsen, der im Rahmen des europäischen Tempus-Programms, einer Gemeinschaftsarbeit zwischen der Fachhochschule Oldenburg - Fachbereich Architektur - und der Universität Thorn, Unterlagen der im Werder angefertigten Aufmaßarbeiten Marienauer Häuser (z.B. Vorlaubenhaus Brucks) zur Verfügung stellte.

Menschenwerk aber ist unvollkommen. Der Leser möge Nachsicht üben gegenüber der Unvollständigkeit von Listen, den Lücken bei der Angabe von Wohnplätzen, bei der Nennung von Verstorbenen, Gefallenen und vielen Flüchtlingsschicksalen, die unserer Arbeit nicht bekannt wurden.

Das Buch ist geschrieben den Marienauern und Werderanern als Erinnerung und Dokumentation. Und möge es auch ihren Kindern und Enkeln ein Bild vermitteln von unserm ehemals deutschen Dorf im Osten zwischen Weichsel und Nogat.

Hemmelsdorf, im Januar 1998
Helmut Enss



Marienau an der Schwente

Am 9. August 1321
in der damaligen Komturei Marienburg
von Werner von Orseln, Großkomtur des Deutschen Ritterordens,
als deutsches Dorf im Werder zwischen Weichsel und Nogat
gegründet und mit einer Handfeste ausgetan



Marienau

ist ein großes, reiches Dorf
im Werder zwischen Nogat
und Weichsel.

Paul Fechter, Zwischen Haff und Weichsel, 1954

– En Margenau heww ek met miener Fru de glöcklichste Joahr verbrocht. An de Tied onn an alle miene olle Frünnd doar war ek emer geern torrügg denke."

In Marienau (Margenau) habe ich mit meiner Frau die glücklichsten Jahre verbracht. An diese Zeit und an alle meine Freunde werde ich immer gern zurückdenken.

Max Hildebrandt, Grootwardersche Riemsels on Vertällkes, 1922

ORTSTERMIN

Wenn ich als Junge auf den weiten Ackerflächen, die zum Hof meiner Eltern gehörten, hoch zu Roß saß und die Pferde die Egge zogen, die die vom Pflug frisch umgelegten Schollen des schweren Werderbodens wieder krümelig glätten sollten, dann sog der Blick immerfort das unverwechselbare Bild der Landschaft ein: Äcker und Wiesen und Gräben und weidenbestandene Triften, ein paar verstreute Höfe im Feld, die der Blick noch erreichen konnte - noch etwas weiter weg das Dorf, ein langer Zug von Baumkronengrün. Darin eingebettet ziegelrote Dächer und Mauern von Wohn- und Wirtschaftsgebäuden. Nur die langen Scheunen des Straßendorfes, die jeweils außen zur Feldseite standen, hatten hohe lange Reetdächer, bis auf die neueren, die wie graue Riesenkisten wirkten, die Außenwandbretter senkrecht aufgenagelt und mittlerweile grau verwittert, mit einem flachwinkligen Dachdeckel drauf, mit geteerter Pappe überzogen.

Zwei Wahrzeichen überragten das Dorf und wiesen es unverwechselbar als unser »Marjenau« im Großen Werder aus: der Turm und seine spitze Spitze der katholischen Kirche, des ältesten Bauwerks im Ort, und die vier über alle Maßen mächtigen Kronen der Silberpappeln, gewissermaßen die Pförtner am südlichen Ausgang in Richtung Brodsack, Neuteich und Marienburg.

So war's, wenn man im Tannseeschen zu tun hatte, an der Grenze zu einem Nachbardorf im Südosten, wo das Land etwas anstieg und »Höhen« von zwei bis drei Metern über Normal Null erreichte. Die Reiterhöhe noch hinzuaddiert, schob sich der sichtbare Horizont auf fünfzehn Kilometer hinaus, und ins Blickfeld trat ein alter mächtiger Wächter über dem Land, die Marienburg - stolz und schön.

Pflügten oder säten wir auf den Äckern nach Westen, im Schwentenfeld, dann konnte das Auge in östlicher Richtung das Dorf über die ganze Länge von eineinhalb Kilometern entlangwandern, konnte zwischen den vier Stämmen der »Weißbäume« hindurchschauen, streifte die Scheune und den ziegelroten Stallgiebel von Vaters Hof, die Rempelsche Reetdachscheune mit den großen Toren, deren Oberteil ins Dach eingelassen war, den Kirchturm, den Treppengiebel der jüngeren evangelischen Kirche, den Bahnhof und am Nordausgang nach Rückenau und Tiegenhof die alte Bockmühle mit dem markanten Flügelkreuz.

Hier aber, nahe der Schwente, einem Flüßchen, das sich fast parallel zum Dorf von Südwesten nach Nordosten in immer ruhigem Fluß in Richtung Haff und See unterwegs befand, hier ist die Erde noch moorig schwarz und schwer zu bearbeiten. Schilf und Ackerschachtelhalm sind nur mit Mühe kleinzukriegen und behielten im Frühjahr, wenn auch

die Saat zu sprießen begann, oft die Oberhand. Mitunter sind es nur Zentimeter, eine Handspanne, die sich das Land über den Meeresspiegel erhebt. Und wenn Regen die Fluren und Wege weich gemacht hatte, dann gab's im ganzen Delta von Weichsel und Nogat, in all den »Werdern« die meistgebrauchte Vokabel für den glitschigen Grund: B l o t t .

Jetzt ist der Leser, so hoffe ich, mit mir 'vor Ort'. Nennt auch er unser Dorf oder das Werder oder Westpreußen seinen Heimatraum, so wird man ihm in der Schule von den vielen Wassern im Delta erzählt haben, von den Weichseln und Laken, von den Vorfluten und Schöpfwerken, den Deichen und den Deichbrüchen, vom Haff und der großen nahen Ostsee und wie das alles so wurde, wie es war und ist.

Wer's aber noch einmal hören möchte, vielleicht auch ein bißchen genauer als damals in der Schulstunde, der sollte weiterblättern; denn wir fahren die Geschichte noch einmal zurück und fragen nach den Menschen aus grauer und historischer Vorzeit, denen dieser Raum ebenfalls Heimat war, ehe die Marjenauer kamen.

Und wir fragen nach der großen Weichsel, dem Schicksalsstrom, die ihr altes Bett hatte, bevor sie sich dem Meer übergab, die es mehrfach verlassen mußte und jahrhundertelang im Kampf mit den Menschen lag und die Menschen mit ihr.

Das Weichseldelta und seine frühe Besiedlung

Wie das Weichseldelta entstand

Während der letzten, der sog. »Weichseleiszeit«, die ungefähr 10000 Jahre zurückliegt, reichte die Vergletscherung bis in den Raum südlich von Thorn.

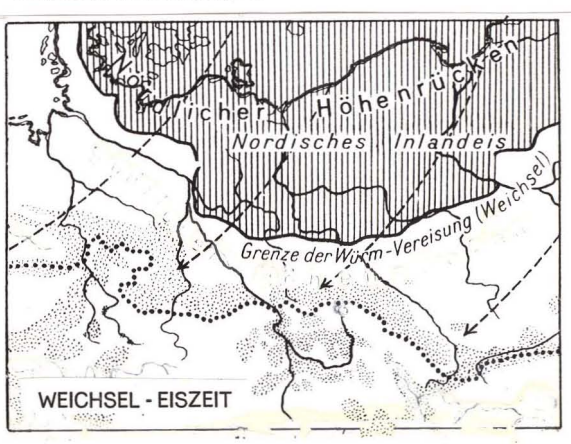
Als das Klima dann wieder wärmer wurde und das Eis allmählich abschmolz, ließ es die mitgeführten Schuttmassen als Grundmoräne zurück, so daß sich unweit der heutigen Ostseeküste ein Hügelland bildete, das wir den Baltischen Höhenrücken nennen. Zwischen diesem und dem skandinavischen Gebirge entstand in einer riesigen Mulde die spätere Ostsee.

Südlich des Baltischen Höhenrückens, wo heute Netze und Warthe fließen, gab es damals schon eine große Senke, in die über lange Zeit die Weichsel, von den Karpaten und Beskiden kommend, ihre Wasser nach Westen lenkte und in die Nordsee mündete.

Wenn wir erfahren wollen, was die Weichsel veranlaßte, ihre Richtung zu ändern, müssen wir unser Augenmerk auf den Fluß mit Namen Brahe lenken, der in einem breiten Bett von der Wasserscheide des Höhenrückens nach Süden floß, das heutige Konitz umging und eiszeitliche lose Schuttmassen mit sich führte, die er in die nach Westen fließende Weichsel leitete und einen Schuttkegel aufbaute, der dem mächtig strömenden Weichselwasser den Weg versperrte. Aber Wasser sucht sich immer wieder ein Bett dort, wo ihm der geringste Widerstand entgegentritt. So durchbrach der Strom beim heutigen Bromberg die noch lose abgelagerte Endmoräne und bahnte sich seinen Weg durch den Höhenrücken nach Norden in Richtung See. Seit jener Zeit hat die Weichsel in unserer späteren Heimat das Sagen.

Nach ihrem tausend Kilometer langen Weg erreichte sie zunächst einmal noch gar nicht die offene Ostsee, sondern einen großen eiszeitliche Brackwassersee, der als das uns bekannte Frische Haff einen großen Raum zwischen den späteren Städten Danzig und Königsberg, Dirschau, Marienburg und Elbing einnahm. Vorgelagert war ein etwa dreißig Meter hoher Dünenstreifen, den die Ostsee aufgespült hatte. Hier war in Umrissen vorgezeichnet, wo der Strom mit seinen fortwährenden mächtigen Ablagerungen der mitgeführten Sinkstoffe das Mündungsdelta gestalten sollte.

Beginnend zwischen den Steilufern bei Dirschau (Liebenau, Groß Gartz) und jenen südlich von Marienburg (Weißenberg) landete sich zunächst ein kleines Mündungsdreieck auf, das die Entstehung des späteren Oberwerders vorzeichnet.



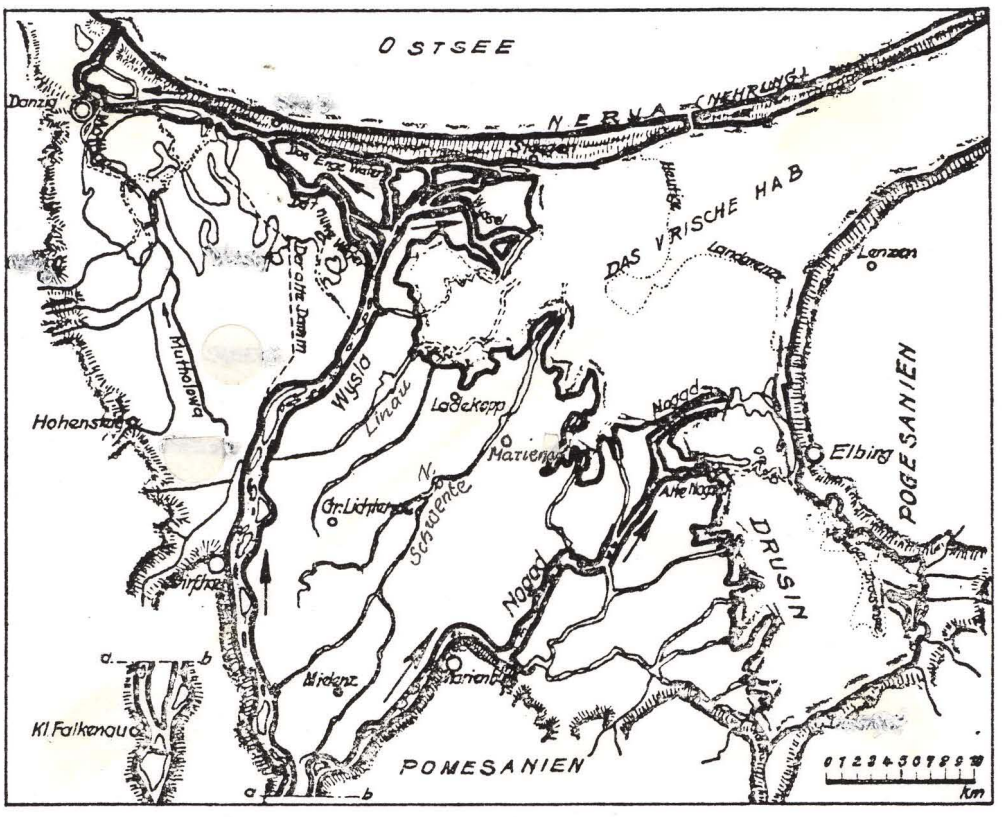
Schon tauchten kleinere und größere Flußinseln auf, die sich bei Hochwasser erneut mit Schlick überzogen. Unter der Wasseroberfläche bildeten sich tiefe und flache Rinnen, die häufig ihre Lage wechselten. So begann in langen Zeiträumen von Jahrhunderten und Jahrtausenden der bei der Deltabildung immer wiederkehrende Prozeß: der Strom baute sich sein eigenes Mündungsvorland auf und schob sein Delta Zentimeter für Zentimeter ins offene Wasser hinaus.

Noch keine künstlichen Dämme bändigten ihn,

und in unzähligen Flüßchen und Rinnsalen mußte er sich durch seine eigenen Schlickablagerungen hindurchzwängen, um das Frische Haff zu erreichen, das durch die Auflandungen der Weichsel immer weiter zurückgedrängt wurde.

so stabilisierte sich die Lage der Nogat, des zweiten großen Mündungsarmes, der westlich von Truso, dem späteren Elbing, das Haff erreichte.

Zwischen beiden gewann unsere Heimat allmählich an Gestalt: das Große Werder,



Die entstandenen Werder, die immer längere Zeiträume wasserfrei blieben, wuchsen und begrünten sich mit Kalmus und Binsengewächsen.

Doch noch immer nicht trat auf diesen niedrigen Feuchtlandflächen eine besiedlungsfähige Statik ein. Bald wurden einzelne Mündungsarme zwischen den aufwachsenden Schlickinseln erkennbar, durch ein Gewirr kleinerer Wasserläufe miteinander verbunden.

Am Ostrande des Deltas unterhalb der Dirschauer Höhen zog die Stromweichsel in einem nun gesicherten Bett nordwärts. Eben-

die Flußinsel zwischen Weichsel und Nogat.

Nur die Schwente teilte es noch - ein dritter Mündungsarm, der nördlich der Montauer Spitze von der Stromweichsel abzweigte und geradewegs quer durch das Werder dem Haff zustrebte.

Allmählich bauten auch die drei Mündungsarme ihre eigenen Delten auf, und kurz bevor die Schwente das offene Haff erreichte, da werden wir später unser Heimatdorf finden.

Nach der rekonstruierten Karte von H. Bertram verlief die südliche Haffgrenze um das Jahr 1300 n. Chr. ungefähr auf der Linie von

Rotebude nach Gr.Mausdorf. Nur das eben erwähnte Schwentedelta sprang nach Nordosten erheblich über diese Linie vor.
Mittlerweile bedeckte eine 30 Meter dicke Schlickschicht nahezu die gesamte Oberfläche des Deltas. Einige kilometerlange Sandriffe erhoben sich über die fast tischebene Niederung. Auf diesen »Sandern« hat man einige frühgeschichtliche Siedlungsfunde gemacht (bei Ladekopp ...). Sie deuten auf die ältesten Dorfanlagen hin.
Zu dieser Zeit waren jedoch die Stromweichsel und die Nogat schon die stärksten wasserführenden Mündungsarme. Die Ablagerungen der Weichsel trafen auf die hohen Sanddünen der Nehrung und bildeten vor diesen ein großes Auflandungsplateau. Hier begann sich die Stromweichsel im Dünenstau aufzuspalten.
Das Danziger Werder war jetzt bereits durch eine Ablagerungsbrücke der Weichsel vom östlichen Haff getrennt und wies nur noch verkrautende, verlandende Altwasser auf, an deren nördlichem Rand ein Weichselarm (die heutige Tote Weichsel) die Führung übernahm und auf der Höhe von Danzig die Ostsee erreichte.
Ein zweiter Arm wurde von der Nehrung nach Osten abgedrängt. Damals hieß dieser Arm »die alte Wyssel«, und bereits hier war die spätere Elbinger Weichsel zu erkennen, die das ganze Steegner Werder auflanden und sich mit dem Schwentedelta verbinden sollte. Abgeschnürt blieb dann zwischen beiden die auch heute noch immer riesige Senke um die Große und die Kleine Lienau und den Schlund.
Die Nogat hingegen hatte schon lange Zeit begonnen, das spätere kleine Marienburger Werder zu modellieren, indem sie im Norden bei Zeyer mit einer schmalen Landverbindung zur Elbinger Höhe das südliche Haff, den »Drusin«, abteilte und den späteren Siedlungsboden für Grunau, Thiensdorf und andere Orte bildete. Vorgreifend auf die spätere Entwicklung, entstand hier in großen Zeiträumen aus dem südlichen Haffbecken der Drausensee.

Nun müssen wir jedoch noch einmal von der Schwente reden, denn geographisch ist sie ein Stück unseres Dorfes geworden und geblieben. Auch heute noch bildet sie seine westliche Gemeindegrenze.
In Vorzeiten hatte sie es schwer, gegen die bald erkennbaren großen Mündungsarme Weichsel und Nogat. Obgleich sie zunächst als breiter Fluß in die Mitte des Werders einströmte, ihre Wasser aus Weichsel und Nogat abzweigte und sich zudem aus zahllosen Quellen des sich langsam auflandenden Oberwerders speiste. Es bildeten sich Flußarme heraus, die alle einer tiefen Delle im Großen Werder zustrebten, die sich zwischen Lichtenau und Tralau verengte und ab dem heutigen Leske den einen großen Fluß Schwente aufnahm. Bis dahin waren es die Große und die Kleine Schwente und die Seelaake.
Letztere hat die Verbindung mit der Stromweichsel noch bis um das Jahr 1300 offengehalten. Bezeichnenderweise hieß die Schwente nur an diesem Oberlauf Seelaake, wohl weil sie der einzige Flußlauf abströmenden Weichselwassers war, der eine direkte Verbindung zwischen Strom und See herstellte, die Nogat natürlich ausgenommen.
Zuvor jedoch hatten Sinkstoffe der Weichsel und Nogat, die sich an deren Uferrändern bei Überschwemmungen ablagerten, die Auszweigungen der beiden anderen Schwentearme zugeschwemmt. Ihr Schicksal hat die Seelaake nie ereilt. Sie wurde um das Jahr 1300 im Zuge der Eindeichung von Weichsel und Nogat einfach vom Strom durch den Deich abgetrennt.
»Es ist aber nicht zu verkennen,« vermutet Bertram, »daß, falls diese Eindeichung nicht eingesetzt hätte, über kurz oder lang bei einem besonders großen Hochwasser die Schwente wieder eine größere Bedeutung gewonnen hätte, insofern, als bei ihrer tiefen Lage sich die Hauptwasserführung der Gesamtweichsel in die Schwenterinne verlegt hätte.«

Frühe Besiedlung an der unteren Weichsel

Vorgeschichte

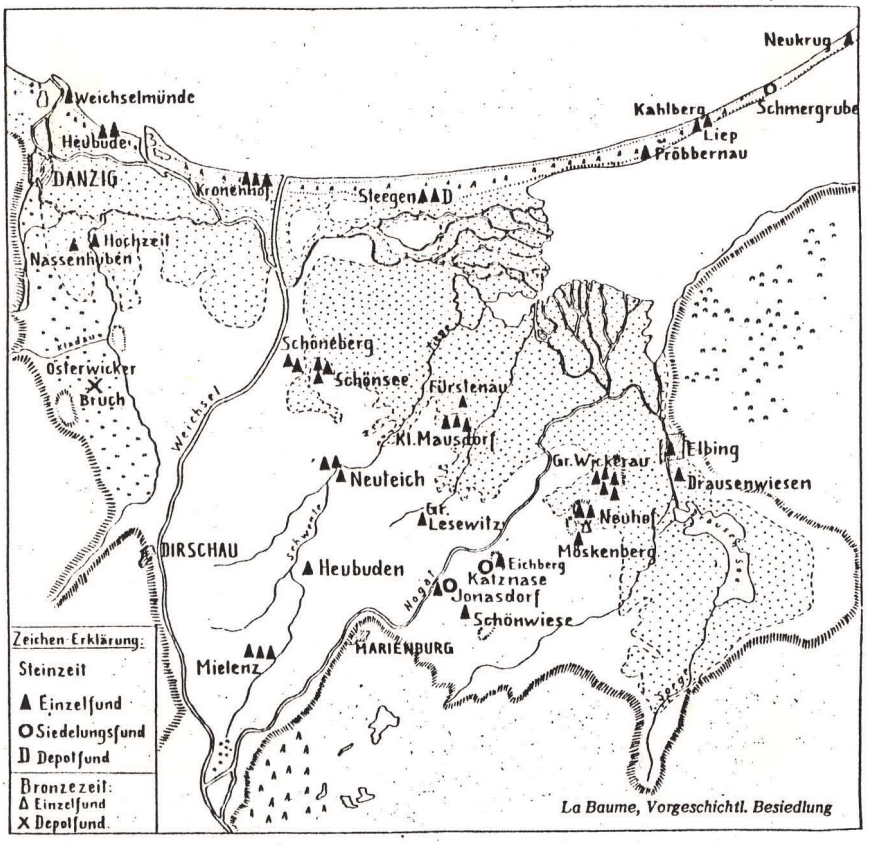
»Und die Erde war wüst und leer...«
In Gedanken überfliegen wir die zehntausend Jahre, seit die Gletscher der letzten Eiszeit abgeschmolzen waren und der Wind von Süden Pflanzensamen auf die Endmoränen wehte, auf das Hügelland, das man später westlich der Weichsel den Pommerschen Landrücken und östlich davon den Preußischen Landrükken nennen wird.
Nicht genau zu datieren ist die Zeit, als Bewuchs von Sträuchern und Bäumen den Boden befestigt und begrünt und damit siedlungsfähig gemacht hatte. Noch lange lag das untere Weichselland im Schlaf der Zeiten.
Geschichte aber beginnt erst dort, wo wir Geschichten lesen oder hören können; Geschichten vom Leben der Menschen. Dennoch, für die geschichtslose Zeit gibt die Erde Fundstükke von Dingen preis, welche Menschen in jenen Jahrtausenden benutzt haben. Und neuzeitliche Forschungsmethoden sind in der Lage, die Fundstücke zu datieren und zuzuordnen.
Aus Funden weiß man, daß die ersten Siedler aus den uralten kontinentalen Weiten gekommen sind. Sie schufen, sich steinzeitlicher Werkzeuge bedienend, eine primitive Jäger- und Sammlerkultur, von der wir Näheres nicht wissen.
Neben dem grob behauenen Faustkeil waren einfache Werkzeuge aus Knochen und Geweih Gegenstände ihres alltäglichen Lebens.
Sicher ist auch, daß sich diese früheste Kultur des Fischfangs bediente, denn er war eine der mühelosesten Arten der Nahrungsbeschaffung. Das Meer und das Haff und die Weichsel mit ihren Nebenflüssen und Mündungsarmen lagen im Lebensbereich dieser Steinzeitmenschen.
Die folgende Fundkarte, die Anfang dieses Jahrhunderts von La Baume erstellt wurde, zeigt, daß der nördliche Teil des Mündungsgebietes ein feuchtes morastiges Gebiet und großenteils freies Haff gewesen sein muß, auf dem noch keine Besiedlungsspuren erkennbar sind, die Nehrung ausgenommen. Auch die Umgebung des Drausensees, der damals eine mindestens zehnfache Ausdehnung gehabt haben muß, ist völlig fundstellenfrei.
Auf das Große Werder bezogen, nenne ich hier einige Orte mit den uns bekannten deutschen Namen, bei denen man vorwiegend in Flußsandschichten Funde gemacht hat. Aus dem Raum Fürstenau existiert ein Steinhammer mit Schaftloch, der achtzehn Zentimeter lang ist, aus Kl. Mausdorf sind, aus der Jüngeren Steinzeit stammend, ein kleines flaches Steinbeil bekannt, ein Steinhammer und ein weiterer vom Grundstück des früheren Besitzers Jakob Dyck. In der Nähe von Neuteich hat man bei Regulierungsarbeiten der Schwente im Jahre 1893 ein Steinbeil gefunden.
Für Marienau sind jungsteinzeitliche Funde nicht bekannt, woraus man nicht schließen sollte, daß es nicht auch dort Jäger, Sammler und Fischer gegeben hat; denn alle Funde sind Zufallsfunde, und was die Erde noch verborgen hält, mag ein Vielfaches von dem betragen, was bekannt ist.

Jüngere Steinzeit (etwa 4000 bis 1800 v.Chr.)

In späterer Zeit formte der Mensch Ton zu Gefäßen und verzierte sie, indem er Punkt-

reihen mit gezähnten Knochenstempeln hineindrückte. Die Wissenschaft spricht hier von jungsteinzeitlicher Kammkeramik.
Am Ende der erwähnten Zeit tauchten in unserm Gebiet Ornamente anderer Art auf. Es waren Abdruckmuster gedrillter Schnüre, die man an vorgeschichtlichen Tonwaren auch anderer Kulturgruppen Mitteleuropas findet. Hier, wo sich diese beiden Kulturen überschnitten, spricht man von der Haffküstenkultur, welche besonders am Frischen und Kurischen Haff eine große Funddichte hinterlassen hat.

den, und wir können davon ausgehen, daß wir es wenigstens im ostpreußischen Raum nunmehr mit einer ununterbrochenen Besiedlung durch die altprussisch-baltische Bevölkerung zu tun haben.
Uneinheitlicher gestaltet sich die Siedlungsgeschichte westlich der Weichsel, wo die »Lausitzer Kultur« zu Hause war, während das pommersche Küstengebiet auch germanisch-baltische Einflüsse erkennen läßt.
Um 1000 v.Chr. finden wir nordisch-germanische Gruppen westlich und östlich der Weichsel bis zur Passarge, die bereits ein be-



Bronzezeit (etwa 1800 bis 700 v.Chr.)

In unserm weiträumigen Überblick nähern wir uns allmählich der Bronzezeit. Zu dieser Zeit waren die Menschen bereits seßhaft geworachtliches kulturelles Niveau erreicht haben. Eines ihrer Hauptmerkmale ist ihre Gesichtsurnenkeramik. In die Bestattungsgefäße waren Gesichter modelliert.

Ostgermanen

Eisenzeit (ab 700 v.Chr.)

Die Datierungen sind grob und die Übergänge fließend.
Für den südlichen Weichselraum erwähnt der römische Schriftsteller Tacitus die germanischen Bastarnen, die aber dann im dritten Jahrhundert vor der Zeitrechnung ihre Wohnsitze wieder verließen und sich im Raum der Karpaten ansiedelten.
Auch die ostgermanischen Siedler an der unteren Weichsel verließen ihre Wohnsitze im späteren Westpreußen in Richtung Süden, so daß das Land um etwa 300 v.Chr. eine Zeitlang fast menschenleer war.
Erst um 150 v.Chr. kamen ostgermanischen R u g i e r (aus dem Rogaland in Norwegen) und wurden im unteren Weichselland seßhaft. Sie stießen vorübergehend sogar bis ins Samland vor. Auch das bekannte Gräberfeld von Rondsen im Kreis Graudenz ist ihnen zuzurechnen.



Das östliche Mitteleuropa zur Zeit um Christi Geburt

Gerade hundert Jahre waren vergangen, als sich auf dem Frischen Haff und am Unterlauf der Weichsel die Segel und Bootsrümpfe großer Flotten zeigten. Wir sind nahe an die Zeitenwende herangekommen, als das große Volk der O s t g o t e n ihre Stammgebiete in Südschweden (Gotland) verließ und hier im Mündungsgebiet der Weichsel für Jahrhunderte eine neue Heimat fand.
Hier stehen wir historisch auf sicherem Boden, denn Tacitus bestätigt den Gotones in seinem Buch »Die Germania« im Jahre 98 n.Chr. (De origine et situ Germanorum) diese Wohnplätze.
Der Geschichtsschreiber Jordanes, ein Nachfahre der Goten, bezeugte im Jahre 551 n.Chr. in seiner Schrift »De origine actibusque Getarum« besonders ausführlich die Geschichte seines eigenen Volkes.

»Im Norden, in den Salzfluten des Ozeans, liegt Skandinavien, eine große Insel. Sie hat die Form eines Zitronenblattes mit eingedrückten Seiten, lang gestreckt und in sich geschlossen... Ihre Vorderseite liegt der Weichsel gegenüber, die auf den Bergen Sarmatiens entspringt, in drei Mündungen in den Ozean fließt und Germanien und Skythien trennt. Nach alten Berichten sind von dieser Insel Skandinavien wie aus einem Mutterschoße der Völker einst die Goten unter ihrem König Berig ausgewandert. Es sollen wilde und kriegslustige Menschen gewesen sein. Sie gaben dem Land, das sie nach Verlassen ihrer Schiffe betreten hatten, den Namen; denn es wird heute noch Gotiskandza genannt (gemeint ist das Gebiet zwischen Oder- und Weichselmündung). Von da drangen sie zu den Sitzen der Ulmerugen vor. Auch deren Nachbarn, die Vandalen, besiegten und unterwarfen sie. Als ihre Volkszahl immer mehr wuchs und ungefähr der fünfte König nach Berig, Filimer, Sohn des Cadarig, herrschte, beschlossen die Goten, mit allen Kriegern und den gesamten Familien auszuwandern. Auf der Suche nach geeigneten Wohnsitzen

kamen sie in das Land der Skythen und drangen bis an das Schwarze Meer vor. In ihren Gesängen halten die Goten das alles fast mit historischer Treue fest.«

Wie man aus neuzeitlichen Fundstücken erkennen kann, müssen die Goten bereits im Weichselgebiet ein hohes gesellschaftliches und kulturelles Niveau gehabt haben. Aus ihrer skandinavischen Heimat brachten sie die Körperbestattung mit, die die bis dahin übliche Urnenbestattung ablöste. Man hat auch reichhaltige Schmuckstücke wie Fibeln und Gürtelschließen gefunden sowie Halsketten aus Bernstein und die sogenannte Buckelhaube, eine Art Kopfschmuck.
Sie waren Meister im Schiffs- und Wagenbau, und ihre Häuser bestanden aus schweren Eckpfosten und lehmverstrichenen Flechtwänden mit Satteldach. Im Grundriß waren sie vier mal sechs Meter groß. Als Waffe trugen sie die Reiterlanze und ein Kurzschwert.
Ein Zweigstamm der Ostgoten, die G e p i d e n , siedelte im Raum östlich der Weichsel und breitete sich bis etwa zur Passarge aus, bis zu einer Linie, östlich derer die schon erwähnten Prussen (nach römischer Lesart die Aestier) wohnten, die anderen baltischen Völker in diesen Namen mit einschließend.
Von ihnen, den Gepiden, berichtet der Geschichtsschreiber Jordanes, daß sie auf einer Insel verweilten, die rings von den Untiefen der Vistula (Weichsel) umgeben sei. In ihrer Sprache habe sie Gepidoios (Gepidenau) geheißen. So darf man wohl vermuten, daß er d a s G r o ß e W e r d e r im heutigen Weichseldelta gemeint hat. Nach ihnen sollen die ebenfalls germanischen V i d i v a r i e r zwischen Weichsel und Nogat gesiedelt haben.

Ab dem dritten Jahrhundert nach Chr. wanderten große Teile, wie auch Jordanes berichtet, aus unserer späteren Heimat fort, die Weichsel aufwärts, und nur Reste der germanischen Siedler sind bis ins siebente Jahrhundert, verstreut zwischen Prussen und Slawen, hier nachzuweisen.

Die Gepiden und die Vidivarier selbst haben kein schriftliches Zeugnis hinterlassen, doch die Bodenfunde, die La Baume in der folgenden Karte lokalisiert, sind doch ein beredtes Zeugnis für ihre Ansiedlung in unserm engeren Heimatbereich.
Man fand eisenzeitliche Gegenstände im Raum unseres späteren Dorfes und in seinem weiteren Umkreis.

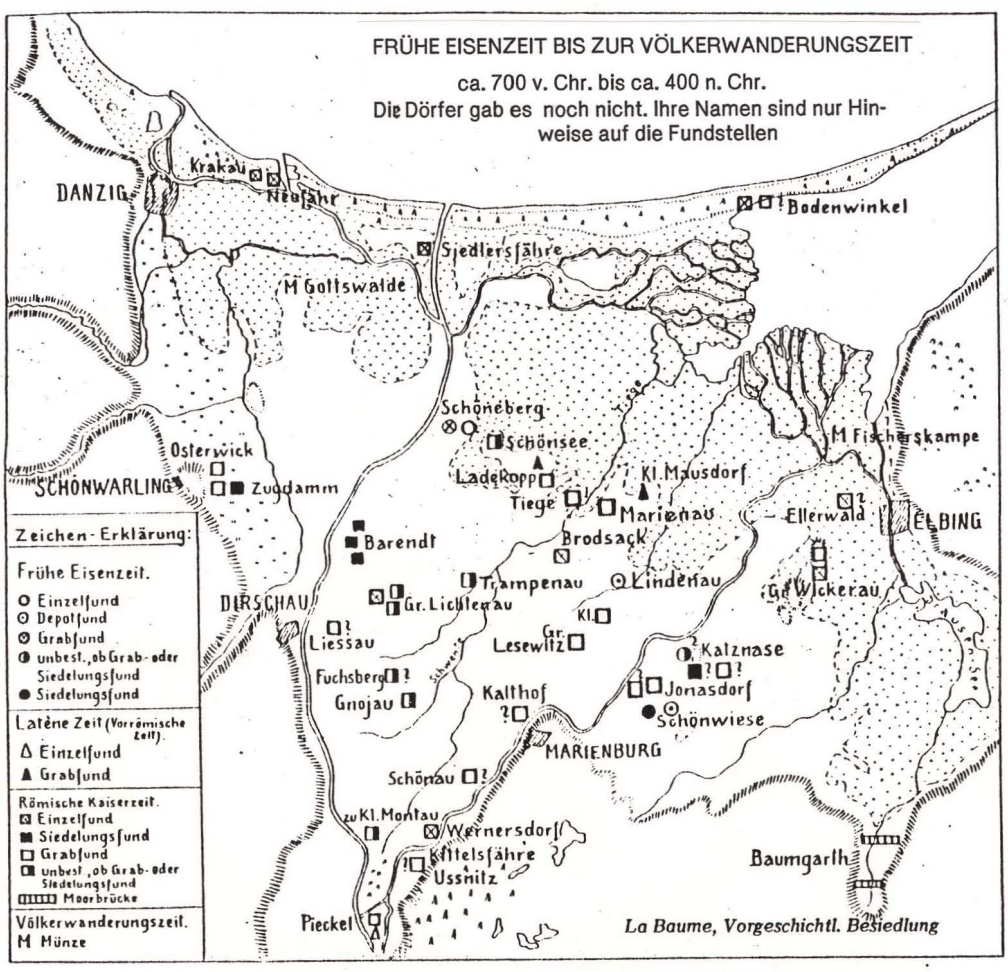
M a r i e n a u : In der Feldmark unseres Dorfes in Richtung Tannsee sind am Ende des vorigen Jahrhunderts frühgeschichtliche Tongefäßscherben gefunden worden. Da fast alle Bodenfunde auf höher gelegenen meist sandigen Stellen gemacht wurden, kann es sich hier eigentlich nur um das Feld mit der Hermann Enß'schen Sandkuhle handeln, welches östlich der Rohrlake ziemlich steil anstieg. Die Fundstücke sind seinerzeit nach Danzig gekommen.
L a d e k o p p : Auf der Feldmark von A. Wiens, etwa einen Kilometer westlich des heutigen Dorfes, fand man beim Straßenbau (Richtung Schöneberg) auf einer von Schlick überdeckten sandigen Erhebung Schmuck aus dem ersten Jahrhundert v. Chr. Es sind Emaille- und Glasperlen, eine achtförmige Bernsteinperle und eine Riemenzunge aus Bronze; ferner ein doppelseitiger Kamm, aus Tierknochen angefertigt, ein Bronzearmring und zwei Bronzeschnallen.
Bei weiteren Ausgrabungen im Auftrag des Danziger Museums traten eine Reihe tönerner Spinnwirtel (Spindelsteine) zutage.
Eine kunstvoll gestaltete Bronzeschale sowie eine Schöpfkelle mit einem Siebeinsatz und einen Bronzekessel brachte man ins Museum der Stadt Danzig.
Ladekopps Friedhof soll von etwa 150 v.Chr. bis 400 n.Chr. ständig belegt gewesen sein. Die älteren Gräber enthielten eiserne Beigaben (Schwerter, Lanzenspitzen und einige Buckel hölzerner Schilde, auch Gürtelhaken, Nadeln und Fibeln).
T i e g e : Sand, der in dem weiten Schwemmland des Werders eine Rarität war, mußte man suchen und fand ihn zuweilen an einigen höher

gelegenen Flecken unter einer dünnen Lehmkruste. Auch in unserm Nachbarort Tiege wurde man endlich fündig und - man fand noch mehr, einen ganzen Urnenfriedhof an der Landstraße zwischen Tiege und Tiegenhof. Leider gingen unter dem Eifer des Finderglücks viele der zweitausend Jahre alten Gefäße zu Bruch. Der damalige Lehrer Buszinsky konnte jedoch die Reste einer großen schwarzen Urne und ein kleines Tongefäß mit Knochenresten dem Museum übergeben.

Um 1890 machte man in der Nähe in der Feldmark des Bauern Rahn noch einmal einige Grabfunde; darunter ein getriebenes Bronzegefäß mit Einäscherungsresten.

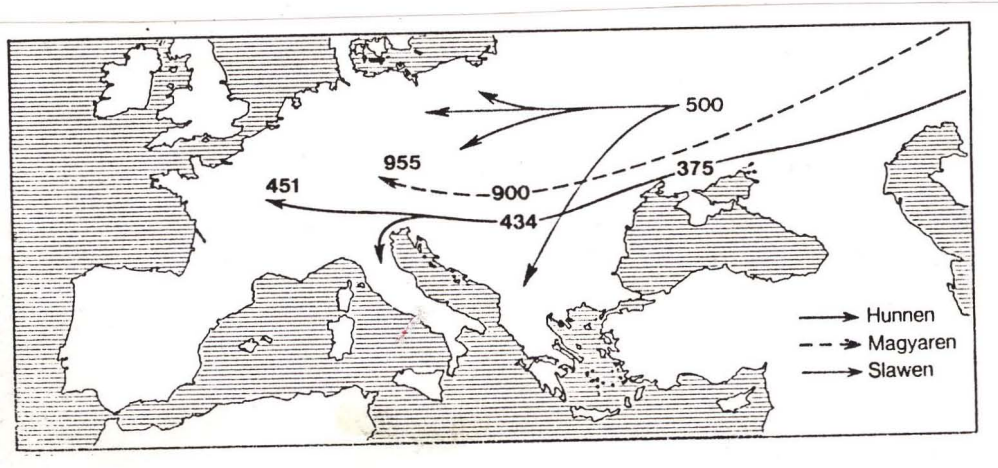
War es im gleichen Siedlungszeitraum auf den Danziger und Pommerschen Höhen üblich, die Urnen in flachen Senken beizusetzen, die von Steinwänden eingefaßt waren (Steinkistengräber), so gab es solche Einfassungen im Schwemmlandgebiet der Weichsel nicht, da dieser Boden keine Steine enthält.

L i n d e n a u : Zwischen dem Dorf und Gr.Mausdorf gibt es eine Stelle, die drei Meter über dem Meeresspiegel liegt. Dort, wiederum auf einem urzeitlichen Sander, bei späteren Überschwemmungen mit Schlick überdeckt, fand man einen Bronzeschatz: zwei Halsringe, vier große Gewandfibeln mit einem flachen Scheibenkopf, drei Armspiralen und ein



völkerten Raum nicht so vorstellen, daß man dort niemanden mehr angetroffen hätte. Auch auf den trockenen Gründen im Werder wird es leerstehende Einzelgehöfte gegeben haben, aber wenige, die noch bewohnt und deren Felder darum bewirtschaftet waren.
Diese seßhaft gebliebenen Menschen haben dann im Nebeneinander mit den Zuwanderern ihre Existenz eine Zeitlang bewahren können. Andere wiederum sind sehr schnell im fremden Volkstum aufgegangen.
Wir wissen nicht, was für den Zug der Slawen nach Westen Anlaß gewesen sein mag. Für den heutigen rückwärts gewandten Betrachter waren die nun folgenden Slawenwanderungen ein gewaltiger Aufbruch aus einem für uns geschichtslosen Raum zwischen Pripjetsümpfen, Dnjepr und Karpaten.

tigen Staatsvölkern der Slowenen, Kroaten, Serben und Bulgaren geworden sind.
Endlich nach Westen und damit auch in unsere spätere Heimat wanderten jene Slawenstämme, die im Laufe der dann folgenden Jahrhunderte eigenständige Volkskörper als Polen, Pomoranen, Sorben, Slowaken und Tschechen wurden.
Da es während dieses Prozesses kriegerische Auseinandersetzungen nicht gegeben hat, fand ihre Ansiedlung wohl vorwiegend durch Unterwanderung statt.
Um das Jahr 600 n.Chr. kam die Westbewegung der Slawen auf der Linie Kiel, die Elbe entlang bis zum Böhmerwald zum Stillstand.
Unberührt von dem großen Slawenzug nach Westen blieben die altangestammten Wohnsitze der Prussen und Balten.



Möglich ist dies: der Hunnensturm 375 n.Chr. hatte ihr südliches Siedlungsgebiet gestreift und in die seßhaften Slawenstämme ein Element der Unruhe getragen. Zusammen mit dem Sog, den der entvölkerte Weichselraum auf sie ausübte, reifte die sich verbreitende Unruhe zu dem Entschluß aufzubrechen: nach Osten und Südosten, wo sich aus ihnen russische und ukrainische Völkergruppen bildeten; nach Südwesten diejenigen Slawen, die sich auf dem Balkan niederließen und zu den heu-

Hätten wir jedoch im 6. /7. Jahrhundert unserer Zeitrechnung einmal die Gelegenheit gehabt, auf schmalen Wegen und Pfaden - mit Hindernissen, versteht sich - durchs große Werder zu reiten, hätten wir auch dort vereinzelt schon slawische Siedler angetroffen, in der Mehrzahl wohl aber ein paar Prussen oder Balten anderer Stämme. Eine Mischbevölkerung war hier anzutreffen, in geringer Zahl, denn - unser heutiges Werderbild vor Augen - würden wir wohl eher berichten: immer noch alles so ziemlich wüst und leer.

Die Prussen

Seßhaft bis zur Verwurzelung mit den trutzigen, knorrigen Eichen, die sie umgaben - das waren die Prussen, ein Volksstamm der Balten.

Ihr uraltes angestammtes Siedlungsgebiet ist uns bereits seit Tacitus bekannt, der von den Ästiern (Aestii) östlich der Weichsel berichtet. Ihre festen Stammsitze waren annähernd 2000 Jahre lang fast identisch mit dem späteren historischen Ostpreußen - bis, ja - bis 1945 n.Chr., als die preußische und mit ihr die prussische Geschichte ihr jähes Ende fand.

Das Deltagebiet der Weichsel - und somit auch unser Werderraum - war jedoch seiner häufigen Überschwemmungen, seiner zahllosen Flußläufe und seiner Sümpfe wegen für eine volkreiche Daueransiedlung der Prussen wenig geeignet. Dennoch waren kleine und größere Trockenflächen vorhanden, die eine dünne Besiedlung sehr wohl erlaubten.

Der prussische Gau Pomesanien grenzte an das Werder oder überschritt auch zuweilen die Nogat, so daß das Delta, wie auch Funde bestätigen, über lange Zeit ein Begegnungsraum zwischen ihnen und jenen war, die westlich siedelten.

Als die seefahrenden Goten und später auch die Wikinger das Land an der unteren Weichsel großflächig beanspruchten, zogen sich die Prussen in kluger Überlebenskunst nach Osten zurück, zeitweise bis an die Passarge, um nach Abzug dieser Völkerschaften die alten Räume wieder einzunehmen.

Seit dem Slawenzug nach Westen um 700 n.Chr. hatten die Prussen jenseits der Weichsel in den Pommerellen slawische Nachbarn, mit denen sie zuweilen auch die Siedlungsflächen und die Fischgründe im Großen Werder teilten.

Sie lebten in einem losen Verbund von elf Stämmen mit ihren Gaufürsten. Diesen waren Sippenverbände untergeordnet. Auch wird von einer ständischen Dreigliederung berichtet, bei der man Regierende (reges), Edelleute (nobiles) und gemeines Volk (communis populus) unterschied.

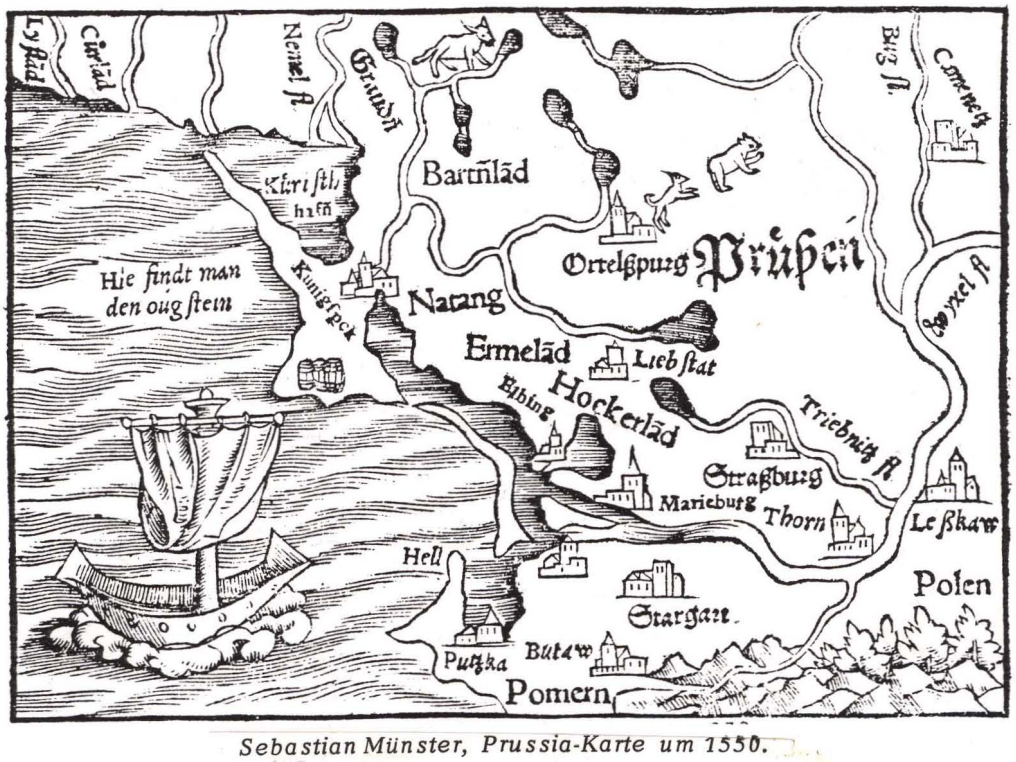
Die Namen ihrer Gaue sind fast ausnahmslos über tausend Jahre hinweg in den späteren geographischen Bezeichnungen wiederzufinden. Es sind dies Pomesanien, einschließlich Kulmer Land, Pogesanien, Warmien (Ermland), Sassen, Samland, Natangen, Barten, Galindien, Schalauen, Nadrauen und Sudauen.

Der Sage nach gab es einmal einen Erbstreit, wie das Land aufzuteilen sei. Dann hätten die Götter geboten, es an die zwölf Söhne des großen Widewud zu vergeben. So herrschte dann »Samo in Samland, Sudo in Sudauen, Nadro in Nadrauen, Schalauo in Schalauen, Natango in Natangen, Galindo in Galindien, Warmo wurde Fürst von Warmien; dieser starb aber sehr bald und hinterließ seiner Frau Erma das Land, das dann nach ihr Ermland benannt wurde. Hoggo erhielt die Herrschaft über Hockerland. Er hatte drei Töchter, Mita, Cadina und Pogezana. Die letztere wurde eine im ganzen Volke hochgeachtete Priesterin, weshalb ihr Name in Pogesanien fortlebt. Pomezo erhielt Pomesanien und Chulmo das Kulmer Land« (Baumann, Die Prußen).

Eine große zusammenhängende Geschichte dieses westbaltischen Volkes gibt es nicht, doch es ist erstaunlich, daß zahlreiche schriftliche Zeugnisse vorhanden sind: die des Römers Tacitus um 100 n.Chr., Cassiodors um 520 n.Chr., des gotischen Geschichtsschreibers Jordanes um 550 n.Chr., des Franken Einhard um 800 n.Chr., des Wikingers Wulfstan um 890 n.Chr., des arabischen Kaufmanns Ibrahim Ibn Jakub um 965 n.Chr., die Adalberts von Prag um 995 n.Chr., die Quedlinburger Annalen um 1000 n.Chr., jene des Gallus Anonymus in der Chronik Polens um 1100 n.Chr., die des Helmold von Bosau in seiner Slawenchronik um 1150 n.Chr., des Ordenschronisten Peter von Dusburg um 1320 n.Chr. u.a.

So kann man ein Bild bekommen, wenn auch einige wenige Aussagen widersprüchlich sind;

schließlich erstreckt sich der Berichtszeitraum über annähernd eineinhalb tausend Jahre.
Bei den meisten Chronisten werden die Prussen als friedvolle Ackerbauern beschrieben, die am Ende des ersten Jahrtausends n.Chr. auf einer beachtlichen Kulturstufe standen, einen gewissen Wohlstand erreicht hatten, mit Bernstein und Pelzen handelten und das »Gold des Nordens« kunstvoll zu bearbeiten verstanden. Nie haben sie die Lust verspürt, Welten zu erobern.



Sebastian Münster, Prussia-Karte um 1550.

Wenn aber Fremde mit bösen Hintergedanken versuchten, in ihr Land einzudringen, so berichtet schon um 965 der Kaufmann Ibrahim Ibn Jakub, daß sie sich tapfer wehrten, aber daß sie nach der Kampfaussetzung bald möglichst zum Frieden zurückkehrten und in der Verteidigung ihrer Burgen erfinderisch, beharrlich und umsichtig gewesen seien.
Peter von Dusburg, der Chronist des Ordens, nennt als ihre Waffen Speere, mit denen sie das Wild jagten, kleinere Wurfkeulen, die hinter einem Gürtel um den Leib steckten, und lange Streitkeulen, die um den Kopf geschwungen wurden und eine Annäherung der schwerttragenden Gegner zu einem erprobten Risiko werden ließen.
Wörtlich kann man bei Helmold von Bosau lesen: »Die Prussen haben noch nicht des Glaubens Licht erblickt. Es sind Leute mit vielen natürlichen Gaben, sehr menschenfreundlich gegen Notleidende. Schiffbrüchigen und von Seeräubern Bedrohten fahren sie sogar entgegen und helfen ihnen. Gold und Silber gilt ihnen sehr gering, doch im Überfluß haben sie Felle, deren Duft in unsere Welt das tödliche Gift des Hochmutes gebracht hat... Von dem Fleisch ihrer Zugtiere ernähren sie sich, deren Milch und Blut sie auch trinken, so daß sie davon berauscht werden sollen. Sie sind blauäugig, rotgesichtig und langhaarig. Übrigens wollen sie, in ihren Sümpfen unangreifbar, keinen (fremden) Herren bei sich dulden. Von ihnen wird in Wahrheit noch bis

auf den heutigen Tag den Unsern, mit denen sie doch sonst alles teilen, der Zutritt zu den Hainen und Quellen verwehrt, weil diese, wie sie meinen, durch den Besuch der Christen unrein würden.«

Als Wulfstan um 890 n.Chr. als Kaufmann in Truso und in prussischen Landen weilte, sind auch ihm Sitten und Lebensweise seiner Handelspartner bekannt geworden: »Das Ästierland (Land der Prussen) ist sehr groß, und es sind dort viele Burgen, und auf jeder Burg ist ein König. Dort gibt es auch sehr viel Honig und Fischfang; der König und die reichsten Männer trinken Stutenmilch, die Unbemittelten und Unfreien trinken Met. Bei den Ästiern wird kein Bier gebraut, aber Met ist dort genug vorhanden.
Bei den Ästiern herrscht der Brauch, wenn ein Mann gestorben ist, daß er unverbrannt drinnen bei seinen Verwandten und Freunden einen Monat, oder unter Umständen zwei, liegen bleibt - die Könige und die andern vornehmen Männer aber umso länger, je größeren Reichtum sie haben. Zuweilen dauert es ein halbes Jahr, daß sie unverbrannt bleiben, und sie liegen über der Erde in ihren Häusern. Und die ganze Zeit, während der die Leichen drinnen liegen, sollen Trunk und Spiel herrschen bis an den Tag, an dem sie sie verbrennen.
Und an demselben Tage, an dem sie den Toten zum Feuerstoß tragen wollen, teilen sie seinen Besitz, der zum Erbe gehört, nach dem Gelage und dem Spiel in fünf oder sechs, zuweilen auch mehr Teile, je nachdem im Verhältnis zum Vermögen. Sie legen dann ungefähr eine Meile vom Gehöft den größten Teil hin, dann den zweiten, dann den dritten, bis daß er allesamt auf der Meile niedergelegt ist; und der kleinste Teil soll am nächsten bei dem Gehöft liegen, in dem der Tote ruht. Dann sollen sich alle Männer versammeln, die die schnellsten Rosse im Lande haben, ungefähr fünf oder sechs Meilen von dem Schatz entfernt. Dann rennen sie alle auf das Schatzgut zu: und so gelangt der Mann, der das schnellste Roß hat, zu dem ersten und größten Vermögensteile, und so jeder nach dem andern, bis daß alles genommen ist; und der bekommt den kleinsten Teil, der am nächsten beim Gehöft das Schatzgut im Laufe erreicht. Darauf reitet ein jeder mit seinem Schatz seines Weges, und alle müssen ihn behalten. Darum sind auch die schnellen Rosse dort ungefüge Tiere. Und wenn sein Schatz auf diese Weise ganz verteilt ist, dann bringt man ihn (den Toten) hinaus und verbrennt ihn mit seinen Waffen und seiner Rüstung. Und alsbald geben sie all seine Schätze dem langen Grab des toten Mannes bei, und in der Reihenfolge, wie sie es an dem Wege hingelegt hatten, die es im Wettlauf erlaufen und genommen hatten. Auch ist es bei den Äestiern Brauch, daß dort die Menschen jeder Sprache verbrannt werden müssen; und wenn man nur einen Knochen unverbrannt findet, so müssen sie es schwer büßen.
Es gibt bei den Ästiern auch eine Kunst, daß sie nämlich Kälte erzeugen können; und darum liegen die Toten dort so lange, ohne zu faulen, weil sie die Kälte auf sie einwirken lassen. Und wenn man zwei Gefäße voll Bier oder Wasser hinsetzt, so bewirken sie, daß beide überfroren sind, sei es nun Sommer oder Winter.«
Den sprachunkundigen Fremden wird man gewißlich auch manchen Bären aufgebunden haben; doch nicht zu bezweifeln ist, daß ein so uraltes Volk langjährige Erfahrungen in ihre Lebensweise eingebracht hat, und daß auch manches für uns Skurile zu deren Alltag gehörte.

Keine Völkerbewegung Europas hatte die Prussen bisher zur Aufgabe ihrer Heimat veranlaßt. Und auch das sich im Abendland immer weiter ausbreitende Christentum hatte sie nicht berührt. Noch lange sollten sie in der Gedankenwelt ihrer Götter weiterleben, die auch das alltägliche und das festliche Leben unverändert prägte.
Während die christliche Religion schon seit Kaiser Theodosius (381 n.Chr.) im römischen Reich Staatsreligion wurde und erst 500 Jahre

später die germanischen Sachsen von Karl dem Großen christianisiert wurden, lebten die Prussen noch weitere vierhundert Jahre nahezu ungestört mit ihren Naturgöttern Perkuns, Potrimpe und Patollu - abgesehen von den Bekehrungsversuchen der seit 966 n.Chr. christianisierten Polen, denen sie bislang jedoch widerstanden hatten.
Im Jahre 996 n.Chr. erschien erneut das heilige Kreuz, jetzt an den Ufern des Frischen Haffs, und diesmal trug es Adalbert, der Bischof von Prag.
So war er zuvor beim Papst Gregor V. in Rom gewesen, der ihm die Erlaubnis zur Heidenmission erteilt hatte. Befreundet war Adalbert mit Otto III., dem Kaiser des Heiligen Römischen Reiches. Kaiser und Papst waren zu jener Zeit die beiden mächtigen Säulen der politischen und geistlichen Macht.
Polen im mittleren Weichselraum besaß damals bereits seine Staatlichkeit (seit Mieszko I. 960 n.Chr.), und sein König Boleslaw I., ein Lehnsmann des Deutschen Kaisers, gewährte Adalbert bei seiner Heidenmission ein Geleit von dreißig seiner Krieger. Er soll, von den Höhen um das spätere Danzig kommend, über die Elbinger Weichsel nach Truso gefahren sein. Dort, sagt man, hätten ihn die Krieger und Schiffsleute nachts feige verlassen, und so sei er mit nur zwei Begleitern landeinwärts gewandert, um den Prussen das Christentum zu predigen. Sie müssen in ihm wohl einen Vertreter der polnischen Fremdherrschaft gesehen haben, so daß sie feindlich reagierten und den Geistlichen bei seinem ersten Missionsversuch hier am 23. April 997 erschlugen. Sein Leichnam wurde vom polnischen König Boleslaw I. ausgelöst, indem man ihn mit Gold aufwog und dann nach Gnesen brachte, wo das Christentum schon festen Fuß gefaßt hatte. Noch heute ist die Darstellung seiner Lebensgeschichte auf den Bronzetüren des Doms zu Gnesen zu sehen.
Dem Beispiel Adalberts folgend, missionierte auch der mit ihm befreundete Benediktinermönch Bruno von Querfurt bei Slawenvölkern im Osten, als ihn im Jahre 1009 n.Chr. dasselbe Schicksal ereilte. Ihm zu Ehren erhielt später die Stadt Braunsberg (Brunsberg) in der Nähe der Haffküste ihren Namen.
Zur Ablehnung der christlichen Priestermissionare mag beigetragen haben, daß diese von polnischen Herzögen unterstützt worden waren, d.h. von einem Volke, das sie vor allem an ihren südlichen Siedlungsgrenzen schon häufig durch kriegerische Einfälle bedrängt hatte. Über zweihundert Jahre dann sind erneute Bekehrungsversuche datenmäßig nicht verbürgt.

Anfang des 13. Jahrhunderts häuften sich an ihrer Südgrenze jedoch wieder die Einfälle der slawischen Masowier. Unter ihrem Herzog Konrad waren sie angetreten, das Christentum in die heidnischen Lande zu tragen, doch Eroberung und Landerwerb spielten dabei hintergründig eine bedeutende Rolle. Bald waren Angriffe und vergeltende Raubzüge auf



Bild einer Prussin mit Schmuck; nach Romuald Odoj.

beiden Seiten an der Tagesordnung, und es ist bei unserm Kenntnisstand schwer zu beurteilen, wer die Sanfteren waren, die Christen oder die Heiden.
Als die Prussen einmal den fliehenden Feind nach Masowien hinein verfolgten und siegreich blieben, verlangten sie als Tribut nicht etwa Gold noch Landbesitz, sondern »viertausend schöne Kleider«. Herzog Konrad soll einmal, so berichtet eine Ordenschronik, die reichsten und vornehmsten Edlen seines Landes mit Frauen und Töchtern zu einem Festmahl geladen haben. Als alle gut gegessen und reichlich getrunken hatten, habe man ihnen die abgelegten Kleider wegnehmen lassen, um damit der Forderung der Prussen nachkommen zu können.
Der Missionsbeauftragte Bischof Christian im Kulmer Land nennt die Prussen an einer Stelle in seinem Tagebuch die »Kinder des Teufels«, an anderer berichtet er herzergreifend Gutes: »... Diese Leute sind schlichte und einfache Menschen, dem Fremden gegenüber nach ihrem Vermögen freundlich und wohltätig. Im Trinken und Essen sind sie sehr mäßig, ihr Trank ist lauter Wasser, und sie sind doch schön und von säuberlicher Gestalt, im Reden fast bescheiden. Lesen und schreiben können sie nicht.«

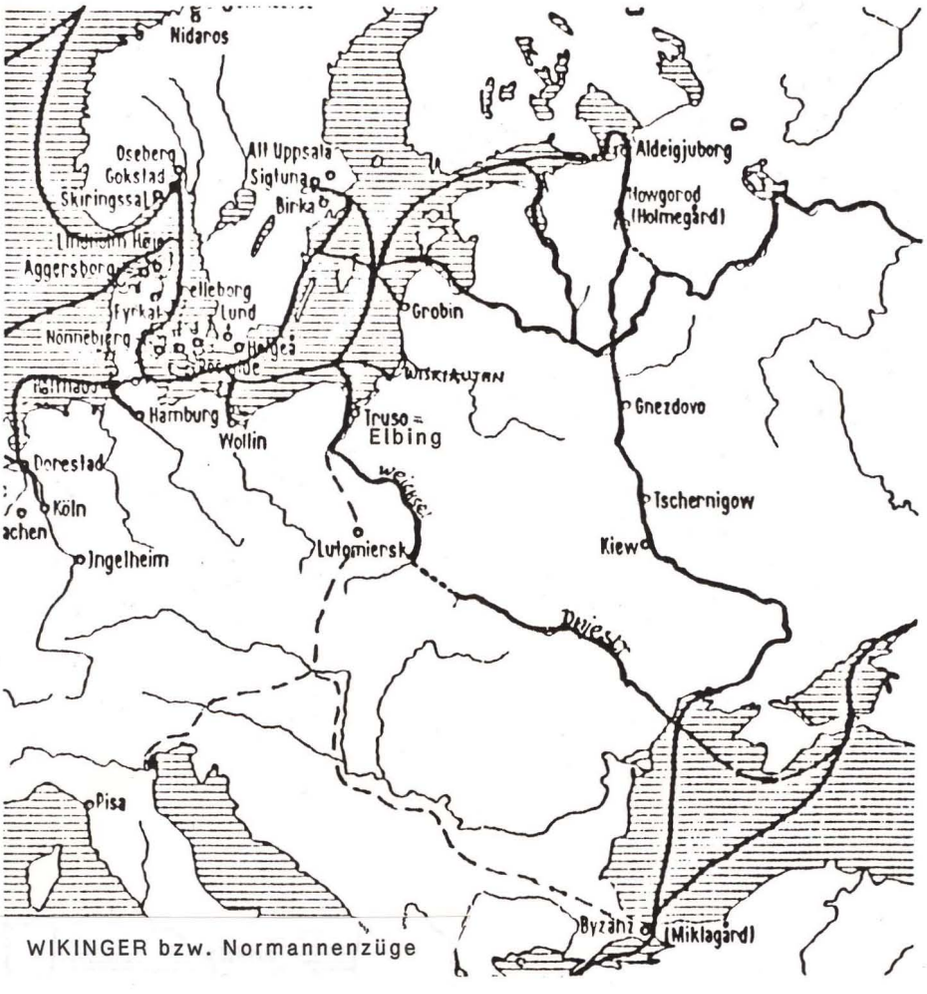
So schwankt ihr Charakterbild in der Geschichte und auch in den Geschichten. Da sie zu jenen Zeiten des Schreibens noch unkundig waren, gibt es von ihnen weder eine Selbstdarstellung ihres Wesens noch eine Chronik ihres historischen Schicksals.

Wikinger an Haff und Weichsel

Während die germanische Völkerwanderung in einer dramatischen Epoche Mittel- und Südeuropa umgestaltete, blieb unser Weichselraum über Jahrhunderte im Windschatten der Geschichte. Hier bauten sich keine zentral regierten Reiche auf. Einfaches bäuerliches Leben der Prussen und ihrer Nachbarn beherrschten nach wie vor den Alltag der Menschen.
Wohl aber gab es noch die uralte Handelsstraße von Venedig und Byzanz, die als die bekannte Bernsteinstraße die untere Weichsel erreichte. Sie mag wohl seit der Zeit der Goten bestanden und an den Rändern des Großen Werders entlanggeführt haben.
Doch wo lag der älteste große Handelsplatz, an dem der Bernstein, das »Gold des Nordens«, Felle, Tuche, Schmuck, Salz, Gewürze und vieles mehr umgeschlagen wurden?
Sein Name war T r u s o , das ist für die heutige Forschung ein sicherer Begriff. Und ein glücklicher Umstand konnte das Rätsel lösen; denn ein englischer Kaufmann, den der angelsächsische König Alfred der Große um 890 n.Chr. bat, seinen Seeweg über die Ostsee zu dem legendären Handelsplatz zu beschreiben, hat diesen Auftrag erfüllt und uns die Kunde hinterlassen.
Diesem W u l f s t a n war jenes prussische Truso bekannt, das unweit des heutigen Elbing am Drausensee lag. Diesen See - früher eine riesige Ausbuchtung des Haffs - nannten die Prussen Drusin, was eine Identität der sprachlichen Wurzel mit Truso vermuten läßt.
Von der Nordsee und dem Kattegat kommend, war Wulfstan damals in die Ostsee eingefahren und hatte den großen Handelsplatz Haithabu beim heutigen Schleswig angelaufen. Dann verließ er diesen, so berichtet er, und sei sieben Tage und sieben Nächte von dort nach Truso unterwegs gewesen, während das Schiff die ganze Zeit unter Segel gelaufen sei. Auf der langen Fahrt habe das Wendland an der Steuerbordseite (rechts) gelegen, nach backbord zu das Burgunderland (Bornholm), Öland und Gotland. Und wörtlich heißt es dann:

> »Und Weonodland (Land der Wenden) war den ganzen Weg über bis Wislemutha (Weichselmünde) an unserer Steuerbordseite. Die Wisle (Weichsel) ist ein sehr

großer Strom und trennt Witland (weißes Land = Danziger und Frische Nehrung) und Weonodland. Und dieses Witland gehört den Esten.
Und die Wisle fließt heraus aus dem Weonodland und fließt in das Estmere (Frisches Haff). Und dieses Estmere ist etwa 15 Meilen lang.
Dann kommt ostwärts der Ilfing (Elbingfluß) in das Estmere aus dem See (Drausensee), an dessen Gestade Truso liegt.
Und es kommen zusammen heraus in das Estmere der Ilfing von Osten aus dem Estenland (Prussenland) und die Wisle von Süden aus dem Weonodlande (Wendenland). Und dann nimmt die Wisle dem Ilfing seinen Namen und fließt aus dem Meere nordwestlich in die See. Darum heißt man dieses Wislemutha.«



WIKINGER bzw. Normannenzüge

Wer nun benutzte Truso als Haupthandelsplatz? Die Geschichte des Großraums Europa zu jener Zeit steht uns bereits plastisch vor Augen. Nachdem die Völker der Wanderungszeit zur Ruhe gekommen waren und neue europäische Reiche sich festigten, kam am Ende des 8. Jahrhunderts erneut Unruhe in die damalige Welt. Diesmal kam sie von See her, und wieder waren es Germanen.

Die W i k i n g e r , die Nordmänner, überquerten in ihren seetüchtigen Drachenbooten, zum Rudern wie zum Segeln geeignet, die Nord- und Ostsee, zogen plündernd und raubend die Flußläufe des Kontinents hinauf, waren aber auch kenntnisreiche und erfolgreiche Kaufleute. Ihre ungewöhnliche Organisationsbefähigung führte sogar zu Staatengründungen (Rußland, Normandie, England). Ihre Heimat war Skandinavien. Trieb sie nun anfänglich Überbevölkerung, Landhunger oder gar Abenteuerlust zu waghalsigen Piratenfahrten, so wurden im 9. Jahrhundert durch ein aufsteigendes Königtum in ihren Ländern die Gaufürsten verdrängt, und eine neue Welle von Abwanderungen setzte ein. Gerade die tatkräftigsten Jarle führten die Bootsmannschaften an. Mit 600 Drachenschiffen fuhren sie die Elbe aufwärts und verwüsteten Hamburg. Als Wikinger unter Rollo im Jahre 911 n.Chr. in die Normandie kamenantworteten sie einem Franken auf die Frage nach ihrem Oberherrn: »Wir haben keinen Herrn, wir sind alle gleich.«

Wer benutzte nun Truso? Im weiten Umkreis von Elbing sind zahlreiche Streufunde der Wikinger geborgen worden. 1936 hatte man westlich des Hauptbahnhofs ein gotländisches Flachgräberfeld gefunden mit durchbrochenen Schmuckscheiben, Armreifen, skandinavischen Dosenfibeln, aber auch altprussische Gräber. So gibt es eine gesicherte Erkenntnis, daß in jener Zeit bis ins 12. Jahrhundert alle Gewässer von Weichsel, Haff und Nogat Begegnungs- und Handelsraum zwischen Skandinaviern und den in unserer späteren Heimat Ansässigen gewesen sind.



Schmuckscheibe

Auch ist es möglich, daß die Weichsel in Fortsetzung mit dem Dnjestr ein Wasserweg von der Ostsee zum Schwarzen Meer gewesen ist; denn aus zuverlässigen Quellen ist bekannt, daß eine mehr oder weniger kurze Landbrücke zwischen zwei Flüssen für sie kein Hindernis bedeutete.

Im 9. Jahrhundert schlugen Wikinger feste Standlager auf, um zu überwintern. Während dieser Zeit durchstreiften sie die weitere Umgebung, um festzustellen, ob sich das Land für eine dauerhafte Ansiedlung eigne. Ganz sicher weiß man dies von dem Gebiet um Wiskiauten im Samland an der Südostspitze des Kurischen Haffs. Dort hatten sich schwedische Seefahrer für über zweihundert Jahre bodenständig eingerichtet. Von ihrem Aufenthalt dort zeugen fünfhundert Hügelgräber. Vermutlich haben sie die Schwarzmeerfahrer, die in die Nogat und Weichsel einfuhren, mit Bernstein versorgt.

Kreuzzüge und Ostkolonisation

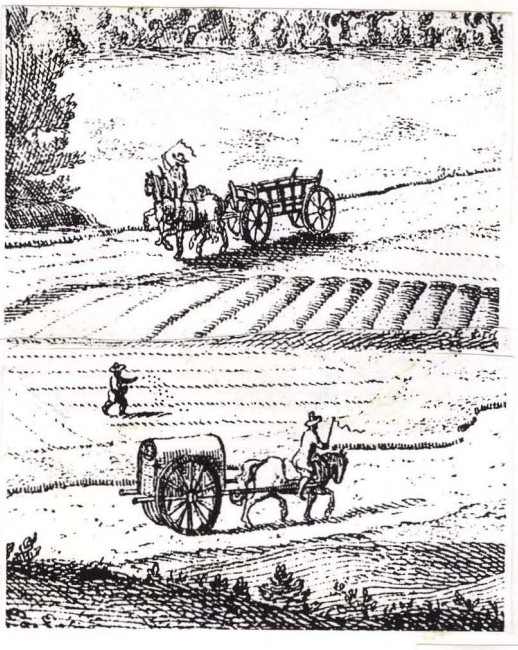
Kreuzzüge und Ostkolonisation
1000 bis 1200 n.Chr.

Mit unserer Darstellung der Geschichte des Weichsellandes befinden wir uns nunmehr an der Schwelle zum »hohen Mittelalter«, wo das östliche Mitteleuropa in den alten Kulturraum des Westens miteinbezogen wird. So werden wir vorübergehend ausgreifen müssen in das Gebiet zwischen Elbe und Memel, zuweilen auch darüber hinaus.
Zwischen 1100 und 1200 n.Chr. beherrschten die Kreuzzüge zur Befreiung der Heiligen Stätten Palästinas von den Mohammedanern Denken und Handeln des Abendlandes.
Das Heilige Römische Reich Deutscher Nation unter den Autoritäten von Kaiser und Papst entfaltete eine glühende übernationale Kraft zur Abwehr des Islam.
Der Zisterzienserabt Bernhard von Clairvaux, ein begnadeter Rhetoriker, rief zu den Heerzügen ins Heilige Land auf. Mit folgendem Zitat aus seinen Reden wandte er sich an die Deutschen:

> »Weil euer Land an tapferen Männern fruchtbar ist und kräftig durch die Fülle seiner Jugend - wie denn durch alle Welt euer Preis geht und der Ruhm eures Heldentums die ganze Erde erfüllt hat - so gürtet auch ihr euch mannhaft und ergreift die glücklichen Waffen im Eifer für Christi Namen. Nehmt das Kreuzeszeichen, und für alles, was ihr reuigen Herzens beichtet, werdet ihr Ablaß erlangen.«

Albrecht der Bär und Heinrich der Löwe

Aber auch in Mitteleuropa, an den Ostgrenzen des Deutschen Reichs, hatten die christianisierten Germanenstämme immer noch slawisch-heidnische Nachbarn. Jedoch zunächst machte sich kein Kreuzzugsheer gen Osten auf. Nun gab es dort auch keine heiligen Stätten; aber in den vor langer Zeit ostgermanischen Gebieten einen riesigen dünn besiedelten Raum.
In Holstein und Mecklenburg, Pommern und Brandenburg war die friedliche Durchdringung der hier ansässigen Westslawenstämme durch deutsche Bauern schon seit geraumer Zeit in Gange. Da seit der Mitte des 11. Jahrh. die Bevölkerung in Westeuropa, vor allem Sachsen und Thüringen, stark angewachsen war, wurde



neu gewonnenes Ackerland zur Überlebensfrage. Da richtete sich der Blick nach Osten.
Wohl als Wegbereiter der politisch so bedeutsamen Ostkolonisation gilt Albrecht der Bär (1100 - 1170 n.Chr.).
Im Jahre 1125 übertrug der Kaiser ihm Teile der alten Ostmark und der Niederlausitz. Seit 1134 war er Markgraf der Altmark und machte Eroberungen im Havelland und an der Prignitz. Der westslawische Fürst der Heveller vermachte ihm in seinem Testament große Gebiete um Brandenburg, so daß er sich seitdem Markgraf von Brandenburg nannte.
Der Mönchsorden der Prämonstratenser, landwirtschaftlich ausgerichtet wie die Zisterzienser, half ihm, heidnische Gebiete wirtschaftlich zu erschließen und sie zu christianisieren. Er besiedelte sein Herrschaftsgebiet mit Rheinländern, Niederländern und Flamen.
Ein Glücksfall auch für die Norddeutschen jener Zeit war die bedeutende Herrscherpersönlichkeit Heinrich der Löwe aus dem Geschlecht der Welfen, Herzog der Sachsen. Ihm war die Ansiedlung deutscher Bauern in Holstein, Mecklenburg und Pommern ein Hauptanliegen. In seiner langen Regierungszeit mit dem Herrschaftszentrum Braunschweig-Lüneburg (1142 - 1195 n.Chr.) vollzog sich ebenfalls diese bemerkenswerte weltliche Kulturleistung: Landausbau und Ostkolonisation.
Gerodet wurden zunächst die eigenen Waldgebiete; die Küstenzonen an der Nordsee wurden eingedeicht und, wie gesagt, es zogen wagemutige Bauern und mehr noch deren tatkräftige junge Söhne weiter nach Osten.
Hilfreich war, daß im Jahre 1181 Pommern deutsches Lehen wurde, wodurch der christlichen Durchdringung der Länder an der südlichen Ostseeküste Dauerhaftigkeit beschieden war. Der Handelsstadt Lübeck gab Heinrich der Löwe kräftige Impulse und gründete hier wie in Schwerin eigene Bistümer. So hat er sich um die Verbreitung des Christentums unter den slawischen Küstenstämmen an der Ostsee wie auch um die Ausbreitung fortschrittlicher Landbautechniken nach Osten hin große Verdienste erworben.

Die Christianisierung

Der Kreuzzugsgedanke mit der Zielrichtung auf das Heilige Land wandelte sich in Mitteleuropa zur Ostmission.
So liefen fortan des Welfen und des Brandenburgers Kolonisationswerk parallel mit dem Bekehrungswerk der Mönchsorden, vor allem der P r ä m o n s t r a t e n s e r und der Zisterzienser.



Klosterschule

Erstere waren von dem niederrheinischen Grafen Norbert von Xanten gegründet worden, der 1126 zum Erzbischof von Magdeburg berufen wurde.
Magdeburg wurde auch Sitz und Ausgangspunkt zur Bekehrung der Wenden. Fortan gründeten die Prämonstratenser Kloster um Kloster und erreichten im Jahre 1198 Riga mit der Gründung eines Domstiftes.

Der christianisierte Raum wurde sogleich kirchlich organisiert, indem man Gotteshäuser baute, Pfarrsprengel festlegte, Ämter mit Pfarrern besetzte, Bischofssitze gründete und Register aufstellte, um den Zehnten einzuziehen.
Die Prämonstratenser, von Burgund ausgehend, befanden sich nun wieder auf dem Rückweg ins Land ihrer Ahnen an Netze und Warthe, dem Stammsitz der ostgermanischen Burgunder vor dem Völkerwanderungszug nach Westen.
Um 1250 besaß der Orden annähernd 2000 Abteien. Welch eine machtvolle Durchdringung des jungen Ostens mit christlicher Glaubenslehre, deutschem Volkstum und deutscher Sprache unter dem Schutz des Reiches.
Ebenfalls östlich der Elbe vollbrachte der Orden der Zisterzienser eine erstaunliche historische Leistung. »Nach Ostland wollen wir reiten«, diese Losung beherrschte alle ritterlich-geistlichen Kreise Deutschlands in jener Zeit.
Die Zisterzienser waren vornehmlich auf landwirtschaftliche Erschließung eingestellt und daher bodenständig und erfolgreich. Sie schafften auch Arbeitsplätze, würde man heute sagen.
Sie verbesserten die Methoden des Ackerbaus, der Viehzucht und der Gartenkultur. Dadurch wurden mehr Güter erzeugt und die Einkünfte gesteigert.
Jedes Kloster umgab sich mit einem Kranz deutscher Dörfer. Um das Kloster Lekno entstanden 40 Dörfer und die Stadt Wongrowitz. Zu Chorin gehörten 65 Dörfer.
Auch manche Grundherren nahmen sich die Zisterzienser zum Vorbild und setzten Dörfer nach deutschem Recht an. So blühten sehr bald viele ländliche Bezirke im Osten auf, und Kulturlandschaft wurde sichtbar, wo zuvor Urwald, Öd- oder Sumpfland den Raum beherrschte.
In allernächster Nähe zu unserer späteren Heimat wurde auch im Mündungsbereich der Weichsel bereits 1178 (auf damals pommerellischem Gebiet) das Zisterzienserkloster Oliva gegründet.

OSTLAND - LIED

1. *Nach Ostland wollen wir reiten, nach Ostland wollen wir mit,*
   wohl über die grüne Heiden, frisch über die Heiden, da ist uns ein bessre Stätt.
2. *Wenn wir ins Ostland kommen, ins hohe Haus gar fein,*
   da werden wir eingelassen, frisch über die Heiden, man heißt uns willkommen sein.
3. *Willkommen wird uns geboten, willkommen müssen wir sein,*
   da werden wir Abend und Morgen, frisch über die Heiden, noch trinken den kühlen Wein.
4. *Wir trinken den Wein aus Schalen, das Bier so viel uns beliebt;*
   da ist ein fröhlich Leben, frisch über die Heiden, da wohnet mein süßes Lieb.

(Altes Lied der Siedler)

Die Ordenszeit in Preußen

Der Deutsche Orden

Seine Gründung im Heiligen Land

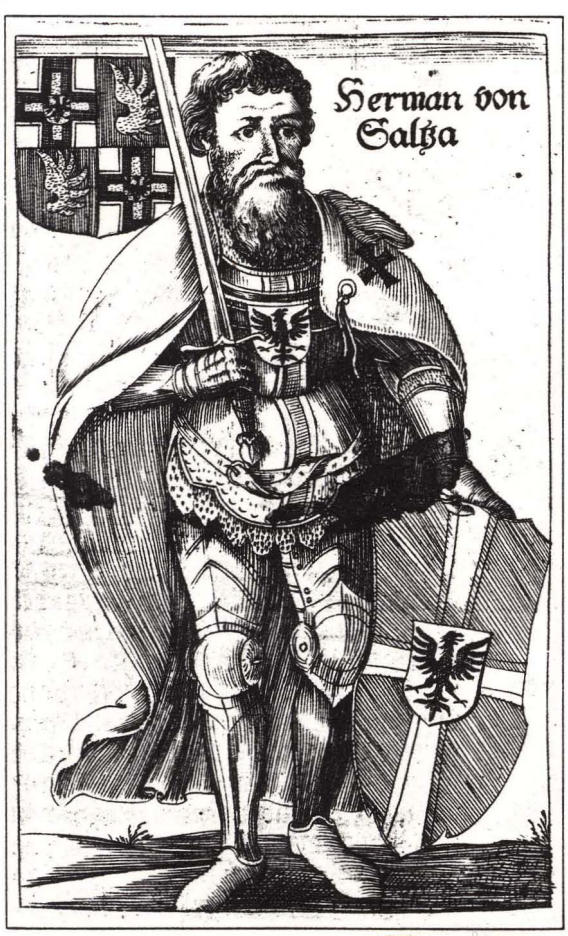
Im Jahre 1190 war der dritte Kreuzzug unter dem deutschen Kaiser Friedrich I. Barbarossa ins Heilige Land unterwegs. Nach einer siegreichen Feldschlacht ertrank der Kaiser während eines kühlenden Bades im Fluß.
Sein Sohn, der Herzog Friedrich von Schwaben, setzte den Zug fort, der zunächst in der Belagerung der Seefestung Akkon endete. Es gab schwere Kämpfe unter ungewohnten klimatischen Bedingungen, bald fehlten Lebensmittel, und Krankheiten und Seuchen setzten den Deutschen zu.
Kaufleute aus Lübeck und Bremen, die auf dem Seewege gekommen waren, bauten aus den Segeln ihrer Koggen Zelte, in denen Verwundete und Kranke gepflegt wurden. Aus dem Kreuzfahrerheer des Herzogs Friedrich von Schwaben traten Deutsche dieser Hospitalbruderschaft bei.

Am 5. März 1198 wurde das Marienhospital in Akkon zu einem geistlichen Ritterorden erhoben. Er nannte sich fortan: DIE BRÜDER VOM HAUSE DES ST.-MARIEN-HOSPITALS DER DEUTSCHEN VON JERUSALEM. Der weiße Mantel mit dem schwarzen Kreuz wurde seine Tracht.
Dieses Ereignis wurde in seiner Bedeutung dadurch gehoben, daß eine Anzahl deutscher Fürsten und anderer Würdenträger zugegen war. Sie werden in den Statuten des Deutschen Ordens genannt, die in einer lateinischen Handschrift in der Vatikanischen Bibliothek zu Rom aufbewahrt werden.

»Doch es schien einer Anzahl von deutschen Fürsten und Großen, die anwesend waren, nützlich und ehrenvoll zu sein, daß dem Spital die Regel des Templerordens verliehen würde. Die anwesenden deutchen Geistlichen, Fürsten und Herren kamen daher im Hause der Templer zusammen und luden die Geistlichen und die Barone des Heiligen Landes, soweit sie erreichbar waren, dazu, die alle einmütig beschlossen, daß das genannte Spital die Regel der Johanniter für die Kranken- und Armenpflege haben solle, wie bisher, die Regel des Templerordens aber für seine Priester- und Ritterbrüder. So geschah es am 5. März des Jahres 1198.
Die Namen der Geistlichen, Fürsten und Herren, die an der Beratung teilnahmen, waren: Der verehrungswürdige Patriarch von Jerusalem, der erlauchte König Heinrich von Jerusalem, die Erzbischöfe von Nazareth, Tyrus und Caesarea, die Bischöfe von Bethlehem und Akkon, die Meister des Johanniter- und Templerordens und mehrere Brüder beider Häuser.
Die Namen der Barone des (Heiligen) Landes sind: Radulf Herr von Tiberias und sein Bruder Hugo, Reinald Herr von Sidon, Eymar Herr von Caesarea, Johannes von Ebelin und viele andere aus dem Königreich Jerusalem.
Aus Deutschland: Der Erzbischof Konrad von Mainz, Bischof Konrad von Würzburg, der kaiserliche Kanzler, der Bischof Wolgerus von Passau, der später Patriarch von Aquileja wurde, die Bischöfe Gardolf von Halberstadt und von Zeitz, Pfalzgraf Heinrich bei Rhein und der Herzog von Braunschweig, Herzog Friedrich von Österreich, Herzog Heinrich von Brabant, der damals Oberbefehlshaber war, Pfalzgraf Hermann von Sachsen und Landgraf von Thüringen, Markgraf Konrad von Landsberg, Markgraf Dietrich von Meissen, Markgraf Albrecht von Brandenburg,

der Reichsmarschall Heinrich von Kalden und viele Grafen und Herren.«

Als dem deutschen Orden die Templerregel übertragen worden war, wählten die Mitglieder ihren Bruder Heinrich Walpot von Bassenheim zu ihrem ersten Hochmeister.
Für das erste Jahrzehnt nach der Gründung blieb der Orden wegen der deutschen Thronwirren nach dem Tode des Kaisers Heinrich VI. bedeutungslos.
Erst unter seinem vierten Hochmeister Hermann von Salza begann seine wahre und wirkungsvolle Geschichte. Sein weltpolitischer Weitblick verschaffte dem Orden zielgerichtet große Aufgaben in Mitteleuropa. Er kam aus Mitteldeutschland, aus dem thüringisch-sächsischen Land, wo schon um 1200 in Halle das älteste Ordenshaus gegründet war.
Schon sechs Jahre nach seiner Einsetzung als Hochmeister wurde er 1216 bereits Ratgeber des jungen Königs Friedrich II., des großen Staufers. Er war einer der führenden Diplomaten jener Zeit, dem sowohl der Kaiser als auch Papst Gregor IX. unbedingt vertrauten; denn die beiden mächtigsten Persönlichkeiten jener Zeit lebten in fast ständiger Gegnerschaft. Hermann von Salza war ein Vermittler von geschichtlichem Rang.
Für seinen deutschen Ritterorden aber erlangte er als enger Vertrauter von Kaiser und Papst weitreichende Privilegien und umfangreiche Schenkungen.
Immer darauf bedacht, sich für die Ausbreitung des Christentums eine territoriale Basis zu sichern, kam dem Deutschen Orden und seinem Hochmeister der Ruf ins Ungarland im Jahre 1211 gerade recht.
König Andreas brauchte einen Schild zum Schutz seines Reiches gegen die heidnischen Kumanen, schenkte ihm das Burzenland und übertrug ihm große Freiheiten und Rechte. Als aber nach überraschend kurzer Zeit mit großer Tatkraft zwischen 1211 und 1225 die Besiedlung des zugewiesenen Landes erfolgt war, entstand Mißtrauen gegen den Orden, vor allem von Seiten des Adels, so daß die Deutschen wieder des Landes verwiesen wurden.



Hermann von Salza (1209-1239). Stich von Ch. Hartknoch, 1684.

Aus der geistlichen Aufgabe wird politische Macht

Der zweite Versuch aber, diesmal nordöstlich des Reiches, gelang und wurde zu einem Wendepunkt der ganzen deutschen Geschichte.
So gelangen wir, die deutschen Kreuzfahrer von 1190 über die Gründung des Ordens in

Akkon und nach Ungarn begleitend, nunmehr an die Weichsel.

Im vorigen Kapitel hatten wir die deutsche Ostkolonisation beschrieben. Deutsche Städte an der Ostsee blühten auf, nachdem der dänische Großmachteinfluß im Ostseeraum durch die Gefangennahme Waldemars II. (1223) in Schwerin gebrochen war und die norddeutschen Fürsten Dänemark 1227 bei Bornhöved besiegten.

Doch östlich der Weichsel war noch alles beim alten; wohl aber flammten die Zwistigkeiten zwischen den Prussen und ihren südlichen Nachbarn, den polnischen Masowiern, wieder auf. Fast das ganze Kulmerland, das noch zum Machtbereich des Masowierherzogs Konrad gehörte, war von den Prussen erobert oder doch durch ständige Einfälle in Unruhe gehalten. Das war die Stunde des Deutschen Ritterordens.

Die geistliche Verbindung dorthin mag bereits durch den deutschen Zisterziensermönch Christian aus dem Kloster Lekno bestanden haben. Er hatte durch Bekehrungsversuche bei den Prussen einigen Erfolg gehabt, weshalb der Papst ihn im Jahre 1215 zu seinem Missionsbischof im Prussenland ernannte.

Nun aber nach mehreren wütenden Angriffen der Prussen auf Masowien und Kujawien drangen Hilferufe Christians nach Westen, die eine Kreuzfahrt gegen die Prussen forderten. Die heilige Begeisterung im westlichen Reich war jedoch in jener Zeit abgeflaut. Der polnische Staat war innerlich zerrissen.

Da bat im Jahre 1225 Herzog Konrad von Masowien den Deutschen Orden um Hilfe.

Hermann von Salza erkannte die historische Bedeutung dieses Augenblicks. Weil aber der Orden in Ungarn schlechte Erfahrungen gemacht hatte, bemühte er sich zuvor um Sicherheiten und erhielt sie von Kaiser und Papst.

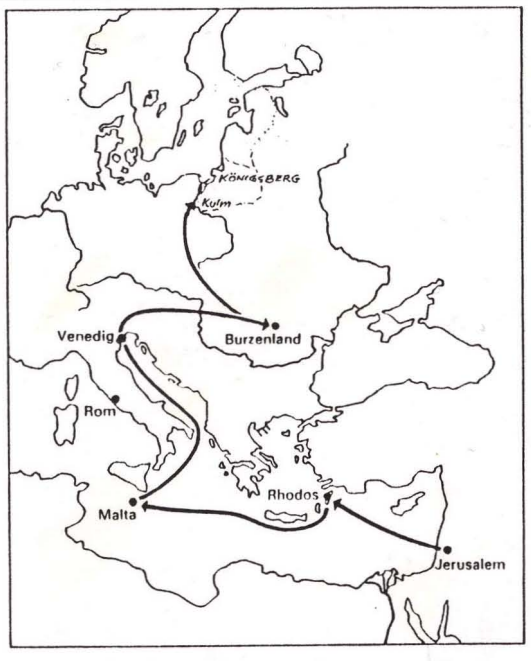
Der deutsche Kaiser gewährte dem Orden in der GOLDENEN BULLE von RIMINI im März 1226 folgendes Privileg:



Kaiser Friedrich II.
Bildnis auf einer Goldmünze
Ehemals Berlin, Geldmuseum der Deutschen Reichsbank

»Im Namen der heiligen und unteilbaren Dreifaltigkeit Amen.

Friedrich II. von Gottes Gnaden Kaiser der Römer, allezeit erhaben, König von Jerusalem und Sizilien. Dazu hat Gott unser Kaisertum hoch über die Könige des Erdkreises gestellt und die Grenzen unserer Herrschaft über verschiedene Zonen der Welt ausgedehnt, auf daß unsere mühevolle Sorgfalt sich auf die Verherrlichung seines Namens in dieser Welt und auf die Verbreitung des Glaubens unter den Heiden richte, wie er denn das Heilige Römische Reich zur Predigt des Evangeliums geschaffen hat, damit wir nicht weniger die Unterwerfung der Heiden erstreben; wir gewähren also die Gnade der Verleihung, durch die rechtgläubige Männer für die Unterwerfung barbarischer Völker und die Besserung des Gottesdienstes beständige, tägliche Mühen auf sich nehmen und Mittel und Leben unablässig einsetzen. Daher wollen wir durch den Wortlaut dieses Schreibens allen Gegenwärtigen und Künftigen unseres Reiches kundtun, daß Bruder Hermann, der ehrwürdige Meister des heiligen Hauses vom Spitale St. Mariens der Deutschen zu Jerusalem, unser Getreuer, uns den ergebenen Willen seines Herzens genauer



Der Weg des Deutschen Ritterordens

offenbart und vor uns dargelegt hat, daß unser Ergebener Konrad, Herzog von Masowien und Kujawien, versprochen und angeboten hat, ihn und seine Brüder mit dem sogenannten Kulmer Lande sowie in einem andern Land zwischen seiner Mark und dem Gebiet der Preußen auszustatten, und zwar so, daß sie die Mühe auf sich nehmen, standhaft in das Preußenland einzudringen und es zu Ehre und Ruhm des wahren Gottes in Besitz zu nehmen. Er hatte die Annahme dieses Versprechens aufgeschoben und bat unsere Hoheit sehr, seinen Wünschen zuzustimmen, daß er auf unsere Vollmacht gestützt daran ginge, ein solches Werk zu beginnen und fortzuführen, und daß unsere Erhabenheit ihm und seinem Hause sowohl das Land, das besagter Herzog schenken wollte, einräumen und bestätigen möge, wie auch das ganze Land, das sie in Preußen durch eigenes Bemühen gewinnen würden, und darüber hinaus seinem Hause alle Immunitäten, Freiheiten und andere Zugeständnisse, die er von dem Geschenk des Herzogs und der Eroberung Preußens erstrebte, durch ein Privileg befestigen: dann sollte er das angebotene Geschenk des Herzogs annehmen und Mittel und Menschen des Hauses in steter und unermüdlicher Arbeit an den Einmarsch und die Eroberung des Landes setzen.

Wir indes beachten die sichtbar bereite Frömmigkeit des Meisters, in der er die Erwerbung dieses Landes für sein Haus im Herrn glühend erstrebt, ... daher haben wir dem Meister die Vollmacht erteilt, in das Preußenland mit den Kräften des Ordenshauses und mit allen Mitteln einzudringen, und überlassen und bestätigen dem Meister, seinen Nachfolgern und seinem Hause für immer sowohl besagtes Land, das er von dem Herzog gemäß seinem Versprechen erhalten wird, und ein anderes Gebiet, das er ihnen geben wird, wie auch alles Land, das er mit Gottes Zutun in Preußen erobern wird, als ein altes und gebührliches Recht des Reiches an Bergen, Ebenen, Flüssen, Wäldern und am Meere, auch daß sie es frei von allem Dienst und Steuer und lastenfrei behalten und gegen niemanden verpflichtet sein sollen.

Es sei ihnen ferner von uns aus erlaubt, im ganzen Lande ihrer Erwerbung, wie sie es erworben haben oder erwerben werden, nach dem Vorteil des Hauses Wegeabgaben und Zölle anzuordnen, Wochenmärkte und andere Märkte einzurichten, Münze zu schlagen, Steuern und andere Rechte festzusetzen, eine Abgabe zu Lande, auf den Flüssen und zur See, wie es nützlich scheint, anzusetzen, sowie Bergwerke an Gold, Silber, Eisen und anderen Metallen sowie an Salz, die in ihren Ländern sich finden oder finden werden, ewiglich zu besitzen und innezuhaben. Wir gestehen ihnen ferner zu, die Richter und Rektoren zu wählen, die das ihnen untertänige Volk, die Bekehrten ebenso wie die in ihrem Aberglauben Beharrenden, gerecht regieren und lenken, Vergehen der Übeltäter feststellen und bestrafen, wie es die Ordnung der Gerechtigkeit verlangt; außerdem sollen sie Zivil- und Kriminalsachen anhören und gemäß der Vernunft entscheiden. Wir fügen ferner aus unserer Gnade hinzu, daß der Meister und seine Nachfolger eben die Gerichtsbarkeit und Obrigkeit in ihren Ländern haben und ausüben, wie sie kein Reichsfürst in seinem Lande besser haben kann, daß sie gute Bräuche und Gewohnheiten setzen, Gesetze und Statuten erlassen, durch die sowohl der Glaube der Gläubigen gestärkt wird wie sich alle Untertanen - eines ruhigen Friedens erfreuen.

Durch die Vollmacht dieses Privilegs verbieten wir, daß irgendein Fürst, Herzog, Markgraf, Graf, Dienst-

mann, Schulze, Vogt oder irgendeine andere Person, hoch oder nieder, geistlich oder weltlich, gegen den Wortlaut dieser unserer Verleihung und Bestätigung etwas zu unternehmen wagt; wer es aber wagt, der mag wissen, daß ihn eine Strafe von tausend Pfund Gold trifft, von denen die eine Hälfte unserer Kammer, die andere den Geschädigten zu zahlen ist.«

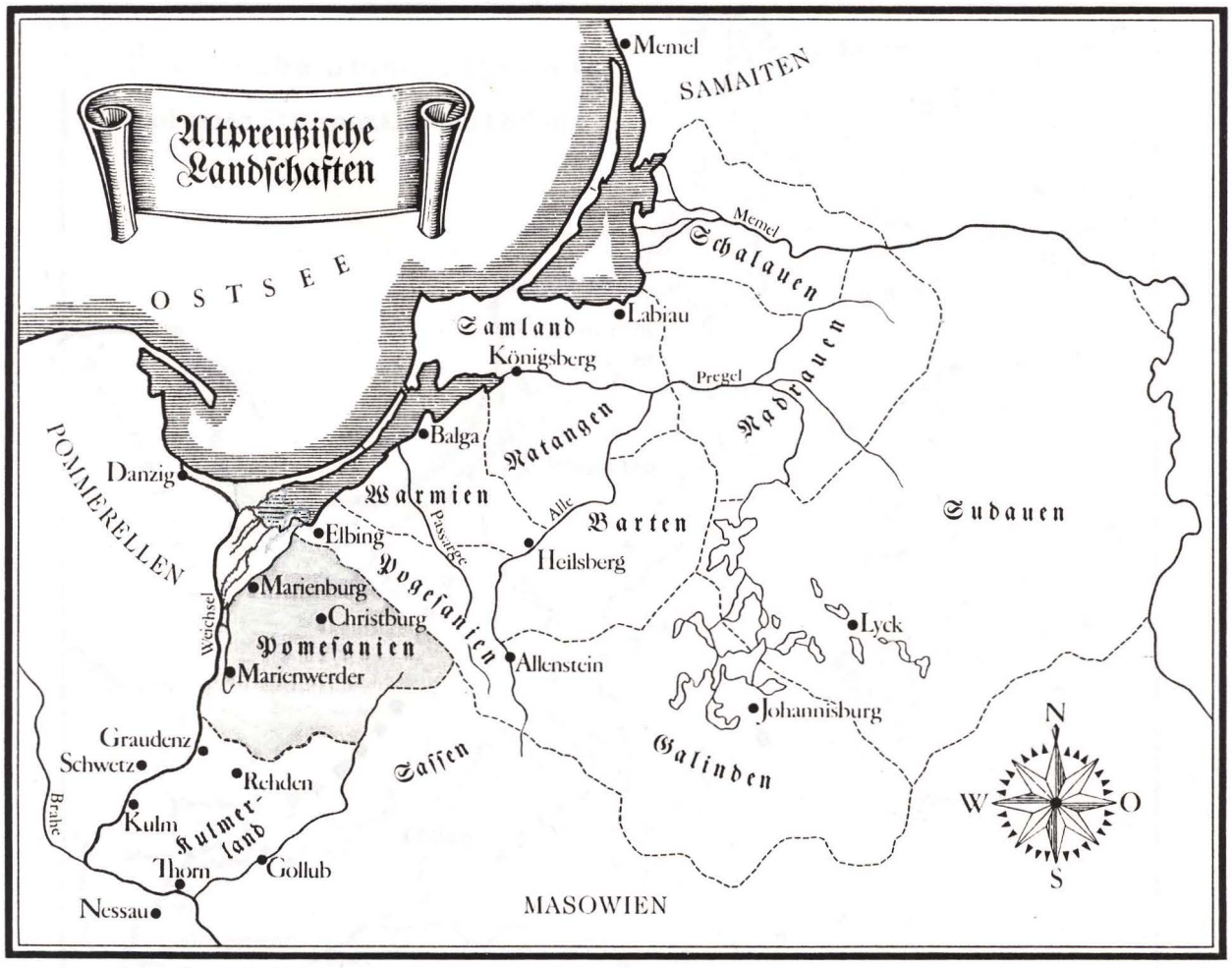
In diesem Text ist das politische Programm Hermann von Salzas enthalten; er ist die Gründungsurkunde des Deutschordensstaates. Mit dem Kulmerland und allen verheißenen Eroberungen sollte eine geschlossene staatliche Landesherrschaft errichtet werden. Sie allerdings würde als g e i s t l i c h e Ordensherrschaft in ein neues Spannungsfeld geraten. »Strebte das Schwert danach, Heidenkampf in Herrschaft zu verkehren, so bemühte sich die päpstliche Politik, der Freiheit ihren Raum zu wahren... Die Mission im Namen des Friedensfürsten aber sollte die Bekehrten zur Freiheit führen: diese, nicht die Knechtschaft, sollten die Heiden finden, wenn sie in der Taufe von der Sklaverei der Sünde erlöst, sich unter das sanfte Joch Christi beugten. Aber die Heiden konntenohne weltliche Hilfe nicht gewonnen werden, denn sie waren nicht nur ungläubig, sondern auch wild, und ihre Wut gegen das christliche Volk forderte die Abwehr des Schwertes. Der Kreuzzug und die Ritterorden sollten der Predigt diese Hilfe des Schwertes leihen.« (Heimpel)
Diese Zukunftsidee, die Verbindung von Staat und Freiheit (eines Christenmenschen), war Hermann von Salzas Vision, als er Hermann Balk beauftragte, als Landmeister den großen Zug ins Weichselland vorzubereiten.

Eroberung des Prussenlandes und Mission

Ab 1230 dann nahm das Schicksal seinen Lauf. Das Weichselland im geographisch weiten wie bald auch unsere Heimat im engen Sinne sind von da an in einer zusammenhängenden Kette von Ereignissen chronologisch datierbar.
Des Kaisers Ja war in Rimini besiegelt worden, der masowische Herzog Konrad hatte seinen Hilferuf im Vertrag von Kruschwitz bestätigt, in dem er »den Brüdern vom Deutschen Hause das ganze Kulmerland mit allem Zubehör zu ewigem Besitz« schenkte, und der Papst hatte zu einer Kreuzfahrt gen Osten aufgerufen.
Mit diesen zusätzlichen Sicherungen im Rükken setzte H e r m a n n B a l k 1 2 3 1 mit einer kleinen Schar von »Rittern, Reisigen und einigem Hilfsvolk« (Voigt) in der Nähe von Nessau ü b e r d i e W e i c h s e l ins Kulmerland.
Die Prussenburgen Rogow und Colno in der Nähe des späteren Kulm wurden erobert und sicherten dem Orden einen Brückenkopf für das folgenträchtigste Unternehmen von Kirche und Politik jener Zeit.
Das Kulmerland war in verhältnismäßig kurzer Zeit bezwungen, da es nur zum Teil prussisch, größtenteils aber polnisch besiedelt war.

Bereits im Jahre 1233 wurden Kulm und Thorn neu gegründet und erhielten Stadtrecht. Die K u l m e r H a n d f e s t e war mehr als eine Gründungsurkunde. Als Ableitung aus dem Magdeburger Stadtrecht wurde sie zur Grundordnung für den gesamten Ordensstaat und hat überhaupt für die Kolonisation Osteuropas große Bedeutung erlangt.
Gestützt auf die kaiserliche Autorität, begann der Orden nun die Eroberung des heidnischen Prussenlandes. Als auch der Papst 1234 die eingeschränkte Vollmacht hierzu erteilte (die

neuen Gebiete sollten Eigentum des Heiligen Petrus sein), war der Heerzug des Burggrafen von Magdeburg mit 5000 Mann bereits zwei Jahre im Kulmerland. Die Prussenfestungen Rheden und Graudenz waren schon Ordensburgen, und 1231 bereits saß der Deutsche Ritterorden hinter festen Mauern in Queden nahe dem späteren Marienwerder.
Inzwischen hatte auch die Ostkolonisation das Weichselland erreicht, und das »Zwischensetzen« christlicher deutschstämmiger Landbevölkerung bereitete auf sanfte Weise den Boden für die Ausbreitung des neuen Glaubens im Prussenland vor und ersparte den Ordens- und Kreuzfahrerheeren manch einen harten Waffengang.
Dennoch war der geistliche Ritterorden ein ideales Instrument von Unterwerfung und Bekehrung. Er war der strategische Kopf mit großen Erfahrungen aus den Kreuzzügen im



Aus F. Borchert, BURGEN, STÄDTE, DEUTSCHES LAND, Mahnert-Lueg Verl. 1991

Heiligen Land und an Zahl nicht groß. Doch er wurde unterstützt von einer mächtigen Streitmacht zumeist Deutscher aus Sachsen, Thüringen, Westfalen, aber auch Niederländer und Flamen nahmen daran teil.
Die Eroberung Pomesaniens wurde schwierig, und man benötigte schon die 15000 Mann der polnischen und pommerellischen Fürsten (Heinrich von Breslau, Konrad von Masowien und Kujawien, Sambor von Pommerellen), die die Schlacht an der Sirgune (Sorge) 1234 für sich entschieden. Es sollte während der gesamten Eroberungsperiode (etwa 50 Jahre) der einzige slawische Heerzug bleiben.
Einen der wichtigsten Beiträge erbrachte der Markgraf von Meißen, als es um die Unterwerfung des nördlich an Pomesanien angrenzenden Prussengaus Pogesanien ging. Um das gleiche Jahr 1237, als lübische Kauffahrer Elbing gründeten, erschien hier am Frischen Haff auch sein Heer.
1239 eroberte man hier die Prussenfeste Balga, und kurz darauf gelang es dem Herzog Otto von Braunschweig, dem Anführer eines Kreuzfahrerheeres, die Gaue Natangen, Warmien und Barten zu unterwerfen.

In die Erfolgsmeldungen des Ordens mischte sich zugleich die traurige Nachricht, daß im gleichen Jahr der geniale Hochmeister Hermann von Salza und sein tüchtiger Landmeister Hermann Balk gestorben waren.
Zur gleichen Zeit bekam der Orden Schwierigkeiten im Westen, wo sich der Pommerellenherzog Swantepolk immer wieder auf Seiten der Prussen gegen den Orden einmischte, zumeist aus herrschaftspolitischen Motiven. So wird beispielsweise für das Jahr 1238 berichtet, daß er wegen einiger Grenzkonflikte um das damals noch kaum besiedelte Große Werder zeitweise zum Gegner des Ordens wurde.
Am Ende aber blieb der Kreuzzug der Christen gegen die heidnischen Stämme zwischen Nogat und Memel erfolgreich.
Es war wohl auch eine Folge der Milde, die die Sieger den Besiegten angedeihen ließen, daß im Jahre 1249 der Friede zu Christburg möglich war. Wegen der Versöhnlichkeit auf beiden Seiten wurde es ein »Vergleichsfriede«, wie einige Chronisten ihn bezeichnen, an dessen Formulierung auch der Papst beteiligt war. So wurden die Prussen den deutschen Siedlern gleichgestellt - mit Einschränkung, wie so häufig: die Freiheit und Gleichbehandlung sollte nur für jene Prussen gelten, die sich fest zum christlichen Glauben bekannten und allen Anordnungen des Ordens keinen Widerstand entgegensetzten.

In der hochdeutschen Übertragung des Christburger Vertrages vom 7.Febr. 1249 (ehem. Staatsarchiv Königsberg/Pr.) heißt es (Auszug):

»Wisset alle, daß zwischen den Neubekehrten in Preußen einerseits und den frommen Männern, dem Meister und den Brüdern des Deutschen Hauses andererseits, schwere Zwietracht darüber entstanden war, daß einige Neubekehrte sagten, ... da sie in die Freiheit der Kinder Gottes gerufen seien, ... sie niemand anderem als allein Christo ... untergeben seien, dennoch die genannten Brüder ... die Neubekehrten mit harten Diensten beschwerten, weshalb die benachbarten Heiden, die deren Beschwerden hörten, sich fürchteten, das sanfte Joch des Herren auf sich zu nehmen.«

»Nämlich es soll ebendiesen Neubekehrten erlaubt sein, alle Dinge, die sie nur immer wollen, von wem sie wollen zu kaufen oder auf andere rechtmäßige Arten zu erwerben, so wie sie es wollen und dazu imstande sind und es ihnen gut scheint. Und was sie auch immer gekauft und erworben haben werden, sollen sie für sich erwerben und ihre rechtmäßigen Erben. Und zwar so, daß wenn irgendeiner von ihnen aus dem Leben scheidet, der einen Sohn hat oder eine Tochter, die niemals verheiratet war, oder beide, so sollen diese ihm nachfolgen. Und wenn er weder Sohn noch Tochter hat, so sollen diese ihrem sterbenden Sohn nachfolgen. Wenn er aber weder Sohn noch Tochter, weder Vater noch Mutter hat, und noch ein Sohn seines Sohnes am Leben ist, so soll er seinem Großvater nachfolgen.



Kaminfries: Kampf der Kreuzritter gegen die Prussen.

Ferner, wenn er keinen Überlebenden von den Vorgenannten mehr hat, und er hat einen Bruder, so soll ihm ebendieser Bruder nachfolgen; und wenn der Bruder - selbst schon gestorben - einen Sohn hinterlassen hat, so soll ebendieser Brudersohn dem sterbenden Oheim nachfolgen. Dieses haben die vorgenannten Bekehrten dankbar angenommen, da sie im Heidentum - wie sie sagten - nur die Söhne allein als Nachfolger gehabt hätten.«

»Auch könnten sie Sachwalter in allen Prozessen sein und gegen jedermann gerichtlich vorgehen und ihr Recht verlangen. Und als gleichberechtigte Personen sollen sie zu allen gesetzmäßigen Handlungen zugelassen werden vor allen Richtern, sowohl am geistlichen wie am weltlichen Gericht. Auch können sie und ihre rechtmäßigen Söhne Geistliche sein und in einen Orden eintreten. Und diejenigen von diesen Bekehrten, die aus vornehmem Geschlecht stammen, können mit dem Rittergürtel umgürtet werden.«

»Ferner wurden die Neubekehrten ... belehrt, daß alle Menschen gleich seien, solange sie nicht sündigen, ... daß sie und ihre Erben die G e b r ä u c h e d e r H e i d e n im Verbrennen oder Beerdigen der Toten mit Pferden, Menschen, Waffen, Kleidern oder sonstigen anderen Kostbarkeiten ... künftig nicht beobachten würden, sondern sie würden ihre T o t e n n a c h d e r S i t t e d e r C h r i s t e n auf den Kirchhöfen bestatten ...«

»Dem G ö t z e n b i l d , das sie einmal im Jahr aus gesammelten Feldfrüchten bilden und als Gott zu verehren pflegen, dem sie den Namen Curche beilegten, und den anderen Göttern, die Himmel und Erde nicht geschaffen haben, ... würden sie künftig n i c h t o p f e r n ; ...«

»Gleichfalls versprachen sie, daß sie ebenso künftig n i e m a l s z w e i F r a u e n oder mehr haben würden; sondern, mit einer allein sich begnügend, wird jeder einzelne mit dieser unter ordentlichem Zeugnis die Ehe schließen ...Sie haben auch versprochen, daß keiner von ihnen künftig seine Tochter verkaufen würde, um sie jemandem zur Ehe zu geben, ... haben sie es bis jetzt so gehalten, daß nach dem Tode des Vaters seine Frau dem Sohn zufällt, wie ein anderes Erbe, ... und daß niemand seinen Sohn oder seine Tochter aus welchem Grunde auch immer selber oder durch einen anderen künftig aussetzen oder töten werde, ...«

»Auch haben sie versprochen, ... daß sie alle noch Ungetauften innerhalb eines Monats ... taufen lassen würden; andernfalls, haben sie zugestanden, sollen die Güter der Eltern, die ihre Kinder ... nicht taufen lassen werden, ... eingezogen werden, und sie selbst sollen nackt, nur mit einem Gewand bekleidet, aus den Grenzen der Christen herausgetrieben werden, damit die Guten nicht durch die Sitten anderer ... verdorben würden.«

»Auch haben die von Pomesanien versprochen, ... an den unten genannten Orten Kirchen zu bauen. Und zwar die erste in dem Dorf, das Posilge heißt, ...«

»... demnach haben sie nämlich zum Unterhalt des Priesters ... versprochen und zugestanden acht Hufen Land, und zwar vier in Feld und vier in Wald, und den Zehnten von 20 Haken, zwei Ochsen, ein Pferd und eine Kuh; ...«

»Und darüber hinaus haben sie versprochen, daß sie ... weder zustimmen noch erlauben werden, ... daß irgendein Verrat gegen uns geschehe, und wenn sie wissen würden, daß ein solcher gemacht ist und werden soll, ihn nach Kräften hindern ...«

»... Und die Neubekehrten haben vor uns leiblich geschworen, daß sie alles ... wie es versprochen und zugestanden ist, unverbrüchlich in Ewigkeit halten werden.«

Solche Bedingungen bedeuteten für ein Volk, das tausend Jahre und mehr mit seinen Naturgöttern gelebt hatte, eine unvergleichlich schwere und spontane innere Umkehr.
So war es dann am Ende auch nicht verwunderlich, daß der Friede nur elf Jahre Bestand hatte.
1260 drang der Litauerfürst Mindowe, der zuvor schon einmal bekehrt, dann aber zum Heidentum zurückgekehrt war, bis an die Ostsee vor, wo er die livländischen Schwertbrüder in der Schlacht bei Durben schlug. Das wurde dann weiter südlich bei den Kuren und auch den Prussen das Signal zum Aufstand.
Dreizehn Jahre lang flammten immer neue Kämpfe auf, bis am Ende wiederum ein Kreuzheer unter der Führung des Markgrafen Dietrich von Meißen das Ringen zugunsten des Ordens beendete. Nur in Teilgebieten Sudauens, wo der tapfere Prussenführer Skomand den Widerstand noch lange fortsetzte, ruhten erst 1283 die Waffen, nachdem er sich unter das Kreuz gebeugt hatte.

Von hier an konnte der Deutsche Ritterorden sich dessen gewiß sein, die Basis für den preußischen Staat geschaffen zu haben.
Wohl einmalig in der Geschichte: die Sieger übernehmen den Namen der Besiegten.



»Babe« (Steinbild)

In einem Findlingsstück eine durch ungelenke Bearbeitung grob angedeutete stehende menschliche Gestalt mit einem tief zwischen die Schultern eingezogenen Kopf. In der rechten Hand ein Trinkhorn, in der linken ein stabähnlicher Gegenstand. An der linken Seite am Gürtel mit Schnalle ein Schwert mit Parierstange und dreieckigem Knauf. An der rechten Seite eine kleine menschliche Figur mit ausgebreiteten Armen.

Der Ordensstaat Preußen entsteht

Die Grundlagen

Zurückgreifend auf die Vision des Hochmeisters Hermann von Salza, die heidnischen Prussen zu einem christlichen Volk in einem christlichen Staat zu machen, sah sich der Deutsche Ritterorden am Ende des 13. Jahrhunderts östlich der Weichsel dem Ziel nahe.
Die lange kriegerische Phase ging zu Ende, und die Friedenszeit ab 1283 erlaubte es, das eroberte Gebiet zu einem Gemeinwesen zu gestalten. Es sollte auf zwei Säulen ruhen, auf den mönchisch-ritterlichen Statuten als Vorgabe für die innere Zucht des staatstragenden Ordens und auf dem deutschen Magdeburger Recht als Codex einer Dorf- und Städteordnung, die bereits 1233 in der Kulmer Handfeste aufgeschrieben war.

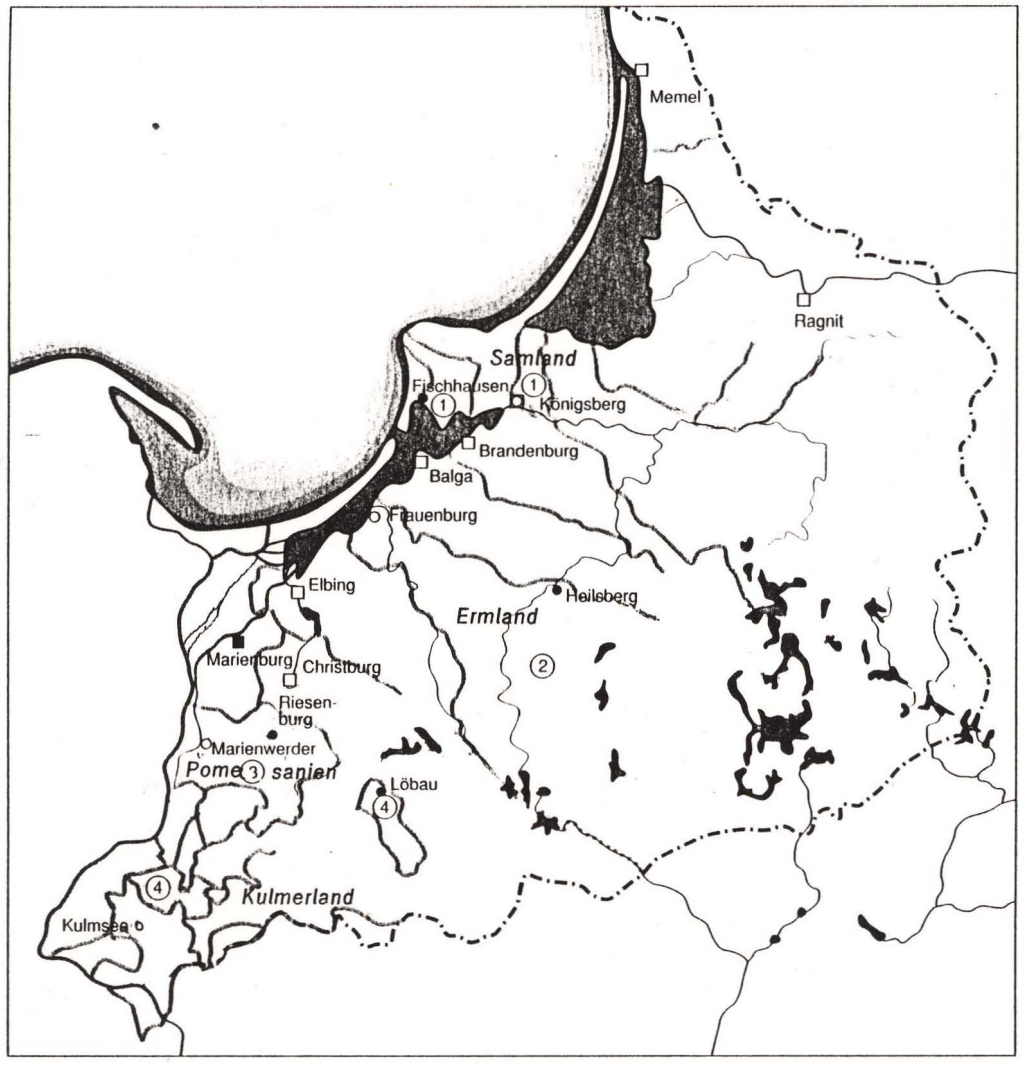
Die S t a t u t e n des Deutschen Ritterordens, welche großenteils aus der Gründungszeit im Heiligen Land stammten, regelten auch weiterhin die Lebensnormen der Ordensbrüder.

Wi un wo de brudere sullen essen.
(Wie und wo die Brüder essen sollen.)
Von der brudere vaste.
(Vom Fasten der Brüder.)
Wi un wo de brudere sullen slafen.
(Wie und wo die Brüder schlafen sollen.)
Wi ma pflegen sulle d' sieche brud'e.
(Wie man die kranken Brüder pflegen soll.)
Das di brud'e geben gut bilde den luten.
(Daß die Brüder den Leuten ein gutes Vorbild geben.)
Wi ma di prist' brud'e sulle eren.
(Wie man die Priesterbrüder ehren soll.)

Drei Dinge bildeten die Grundfeste jeglichen geistlichen Lebens: die Keuschheit ewiglich; der Verzicht auf eigenen Willen, das ist der Gehorsam bis in den Tod; das Gelöbnis der Armut, daß der ohne Eigentum lebe, der diesem Orden beitritt.
Wenn da eine zerbräche, so würde die Regel ganz zerbrochen. Nur als ganzes darf der Orden besitzen Gut und Erde, Land und Äcker, Weingärten, Mühlen, Burgen, Pfarren, Kapellen, Zehnten und anderes.
Er ist ein Orden zur Ritterschaft gegen die Feinde des Kreuzes und des Glaubens. Daher sind Rosse, Waffen, Knechte und was sonst noch zum Kampf gehört, gestattet.
An Sattel, Zaum und Schild sollen weder Gold noch Silber sein. Laute Jagd mit Meute und Beize mit Federspiel ist den Brüdern verboten. Aber Raubzeug, Wölfe, Luchse und Bären mögen sie jagen. Nicht zur Kurzweil, sondern zu gemeinsamem Nutzen, und Vögel schießen zur Übung.
Der junge Ordensritter erhält bei der Aufnahme als Symbol künftiger Tat und Entsagung ein Schwert, ein Stück Brot und ein altes Kleid. Sein Wappen zu führen, bei weltlichen Freunden zu wohnen oder in den Städten einzukehren, auch nur Briefe zu schreiben oder allein fortzureiten, ist ihm untersagt. Nachts dürfen die Brüder nur halb entkleidet und mit dem Schwert umgürtet schlafen, von der letzten Abend- bis zur ersten Morgenandacht verharren sie schweigend.
Alle Brüder sollen sich gegeneinander so verhalten, daß sich nicht die Milde und Eintracht des Brudernamens in Unmilde verkehre, sondern sie sollen sich befleißigen, so in brüderlicher Liebe einmütig und gütig im Geiste der Sanftmut miteinander zu leben., daß man mit Recht von ihnen sagen möge: Wie gut und wie fröhlich ist der Brüder Wohnen in

Eintracht. Ein jeglicher trage, wenn er es vermag, des andern Bürde, und nach des Apostels Rat befleißige sich ein jeder, den andern zu ehren. Bei der schweigenden Tafelrunde der Ritter werden von den Priesterbrüdern Texte der Heiligen Schrift oder in späteren Zeiten aus den Annalen des Ordens selbst vorgelesen.

Nachdem sich der Orden in seiner Zusammensetzung und nach seinen sich verändernden Aufgaben wandelte, änderten sich auch zum Teil die Statuten. Eines ihrer Schlüsseldokumente stammt aus dem Jahre 1244, in welchem der Papst Innozenz IV. dem Orden erlaubte, seine Regeln eigenständig den jeweiligen Gegebenheiten anzupassen.

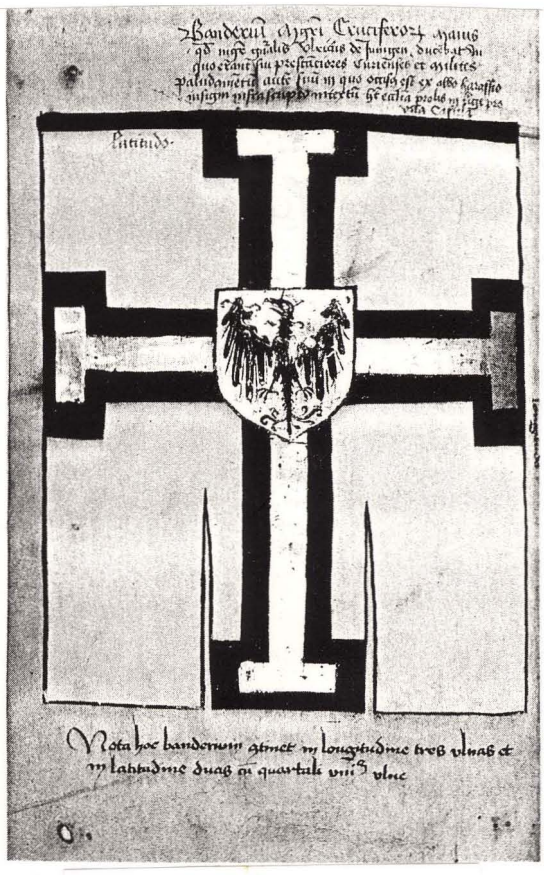


Da der Orden sich im Osten aber anschickte, ein weltliches Staatsgebilde zu schaffen, mußte diesem eine gesetzliche Basis zugrunde gelegt werden, in welcher konkret das Wechselspiel der Lebensabläufe, die Verhaltensweisen im Miteinander der Menschen, die Rechte und Pflichten der Staatsführung und der untergebenen Volksschichten verbindlich geregelt waren.
Solches war im deutschen Reich, aus dem die Ordensbrüder stammten, über lange Zeiten schon gang und gäbe. Man brauchte also keine gesetzgebende Versammlung einzuberufen, sondern übertrug das den Brüdern bekannte deutsche Magdeburger Recht auf die Handfeste der 1233 neugegründeten Stadt Kulm. Es wurde mit fortschreitender Eroberung des Prussenlandes flächendeckend fast überall als Kulmisches Recht das Grundgesetz des Deutschordensstaates.

So nahm Preußen allmählich konkrete Gestalt an. Die damals geschaffenen Gebietsstrukturen waren sogar noch in unserm Jahrhundert erkennbar. Zum Teil sind sie es noch.
Die Eroberung des Prussenlandes hatte von Kulm her seinen Anfang genommen, war die Weichsel und Nogat hinauf nach Elbing gezogen und hatte sich von den Ufern der beiden Flüsse und den Küsten des Frischen Haffs jeweils ins östliche oder südöstliche Hinterland bewegt.
Dementsprechend formten sich die territorialen Verwaltungsbereiche, die Komtureien Kulm, Pomesanien, Ermland und das Samland. Jeder dieser Regionen stand als zentrale Verwaltungsbehörde der Komtur mit einem Konvent aus Ritter- und Priesterbrüdern vor.
In geschickter Weise hatte die Führung des Ordens Vorsorge getroffen, daß geistliche und weltliche Macht nahe beieinanderlagen, sich wechselseitig unterstützten, aber dennoch die Zentrale (Hochmeister und Komture) die Fäden des ganzen Netzwerks in der Hand behielt.

Die Herrschaftsordnung

An der Spitze stand der auf Lebenszeit gewählte Hochmeister. Ihm zur Seite beratend die fünf Großgebietiger: der Großkomtur, der Oberstmarschall, der Oberstspittler, der Obersttrappier und der Ordenstreßler. Sie bildeten eine Art ständigen Ausschuß des Kapitels. Ihre Zustimmung war zu jeder Anordnung der inneren und äußeren Politik erforderlich.
Wenn der Orden geschenkte oder eroberte ferne Territorien zu verwalten hatte, setzte

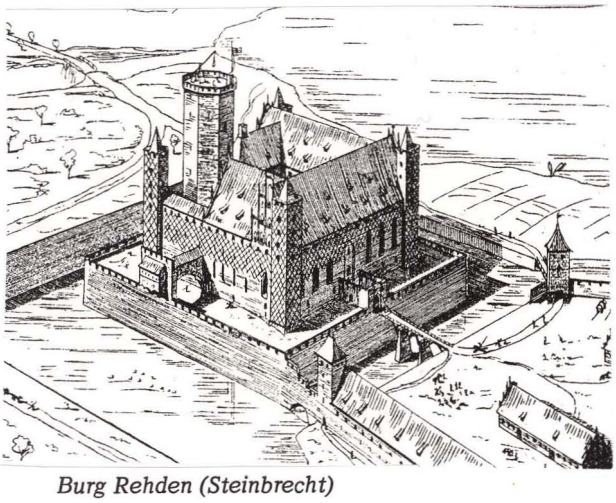


Die Fahne des Hochmeisters

der Hochmeister jeweils Landmeister mit fünf Gebietigern ein.
Für Preußen war es zunächst Hermann Balk (1230 - 1239).
Der Großkomtur war gesetzmäßiger Vertreter des Hochmeisters und hatte die Aufsicht über den Ordensschatz und alle Vorräte.
Der Oberstmarschall war Leiter des gesamten Kriegs- und Heerwesens. Zugleich war er Komtur von Königsberg.
Dem Oberstspittler unterstand das Kranken- und Spitalwesen. Er hatte seinen Sitz in Elbing, wo sich das Hauptspital des Ordens befand.
Dem Obersttrappier oblag die Aufsicht über das Kleidungswesen. Er fungierte in der Regel als Komtur von Christburg.
Der Ordenstreßler war Schatzmeister und Leiter des Finanzwesens.
Die beiden Großschäffer saßen in Marienburg und in Königsberg. Ihre Aufgabengebiete, die mit der Macht des Ordens ständig wuchsen, waren die Verwaltung der Resourcen, d.h. des Binnenhandels als auch des wachsenden Außenhandels. Daher auch ihre Verwaltungssitze an Wasserarmen bzw. Hafenplätzen.
Die Verwaltung der einzelnen Bezirke lag in den Händen der Komture. Das ganze Ordensgebiet war in zweiundzwanzig Komtureien eingeteilt. Jede Komturei umfaßte das Gebiet im Umkreise einer Burg. Kleinere Bezirke jedoch wurden auch von Ordensvögten verwaltet. Daneben gab es Fisch- und Waldämter.
Nach einer Regelung aus dem Jahre 1243 jedoch war der Bischof in jeder Komturei Herr über ein Drittel des Landes. Damit die zentrale Ordensverwaltung jedoch den Einfluß auf sein Territorium behielt, inkorporierte der Orden die Domkapitel, die die Bischöfe zu wählen hatten und beschickte sie mit seinen Priesterbrüdern. Als günstig hatte sich zudem erwiesen, daß die Sitze des Bischofs und des Domkapitels in einem Komtureibezirk auch räumlich getrennt blieben.
So residierte im Kulmerland der Bischof in Löbau und das Domkapitel in Kulmsee. Für Pomesanien waren es Riesenburg und Marienwerder; für das Ermland Heilsberg und Frauenburg und für das Samland Fischhausen und Königsberg.
Allein in der ermländischen Komturei gelang dem Orden die Inkorporation des Domkapitels nicht. Daher auch bewahrte sich das Ermland bis in unser Jahrhundert hinein eine beträchtliche Unabhängigkeit, was sich auch darin ausdrückte, daß es nach der Reformation, als Preußen unter dem weltlichen Fürstentum protestantisch wurde, katholisch blieb.
Durch die so geschaffene Herrschaftsstruktur kann man vom Deutschordensstaat Preußen als von einem zentralistisch modern regierten Gebilde sprechen. Der anfänglichen Schwachstelle der dualen Verwaltung durch Bischof und Kapitel, beide jedoch dem Orden weisungsuntergeben, wurde dadurch begegnet, daß beide dem Hochmeister die Außenpolitik überließen.

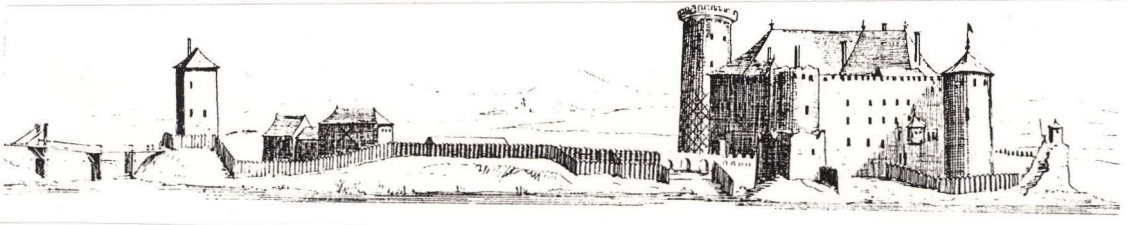
Die Burgen

Als Unterkünfte in der Frühzeit der Landnahme im Prussenland dienten Zeltlager und einfache Holzbauten.
Sehr bald aber, als es zu Kampfhandlungen kam, wurden einfache Feldbefestigungen unabdinglich, und so benutzten die Kreuzfahrer zunächst die befestigten Plätze der »Pruthenі«, indem sie diese erweiterten und verstärkten.
Ihre Erfahrungen im Burgenbau aus dem Heiligen Land waren ihnen von großem Nutzen, obgleich hartes Baumaterial hier nicht zur Verfügung stand und daher Palisaden und Erdwälle im ersten Jahrzehnt nach Überschreiten der Weichsel (1231) als Provisorien dienten.
Erst danach und fast durchgängig ab etwa 1250 begannen die Ordensritter mit massiver Bauweise aus gebranntem Ton.
Bald brauchte man Komplexe, die vielen



Burg Rehden (Steinbrecht)

Zwecken dienen konnten: der Verteidigung, als Unterkunft, als Vorratsräume, Zeugstuben und Marställe.
Nach und nach wurden sie zudem Zentren zur Verwaltung kleinerer eroberter Gebiete , so daß sich Stammannschaften dort länger aufhielten. Dann fügte man in die befestigte Anlage auch eine Kapelle ein.
Diese wehrhaften Zweckbauten des deutschen Ritterordens aus rotem Backstein hatten zunächst einen einfachen quadratischen Grundriß, wurden mit der Zeit jedoch vielgestaltiger und reichhaltig, aber formgetreu an Einzelelementen. So sind sie zum unverwechselbaren Kulturelement des deutschen Ostens geworden, jene Befestigungen, Wohn- und Verwaltungsresidenzen des Ordens - die Komtureien und Konvente.
Nach damaligem Sprachgebrauch wurden sie »H ä u s e r« genannt.
Durchgehend die schlichten und schönen Formen des gotischen Baustils wahrend, sind sie noch heute in den weiten Landstrichen von Schlochau bis Königsberg sichtbare Zeugen der stolzen Geschichte des Preußenlandes.



Burg Schwetz (nach Pufendorf)

Das Siedlungswerk

Wer aber trägt auf Dauer einen neuen Staat? Weder Burgen noch Verwaltungsinstrumentarien. Das neue Preußen wurde ein n e u e s V o l k , zusammenwachsend aus den baltisch-prussischen Altpreußen und deutschen Neusiedlern. Beide hatten sich aus alten Bindungen gelöst, und gemeinsam erkannten sie ihre neuen Herrn, ihr neues gemeinsames Schicksal an.
Zuweilen im Alltag noch unterschiedlichen Rechtsformen unterworfen, der eine hier mehr begünstigt als der andere dort, lebten sie sich doch mehr und mehr zusammen: die Unterworfenen (aber Bodenständigen) und die ihrer Heimat Fernen, aber von Pioniergeist beseelten Zuwanderer.

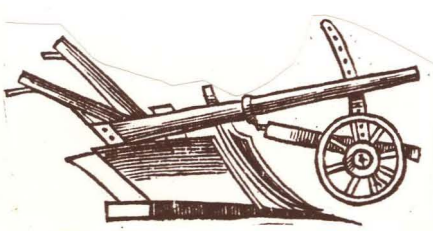
Die Prussen waren seit uralten Zeiten ein einfaches Volk von Ackerbauern, Viehzüchtern, Jägern, Fischern und Waldbienenzüchtern.
Sie blieben an ihren angestammten Plätzen wohnen, hatten sich aber dem neuen modifizierten Kulmer Recht anzupassen.
Da ihre Dörfer klein waren, durften sie sich nicht selbst verwalten. Dafür richtete der Orden für Regionen mit 15 und 45 Dörfern je ein Kammeramt mit einem verdienten und verläßlichen Prussen als Kämmerer ein. Bei Streitfällen galt in einigen Fällen für sie noch altes prussisches Recht; doch durften sie nicht selbst Recht sprechen.
Wie die slawischen Stämme, so waren auch sie es gewohnt, ihre Äcker mit dem altertümlichen H a k e n zu bearbeiten, der gleichzeitig ein Flächenmaß war. Eineinhalb Haken ergaben in der Regel eine Hufe, wobei dann noch zwischen großen und kleinen Haken unterschieden wurde. Ein Haken hatte etwa die Größe von 10 ha, und der prussische Bauer besaß gewöhnlich zwei Haken, also 20 ha.

Den zehnten Teil ihrer Ernteerträge mußten sie als Zins abliefern. In der Marienburger Komturei hatten sie anstelle der Naturalien einen Geldzins zu leisten und ein Dienstgeld als Anerkennung der weltlichen Oberherrschaft.
Persönlich wurden sie zu Kriegs- und Scharwerksdiensten herangezogen. Letzteres bedeutete schon, verglichen mit den Bedingungen für deutsche Ansiedler, ein Stück Unfreiheit. Auch beim Besitzrecht waren sie schlechter gestellt, konnte ein Hakenbauer doch nur dann den Hof vererben, wenn ein erwachsener Sohn zur Stelle war. Wollten sie ihren Hof verlassen, um vielleicht einen besseren zu erwerben, mußten sie ein Abzugsgeld bezahlen, d.h. sich freikaufen.

Dann aber gab es in der sozialen Schichtung des Ordenslandes anfänglich die p r e u ß i s c h e n F r e i e n. Sie hatten in bedrängten Zeiten dem Orden die Treue gehalten und genossen dafür verschiedene Vergünstigungen: sie besaßen volles Erbrecht für beide Geschlechter, wurden nach altpreußischem Recht gerichtet und waren der Zinszahlungen und auch der Scharwerksdienste entbunden.
Auf sie stützte sich der Orden vornehmlich im Militärdienst. Sie bildeten im Kriegsfall die leichte Reiterei des Ordensheeres.
Ähnlich den 'kleinen preußischen Freien' hatten auch die sogenannten W i t i n g e in Notzeiten zum Orden gehalten. Sie wurden als Diener vorwiegend auf Ordensburgen beschäftigt und, da landeskundig, häufig zu Botendiensten ausgesandt.

Die d e u t s c h e n F r e i e n unterschieden sich in ihren Abgaben wenig von den preußischen Freien. Auch sie mußten das geringe 'Pflugkorn' an die geistliche Herrschaft liefern, das in 1 Scheffel Weizen und 1 Scheffel Roggen je Pflug und 1 Scheffel Weizen je Haken bestand. Die Abgabe an den Orden war das Wartgeld. Damit wurden Unterhalt und Verpflegung der Späher an den Ostgrenzen zu

Sudauen und Litauen bezahlt, die dort 'auf Warte' , das heißt Wache standen; denn von Litauen her mußte man noch eine Zeitlang auf Unruhe gefaßt sein.
Für mögliche Kriegszüge vertraute der Orden auf ihren leichten und schweren Roßdienst.
Schließlich gab es noch die großen preußischen Freien mit kulmischem Recht. Sie hatten bereits bei den alten Prussen eine herausragende soziale Stellung gehabt und garantierten eben schon allein durch ihre Sonderrechte und durch ihre mittlerweile erworbene Zweisprachigkeit, daß sie verläßliche Vermittler der Ordensangelegenheiten gegenüber dem einfachen altprussischen Volk waren. Sie hatten natürlich Kriegsdienst zu leisten und waren häufig beim Burgenbau eingesetzt. Auch sie mußten das Pflugkorn und das Wartgeld sowie auch das Schalwenkorn entrichten.



Scharenpflug

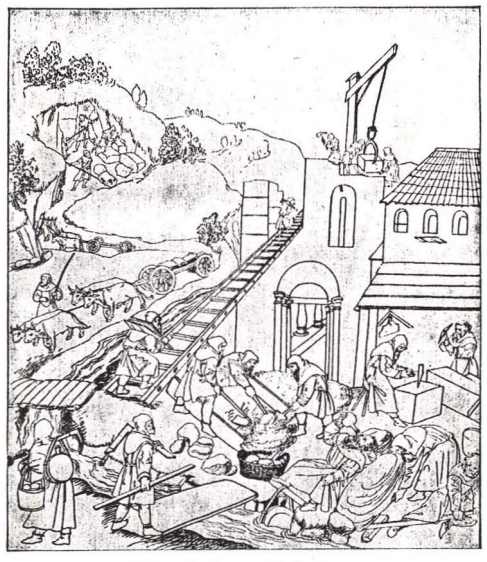
Verweilen wir nun einen Augenblick bei den deutschen Zuwanderern aus Thüringen, Oberfranken, Niedersachsen, Ost- und Westfalen und vom Niederrhein.
Die Festigung des Gemeinwesens durch ein großangelegtes Siedlungswerk war lange schon in vollem Gange und kein origineller Gedanke der Ordensritter, deutsche Bauern und Bürger aus dem Altreich anzusiedeln.
Der Zug der Wagentrecks nach Osten zog schon zweieinhalb Jahrhunderte lang über die Elbe-Saale-Linie ostwärts. Doch nie waren es Massenströme, sondern mal größere, mal kleinere Gruppen, die von Landesfürsten sowie von weltlichen und geistlichen Grundherren in die dünn bevölkerten Gebiete geleitet wurden. Sie brachten den eisernen Scharenpflug mit, der es erlaubte, auch schwere fruchtbare Böden in kurzer Zeit in Kultur zu nehmen.

Was für ihre Ansiedlung in fast nur von Slawen bewohnten Gebieten galt, das galt auch in großem Maße für das künftige Ost- und Westpreußen, und so kann man die Worte Helmold von Bosaus in seiner Slawenchronik (1164 - 1172) auch als Werbetext für das spätere preußische Siedlungswerk werten: »Weil aber das Land (im Osten) menschenarm war, sandte der Graf Boten aus in alle Lande (im Westen), ... auf daß alle, die von der Landnot bedrückt wurden, mit ihren Hausgenossen kämen, um schönsten Boden, weiten Raum, reich an Früchten, überreich an Fischen und Fleisch und einladend durch üppige Weiden, zu emp fangen«.
Aber auch die rechtlichen Lebensbedingungen für deutsche Ostsiedler waren wegen der erkennbaren Staatwerdung unter deutscher Führung und deutschem Schutz verlockend. So hieß es in einer Kolonisationsschrift: »Die Grundstücke überlassen wir ihnen zu erblichem und freiem Recht, so daß sie die Befugnis haben sollen, sie zu verkaufen und nach ihrem Willen darüber zu verfügen.«
Die ersten vier Dörfer gründete der Ritterorden 1248 - 1251 schon bald nach Beginn der Landnahme bei Kulmsee. Der sich dann jedoch neu formierende Widerstand der Prussen erzwang eine jahrzehntelange Pause. Erst mit Beginn der stabilen Friedensphase ab 1280 entstanden wiederum im Kulmerland 7 Dörfer und 13 weitere an der Ossa, dem nördlichen Grenzfluß. Im Raum des späteren Stuhm entstanden 18, bei Marienwerder 4 und 2 in der Nähe Elbings.
Um das Jahr 1300 gab es insgesamt neben den 20 deutschen Städten bereits 45 Dorfneugründungen. 24 von ihnen waren rein deutsche Ansiedlungen; die weiteren 21 waren ethnisch gemischt. Acht von ihnen besaßen einen Doppelnamen, ein Hinweis auf deutschen Einfluß.

Praktisch übernahm die dörfliche Ansiedlung

ein L o k a t o r oder ein burmester, ein Bauernmeister. Manchmal war er ein Adliger, manchmal ein vermögender Bürger, der das Ansiedlungsunternehmen nach den Vorgaben des Landesherren durchführte. Dafür erhielt er die »Handfeste«, die Gründungsurkunde, in der ihm das Schulzenamt übertragen sowie Freihufen und andere Rechte zuerkannt wurden.

Wo dann eine Häufung von Dörfern vorhanden war, gründete man eine Stadt, die immer als Verwaltungs- und Gewerbemittelpunkt benötigt wurde. Bis zum Ende des derzeitigen Berichtszeitraumes (1309) finden wir im Ordensland Preußen in chronologischer Folge die Städte Thorn (1233), Kulm (1233), Marienwerder und Rehden (1234), Elbing (1237), Briesen (1246), Kulmsee (1251), Braunsberg (1254), Memel (1257), Königsberg (1258), Löbau (1269), Schönsee (1275), Riesenburg und Marienburg (1276), Frauenburg (1278), Christburg (1288), Pr. Holland (1290), Graudenz (1291), Gollup (1293), Mewe (1297), Fischhausen, Strasburg und Lessen (1298), Garnsee (1300), Heiligenbeil und Neuenburg (1301), Deutsch Eylau und Saalfeld (1305) und Heilsberg (1308).



2. Mönche beim Kloſterbau

Pommerellen und die Absicherung nach Westen

Während der Orden nun daranging, die eroberten Gebiete weitmaschig und systematisch mit deutschen Bauern und Handwerkern aus dem Reich zu besiedeln und dem werdenden Staat durch einen Nährstand und einen Wehrstand Stabilität zuwuchs, mußte er vermehrt sein Augenmerk auf die Außenpolitik richten, d.h. auf die verwundbaren Grenzen im Westen, und das war jenseits der Weichsel nach Pommerellen zu.

Hier lebte seit langem ein slawisch-christliches Volk, regiert von Stammesherzögen. Und es gab auch nichts zu missionieren. Hier waren in Pelplin (1176) und Oliva (1178) die frommen Zisterzienser-Mönche schon frühzeitig präsent. Doch politisch-wirtschaftliche und damit auch militärische Händel lagen in der Luft, seit die polnischen Gebiete im Südwesten wieder erstarkten und die Brandenburger in Richtung Ostsee drängten.

Hinzu kam, daß die Bedeutung des H a n d e l s p l a t z e s D a n z i g wuchs, und schließlich verliefen durch die Herzogtümer Kujawien und Pommerellen die V e r b i n d u n g s w e g e des Ordens z u m R e i c h, die Nabelschnüre zu den Herzländern Thüringen, Sachsen, Westfalen, Niedersachsen und dem Niederrhein, denen die Ritter und Priesterbrüder, die Komture und Meister und nicht zuletzt die Neusiedler entstammten. Wo sich aber eine neue weltliche Macht einzurichten beginnt, müssen die Grenzsteine zum Nachbarn gesetzt werden.

Sicher hatte man sich schon während der jahrzehntelangen Prussenkämpfe kennengelernt, und der kluge und ehrgeizige S w a n t o p o l k, seit 1227 Herzog der Pommerellen, war dem Landmeister ein 'guter' Bekannter. Er hatte den Orden zunächst im Heidenkampf unterstützt, dann in ihm aber bald den großen Widersacher gesehen, mit den Prussen gegen



Karte des Preußenlandes von Heinrich Zell (1580)

den Orden intrigiert und somit wohl auch den großen Prussenaufstand 1243 provoziert.
Noch lange blieb das Verhältnis zu Pommerellen wechselhaft. Dabei gab es doch in jener Zeit schon viele Deutsche im Herrschaftsbereich des Pommerellenherzogs - vor allem in Danzig, und die Verbindungen dorthin waren vielfältiger als man annehmen könnte.
Als Swantopolk 1266 starb, begrub er auf dem Totenbett seine Feindschaft zum Orden und ermahnte seine Söhne Wartislaw und Mestwin II., die Versöhnung zu bewahren. Ersterer, der Herr über Danzig wurde, befolgte den väterlichen Rat, doch letzterer, der Herzog von Schwetz, machte noch eine Weile diffuse Politik und vertrieb seinen ordensfreundlichen Onkel, Herzog Sambor von Dirschau, der bei den deutschen Rittern Zuflucht fand.
Danach hatte M e s t w i n einen anderen Zankapfel gefunden. Er verbündete sich mit dem Markgrafen Konrad von Brandenburg, um seinen Bruder Wartislaw, Herr der deutschen Stadtgemeinde Danzig, zu stürzen.
Die verwirrende Herrschaftsgeschichte Pommerellens setzte sich noch eine Weile fort, zog die wiedererstarkenden Polen mit hinein, die Markgrafen von Brandenburg und die Könige Wenzel II. und III. von Böhmen und Polen.
Eine detaillierte Abfolge der komplizierten Ereignisse ist auf textlich engem Raum leider nicht darstellbar. Es müssen in jener Zeit und in jenem Raum intrigante Verhältnisse geherrscht haben; denn es ging immer um Einfluß und Macht, wobei schwer durchschaubare Erbfolgeansprüche mit im Spiele waren.
Neben den obengenannten Kräften spielte zunehmend Wladislaw L o k i e t e k , Herzog von Kujawien, eine Schlüsselrolle, der sich als Oberherr Polens fühlte und sich 1306 nach dem Zusammenbruch der böhmischen Herrschaft Pommerellens bemächtigte.
Derweil herrschte dort aber mit herzoglichen Vollmachten das Geschlecht der S w e n z a , der Palatine von Danzig. So war es dann schier unumgänglich, daß Lokietek mit dem Hauptmann von Pommerellen, Peter Swenza, in Streit geriet. Der wiederum brauchte nun Bundesgenossen und drängte die brandenburgischen Markgrafen, alte Lehnsansprüche auf Pommerellen wieder zur Geltung zu bringen. Sie ließen sich daraufhin nochmals vom deutschen König Albrecht mit Pommerellen belehnen und besetzten 1308 erneut die deutsche Stadt Danzig, das schon seit 1263 lübisches Recht besaß.
Am Ende mußte der Deutsche Orden 1308 auf einen Hilferuf Lokieteks, der sich 1306 in Krakau feierlich zum polnischen König hatte erklären lassen, eingreifen und - was ihm vielleicht gar nicht so ungelegen kam - Danzig von den Brandenburgern befreien.
Da aber der König die versprochenen Unkosten der Entsetzung nicht zahlen konnte, hielt der Orden die Danziger Burg als Pfand besetzt und sah seine Stunde an der Weichselmündung für gekommen.
Er besetzte noch im gleichen Jahr Dirschau, und Schwetz in dem darauffolgenden. Im S o l d i n e r V e r t r a g vom 13. Sept. 1309 erwarb der Orden ganz Pommerellen (außer Stolp und Schlawe) gegen ein Kaufgeld von 10.000 Silbermark von den Markgrafen von Brandenburg, und im Jahre 1313 hat ihm der deutsche Kaiser Heinrich VII. Anspruch und Besitz bestätigt.
Daß die Zugehörigkeit Pommerellens zu einem polnischen Bistum nach 1309 bestehen blieb, hat dann allerdings dazu beigetragen, daß die wechselhaften Beziehungen zu Polen und auch polnische (Gebiets-) Ansprüche in Erinnerung blieben.

Ordensgeschichte wird Heimatgeschichte

Das Große Werder wird Ordensland

Das Große Werder, »die Flußinsel« zwischen Weichsel und Nogat, vor Zeiten noch von unzähligen kleinen und mittleren Flußarmen durchzogen, hat in Jahrtausende währendem Verlandungsprozeß vom abschreckenden Sumpfgebiet bis zur Kornkammer Westpreußens ein ständig wechselndes Gesicht gezeigt; denn fortwährend modellierten die ruhelosen Weichselwasser und die Brandungszone der See an seinem Landschaftsbild.
Auch seine Siedlungsgeschichte ist bewegt und läßt sich bestenfalls aus dem erschließen, was uns historische Quellen über den Ostseeraum berichten.
Der deutsche Name W e r d e r hat sich erst mit den niederdeutschen Ostsiedlern und Ritterbrüdern des Ordens im 13. Jh. eingebürgert und nach und nach die vormalige (wahrscheinlich prussische oder auch slawische) Bezeichnung »I n s e l Z a n t h i r« verdrängt. Um 1240 jedenfalls gab es die pommerellische Burg Zanthir südlich oder südöstlich der Montauer Spitze, doch ob nun sie der Flußinsel den Namen gab oder umgekehrt, ist nicht bekannt. Immerhin sind beide Benennungen auch in Urkunden jener Zeit gebräuchlich.

Tun wir aber noch einen Jahrtausendschritt zurück, so stoßen wir auf eine bedeutende historische Quelle, die dem heimatlichen Werderland den Namen G e p i d o i o s zusprach, der »G e p i d e n - A u«. Es ist der gotische Geschichtsschreiber Jordanes, der berichtet, daß auf den »...zwischen den Untiefen der Weichsel gelegenen Inseln «, noch zweihundert Jahre n.Chr. die Gepiden lebten, ein Schwestervolk der Goten, die damals westlich und südlich von ihnen lange Zeit ihre Stammsitze hatten.

»Die Besiedlung des Weichseldeltas in den letzten vorchristlichen und in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten muß sich jedoch, abgesehen von den hochwasserfreien Rändern des Deltas und der Nehrung, auf die höheren Teile der großen, heute mit Werder bezeichneten Flußinseln beschränkt haben. Dort lagen auf gerodeten Waldlichtungen, auf den flachen altalluvialen Kuppen des Schwemmlandes, die Höfe der Gepiden. Diese außerordentlich schiffahrtskundigen Germanen müssen es offenbar auch fertiggebracht haben, sich mit gelegentlichen Überschwemmungen ihres Wohngebietes, hin und wieder wohl auch ihrer Wohnstätten abzufinden.« *(Bertram)*

Östlich der Nogat aber wohnten als ihre Nachbarn schon damals wie auch ein Jahrtausend später, als der Deutsche Ritterorden ins Land kam, die baltischen Prussen.
Westlich hatten Jahrhunderte nach Abzug der Germanenstämme hier Slawen ihre Wohnsitze gefunden, die Pommerellen.
Östlich und westlich von Höhenzügen eingegrenzt, war das Werder lange Zeiträume unwirtliches Tief- und Sumpfland, mit Auewäldern bedeckt, und jahreszeitlich ganz oder teilweise überschwemmt, das jedoch wegen des Fischreichtums der Wasserläufe den Menschen dennoch schon frühzeitig angezogen haben muß, doch dauerhafte Ansiedlungen lange Zeit nicht gestattete.
In unserer Berichtszeit jedoch, die wir jetzt

nach Eroberung des Prussenlandes durch den Orden um etwa 1280 erreicht haben, hatten sich große Teile des Deltas bereits unter dem abgelagerten Schwemmland verfestigt. Prussen wie auch Pomoranen (Kaschuben) mögen kleinere und auch einige größere Ackerbausiedlungen dort angelegt haben. Immer aber waren die Werder zu jener Zeit noch kaum besiedelt, so daß Besitzansprüche des sich östlich davon bildenden Preußen zunächst lange Zeit nicht erhoben wurden, während auch die Herzöge von Pommerellen an den Niederungen östlich der Weichsel wenig Interesse zeigten und sich daher auch nicht strikt abzugrenzen brauchten.



C. Anthoniszoon: Caerte van oostlant. (Antwerpen 1543)

Da für die Geschichtsschreibung das Flußdelta bis dahin ein unbeschriebenes Blatt war, ist es äußerst schwierig, heute festzustellen, wie sich die allererste Besiedlung und die allerersten Besitzverhältnisse personell und zeitlich gestalteten.

Aus alten Urkunden und Verträgen zwischen Ordensleuten, Prussen, Pommerellen und Polen kann man aber einige Phasen des Geschehens im Großen Werder ablesen.

Teils muß man erahnen und vage Rückschlüsse ziehen, zumal nur wenige Siedlungsplätze feste Namen besaßen und auch die Unzahl der kleinen Flußläufe nicht benannt werden können. Allein die breiten Ströme Nogat und Weichsel, wie auch die frühen Gründungen von Oliva, Dirschau, Elbing und Mewe können als Fixpunkte gelten.

Die erste für unsern Zweck aussagekräftige Urkunde datiert aus dem Jahre 1242, in dem sich der Orden mit den Herzögen von Krakau, Masowien und Kujawien gegen den Herzog Swantopolk von Pommerellen verbündete. Damals bedurfte es wohl der ersten konkreten Abgrenzung, indem man erklärte, »...daß die Weichsel bis zur Primizlawa und dann dieser Fluß selbst, welcher in das salzige Meer mündet, die Grenzen zwischen Pommern und Preußen bilden sollen.«

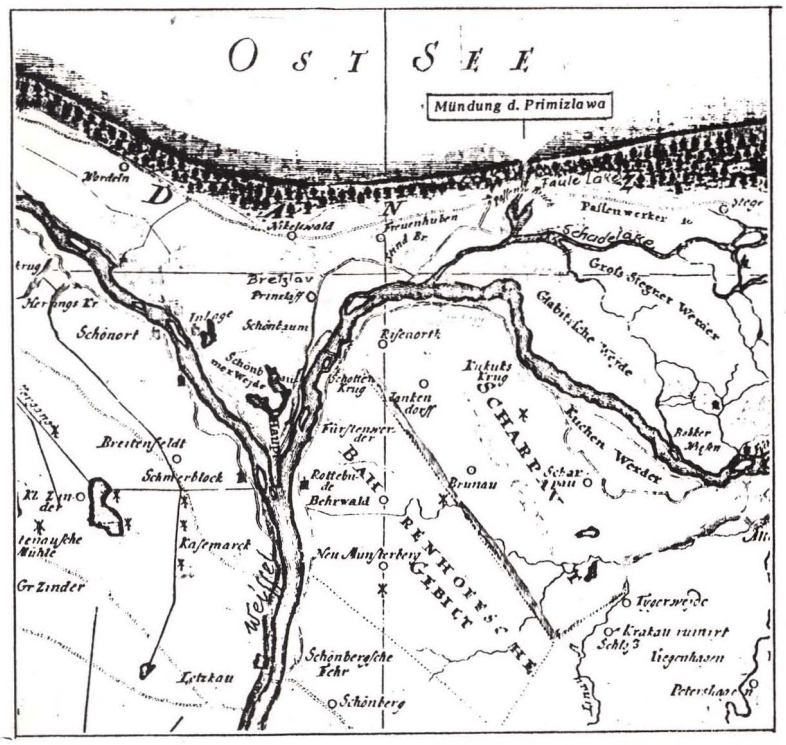
1242. September 20. o.O. (Original in der Fürstlich Czartoryskischen Bibliothek in Krakau mit 5 Siegeln an Pergamentstreifen)

» . . . Nova omnia telonea, que postquam dicti fratres ad Prusciam venerint, sunt statuta, omnino cessabunt. Peregrini et alii homines liberi Prusciam intrantes sine solutione thelonei pertransibunt. Ut autem discordiis ianua precludatur, in hoc utraque partium concordavit, quod Wizla terrarum metas dividat usque ad Primezlauam et Primezlaua ulterius influens salsum mare, ita ut ipse aque per medium dividantur. . . «.

(Pommerellisches Urkundenbuch Nr. 79.)

An der Weichsel auf der Höhe von Mewe und

Schwetz, wo der Fluß zwischen Hochufern und trockenen Landtafeln geschwind dahinströmt, war die Grenzlage eindeutig. Doch im flachen Delta, wo sich der Strom in unzählige Mündungsarme und Altwasser aufteilt, war eine Grenzbestimmung schwierig.
Hier traf die Weichsel vor Einmündung in die Ostee auf einen von ihr selbst und den Westwinden aufgetürmten Dünenstreifen, die Nerye, wie es auf alten Karten heißt, und mußte sich teilen.



Der eine Arm strömte nach Westen und mündete bei Danzig in die offene See, während der östliche dem Frischen Haff entgegenzog, das zu jener Zeit noch das ganze Steegner Werder bedeckte.
Die spätere Elbinger Weichsel war daher nur kurz und verzweigte sich sehr rasch in ihr eigenes Delta.
Einer ihrer Mündungsarme, und das ist bedeutsam, hatte durch ein Nehrungstief beim heutigen Pasewark noch Verbindung mit der See und als Grenzfluß westlich liegender slawisch-pommerellischer Fischersiedlungen auch einen Namen: die P r i m i z l a w a .
Als sich an dieser Stelle im Laufe der Zeit die Nehrung schloß und die Primizlawa abschnürte, mußten sich ihre Wasser vor den Sandbergen stauen und modriges Altwasser werden, weshalb sich bis in unsere Zeit hier die »Faulelake« auch als Name erhalten hat.
Sprachlich von Primizlawa abgeleitet, trifft man auf allen alten Karten dort auf das Dorf Premslaw (Brezlav, Brezlaw, Bretzlaw), das wir im späteren deutschen Prinzlaff wiederfinden. Seit dem zweiten Weltkrieg hat es unter polnischer Verwaltung wieder seinen slawischen, jetzt aber polonisierten Namen erhalten : Przemyslaw.

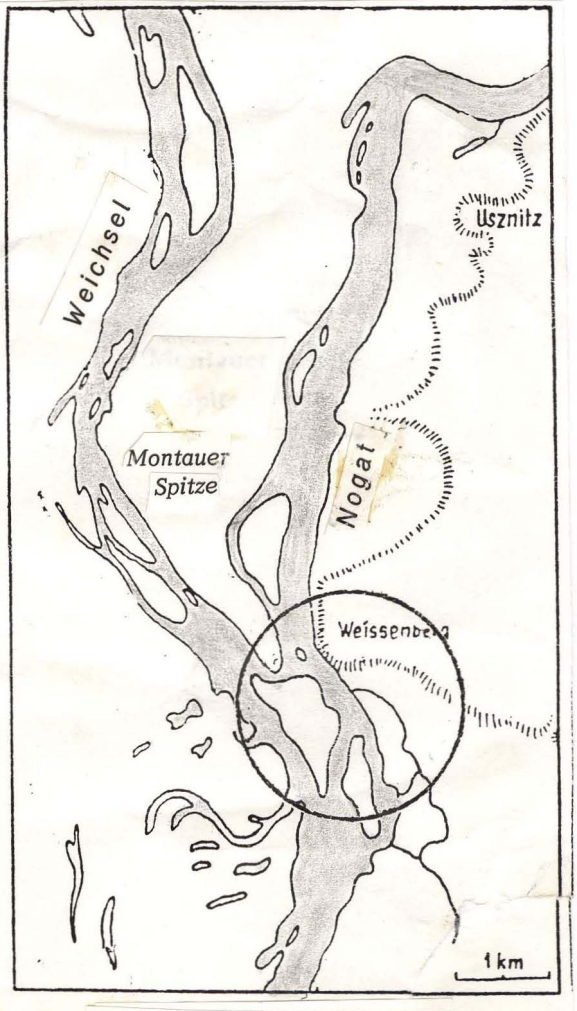
Als im November 1 2 4 8 der Orden den Frieden mit Swantopolk urkundlich besiegelte, wurde die Grenzlage noch einmal erwähnt und dabei jene vier Dörfer auf der Binnennehrung Premslaw, Nicloswalde, Schoneboum und Pozewalk nördlich vom Danziger Haupt genannt, die bereits deutschen Siedlungseinfluß erkennen lassen, doch in der Urkunde dem pommerellischen Herrschaftsbereich zugerechnet wurden.
Da man zu jener Zeit den harten Grenzstein noch nicht kannte, schwankte geringfügig dreißig Jahre lang die Trennungslinie zwischen Pommerellen und dem sich festigenden Ordensstaat. Doch kriegerische Auseinandersetzungen gab es nicht. Man einigte sich gütlich, wie im Jahre 1 2 5 1 , als Herzog Sambor von Dirschau sich einen Landstreifen von zwei welschen Meilen (etwa 3 km) auf der Großwerderseite mit der Begründung erbat, um aus dem Ertrag der Ländereien den Bau seiner Burg Gerdin bestreiten zu können. Man vermutet, daß es die Gegend südlich von Liessau war, da in der Nähe des späteren Kunzendorf in den Registern eine Siedlung Pilgrimesdorff erschien und des Herzogs Vogt von Dirschau in jenen Jahren Peregrinus hieß.
Aus dem gleichen Jahr datiert eine Erklärung

Sambors, in der er bestätigte, daß die Ordensbrüder schon lange im Besitz der »insula in Santhir« seien.
Um nun auch einen rechtmäßigen Anspruch auf das Land zu haben, ließ es sich der Orden von Herzog S a m b o r förmlich für 150 Mark abtreten.
Der Herzog war den Ordensleuten wohlgesonnen, und der Einfluß der Deutschen stieg. Doch von Dirschau (Dersowe) aus behielt man dennoch den Fuß im Großen Werder. Das zeigt das Jahr 1 2 5 6 , in dem Sambor zweien seiner Bürger, dem Heinrich Schildere und Johannes von Beyzenburg, zwanzig Hufen zwischen Weichsel und Nogat ausgetan hatte. Kurze Zeit später erhielt Dirschau das lübische Stadtrecht.

Die gegenseitige Duldung im Bereich kleiner Ansprüche zeigte sich schließlich auch darin, daß Herzog Sambor dem Wunsch und Drängen des Ordens, auf dem linken Weichselufer Fuß zu fassen, nachgab. Er schenkte diesem im Jahre 1 2 7 6 das Land Mewe.
Nachdem der Herzog im gleichen Jahr verstorben war, zog der Orden dessen Güter im Großen Werder ein.
Der nachfolgende Pommerellenherzog Mestwin II. jedoch fühlte sich nicht gebunden an die großzügigen Übereinkünfte zwischen seinem Oheim und dem Orden und meldete Erbansprüche an. Nur durch den Anruf der Kurie in Rom gelang es Preußen, seine Besitzrechte am Großen Werder zu sichern. Diese wurden ihm im Jahre 1 2 8 2 in einem Schiedsspruch des päpstlichen Legaten im V e r t r a g v o n M i l i t s c h bestätigt.

Zanthir und Marienburg - die Komtursburgen

Der anfangs nicht klar umrissene Verwaltungsraum beiderseits der Nogat wurde zunächst von der Burg Z a n t h i r aus betreut.
Sie befand sich an der Südspitze des Großen Werders zwischen alter und neuer Nogat, wo diese sich von der Weichsel trennten. Die ge-



In diesem Gebiet muß die Burg Z a n t h i r gelegen haben

naue Lage ist nicht bekannt, und es gibt nur Mutmaßungen.

Noch1233 Sitz des kulmischenMissionsbischofs Christian, war sie nach dem ersten Prussenaufstand in die Hände des pommerellischen Herzogs Swantopolk gefallen, der die Burg ausbaute und sie als strategische Weichselsperre gegen die Nachschublinien des Ordens nutzte.

Da für die Ritterheere und Kreuzfahrer diese Route zur Eroberung Pomesaniens und Pogesaniens unverzichtbar war, kam es hier 1249 um ihren Besitz zu heftigen Kämpfen, in denen der Orden Sieger blieb.

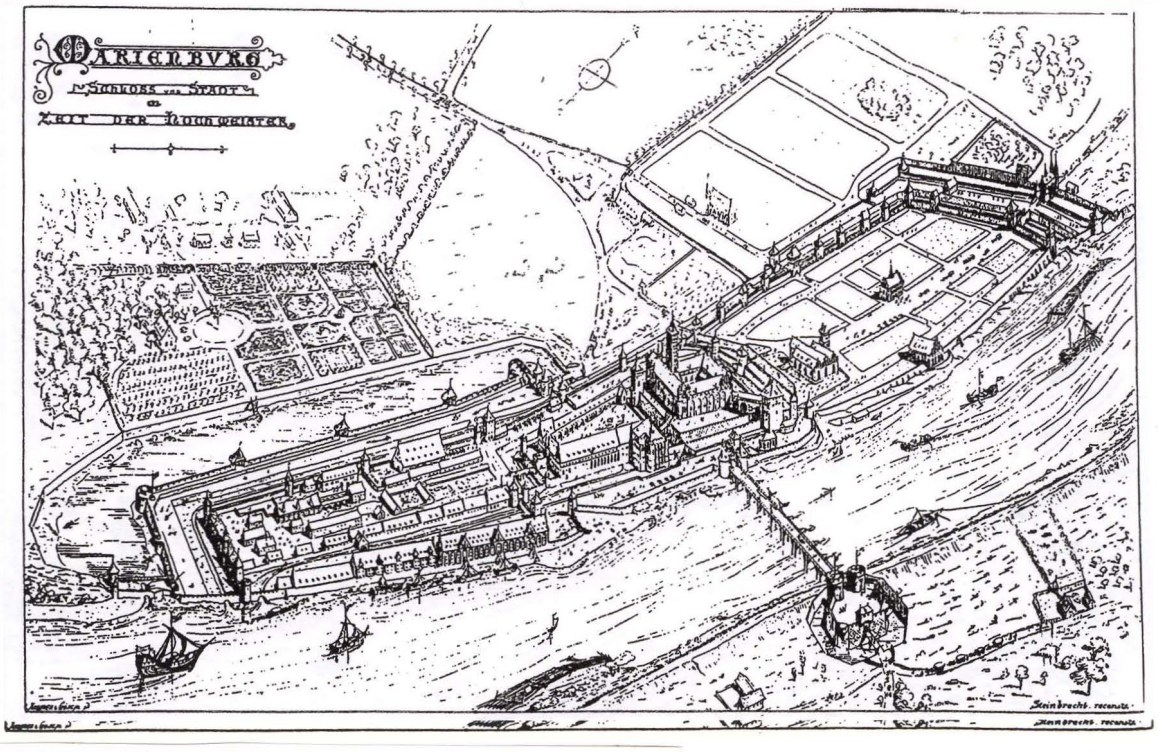
Fortan diente Zanthir als Sitz eines Ordenskomturs. Diese Komturei hat als erste verwaltungsmäßig in unser Großes Werder hineingewirkt wie auch in die östlich der Nogat gelegenen Teile Pomesaniens.

Immerhin war Zanthir dreißig Jahre lang ein unverzichtbarer Stützpunkt, doch für die immer wichtiger werdende Küstenzone zu weit südlich gelegen.

Inzwischen jedoch hatten die Landmeister jenen nördlichsten Steilufervorsprung am Nogatknie gegenüber Kalthof nie aus den Augen verloren, auf dessen strategischer Höhe schon 1236 ein Ordensheer die Prussenfestung Alyem erstürmte.

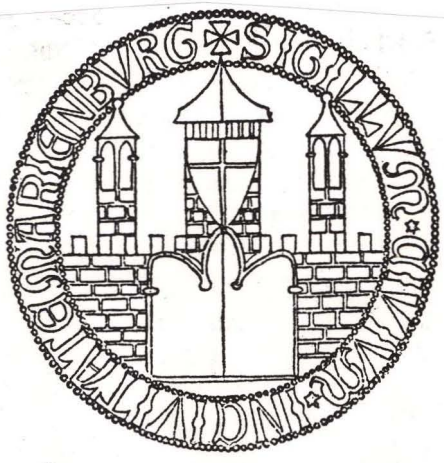
Daher begann man bald nach 1270 an dieser Stelle mit dem Bau der neuen Komtursburg, der Marienburg (Margenburg).

Zunächst legte man riesige Bauhütten mit ihren Ziegelöfen für die Herstellung von Millionen Backsteinen im großen Klosterformat an. Teils wurde auch wiederverwendbares Material aus Zanthir auf der Nogat überführt. Den Kalk brachte man auf Schiffen von der schwedischen Insel Öland. Dieser mußte dann gebrannt, gelöscht und mit Kies und Sand zu Mörtel verarbeitet werden. Aus Lübeck und anderen Teilen des Reichs schaffte man Werk-



Rekonstruktionszeichnung der Marienburg von C. Steinbrecht

zeuge, Baueisen und Glas heran. Von der Seite der technischen Mittel jener Zeit betrachtet, ein mutiges monumentales Unternehmen und ein stolzes Ergebnis.



Älteftes Siegel der Stadt Marienburg.

Südwestlich, unmittelbar an die Baustelle anschließend, entstand die Ansiedlung all der vielen, die am Bau handwerklich oder durch Dienstleistungen beteiligt waren. Schon im Jahre 1276 verlieh der damalige Landmeister Conrad von Thierberg dem Wohnplatz Marienburg eine Handfeste. Die seinerzeitige Grundanlage mit einer überbreiten Marktstraße, dem sie abschließenden Stadttor, dem Rathaus mitten im Straßenzug und der oberen und unteren Häuserzeile (Lauben) blieb über Jahrhunderte erhalten.

Der Ausbau dieser ersten Burganlage wurde 1279/80 abgeschlossen, die Burg Zanthir abgetragen.

Der alte Komtur von Zanthir war auch der neue in der Marienburg: Heinrich von Wilnove, der dort bis zu seinem Tode 1298 residierte.

Ihm folgten bis zum Jahre 1309 die Komture Eberhard von Virneburg (1198 - 1303) und Johann Sachse (1303 - 1309).

Das Große Werder um 1300

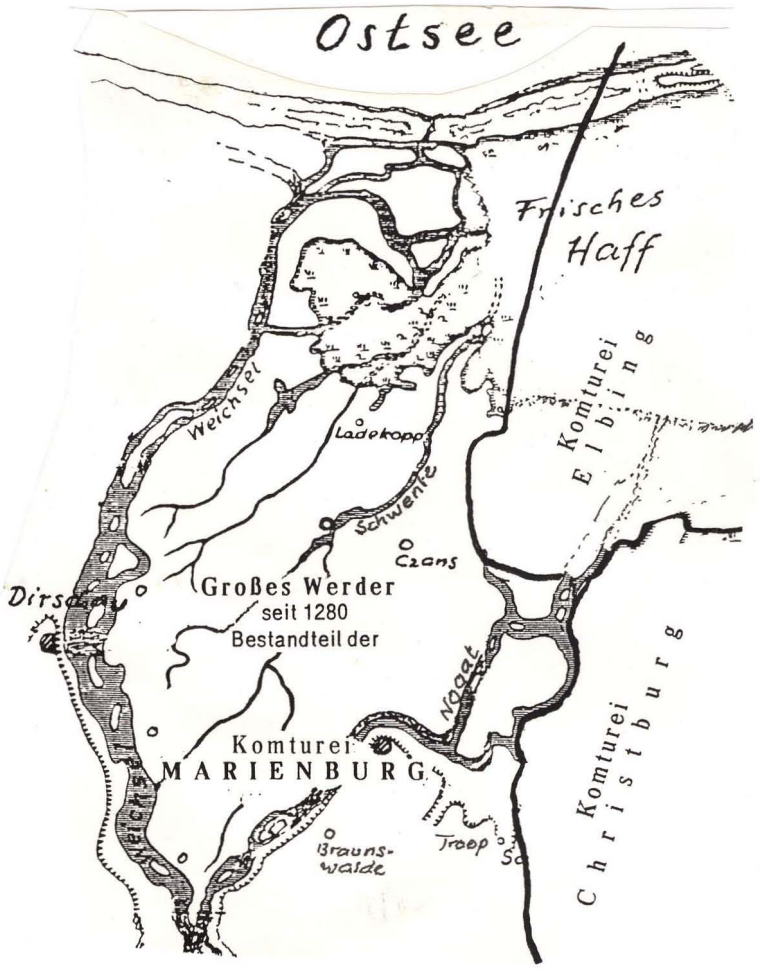
Unsere Heimat, das kostbar fruchtbare Land zwischen Weichsel und Nogat, sollte fortan für mehr als 600 Jahre das Große Marienburger Werder heißen und Teil des Marienburger Kreises sein, dessen anderer Teil östlich der Nogat das Kleine Marienburger Werder war.

Als Heinrich von Wilnove um 1280 die Arbeit auf seinem neuen Komtursitz Marienburg aufnahm, war das Niederungsland, auf das er von den hohen Zinnen hinabschaute, immer noch kaum besiedelt. Weite Flächen Auenwald dehnten sich bis in den Horizont hinein. Viele Flußarme, die heute verlandet sind, zerschnitten das Delta in zahllose Inseln.

Doch gegen Südwesten, im heutigen Oberwerder, gab es schon abgetrocknete Landflächen in Weichselnähe, auf denen ältere Siedlungen nachweisbar sind: in einer Lagebeschreibung spricht man von einer »bona sita inter villam Lichtenowe et Miloradesdorp«, einem guten Siedlungsplatz also zwischen dem Dorf Lichtenau und (möglicherweise) dem späteren Mielenz. In der Handfeste von Barendt gibt es eine Abgrenzung gegen die alte Siedlung des »Jamus«. Inzwischen verschwunden, hatte es die slawischen Ortsbezeichnungen Ossyn (bei Mielenz), Kuwekol bei Ließau und den Gorken bei Montau gegeben. Einige andere slawische Dorfbezeichnungen wie Dombrowo (mit Eichen bestandenes Land), Gnoyna (gnoj = fetter Boden), Matowy (matwa = aufgeweichter Lehm) oder Brzozki (brzoza = Birke) finden sich in den deutschen Dörfern Damerau, Gnojau, Montau oder Bröske wieder.

Daß von der Komturei Marienburg in diesen Jahrzehnten (bis 1310) eine rege Siedlungstätigkeit ausgegangen sei, ist nicht zu belegen und wird auch nirgendwo berichtet.Von einer einzigen Handfeste wissen wir, die unser Komtur Heinrich von Wilnowe ausgestellt haben soll, nämlich 1299 für »Wittig den Polen« 10 Hufen zu kulmischem Recht, die dieser seinem

Schwager Seyfried Rennickow abgekauft hatte. Und dieser Platz hat sich bis heute erhalten und ist auf allen detaillierten Karten neben Biesterfelde als »Adl. Renkau« (jetzt poln. Rékowo) wiederzufinden. Als bislang pommerellisches Einflußgebiet, hatte Sambor II. hier bereits kultivierende Vorarbeit geleistet. Aber auch beiderseits der Schwente - im Urzustand damals ein breiter Fluß - hat es hohe und trockene aufgelandete Flächen gegeben, wo Ackerbau in bescheidenem Maße möglich war.



Erinnern wir uns an die frühgeschichtlichen Funde im Raum Ladekopp (wird urkundlich 1255 genannt) oder an das Gelände des alten Czans (Tannsee), das an der Grenze zur späteren Gemarkung Marienau 8,7 Meter über dem Meeresspiegel aufweist.

Die Bewohner dieser ersten uns bekannten Dörfer sind pommerellischer (kaschubischer), deutscher und möglicherweise auch prussischer Abstammung gewesen, die offenbar in Eintracht ihr hartes, einfaches Leben gestalteten.

Zudem gab es an den Haffdelten von Nogat und Elbinger Weichsel einige altpreußische Fischersiedlungen, die aber schon dem Elbinger Landkreis zugerechnet wurden.

Darüberhinaus haben auch noch andere namenlose Siedlungen bestanden, für die es in Urkunden keine Zufallsnennungen gibt. Von einigen erfährt man in Handfesten bei der Gründung oder Neubesetzung eines Dorfes, wenn zum Beispiel von der Grenzfestlegung zur benachbarten Ansiedlung die Rede ist.

Wegen des unwegsamen Geländes und der bislang im Prussenland gebundenen Kräfte waren die Werder fast unbeachtet geblieben, und eben deshalb kümmerte sich der Marienburger Komtur noch eine Zeitlang mehr um die schon bestehenden Ordensdörfer auf der Marienburger Höhe, um Braunswalde (1248), Konradswalde (1284), Willenberg und Neuhof Schroop und Troop (1280), deren letztere gerade erst mit einer Handfeste ausgetan worden waren.

Nichtsdestoweniger sind die Ordensbeamten in den achtziger und neunziger Jahren des ausgehenden dreizehnten Jahrhunderts gewiß häufig mit Plänen befaßt gewesen, das Große Werder zu einem wirtschaftspolitisch pulsierenden Herz des gesamten Ordenslandes zu machen. Doch hierzu bedurfte es wieder einer Vision, einer friedlichen diesmal. Es galt, viele Schwerter zu Pflugscharen und vor

allem zu Spaten umzuschmieden; denn ein unvorstellbar kraftvoller und mit damaligen Mitteln schwieriger Eingriff in die Natur war vonnöten, um aus mehr als tausend Quadratkilometer sumpfigem Stromdelta blühendes Kulturland zu machen. Wie Friedrich der Große es ausdrückte, »eine Provinz im Frieden erobern«.

Man würde in guter Kenntnis des Wasserverhaltens Deiche schütten und Gräben ziehen müssen, um die Überschwemmungswillkür der großen Ströme in Bahnen zu lenken. Den fließenden Wassern mußte über Schleusentore und Siele der Zugang verwehrt oder gestattet werden. Es würde ein lang währendes, am Ende aber erfolgreiches Werk sein.

Dämme und Deiche

In fast gedankenloser Selbstverständlichkeit überfliegt heute der Reisende die Brücken aus Stahl und Beton, die sich bei Dirschau oder Käsemark über die hohen Deichkronen schwingen. Es fällt schwer, sich in die Anfänge zurückzuversetzen. Schriftliches aus der Feder eines Augenzeugen ist nicht überliefert. Doch mit Sicherheit kann man annehmen, daß die ersten Siedler in den Werdern den Spaten und damit ihr Schicksal selbst in die Hand nahmen: Haus und Stall und sicher auch die Sommerweide am Hof mit Wällen umgaben, die die Überschwemmungen im Sommer, aber auch die Schmelzwasser im Frühjahr abwehrten. Siedlergruppen mögen in Gemeinschaftsarbeit wohl auch ganze Dörfer umwallt haben.

Dann aber war die Zeit gekommen, wo die ordnende und gestaltende und notwendigerweise auch die gebietende Kraft der neuen Herrn in Preußen von der Vision zur Tat gelangten.

Die A n f ä n g e von planvoller Landgewinnung und Besiedlung darf man mit den Namen der von 1288 bis 1299 in Elbing residierenden Landmeister Meinhard von Querfurt und Konrad Sack, einem seiner Nachfolger (1302 - 1306) verbinden. Natürlich hat hier auch die Komturei Marienburg mitgewirkt.

Mit welchen Kräften die ersten Dämme geschüttet, Gräben gezogen und Schleusen gebaut wurden, ist nicht überliefert. Die Phantasie späterer Historiker bietet dafür ganze Heere gefangener Litauer auf, auch »...an Massen von Einwanderern wurde Landbesitz verliehen. Um Elbing und andere wässerige Orte ließen sich, wie Lucas David erzählt, Leute aus Sachsen, Jülich und Holland nieder.« (Eckerdt) Und in Johannes Voigts ' Geschichte Preussens, Bd. 4, 1830' kann man lesen: » ... Von Elbing hinüber nach Marienburg zu mußten zwei dieser Wehrdämme an den Ufern der Nogat unter unsäglichen Mühen und Schwierigkeiten über Moraste und sumpfige Untiefen aufgeführt werden, wenn zur linken und rechten Seite des Flusses das niedrig gelegene Land für menschliche Kultur gewonnen werden sollte. Einen ähnlichen starken Dammbau forderte auch der wilde Weichselstrom, da seine Wassermassen noch ungleich gefährlicher und verderblicher waren, weil sie fast mit jedem Winter bei starken Eisgängen sich bald hier, bald dort neue Betten brachen und sich in solcher Weise ein Stromgebiet gebildet hatten, welches in manchen Gegenden die Breite einer Meile faßte. Sechs Jahre hindurch waren für diese ungeheuren Werke tag für tag Tausende von Menschen und Tausende von Wagen beständig in Arbeit und Bewegung. «

Sicher lief gleichzeitig mit dem Projekt der Eindeichung auch die Besiedlung an. Doch, wie Rom nicht an einem Tage erbaut, so sind auch die Weichsel und die Nogat nicht um die Jahrhundertwende gebändigt gewesen. Es haben vielmehr Generationen daran gearbeitet, das Delta zu jenem »Garten Gottes« zu machen, als den wir es kennen.

Höchstwahrscheinlich hat man im Raum um Montau begonnen, die S c h w e n t e (einst großer Mündungsarm) von der Weichsel a b z u t r e n n e n , zumal sie als heute noch erkennbare tiefste Rinne, als weites Stromtal die Niederung scheitelte und, je nach Zufluß aus dem Süden, oft kilometerbreit die Auewälder überflutete.

Man begann vermutlich mit dem Bau der

hohen Dämme an der Südspitze des Deltas, der Fließrichtung der Ströme folgend, an Nogat und Weichsel. Knappe Hinweise darauf geben einige Dorfverschreibungen, wie jene von Lichtenau, in der »vom großen Damm bei Montau« die Rede ist, während die Handfeste von Liessau(1316) zwecks Grenzmarkierung von »den Dämmen am östlichen Ufer der Weichsel« spricht.
Niedrigere Wälle hat man frühzeitig überall dort aufgeworfen, wo bei geringem Arbeitseinsatz rasch große Wirkung zu erzielen war; das heißt vor allem in Werdermitte an den Haupt- und Seitenarmen der Schwente; so liest man in der Gründungsurkunde von Neuteichsdorf, dem »Dorf zum Nuwen Tiche« 1316 von den »verdämmten Gewässern des Werders«.
Einmal begonnen und den Segen dieser Tat erfahrend, haben die Landmeister wie auch die zahlreicher werdenden Neusiedler nicht mehr davon abgelassen, die Vision Wirklichkeit werden zu lassen.
Als aber die Entscheidung fiel, die Marienburg zum Haupthaus und Sitz des Hochmeisters zu machen, war der deutsche Orden in Preußen erst am Anfang seiner Aufgabe, die »goldene Erde« des Werders kulturfähig zu machen und sie mit deutschen Bauern zu besiedeln.



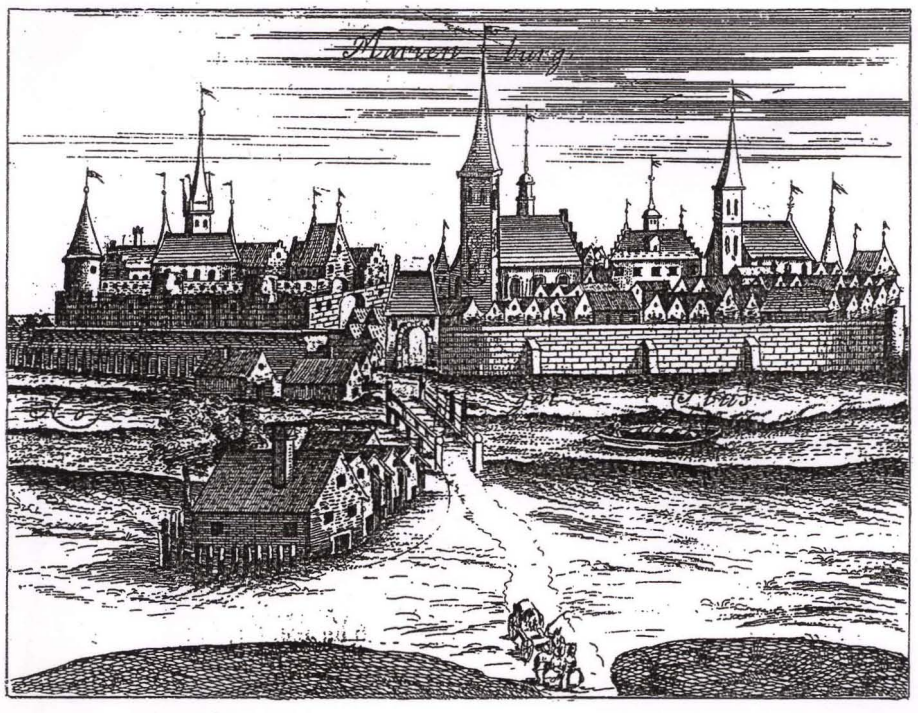
Im Jahre des Herrn 1309 verlegte
Siegfried von Feuchtwangen,
der zwölfte Hochmeister, seinen
Sitz in die Marienburg in Preußen

1309 - Marienburg wird Sitz des Hochmeisters

Das Land der Prussen war unterworfen und mit aus dem alten Reich stammenden Rechtsgütern befestigt.
Das zuvor politisch unruhige, für den Orden jedoch strategisch wie wirtschaftlich wichtige Pommerellen war im Vertrag von Militsch (1308) seinem Herrschaftsgebiet zugeordnet worden.

Das deutsche Element in den Klöstern und Klosterdörfern als auch in den Städten Pommerellens war schon ein Jahrhundert lang bodenständig und rückte - begünstigt durch die deutschen Ritter - in Fortsetzung der Ostsiedlung in die neuen Gebiete westlich der Weichsel vor.

Marienburg/
Ein alt groß ſchön Schloß/feſt/ und die Stadt auch zimlich in Mauren.



Zu Ende des Preuſſiſchen 53. jährigen Krieges iſt gebauet worden/ das Schloß und die Stadt MARI. ENBURG an der Nogat/vier Meilen von Elbing.

Abermals war denn eine geschichtliche Stunde angebrochen.
Das neue Preußen bedurfte einer staatstragenden, gestaltenden Kraft in seiner räumlichen Mitte. So verlegte der Deutsche Orden 1309 in Würdigung des veränderten Schwerpunktes der Ordensmacht seinen Hochmeistersitz von Venedig ins Deutschordensschloß Marienburg und machte es zu seinem Haupthaus.

Hierzu der Chronist Peter von Dusburg :

»Im Jahre des Herrn 1309 kam Bruder Siegfried von Feuchtwangen, der zwölfte Hochmeister und der achtzehnte preußische Landmeister, nach Preußen und verlegte das Haupthaus, das seit der Zeit der Zerstörung der Stadt Akkon in Venedig gewesen war, in die Burg Marienburg in Preußen.«

Bald wurden auch in der Verwaltung Veränderungen vorgenommen. Selbstredend richteten sich hier der Großkomtur ein, der Vertreter des Meisters und Oberste Gebietiger, wie auch der Oberst-Treßler. Er war der höchste Beamte für das Finanz- und Münzwesen, führte die Aufsicht über das Wirtschafts- und Handelsressort und kontrollierte die Großschäffer (Außenhandel) in Marienburg und Königsberg. Schließlich wurde

»...der Einfluß der ursprünglich als Beirat des Meisters tätigen Kapitel immer schwächer, der des Hochmeisters stärker, das geistliche Element des Ordens trat immer mehr zurück, das weltliche, der Staat mit seinen Forderungen, immer mehr hervor: aus dem Meister eines Ordens wurde der Fürst eines Landes.« *(Ziesemer)*

Die neue Verwaltung

Nachdem der Hochmeister seinen Einzug in die Marienburg gehalten hatte, war hier die Dienstzeit des letzten Komturs, des Johann Sachse, beendet.

An seine Stelle trat fortan der Großkomtur. Der erste, der dieses würdige Amt in Verwaltung des Marienburger Gebiets und damit der Werder bekleidete, war der bisherige Landmeister Heinrich von Plotzke.
Er war der bis dahin höchste Verwaltungsbeamte im Preußenland (1307 - 1309) und zugleich Ordensmarschall; erfahren und kenntnisreich und mit allen derzeitigen aktuellen Problemen bestens vertraut. Für den neuen Hochmeister somit die geeignete Stütze.
Ihm folgten 1313 Heinrich von Gera und 1315 Werner von Orseln.
Unter ihrer Ägide wurden die Siedlungstätigkeiten und die Arbeiten zur Trockenlegung der Niederung gewaltig verstärkt.
Sie widmeten sich mit Tatkraft den praktischen regionalen Aufgaben in unserm Heimatgebiet.



Münze

Hochmeister
1303 - 1311 Siegfried von Feuchtwangen
1311 - 1324 Karl von Trier

Der erste Hochmeister in der Marienburg, Siegfried von Feuchtwangen, nahm sich vorwiegend übergreifender Staatsziele an, nicht ohne jedoch vorher um Pfingsten des Jahres 1310 in Marienburg ein Kapitel abgehalten zu haben, bei dem die Komture des Landes, der Adel und die vornehmsten Bürger aus den Städten versammelt waren, um eine Landesordnung zu beraten und zu verabschieden. » ...Somit wurde die Marienburg von jetzt an der Vereinigungspunkt der höchsten Gewalt im Orden und für die Ordensglieder in allen Landen das wahrhafte 'Haupthaus des ganzen Deutschen Ordens'. Aber schon darum nahm auch das bisherige stille Leben des einfachen Ritterconvents auf dem Hause Marienburg von jetzt an einen ganz andern Charakter an, denn es ward nicht nur die Zahl der Ritterbrüder des Convents um das Drei- bis Vierfache vermehrt, sondern auch das ganze Leben in der Burg gewann ungleich mehr an Regsamkeit und vielseitiger Beweglichkeit, indem der Kreis der täglichen Berührungen, der Mitteilung und des Umganges sich außerordentlich erweiterte. Der tägliche Ab- und Zugang von Fremdlingen aus allen Ländern, von Ordensbrüdern aus allen Ordensbesitzungen, selbst aus Deutschland und Italien, die öftere Anwesenheit von Gesandten und Botschaftern fremder Fürstenhöfe, der oft zahlreiche Besuch vornehmer und selbst fürstlicher Gäste am Hofe des Meisters, dies alles mußte unfehlbar auf die Bildung, den Geist und die ganze Lebensansicht der Ritter zu Marienburg von dem bedeutendsten Einflusse sein, weshalb auch die Ordensbrüder dieses Convents an Weltkenntnis, an Einsicht und Gewandtheit des Geistes bald allen andern vorangestanden haben sollen. ... «

» ... Aber auch auf die Stadt Marienburg hatte des Meisters Einzug in die Burg einen wichtigen Einfluß. Das alte Kulm behielt zwar auch forthin noch den Namen der Hauptstadt des Landes; allein wie schon jetzt manche andere Städte, als Thorn und Elbing an Größe, Wohlstand und Bevölkerung weit vorangeeilt waren, so stieg nun bald auch Marienburg weit über Kulm empor, denn die Nähe des Fürstenhofes, der beständige Zufluß und zahlreiche Besuch von Fremdlingen aus allen Landen, der regere Betrieb im Handel mit städtischen Erzeugnissen und der von selbst schon erwachende Eifer in der Vervollkommnung der Gegenstände städtischen Gewerbfleißes konnte auf die Wohlhabenheit und den Reichtum der Bürger, auf die Förderung der Gewerbe, auf die Erweiterung aller Kreise der Tätigkeit, wie überhaupt auf das frischere Erblühen des ganzen städtischen Lebens in allen seinen Verzweigungen unmöglich ohne Wirkung bleiben. ...«

Leider war es Siegfried von Feuchtwangen nur kurze Zeit vergönnt, in seinem hohen Amt zu wirken; denn er starb im Frühjahr 1311 und hat im Dom von Kulmsee seine letzte Ruhestätte gefunden.

Ihm folgte im Oktober 1311 Karl von Trier. Seine Amtszeit war frei von großen Kriegen und dennoch mit Blick auf die Nachbarn eine unruhige Zeit. Es gab Streit mit dem Erzbischof von Riga, und auch die Scharmützel an den offenen Grenzen zu Litauen wollten kein Ende nehmen. Herzog Wladislaw von Polen konnte des Ordens Besitz von Pommerellen nicht verwinden, obgleich die Übertragung des Landes durch Kauf völkerrechtlich abgesichert war.

Doch als ein Mann von hoher Bildung, großer

Besonnenheit und diplomatischem Geschick vermochte er außenpolitisch jede kritische Zuspitzung zu vermeiden.
Innenpolitisch war er während der beiden ersten Amtsjahre sonderlich darum bemüht, die neuen Erwerbungen westlich der Weichsel abzusichern. Zum Beispiel kaufte er der Fürstin Gertrude (Herzog Sambor v. Pommerns Tochter) die ganze Herrschaft Pirsna mit zweiundzwanzig Dörfern östlich des Radaunesees ab, gab dem Kloster Pelplin das Dorf Schlanz und erhielt dafür andere, die an strategisch günstiger Stelle um Schwetz herum lagen.
Die Bernsteinfischer in Danzig erhielten ihre alten Rechte wieder, und die Privilegien der Klöster wurden erneuert und erweitert, denn er wußte, wie wirksam durch den Mund der Mönche das Volk beeinflußt werden könne.
Doch nach Jahren wurden Intrigen im eigenen Hause mächtig, so daß Widersacher ihn bedrängten, seines hohen Amtes zu entsagen. Karl von Trier resignierte, dankte 1317 ab, verließ Preußen und ging in seine Heimat nach Trier zurück. Zeitweilig jedoch nahm er sein Hochmeisteramt wieder wahr und stritt, fließend italienisch sprechend, in einer Kardinalsrunde beim Papst für seinen Orden und nahm alle Anwesenden für sich ein.
Aber die Anstrengungen der Jahre, der Zwist und viele Ungerechtigkeiten gegen ihn hatten seine Gesundheit untergraben. Er starb 1324 in Trier in den Armen seiner Ordensbrüder.
Aus alledem muß man schließen, daß zwischen 1312 und 1324 eben die vorgenannten Großkomture die eindrucksvollen Kulturleistungen an Weichsel und Nogat vollbrachten. Der bedeutendste unter ihnen war zweifellos Werner von Orseln.
Seine wichtigsten Anliegen waren die deutsche Besiedlung und die Kultivierung des »Großen Marienburger Werders«.
Wie vorher schon erwähnt, gab es auf den Flußinseln bereits lange Zeit kleine Siedlungsplätze und auch einige alte Dörfer, die von pommerellischer, polnischer, prussischer und zunehmend auch deutscher Bevölkerung besetzt waren. Sie wurden nun nach und nach mit einem Rechtsbrief, der sog. Handfeste, neu ausgetan und zu deutschen Dörfern »umgelegt« , nachdem man eine immer größer werdende Zahl von »Einzöglingen« dazwischengesetzt hatte.
Die Namen einiger schon bestehender Siedlungsplätze blieben erhalten, andere wurden geringfügig verändert oder auch neu festgelegt.
Seit 1315 aber setzte in unserer Heimat die von »werner dem groszen kompthur« geleitete Ansiedlung von Dörfern in großer Dichte ein. Viele waren Neugründungen »aus wilder Wurzel«.
Auf Gründungsjahre schriftlich festgelegt sind Neuteichsdorf (1316), Liessau (1316) und Bröske (1318). Andere Altsiedlungen wie Gr. Lichtenau, Altweichsel, Mierau, Tannsee, Orloff und Tiege wurden später mit einer Handfeste neu ausgetan.
Für einige Ortschaften wiederum sind Gründungsurkunden gar nicht erhalten geblieben, denn die wir im Wortlaut besitzen, ließ der Orden im Jahre 1404 noch einmal einheitlich in einen Ordensfolianten neu eintragen, so daß zu diesem Zeitpunkt manch eine »Willkür« dem Schreiber nicht mehr vorgelegen hat.

»Auf fol. 106 findet sich vor den folgenden Handfesten die Vornotiz: In der jarczal unsers herren vierczenhundert jor dornoch im fumften jare ..., do bruder Conrad von Lichtenstein groskompthur was, do wurden desze nochgeschreben hantfesten us den vorsigilten briefen und hantfesten in dys buch von worte czu worte usgeschreben, als hynoch stet geschreben...« *(Preußisches Urkundenbuch)*

Als dann das Jahr 1320 erreicht war, muß der Zustrom von Menschen aus dem niederdeutschen Raum an die Weichsel einen Höhepunkt erreicht haben. Zugleich jedoch waren die Deicharbeiten und anderen Meliorationen so weit fortgeschritten, daß größere siedlungs- und ackerbaufähige Flächen zur Verfügung standen.

An der Schwente belebt es sich

Häufig waren jetzt Kundschafter zu Pferde vor allem in Werdermitte unterwegs. Ihnen folgten vereidigte Landmesser, welche die »Geometria Culmensis« studiert hatten. Sie sollten Lage und Grenzen der zu gründenden Dörfer festlegen und Hofstellen vermessen.



Wichtig war auch, zweckgerechte Plätze für eine Dorfanlage, für Mühlen und Krüge und natürlich für die Kirche zu bestimmen. Aber auch die ersten Rodungsflächen mußten markiert werden; denn Wald und Gestrüpp fand man auf den »wüsten Hufen«, die zu besetzen waren, wohl immer vor.

Einer der Suchtrupps hatte die Schwente befahren und hier und da angelegt, um bei Stichmärschen ein paar Kilometer landeinwärts schon am Bewuchs zu erkennen, ob hier vielleicht »eine bessere statt sei«, wie es in den Werbesprüchen im Westen geheißen hatte.

Am Morgen waren die Männer in dem »dorff czume Nuwen Tiche« (Neudeichsdorf) losgefahren, das hier der damalige Komtur Eberhard von Virneburg schon um das Jahr 1300 angelegt hatte. Jetzt, zwanzig Jahre später, konnten sie den inzwischen aufgeworfenen Wall bewundern, der weite sumpfige Niederungen an der Schwente künftig vor Überschwemmungen schützen und in gar nicht so ferner Zeit zu Weideland abtrocknen lassen sollte. Eine Meile nordwärts dann ein ziemlich breiter Zufluß am östlichen Ufer (Grenze zu Brodsack) und landeinwärts ein trockener Landrücken und Baumbestand.

Man beschloß auszusteigen und hatte bald ein langes Wegstück festen bewaldeten Boden unter den Füßen, der schier unmerklich weiter anstieg. Dann ein sandiger Streifen mit einer langgezogenen Lichtung.

Ein paar Fischerhütten standen in der Nähe, und auch ein Streifen Ackerland war auszumachen. Ein rohrbekränzter Bach (eine Rohrlake) mit kleinen buchtenartigen Ausweitungen bezauberte wie eine Idylle, und der Sinn der Ordensbrüder befestigte sich in dem Gedanken: hier laßt es gut sein für ein neues Dorf.

Nach der Heimkehr in die Burg wurde eine grobe Skizze angefertigt und in bildhaften Reden die erkundete Landschaft beschrieben und die gute Beschaffenheit des Bodens gelobt. Es sei auch eine ziemlich große Fläche ackerbaufähig, die nördlich und östlich von einer alten Siedlung mit dem Namen »Czanse« läge.

Bei den Neusiedlern

In einem Lager unweit der Burg warteten die Trecks darauf, daß ihnen ihr neues Land zugewiesen würde. Sobald dann ein oder mehrere ihrer Anwerber, der Lokatoren, in die Amtszimmer gerufen wurden, war man der Verheißung nahe.

Heute galt der Ruf einem gewissen Heinrich aus dem Land zwischen Weser und Elbe und seinen erwählten meist jungen Familien, die schon vor Wochen über die Nogat gesetzt waren.

Es folgte ein langes Gespräch mit Werner, dem Großen Komtur, und als der »ehrbare Heinrich« sich drauf wieder zurück zu den Wagen und den Familien begab und vom baldigen Aufbruch zu 'ihrem Land an der Schwente' berichtete, durchzog alle eine unbeschreiblich freudige Erwartung und auch ein bißchen Vorbehalt vor dem Ungewissen.

Aufbruch

Die Woche danach brachte heitere trockene Tage und endlich den Aufbruch zurück über die Nogat in ein neues Leben auf dem großen Werder.
Ein ortskundiger Treckführer begleitete sie auf einem ausgefahrenen Weg mit hartlehmigem Untergrund.
Die Sonne im Rücken, so wußte jeder, daß es in nördliche Richtung gehe. Zur Rechten wie zur Linken fast tischebenes Land. Es wechselten Erlen- und Pappelwäldchen mit offenen Stellen und Weidengestrüpp. Auch mal ein Bruch mit angrenzender Wiese.
Gegen Mittag hatten die Neusiedler ihren künftigen Heimatfluß erreicht, die Schwente bei Laski (Leske), wo es schon einen Ordenshof gab. Nahebei lag eine kleine alte slawisch-deutsche Siedlung, wo man Rast machte und etwas von dem Proviant verzehrte, mit dem sie der Mergenburger Kornmeister für die ersten Wochen versorgt hatte.
Von hier aus schlug man einen zwei Kilometer langen, noch wenig befahrenen Weg durch Wald- und Buschland ein (zwischen Leske und dem späteren Neuteicher Bahnhof) und wendete hier nach Osten auf ein bereits jahrhundertelang abgetrocknetes 'Plateau' von etwa drei Metern über dem Meeresspiegel, das mit Mischwald und großenteils Eichen bedeckt war.
Aber schon nach einer Viertelstunde kam derTreck an eine Gabelung und nahm den Weg in nordöstlicher Richtung, vorbei an einer alten Ansiedlung bis zu jenem Nebenflüßchen der Schwente, neben dessen Einmündung die vorne genannten Kundschafter und Landmesser vom Boot her das feste Land betreten hatten. »Dies«, sagte der Begleiter, »ist eure südliche Gemeindegrenze« .
Dann dauerte es nicht lange, bis er jene Lichtung über der 'röhrichten Lake' fand, laut in die Hände klatschte und ein langgezogenes H a l t über der Kolonne erschallen ließ.

Ankunft

Dort, wo wir später die Garben banden oder wo der Rauch der Kartoffelfeuer in den abendlichen Herbsthimmel stieg, dort versammelte der 'ehrbare Heinrich', der künftige Schultheiß, im Frühsommer des Jahres 1321 die große Schar seiner ihm anvertrauten Siedlerfamilien. Alle knieten nieder zum Gebet und dankten dem HERRN für die schützende Hand, die er während der langen Wanderung über sie gehalten hatte.
Bis die Nacht hereinbrach und Mann, Weib und Kind sich in den Wagen auf den gewohnten Schlafplätzen einrichteten, durchstreiften sie in kleinen Gruppen auf ausgetretenen Pfaden das Gelände, auf dem sehr bald ihre Hütten stehen und ihr Korn wachsen, ja, ihre Heimat sein würde - für immer.

Früh am nächsten Morgen drängte der Ordensmann den Schulzen und alle Männer, die Hof-, Handwerks- und Gewerbestellen übernehmen sollten, ihm zu folgen, um die markierten Flurgrenzen des neuen Dorfes abzuschreiten, das nach dem Willen des Großkomturs Werner von Orseln M e r g e n o w heißen sollte, der heiligen Maria zu Ehren, wie es auch bei der Namensgebung der Hochmeisterstadt am Nogatufer geschehen war.
Man brauchte für den Rundweg einen ganzen Tag; denn hier gab es häufig keinen ausgetretenen Pfad, sondern wildwachsendes Gestrüpp von Brombeersträuchern, Feldahorn, Erlen- und Weidenbüschen.
Im Nordosten der neuen Gemeindegrenze dagegen breite moorige Flächen, die man später die Niedauer Wiesen nannte. Viele glaubten, die Orientierung zu verlieren; so wild und wüst

und undurchquerbar erschien ihnen hier die feindliche Natur. Selbst der kundige Begleiter hatte Mühe und brauchte Zeit, bis er die Marke fand: einen weiß bemalten Erlenstamm und einen ausgetretenen Weg daneben. Der führte sie nach ein paar Windungen zu einem Knüppeldamm, der bald in einen noch festeren Bohlendamm überging, schon alt und oft benutzt. Im Gänsemarsch folgte der ganze Trupp, mit freudigen und ängstlichen Kommentaren das Abenteuer begleitend.

Dreihundert Schritt mögen es dann gewesen sein, als sie an ein Flüßchen mit dunklem Grund kamen, dessen Wasser stillzustehen schien. Es war die »frouwe«, die unser Begleiter schon kannte und erklärte, sie würde in eine Lake gleichen Namens fließen, die später nach Norden sehr breit würde und bei dem großen gleichnamigen Fischerort (Jungfer) ins Frische Haff münde. Und den Damm hätten die Fischer aus den drei Hütten gebaut, die in ihrer Dorfmark lägen, wie sie wohl schon bemerkt hätten.

Truppweise überquerten alle nacheinander ihre Dorflake auf einem Floß, das angeseilt am Ufer lag, und bald hatten sie wieder ansteigend festen Boden unter den Füßen mit dichtem Mischwald und einem ansehnlichen Eichenbestand.

Die Hälfte war wohl zurückgelegt, als sich vor den neuen Einsassen eine weite, sich in der Sonne spiegelnde Wasserfläche ausbreitete. Und man konnte es ahnen, daß die Schwente ein großes Stück Niederungsland noch für sich beanspruchte.

In einem großen Bogen um diese Bucht erreichte die Gruppe den strömenden Flußlauf und zog nach Südwesten daran entlang, mal sehr nahe am Ufer, mal sumpfiger, schilfiger Ausladungen wegen sich weiter von ihm entfernend.

Schon brach die Dämmerung an, als der Nebenarm der Schwente erreicht war, wo die Kundschafter seinerzeit an Land gingen.

Annähernd zweieinhalb preußische Meilen war die Gruppe entlang des vollständigen Grenzumlaufs gewandert (nach damaligem Maß 1 pr.Meile = 7532 m; die Grenzlinie um Mergenow also etwa 18 km nach heutigem Maß).

Die Kinder waren bei der teils recht strapaziösen Wanderung nicht alle dabeigewesen, doch für die älteren war es ein Abenteuer, schon allein, den 'Haus-Fluß' kennenzulernen und Wege und Trampelpfade, die in die Nachbarregionen führten.

Hier laßt uns Hütten bau'n

Am letzten Tag der Einweisung ging's ums Dorf, und das sollte an einer hochgelegenen Stelle beginnen. Unweit des Rastplatzes gab es damals ein kleines Eschenwäldchen, wo vor Jahresfrist die Landmesser an einem mächtigen Stamm eine Markierung angebracht hatten.

Dort versammelte Heinrich, unser Gründungsunternehmer, seine künftige Dorfgemeinde und zeigte auf eine flache, grob gerodete Talmulde, in der nach Norden zu ein Bächlein floß, auf beiden sichtlich erhöhten Ufern von schmalen Wegen begleitet.

»Hier werden unsere Häuser stehn, unsere Höfe«, bemerkte er dann mit Stolz und Zuversicht in der Stimme, » zu beiden Seiten des Wassers, aneinandergereiht, Schulter an Schulter und gar nicht so eng; denn wir haben Platz genug.

Auch werden wir die Gebäude ein gutes Stück vom Bach zurücksetzen und die Wege auf beiden Seiten breit und fest machen. So bleibt dazwischen ein langgestreckter geräumiger Anger für Gärten und auch kleine Weideplätze und nicht zuletzt für den Krug mit einem großen Raum, in dem wir uns alle treffen können, wenn wir wollen, und auch Feste feiern «.

Dann aber schwoll ein Gerede lautstark an, und Wünsche und Einwände, Pläne und auch ein paar Ängstlichkeiten wurden zu Worten. Aber der Optimismus überwog; denn freie Bauern sein mit gutem Land in Fülle, das hatte doch den Entschluß Tat werden lassen, ins preußische Ostland zu ziehen.

Mittlerweile kannten sich alle gut. Viele waren

schon Freunde in der alten Heimat gewesen oder auch Verwandte gar.
Die Straßenfronten der Hofplätze waren markiert, und es ging ans Abschreiten der Ortsfläche. Zunächst auf der Westseite des Baches entlang.
Die Schar der vielen Männer, Frauen und Kinder zog sich bald in die Länge, und man mußte schon dem Weg folgen, denn Baum- und Buschgruppen, Disteln und Loddingspflanzen, Rinnsale, die vom Bach ausliefen und Pfützen, alles hinderte am Ausschwärmen.
Immerfort wanderten vor allem die Blicke der Männer und Frauen mal nach links, wo die Höfe liegen würden und manchmal der Blick freilag auf die Schwente im Hintergrund, mal dann wieder nach rechts auf den Anger und das Bächlein in der Mitte, das stellenweise ausuferte. Alles hatte kaum Gefälle, und so kam nur nach starken Regenfällen das Wasser in den seitlich austretenden Gräben in fließende Bewegung. Aber schön war's hier und die Landschaft belebt in der großen ebenen Fläche des Werders.
Ab und zu hielt der Gründungsvater Heinrich inne und erklärte, warum die eine Hofstelle etwas breiter, die andere etwas schmaler ausgefallen war. Auch gab es eben große und kleine Familien, so daß der eine sich über eine größere Hufenzahl, der andere sich über eine kleinere freuen würde.
Am nördlichen Dorfende angelangt, war man zweitausend Schritt gegangen. Das waren 400 preußische Ruten (von je 3,77 m Länge). Mergenow, ein langes, ein großes Dorf also.
Nun wechselte man dort, wo das Gelände etwas anstieg und der Bach zu versickern schien, hinüber auf den östlichen, den eigentlichen Angerweg, und wanderte die - nach heutigem Maß - eineinhalb Kilometer zum Ausgangspunkt zurück.
Den Praktikern schwirrten tausend Gedanken im Kopf herum. Einige Bauern sprachen davon, die Bachausbuchtungen zu Teichen zu machen, die als Pferdetränken dienen könnten und als Halbbad für die Tiere nach schwerer Feldarbeit. Andere sahen da, wo sehr viel hohes trockenes Land in Angermitte war, gute Bauplätze für Krug und Hakenbude; aber die Kirche müßte wohl auf solidestem Grund stehen und den fände man in der Angermulde doch wohl nicht. Den müßte man auf dem hohen Rand suchen, wo auch die Höfe hingehörten und wo die trockenen Ackerflächen begannen.
Ohnehin war es doch müßig, allzulange darüber nachzudenken, denn die Ordenssachverständigen und der Schultheiß hätten diese Dinge bereits fest eingeplant und angezeichnet.
Am Ausgangspunkt angekommen, warteten dort, wo in den letzten zweihundert Jahren die Weißbäume standen, auf der besagten Lichtung zwei Ordensbeamte und ein Priesterbruder auf die große Neusiedlergemeinschaft aus 'den niederen landen hinter der Elbe'.
Der eine von ihnen begrüßte die Versammlung im Namen des Großkomturs Werner von Orseln, sprach von Opfer und Lohn ihres langen Zuges ins Ostland und nannte diese Dorfgründung einen neuen Schritt in das freie Leben eines geordneten und glücklichen Preußen.
Dem Dorf habe der Große Komtur eine Fläche von 71 Hufen zugewiesen, auf der nach Rodung und Entwässerung für etwa dreißig deutsche Familien ein schönes und sicheres Zuhause auf fruchtbarer Scholle entstehen werde.
Die einzelnen Parzellen aber sollten nach germanischem Brauch per Los vergeben werden, damit das Schicksal eine von Menschen unabhängige Entscheidung treffen könne und nicht schon am Anfang des Zusammenlebens Streit und Zerwürfnis stehe.



Hofzeichen

Der Priester hatte Erlenstäbe mit eingekerbten Zeichen vorbereitet: Kreuze mit verschiedenartigen Längen und mehreren Querstäben;

Zirkel, Zahlen und Buchstaben, alte, noch im Gedächtnis der Menschen haftende Runen, Dreiecks- und Pfeilformen; aber ganz häufig war eine modifizierte Vier zu erkennen.
Nach Altvätersitte hatte man die Stäbe in ein Tuch geworfen und benutzt, um Weissagungen oder Ratschlüsse der Götter von ihnen abzulesen.
In dieser Zeit jedoch nicht mehr, nein, jeder Bauer zog sein Los, sein Zeichen, dem schon vorher eine bestimmte Hofstelle und das dazugehörige Grundstück zugeordnet war. Eine feierliche und spannende Prozedur.
Nachdem die Ziehung der Lose abgeschlossen war und die Ordensleute sich zu Pferde auf den Heimweg begeben hatten, sah man die Familien und einzelne Verwandtengruppen zu ihren nun eigenen Flurstücken ziehen.
Abends am Lagerfeuer gab's unendliche Gespräche bis in die Nacht hinein.

Ans Werk!

Wohl eine ganze Woche lang waren die Einzöglinge aus dem norddeutschen Tiefland damit beschäftigt, die Dorfstraße in Gemeinschaftsarbeit zu planieren und zu verbreitern. An drei Stellen, wo der Dorfbach recht schmal wurde, ließen sich schon Behelfsbrücken zimmern und provisorische Überwege schütten.
Glücklicherweise wurde auch der Juni warm und trocken, so daß es gelang, die ersten roh gezimmerten Blockhäuser zu errichten.
Über die Tiege und Schwente ließen in diesen Jahren die Komtureien von Marienburg und Elbing viele Lastkähne mit Kiefernstämmen ins Werder einfahren, die man auf der Nehrung eingeschlagen und übers Haff transportiert hatte.
An Werkzeug wie Sägen, Äxten, Beilen, Hämmern, Zangen und Nägeln war kein Mangel, denn solcherlei Dinge gehörten für das hohe technisch-kulturelle Niveau der alten Reichsländer zu den Selbstverständlichkeiten.
Eine einfache Hütte, die vorübergehend gleichzeitig als Stall, Speicher und Abstellplatz dienen sollte, erwies sich bald aber als ebenso dringlich wie auch ein Stück Gemüsegarten.
Die Winterversorgung mit Grütze und Brotgetreide war den Siedlern noch von den Schäffern des Ordens zugesichert worden.
So war man denn den Sommer über bei karger Kost und rastloser Tätigkeit damit beschäftigt, das Lebensnotwendige vor Wintereinbruch zu besorgen, nahm an Wochenenden die ersten Verbindungen mit den fast gleichzeitig neu besetzten Nachbardörfern Reichenow und Lyndenow auf, und bald hatten die Menschen das immer kräftiger wachsende Gefühl, im weiten Umkreis geborgen unter Landsleuten zu sein.
Der Sommer 1321 war warm. Überall hatte man Bretter zu Bänken und Tischen zurechtgezimmert und an schattigen Plätzen aufgestellt. Doch tagsüber waren sie selten besetzt, denn ohne Fleiß kein Preis, und den wollte man so rasch wie möglich erringen.
Zweimal in der Woche gab es Zusammenkünfte gegen Abend unter freiem Himmel auf einer hochgelegenen Stelle fast in Dorfmitte, wo nachgeborene Generationen einmal ihre 'Dorfskate' bauen würden.
Hier ging es dann um Austausch von Werkzeugen und Geräten, um Nachbarschaftshilfe beim Einsetzen von Pfosten und Auflegen der Balken, die den schweren Dachstuhl tragen sollten. Es ging um Ausgleich und Austausch von Saatgut und Futtermitteln.
Diesmal sprach man auch von dem günstigen Platz auf der Angermitte, wo der Krug seinen festen Platz haben sollte. Den nämlich hatte der Orden mit vollem Erbrecht dem Schultheiß Heinrich zugesprochen.
Hier führte der Bach nahe an den Hauptweg heran und ließ eine ansehnlich breite Fläche frei.
Und wenn man das Wasser dazu noch nach Westen in die Schwentenniederung ableitete, könnte man die ganze Angerbreite auch für einen Saal und für Lagerschuppen nutzen.
Der zweite Krug jedoch, etwas weiter südlich und auch in Angermitte gelegen, würde in vollem Besitzrecht der Ordensbrüder bleiben. Sie würden dort dann einen Wirt einsetzen, und

die pflichtigen Abgaben würde man noch bestimmen. Schließlich einigte sich die Siedlergemeinschaft an diesem Abend über einen wöchentlichen Botenritt nach Marienburg; denn immer wieder tauchten neue Fragen auf, die in der Komturei besprochen werden mußten.

Auch fehlten immer wieder Kleinigkeiten, die manchmal von großer Wichtigkeit sein konnten, die aber die Halbwildnis, in die sie gekommen waren, noch nicht bieten konnte.

Und schließlich wuchsen auch das Bedürfnis, daß man eine Nachricht an die Lieben in der fernen alten Heimat der Ordenspost übergeben wollte, und die Sehnsucht, ein Lebenszeichen von dort zu empfangen.

Am Ziel

Nun, wer rastlos tätig ist, dem vergeht die Zeit wie im Fluge. So stand denn der Sommer noch hoch über dem Land, als in den ersten Augusttagen mit dem Boten aus Mergenburg die Nachricht kam, daß für die Mitte des Monats hoher Besuch von der Burg zu erwarten sei und der ehrbare Heinrich aus der Hand des Großen Komturs eine Urkunde, eine H a n d f e s t e für sich und alle Insassen des Dorfes erhalten werde, in der mit Brief und Siegel kundgetan würde, daß mit dem Tage des Sankt Laurentius, das heißt dem neunten August, hier an der Schwente im Großen Werder das neue Dorf M e r g e n o w geboren sei.

siehe Anhang!

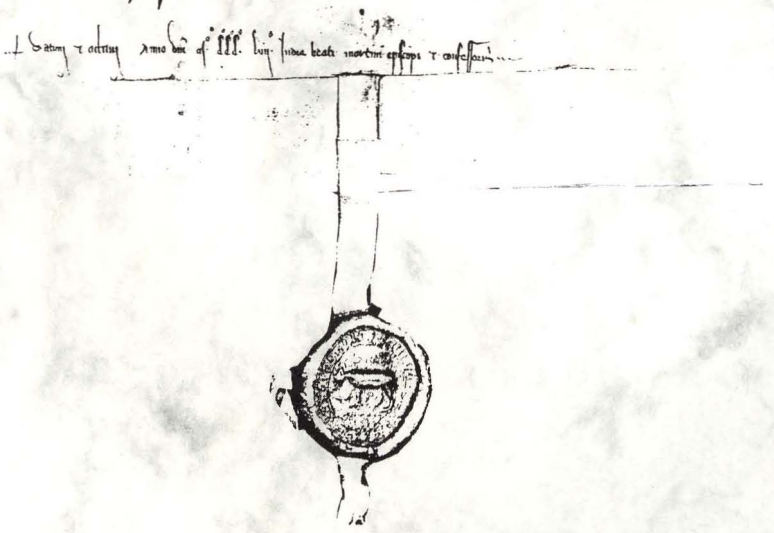
U N S E R D O R F N A M E
im Wandel der Jahrhunderte

1321 - ca.1400	M e r g e n o w / aw gespr. w = u	Aussprache und Schreibweise der oberdeutschen Dorfgründer und Verwaltungsbeamten in der Mergenburg/Marienburg Merge = oberd. Maria
1410 - 1800	M a r g e n a u	Mischform; ein Kompromiß zwischen thüringisch-oberd. Altform und der Mundart niederdeutscher Siedler und Zuzügler
ab 1600 auch in Schriftform	M a r j e n a u	Marje = Maria Nieder- oder Plattdeutsch hat sich durchgesetzt - mündlich und schriftlich
In kirchl. Zusammenhang	M a r i a e n a u	Kirchenlateinisch (z.B. in Kirchenbüchern), also nur schriftlich
ab etwa 1800	M a r i e n a u	Hochdeutsch - ab 18./19. Jahrh. Setzt sich im 19.Jahrhundert als Schriftform durch.
mündlich durchgängig	M a r j e n a u / M o r j e n a u	bleibt mundartlich bis in die Gegenwart plattdeutsch
1945 bis heute	M a r y n o w y	polnische Form

Mergenow

In gotes namen amen. Wir bruder Wernher von Orsele, des Ordens
des dutschen hußes Spitals sante Marien zu Jrlm Groskompthur
des houpthußes zu Mariemburg, Tun kunt allen, dy dysin brief
sehn adir horen lezen, das wir mit willen, vnd vorhenknisse ouch
mit rate vnser bruder, zu einer besazunge jn Calmischem rechte
eynes dutschen dorfis Mergenow genant, vnd leit off dem werder
habn eyme Gebn manne, heinrich vnd seinen rechten nochcomlingen
vorlegen Sibenzig vnd eine huben, also als ym seint bezeichent mit
beweisten vnd bekanten Grenitzen, were das her noch bynne den gre
nitzen Werik werde funden, das sollen dy Insesen des dorffis besitzen
vnd vorzinsen, als ander hubn Gebrechin ir ab an den huben
zal, so sal ouch des zinss gebrechin, so vil dar kegen zeitlich ist
von den vorgenan huben, gebe wir der pfarre des dorff frey vire
frey huben, ewiclich zu eyn wedeme, vnd dy besitzer der andn
hubn Swaz der sey dy solchn von iglicher huben, eynen halbn
scheff Rocken vnd eine halbn scheffil gerste alle Jor ewiclichn
dem pfarr des dorffis zumessekorne gebn, von dirre besazunge
wegen, vorlye wir dem vorgenan heinriche vnd synen rechten
nochcomlingen vff deßem gute dy zende huber frey, vnd das Schul
teis ampt, in deße dorffe vnd den dritten pfennig groser vnd
kleiner gerichte ewiclich zubesitzene, aber dy ander zwey teil der
gerichte gevallen den brudn vns Ordns, dach wolle wir stete
halden, deße noch geschrebn vnderscheit an dem gerichte. Geschiet
das Prussen adir Polan, dy vnder vns sitzen, bynn dem gute sich
slaen oder werren, das dy sache vns bruder richten. Geschiet abir
das prussen adir polan bynnen desem gute mit luten des dorfis sich
werren, dy sal der Schulteis dis dorffis richten. Geschiet ouch das frem
de lute ader vnse luthe mit luten dis dorfis anhubn adir an andn
dingen wechseln adir kouff machen. Swaz des byn deßem gute geschiet
vnd clage dor von geschiet vnd clage dorvon kompt, das sal der Schul

teis dis dorffis berichten, dar obir den besitzern der zinshuben gebe,
wir freiheit, drey gantze jor, so dy ende han, so sollen sie des irsten
zins jares nicht me dem halben zins geben, aber die andern jar ewi-
clich sollen sie gantzen zins. das ist iglicher huben anderhalbe mark
gemeyn zal, und land muntze off unser frowen tag lichtewie
und zwey hunre welch zeit man die fordert, alle jor unsen brudern zin-
sen, den insesen dis dorffis, zu einer stewre vorlie wir ouch von gna-
den, eine frey ewige fischerie mit hamen angeln und rußen in
den wassern Jungfrowe und Thuye, bynnen iren grenitzen an irem
uber und nicht wand zu ir notdorfft ires tisches. Ouch habe
wir den vorgenanten heinrich Schulteisen, und seinen rechten noch
komlingen, in desem dorfe vorlegen einen Cretzschme ewiclich zube-
sitzen, von dem sal her uns, und unsern brudern, alle jar ewiclich off den
vorgenanten zinstag, anderhalbe mark gemeyner zal und kantpfen-
inge, und dreisig hunre welch zeit man dy fordert zinsen, aber ander
Cretzschme, ane desen und molen und molestete molwege und gar-
then, die dorzu togen, neme wir us, und behalden unsern brudern
ewiclichin zinnitzen. Wissentlich sey ouch das, wenne dis vorgenan-
dorffis zins jar antreten das igliche hube sal des Tampnies einhalb
seil halden. Das dese vorgeschrebn ding, ewiclich und stete bleiben
So habe wir desen briff, mit unsem anhangenden ingesigel, und mit
desen nochgeschrebn zugen, die kegenwortig woren benestet. dy gezuge
synt bruder wernher der grose kompth, und bruder heinrich von luckemburg
der Spitteler, Bruder Eberhard von dune, Trapnier, dornoch bruder Albrecht
von Ore der huskompth, Bruder Conrad Schreg, und andir unser bruder.
das ist beschrebn off dem dutschen vorbenanten houpthuse Marienburg
Noch cristi gebort, Tusunt dreihundert jor und in dem einundzwentzigsten
jar, an dem abundt sante Laurencii



1321 August 9. Marienburg. Großkomtur Werner von Orseln verleiht dem Dorf Marienau eine Handfeste.

In gotes namen amen. Wir bruder Wernher von Orsele des ordens des dutschen huszes spitals sante Marien zcu Ierusalem groskompthur des houpthuszes czu Mariemburg tun kunt allen, dy desin brieff sehen adir horen lezen, das wir mit willen und vorhenknisse ouch mit rate unser brudere zcu einer besaczunge in colmischem rechte eynes dutschen dorfis Mergenow genant und leit off dem Werder haben eyme erbern manne Heinrich und seinen rechten nochcomlingen vorlegen sibenczig und eine huben, also als ym seint beczeichent mit beweiseten und bekanten greniczen. Were das her noch bynnen den greniczen uberik worde funden, das sollen dy insesen des dorffis besiczen und vorczinsen als ander huben. Gebrechin ir aber an der[a]) hubenczal, so sal ouch des czinss gebrechin, so vil darkegen czeitlich ist. Von den vorgenanten huben gebe wir der pfarren des dorffis vire freyhuben ewiclich czu eyner wedeme. Und dy besiczere der andirn huben, swaz der sey, dy solen[b]) von iglicher huben eynen halben scheffel rocken und einen halben scheffil gerste alle jor ewiclichen dem pfarrer des dorffis czume messekorne geben. Von dirre besiczunge wegen vorlye wir dem vorgenanten Heinriche und synen rechten nochcomlingen uff deszem gute dy czende hube frey und das schulteisampt in desze dorffe und den dritten pfennyng groser und kleiner gerichte ewiclich czu besiczene, aber dy ander czwey teil der gerichte gevallen den brudern unsers ordens. Dach wolle wir stete halden desze nochgeschreben underscheit an dem gerichte: Geschiet, das Prussen adir Polan, dy under uns siczen, bynn dem gute sich slaen oder werren, das dy sache unser bruder richten. Geschiet abir, das Prussen adir Polan bynnen desem gute mit luten des dorfis sich werren, dy sal der schulteis dis dorffis richten. Geschiet ouch, das fremde lute ader unse luthe mit luten dis dorffis anhuben adir an andern dingen wechsiln adir kouff machen, swaz des byn deszem gute geschiet und clage dorvon geschiet und clage dorvon kompt, das sal der schulteis dis dorffis berichten. Darobir den besiczern der czinshuben gebe wir freiheit drey gancze jor. So dy ende han, so sollen sie des irsten czinsjares nicht me denn halben czins geben, aber die andern jar ewiclich sollen sie ganczen czins, das ist iglicher huben anderhalbe mark gemeyner czal — und landmuncze off unser frowen tag lichtewie und czwey hunre, welch czeit man die fordert, alle jor unsen brudern czinsen. Den insesen dis dorffis czu einer steure vorlie wir ouch von gnaden eine frey ewige fischerie mit hamen, angeln und ruszen in den wassern Jungfrowe[1]) und Thuye bynnen iren greniczen an irem ubere und nicht wand czu irer notdorfft ires tisches. Ouch habe wir den vorgenanten Heinrich schulteisen und seinen rechten nochkomlingen in desem dorfe vorlegen einen creczschme ewiclich czu besiczen. Von dem sal her uns und unsern brudern alle jar ewiclich off den vorgenanten czinstag anderhalbe mark gemeyner czal — und lantpfenninge und dreisig hunre, welch czeit man dy fordert, czinsen, aber ander creczschme ane desen und molen und molestete, molwege und garthen, die dorczu togen, neme wir us und behalden unsern brudern ewiclichin czu nuczen. Wissentlich sey ouch, das wenne dis vorgenanten dorffis czinsjar antreten, das igliche hube sal des tampmes einhalb seil halden. Das dese vorgeschreben ding ewiclich und stete bleiben, so habe wir desen briff mit unsem anhangenden ingesigel und mit desen nochgeschreben czugen, die kegenwortig woren, bevestet. Dy geczuge synt bruder Wernher der grose kompthur und brudir Heinrich von Luckemberg der spitteler, bruder Ebirhard von Dune trapirer, dornoch bruder Albrecht von Ore der huskomthur, bruder Conrad Schrecz und andir unser bruder. Das ist beschreben off dem dicke[c]) vorbenanten houpthuse Mariemburg noch Christi gebort tusuntdreihundert jor und in dem einundczwenczicgstem jare an dem abunde sante Laurencii.

HANDFESTE

Gründungsurkunde für das Dorf M a r i e n a u im Großen Marienburger Werder

Marienburg, 9. August 1321. Der Großkomtur Werner von Orseln verleiht dem Dorf Marienau (Kr. Marienburg) eine Handfeste.

In Gottes Namen. Amen. Wir, Bruder Wernher von Orseln, Großkomptur des Haupthauses zu Marienburg des Ordens des Hospitals St. Marien der Deutschen zu Jerusalem, tun all denen kund, die diese Urkunde sehen, lesen oder hören, daß wir nach Beschluß und im Auftrag auch unserer Brüder ein deutsches Dorf nach kulmischem Recht gründen. Es soll MERGENOW heißen und liegt auf dem Werder und wird verliehen dem ehrbaren Heinrich und seinen rechtmäßigen Nachkommen in der Größe von 71 (einundsiebzig) Hufen in den festgelegten Grenzen.
Wird aber danach noch innerhalb dieser Grenzen zusätzliches Land gewonnen, das sollen die Einwohner des Dorfes besitzen und wie die anderen Hufen verzinsen. Fehlt es ihnen aber an der vollen Hufengröße, so soll auch der Zins entsprechend niedriger sein. Von den vorgenannten Hufen geben wir dem Pfarrer des Dorfes vier Freihufen ewiglich zu einer Pfarrei (Widdem).
Und die Besitzer der andern Hufen - so viele das sind - die sollen pro Hufe für alle Zeit einen halben Scheffel Roggen und einen halben Scheffel Gerste dem Pfarrer des Dorfes als Meßkorn geben.
Von den Ländereien gestehen wir dem vorgenannten Heinrich und seinen Nachfahren von deren Landbesitz zu, daß die zehnte Hufe zinsfrei sei. Auch wird ihm in diesem Dorf das Schultheißamt angetragen.
Als Dorfschulze soll er auch ewiglich in kleineren und größeren Fällen rechtsprechen und den dritten Teil der Gebühren behalten; aber die andern zwei Drittel gehören den Brüdern unseres Ordens. Doch wollen wir es stets so halten, daß wir in der Ausübung des Gerichts unterscheiden: geschieht es, daß Prussen oder Polen, die im Dorfbereich wohnen, sich schlagen oder sonstwie in Streit geraten, so sei der Urteilsspruch Sache unserer Brüder. Geschieht es aber, daß sich Prussen oder Polen mit Dorfbewohnern streiten, so soll der Schultheiß dieses Dorfes richten.
Geschieht es jedoch, daß Ortsfremde oder auch Dorfbewohner untereinander Unrechtmäßiges anstiften, Handel treiben, täuschen oder betrügen, sofern solches zu Ohren kommt - das soll der Schultheiß uns melden.

Den Hufenbesitzern gewähren wir drei Jahre lang Zinsfreiheit. Danach haben sie für das erste Jahr den halben Zins zu zahlen, für die darauffolgenden für immer den vollen Zins, d.h. für jede Hufe eineinhalb Mark in allgemein gültiger Währung und den Landpfennig zu Lichtweih unserer Lieben Frau und zwei Hühner dann, wenn man sie abfordert. Dieses alle Jahr für unsere Ritterbrüder.
Gegen eine Abgabe verleihen wir auch von Gnaden den Einwohnern des Dorfes für ewig das Fischereirecht mit Fangnetzen (hamen), Angeln und Reusen in den Gewässern der Jungferschen Lake (Seitenarm) und der Tiege (Schwente) innerhalb der Dorfgrenzen und nicht weiter zu eigenem Bedarf (Notdurft des Tisches).
Auch haben wir dem vorgenannten Schultheiß Heinrich und seinen rechtmäßigen Nachkommen in diesem Dorf einen Krug (Gaststätte) zu ewigem Besitz verliehen. Für den zahle er uns und unsern Brüdern jährlich am vorbestimmten Zinstag einundeinehalbe Mark und den Landpfennig und dreißig Hühner zu der Zeit, wenn man sie von ihm fordert. Aber andere Krüge außer diesem und Mühlen und Mahlstellen, Waagen und Gärten sind unseren Brüdern zur immerwährenden Nutzung vorbehalten.
Wir tun auch kund, daß bei Beginn des Zinsjahres die Dammpflicht beginnt, d. h. für eine jede Hufe ein halb Seil (24,10 Meter).
Zum Zeichen, daß die vorgeschriebenen Dinge für immer gelten sollen und unverändert bleiben, haben wir diese H a n d f e s t e mit anhängendem Siegel versehen und mit den nachstehend aufgeführten Zeugen bekräftigt, die hier zugegen waren.
Die Zeugen sind Bruder Wernher, der Großkomptur, und Bruder Heinrich von Luckemberg, der Spitteler, Bruder Eberhard von Dune, der Gewandmeister, ferner der Hauskomptur Albrecht von Ore, Bruder Conrad Schretz und andere Ordensbrüder.
Solches ist aufgeschrieben im großen vorgenannten Haupthaus zu Marienburg im eintausenddreihunderteinundzwanzigsten Jahr (1321) nach Christi Geburt am Abend von St. Laurentius (9. Aug.).

Erklärungen zur Handfeste

Mit der » H a n d f e s t e « wurde im Jahre 1321 unser Dorf 'in feste Hand genommen', und die Unterschrift und das Siegel des Großkomturs verbürgten seinen Bewohnern die in der Urkunde genannten R e c h t e u n d P f l i c h t e n .
Deutsche Ordensritter hatten ihm seinen Platz auf der großen Flußinsel zwischen Weichsel und Nogat zugewiesen, hatten es mit deutschen Siedlern aus dem alten Reich besetzt und es unter dem Geburtsnamen Mergenow auf einen langen und wechselvollen Weg in die Geschichte entsandt.
Seine Wortgestalt hat sich bis heute mehrfach gewandelt, doch seine Sinneswurzel ist immer die gleiche geblieben - die heilige Maria - wie bei der großen und älteren Namensschwester Mergenburg (Marienburg) am Nogatufer .
DerTäufling wurde später unser Heimatdorf und war es über 650 Jahre für viele Generationen.

WERNER VON ORSELN
Großkomtur und Kolonisator

In jener Zeit, als Mergenow ins Leben gerufen wurde und seine Dorfrechtsurkunde erhielt, erlebte die Siedlungstätigkeit Preußens zwischen Weichsel und Nogat ihren ersten Höhepunkt.
Motor dieser weitblickenden Kulturarbeit zwischen 1310 und 1330, die gerade im Werder aus der überragenden Leistung von Deichbauten, Grabenaushub und Wegebau bestand, war seit 1315 der damalige Vertreter des Hochmeisters , der Großkomtur W e r n e r v o n O r s e l n . Er gehörte dem adligen Ritterstande an und stammte aus Ursel im Rheinland.
Aufbauend auf seinen Erfahrungen im Kulmerland und in Pomesanien, verschaffte er mit der Besiedlung und Erschließung des Großen Werders dem neuen Haupthaus Marienburg erst die solide wirtschaftliche Grundlage als Kornkammer und unerschöpfliche Viehweide.
Es war noch kein Jahr seiner Amtszeit in der Marienburg vergangen, als er bereits am 29. Mai 1316 mit feierlicher Wortwahl seine Handfesten für Ließau und Neuteichsdorf beginnen ließ, in denen schon von Dämmen an Weichsel und Schwente die Rede ist.
Die Dämme überhaupt waren der Schlüssel zum Abtrocknen größerer Landflächen.
Doch von gleicher Bedeutung war, daß man wohl schon um 1290 die S c h w e n t e - den dritten großen Mündungsarm - bei Montau von der Weichsel abgeschnürt hatte, als deren rechter Deich nach Norden zu geschüttet wurde. Seit etwa drei Jahrzehnten also floß kein Weichselwasser mehr durch diesen Fluß, der unsere Marienauer Dorffluren begrenzt. Seine



Die Karte von 1641 (Jansonius) zeigt noch deutlich die alte Verbindung der Schwente mit der Weichsel

Zuflüsse wurden nur noch vom Regenwasser gespeist, das auf die Niederung fiel.
So erreichte die Ordensverwaltung ein rasches Abtrocknen der Seitenflächen der Schwente von Montau-Wernersdorf bis zu ihrer Mündung ins Haff, damals gleich östlich und nördlich von Fürstenau.

Nun erst war für den Großkomtur die Zeit gekommen, mit der Gründung von Neuteichsdorf die Kulturarbeit in Werdermitte in vollem Umfang zu beginnen.
Zwischen 1316 und 1320 hat es dann auf der Marienburg und im Werder vier Jahre intensiver Betriebsamkeit gegeben: Bereisung und Planung von Dorfplätzen, Wege- und Brückenbau, Festlegen von Fährverbindungen an Nogat, Schwente und Linau.
Auf den schon vorhandenen Ordenshöfen Kalthof, Warnau, Lesewitz, Heubuden und Leske wurde eine Viehvermehrung großen Stils eingeleitet.
Als Landverbindungen ins Werder nutzte man zwei sehr alte Wege. Einen, der von Marienburg über Warnau und Tralau nach Leske führte, und einen zweiten über die späteren Dörfer Tragheim und Irrgang nach Czans (Tannsee).
Leske wurde weiter befestigt und für den Sitz des künftigen Werdervogts vorbereitet; denn die Niederung zwischen den Strömen sollte eine wohlhabende administrative Einheit werden.
So flossen denn auch zwei verschiedene Siedlungsarten im Ziel zusammen: die deutsche Neubesetzung von bestehenden Pommerellen- und Altpreußendörfern zu kulmischem Recht an den Binnenrändern von Weichsel und Nogat (Barendt, Lichtenau, Liessau, Palschau, Gnojau, Mielenz und Lesewitz) und die Neugründungen aus wilder Wurzel wie Reichenow (Rückenau), Lyndenow (Lindenau) und Mergenow (Marienau).

Die Werdermitte als Raum der Großansiedlung war leicht auszumachen. Und so entstand der Kern eines meisterhaften Flechtwerks von Orten mit einheitlichem kulmischem Recht rechts der Schwente, ausgehend von Leske und Neuteichsdorf.
Vorbedingung war jedoch die Errichtung des Schwentenwalls.
Allein in jenem historischen Jahr 1321 verlieh Werner von Orseln zehn Handfesten für neu besetzte oder neu gegründete Dörfer im Großen Werder, darunter unserm

Dorf Mergenow.

Sein Lokator und erster Schultheiß (oder Schulze) war, wie wir schon wissen, der 'ehrbare Heinrich'. Gern hätten wir sein Porträt und seinen Lebenslauf vorgestellt; doch wir sind immerhin froh, seinen Namen zu kennen und die Größe seines ansehnlichen Landbesitzes, nämlich sieben Hufen, und diese zinsfrei und vererbbar an seine männlichen Nachkommen bzw. männlichen Verwandten. Starb der Schulze ohne Erben, so fielen Amt und Gut an den Orden zurück, der es wieder verkaufte. In einzelnen Fällen wurden bei der Wahl des neuen Schultheißen auch die Wünsche der Dorfgemeinde berücksichtigt.

Mergenow war also mit 71 Hufen ein sehr großes Dorf (Brodsack 23 Hf., Eichwalde 32 Hf., Tannsee 50 Hf.). Damit wir uns erinnern: auch noch in unserer Zeit wurde die Grundstücksgröße in Hufen berechnet, und eine jede umfaßte 16,8 Hektar = 30 kulmische Morgen oder 60 preußische.
In prussischen Dörfern maß man die Ackerfläche nach Haken. Sprachlich vom Hakenpflug abgeleitet, bezeichnete er eine Fläche, die man mit diesem einfachen Gerät, das die Erde aufriß, an einem Tag bearbeiten konnte. Die Prussen kannten den großen und den kleinen Haken. Der große entsprach 11,2 ha und der kleine 8,4 ha. Auch das Hakenmaß blieb neben der Hufe noch lange Zeit ein rechtsgebräuchlicher Begriff.
Weiterhin erfährt man, daß der Schultheiß neben den vorgenannten Privilegien auch noch das des Gaststätten- und Ladenbesitzers

erhielt; mit andern Worten, die Krug- und Schankgerechtigkeit. Dieses jedoch nicht zinsfrei. Sprachlich fremdartig erscheint im sonst mittelhochdeutschen Original der Name 'c r e c z s c h m e', der sich bei Nachforschungen als ein schlesischer Ausdruck für K r u g erweist.
Zudem wurde dem Schulzen die k l e i n e G e r i c h t s b a r k e i t übertragen, die in der Handfeste näher erläutert wird. Neben der Bürde der Arbeit muß das Amt auch ganz einträglich gewesen sein; denn ein Drittel der für die Rechtsprechung fälligen Gebühren behielt er. Die anderen zwei Drittel mußte er an den Orden abführen. War es ein friedliches Dorf, verdiente er wenig, gab es häufig Schlägereien - damals 'Blut und blau' genannt - fiel sein Anteil entsprechend höher aus.

Die Stammbesatzung des neuen Dorfes, die B a u e r n, bildeten das Zinsrückgrat des Ordens.
Zunächst einmal jedoch wurden sie drei Jahre lang von jeglicher Z i n s z a h l u n g an das Ordenshaus befreit. Der volle Zins, wie wir erfahren, betrug in Mergenow pro Hufe eineinhalb M a r k, ein ziemlich hoher Zins, den man glaubte den Dörfern im fruchtbaren Werder abverlangen zu können, wohingegen die Bauern auf der Höhe südlich von Marienburg bedeutend weniger in die Zinskasse des Treßlers zahlen mußten.
Die M a r k wurde in der Ordenszeit unterteilt in 4 Firdung = 24 Scot = 720 Denare. Nun stellt man sich die Frage, was denn so eine Mark aus heutiger Sicht wert war. Sie ist aber nur annähernd zu beantworten. Im vorigen Jahrhundert errechneten Fachleute den Gegenwert von 13 Reichsmark. Wenn man weiß, daß um 1900 ein Brötchen für fünf Pfennige zu bekommen war und man jetzt das Zehnfache bezahlen muß, dann mußte analog ein Mergenauer Bauer von seinen zwei Hufen dem Wert nach ca. 260 Deutsche Mark in die Ordenskasse zahlen.
Nun gut. Man könnte ja ein paar Zahlungsbeispiele aus dem Treßlerbuch anführen, in dem der Finanzbuchhalter Einnahmen und Ausgaben verzeichnete. Da liest man z. B. »12 m (Mark) vor 1 pferd dem scheffer von Ragnith« oder »1 m. eyme boten ken (gen) Deutschen landen« oder »16 m. dren (dreien) Prussen gegeben, die iren harnusch und ire hengiste vorlorn hatten zu Samayten«.
Es sind zwar bildhafte Notizen, aber auch daraus wird man kaum pfenniggenaue Rückschlüsse auf den Wert der damaligen Münze ziehen können.
Der L a n d p f e n n i g mußte zu Lichtweih am 2. Februar abgeliefert werden.

Neben dem Schultheiß wurde auch der P f a r r e r als die zweite wichtige Persönlichkeit besonders genannt. Auch ihm wurden gewisse Vorrechte zugeteilt, und die vier Freihufen, von denen in unserer Urkunde von 1321 die Rede ist, waren bis 1945 allesamt gültig geblieben.
Zudem mußte auch die Gemeinde für den Unterhalt von Pfarrer und Kirche sorgen. So war jedem Bauern auferlegt, je Hufe einen halben Scheffel Roggen und einen halben Scheffel Gerste jährlich als Meßkorn abzuliefern. Wenn man bedenkt, daß ein S c h e f f e l 54,96 Liter beinhaltete, wird man verstehen, daß der Herr Pfarrer davon doch recht gut leben konnte.

In einem andern Abschnitt der Handfeste wurde das F i s c h e r e i r e c h t geregelt. Es war für die Mergenauer streng auf die Dorfflur begrenzt, d.h. auf die Schwente und die Jungfersche Lake. Diese war (hinter Budweg, Richtung Mausdorf abfließend) damals ein fischreiches ansehnliches Flüßchen.
Als erlaubte Fanggeräte nennt die Urkunde die uns noch bekannten Angeln und Reusen und daneben die H a m e n, ein zwischen zwei langen Stangen ausgespannter Netzsack.

Zunächst vereinzelt, werden jetzt zunehmend generell den Dörfern D a m m p f l i c h t e n übertragen. So auch für Mergenow. Hier sind es pro Hufe ein halb S e i l, also 24,10 Meter.

Auf 60 Zinshufen umgerechnet, mußte danach unser Dorf einen Dammabschnitt von 1446 Metern betreuen.
Es kann sich dabei wohl nur um den neuen oder im Bau befindlichen Schwentenwall gehandelt haben. Andererseits rätselt man über die geringe Länge der Dammpflicht, beträgt doch die gesamte Deichlänge in den Gemeindegrenzen des damaligen Mergenow (und auch unseres Marienau) schließlich 6500 Meter.

Immerhin haben wir durch den Originaltext der Urkunde mancherlei Konkretes und auch Wissenswertes über die Anfänge in unserm Heimatdorf erfahren.

Wer nun aber wissen möchte, wie es im 14. Jahrhundert und danach Jahr für Jahr zuging in Mergenow, für den wird der größte Teil der dörflichen Geschichte im Dunkeln bleiben, und wir werden die historischen Chroniken des Preußenlandes zu Rate ziehen, um zu erfahren, was im Umkreis um das neue Dorf geschah und dort verzeichnet ist.
Dafür werden wir unsere Phantasie bemühen müssen und aus den großen historischen Linien in Urkunden, Chroniken und anderem alten Archivmaterial über das Weichselland Rückschlüsse darauf ziehen, wann und wie wohl der 'weite Mantel der Geschichte' auch unser Dorf gestreift hat - in glücklichen und in unglücklichen Zeiten.
Solches gilt vor allem für die frühen Jahrhunderte, wo wir uns ein wenig anstrengen müssen, um die Ereignisse der zeitlichen Ferne umzumünzen in ein Gespür für ihre gedankliche Nähe.



siehe Anhang !

Hochmeister
1324 - 1330 Werner von Orseln

Im Frühjahr 1324 kam auch nach Mergenau die Kunde, daß der Hochmeister Karl von Trier fern seines Amtssitzes im Preußenland verstorben sei.
In der »Geschichte Preußens« (J. Voigt) kann man lesen:
»Infolge der Anstrengung aber, welche diese verwickelten Verhandlungen mit dem Papst um den Peterspfennig den Hochmeister Karl gekostet, trat plötzlich in seinem Gesundheitszustande eine außerordentliche Schwäche ein. Er begab sich nach Trier zurück, um dort im Ordenshause seine zerrüttete Gesundheit wiederherzustellen; indessen blieben alle Bemühungen doch fruchtlos.
Er soll am 12. Februar des Jahres 1324 in den Armen seiner Ordensbrüder gestorben sein und liegt in Trier begraben.«

Da aber die Wahl eines neuen Hochmeisters nie lange auf sich warten ließ, kehrte sich die Trauer im Lande sehr bald in die hoffnungsfrohe Erwartung, daß der neue Hochmeister doch stetig im Ordenslande weilen werde, und es ging ein Rätselraten, auch in unserm Dorfe um, wen die Wahl wohl treffen könnte.
Mittlerweile waren des Ordens oberste Gebietiger, der Deutschmeister Konrad von Gundelfingen, der Meister von Livland, Eberhard von Monheim und viele andere der vornehmsten Beamten und Ritter des Ordens zur neuen Meisterwahl in Mergenburg (Marienburg) zusammengekommen.
Und als nun der Rat zu des Meisters Kür am sechsten Juli des Jahres 1324 zusammentrat, da hat er, der Gewohnheit und dem Brauche nach mit großer Herrlichkeit, Zierde und Gepränge eine Messe vom Heiligen Geiste gesungen.
Dann ist man zur Wahl des neuen Hochmeisters geschritten, nachdem beschlossen worden, daß der Bruder Werner von Orseln zum Meister erkoren war und ausgerufen werden sollte.
Vor dem Hochaltar zu Mergenburg in der Schloßkirche wurde er sodann mit des Hochmeisters Gewändern bekleidet.
Die Wahl geschah völlig einstimmig und ohne einen Widerspruch, zumal sich der neue Hochmeister bereits seit 1315 als der tatkräftige, weitsichtige Großkomtur bewährt hatte.

Schon lange war der Meister in der Marienburg zu Hause und hatte als Vertreter Karls die hochmeisterlichen Belange im Ordensland wahrgenommen.
Vor allem aber war es ihm in dieser Stellung vergönnt, das Kultur- und Besiedlungswerk - nicht nur im Werder - fortzuführen, sondern die Landesverfassung allgemein stärker ins Auge zu fassen. Mit großer Gerechtigkeitsliebe kümmerte er sich um die Wohlfahrt der Städte und Dörfer, selbst einzelner Güter, Höfe und Mühlen. Das Schwert diente zur Absicherung des Friedens im Innern, damit der Pflug in Ruhe seine Furchen ziehen konnte. So wurden auch die großen Wildnisse und Sumpfgebiete durch die Hand des Landmannes immer zugänglicher.
Wo aber die heiligen Eichen standen und desöfteren die Prussen in Erinnerung an den Vorväterglauben heimlich Zusammenkünfte abhielten, dort verlieh der Hochmeister die Ländereien gewöhnlich an deutsche Einzöglinge oder auch an ordenstreue Altpreußen.

Insbesondere in seinem alten Komturland, dem großen Marienburger Werder, blieb er nach wie vor mit Eifer tätig. Außer den schon erwähnten Dörfern in Werdermitte wurde während seiner Hochmeisterzeit 1324 Tiege gegründet. Das alte Ladekopp wurde neu be-

setzt, und über Irrgang existieren aus dieser Zeit zeitlich nicht festgelegte Erwähnungen.

Dann aber gelangte Werner von Orseln wahrscheinlich unter dem zusätzlichen Rat von Bruder Gunther, dem Vogt von Leske, zu der Einsicht, daß dort an der Schwente neben dem' Dorf zum neuen Teiche' nun eine S t a d t z u m n e u e n T e i c h e mit formeller Urkunde begründet werden müßte.
1 3 2 9 heißt es dann in der großen Ordenschronik:
»... da der Meister für die Besetzung des Werders sorgte und dessen Fruchtbarkeit sah, und da er sah, daß die Gepauern weit zur Stadt zu Markt zu fahren hatten, so ließ er eine Stadt im großen Werder bauen am Fließ Schwente, und nannte sie N e u t e i c h , - die Stat czum Newentiche .«
Hier entstand nun für das Werder allgemein und in Sonderheit für unser Heimatdorf der wichtigste Handels- und Umschlagplatz über lange Zeit.
Sein Vorteil war dessen und auch Mergenaus Lage an der Schwente; denn sie war auch südlich von Neuteich noch schiffbar , was man u.a. aus dem Ortsnamen Tralau (troyl = treideln) schließen kann. Aber auch daraus, daß lt. Zinsbuch des Ordens bei Trampenau eine abgabenpflichtige Fähre über den wasserreichen Fluß führte.
Nach Norden zu blieb der Fluß ohnehin über Jahrhunderte ein idealer Wasserweg, der Neuteich zu dem Privileg verhalf, den Getreidehandel mit Danzig, Elbing und Königsberg zu betreiben.
Auf ihrer Rückfahrt die Schwente flußaufwärts blieben die Kähne nicht leer, sondern versorgten die neugegründeten Siedlungen in Werdermitte mit Baumaterial und Gerät, Handwerkszeug und Tuchen, so daß die Ortschaften rund um Neuteich in kurzer Zeit zu bescheidenem Wohlstand erblühten.

Aber auch der Ordensstaat als Ganzes festigte sich unter seinem poetischen, frommen und weitsichtigen Hochmeister.

Um die Gebietiger im ganzen Land über die aktuelle Lage Preußens zu unterrichten und ihnen seine Vorstellungen von Fortschritt und Wandel darzulegen, berief Werner von Orseln im Jahre 1326 ein Generalordenskapitel in die Marienburg ein. Man entwarf dort neue Gesetze und Satzungen oder bestätigte die alten, überprüfte die Ordnung des Gottesdienstes und beschloß, die locker gewordene Lebensweise der Ritterbrüder entscheidend zu festigen und straffer zu regeln.
Das ganze Land war in guter Verfassung und die Finanzen wohl geordnet, so daß in Bütow in Pommern neues Land erworben werden konnte, wie auch die Burg, die Stadt und das ganze Gebiet von Stolp von den Herzögen Otto und Barnim dem Orden verpfändet wurden für 6000 Mark reines Silber.

Zwar schienen die Händel mit Litauen und Polen kein Ende zu nehmen, doch nahm der Hochmeister gelassen und besonnen die weitere Befestigung der Grenzen in Angriff und beauftragte den Komtur von Königsberg, die Burg Gerdauen als Bollwerk gegen die möglichen Angreifer zu bauen, und benannte sie im Angedenken an den alten getreuen Prussenhäuptling Girdawe.

Immer aber hatte er neben der Fürsorge für die Untertanen und dem Idealbild eines Staatswesens auch das Idealbild des Hochmeisters vor Augen und so gelangte er zu der Überzeugung, daß man die Art der Hochmeisterwahl ändern müßte. Er sah im Amt des Hochmeisters »gleichsam das vollendete Bild aller dem Ordensritter geziemenden Tugenden und aller ihm obliegenden Pflichten und daß er stets rein und ohne Makel, stets wohlwollend und immer doch auch streng gerecht als des Ordens Haupt dastehen müsse.« So sollte schon bei der Wahl des Meisters persönliche Rücksicht, Gunst, Freundschaft und Verwandtschaft keine Rolle spielen, sondern allein des Ordens Ehre, Nutzen und Gedeihen in Redlichkeit. So solle die Regierung eines Meisters unbescholten, ohne Tadel und gerecht vor

Gott, dem Orden und der ganzen Welt befunden werden.
Auch pflegte er die alten Statuten dahingehend zu ändern, daß unter den Ordensgliedern sittliche Reinheit, Strenge in den Gelübden und Gehorsam gegen das Gesetz den alten guten Namen der ritterlichen Verbrüderung wieder hergestellt würden. Denn der erste Satz des Gesetzbuches lautete: Wo man eins der Gelübde des Ordens zerbricht, so sind wohl die Regeln alle zerbrochen.
(Allgemeines Ordenskapitel im Jahre 1329)

Man möchte sich in Gedanken ausmalen, welche Prägung der Ordensstaat unter der weisen Führung und lauteren Gesinnung seines Hochmeisters Werner wohl in den kommenden Jahren erfahren hätte, wäre nicht die Geschichte mit einem abscheulichen Ereignis dazwischengetreten, das der Herrschaft dieses Hochmeisters und auch seinem Leben ein Ende setzte.

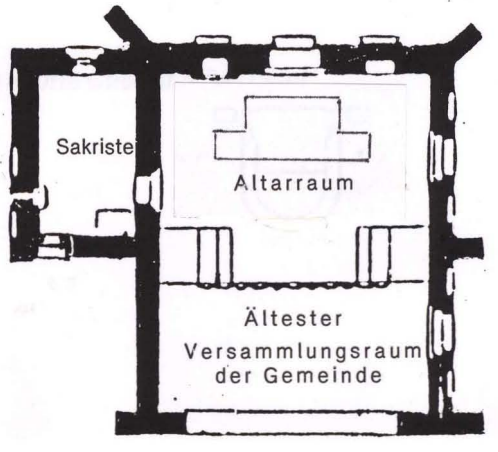
Es war am Festtage der heiligen Elisabeth am 19. November zur Abendzeit, als der Hochmeister von einem verwahrlosten Ritter aus persönlichem Rachegefühl beim Heraustreten aus der Schloßkapelle ermordet wurde.

Die Todesnachricht wurde durch Eilboten ins ganze Land hinausgetragen und verbreitete Bestürzung und Trauer unter den Menschen. Man überführte den Leichnam im Geleit der obersten Gebietiger von Marienburg, Elbing und Christburg zur letzten Ruhe in die Dom kirche zu Marienwerder.

Werner von Orseln
Großkomtur u. Hochmeister
1312 - 1330
Gründer der Werderdörfer als deutsche Dörfer aus 'wilder Wurzel' oder mit deutscher Handfeste neu ausgetan Neuteichsdorf, Liessau, Bröske, Gr.Lichtenau, Altweichsel, Mierau, Tannsee, Orloff, Tiege - Kl.Lichtenau, Rückenau, Mielenz, Lindenau, Marienau, Barendt, Ladekopp, Wernersdorf, Lesewitz, Damerau, Montau, Münsterberg, Gnojau und Simonsdorf.
†
19. November 1330
durch Mörderhand

IN MERGENOW ENTSTEHT UNSERE DORFKIRCHE ST. ANNA

Den neuen Siedlern lag ein Raum für ihre Gottesdienste dringlich am Herzen. Es war für die Mergenauer das erste Werk, das Gemeinschaft schaffen konnte. Bei den Planungsversammlungen lernte man sich näher kennen, und die Opferbereitschaft des einen konnte mit der des Nachbarn wetteifern.
Wiederum kam die baumeisterliche Beratung und Planung aus den Schreibstuben des Bistums und aus dem Marienburger Konvent.
In diesem Land war Aufbruchstimmung, und vielerorts richtete man Kirchen auf; denn im Mittelalter wohnte das Wort Gottes in den Seelen des Menschen, und der Glaube schuf die Hallen aus Stein, in denen es verkündet werden konnte.
Der Bauplatz war lange schon fest markiert. Dann um das Jahr 1330, als das Bauwesen im Werder in eine große Blütezeit eintrat, waren auch die Pläne für die Mergenauer Kirche fertig und gelangten zur Ausführung.



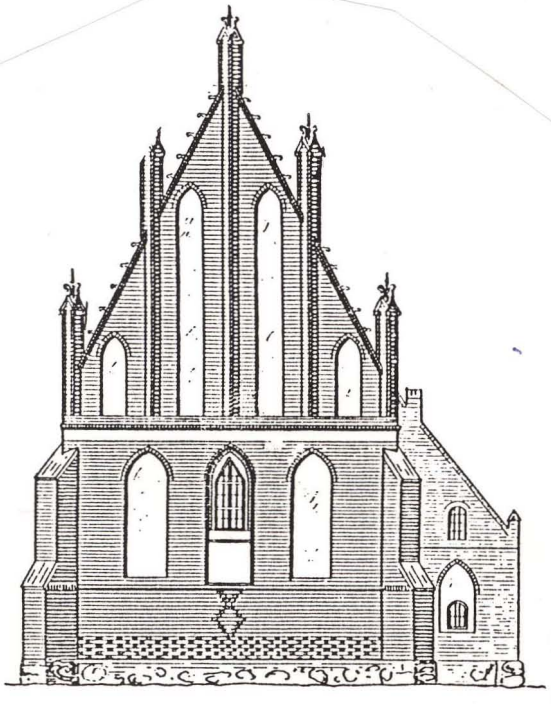
Grundriß von Chor und Sakristei

Man begann mit dem Chor, der kunstvoll im gotischen Stil in rotem Backstein ausgeführt wurde und noch heute die Bewunderung kunstsinniger Besucher hervorruft, die sich die Mühe machen, auch einmal hinter

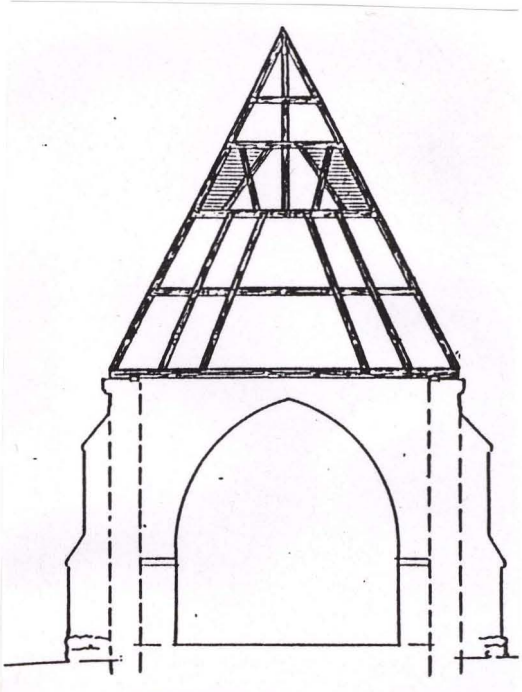
die Kirche zu schauen; denn hier prangt die älteste Fassade des uns so vertrauten Marienau in zeitloser Schönheit über fast 670 Jahre.

Sie schaut nach Osten, nach Sonnenaufgang, wie es der Brauch unserer Kirchen ist; denn hinter der Chorgiebelmauer, innenwärts, hat der Altar seinen Platz. Wie bei vielen Ordenskirchen dieser Zeit, ist an eine hinausgeschobene Apsis hier nicht gedacht. In Tiege, etwa zwanzig Jahre später, wurde das anders.

Der Chor von Mergenow wurde räumlich so groß gehalten, daß in ihm die noch kleine Gottesdienstgemeinde des Dorfes stehend Platz fand. Wie die Grundrißskizze belegt, mißt er innen 10,00 m Länge und 8,15 m Breite.



CHOR - OSTGIEBEL
Ältester Bauteil



WESTSEITE - EINGANGSSEITE
Fachwerkgiebel m. Ziegelfüllung

Bernhard Schmid schreibt in seinem Buch »Bau- und Kunstdenkmälern des Kreises Marienburg« :

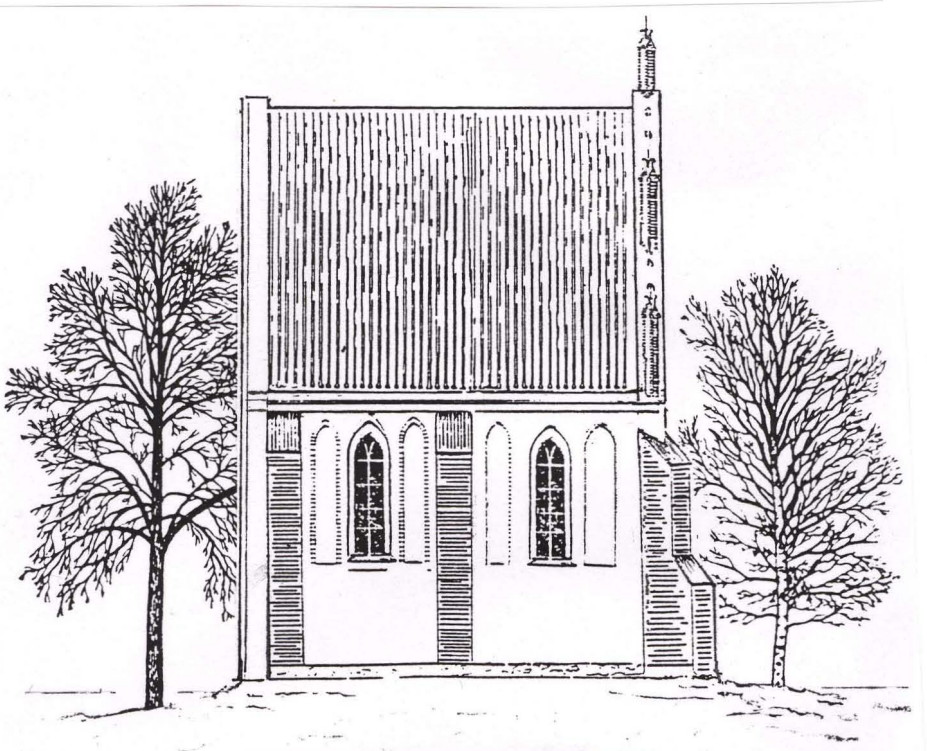
Der Chor, dieser älteste Bauteil von St. Anna, » zeichnet sich durch sorgfältige Technik und klaren, reich gegliederten Aufbau aus. Der niedrige Feldsteinsockel ist mit einer Rollschicht von Fasersteinen abgedeckt; das aufgehende Ziegelmauerwerk ist durch ein Gesims unter den Fenstersohlbänken gegürtet und durch einen vier Schichten hohen Fries, der oben von einem Rundstabe eingefaßt ist, abgeschlossen.

Unter dem Gurtgesims zeigt das Mauerwerk Rautenmusterung und Verwendung gesinterter Köpfe, über dem Gesimse sind die Flächen durch die Fenster und je zwei seitliche Blenden gegliedert.

Der Giebel ist durch fünf übereckgestellte Pfeiler wirkungsvoll gegliedert. Bemerkenswert ist die häufige Anwendung von Profilsteinen, und zwar eines Rundstabes, an den Pfeilerkanten, an der Giebelabdeckung und am Hauptsims. Auch die Fenster sind mit einem Rundstabe eingefaßt.

Auf der Giebelschräge sitzen Krabben, und

aus demselben Steine sind auch die Fialenköpfe zusammengebaut.«
An die Nordwand hatte man eine Sakristei in den Maßen 6,5 m mal 3,0 m angefügt.
Die Westfront öffnete sich mit einem gewaltigen spitzen Bogen zur Angerseite des Dorfes und sollte später, wenn der Erweiterungsbau ausgeführt sein würde, den Blick aus dem größeren Kirchenschiff auf Kanzel und Altar lenken.
Als Abschluß des ersten Bauteils mußte sie für einige Zeit provisorisch als Außenwand hergerichtet werden und wurde mit Fachwerk und einer großen Eingangstür verkleidet.
Wenn man sich auf den Dachboden begibt, kann man noch heute einen Blick auf den ersten westlichen Außengiebel werfen. Er ist (wie die Skizze zeigt) in einer besonderen Balkenlage hergerichtet, und dessen Felder waren ausgemauert.
Selbst Reste dieses gemauerten Füllwerks sind jetzt noch vorhanden.



ST. ANNA - Seitenansicht um 1330
Ältester Bauteil

Hochmeister

1331 - 1335 Luther von Braunschweig
1335 - 1341 Dietrich von Altenburg
1342 - 1345 Ludolf König
1345 - 1351 Heinrich Dusemer

1331 - 1335 LUTHER VON BRAUNSCHWEIG

Am 17. Februar des folgenden Jahres wählte das Generalkapitel zu Marienburg einstimmig den Komtur von Christburg, Herzog Luther von Braunschweig, zum neuen Hochmeister.
Er war ein einfühlsamer Mensch mit hoher Geistesbildung und großer Vorliebe für Gesang und Dichtkunst. Er war es auch, der dem Ordenspriester Nikolaus v. Jeroschin empfahl, eine Ordensgeschichte in verständlicher Form zu schreiben. Diesem Wunsche ist dieser nachgekommen und hat uns in etwa 28.000 Versen die »Kronike von Pruzinlant« hinterlassen, die großenteils auf den lateinischen Texten Peter von Dusburgs fußt.

Der neue Hochmeister hatte schon an die fünfzig Jahre in Preußen gelebt und, bevor er nach Christburg ging, das Komturamt des Ordenshauses in Gollub verwaltet.

Luther von Braunschweig setzte die Siedlungstätigkeit seines Vorgängers fort. 1332 wurde somit das Gründungsjahr für Fürstenau, Groß und Klein Mausdorf und Wolfsdorf. Es folgten 1333 Schönhorst und Schöneberg, und 1334 erhielt Schönsee seine Handfeste, in der der Hochmeister namentlich als Gründungsvater genannt wird.
Er wie auch sein Nachfolger erkannten, wie wichtig für die Erschließung der Niederung V e r k e h r s w e g e sind. Nach alten Berichten hat Luther von Braunschweig mit dem Bau der ersten festen Nogatbrücke bei Marienburg begonnen, den Dietrich von Altenburg vollendete.
Zudem war der Meister mit der Gründung von Gr. Mausdorf von Westen her der Nogat ein gutes Stück nähergerückt und hatte damit den Weg von der Weichsel bei Schöneberg über Ladekopp, Tiege und Marienau in Richtung Elbing um ein gutes Stück verlängert.
Für unser Heimatdorf Mergenau bedeutete die neue West-Ost-Verbindung einen großen Schritt heraus aus der Abseitslage am Rande der nördlichen feuchten Einöde, die damals noch ein paar Kilometer hinter Rückenau, Fürstenau und Kl. Mausdorf der landwirtschaftlichen Nutzung nicht zugänglich war.
Von Tiege kommend, gab es nun zwei Möglichkeiten , die Heerstraße nach Gr. Mausdorf zu verlängern, in Richtung Kl. Mausdorf oder Niedau.
Da Niedau erst zwanzig Jahre später gegründet wurde, könnte es der Feldweg von Marienau nach Kl. Mausdorf und weiter nach Gr. Mausdorf gewesen sein, den der Meister anlegen ließ. Im Herbst und Winter blottig und mit Pferdewagen ein Abenteuer, konnte er im Sommer und nach längeren Trockenzeiten doch sehr hart, aber furchenreich sein.
Dennoch spricht für das Teilstück der Heerstraße zwischen unserm Dorf und Groß Mausdorf eher die direkte und damit kürzere Verbindung über das spätere Niedau, das wohl schon als Kleinsiedlung ohne Privileg bestand.

Der Grund: zwischen Kl. und Gr.Mausdorf lag ein großes Sumpfland, das Quell- und Einzugsgebiet der Jungferschen Lake, während zwischen Marienau und Niedau der gesamte Geländestreifen ü b e r dem Meeresspiegel liegt.
Schritt um Schritt kam Mergenau jetzt in eine verkehrsgünstige Mittellage zwischen Wasser- und Landverbindungen, was seinem wirtschaftlichen Fortschritt äußerst dienlich war.

Im Jahre 1335 verstarb der Hochmeister Luther von Braunschweig und wurde im Königsberger Dom beigesetzt, wo dessen Grabmal noch bis Ende des Zweiten Weltkriegs erhalten war.

1335 - 1341 DIETRICH VON ALTENBURG

Während der Regentschaft des Hochmeisters Dietrich von Altenburg wurden 1338 Gnojau neu besetzt, Kunzendorf und AltWeichsel neu gegründet und mit Handfesten ausgestattet.
1340 erhielt Wernersdorf die Gründungsurkunde und 1341 Klein Lichtenau die Bestätigung seiner alten Privilegien.
Dietrichs planerischer Schwerpunkt muß demnach unter anderem im Raum zwischen Marienburg und Dirschau gelegen haben, gewissermaßen in Verlängerung der von ihm fertiggestellten N o g a t b r ü c k e mit beiderseits stolzen Türmen. Bis 1340 hatte eine Fähre beide Ufer verbunden. Nun aber war die Verproviantierung der Stadt und der Absatz der Landprodukte des Werders einen Riesenschritt vorangekommen.
Fernziel war daneben das westliche Weichselufer, um Dirschau, das Danziger Werder und die Vogtei Grebin zu erreichen .
Daher wurde das neubesetzte Alt-Weichsel der Brückenkopf schlechthin, hatte man doch seine F ä h r e oberhalb Dirschaus bereits 1316 mit einer Hufe Land auf Ließauer Gebiet ausgestattet.
Mit der Zeit büßte sie jedoch an Bedeutung ein und diente hauptsächlich dem Personenverkehr zwischen Dirschau und dem Montauer Gebiet.
Zugleich wurde die Fähre unterhalb Dirschaus zwischen Barendt und Güttland wichtiger. Sie wird häufig bei den Hochmeisterreisen zu seiner Vogtei Grebin und nach Danzig genannt, wobei er dann die alte Heerstraße über Warnau und Trappenfelde nach Gr.Lichtenau benutzte und bei der Gelegenheit wiederholt einen kurzen Abstecher zum Werdervogt nach Leske machte.

Dem Lebensunterhalt der Bevölkerung und damit der Wirtschaft und dem Verkehr galt selbstredend das erste Interesse der Staatsführung; doch ohne B i l d u n g für viele gibt's keinen Fortschritt. Solche Erkenntnis war die Grundlage für Meister Dietrichs Entschluß, den Schulzwang einzuführen, wohl vornehmlich in den Städten.
Dazu sollte man wissen, daß Bildung damals Sache der Klöster und der Geistlichkeit generell war. Daher war der Pfarrer gewöhnlich auch der Lehrer, und die Lehrinhalte betrafen in erster Linie Katechismen und geistliche Lieder. Dennoch machten auf diesem Weg die Kulturtechniken Musik, Lesen und Schreiben Bekanntschaft mit breiteren Volksschichten.

1342 - 1345 LUDOLF KÖNIG

Unter einem seiner schwächlichsten und damit auch unglücklichsten Hochmeister, Ludolf König, stagnierte sogar die Siedlungstätigkeit. Wir haben es daher im Großen Werder während dieser Zeit vorwiegend mit einer Konsolidierungsphase zu tun.
Alte Siedlungen wie Ladekopp und Irrgang (1341), Palschau und Biesterfelde (1344) und Gr. Montau (1342/45) wurden neu besetzt, erweitert oder auch mit veränderten Rechtsgrundlagen ausgetan. Die für diese Jahre datierten Handfesten besagen also nichts über das genaue Alter der genannten Dörfer.

Ferner existieren Handfesten für Bärwalde (1342) und Tiege (1345). Auch Neukirch, dessen erste Handfeste nicht erhalten ist, müßte zwischen 1342 und 1345 gegründet sein. Die erhaltene Handfeste dieses Dorfes ist von dem nachfolgenden Hochmeister Heinrich Dusemer im Jahre 1351 ausgefertigt worden.

1345 - 1351 HEINRICH DUSEMER

Unter dem Hochmeister Heinrich Dusemer wurden die Gründungsprivilegien von Orloff (1349), Prangenau, Gr. und Kl. Lesewitz (1350) neu schriftlich formuliert. Ebenso die für das Dorf Neukirch (1351).
Als Neugründungen erscheinen in jenen Jahren Schönhorst und Tiegenort (1349) sowie Halbstadt und Eichwalde (1351). Eine Handfeste von Tiegenhagen ist nicht erhalten; doch da der Ort in der Urkunde für Tiegenort 1349 bereits genannt wird, muß dessen Gründung zeitlich kurz davor erfolgt sein.
Deutlich wird hier, daß sich die Besiedlung des linken Tiege-Ufers jetzt auch nach Norden bis an die Elbinger Weichsel vorgeschoben hatte. Die neuen Dorfurkunden bestätigen dies.
Die Anstrengungen, fruchtbares Neuland zu gewinnen und deutsche Siedler anzusetzen, ließen bis dato also noch keineswegs nach. Auch vergab der Meister Land an Einzelne, vornehmlich dann aber an Ritter, die sich um den Orden besonders verdient gemacht hatten. So ist eine Urkunde erhalten, die zufällig unser Heimatdorf betrifft. Unter

»Mergenburg, d. 16. Juli 1346«
verleiht in einer wortreichen lateinischen Schrift

»frater Hinricus . . . fideli nostro Tylkoni Schyle
(Bruder Heinrich . . . seinem getreuen Thylke Schyle)

. . . in campo ville Mergenow circa locum molendini Juncvrowe situm . . .«
eine halbe Hufe nahe der Wassermühle an der Jungferschen Lake.
Zeigt doch dieser Text, daß die Mergenauer im Verein mit der Ordensverwaltung in den 25 Jahren seit der Dorfgründung nicht untätig gewesen waren; denn im späteren Niedauschen war man also mittels eines Schöpfwerks dabei, verwendbares Weide- und Ackerland zu schaffen.

Eine weitere Nachricht besagt, daß auch Heinrich Dusemer in seiner Zeit allgemein tatkräftig den Wohlstand des Landmannes gefördert hat. Im Bereich der Viehzucht richtete er sein Augenmerk auf die sich ausdehnende Schafzucht, die Rohstoffbasis für den steigenden Tuchbedarf.

Alles schien sich im Ordensland unter des Hochmeisters weiser Führung vorteilhaft zu entwickeln, 'doch mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten, und das Unglück schreitet schnell'. Beginnend um 1347, überzog die Pest, der Schwarze Tod, zum ersten Mal Europa und erreichte etwa 1350 Preußen. Ganze Landstriche wurden nahezu entvölkert. Aus Danzig wird von dreizehntausend, aus Elbing von sechstausend Toten berichtet, und so kann man sich das Unheil und hilflose Entsetzen auch in unsern Dörfern vorstellen, wovon Einzelberichte nicht überliefert sind.

Neben der Freude über den steigenden Wohlstand im Lande vor den Pestjahren bereitete andererseits der damit verbundene Verfall der Sitten große Sorgen.
So bemängelte Dusemer die Schwelgerei und übermäßige Genußsucht vor allem in den Städten. Besonders warnte er vor den Schmausereien und Trinkgelagen unter den reichen Kaufleuten von Elbing und verbot reisenden Ordensbrüdern dort den Aufenthalt.

Ein Unglück kommt nun selten allein, und es mußte die Landesverwaltung auch noch mit dem großen Brand des Klosters Oliva am Karfreitag des Jahres 1350 fertig werden, wissend, daß Oliva in vielerlei Hinsicht weithin einen großen Namen hatte.

UNSERE DORFKIRCHE IN MERGENOW

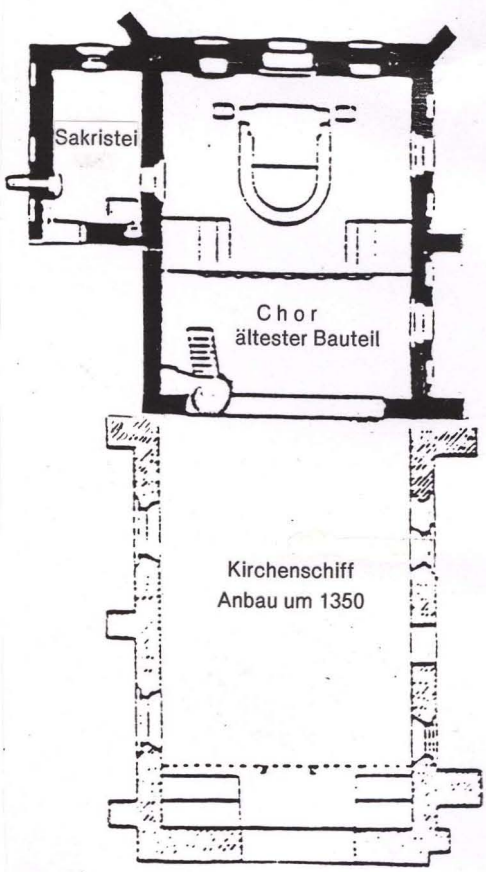
Erweiterungsbau um 1350

Daneben kamen aus anderen Landesteilen wiederum gute Nachrichten, so auch aus M e r g e n o w . Etwa um dieses soeben genannte Jahr war die K i r c h e S t . A n n a nach Westen verlängert worden. Sicherlich hatte sich unsere Dorfbevölkerung inzwischen um ein- oder zweihundert Seelen vermehrt, und der kleine Altbau von 1330 konnte die Gottesdienstbesucher nicht mehr fassen.

Nun also war St. Anna nach zwanzig Jahren um ein gutes Stück erweitert worden, so daß etwa 250 Stehplätze vorhanden waren. Von Gestühl ist zu dieser Zeit (vornehmlich im Treßler-, dem Anschaffungsbuch des Ordens) noch nicht die Rede. Über den baulichen Abschluß des Kirchenschiffs nach Westen kann man Verläßliches nicht sagen. Sicher ist ein hoher gemauerter Giebel mit gotischem Blendwerk.

Denkbar ist auch bereits der wuchtige gemauerte Turmsockel, der in den frühen Jahrhunderten bis 1872/73 höher hinaufreichte (11,30 m) als der jetzige (9 m). Nur sein Entstehungsjahr ist eben unsicher und ist möglicherweise auch in eine spätere Zeit zu datieren. Die Einweihung des vergrößerten Gotteshauses muß für unsere Mergenauer ein großes Fest gewesen sein.

Zur gleichen Zeit um die Jahrhundertmitte wurde die alte Holzkirche in unserm Nachbardorf T i e g e abgerissen und ein kompletter Backsteinneubau errichtet, architektonisch aus einem Wurf mit reicher Grundrißgliederung. So steht sie noch heute da. 1344 war die Konventskirche in der Marienburg fertig geworden; und es sieht so aus, als hätte man deren Baumeister danach ins Werder gerufen, wo sie in einigen reichen Gemeinden Dorfkirchen errichten durften, die ihre gestalterische Handschrift tragen.



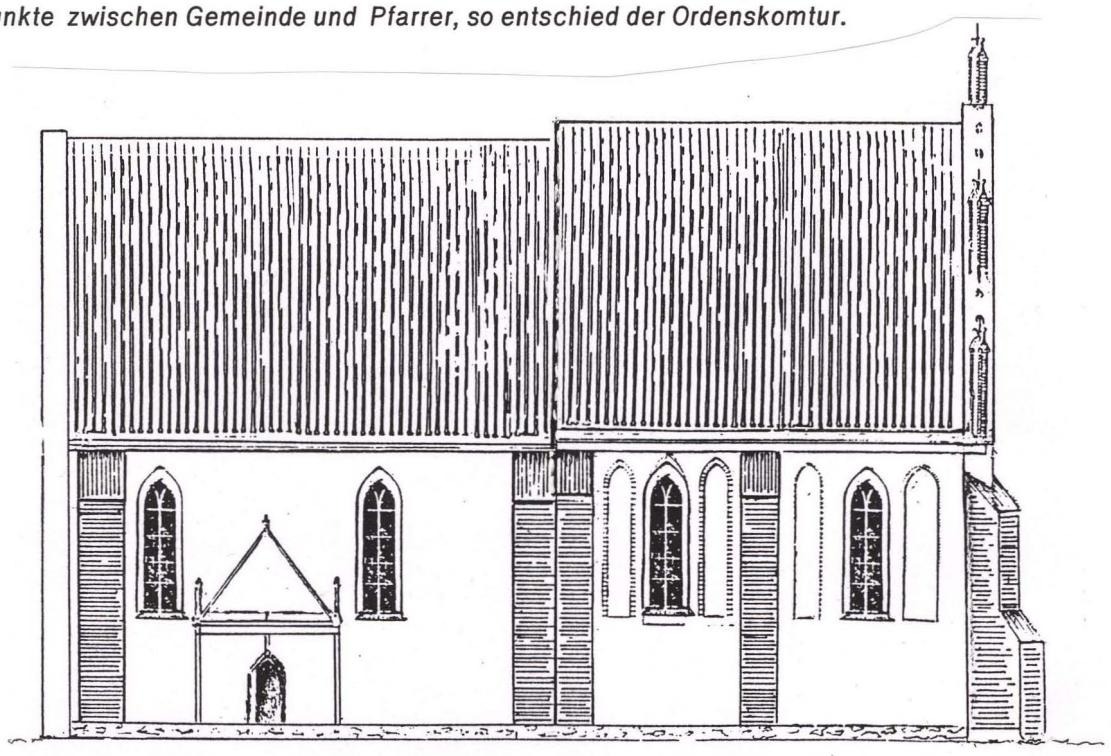
Erweiterungsbau um 1350

Leider ist aus dieser Zeit weder eine Liste der Dorfbewohner noch der Schultheißen und Pfarrer überliefert. Wir wissen auch nicht, ob der »ehrbare Heinrich« noch lebte, doch für die Kontinuität in der Besetzung der Bürgermeister- und Pfarrerstellen sorgte die Ordensverwaltung.

Kirchlich gehörte das Große Werder schon seit dem Jahre 1249 zur Diözese P o m e s a n i e n , und sinnvollerweise behielt man den Namen dieses alten Prussengaues bei, der etwa von Nogat, Drausensee, Sorge, Drewenz und Weichsel begrenzt wurde. Nur die Grenzen deckten sich später mit jenem nicht ganz, waren jedoch in jener Zeit ohnehin nicht so genau festgelegt.

Der Sitz des Bischofs war Marienwerder, und in einem Drittel Pomesaniens übte der Bischof auch landesherrliche Rechte aus, während für die anderen zwei Drittel die Komtureiverwaltung

des Ordens zuständig war. Das Große Werder gehörte zum ordensherrschaftlichen Teil. Hier besaß der Bischof von Pomesanien nur Rechte aus seinem geistlichen Amt, wie die Kirchenweihe, die Priesterweihe und die Visitationen, die alle drei Jahre erfolgen sollten. Gab es mal Streitpunkte zwischen Gemeinde und Pfarrer, so entschied der Ordenskomtur.



ST. ANNA - Südseite - Nach Errichtung des Kirchenschiffs Mitte d. 14. Jh.

Die E i n k ü n f t e des Geistlichen speisten sich aus mehreren Quellen. Zunächst besaß er die große Fläche seines Pfarrlandes, die auch zu unserer Zeit in Marienau noch etwa die gleiche Größe hatte und wohl fast immer verpachtet wurde.
Zum andern mußten die Bauern von jeder Hufe, ob zinspflichtig oder zinsfrei, dem Pfarrer den Dezem (den zehnten Teil) überlassen. Er war zunächst eine Schätzung und wurde dann zu einem Standardmaß von einem halben Scheffel (=54,96 Liter) Roggen oder Weizen und einem halben Scheffel Gerste, dem jährlichen Meßkorn.
Schließlich gab es die Stolgebühren für Kindtaufen, Trauungen und Begräbnisse, also für amtliche Verrichtungen, bei denen der Pfarrer die Stola trug. Wohl waren die Gläubigen zur Zahlung dieser Gebühren nicht gesetzlich verpflichtet, doch mit der Zeit wurden sie Gewohnheitsrecht.

An der obengenannten Kirchenerweiterung in Mergenau um 1350 kann man wohl generell ablesen, daß der Ort volkreicher und schon wohlhabend geworden war; ein Grund zur Freude, hätte nicht zur gleichen Zeit der Schwarze Tod seinen dunklen Mantel auch über unser Dorf gelegt.

Ein Jahr danach im Spätherbst verstarb der beliebte Hochmeister Heinrich Dusemer. Die erfolgreichen Schaffensjahre wie auch die bitteren Zeiten der Pest hatten seine körperlichen Kräfte aufgezehrt.

Hochmeister
1351 - 1382 Winrich von Kniprode

Der Nachwelt gilt er als der erfolgreichste unter den höchsten Amtsträgern des Ordenslandes.
Ihm war nicht nur eine jahrzehntelange Frist beschieden, für Preußen zu wirken; sein staatsmännisches Geschick hat sie auch in bestem Sinne genutzt.



Winrich von Kniprode

Wäre er nicht Hochmeister des Deutschen Ritterordens gewesen, hätte man dem erfolgreichen Staatsmann Ehrenzeichen in Fülle verliehen - auch der Beiname »der Große« wäre ihm sicher gewesen, doch in diesem einzigartigen Herrschaftsgebilde zeigte sich die wahre Persönlichkeit in schlichtem Dienen, in der Reinheit des Wollens, in der Tatkraft des Vollbringens und in der Treue zur christlichen Kirche.

Ihre Stärke war auch die Stärke des Landes, und Preußen genoß vor allem zu seiner Zeit die größte Wertschätzung unter den europäischen Völkern.
Er hatte häufiges K r i e g s g l ü c k gegen die immerfort einfallenden Litauer - nicht zuletzt dank der Umsicht und Tapferkeit seines legendären Marschalls Henning Schindekopf. Zweimal durfte er sogar den verwegenen Herzog Kynstudt als Gefangenen in der Marienburg in Gewahrsam wissen, und zweimal gelang dem Litauer die Flucht.

»Zu Königsberg in dem Ordensschloß -
Wer ist Herr über Ritter und Troß,
Wer sitzt im Remter zu oberst beim Mahl,
Stählern der Panzer, die Glieder wie Stahl,
Eine Bauernstirn und ein roter Schopf ?
Das ist der Marschall Schindekopf,
Marschall Schindekopf, vor dem in Schweigen
Komtur und Trappier sehr tief sich neigen.
Hochmeister Winrich Kniprode und er,
Sie lenken das Land, sie leiten das Heer.
Marschall Schindekopf trägt den Stab mit Frieden,
Neun Jahre des Segens sind Preußen beschieden.
Auf den Feldern, die Kynstudts Hengst vertrat,
Wogt hoch um Walpurgis die Wintersaat.
In den Werderwiesen weiden die Pferde,
Und mit läutenden Glocken geht die Herde...«
A. Miegel

Und die Erinnerung an diesen »Blücher der Ordensgeschichte« ist eng verknüpft mit der Schlacht gegen die Litauer bei R u d a u 1370, die siegreich für Preußen war, zugleich aber den Tod des Marschalls und vieler Komture brachte.

Mit epochalem Weitblick begabt, folgerte der Hochmeister jedoch, daß es nicht ausreiche, Streben und Kraft nur auf den Frieden zu lenken; man müsse ihn auch sichern und darum die Bürger der Städte verteidigungsfähig machen und sie im Umgang mit den Waffen üben. Daher wollte er ein kriegsfähiges Reserveheer schaffen und führte zu diesem Zweck in jeder Stadt die Sitte des Vogelschießens ein, wie es sie beispielsweise heute noch auf dem Lande in Schleswig-Holstein gibt.

Lust und Vergnügen sollten sich mit ernsthafter Wehrertüchtigung verbinden, und so wurden für gute Armbrustschützen Preise ausgesetzt und für den Besten der Königstitel eingeführt, »...denn der Hochmeister sah nur zu klar ein, welchem Jammer und Unglück Preußen noch lange werde erliegen müssen, wenn es seinen Schutz und seine Verteidigung gegen den Feind im Osten immer nur von seinen Ordensrittern oder von Söldnern und Kreuzfahrern aus fremden Landen erwarten sollte.«

(Voigt)

Gleichermaßen war Winrich bestrebt, Müßiggang unter den Ordensrittern zu verhindern, indem er ihre Bildung verbesserte, charakterlich-tugendhafte Eliten heranzog, die damit befähigt wurden, in Verwaltung und Justiz höhere Ämter zu bekleiden.

Überhaupt verzweigte sich die anfangs sehr einfache Standesordnung immer mehr. Das Zunftwesen in den Städten organisierte sich zu einem bunten Fächer von Gewerben. Das Handwerk des Schmieds, des Stellmachers, des Sattlers, Maurers oder Zimmermanns festigte seinen Platz in allen größeren Dörfern.

Selbst der Bauernstand differenzierte sich. Aus dem Ein- oder Zwei-Hufen-Bauern wurden solche, die ihren Besitz durch Fleiß und Erbteile vergrößern konnten.

Gleichzeitig gab es unter Winrich von Kniprode eine reiche Zahl großflächiger ländlicher Verschreibungen an jeweils einen Besitzer, vor allem östlich von Nogat und Weichsel. Der Raum war groß und auch durch die Pest immer noch stark entvölkert. Das war die Geburtsstunde der großen Güter, häufig verliehen an verdiente Ritter und Adlige, die den großen Landbesitz durch Hintersassen und Kleinbauern bewirtschaften ließen. Sie waren für die Komtureien gleichzeitig eine Stütze in der Verwaltung und auch der wirtschaftlichen Förderung kleiner Regionen. So war im östlichen Preußen, aber auch in Pommerellen, der Gutsherrenstand geboren, der wohl seinen eigenen, aber auch den Wohlstand Preußens beträchtlich mehren konnte.

Das Ordensland insgesamt erreichte in der zweiten Hälfte des 14. Jhs. in allen Bereichen von Wirtschaft, Heerwesen, Verwaltung und Kultur einen so hohen Zivilisationsstand, wie er in umliegenden Ländern nicht anzutreffen war.

Eine wichtige Voraussetzung dafür war, daß sich der Bildungsstand und auch der ästhetischer Gesittung im Volksganzen weiter gehoben hatte. Daher mag es wohl glaubhaft und auch zeitgemäß erscheinen, wenn von einer Kleiderordnung berichtet wird, die der Meister den Städtern zugedacht hatte. Das nimmt auch nicht wunder, kamen die Zuwanderer doch aus den alten Reichsstämmen der Thüringer, Sachsen oder Friesen, wo die Tracht schon immer ein gepflegtes Kulturerbe war. So lesen wir denn in Voigts »Geschichte Preußens«:

» . . . Bürgermeister, Schultheißen und Ratsherren sollen im Winter einen langen Mantel und ein Marderfell um den Hals, im Sommer einen Hut mit drei silbernen Knöpfchen und einen Gürtel mit silbernen Spangen nebst Degen mit silbernen Scheiden tragen; den Kaufmann soll ein seidenes Wams und ein goldener Ring auszeichnen, auf welchem letztern sein Kaufmannszeichen eingegraben ist, womit ein jeder seine Ware zu bezeichnen hat; der gemeine Bürgersmann soll Lundisches Gewand und kein anderes mit höheren Preisen tragen, doch mit silbernen Heften oder Malgen geschmückt. Alle soll der männliche Schmuck des Bartes zieren.

Der Kopfputz der Frauen sollen Sammethauben in der Form der Fürstenhüte, nur obenhin mehr gespitzt und zugebogen sein; die reicheren mögen sie mit Goldstoff oder goldenen Borten schmücken. Den Jungfrauen als Ratsherren-Töchtern soll vergönnt sein, ihr Haar mit Perlenkränzen oder silbernen Spangen, minder vornehmeren das ihrige mit gebogenen oder ungebogenen Flittern zu zieren...«

Ein neuer deutscher Volksstamm im Osten gewann auch in seiner äußeren Erscheinung Gestalt.

Über das Landschulwesen sprechen zwar die Quellen eine widersprüchliche Sprache, doch Ansätze, die auch regional von Klöstern und Kirchen ausgingen, sind unverkennbar.
Zudem kann man mutmaßen, daß der seinerzeitige Dorfpfarrer Johannes in Ladekopp der auch Domherr von Pomesanien und Rechtsgelehrter war, in diesem Werderdörfchen nicht seine gesamte weltlich-wissenschaftliche Bildung allein für sich behalten hat.
Leider sind wir nur auf urkundliche Fragmente angewiesen und auf die Hinweise in den Arbeiten Johannes Voigts und anderer Historiker Anfang des 19. Jahrhunderts. Da sprechen sie beispielsweise von einer »...wichtigen Veränderung, die darin vorgenommen wurde, daß man die häufigen Störungen des Unterrichtes durch Kirchengesang und Prozessionen schon mehr zu beschränken anfing und die Verpflichtung zu beiden nur noch auf gewisse Feste gelten ließ.«
Daß der von Meister Dietrich von Altenburg eingeführte Schulzwang (nicht vergleichbar mit der heutigen Schulpflicht) aufgehoben und es den Eltern überlassen wurde, in welcher Schule (auch Handwerksschule) sie ihre Kinder fördern wollten, zeigt, daß das Lernangebot vielfältiger wurde.
Auf Vorbilder wies man hin wie z.B. auf eine Altstadtschule in Elbing, die besonders den Chorgesang pflegte. Das sollte Anreize schaffen und schuf sie wohl auch.
Unter Winrich von Kniprode, heißt es, bekam nun jedes Dorf, das aus mindestens 60 Familien bestand, eine Schule. Die Lehrer erhielten von den Bauern jährlich Naturallieferungen und vom Orden 6 ungarische Gulden Gehalt.
Die Kinder besuchten die Schule nur im Winter, da sie im Sommer den Eltern in der Wirtschaft behilflich sein mußten.

Das allgemeinste Interesse war und blieb allerdings, die Landwirtschaft als Ernährungs- und Handelsbasis weiterzuentwickeln. Dazu mußte die Zahl der Landbewohner vergrößert werden, und man freute sich daher im Ordensland über die zunehmende Zahl von Flüchtlingen aus dem verwilderten und verwüsteten Litauen, die rasch ländliche Besitzungen erhielten. Die Kosten für ihre Ersteinrichtung trugen die Komtureien.
Die Schafzucht allgemein wurde weiterhin gut gefördert und zeitigte Erfolge. Das Haus Christburg beispielsweise hatte im Jahre 1382 eine Herde von 1900, zehn Jahre später bereits von 3200 Schafen.
Die Bienenzucht dagegen war schon lange ein etablierter Erwerbszweig und lieferte gute Erträge.
Die Kornkammern des Ordens aber waren die drei Werder mit ihren überaus fruchtbaren Schwemmlandböden. Immer sorgte man sich hier um die Sicherung und Erweiterung der Landwirtschaft. Das bedeutete ständig Neulandgewinnung an Haff, Drausensee und den Strömen wie auch Erhalt, Erweiterung und teilweise Erhöhung der Deiche, wo bei Eisgang oder gar Brüchen erhöhte Gefahr offenkundig geworden war.
So wurde 1376 selbst das Kloster Oliva zum Dammbau im Stüblauischen Werder verpflichtet, und in einer Urkunde von 1378 nimmt der Hochmeister auf Ansuchen Elbinger Bürger und ihrer Deichgeschworenen die Dörfer Fürstenau, Klein und Groß Mausdorf und auch Lupushorst (die fast immer zum Elbinger Gebiet gehörten) in den Deichverband im Großen Marienburger Werder auf und gibt darin an,

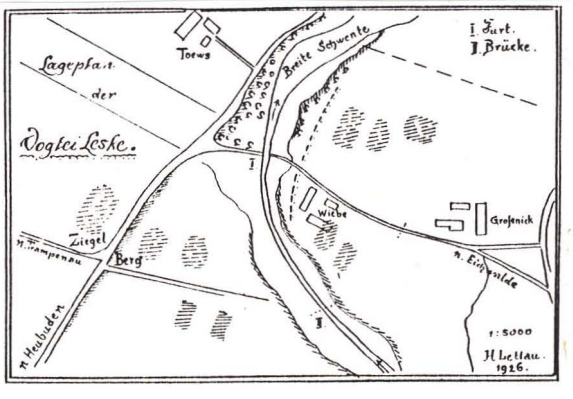
was diese zur Flutabsicherung zu leisten hätten und womit man sie nicht belasten dürfe.

Endlich ist noch etwas über die Dörfer im Großen Werder zu bemerken, über die sich für die Hochmeisterzeit Winrichs in den Preußischen Urkundenbüchern eine Eintragung finden läßt.
Da sind zunächst die Neugründungen von Schadwalde an der Nogat (1352) sowie Neu-Münsterberg und Fürstenwerder (1352) in Weichselnähe.
Im Gebiet des dann schon uralten Ordens-Fischamtes in der Scharfau ließ der Meister 1356 ein Dorf entstehen, Neu-Scharfau, das später nach dem Schulzen Brün den uns bekannten Namen Brunau trug. Im gleichen Jahr erhielten Reimerswalde (Dorfschulze Reymar) und unser Nachbardorf Niedau ihr Gründungsprivileg.
Auch hier zeigt sich, wie man durch planvolle Kultivierung das nasse Niederungsland an den Rändern durch Trockenlegung siedlungsfähig machte.
Einige schon bestehende Dörfer wurden neu besetzt bzw. erhielten wegen verwaltungsrechtlicher Änderungen eine neue Handfeste, so im Jahre 1352 Damerau, Simonsdorf und Tiegenhagen, Parschau 1355 und Bröske 1361. Im großen und ganzen jedoch war die Besiedlung des Großen Werders zu Winrichs Zeiten abgeschlossen.

Daß sich Ansiedlung und Kultivierung in diesem fruchtbaren Gebiet so erstaunenswert zielstrebig und mit großem Erfolg vollzogen, ist nicht zuletzt der Vogtei Leske zu verdanken, die der Orden (W. v. Orseln) schon zu Beginn des Jahrhunderts in Werdermitte angelegt hatte.

Der Ordensvogt, eine bedeutende Persönlichkeit, residierte in einer kleinen Burg an der Schwente. Als erster Vogt wird in überlieferten Schriftstücken ein Bruder Gunther genannt. Von 1333 - 34 hieß der Werdervogt Friedrich von Keltin.

In einer Urkunde von 1341 erscheint Johan Tristam als »voith czum Leske«.
In der Handfeste von Tiege im Jahre 1345 ist es Burchard von Roseburg, und wiederum in einer Handfeste - in der von Bröske im Jahre 1361 - wird in diesem Amt der Bruder Erkinrecht genannt.
Im Jahre 1400 unter dem Hochmeister Konrad von Jungingen ist es Sigismund von Romunden. Sein Amtsnachfolger (ungenannt) übernimmt
in der Küche: 10 Tonnen Heringe, 10 Tonnen Salz, 3 Tonnen Butter, 1100 Käse, 4 1/2 Schock Speckseiten, 175 Scheffel Erbsen;
im Backhause: 5 Last Mehl, 138 Scheffel Weizen, 2 1/2 Last Roggen;
im Braukeller: 43 Tonnen Bier, 6 Tonnen Met;
auf dem Karwan (großer Speicher): 2376 Scheffel Hafer, 3 Last Roggen, 900 Scheffel Sommergerste;
außerdem: Panzer, Blechhandschuhe, Eisenhüte (Ritterhelme) usw.
auf dem Schafhof: 1789 Schafe;
auf dem Viehhof: 193 Stück Rindvieh, 40 Kälber;
auf dem Schweinehof: 555 alte Schweine, 270 Ferkel;
auf dem Pferdehof: 110 alte und 64 junge Pferde, 64 Fohlen.



Aber auch nach der Schlacht von Tannenberg 1410 gibt's den Werdervogt noch. Im Jahre 1415 übergibt der Adolf Suwern seinem Nachfolger Seckendorf aus dem

Inventar der Lesker Hofkirche: 2 Ornate, 1 Meßbuch, 1 Kelch, 2 silberne Ampeln, 1 silb. Kreuz, 1 Monstranz, 3 Paar zinnerne Teller, 1 Brevier.

Die Vögte hatten vielfältige Aufgaben und unterstanden direkt der Ordensverwaltung. Straffe Zucht verbürgte den Frieden im Innern, dafür sorgten die Komture wie auch die Vögte. So hatte auch der Lesker Vollmachten, in bestimmten Fällen Recht zu sprechen.
Für die kleinen S t r a f e n , für sog. »Blut und Blau« - so bestimmen es die Handfesten - war der Schultheiß zuständig. Für alle großen Vergehen der Orden, also Komtur oder Vogt im sog. Straßengericht. Wer sich also an Leib, Leben oder Eigenthum eines Menschen vergriff, den traf die Strenge des Gesetzes, und es ging ihm nach Maßgabe seiner Schuld an »Hals« oder »Hand«. Nach kulmischem Recht hieß es: »Um die Wunde schlägt man ab die Hand, und um Todtschlag den Hals.«
In einzelnen Fällen konnte diese Strafe durch Geld abgelöst werden, und zwar die Handstrafe für das halbe Wehrgeld, die Halsstrafe für das ganze. Das Wehrgeld war gewissermaßen der Wert des Menschen, in Geld ausgedrückt; das ganze Wehrgeld betrug 18 Mark, das halbe 9 Mark.
Ehebruch wurde in den meisten Fällen mit dem Tode bestraft. Menschenräuber wurden gehängt, Diebe und Einbrecher hingerichtet. Wer nachts Korn stahl, wurde gehängt.
Hingegen durfte der Reisende für seine übermüdeten Pferde Korn im Werte von einem Pfennig schneiden oder sie mit einem Fuß auf den Acker treten und fressen lassen, bis sie sich erholt hatten.

Die Burg des Vogts von Leske war von einem großen O r d e n s h o f umgeben, der 12 Pflüge maß, einen Viehhof und ein Gestüt hatte. Den landwirtschaftlichen Betrieb leitete ein eigener Pferdemarschall.
Jedoch gab es im Werder noch andere Ordenshöfe, die ebenfalls der Komturei Marienburg unmittelbar zugeordnet waren; so G o r k e n (Gurken) mit 3 Pflügen, Viehhof und Gestüt; K a l t h o f mit 6 Pflügen, Viehhof und Gestüt und W a r n a u mit 3 Pflügen und einem Viehhof. Die Pferdeweiden von Heubuden gehörten zu den Ordenshöfen Gorken und Warnau.
Zwei der Ordenshöfe hatten einen eigenen P f l e g e r : Der älteste Hof Montau - schon im 13. Jahrh. nachweisbar - erhielt einen Pfleger um 1377, L e s e w i t z , eine Ordensburg mit Viehhof, Gestüt und 10 Pflügen, erhielt um 1380 einen eigenen Pfleger, der auch Warnau mit verwaltete.
Alle diese Höfe bewirtschafteten den eigenen Landbesitz des Ordens. Mit ihren Kornerträgen und dem Schlachtvieh versorgten sie den Marienburger Konvent und stellten außerdem die Pferde für die Ritterschaft, für Feldarbeit und Botendienste.
Abgesehen von Montau, bildeten die obengenannten Ordenshöfe eine zusammenhängende Großdomäne von Marienburg bis Neuteich, das in ihrem Wirtschaftsschatten als Stadt und kleine »Werdermetropole« prächtig gedieh.

Es gab keinen Lebensbereich jener Zeit, dem der Meister nicht in getreuer F ü r s o r g e zugetan war. Als im Jahre 1382 in Danzig nochmals die Pest viele Menschen dahinraffte, ordnete er an, daß der Nachlaß all derer, die ohne Erben starben, genau verzeichnet und zu wohltätigen Zwecken verwendet wurde. Schon seine Zeitgenossen nannten ihn den Vater der Witwen und Waisen.
Im gleichen Jahr bemühte er sich, in der Hochmeisterstadt Marienburg ein Heiligen-Geist-Hospital für Arme und Kranke zu schaffen und dort einen eigenen Priester anzustellen.
Als er dann an einem Junitag des Jahres 1382 mit dem Ordensspittler über diese Angelegenheit verhandelte, erlitt er einen Schlaganfall und verstarb am folgenden Tage.

DER KIRCHTURM

Auch über unser M e r g e n o w gibt es noch etwas zu berichten, das der baulichen Gestalt des Dorfes »ein Licht aufsetzte«, ein in der ebenen Werderflur weithin sichtbares: die Kirche erhielt einen T u r m .

Lange genug hatte die Gemeinde auf die Vollendung ihres Gotteshauses warten müssen, waren umliegende Kirchdörfer doch schon geraume Zeit mit dem »Finger Gottes« bekrönt worden.

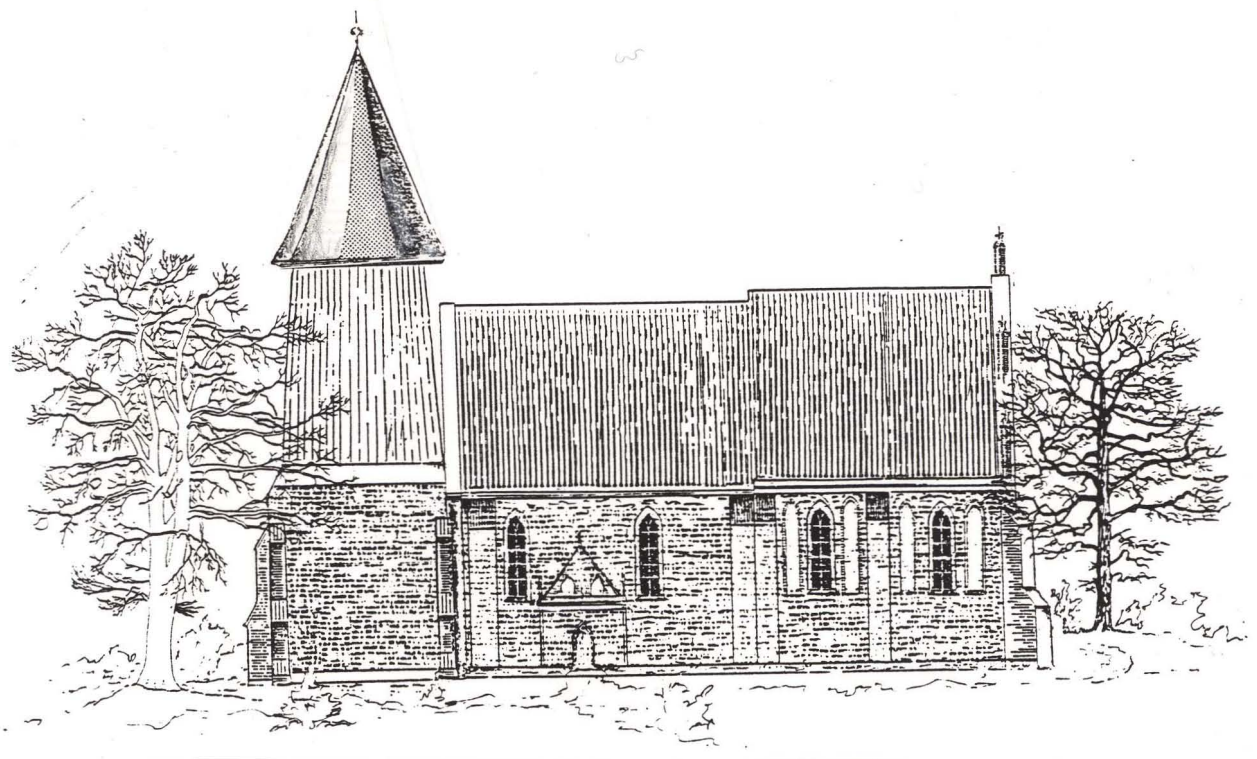
Baustatisch war dieser Gebäudeteil nicht nur hier, sondern überhaupt in der weiten Weichselniederung immer ein Problem gewesen, da auf dem Schwemmboden die Tragfähigkeit für einen steinernen Koloß begrenzt war.

Wiederum durfte er in Harmonie zu dem mächtigen Kirchenschiff nicht zu klein ausfallen und sollte weithin von dem wiederum wachsenden Wohlstand der Bewohner und ihrer Gebefreudigkeit zu Ehren des HERRN künden.

Daher sah der Plan einen gemauerten Backsteinsockel vor, auf den man zur Erleichterung der Last einen vierseitigen Turm aus Holz und einen achtseitigen Helm setzen wollte.

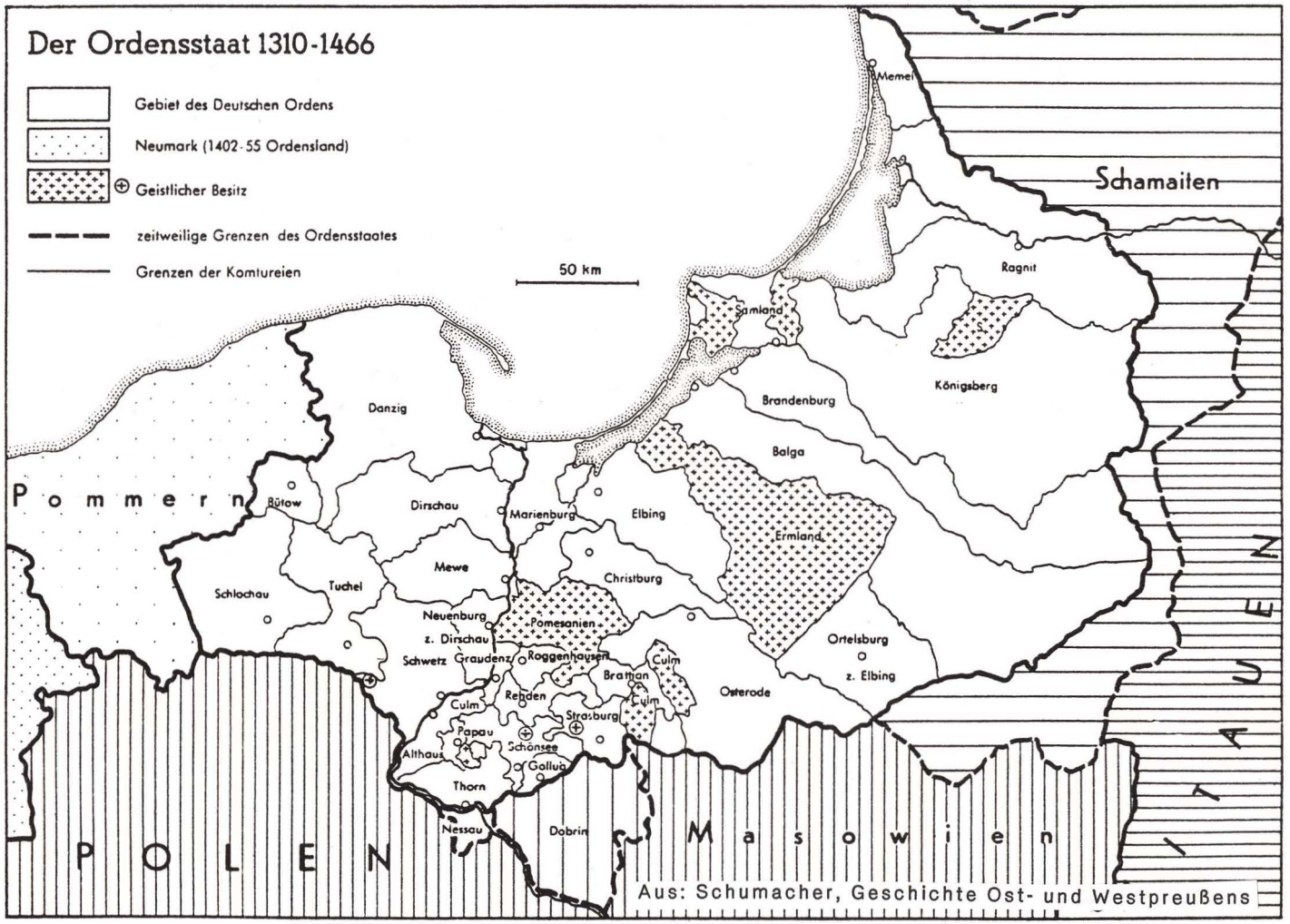
So ging man ans Werk und vollendete den Bau, der in dieser Form der Kirche und dem Dorf ein annähernd fünfhundert Jahre währendes Gepräge geben sollte.

Mit siebenundzwanzig Metern überragte der Turm Häuser, Scheunen, Ställe und Gärten und mußte erst 1868 jenem weichen, den wir in Erinnerung haben und der auch derzeit noch mit dem Klang seiner Glocken zur Andacht ruft.



In dieser Gestalt diente St. Anna ihrer Gemeinde in Mergenau (später Marienau) 500 Jahre lang

Der neue, jetzige Turm wurde 1872 errichtet


Der Ordensstaat 1310-1466
Gebiet des Deutschen Ordens
Neumark (1402-55 Ordensland)
Geistlicher Besitz
zeitweilige Grenzen des Ordensstaates
Grenzen der Komtureien
50 km
Memel
Schamaiten
Ragnit
Samland
Königsberg
Brandenburg
Balga
Danzig
Pommern
Bütow
Dirschau
Marienburg
Elbing
Ermland
Mewe
Christburg
Schlochau
Tuchel
Neuenburg
Pomesanien
z. Dirschau
Schwetz
Graudenz
Roggenhausen
Culm
Bratian
Culm
Rehden
Osterode
Ortelsburg
z. Elbing
Culm
Strasburg
Papau
Schönsee
Althaus
Gollub
Thorn
Nessau
Dobrin
POLEN
Masowien
LITAUEN
Aus: Schumacher, Geschichte Ost- und Westpreußens

Hochmeister
1382 - 1390 Konrad Zöllner von Rothenstein
1391 - 1393 Konrad von Wallenrod

1382 - 1390 KONRAD ZÖLLNER VON ROTHENSTEIN

Wenn einmal ein guter Grundstein gelegt ist, dann hebelt man ihn so leicht nicht von der Stelle. Nach dem großen Winrich blieb der Ordensstaat Preußen noch jahrelang in guter Verfassung, so daß der neue Hochmeister nur Sorge tragen mußte, daß es so blieb und im Geiste des vorigen die inneren Landesverhältnisse bewahrte und behutsam verbesserte, wo es angebracht war.

Einige Nachrichten aus der alten Chronik weisen daher auch Konrad als einen Eiferer des Rechts aus. So liest man in seinen Landverschreibungen oft:

» ... wir wellen ouch, ap unser Prussen wedir die Deutschen ischt czu clagen haben, dazdaz gescheevor dem komthur im richtehofe, so daz sie bey erem rechte und dy Prussen ouch by erem rechte bleiben.«

Gerechtigkeit durchsetzen, das zeigte sich schon einmal bei der Entscheidung über die D a m m p f l i c h t im Werder.
Bei den häufigen kleinen und großen Dammbrüchen an Weichsel und Nogat war schon wiederholt Klage geführt worden, warum denn die P f a r r h u f e n und auch die Pfarrer persönlich von den Diensten zur Abwehr der Gefahren verschont blieben .
Ein Versuch des Bischofs von Pomesanien zu vermitteln, war fehlgeschlagen, weil die Bauern den Vergleich zu parteiisch zu Gunsten der Geistlichen hielten.
Im Jahre 1383 dann wurde die Sache dem Hochmeister vorgetragen. Er sah es als gerecht an, daß auch die Pfarrer zum Dammschutz und zur Eiswacht herangezogen würden; denn ihrem Pfarrland drohe doch die gleiche Gefahr. Natürlich dürften sie Vertreter schicken.
Doch als wollten sie ihre Unwilligkeit demonstrieren, erschienen bei einem Wassernotfall tatsächlich einige in ihren Predigtroben, in der Linken den Kelch haltend und in der Rechten den Spaten. Solches , sagt man, habe die Bauern derart provoziert, daß es zu Tätlichkeiten gekommen sei. So ging die Angelegenheit erneut vor den Bischof und dann vor den Hochmeister, der nun entschied, daß die Dorfgeistlichen für drei Mark pro Hufe die Dammpflicht für immer ablösen könnten, und die Zinsen der Gesamtsumme sollten den Bauern zufallen.

Der Segen der Weichsel- und der Nogatwasser, die einst und immer noch die goldenfruchtbare Tieflanderde schufen, konnte eben über Nacht auch zum Fluch werden, wenn frühe Schneeschmelze in den Quellgebieten und Eisgang die Dämme durchbrachen. Zweimal während der Amtszeit Zöllners von Rothenstein war das Gefürchtete jedoch eingetreten, wie J. Voigt in seiner Preußengeschichte S.523 schreibt:
»Im Jahre 1388 standen das Große und das Kleine Werder als eine große Wasserfläche da, und die Saaten nahmen außerordentlich Schaden, und es stieg zu einer Höhe, wie man sie noch nie gesehen. Was auf den höher gewachsenen Fluren gedeihlich aufgewachsen war und sich der Reife näherte, vernichtete zum großen Teil ein in der Mitte des Juli einbrechender furchtbarer Regen. - Im ganzen Lande war der Schaden außerordentlich groß und die Folge davon eine drückende Teuerung im Jahre 1389, so daß die Getreideausfuhr

streng verboten werden mußte. Sogar ein Schiff mit Weizen aus England kam nach Danzig, was bis dahin unerhört war.«

Ist nun außer dieser Naturkatastrophe im Delta und einigen Episoden wie der obigen über die inneren Zustände in Preußen im laufenden Jahrzehnt wenig Erwähnenswertes zu vermelden, so geschahen doch jenseits der Grenzen Zeichen und Wunder, die für die nicht allzu ferne Zukunft Unheil andeuteten.

Jahrzehntelang war Polen unter dem Piasten Kasimir III. ein verträglicher Nachbar gewesen. Er starb 1370, und ihm folgte sein Neffe Ludwig von Ungarn, der bis zu seinem Tode 1382 das Land durch seine Mutter Elisabeth verwalten ließ. Auch war gegen Privilegien mit der Szlachta, dem polnischen Adel, ausgemacht, daß sich nunmehr Ludwigs minderjährige Töchter das Doppelreich teilen sollten. So wurde die dreizehnjährige Jadwiga (Hedwig) Thronfolgerin in Polen.

Schon seit langem hatte der Adel Macht und Einfluß in Polen ausbauen können und hier den rechten Augenblick erkannt und die geschichtliche Stunde zu nutzen begonnen, den gierigen Blick wieder auf das 1308 verlorene Pommerellen zu lenken. Allein zu schwach, strebte er die Ehe Hedwigs mit dem litauischen Großfürsten und Heiden Jagiello an. Obgleich mit Wilhelm von Österreich verbunden, mußte das Mädchen sich fügen, und so gelang es, Preußen im Osten und Süden durch die Personalunion Polens und Litauens einzuschnüren.
Jagiello wurde getauft und erhielt den slawisch-christlichen Namen Wladislaw mit dem Versprechen, seine Litauer dem Christentum zuzuführen.
Wie man weiß, findet ein fremder Glaube nicht über Nacht Zugang zu den Herzen und Sinnen eines ganzen Volkes. Alles blieb reine Formsache und Äußerlichkeit. So sagt man, daß Jagiello-Wladislaw hier und da von einem Podest Fragmente christlicher Lehre versammelten Litauern mitgeteilt habe, daß er heilige Haine zerstören ließ, Opfersteine stürzte und Götzenbilder verbrannte. Man trieb oder lockte Litauer in Scharen an Flußufern zusammen und besprengte sie mit 'geweihtem' Wasser.

Im Orden erkannte man wohl die Größe der Gefahr, daß nunmehr der Heidenkampf aufzuhören hätte und Machtpolitik die einzige Maxime des Handelns werden würde. Er verstärkte die Rüstung und Wehrbereitschaft seiner Untertanen und sah sich vorsorglich nach Bundesgenossen um. Vor allem die beiden Fürsten von Pommern und Stettin waren zu einem Schutzbündnis bereit.

Nichtsdestoweniger wurden die »Kriegsreisen« nach Litauen fortgesetzt, da man in der politischen Union von Polen und Litauen, die förmlich nur einen Heiden nach Krakau geholt hatte, noch keine Christianisierung des Nachbarvolkes erkennen konnte.
So erfahren wir aus den Ordenschroniken, daß 1390 erneut sogenannte »Kriegsgäste« aus Deutschland, Frankreich und England in Königsberg eingetroffen waren; unter ihnen auch Herzog Heinrich von Lancaster, Graf von Derby, mit einem englischen Heer, der spätere englische König Heinrich IV. Ja, er führte schon zum zweiten Mal einen Kreuzzug gegen die Litauer an, und wir erfahren mit Staunen, daß der hohe Gast aus dem fernen Britannien mit mehreren hundert Mann und vielen Troßwagen seinen Weg über unser Werder gemacht hatte - bei Schöneberg die Weichsel überquerend, dann der alten Heerstraße über Ladekopp und Tiege folgend, machte er Rast in unserm Mergenau (Marienau), um dann über Groß Mausdorf und Lupushorst zur Nogatfähre bei Wiedau zu gelangen. Auf unsere Gemarkung bezogen, darf man wohl annehmen, daß zu dieser Zeit bereits eine Holzbrücke über die Schwente eingerichtet war.
Wir hoffen nun, daß unsere immer doch gastfreien Vorbewohner ihn und sein Geleite

fürstlich empfangen und bewirtet haben; solches entspräche doch werderdörflicher Tradition!
Dieses Jahr war zugleich das letzte der Regierungszeit des Hochmeisters Zöllner von Rothenstein, der, schon jahrelang kränkelnd, 1390 zu Grabe getragen wurde.

1391 - 1393 KONRAD VON WALLENROD

In der kurzen Zeit seines Meisteramtes konnte er nicht viele Marksteine der Geschichte setzen. Doch findet sich in der alten Preußenchronik S. 43 für seine Zeit ein Satz, der unsere Gedanken zu bemerkenswerten Hintergründen der Ordensgeschichte führt, die man mit Hinblick auf das Kommende beachten sollte:

» Ouch bey desselben Meisters geczeiten stunt dy stroze czwuschen Breslav und Thorn geslossen und vorboten bis in das V. Jor, der konig und der Meister eyner derne andern czu vordriße.«

Auf Hochdeutsch: Zu dieses Hochmeisters Amtszeit war die Straße zwischen Breslau und Thorn geschlossen und verboten bis in das fünfte Jahr, um den (poln.) König und den Meister, einer den andern zu verdrießen.

Thorn, muß man wissen, war eine der sechs preußischen Städte, die neben Elbing, Königsberg, Danzig, Braunsberg und Kulm der H a n s e angehörten, dem großen handelspolitischen Zusammenschluß vieler Städte im Norden Europas. Auch Breslau gehörte dazu. Und so mochte Jagiello den Handelsweg durch Polen zeitweilig gestört haben . Das war dann wohl einer der vielen Nadelstiche, die die Weltgeschichte kennt, und die am Ende größere feindselige Aktionen im Auge und im Gefolge hatten.

Von dem riesigen Wirtschaftsgeflecht, das die Hanse über Jahrhunderte aufbaute, profitierten damals die Städte und Dörfer des Ordenslandes beträchtlich.

Man holte Salz und Tuche aus Lübeck, England und Flandern, Eisenwaren aus dem Rheinland und Schweden und lieferte Holz (speziell Eschenholz für die englischen Langbogen), Bernstein, Felle, aber vor allem Getreide nach Norden und in den Westen.
Der Orden tat das gleiche über seine Großschäffer in Marienburg und Königsberg (Eigenhandel genannt) und trat so in Konkurrenz zu seinen eigenen Städten, die jedoch allmählich den Staatshandel überfügelten und daher mit der Zeit auch politisches Gewicht erlangten. Danzig besonders war seit 1377 auf jedem Hansetag vertreten und wurde zur Führerin der preußischen Hansestädte. 1390 nahmen die englische und flandrische Kaufmannsgilde dort einen eigenen Sitz.
Zudem war ein Jahr zuvor auf dem Städtetag 1389 beschlossen worden, daß der » P f u n d z o l l «, eine Abgabe, die von jeder ein- und ausgehenden Schiffsladung nach Gewicht erhoben wurde und ursprünglich allen Hansestädten zugute kam, jetzt allein dem preußischen Gebiet zufließen sollte.

Noch verlief das Leben im Preußenland in guten Bahnen, doch die Zeichen der Zeit deuteten auf Unberechenbares, wenn die Hilfen fremder Kreuzfahrer wegen der nachlassenden Litauer-Mission ausblieben und Söldnertruppen angeworben und bezahlt werden müßten.

Dennoch stand das Land immer noch im Zenit seiner Blüte. Die D ö r f e r im Großen Werder erlebten schon lange, von den Pestjahren und Unwetterzeiten abgesehen, eine gnadenreiche Friedenszeit, in der die schweren Anfänge der Siedlung nur noch in den Erzählungen der Urgroßeltern lebendig waren.
Unsern M e r g e n a u e r n war ihr Dorf mit den Teichen im Ort und dem Fluß und den Flüßchen an den Gemeindegrenzen zu einem liebgewordenen Zuhause geworden. Die Erinnerung an Verwandte und Freunde in den Stammländern der Vorfahren verblaßte, und

nur noch die Älteren erwähnten in den gemütlichen Feierabendrunden zu Hause oder auch beim Kretschmer (Gastwirt) die Anfänge hier im Osten und den geschätzten »Meister Werner« .
Sonst aber waren das Dorf und das gegenwärtige Leben die Themen, um die ihr Denken und Tun immerfort kreisten. In den vergangenen siebzig Jahren waren sie weit gekommen, ihr Leben dort einzurichten.
Manche hatten die ersten Hütten abgerissen und neue und größere Gebäude gebaut, wobei die Nachbarschaftshilfe eine große Rolle spielte. Andere hatten ihre Wohn- und Stallflächen nur erweitert. Aber auch manche Scheune faßte die Zahl der Garben nicht mehr und der Hausboden die Säcke mit Roggen und Weizen, Hafer und Gerste. Vereinzelt müssen auch Ölfrüchte kultiviert worden sein, da im Konventsbuch für Petershagen schon damals eine Ölmühle nachweisbar ist.
Die Mahlstätten allgemein waren ein »Regal« des Ordens, wie auch die Anlage von Krügen, die Fischerei, die Jagd und Wald und Wasser ohnehin.
Wann Mergenau seine erste Kornmühle - Windmühle oder Roßwerk - erhielt, wissen wir nicht. Das Zinsbuch des Hauses Marienburg nennt zwischen 1390 und 1400 eine Roßmühle in Tannsee, die 2 Mark zu zinsen hatte, für unser Dorf leicht zu erreichen. Wiederum gab es schon bei Winrich von Kniprode das Gebot, den Mühlenzwang zu lockern : »Kein Pfleger oder Vogt soll jemand zwingen, in den Ordensmühlen mahlen zu lassen, sondern jedermann könne mahlen lassen, wo es ihm am bequemsten sei « .
Also Unbequemlichkeiten gab es für die Siedler noch genug; doch darf man schließen, daß die lange und schwere Zeit des Rodens mit Axt, Säge, Keil und Spaten hinter den Mergenauern lag.
Man hatte Mühe und Geduld aufbringen müssen, um auch den letzten Wurzelstock aus den Feldern zu entfernen.
So mag sich nun der Leser fragen:
W ä l d e r im Werder? Für uns heute eine abwegige Frage. Dennoch muß man wissen, daß das ganze Weichselseldelta nach der Verlandung waldreich war wie alle Regionen mit ausreichender Muttererde.
Ortsnamen wie Eichwalde, Schadwalde, Neuteicherwalde, Reimerswalde, Ellerwald, Tiegenhagen, Petershagen oder auch die älteren slawischen Siedlungen wie Lesewitz (=Walddorf), Leske, Damerau oder Barendt deuten auf alten Waldbestand hin.
Um 1320 gehörte dem Orden der große Erlwald bei Damerau, in dem die Bauern dieses Dorfes Holz zum Eigenbedarf schlagen konnten. Und auch den Neuteichern wurde erlaubt, im Ordenswald zu roden und Holz weichselabwärts zu flößen.
Der Wald um Tannsee hieß der Erlicht, woraus hervorgeht, daß die Erle im Werder häufig zu finden war.
Tiege besaß 14 1/2 Hufen im Gebiet der Linau.
Erhalten ist allein der »Große Eichwald« in der Montauer Spitze, der dem dortigen Ordenshof gehörte und als Hochwasserschutz über Jahrhunderte auch nicht gerodet wurde. An Baumarten sind dort jedoch nicht nur Eichen vertreten, obgleich in der Überzahl, sondern auch Ulmen, Erlen, Schwarz- und Silberpappeln, Korbweiden und Feldahorn.
Weil jedoch der Werderboden so überaus ertragreich war, stand die Rodungsarbeit nach Einsetzen der Großbesiedlung im Vordergrund, um in möglichst kurzer Zeit gewinnbringende Ackerflächen zu schaffen, um so die Ernährung zu sichern.
Für unser Mergenau können wir weder für die Zeit um 1320 noch um 1390 einen sicheren Zustandsbericht geben, wo denn nun Auenwald, Bachgestrüpp, Pappeln, Eschen oder Eichen gestanden haben.
Daß für letztere der Bodenstandort auf den trockenen Flächen Richtung Brodsack und Tannsee günstig gewesen ist, steht außer Frage.
Wohl weniger mit Eichen, aber mit Eschen ist noch unser heutiges Erinnerungsbild von Marienau reich geschmückt. Unsern Hofplatz bei-

spielsweise zierten sieben hochgewachsene Bäume und teilten den Stall-Scheunen-Sektor vom Wohnhaus-Speicher-Sektor ab. Und Eschen säumten mit ihren glatten Stämmen und hohen Kronen die ganze eineinhalb Kilometer lange Dorfstraße. Als Nutzholz war es immer schon dem Stellmacher für die stabilen Radfelgen unentbehrlich.

Holz generell brauchte man wie keinen anderen Rohstoff. Für Haus- und Wagenbau wurden große Mengen benötigt, und auch als einziger Energielieferant war es wertvoll und blieb es bis in unsere Tage. Wohl kam Jahrhunderte später die Kohle dazu, doch das über einen Winter hin gestapelte Strauchwerk der Kopfweiden machte man sich fürs Herdfeuer noch bis in unsere Zeit hinein zu nutze.

Landespolitisch war die kurze Amtsszeit des Konrad von Wallenrod kein besonderes Glanzlicht; denn seine Kriegszüge nach Litauen waren teuer und verlustreich gewesen. So verfügte er Sondersteuern, die doch bis dahin unbekannt und in der Kulmer Handfeste als »Ungelde« verboten gewesen waren. Als Ausgleich verbesserte er die Münze, achtete auf stabile Brot- und Bierpreise und befreite hier und da Grundbesitzer von Scharwerken mit Ausnahme der Dammarbeiten.

UNSER D0RFNAME
im Wandel der Jahrhunderte

1321 - ca.1400	M e r g e n o w / aw gespr. w = u	Aussprache und Schreibweise der oberdeutschen Dorfgründer und Verwaltungsbeamten in der Mergenburg (Marienburg) Merge = oberd. Maria
1410 - 1800	M a r g e n a u	Mischform; ein Kompromiß zwischen thüringisch-oberd. Altform und der Mundart niederdeutscher Siedler und Zuzügler
ab 1600 auch in Schriftform	M a r j e n a u	Marje = Maria Nieder- oder Plattdeutsch hat sich durchgesetzt - mündlich und schriftlich
In kirchl. Zusammenhang	M a r i a e n a u	Kirchenlateinisch (z.B. in Kirchenbüchern), also nur schriftlich
ab etwa 1800	M a r i e n a u	Hochdeutsch - ab 18./19. Jahrh. Setzt sich im 19.Jahrhundert als Schriftform durch.
mündlich durchgängig	M a r j e n a u / M o r j e n a u	bleibt mundartlich bis in die Gegenwart plattdeutsch
1945 bis heute	M a r y n o w y	polnische Form

Hochmeister
1393 - 1407 Konrad von Jungingen
1407 - 1410 Ulrich von Jungingen

1393 - 1407 KONRAD VON JUNGINGEN

Was Johannes Voigt in seiner Geschichte Preußens im 6. Band aus alten Archiven über die Persönlichkeit des neuen Hochmeisters zusammengetragen hat, ist ein Kranz von Ruhmesblättern, der dem Winrichs nicht viel nachsteht und Konrad von Jungingen einen achtbaren Platz in der langen Reihe ehrenwerter Männer zuweist.

Der ehemalige Hauskomtur in Osterode und danach Ordenstreßler in der Marienburg wurde einstimmig gewählt. Und als der Schwetzer Komtur Graf von Schwarzburg gefragt wurde, was denn Besonderes an dem neuen Meister sei, habe der geantwortet: »Das weiß Gott, daß nichts an ihm zu sehen ward, als sein ehrbares und redliches Leben, das er alle Tage geführt.«

W o h l s t a n d i n F r i e d e n war ihm für Preußen wichtiger als Kriegsruhm in Litauen, und dennoch wurde auch er während seiner Amtszeit von der Sorge um das Verhältnis zu seinem östlichen Nachbarn nie so recht entbunden, da er den Großfürsten Witowd für einen verschlagenen, wortbrüchigen Menschen hielt, der immerfort größere Scharen von Russen und Tartaren an sich zog, um bei Gelegenheit das Ordensland erneut mit Krieg zu überziehen.

Zum Fürstentag in Frankfurt am Main hatte Konrad zwei seiner angesehensten Gebietiger entsandt, die dort darüber klagten, daß die ungläubigen Litauer und Russen durch den König von Polen Tag für Tag mit Waffen, Rüstungen, Platen (Brustpanzer), Harnisch, Büchsen, Pferden, Werkmeistern und Büchsenschützen versorgt würden und damit die Bekämpfung der Feinde Christi immer schwieriger werde. Und Frieden heiße für den Hochmeister, daß dieser alle Heidenlande zum Christentum führe, das sei das erste Gebot des Ordens seit seiner Gründung.

Der Orden aber war längst eine weltliche europäische Macht geworden und befand sich daher immer mehr in einem Zwiespalt. Einerseits sollte er nach wie vor Heidenmission betreiben, doch wurde er tragischerweise ständig auch von seinem christlichen Nachbarn im Süden provoziert. Die einseitige Erbfeindschaft, in den Tagen des Pommerellenerwerbs entstanden, bedrängte erneut Preußen und den Hochmeister ohne jeden Anlaß, gründete sie sich doch allein auf Machtpolitik.

Sie zwang den Friedensfürst in der Marienburg, alle seine Herzensgüte, seinen Verträglichkeitseifer und sein diplomatisches Geschick aufzubieten, um Jagiello zu besänftigen. Er schickte Jagdfalken und Federspiel und andere Ehrengaben nach Krakau, um ihn freundlich zu stimmen; denn er glaubte, daß ein offener Kampf mit Polen, selbst mit siegreichem Ausgang, nur nachteilige Folgen für das Wohl des Landes haben müßte. In der alten preußischen Chronik ist zu lesen:

»Gar manherhande wege vant er als mit sendeboten, mit gaben, mit beten (Bitten), mit fruntschaft, mit fruntlichen irbiten (Ehrerbieten) ken (gegen) den konig von Polen of daz her den orden yn frede mochte behalden.«

Wohl aber die verläßlichste Friedensgarantie war immer noch die dem Orden wohlgesonnene polnische K ö n i g i n H e d w i g gewesen. Leider starb sie 1399 neunundzwanzigjährig nach der Geburt einer Tochter, wonach

auf des Hochmeisters Anordnung auch im Haupthaus Marienburg ihrer in einer feierlichen Messe gedacht wurde.
Nun war zu befürchten, daß der allzeit brüchige Friede mit Polen nicht mehr lange bestehen werde, denn es gab wiederum Anzeichen dafür. Das Mißtrauen des Hochmeisters gegen den unversöhnlichen König erhielt erneut Nahrung, als der neue Bischof von Kulm, Johannes von Oppeln, während der Anreise in Begleitung mehrerer Kaufleute in Kalisch (Polen) gefangengenommen wurde, obgleich er sich in einer gewissen Vorahnung in fremde Kleider vermummt hatte.
Einige Zeit später sann Jagiello auf neue Händel, indem er von preußischen Kaufleuten abermals erhöhte Zollabgaben forderte. Auch wurde von räuberischen Überfällen auf Thorner Kauffahrer berichtet.
Trotzdem beharrte Konrad von Jungingen auf seiner Politik des Friedens und widerstand vielen Stimmen in seinem Lande, die zu einer aktiven Gegenwehr rieten.

Ihm aber lagen sein Land und seine Untertanen und deren Wohlergehen so sehr am Herzen, daß die Gestaltung der inneren Landesverhältnisse immer Vorrang hatte.
Schon bald nach Antritt seines Amtes mußte er gegen die Unbilden der Natur im Weichseldelta kämpfen, denn 1394 durchbrachen die Fluten der Nogat bei Halbstadt und der Weichsel bei Fürstenwerder die Dämme, setzten weite Flächen des Großen Werders unter Wasser und zerstörten zahlreiche Schöpfmühlen. Es wird von einzelnen Dörfern berichtet, die von dem Druck der Wassermassen regelrecht fortgespült wurden. Und schon im nächsten Jahr wiederholte sich die Wasserkatastrophe, obwohl in geringerem Umfang.
Noch zweimal während der Zeit Konrads, 1398 und 1403, gab es schwere Überschwemmungen durch Dammbrüche an der Nogat bei Sommerauerort ins Kleine Werder.
Es bedurfte nun eines fürsorgenden Landesvaters, der die Bedrängten nicht im Stiche lassen durfte. Da es noch keine Versicherungen im heutigen Sinne gab, lieh der Hochmeister den Geschädigten Geld gegen kleine jährliche Rückzahlungen und schenkte Brotkorn und Saatgetreide.
Die Zeiten der Wassersnot kehrten für das Weichsel-Nogat-Delta noch häufig in der Geschichte wieder, und seine Bewohner konnten sich jeweils dann glücklich schätzen, wenn ihrer Deichgenossenschaft eine umsichtige und tatkräftige Persönlichkeit vorstand.
Zu jener Zeit war es der Deichgraf Volprecht aus Wernersdorf. Er gehörte laut Treßlerbuch zweifelsohne zur Deichkore des Großen Werders. Mal war er Deichgräf, mal Deichgeschworener, woraus man schließen kann, daß der Deichgräf jedes Jahr aus der Zahl der Geschworenen neu bestimmt wurde. Denn »Kore« hat die sprachliche Wurzel von küren = wählen. Er hatte die besten Ideen, das Deichwesen im Großen Werder neu und wirkungsvoll zu ordnen. Seinen Namen findet man in mancher Urkunde, in mancher Chronik und in mancher Anordnung aus dem Haupthause des Ordens.
Volprecht wurde auch außerhalb des Werders als tüchtiger Fachmann im Jahre 1400 zu Arbeiten in Samaiten und 1402 nach Ragnit zum Bau des Mühlendamms entsandt:

»Man sal wissen, das unser homeister bruder Conradt von Jungingen ist obir eyn komen (übereingekommen) mit Clavus Bollen Peter Ulrich Niclus lange Clavus Walter und Peter junge Ulrich und hat in den Moletam (Mühlendamm) zu Ragnith vordinget zu schutten. und man sal in yo von der kolruten geben 1 m. und 10 scot. dy selben lute (Leute) synt alsampt wonhaftig zur Grosenlichtenow und eyner ist burge (Bürge) vor den andern, dy arbeit zu vollbrengen ...
Volprecht der tichgreffe was do bey ...«

»Wir bruder Conradt von Jungingen homeister haben vordinget Niclos Doryng Hannus Kasschuben Hermann Doryng und Hannus Wolff vom Czanssee zwey teyl des graben des huses zu Ragnith (Burggraben) zu graben, und der graben al obne syen 4 ruten weyt und an dem bodem 2 ruten weyt und sal syn eyne rute

tyf, und sullen yn geben yo von der kolruten 9 firdung; und eyner ist burge vor den andern ... das gelt entpfing der voyth von Lessken (Vogt von Leske) am tage Barnabe apostoli.«

(Marienburger Treßlerbuch)

Aber schon zwei Jahre nach der Flut (1396) meldeten Boten aus dem so regsamen Elbing, daß ein Großbrand alle Speicher und Holzlager vernichtet hatte und nun große Armut die Folge war.

Wiederum zwei Jahre später im Jahre 1398 kehrte die Pest - von Pommern kommend - zurück, suchte Städte und Dörfer heim, und in den Burgen starben über 80 Ritter.

Während der gleichen Zeit verdarben ungewöhnlich heftige Regenfälle über dem Werder die Heu- und Getreideernte. Dennoch blieb über den ganzen Zeitraum von Konrads Hochmeistertätigkeit die Wirtschaftslage im ganzen Staat stabil. Ein Grund dafür war, daß neben die zeitweilige Sorge in verstärktem Maße des Meisters Vorsorge trat. Das bedeutete, daß in allen Komtureien wie auch in der Marienburg große Getreidevorräte eingelagert wurden, die in Zeiten der Not angegriffen werden sollten.

Es ist uns in den preußischen Sammlungen für das Jahr 1405 genau überliefert worden, daß auf den Kornböden und in den Speichern des Haupthauses Marienburg 3135 Last Getreide lagerten.

Die »Last« war damals ein gängiges Raummaß und beinhaltete 60 Scheffel (1 Scheffel = 55 Liter).

Also steckten in einer Last 60 x 55 l = 3300 Liter. Je nachdem, ob man nun den Liter mit Roggen, Weizen oder Hafer füllte, kam ein unterschiedliches spezifisches Gewicht heraus. Mal waren es 800 g, mal 750 g. Daher schwankt auch das Zentnermaß für eine Last Getreide in der Überlieferung.

Nimmt man den Durchschnittswert von 50 Zentnern, so belief sich der Marienburger Vorrat zu jener Zeit auf 156 750 Ztr.

Darunter können wir uns nun bildlich etwas vorstellen.

Auf der Burg Königsberg lagen im Jahre 1404 288 Last Roggen, während Elbing 510 Last bevorratete neben 3 000 Scheffel Weizen und 8000 Scheffel Hafer. Noch im selben Jahr wurden diese Vorräte um 575 Last Roggen, 3638 Scheffel Weizen und 18000 Scheffel Hafer vermehrt.

Trotz der Einbrüche durch höhere Gewalt war das Preußenland insgesamt wohlbegütert, und der tüchtige Bauer auf goldenem Werderboden war es wohl auch; sonst hätte sich nicht die Sage, die ja immer ein Quentchen Wahrheit enthält, bis in unsere Tage erhalten:

Unter dem Hochmeister Konrad von Jungingen war der Deutsche Ritterorden sehr mächtig und das ganze Land reich und zufrieden. Damals lebte zu Nickelswalde ein Bauer, der durch seinen Reichtum berühmt geworden war. Als nämlich einige Gäste aus Deutschland den Hochmeister in Marienburg besuchten, sahen sie überall Überfluß und Reichtum und priesen deshalb den Hochmeister glücklich. Das hörte der Schatzmeister des Ordens, und er sprach zu den fremden Herren: »Der größte Reichtum des Hochmeisters ist der Reichtum seiner Untertanen. In unserem Lande wohnt ein Bauer, der 11 Tonnen voller Gold hat.« Das hielten die Gäste für Scherz.

Einige Tage später aber führte Herr Heinrich die Gäste seines Herrn nach Nickelswalde, wo sie bei einem Bauern einkehren mußten. Bei diesem hatte er das Mittagsmahl bestellt. Der Tisch war für die Gäste gedeckt, und rund um denselben standen 12 Tonnen; darauf lagen Bretter zum Sitzen für die Herren. Beim Essen sagte der Ritter von Plauen: »Dies ist der reiche Bauer, von dem ich Euch erzählt habe.« Da ließ der Hochmeister den Bauern kommen und forderte ihn auf, seinen Reichtum zu zeigen. Der Bauer antwortete: »Ich habe Euch alles hingesetzt, was mir gehört. Seht, auf was für Bänken Ihr gesessen habt.« Als nun die Bretter weggenommen wurden, sahen sie,

daß sie auf Tonnen gesessen hatten, von denen 11 voll Gold waren; die zwölfte aber war nur halb gefüllt. Die Gäste verwunderten sich des reichen Bauern. Der Hochmeister aber ließ ihm auch die zwölfte aus der Schatzkammer füllen, damit die Gäste in Wahrheit sagen konnten, daß im Lande des Hochmeisters ein Bauer wohne, der 12 Tonnen voll Gold habe.

Der uralte Hufenzins der Dörfer war bis dahin immer noch die maßgebende Wirtschaftsbasis der Ordensverwaltung und hatte sich bewährt.
Aufgeschrieben wurden die Zinsforderungen nach Dörfern getrennt. Überliefert ist uns das »Große Einnahmen- und Ausgabenbuch« der Komturei Marienburg aus dem Jahre 1400. Es ist im Folioformat in der Größe von 34 x 23 cm auf elf Pergamentblätter geschrieben, die in Holzdeckel eingefaßt und mit rotem Leder überzogen sind. Die Überschriften und die Namen der Dörfer sind in großem Schriftzug mit Sorgfalt ausgeführt. Dort steht unter Mergenow:

» Mergenow hat 63 huben und 4 morgen, iczliche czinset 1 ein halb mark und 2 huner uff lichtmesse. Ouch ist dy gemeyne schuldig 3 fird. czinses von ein halb huben, dy Schilen was. Pfluggelt 5 mark und 1 fird. Der scholcze tenetur 4 ein halb mark ewiges czinses von sinem frien. Do sint 3 krecschem, czwene czinsen czu 2 mark und 1 czu 1 ein halb mark. Summa 112 mark 5 scot minus 6 pfening.«

Die von der Handfeste abweichende Hufenzahl erklärt sich folgendermaßen: Bei Gründung wurden dem Dorf Mergenow 71 Hufen verliehen, wovon der Schulze jede zehnte zinsfrei erhielt, also 7 Hufen. Außerdem bekam der Pfarrer des Dorfes 4 Freihufen. Somit waren die Hufenbesitzer von Mergenow für die verbleibenden 60 Hufen zinspflichtig.
1346 wurde dem Tilko Schyle eine halbe Hufe in der Gemarkung des Dorfes als Dienstgut verliehen. Offenbar ist dieses Land im Laufe der Zeit den übrigen Hufen zugeschlagen worden. So waren es zusammen 60 ein halb Hufen. Die an der Gesamtzahl noch fehlenden Hufen kauften sie von Rückenau. So hieß es im Zinsbuch bei Rychenow :
»Sie haben vorkoufft 1 hube dem dorffe Nydaw und 2 ein halb hube dem dorffe Mergenaw ...«.

Somit hatte Mergenau im Jahre 1400 für 63 ganze Hufen Zinsen zu zahlen.
Auch müssen die Hufenbesitzer nach wie vor pro Hufe zwei Hühner (huner) zu Lichtweih (2. Februar) abliefern.
Der Schultheiß schuldete (tenetur) nun dem Orden 4 einhalb Mark Zinsen von seinen Freihufen (frien). Man hat also inzwischen das Privileg aufgehoben, wonach er jede zehnte Hufe des Dorfes zinsfrei besitzen sollte.
Für den Dorfkrug (krecschem), der ihm zu ewigem Besitze verliehen war, zahlte er nach wie vor 1 ein halb Mark. Die zusätzliche Abgabe von 30 Hühnern war im Laufe der Jahre weggefallen.
Dafür gab es zwei weitere Krüge im Dorf, die sogar 2 Mark zinsten. Die gestiegene Zahl von Gaststätten in unserem Dorf mag sich sowohl durch eine größere Einwohnerzahl wie auch die Reisenden auf der Heerstraße erklären, die eine Herberge benötigten. Diese These wird dadurch unterstützt, daß auch Tiege und Ladekopp zu jener Zeit je drei Krüge besaßen, weil sie an der gleichen Heer- und Handelsstraße lagen.

Mit diesen gesicherten Einnahmen des Ordens wurde sorgfältig und nach Plan umgegangen. Man drängte die Dörfer, die Vorfluten, Feld- und Mühlengräben regelmäßig von wucherndem Bewuchs freizuhalten und, wo nötig, die Gräben zu vertiefen. Besonders im Werder ließ der Komtur eine große Zahl Brücken und Wege bauen und hier und da Schleusen zur Wasserregulierung einrichten. Für Mergenau waren die kritischen Punkte zwischen Mühlengraben und Schwente, sowie im Niedauischen zur Jungferschen Lake hin unter sorgfältiger Beobachtung.

Den Viehbestand begann man zu veredeln, indem ausgesuchtes Zuchtvieh aus Gotland und Dänemark eingeführt wurde. Die Pferdezucht wurde auf den Ordenshöfen und den Pflegerämtern zielstrebig betrieben. So war darin für unser Dorf die Vogtei Leske zuständig.
Aus den ausgedehnten Baumgärten in der Nähe Marienburgs stammten veredelte Obstbäume, die für die Bauerngärten im Werder ausgegeben wurden, deren Pfropfreiser man aus dem Ausland bezogen hatte.
Auch das Handwerk war immer im Blickpunkt, um die Lebensbedingungen zu verbessern. Im Jahre 1399 hatte der Hochmeister einen Salzwerker aus Halle nach Preußen berufen, der 1401 eine Quelle bei Insterburg fand. Sachkundige Arbeiter aus Thüringen und Österreich richteten ein Salzwerk ein, so daß der Salzzwang aus Bornholm aufgehoben werden konnte. Aus dem Füllhorn guter Landespolitik floß wiederum wachsender Wohlstand, und so kam denn abermals die Kehrseite der Medaille zum Vorschein, indem die Gesetzesuntreue zunahm und die Sitten lockerer wurden. So faßte dann der Orden die Gesetze wieder strenger. Die Dienstzeiten der Dienstboten wurden geordnet und deren Trinkgelage verboten.
Und er verordnete, daß

»...sofern eine Frau oder Jungfrau sich mit einem Manne verlobt ohne Eintracht, Rath und Willen ihrer Aeltern oder vier ihrer nächsten Verwandten ..., so sollen ihre Nächsten sich ihres Gutes unterwinden, gleich als wenn sie todt sey ...
wer eine Frau oder Jungfrau gewaltsam entführt, ... soll enthauptet werden ...«.

Licht und Schatten wechselten innen- wie außenpolitisch, immer öfter machten die Stände von sich reden, die mitregieren wollten, weil sie sich in Kaufmannsangelegenheiten besser auskannten als die Ordensverwaltung.
Die großen Hansestädte waren schon längst als »viertes preußisches Quartier« ein Staat im Staate. Das hatte sich so entwickelt; aber in der alten Landesordnung war eine solche Einrichtung eben nicht zu finden.
Ein gewisses Repräsentativrecht hatte auch die Ritterschaft mittlerweile erlangt und strebte ebenfalls eine Standesvertretung an.
Ein weiterer Personenkreis mit wachsendem Einfluß, die adligen ritterschaftlichen Grundbesitzer, hatten andere Interessen als die Städte. Zunehmende Reibereien veranlaßten den Adel des Kulmerlandes, im Jahre 1397 einen Bund unter dem Zeichen einer Eidechse zu gründen. Dieser »Eidechsenbund« verpflichtete die Mitglieder zu Schutz und Hilfe untereinander und unterstützte soziale kirchliche Einrichtungen, war also zunächst nicht gegen die Landesverwaltung gerichtet; dennoch eine ständische Vertretung, die später dann einen weiteren Keil darstellen sollte, um das Ordensgefüge zu spalten.

Es gärte also im Lande. Die altgewohnte Achtung vor den Oberen des Ordens nahm ab; allein der Hochmeister war beliebt und eine charismatische Persönlichkeit, deren Friedensliebe und Güte eine immer wieder regelnde Kraft besaß.
Dennoch war die schwankende Staatsverfassung für Stände, Städte und Dörfer Grund genug, sich ihre Rechte und Vorrechte erneut bestätigen zu lassen. So kam es 1405 zu dem für uns heute segensreichen Entschluß des Hochmeisters, die Handfesten, die Privilegien von Dörfern und Städten neu und in deutscher Sprache (früher vorwiegend lateinisch) in der Ordenskanzlei aufschreiben zu lassen. Diesem Umstand verdanken wir heutigen Marienauer eben auch die Faksimile-Wiedergabe der Mergenauer Handfeste von 1321, derzeitig aufbewahrt im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz in Berlin-Dahlem.

Bei Jahresbeginn 1407 war auf der Marienburg die übliche Winterruhe eingekehrt. In Froststarre lagen die Nogat und das tiefverschneite Große Werder unter den hohen

Fenstern des Remters. Konrad von Jungingen wußte die Äcker gut bestellt und auch die seines Lebens und Wirkens für Preußen hatten reife Frucht getragen.
Nach der strengen Ordensregel besuchte er die Messen in St.Annen und dankte seinem Herrgott und bat ihn, er möge dem Land den Frieden bewahren, da dunkle Ahnungen sein Herz bedrückten. Seine spürbarer werdende körperliche Schwäche drückte ihn zuweilen nieder. Er saß dann häufig am wärmenden Kaminfeuer, mit Plänen für den Sommer befaßt, um sich abzulenken und neue Kraft zu sammeln. Aber die Gespräche mit seinen langjährigen Freunden, dem Großkomtur Konrad von Lichtenstein und dem Treßler Arnold von Hecke, kreisten bereits um seine Nachfolge und um die Warnung, seinen Bruder Ulrich, den Ordensmarschall, der doch schon hin und wieder im Gespräch gewesen war, nicht zu wählen; denn dessen häufig aufbrausende Ungeduld wäre ein böses Omen für die Zukunft, wenn in der Ordensführung Besonnenheit vonnöten sein werde.
Am 30. März desselben Jahres schloß der Hochmeister und beliebte Landesvater für immer die Augen.
In allen Stadt- und Dorfkirchen läuteten die Glocken, und eine tiefgehende Trauer überzog das Land.
Ja, auch der Großfürst Witowd von Litauen ordnete ein Trauerfest an, und selbst der König von Polen ließ für das Seelenheil des Verstorbenen Messen lesen - sagt man.

Der Chronist berichtet:
Der Hauptsatz des Werderschen Wasserrechts ist in dem nachstehenden Verdikt ausgesprochen, welches von den Deichgeschworenen des Danziger Werders im Jahre 1407 auf Geheiß und mit Genehmigung des Hochmeisters Conrad von Jungingen zunächst zwar nur für dieses abgegeben, ebenmäßig aber auch in den beiden Marienburger Werdern Gewohnheitsrecht geworden, gewesen und geblieben ist. Es heißt darin wörtlich:

> »Der Oberste soll sein Wasser führen, sofern als seine Grenzen kehren und wenden bis zu seinen Nachbarn, da dessen Wasser ankommt, mit dem soll er angreifen und soll es führen bis zum Dritten und die Dreie sollen es führen bis zum Vierten, der Vierte bis zum Fünften und darnach führen es die Fünfe allesamt bis zum Sechsten und also: sollen sie alle angreifen, Nachbar bei Nachbar, und sollen das Wasser leiten helfen mit Reinigung der Gräben und Verwallungen, wo es Noth thut, also vollkommen, daß das Wasser binnen Ufers bleibe und sollen es bringen an die Stätte, da es fort keinen Schaden thun mag und also soll man es halten im Lande Hubengleich, das sprechen wir vor Recht.«

1407 - 1410 ULRICH VON JUNGINGEN

Aus einem alten schwäbischen Adelsgeschlecht stammend, trat Ulrich früh in die Ordensritterschaft ein, kämpfte 1387 als Kumpan des Ordensmarschalls Konrad von Wallenrod in Litauen, wurde 1394 Vogt im Samland, 1396 Komtur zu Balga und 1404 Ordensmarschall.

Der neue Hochmeister übernahm das Ruder des so mächtigen Preußen in stürmischer Zeit.

Schon zum zweitenmal erhoben sich die im Jahre 1400 dem Ordensland eingegliederten Schamaiten, und die Vettern Witowd (Litauen) und Jagiello (Polen) sahen ihre Stunde gekommen, den Krieg gegen den aus vielerlei Gründen bedrängten Erzfeind vorzubereiten .

»Für solche Tage aber, wenn sie hereinbrachen, war ein Mann an des Ordens Spitze erforderlich, der männlich fest, kühnentschlossen und tapfer als Kriegsheld dem unabwendbaren Sturme die Stirn bieten konnte.

Daher wählte man im Kapitel am 26. Juni 1407 trotz des abmahnenden Wortes des verstorbenen Meisters, seines Bruders, den Ordensmarschall Ulrich von Jungingen einstimmig zum neuen Herrn in Preußen.

Wohl mag sein Geist oft allzu schnell aufgereizt, sein Zorn zu heftig entbrannt und seine Leidenschaft leicht zu wilder Hitze entflammt gewesen sein; denn seines Bruders Ruhe und Gelassenheit waren ihm allerdings nicht eigen. Aber rüstig zur Tat, besonnen im Plan, kühn entschlossen und kräftig in der Ausführung, schien er in jeder Weise der Gefahr der Zeit gewachsen.« (Voigt)

Zunächst wohl hoffte Ulrich in Augenblicken von Jagiellos Drohgebärden auf die Kraft der Diplomatie und besann sich auf seines verstorbenen Bruders Worte in Richtung Krakau: »Auch wir mit unserem Orden haben nie das Gericht gesetzmäßiger Richter gemieden, diese sind der Papst und der Kaiser oder der Römische König. Gesetzlich von ihnen vorgeladen, haben wir immer Gehorsam geleistet und sind durch unsere Sachwalter vor ihnen erschienen.« (Voigt)

Doch schon nach seinem ersten friedlich verlaufenen Jahr griffen die Litauer unter Witowd 1409 Preußen an und drangen bis Rastenburg vor. Vielleicht als Vergeltung fiel wenig später ein Ordensheer ins Dobriner Land ein, worauf der böhmische König Wenzel einen neunmonatigen Waffenstillstand vermittelte und im Februar 1410 den Schiedsspruch fällte, der Orden solle Schamaiten behalten und sich aus dem Dobriner Land zurückziehen.

Die Historie berichtet, die Polen hätten sich dem Spruch unterwerfen wollen, doch lehnten sie ihn nun dennoch ab.

Vieles erinnert an 1938/39, und man ist geneigt zu glauben, daß Geschichte sich offensichtlich doch wiederholen könne.

Einen letzten Versuch, den Frieden zu retten, unternahmen von Thorn aus am 8. Juli Gesandte des Königs von Ungarn. Jagiello soll geantwortet haben: »Mein königliches Herz ist nie dem Frieden abgeneigt. Um Blutvergießen zu verhüten, weise ich ihn auch jetzt noch nicht zurück; aber Samaitens alter Besitz für das Großfürstentum Litauen und die Räumung des Dobriner Landes sind unerläßliche Bedingungen.«

Erinnern wir uns an das Jahr 1398, als unter dem Hochmeister Konrad die Litauerkämpfe mit dem Vertrag von Sallinwerder endeten, der dem Orden den Besitz von Samaiten zusicherte. Da Samaiten aber das litauische Stammland und die Erinnerung an diesen Verlust frisch und schmerzhaft war, müssen wir auch an die heute immer wieder gemachte Erfahrung denken, daß ein fester Friede immer auch ein gerechter Friede sein muß. So sind des Polenkönigs oben zitierte Worte als unmißverständliche Drohung anzusehen.

Daher sollten die Dinge im Juli 1410 schicksalhaft ihren Lauf nehmen.

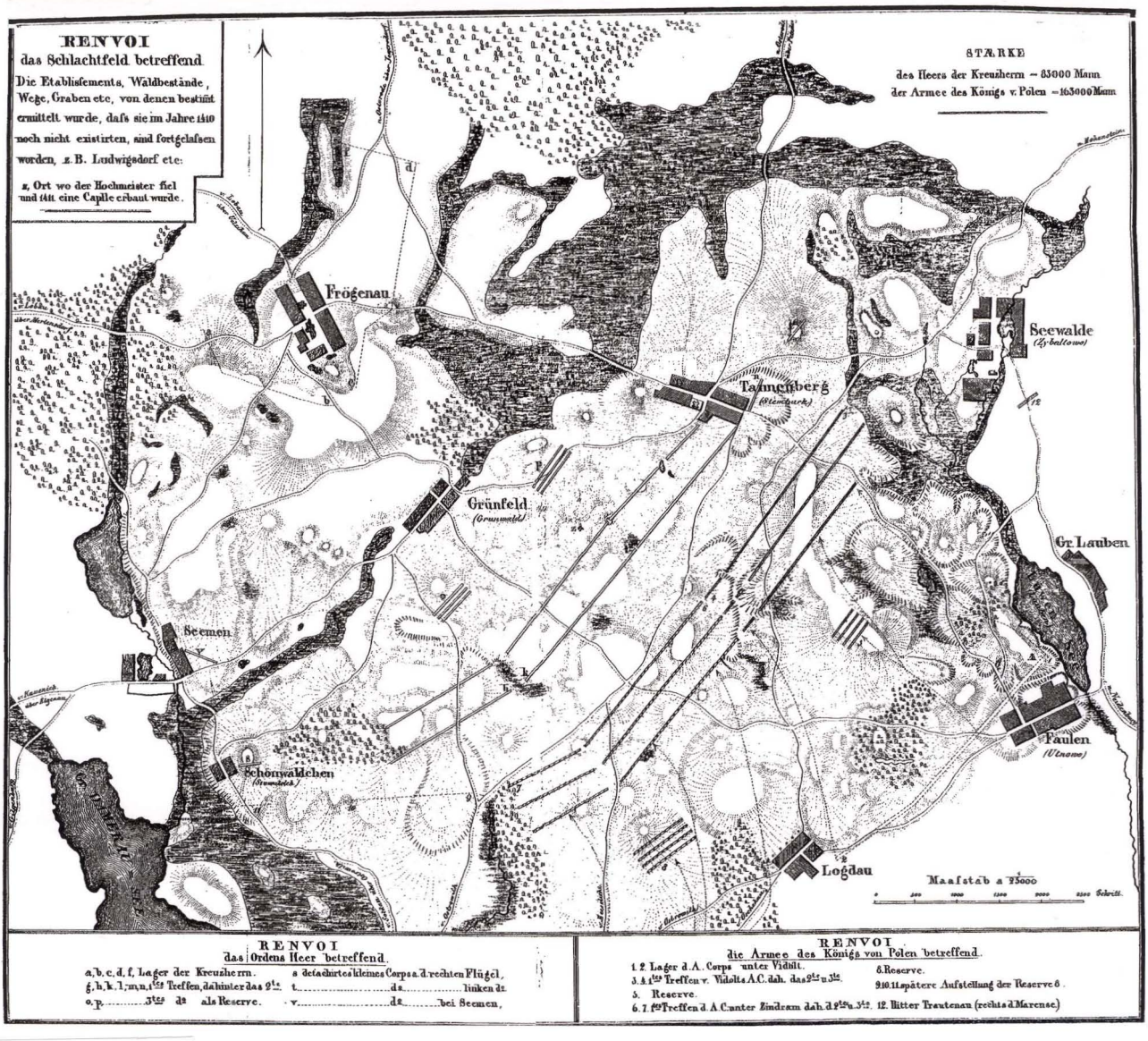
Die Polen zogen nördlich Plozk in Masowien ihre Kriegsmacht zusammen; das Ordensheer sammelte sich bei Kauernick an der Drewenz.

Die Stärke der beiden Heere ist eindeutig nicht zu ermitteln. Während einige Zahlen alter Quellen für das Ordensheer zwischen

15000 und 83000 Preußen und Söldnern schwanken, sprechen sie bei Polen, Litauern und anderen Völkerschaften von 20000 bis 163000 Mann. Johannes von Posilge schreibt ganz allgemein »von so eyme grossin here, das is unsprechlichin ist ...« , und die Ordensgegner (so Plauen) seien »allerley Ungläubige, Tataren, Bessarmenier, Reussen, Wallachen, Samaiten, Litauer und Polen ...« gewesen.

Tannenberg 1410

Die Heere waren noch nicht zum Kampf bereitgestellt, da stürmten schon ungezügelte Polen, Litauer und Tataren über die Landesgrenze und brandschatzten, plünderten und mordeten im kleinen Städtchen Gilgenburg mit unvorstellbarer Grausamkeit, daß die Kunde von dieser Heimsuchung sich in Windeseile



verbreitete und den Hochmeister mit grimmem Zorn erfüllte:

» . . . unde vorbranten sie unde slugin tot jung unde alt, unde begingen so grossin mort mit den heiden, das das unseglich ist unde an kirchin unde an Jung frowen unde Frauwin, dy sie smethin (= schmähten) unde yn ere broste abesnethin (= Brüste abschnitten) unde jemerlich peyngeten unde czu eyginschaft weg lissin trybin. . . «

Aus »cronike des landes von Pruszin« um 1413

Im folgenden berichtet Johannes Voigt:
»Das Ordensheer hatte mit Tagesanbruch sein Lager verlassen und zum Teil einen Weg von drei Meilen zurückgelegt, als die äußersten Vorposten, auf einer Höhe angelangt, den Vortrapp von Witowds Heerhaufen am äußersten Ende eines kleinen Gehölzes erspähten.
Der König war, mittlerweile aus seinem Lager bei Gilgenburg aufbrechend und die Führung seines Heeres dem Schwertträger Zindram anvertrauend, über das Dorf Oschekau vorgeschritten, um sich von dort aus an Witowds Heerschaar anzuschließen. Hätte der Hochmeister diesen Augenblick benutzt, um im Sturme auf den Feind einzudringen, der Tag hätte gewiß ganz anders geendet.
Das polnische Heer war größtenteils in den dortigen Wäldern und Gebüschen versteckt.
Währenddessen verweilte Jagiello in seinem Kriegszelt und verbarg hinter frömmelnden Gebeten seinen zaghaften Geist.
Hätte man im Ordensheere den Sieg durch schnellen Überfall und listiges Überraschen des Feindes erringen wollen: ein plötzlicher Angriff auf das im Ganzen noch wenig geordnete feindliche Heer hätte unfehlbar auch jetzt noch den Waffen des Ordens eine günstige Entscheidung gegeben. Allein der König war durch Herolde zu einem offenen und gerechten Kampfe aufgefordert und wie es ritterliche Sitte war, erwartete man seiner auf offener freier Wahlstatt. Daher blieb, wie es scheint, auch mancher andere dem Ordensheere sich günstig bietende Vorteil vor dem Beginne der Schlacht unbenutzt.

So wurde die Schlacht zum Unheil des Ordens entschieden, seine beiden Schlachtreihen teils aufgerieben und ihrer Führer beraubt, teils zerrissen und auseinandergeworfen, alles in Unordnung und Auflösung.
Da rieten mehrere Gebietiger und Hauptleute in des Hochmeisters Umgebung zum Rückzuge, um mit der geretteten Mannschaft sich in die wichtigsten Burgen des Landes zu werfen und diese gegen den König zu verteidigen.
'Das soll, so Gott will, nicht geschehen', erwiderte der Meister, 'denn wo so mancher brave Ritter neben mir gefallen ist, will ich nicht aus dem Felde reiten.'
Und alsbald stellte er sich an die Spitze von noch sechzehn Fähnlein frischen Volkes ...«

Neumeyer, ein Historiker unserer Tage, faßt zusammen:
»Der Ausgang der Schlacht hatte mehrere Ursachen: Die zahlenmäßige Überlegenheit des Feindes, der verräterische Abfall des Kulmischen Adels unter seinem Bannerführer Nickel von Renys und auch taktische Fehler des Ordensheeres. So hatte sein linker Flügel den rechten Flügel des feindlichen Heeres, auf dem Litauer, Russen und Tataren standen, zurückgeworfen und dann so weit verfolgt, daß die verfolgenden Abteilungen den Zusammenhang mit dem übrigen Ordensheer verloren und dieses den weit überlegenen gegnerischen Streitkräften erliegen mußte.«

Zweihundert Ordensritter fanden den Tod, darunter der Hochmeister Ulrich von Jungingen.

Der Schock der Niederlage hatte zur Folge, daß sich nun fast das ganze Ordensland Jagiello unterwarf. Nur die Burgen Schlochau, Konitz, Schwetz, Danzig, Rehden, Brandenburg, Königsberg und Ragnit leisteten Widerstand.

Der Leichnam des Hochmeisters wurde in die Marienburg überführt und dort unter Jammer und Schmerz in der St.Annen-Gruft beigesetzt.

Hochmeister
1410 - 1413 Heinrich von Plauen

Am 15. Juli 1410 stockte Preußen der Atem. Lähmung und Entsetzen und Furcht vor einer ungewissen Zukunft ließen viele verzweifeln, hatte sich doch die Nachricht von den abscheulichen Greueln der Litauer, Polen und Tataren im Städtchen Gilgenburg schnell über das Land verbreitet.

In der Hoffnung, von den Feinden milde behandelt zu werden, unterwarfen sich eilfertig einige Stadträte und die meisten Burgbesatzungen dem polnischen König.

Es sah nach völligem Untergang des Ordensstaates aus, als ihm in der Stunde größter Gefahr dann aber doch ein Retter erstand: Heinrich von Plauen, der Komtur von Schwetz.

Vom Hochmeister mit einem kleinen Heer nach Pommern zum Schutz der westlichen Grenze entsandt, erfuhr er von der Niederlage und eilte Tag und Nacht zu Pferde nach Osten und erreichte mit dreitausend Reitern die Marienburg, Herz und Hirn des Ordenslandes, die Herrschaftsstätte und das Land gegen den Ansturm des feindlichen Heeres zu verteidigen.

Sachgemäß, umsichtig und zielbewußt versetzte er die Festung in Verteidigungszustand, ließ alle Vorräte, die in und außerhalb der Stadt erreichbar waren, in die Vorburg schaffen. Alle Wagen auf den nahen Ordenshöfen des Werders wurden mit Proviant und Waffen beladen, und viele Bauern aus dem Werder schlossen sich ihnen an.

Dann zogen die Bürger der Stadt mit Frauen, Kindern und Gesinde durch das Burgtor in den Schutz hinter die roten Mauern, und Haus für Haus der ganzen Stadt mußte ein Opfer der Flammen werden, damit keine wohlige Nische dem Feind Deckung bieten konnte. Allein das massive Rathaus und die Johanniskirche überdauerten.

Um eine rechtmäßige Führung zu bestimmen, rief Graf Plauen aus den Ordensrittern, die um ihn waren, ein Kapitel zusammen, das ihn zum Statthalter des gefallenen Hochmeisters wählte.

Inzwischen wuchs auch das wehrhafte Kriegsvolk durch hochrangige Söldnerführer und versprengte Ritter nach der großen Schlacht. Danzig sandte vierhundert Matrosen mit Rüstung und Streitäxten.

So erwartete Heinrich von Plauen, zu fester Gegenwehr entschlossen, den Feind.

Die Marienburg und ihre Verteidiger hielten stand. Vom 25. Juli bis zum 19. September 1410 konnten sie das Haupthaus des Ordens gegen das polnisch-litauische Heer erfolgreich verteidigen.

Leider mußte die Umgebung Schreckliches erleiden. Tatarenhorden setzten bei Lesewitz über die Nogat, wo sie seichte Stellen ausgemacht hatten, und gemeinsam mit Litauern plünderten, mißhandelten und mordeten sie Bewohner, die nicht geflohen waren, verbrannten Getreide auf Feldern und in Scheunen und machten Beutezüge bis an die Weichsel und zur Nehrung. Leider werden die am schwersten betroffenen Dörfer in den Chroniken nicht mit Namen genannt.

Allein von der Scharpau und von Grebin heißt es, daß der polnische König mit Hauptleuten aus seinem Heer diese Ordenshöfe besetzen ließ. Fast gleichzeitig trafen jedoch per Schiff von Balga aus Ordenstruppen an der Scharpau ein, nahmen die Polen gefangen und verbrannten den Hof, der das Fischmeisteramt darstellte.

Dann erhielt der Orden unverhofft die Unter-

stützung des Schicksals. Unter den Belagerern der Marienburg, vor allem unter Litauern und Masowiern, brach eine Seuche aus, so daß Witowd abzog, die Polen geschwächt waren und ein Entsatzheer der vom Deutschmeister angeworbenen Söldnerscharen sich der Marienburg näherte. Binnen 14 Tagen war fast das ganze Land wieder in der Hand des Ordens und die dann noch verbliebenen Gebiete wurden danach von Heinrich von Plauen zurückerobert.

Seine kühne und erfolgreiche Tat wurde am 9. November des Unglücksjahres durch Plauens W a h l z u m H o c h m e i s t e r gekrönt und gewürdigt.
In die immer noch herrschenden Wirren in Südpreußen griff er mit einem kleinen Ordensheer ein und siegte bei Polnisch-Krone, Tuchel und Gollub. Das erzwang im Dezember einen Waffenstillstand.

Schon am 1. Februar 1 4 1 1 wurde dem Ordensland Preußen im E r s t e n T h o r n e r F r i e d e n auf einer Weichselinsel bei Thorn der alte Gebietsbestand - bis auf Samaiten und das Dobriner Land - zugesichert.

»Aller Streit und alles Unrecht sey vergessen und beigelegt; alle Gefangenen beider Theile sollen frei und ledig seyn; die eroberten Burgen und Städte werden jedem sofort zurückgegeben und deren Bewohner von ihrem geleisteten Huldigungseide entbunden, ausgenommen das Land Samaiten ...
... Die Kaufleute beider Theile sollen freien Handel haben. Zur Erhaltung des Friedens und der Freundschaft sollen bei etwaigen Streitigkeiten beiderseits insgemein zwölf Männer erkoren werden mit der Vollmacht, die Irrungen auf dem Wege des Rechts und der Freundschaft auszugleichen; sofern sie nicht übereinstimmen, soll die Sache an den Papst als Oberschiedsrichter gebracht werden ...
... Niemals wieder soll die Krone Polen mit ihren Landen und Leuten zu Litthauen gegen den Orden und niemals der Hochmeister und der Orden gegen die Krone Polen und die Lande Litthauen auftreten oder sich deren Feinden anschließen. «

In einem gesonderten Vertrage aber mußte der Hochmeister sich verpflichten, für die A u s l ö s u n g der Gefangenen dem Könige von Polen eine Summe von hunderttausend Schock böhmischer Groschen zu entrichten, eine ungeheure, keineswegs angemessene Summe. Dieses war zweifellos die drückendste Bedingung für den Hochmeister, war doch durch die starke Kriegsrüstung vor der unglücklichen Schlacht der Ordensschatz nahezu erschöpft.



Dennoch ließ von Plauen die erste und einzige preußische G o l d m ü n z e der Ordenszeit prägen, die in zwei Stücken noch erhalten ist (Wien). Sie zeigt auf der Vorderseite den Hochmeister, gerüstet und im Wappenrock. Er stützt sich mit der Rechten auf ein Schwert, mit der Linken auf einen Schild. Unterhalb der Füße das Familienwappen, in der Umschrift M(A)G(ISTE)R HI(N)RI(CUS) DE PLAW(EN). Er wurde geprägt zur Entlöhnung der Söldner, sicherlich aber in einer nicht sehr großen Stückzahl.
Wie bereits oben erwähnt, waren der Finanzbedarf riesig und die Mittel gering.
So zwang die große Geldnot den Orden zu einer unpopulären Maßnahme: er schrieb zum erstenmal eine allgemeine L a n d s t e u e r aus. Diese ließ er nicht bloß von Bürgern und Landbewohnern nach einem bestimmten Ver-

hältnis einfordern, sondern auch von Geistlichen und Mönchen und überhaupt von jedem Ordensuntertan. Die Städte des Ordenslandes erklärten sich bereit, von jeder Mark acht Pfennige zu geben.

Nur die Stadt Danzig, obwohl dem vorigen Hochmeister und dem Orden den Eid geleistet, widersetzte sich mit »trotzigem Muthe«. Seit langem dem Orden gegenüber feindselig gesonnen, hatte der Rat der Stadt schon vor dem Kriege häufig mit dem Komtur im Streit gelegen.

Nun war inzwischen ein anderer Souverän auf der politischen Ebene erschienen, und man sandte Ratsleute zu eben diesem polnischen König, daß sie ihm huldigen sollten, und verließ somit nicht nur den rechtmäßigen Landesherrn, sondern nahm nun eine durchaus feindliche Stellung gegen den Orden ein.

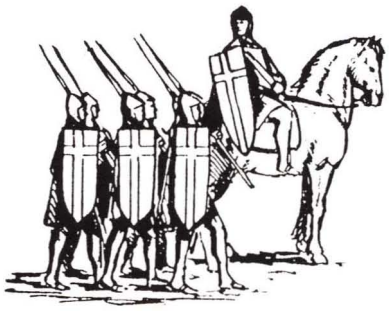
Man überfiel den Hauskomtur von Danzig auf der Heimkehr zur Nachtzeit, besetzte die Mündung der Weichsel, behinderte alle Schifffahrt und überfiel und fing die dem Orden zuziehenden Söldner und Ritter. Der Bürgermeister Konrad Letzkau und einige Ratsherren traten dem Komtur sogar mit der Forderung entgegen, er solle ihnen die Burg räumen.

Auf der Höhe dieser Widersetzlichkeiten ließ der Komtur den Bürgermeister von Danzig gefangen nehmen und enthaupten.

Auf einem allgemeinen Landtag ordnete der Hochmeister an, daß die Stadt Danzig nun vierzehntausend Schock Groschen zahlen mußte.

Aber selbst trotz der vereinbarten Geldsummen immer wieder unzufrieden mit den territorialen Friedensbedingungen von Thorn, erstrebten die Polen eine Revision des Vertrags und einen Schiedsspruch des deutschen und ungarischen Königs Sigismund, den dieser dann auch am 12. August 1412 zugunsten des Ordens fällte. Wie schon mehrfach bei für sie unvorteilhaften Entscheidungen fühlten sich die Polen an den Spruch nicht gebunden. Sie drohten mit Wiederaufnahme der Kämpfe und provozierten damit den Hochmeister, der bereit war, den Krieg gegen Polen wieder aufzunehmen. Hieran wurde er jedoch durch seine Gebietiger, besonders seinen Ordensmarschall Küchmeister, gehindert.

Daraufhin setzte man von Plauen 1413 wegen eigenmächtiger Amtsführung als Hochmeister ab und verurteilte ihn zu langjähriger Haft. Die ersten sieben Jahre seiner Gefangenschaft verbrachte er auf der Burg in Danzig.



Ritter des Deutschen Ordens verbreiten den christlichen Glauben im baltischen Raum, gründen Handelsstädte und unterstützen die deutschen Siedler

Hochmeister

1414 - 1422 Michael Küchmeister von Sternberg
1422 - 1441 Paul von Rusdorf
1441 - 1449 Konrad von Erlichshausen

1414 -1422 MICHAEL KÜCHMEISTER VON STERNBERG

Es sieht so aus, als habe Heinrich von Plauen sein Schicksal mit dem auch anderer großer Persönlichkeiten der Geschichte teilen müssen; denn Neid und Mißgunst können tödlich sein - in diesem Falle auch für Preußen.
Küchmeister von Sternberg überbrachte dem im Herzen unversöhnlichen Jagiello nicht wie üblich als Ehrengeschenk einen begehrten preußischen Jagdfalken, sondern eine krallenlose Friedenstaube und hoffte, mit freundlichen Umarmungen Staatspolitik zu machen, wofür der Polenkönig jedoch wenig Gegenliebe aufbrachte, vielmehr das ganze südliche Ordensland 1414 erneut mit Krieg und unbeschreiblichen Greultaten überzog.
Eine der Burgen im hart bedrängten Kulmerland war die Strasburg, die sich heldenhaft verteidigte und danach in diesem sogenannten »H u n g e r k r i e g« dem Frieden von Strasburg seinen Namen lieh, der durch Vermittlung westeuropäischer Fürsten am 7. Oktober zustande kam und einen Waffenstillstand bis 1421 herbeiführte.
Das Land atmete auf und hätte sich von der schlimmen äußeren Bedrängnis ein paar Jahre erholen können, wären da nicht im Innern schon 1 4 1 5 eine große Dürre gewesen, die die Teuerung abermals verstärkte und somit den Knebel der polnischen Geldforderungen weiter anzog.
Nun begann sich auch unter dem Landvolk Unruhe breit zu machen, während Stände und Städte die Ordensverwaltung immer offener für alle Not verantwortlich machten. So erzwangen sie endlich das Recht, bei der Steuerbewilligung mitwirken zu dürfen.

Zu diesem Übel gesellte sich vor allem in dem schon allzu geschundenen Kulmerland im Jahre 1 4 1 6 die P e s t , die ihren Tribut forderte. Auch der ehrwürdige Bischof Arnold von Kulm erlag im gleichen Jahr dieser Seuche. Mit dessen Tod und der Nachfolge ist nun unser Dorf im Großen Werder verbunden.

JOHANNES MARGENAU (Mergenau) WIRD BISCHOF VON KULM (1416)

So heißt es in der schon häufig zitierten »Geschichte Preußens« :
»Zum Nachfolger des verstorbenen Bischofs erkor das Kapitel den bisherigen Domdechant von Kulm Magister Johannes Mergenau, ... des Hochmeisters Wünschen ganz entsprechend ...«
M a r g e n a u - da stutzt der werderkundige Leser, weiß er doch nun, daß hier ein Dorf im Spiele ist. Und die Herkunft eines Menschen - machte er sich in der Fremde bekannt - wurde in frühen Jahrhunderten häufig zum Vornamen hinzugetan.
Der Archivoberrat Dr. Jähnig vom Geheimen Staatsarchiv Berlin ging dieser Frage nach und fand heraus, daß es 1403/04 tatsächlich in Mergenow einen Pfarrer namens Johannes gab. Nun war dieser Vorname im Mittelalter sehr häufig, so daß das noch kein Beweis wäre.
Vor Amtseinführung des Johannes Mergenau aber wurde eine Zeugenvernehmung veranlaßt, um die Amtsfähigkeit des gewählten Bischofs zu verbürgen.

Dazu wurden zum 1. Sept. 1416 nach Marienwerder u.a. folgende Personen eingeladen: »... der Pfarrer des Elbinger Stadtdorfes Fürstenau, der Pfarrer von Marienau Claus Stargast sowie die Kirchspielsangehörigen von Marienau Hannus Aldehazelaw und Hannus Swantke.«

Daß die Hälfte aller geladenen Zeugen aus Mergenau (später Marienau) bzw. dem nahegelegenen Fürstenau stammte, bestätigt eindeutig genug den Zusammenhang zwischen Personenname und Ort.

Die Bezeichnung »Magister« deutet auf ein Hochschulstudium, was Dr. Jähnig bewog, die Universitätsmatrikeln verschiedener Hochschulen zu überprüfen, an denen jenerzeit preußische Studenten zu studieren pflegten. Er fand heraus, daß Johannes zu den ersten Studenten der 1409 gegründeten Universität Leipzig gehörte und dort unter der lateinischen Bezeichnung »Baccalar Jo.Trunczman de Margenaw« eingeschrieben war. Dadurch erfahren wir seinen Familiennamen Truntzmann.

Auch in Fürstenau, das nur durch die Elbinger Stadtgrenze von Mergenau getrennt war, lebte in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts eine Familie gleichen Namens als Hufenbesitzer. Vermutlich handelt es sich dabei um dieselbe Familie, wohl der Grund dafür, daß auch der Pfarrer von Fürstenau 1416 zur Zeugnisablegung geladen war.

Die Leipziger Universität verdankte ihr Entstehen der Tatsache, daß deutsche Studenten aus Prag vertrieben wurden. Auch Johannes Truntzmann gehörte dazu; denn 1406 war er bei den Prager Artisten und 1407 bei den Prager Juristen eingeschrieben. Bevor er aber zum Studium nach Leipzig ging, war er im Sommer 1409 zunächst in Erfurt.

»Damit ergibt sich der Weg des Studenten Johannes Truntzmann aus Marienau von Prag über Erfurt nach Leipzig ...« (Jähnig).

Zur Zeit der erwähnten Zeugenvernehmung im Zusammenhang mit der Bischofswahl 1416 war Johannes Margenau also bereits Domdechant in Kulm. Die Weihe des Neuerwählten erfolgte Anfang des nächsten Jahres durch den Bischof von Pomesanien, zu dessen Diözese unser Kirchdorf Mergenau gehörte.

Erst nach langjährigem Wirken als Bischof von Kulm erfahren wir wieder von ihm, als er »am Sonntag Kantate, am 18. Mai 1427 vor der versammelten preußischen Geistlichkeit in Gegenwart der drei anderen preußischen Bischöfe in Elbing« eine Predigt gegen Schwelgerei und Unmoral der Ordensritter hielt, deren vollständiger lateinischer Text überliefert ist. Obwohl er selbst dem Orden angehörte, »geißelte er scharf das Leben und Treiben der Ritter, das das Land ins Verderben führen müsse,« denn die Ordensritter hatten sich vielfach von der früher verpflichtenden Ordensregel entfernt, so daß mönchische Zucht und Strenge verlorengegangen waren.

Außer diesen Anklagen gegen den Orden enthielt seine Konzilspredigt auch den Vorwurf, der Orden habe die Preußen zwar getauft, sie dann aber ohne geistliche Versorgung gelassen.

Durch die Bischofswahl des Johannes Truntzmann aus Mergenau muß im Jahre 1416 unser Dorf also in vieler Munde gewesen sein.

Und wir haben von weiteren Dorfbewohnern erfahren, die zum Zwecke der Zeugenvernehmung nach Marienwerder anreisten. Es ist zunächst einmal der amtierende Dorfpfarrer namens Claus Stargast. Er wurde von zwei Gliedern seines Kirchspiels begleitet, nämlich von Hannus Swantke und Hannus Aldehazelaw. Diesen eigentümlichen Namen würde man wohl ins Hochdeutsche mit »Althaselau« übersetzen.

Es ist nun geboten, etwas zum Dorfnamen zu sagen, der gerade zu dieser Zeit im Wandel begriffen war.

Erinnern wir uns: In der Handfeste, also der Gründungsurkunde, wird unser Dorf M e r g e n o w genannt. Auch noch im Jahre 1400 im Zinsbuch des Ordens heißt es so, wird allerdings in einer Fußnote auf derselben Seite schon als M e r g e n a w bezeichnet, was nach damaliger Lautung M e r g e n a u gesprochen wurde.

Im Zusammenhang mit der Einschreibung des Johannes Truntzmann als Student an der Universität Leipzig erfahren wir nun zum erstenmal von einem Dokument, in dem sich der Wandel vom »e« zum »a« in der ersten Silbe vollzogen hat: Jo. Trunczman de M a r g e n a w .
M a r g e n a u , das also klingt in unsern Ohren schon recht vertraut, wird doch Jahrhunderte später durch den niederdeutschen Einfluß das »g« durch ein »j« ausgetauscht. Und als M a r j e n a u kennt dieses Dorf fast jeder Werderaner; denn jene landläufige Aussprache hielt sich neben dem später hochdeutschen Namen bis ins 20. Jahrhundert.

Doch zurück in die Ordenszeit:

Im Jahre 1419 fiel Jagiello wieder mit seinem Heer ins Ordensland ein, obgleich ihm der Papst ein Jahr zuvor alle weiteren Angriffe gegen den Deutschen Orden untersagt hatte. Auch den Schiedsspruch des deutschen Königs Sigismund im Jahre 1420 achtete er gering. Seine Truppen - wozu wieder »wilde Horden von Tataren und Walachen« gehörten (Voigt) - verheerten das Kulmerland und stießen nach einer Kampfpause im Frühjahr 1422 nach Pomesanien und Pommerellen vor, wobei sie u.a. die Stadt Dirschau zerstörten.

Noch im selben Jahr dankte der Hochmeister Michael Küchmeister von Sternberg ab. Er fühlte sich offensichtlich den Anforderungen des Amtes nicht mehr gewachsen und starb kurz darauf.

1422 - 1441 PAUL VON RUSDORF

Der Orden war und blieb in einer Krisensituation. Die Folgen der Beschwichtigungspolitik Küchmeisters gegenüber dem Polenkönig mußte auch noch der neue Hochmeister erdulden, denn immer wieder fielen die Polen ins Ordensland ein.

In der Gegenwehr, die er schon in seinem ersten Amtsjahr aufbieten mußte, war das Ordensheer teilweise erfolgreich, mußte am Ende aber dennoch im V e r t r a g v o n M e l n o s e e im September 1 4 2 2 neue Friedensbedingungen annehmen, in denen der Orden endgültig auf Samaiten und Nessau verzichten mußte. Die Grenze zu Litauen hatte dann bis 1945 Bestand.
Der endlose Litauer-Krieg war damit beendet, und der Zuzug der »Kriegsgäste« versiegte.
Im gleichen Jahr stellte der entschlossene Meister von Rusdorf die Ehre des in Unwürde gefangen gehaltenen Retters der Marienburg, Heinrichs v o n P l a u e n , wieder her, indem er ihm auf der samländischen Ordensburg Lochstädt ein wohnliches Quartier und ein kleines Amt zuteilte. Im Mai 1429 übertrug er ihm das Amt eines Pflegers, das der hochverdiente frühere Hochmeister jedoch nur bis Dezember desselben Jahres, nämlich bis zu seinem Tode, ausüben konnte.

Im folgenden Jahr, also 1 4 3 0 , verstarb auch der Großfürst W i t o l d von Litauen, und die Geschichte zeigt einmal mehr, wie die Lebensdaten eines Souveräns Völkerschicksale verändern können. Der Orden schloß nun mit dessen Nachfolger Switrigal, dem Bruder Jagiellos, sogar ein Bündnis und wandte sich verstärkt nach Süden, um seine Staatsgrenzen zu Polen zu schützen.

Diese Situation empfand Jagiello wiederum schon als Bedrohung und rief 1 4 3 3 die böhmischen H u s s i t t e n herbei, die dem deutschen König Sigmund die Schuld an der Verbrennung von Johann Hus anlasteten und einen starken Deutschenhaß entwickelten.
Sie fielen in Pommerellen ein und wüteten wie die Tataren. Sie machten die Bevölkerung Dirschaus nieder, verbrannten die Stadt und zerstörten die Klöster Oliva und Pelplin.
Daß die Werderdörfer diesmal verschont blieben, müssen sie wohl den breiten strömenden Wassern der Weichsel verdanken, die sie schützten.

Schon ein Jahr später 1434 verstarb Jagiello, der dem Ordensland und seinen Menschen zeitlebens ein unversöhnlicher Haßgegner gewesen war.
Der »Ewige Friede« von Brest (1435) war nun möglich. Polen erkannte das Ordensterritorium endgültig (?) an, und die Stände beider Länder sollten über den Frieden wachen.
Im Jahr zuvor hatte der Orden bereits im Vertrag von Brattian mit den Herzögen von Masowien den Grenzverlauf regeln können.
So gab es zwischendurch immer wieder hoffnungsvolle Ereignisse und ruhige Jahre, wenn ein Meister mit Besonnenheit, Tatkraft und diplomatischem Geschick den Staat lenkte.
Dennoch war Preußen nach Tannenberg wirtschaftlich zerrüttet und hatte nach außen an Achtung und Würde verloren; so konnten auch noch so viele Friedensschlüsse und der Tod des ewigen Störers Jagiello den Niedergang des Kniprodischen Musterstaates nicht aufhalten.
Die finanziellen Belastungen waren zu groß gewesen und die Kassen leer. Teuerung aber schafft keine frohen Herzen und Helfer, auch wenn die Natur und nicht allein der Landesvater Härten und Leiden verursacht.
In den Jahren 1427 und 1439 kehrten die Fluten von Weichsel und Nogat sich um vom Segen zum Fluch. Mehrere Quadratmeilen standen nach einem Durchbruch bei Montau unter Wasser. Der Schaden hier und am Nogatknick bei Sommerau war so groß, daß nach den Zeilen eines Chronisten drei Königreiche nicht imstande gewesen wären, ihn mit barem Geld zu ersetzen.
Auch knüpft sich an diese Durchbrüche die Erzählung, daß sie die Bauern durch rechtzeitige Hilfe hätten verhindern können; doch der unerträgliche Druck der Ordensregierung, die Steuerforderungen und die Scharwerke hätten sie so aufsässig gemacht, daß sie lieber Hab und Gut verlieren als dieses den Fronherrn überlassen wollten. Der Wohlstand in den Dörfern sank und das Elend besonders im Weichseldelta wuchs.

Die einheimische,schon eingewurzelte Landbevölkerung vor allem, die vorwiegend aus Norddeutschland und den Rheinlanden stammte - redliche, wohlgesittete Menschen, die niederdeutsch sprachen und fühlten - hatten mit der Zeit eine Abneigung gegen die süddeutschen Amtsträger entwickelt, deren Sprache für sie fremd klang und auch deren lockere Lebensweise nicht der ihrer bodenständigen entsprach.
So hatte neben den preußischen Adligen und den Städten das Widerstreben nun auch das platte Land erfaßt.
Früher wurden nach besonders strengen Maßstäben Ordensbrüder aus Niederdeutschland, Westfalen, aus Niedersachsen, aus dem Braunschweigischen und den Rheinlanden ausgewählt.
Nun aber ließ man, fast immer ungeprüft, junge unerfahrene, lebenslustige Menschen aus Schwaben, Bayern und Franken zu, die im Orden nur ihren Unterhalt suchten, die häufig irdischen Freuden nachjagten und meistens sehr selbstherrlich auftraten. Sie konnte kein Gesetz mehr zurückhalten, weil die Achtung vor ihm so gesunken war, daß sie auch keine Strafe mehr fürchteten, weil in ihren Augen Strafe keine Schande brachte. Solche Menschen bekleideten mit der Zeit sogar Komtur- und andere Ordensämter. Hier und da gab es regelrechte Parteiungen, die der Niederdeutschen und die der Oberdeutschen. So wird das damals umlaufende Sprüchlein verständlich, das in der alten Preußenchronik S. 53 aufgeschrieben wurde:

»Es soll hier niemand ein Gebietiger seyn,
Er sey nun Baier, Schwabe oder Frankelein.«

So fraß sich der Unmut im Lande in alle Schichten ein, und der Graben zwischen Volk und Verwaltung wurde tiefer.
Die preußischen Adligen hatten schon am Anfang der Hochmeisterzeit Pauls von Rusdorf ein Widerspruchsrecht gegen den Orden erwirkt, und 1440 war die Entwicklung dann so weit gediehen, daß 53 preußische Edelleute

sowie 19 Städte in Marienwerder den »Bund vor Gewalt«, den Preußischen Bund, gründeten. Seine Forderungen, die man schon 1430 auf dem Städtetag in Elbing formuliert hatte, wurden zu einem Programm erhoben, das er immer beharrlicher durchzusetzen versuchte. Man verlangte:

1. eine ständische Vertretung
2. allgemeine Gerichtstage
3. Erhaltung ihrer Privilegien
4. Abschaffung der ungerechten Zölle
5. Abschaffung des Mühlenzwanges
6. Freiheit des Getreide- und Mehlverkaufs
7. Einschränkung des Eigenhandels des Ordens
8. Regelung der gefälschten Münze und des auf 1/5 verkürzten flämischen Maßes

Das seinige hatte vielleicht auch 1423 die Wiedereinführung des »Pfundzolls« bewirkt (Abgabe für seewärts eingeführte Waren), den der Vorgänger Küchmeister in verantwortungsloser Nachgiebigkeit abgeschafft hatte. Die Kaufleute und Bürger opponierten, und der Hochmeister rechtfertigte seine Maßnahme mit den Worten: »Weder ich noch ein anderer kann das Meisteramt halten ohne solche Hilfe; habe ich diese nicht, so muß ich die Lande anders angreifen und dann fällt Euch das wiederum schwer.«

Immer schwieriger gestalteten sich die Landesverhältnisse, und die Übel hatten viele Wurzeln.

1441 - 1449 KONRAD VON ERLICHSHAUSEN

Entkräftet und resigniert entsagte Paul von Rusdorf seines Amtes in immer noch schwerer Zeit, als das Land voller Zwietracht und wilder Zerwürfnisse war.
Die Eidgenossenschaft der Städte und Stände im westlichen Preußen hingegen stand fest zusammen im Bewußtsein ihres Rechts und ihrer Kraft, und ihre Ideen begannen sich auch auf den Osten des Landes auszudehnen.

In dieser Situation trat im Frühjahr 1441 das Wahlkapitel in der Marienburg zusammen und wählte den Ordensmarschall Konrad von Erlichshausen zum neuen Hochmeister.
In der Ordenschronik wird er gewürdigt als »schöner, ansichtiger Mann mit gelbem Flachshaar und kurzem Bart, gottesfürchtig und fromm, ein Friedensfürst in seiner Gesinnung«.
Er stammte aus altem fränkischen Adelsgeschlecht im Raum Ottenwald, war Vogt in Roggenhausen gewesen und Komtur zu Ragnit, bis er 1432 zum Ordensmarschall berufen wurde.

Eilig war er bemüht, mit einem neuen Ordensbuch, dem »Grundgesetz« sozusagen, ein erneuertes geistiges Fundament zu schaffen, und berief 1442 ein Generalkapitel nach Marienburg ein, um die alten Statuten zu reformieren. Dieses sollte dann in aufwendiger Schrift in drei »Mutterexemplare« geschrieben werden, die auf den Meistersitzen Marienburg, Horneck und Riga aufbewahrt werden sollten.
Das Buch des Deutschmeisters (Riga) ist erhalten geblieben, doch wiederholt es nur die alten Traditionen, nennt selbst die »verbotene Löwenjagd« noch aus Kreuzfahrerzeiten und zeigt, daß eine echte Erneuerung an Haupt und Gliedern nicht mehr möglich war.
Erhalten ist auch ein Brief des Obersten Marschalls an Hochmeister Erlichshausen wie noch Hunderte anderer. Dennoch kann man diesem Archivblatt entnehmen, wie die Nachrichtenverbindung im Lande immer noch gut funktionierte und wie sie überhaupt eingerichtet war.
Es war ein Eilbrief an den »erwirdigen homeister mit aller erwirdikeit« und dem Zusatz »tag und nacht ane alles sewmen, sunderliche macht hiran liet« (Tag und Nacht ohne Unterbrechung zu befördern, da eine besondere Bedeutung hiermit verbunden ist).

Nun muß man wissen, daß seit den Eroberungszügen im Osten ein Nachrichtensystem auf- und später ausgebaut wurde, das seinesgleichen in Europa nicht hatte. Auf jeder wichtigen Burg und an den Vogteiämtern gab es junge Männer, die Briefjungen, die ständig bereit waren und Botenpferde zur Verfügung hatten, die sog. Briefschweiken, eine kleine wendige, einheimische Pferderasse.
Gerade aus der Zeit zwischen 1400 und 1450 sind etwa 1800 Briefe erhalten, die per Eilpost ihren Weg nehmen mußten. So auch dieser.
Im Ordenshof Grünhof, 20 km nördlich von Königsberg, wurden Ort und Stunde der Absendung notiert. Das war am 12. Dezember gegen 10 Uhr abends. Ankunft und Abgang von Königsberg am 13. Dezember gegen 12 Uhr mittags. Dann passierte der Brief die Ordensburg Brandenburg am Frischen Haff gegen 6 Uhr nachmittags. Es folgte die Ordensburg Balga, und am nächsten Tag war das 60 km entfernte Elbing erreicht. Hier wurde er nach Pr.Holland weitergeleitet, wo sich wahrscheinlich Konrad von Erlichshausen aufhielt und ihn am 15. Dezember gegen 6 Uhr früh zugestellt bekam. Das war preußisch!

Noch einmal hatte Preußen in seinem Hochmeister eine bedeutende Persönlichkeit mit großem diplomatischen Geschick. Sowohl im Innern wie auch nach außen wirkte er ausgleichend und hielt die kritischen Zustände in der Waage.
Er wurde bald ein anerkannter umsichtiger Landesherr, der auch mit den Kritikern des Ordens gut umgehen konnte. Sein Bemühen um Handel und Schiffahrt wurde geschätzt, als er sich darum bemühte, das Tief auf der Frischen Nehrung zu verbessern und die N o g a t d ä m m e zu verstärken.

Nun aber im Jahre 1449 schwächte eine Krankheit zunehmend seinen Körper und dennoch trotzte er ihr und trat seine jährliche Umreise durch einen bestimmten Landesteil an. Anfang Oktober ging es über Roggenhausen nach Graudenz, wo ein Schlaganfall ihn hinderte, sein Pferd zu besteigen. Er zwang sich dennoch bis nach Thorn und Schönsee, mußte dann aber seine Reise abbrechen und in die Marienburg zurückkehren. Dort hatten sich die Gebietiger bereits versammelt, um sich in den letzten Stunden mit dem Meister zu beraten und den Nachfolger ins Gespräch zu bringen. Überliefert sind Konrads Worte:

»Nehmt ihr Heinrich Reuß von Plauen, so habt ihr einen Aufstand der Untertanen. Wählt ihr meinen Vetter Ludwig, so weiß sich dieser selbst nicht zu raten und muß tun, was ihr und andere wollen. Ich dürfte euch wohl raten zu Herrn Wilhelm von Eppingen, Komtur zu Osterode, der, ein sanftmütiger, friedliebender Mann, das Land mit Treuen meinet. Aber, was nützt es, denn ich weiß, daß die meisten Gebietiger kürzlich in Mewe beschlossen haben, den zum Hochmeister zu wählen, der wie sie den Bund vernichten wolle, sollte man auch das Land darüber verlieren. Uns steht großes Unheil bevor. Auf Gottesdienst achten wir nicht, leben alle in Übermut und jeder tut, was ihn gelüstet. ... Mit Gottes Hilfe ist dieses Land durch unsere Vorfahren von den Heiden gewonnen; sehet zu, daß man es durch Gottes Verhängnis aus Übermut nicht wieder verliere. Gott erbarme sich seiner.«

Wenige Tage später im November verstarb Konrad und wurde am Abend vor Martini beigesetzt. Er war der letzte Hochmeister, der in der St. Annen-Gruft der Marienburg die ewige Ruhe fand.

Hochmeister
1449 - 1467 Ludwig von Erlichshausen

Der sich seit vielen Jahren anbahnende Niedergang des Ordens gewann an Fahrt.

Die Stände und Städte waren hier wie auch im Deutschen Reich inzwischen zu einem bedeutenden Machtfaktor geworden.
Den Städtebund der Hanse gab es seit 1281, der Süddeutsche Städtekrieg endete 1389 und 1460 wählten die Stände von Holstein und Schleswig den dänischen König Christian I. zu ihrem Landesherrn. Historische Vorbilder gab es schon.
Wie im ganzen Abendland, breitete sich auch im Ordensland die neue ständische Gesellschaftsordnung aus, und starrsinniges Regieren gegen sie war nicht mehr möglich.
Der Übergang, der im Altreich unter Schmerzen gelang, gefährdete den mönchisch-ritterlichen Ordensstaat in seiner Substanz, begünstigt durch mannigfache Fehler der Ordensführung.

Es führte in dieser kritischen Zeit ein Hochmeister die Geschicke des Landes, der seines Vorgängers Eigenschaften des besonnenen Ausgleichs nicht besaß; andererseits war er entschlossener, wohl auch eigensinniger als jener.
Mittlerweile war der Preußische Bund auf 50 von insgesamt 94 Städten angewachsen. Sie setzten es durch, daß sie nicht mehr der Ordensverwaltung allgemein huldigten, sondern nur noch dem Hochmeister persönlich.

Als 1450 der Bischof von Ermland mit dem Städtebund in Streit geriet, erklärte der herbeigerufene päpstliche Legat den Bund für gesetzwidrig. Dieser wiederum wandte sich an Kaiser Friedrich III., der ihn vor dem geistlichen Gericht beschützen sollte.
Vor dem kaiserlichen Hofgericht in Wiener Neustadt standen sich dann Orden und Bund gegenüber, und dort fiel die folgenreiche Entscheidung Kaiser Friedrichs III., der im Dezember 1453 den Städtebund für ungesetzlich erklärte und seine Auflösung anordnete.

Weil aber der Bund einige Jahre zuvor schon bei anderen Herrschern angefragt hatte, ob sie die Landesherrschaft in Preußen unter seinen Bedingungen annehmen würden (unter ihnen Markgraf Friedrich von Brandenburg), diese jedoch alle abgelehnt hatten, brach wenige Wochen nach dem Wiener Schiedsspruch im Februar 1454 der Aufstand gegen die Ordensherrschaft so heftig los, daß innerhalb eines Monats über 50 Ordensburgen erstürmt wurden.
Der preußische Bund kündigte dem Hochmeister den Gehorsam auf, und ein 13-jähriger Bürgerkrieg um Preußen begann.

Zur gleichen Zeit etwa begab sich ein ehemaliger Ratgeber des Hochmeisters, der adlige Hans von Baysen, an den Hof des polnischen Königs in Krakau, um ihm die Schutzherrschaft für Preußen anzutragen.
Für die einen, damals wie heute, erschien dieses als ein Verrat am eigenen Volk, doch aus der Sicht der Stände war das Kalkül eher von Wirtschaftsinteressen geprägt, wobei man nicht im Sinne hatte, seine eigene Identität aufzugeben.

Inzwischen war auch das Landvolk von den

Adligen und die Großwerderbauern von den benachbarten Hansestädten aufgewiegelt worden, so daß sich der Orden bald in einer so großen inneren Bedrängnis befand, daß er den vollständigen Verlust seiner Souveränität im Lande ahnen konnte.
Ein Todeskampf hatte begonnen, als der Hochmeister aus Geldmangel 4000 Mark bei der Stadt Marienburg lieh und dieser als Sicherheit einige Werderdörfer verpfändete. Auch bekamen Marienburger Honoratioren großzügige Landgeschenke, womit man die Schwäche des Souveräns eingestand.
Ein Ereignis jagte nun das andere. Thorner Bürger erstürmten ihre Ordensfestung; Danziger Söldner standen vor der Marienburg, umlagerten die Vogtei Leske und sammelten sich in Scharen im Warnauer Wald.
Der Polenkönig Kasimir IV. schenkte den Danzigern die Nehrung und stachelte sie und die Werderaner auf, die Marienburg zu belagern.
Viele Werderbauern wurden zur Gefolgschaft gezwungen oder überredet und blockierten den freien Zustrom von Lebensmitteln, wo sie nur konnten.
Die Einkünfte von Mühlen, Fischerei und Gütern wurden beschlagnahmt.
Es rächten sich die Versäumnisse der Hochmeister nach dem Sturz Heinrichs von Plauen, wieder eine landesherrliche Macht militärisch und finanziell herzustellen und auch die Landesverfassung zu reformieren.

Dennoch schien sich in der zweiten Jahreshälfte 1454 das Kriegsglück noch einmal zugunsten des Ordens zu wenden. Die Besatzung der Marienburg wehrte Angriffe auf die Nogatbrücke bei Kalthof ab, umzingelte Warnau und gewann zeitweise die Übermacht über die Danziger, die in Richtung Schöneberger Fähre flohen. Bei der Rückkehr erbeuteten die Ordenstruppen Vieh im Werder und konnten somit die Stadt und die Marienburg versorgen. Das aber machte in den Dörfern Stimmung gegen den Orden.

Doch die Ordenstruppen westlich der Weichsel konnten Erfolge erringen und bereiteten am 18. Sept. 1454 den Polen bei Konitz eine vernichtende Niederlage. Aus jener Zeit trägt Konitz, das 1450 aus dem Bund ausgetreten war, das ehrende Attribut »Die allzeit getreue Stadt«.
Jetzt verbreitete sich bei den Bündnern östlich der Nogat große Furcht vor den anrückenden Ordenstruppen, so daß sie die Nogatdämme durchstachen und das Fischauer Werder überschwemmten.

Während der Polenkönig nach seinen Niederlagen Preußen verlassen hatte, konnte der Hochmeister eine kurzfristige Winterruhe genießen und trieb derweil von noch wohlhabenden Werderbewohnern Zinsen ein, um die Kriegskasse zu füllen und die Söldner bezahlen zu können. Aber das Landvolk war überall so ausgeplündert, verarmt und ausgehungert, daß beispielsweise aus dem früher so reichen Großen Werder nur 600 Mark eingingen.

Doch diese Mittel reichten nicht, so daß 1455 die Marienburg deutschen und böhmischen Söldnern für ausstehenden Sold verpfändet wurde.
Erneut fielen die Polen ins Land ein; denn sie wußten, daß Preußen auf dem Wege war, sich vollends selbst zu zerstören und ihnen das Land dann wie eine reife Frucht mühelos in den Schoß fallen würde. Der alte Traum vom Durchbruch an die Ostsee schien nun greifbar nahe, arbeiteten doch die Wirtschafts- und damit die Geldinteressen der Hansestädte für sie, aber schließlich auch die Unfähigkeit der Ordensverwaltung, die Zeichen der Zeit zu erkennen und Reformen einzuleiten.
Sie bedrängten die Söldnerhauptleute, die wegen rückständiger Zahlungen Burgen als Pfand besetzt hielten und nun glaubten, diese an den Polenkönig gegen Bares verkaufen zu können. Aber auch ihm fehlte das Geld.

1456 erklärte der Kaiser die abgefallenen Städte in die Reichsacht, und der Papst

verhängte über sie den Bann. Beides bewirkte jedoch nichts mehr.
Die Opposition der Bündner hielt dennoch, auch vielleicht gerade deswegen, an, nur Königsberg kehrte unter den Gehorsam des Ordens zurück.
Nach einem überlieferten Brief des Hochmeisters an den Vogt von Leske gab es inzwischen immer wieder Fälle, wo sich der Orden in seinem Widerstand gegen die Fremdherrschaft und die Bündner neu organisieren und behaupten wollte. So heißt es hier an einer Stelle:

» ...wir wollen auch, daß ihr bottet (aushebt) aus den oberen Dörfern (Oberwerder) die allerrüstigsten mit armbrosten und harnaschen, und das die noch heute vor sibben und vor der sonnen niddergange sein zu Beisterfelde (Biesterfelde) bey der kirchen und allda warten bis daß man czu en kompt und den thut was man en wirt heißen«.

Die briefliche Weisung war demnach eine Art Gestellungsbefehl, der wahrscheinlich dazu dienen sollte, die Weichselstellung militärisch zu sichern und die Verbindung nach Westen aufrecht zu erhalten.

Währenddessen hatten die Söldner mit dem polnischen König und den Ständen am 16. Aug. 1456 einen Vertrag geschlossen, wonach die Waffen ruhen und die Söldner die von ihnen besetzten Burgen gegen eine ratenweise Summe von 436000 ung. Gulden abtreten sollten. Darunter waren auch Stadt und Haupthaus Marienburg.
Diesen Vertrag hatte allerdings nur ein Drittel der Söldner abgeschlossen, die eben nicht berechtigt waren, für alle zu sprechen. Die meisten Söldnerhauptleute hielten dies auch für Verrat. Zudem verweigerte der Orden durchaus auch nicht die Zahlung, bot Abschläge an und entlöhnte sogar die treugebliebenen.
Dennoch blieb die Verwirrung groß im Lande. Die Wut der Bürger einzelner Städte über die nahende polnische Besatzung führte zu Aufständen, die jedoch von den polnisch gesinnten Stadtverwaltungen blutig unterdrückt wurden. Währenddessen erfolgte aber auch noch keine Entlöhnung der Vertragssöldner durch den polnischen König, da dieser immer noch in Geldnot war.

Die Anarchie trieb 1456 ihrem Höhepunkt zu. Söldnerscharen des Ordens kämpften gegen Söldnerscharen der Bündner. Schwäche kämpfte gegen Schwäche. Als die Bundesstädte hier und da durch Ordenstruppen bedroht wurden, fehlte ihnen das Geld zur Gegenwehr, und sie trieben von den Dörfern und den Bürgern dieselben Steuern ein (auch den Pfundzoll), derentwegen sie sich 1440 im Preußischen Bund gegen den Orden zusammengeschlossen hatten.

Der Schlüssel zur Entscheidung lag jedoch in der Marienburg selbst, wo der tschechisch-böhmische Söldnerführer Ulrich Czirwenka von Ledetz und andere verwegene Genossen auf der Befriedigung ihrer Geldforderungen bestanden; denn sie hielten fortan den Hochmeister wie einen Gefangenen. Man mißhandelte ihn und die dortigen Ordensbrüder auf die schmählichste und gemeinste Weise, entzog ihm alle ihn umgebenden Freunde, Räte, selbst seine Schreiber, die man - wie auch seine Diener und sein Hofgesinde - völlig ausplünderte und aus dem Hause jagte. So war er endlich fast ganz allein gelassen. Er durfte öffentlich weder Briefe empfangen noch wegsenden, auch nie einen Fremden sprechen.

Inzwischen, 1457, war der polnische König mit seinem Troß nach Bromberg herangezogen.
Eine Geldforderung der Thorner Söldner konnte er nicht befriedigen. Die Großen Polens hatten offensichtlich kein Interesse am Erwerb Preußens. Dann zog der König nach Danzig weiter, wo ihm ein großer Empfang zuteil wurde und man auch eine reiche Zahlung übergab.

Czirwenka im Haupthaus konnte jedoch noch immer nicht befriedigt werden.

Gleichzeitig erschienen am Pfingstabend vor der Marienburg 600 Polen und Verbündete, denen der Böhme sofort die Tore öffnete.
Dem Hochmeister wurde gesagt, er solle sich zum Abzug bereithalten.
Unter Drohungen und Schmähungen verließ der letzte Hochmeister, der in der Marienburg residiert hatte, Burg und Stadt in Richtung Dirschau, von hier nach Schwetz und schließlich nach Konitz.
Von dort soll er heimlich nach Mewe geritten sein, ein Boot bestiegen haben und während der Nacht über die Weichsel und das Frische Haff nach Königsberg gelangt sein.

SO GING 1457 MARIENBURG ALS RESIDENZ DER HOCHMEISTER DES DEUTSCHEN RITTERORDENS IN PREUSSEN VERLOREN.

Die Bewohner der Stadt aber hielten noch eine Weile durch, obwohl sie und die Menschen der Werder zu beiden Seiten der Nogat zwischen Mutlosigkeit und Hoffnung auf neue Freiheiten schwankten. Gespalten und innerlich zerrissen war das Preußenvolk, und schwindendes Vertrauen gegenüber den alten wie auch Mißtrauen gegenüber den neuen Herren erschütterte ihre Frömmigkeit.
Wahre Nachrichten und Gerüchte vermengten sich und verwirrten die Gemüter. Schwer wurde es, Freund und Feind zu unterscheiden.

Inzwischen hatte Kasimir IV. vorübergehend auf der Marienburg geweilt.
Nachdem er sie wieder verlassen, traten die getreuen Marienburger unter ihrem Bürgermeister Blume erfolgreich an, mit Hilfe des Stuhmer Hauptmanns Bernhard von Zinnenberg ihre Stadt von Polen zu befreien; allein der dann folgende Angriff auf die Burg scheiterte. Da in der Stadt seit geraumer Zeit große Not herrschte, zog von Zinnenberg mit seinen Leuten ins Große Werder, um Lebensmittel zu beschaffen und die Polen von dort zu verjagen. Aber schon vor Neuteich stieß er auf eine Gruppe dem Polenkönig ergebene Danziger und drängte sie gegen die Weichsel zurück.
Davon erfuhr der Danziger Feldhauptmann Lubischewski, der mit der Belagerung von Mewe beschäftigt war, brach diese ab, zog mit einem Trupp Söldner nach Norden und setzte bei Dirschau über die Weichsel. Die dortigen Bauern, teils Deutsche, teils Pommerellen, warnten ihn, weiter vorzurücken und errichteten gegen die Ordenstruppen eine Wagenburg.
Zweimal berannte Zinnenberg die Barrikaden, hinter denen sich die Danziger verschanzt hatten. Vergeblich. Auf seinem Rückweg zur Nogat machte er noch einmal reiche Beute an Vieh und Getreide, um die Stadt Marienburg zu versorgen. Diese Beutezüge setzte er noch einige Male fort, geriet dabei in Streit mit den Bauern aus dem Raum Groß Lichtenau, und ließ dasselbe wie auch noch weitere Dörfer in der Umgebung niederbrennen.
Es muß unter den Werderanern Verzweiflung geherrscht haben, immer wieder zu fragen, wer es denn am besten mit ihnen meine und wer denn die glaubhaftesten Argumente habe.

Allenthalben stieg zeitweise neue Hoffnung auf, das Ordensland zu retten. Während das Reich in sich uneins war und von dort keine Hilfe den Osten erreichte, boten dafür aber andere Hansestädte, vor allem Lübeck, Hilfe an, und auch holländische Städte gesellten sich hinzu und unterstützten die dem Orden verbliebenen Regionen auf jede nur mögliche Art. Nicht selten kam es dabei auf See zu Gefechten zwischen den Danziger Wachtbooten und den Versorgungsschiffen aus dem Westen.

Wer hatte noch Durchblick in solch chaotischer Lage. Niemand mehr hielt die Zügel der Ordnung straff in der Hand. Wo früher blühende Saatfelder prangten, spießten die Trie-

be des alten Urkrauts aus dem Schwemmlandboden. Viele Dörfer im Großen Werder waren geradezu entvölkert; denn die Menschen hatten anderswo Zuflucht vor Mord und Plünderung und Überschwemmungen gesucht. So entfielen auch die vollen Abgaben des Zehnten für den Pfarrer. Glaube und Sitte verkamen.
Die Gebietiger führten in vielen Landstrichen ein strenges Regiment und ließen Widersetzliche ohne Zaudern in den Turm werfen, allein auf persönliche Bereicherung bedacht.
Die Kluft zwischen ihnen und dem von Königsberg aus regierenden Hochmeister wurde immer größer.
Noch immer jedoch hielt sich die Stadt Marienburg geschlossen gegen eine Übermacht, und die Vorräte schienen nur noch wenige Tage zu reichen, als in letzter Minute Bernhard von Zinnenberg aus dem Kulmer Land mit einer Schar von tausend Reitern herangesprengt kam. Wagen mit Lebensmitteln und Waffen folgten. Inzwischen war auch die Beihilfe Livlands zugesagt, und der Mut des Widerstands erhielt neue Nahrung.
Der Ordensspittler Heinrich Reuß von Plauen und der Hochmeister in Königsberg führten unter dem Hauptmann von Wessenberg eine ansehnliche Streitschar den Marienburgern zu. Doch die anhaltende Winterkälte 1458 zehrte schon arg an der Widerstandskraft der Belagerten. Es dauerte immerhin noch ganze zwei Jahre bis sich die heldenhafte Stadt 1460 der sie bedrängenden Übermacht ergeben mußte. Auch hier hatten die wirtschaftlich starken Danziger maßgeblich zum Erfolg der Bündnertruppen beigetragen.
Der mutige Verteidiger, der legendäre Bürgermeister Bartolomäus Blume, aber wurde verurteilt und hingerichtet.
Der tragische Bürgerkrieg, fast immer ein Krieg Deutscher gegen Deutsche, wollte kein Ende nehmen. Er schleppte sich noch jahrelang hin. Die letzte offene Feldschlacht bei Zarnowitz 1462 verlor das Söldnerheer des Ordens. Die Erschöpfung war landesweit.
In dieser Situation deutete sich beiderseits Friedensbereitschaft an, die Lübecks bekannter Bürgermeister Castorp im Interesse der Hansestädte 1463/64 in Verhandlungen zu einem konkreten Friedensschluß führen wollte.
Der Polenkönig hielt sich im Abspiel der Tragödie von der Zerstörung Preußens als Statist im Hintergrund, bis ihn die Hauptakteure schließlich in die vorderste Reihe schoben.
Unter dem Vorsitz des Bischofs Arnold von Lübeck führten die Sendboten aus Lübeck, Rostock, Wismar und Lüneburg erste Friedensverhandlungen auf dem Ratstag zu Thorn 1464 zwischen den Abgeordneten des Königs und den Ordensgesandten. Zunächst nahmen die Polen daran Anstoß, daß der Vollmachtsbrief des Ordens in deutscher Sprache abgefaßt war; die Gesandten des Ordens dagegen beschwerten sich, daß der polnische König sich in seinem Vollmachtsbriefe bereits »Herr und Erbeling in Preußen« nenne, über welches Recht man ja eben erst durch die Verhandlung die Entscheidung erwartete. Nach Abänderung der Briefe begann man mit dem Verhör der Polen.
Sie versuchten auf alle erdenkliche Weise ihre Rechte auf das Kulmerland, Michelau und Pommerellen zu beweisen und beriefen sich dabei auf ihren Stammesvater Lech :

»Durch Lechs Nachkömmlinge, die Lechiten, sind auch die genannten Lande zuerst besetzt und bevölkert worden; das beweisen die polnischen Namen der Burgen, Städte und Dörfer dieser Lande ...« *J.Voigt*

Die Ordensbevollmächtigten begannen daraufhin ihre Gegenrede von Adams Zeiten, wie es scheint, nicht ohne Spott. Wer nach Adams Vertreibung aus dem Paradiese die Länder der Welt zuerst besetzt habe, wisse kein Mensch. Dann setzten sie den Polen auseinander, wie jedes der Lande auf die rechtmäßigste Weise an den Orden gekommen sei.
So stritt man miteinander, und es war der hansestädtischen Gesandtschaft nicht vergönnt, die Parteien zu befrieden.

Zwei Jahre später, im März 1466, erschien eine Abordnung des Preußischen Bundes in Petrikau (bei Lodz) und gab vor dem König folgende Erklärung ab:

»Wir sind so verarmt, daß wir nur noch die roten Mauern um uns haben.
Wollet Ihr uns eine gute Antwort geben, so haltet Euch, wie Ihr verheißet, denn wir werden daheim von den Unsrigen verspottet, weil selten erfolget, was wir in Eurem Namen zugesagt.
Marienburg habt Ihr einem Fremdling übergeben, gleich als dürftet Ihr uns, einem geschworenen Manne, nicht vertrauen. Schon gleicht das Schloss einem Stalle, kein Ziegel auf den Dächern, die Brücken unverbessert, das Volk murret.
Tut unser König also im Kriege, da er unser noch bedarf, was wird geschehen im Frieden? Unsere Rechte habt Ihr zu mehren gelobt, nicht aber zu mindern; nun aber müssen wir von Knechtes Knechten mancherlei Übermut dulden. Polen und Preußen sollen Brüder sein.
Um der Sklaverei zu entrinnen, haben wir den schweren Krieg begonnen und sind nun Sklaven mehr als je zuvor. Der Gast verzehrt, was dem Wirte gebühret; jener ist Herr, dieser Knecht.
Der Unsern Armut ist so groß, daß sie keine Klage an Euch bringen können, weil es ihnen an Reisezehrung gebricht.
Wir fordern Gerechtigkeit, denn wo die mangelt, da werden Könige und Fürsten aus ihren Ländern vertrieben.
Nicht ohne Bewilligung der Preußischen Stände Güter zu verleihen hat Eure Gnade uns zugesagt, doch seid Ihr so leichtfertig, fremden Gästen Städte und Schlösser einzuräumen, davon zu besorgen ist, daß einige Raubschlösser bleiben werden.
Die armen Leute im Werder gehen zugrunde, durch ungebührliche Frondienste gedrückt, und weil die Dämme gegen Eure Verheißung ungebessert bleiben. Wollt Ihr das alles nicht wandeln, so müssen wir uns selber helfen.«

(Wernicke, Geschichte Thorns)

Verzweiflung spricht aus den Worten und auch Bitterkeit klingt an, daß man die Geister, die man in der Hoffnung auf Besserung der Zustände rief, nun nicht mehr loswerde.

Erst die Vermittlung des päpstlichen Legaten führte am **19. Oktober 1466** zum Abschluß eines Vertrages, dem

ZWEITEN THORNER FRIEDEN

Das Ordensland wurde gespalten.
Der westliche Teil, nunmehr Westpreußen,
wurde das »Preußen königlich polnischen Anteils«
oder auch »Königlich Preußen« genannt.

Vom Ordensland gelöst wurden : Pommerellen und Danzig, einschließlich des größten Teils der Nehrung; Stadt und Landkreis Elbing; Marienburg mit dem Großen und Kleinen Werder; Stuhm und Christburg sowie das Kulmerland und die Michelau.

Dem Orden verblieb: das östliche Preußen, einschließlich der Kreise Marienwerder und Rosenberg. Das Bistum Ermland wurde ein selbstständiges Herrschaftsgebiet.

Der letzte Hochmeister Gesamtpreußens, Ludwig von Erlichshausen, der noch auf eine lange Amtszeit in der Marienburg zurückblicken konnte, verstarb 1467 gramgebeugt in der neuen Residenz Königsberg. Er fand seine letzte Ruhestätte im Chor des Königsberger Doms.

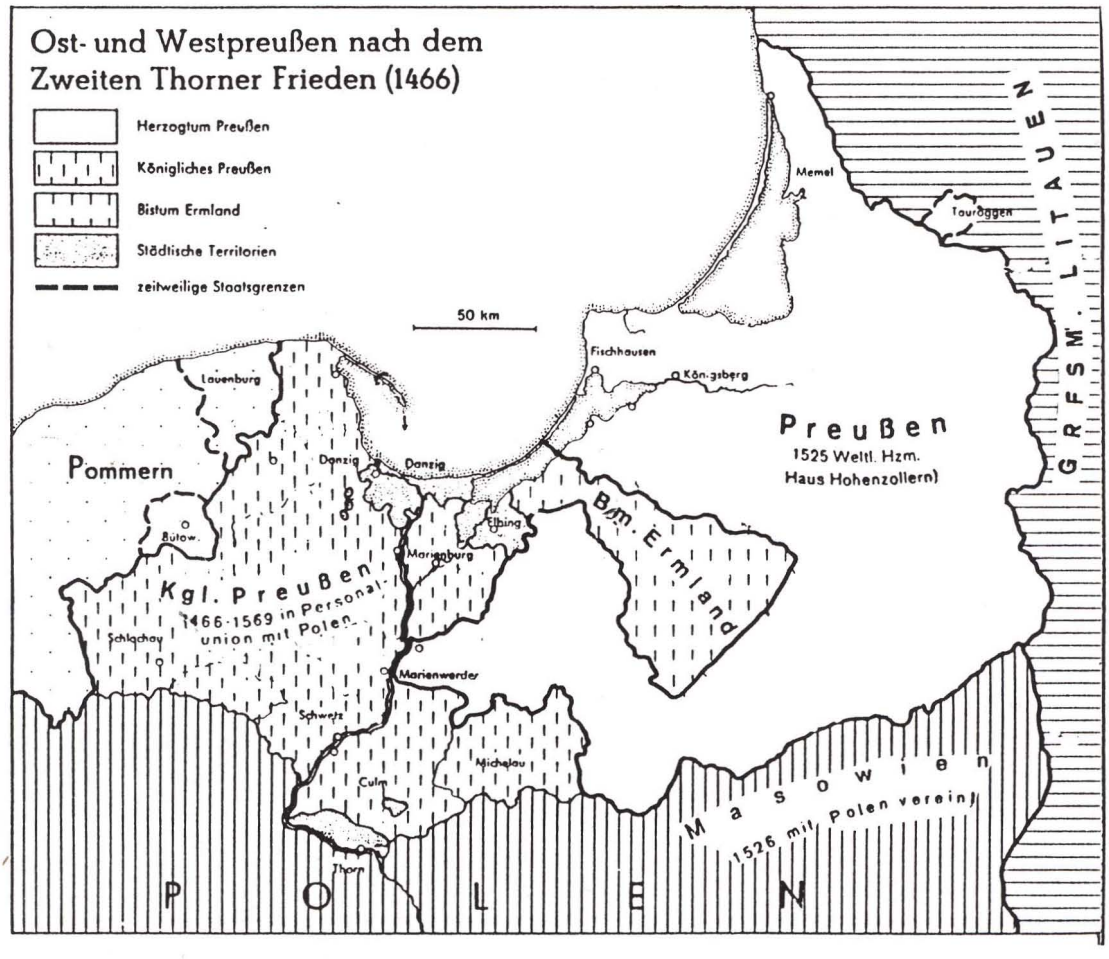
Obgleich unter verschiedenen Landesherren, bleiben beide Teile auch künftig deutsches Land. Die formende und einigende Kraft der deutschen Sprache wie auch die kulturelle und zivilisatorische Prägung durch den Deutschen Ritterorden in Verwaltung und Gesittung blieben - mit Einschränkung - erhalten.

1466 - 1772

Westliches Preußen

unter polnischer Oberhoheit

Der 2. Thorner Friede markierte für unser Dorf Margenau und alle anderen Werderdörfer eine Zeitenwende.
Die Landkarte zeigt die neuen Grenzen, die Polen diktiert hatte, aber damals noch alles an Ort und Stelle beließ, jedenfalls die Menschen. Die Warenströme mußten sich mit der Zeit etwas umorientieren, doch vieles blieb beim alten, zuallererst Sprache und Gesittung, großenteils auch die Verwaltung.



Die Teilung
Westl. Poln.Preußen - Östl. Ordensland Preußen

Der östliche Teil Preußens blieb Deutschordensland. Der Hochmeister residierte in Königsberg, und wenn er von dort nach Pr. Holland wollte, mußte er um das bistümliche Ermland einen großen Bogen machen.



Der Übergang vom Ordensland zum Königlichen Preußen

» . . . Die Ausgleichung und Feststellung der so vielfach verwirrten und durch den langen Krieg aus ihren Fugen verrückten Verhältnissen, die zum Theil auch mit der Trennung der westlichen und östlichen Lande verknüpft waren, veranlaßten auch im Jahre 1467 noch viele Berathungen und Verhandlungen, die nicht immer mit schon völlig ruhigem Geiste und besonnener Ueberlegung geführt wurden, denn nach so langer Zwietracht und so bitterer Feindschaft waren die Gemüther noch in einer viel zu gereizten Spannung, als daß der Friede auf dem Pergamente sogleich alle Leidenschaft und jede Aufwallung des alten Hasses hätte ersticken können.
Ueberhaupt ließen noch eine Menge einzelner hie und da eintretender Ereignisse, wie das Aufhalten einzelner Schiffe, die Wegnahme von Kaufwaren, die Auflegung neuer Zölle auf Handelsproducte, die gegenseitige Auslieferung der Gefangenen und vieles andere der Art den Frieden noch keineswegs zu gedeihlicher Festigkeit gelangen.

Um einen Theil dieser störenden Verhältnisse durch eine gemeinschaftliche Berathung zu beseitigen, hatte man sich über eine T a g f a h r t z u E l b i n g vereinigt. Es erschienen dort am 15ten Februar von Seiten des Ordens der Ordensspittler, jetzt zugleich Komthur zu Holland, der Ritter Georg von Kottenheim und Bevollmächtigte der drei Stadtteile Königsbergs, von Seiten des Königes der Gubernator S t i b o r v o n B a i s e n , der jetzt zugleich zum W o i w o d e n v o n M a r i e n b u r g ernannt war, Otto von Machwitz, Nicolaus von Pfleilsdorf, Ludwig von Mortangen, Fabian von Maul, Woiwoden der Pommerellischen, Danziger, Kulmischen und Elbingischen Gebiete, auch der junge Hans von Baisen, des verstorbenen Gubernators Sohn und Bevollmächtigte von Danzig und Elbing.
Man fand nothwendig, sich über mehrere Landesverhältnisse zu berathen, über die man sich im Frieden zu Thorn noch nicht verständigt.
Der Gubernator, der die Verhandlung leitete, brachte zuerst die Frage zur Sprache: wie es mit der M ü n z e in beiden Landen zu halten sey ? Die in den letzten Zeiten im Ordensgebiete geschlagene Münze hatte einen so außerordentlich geringhaltigen Werth, daß auch selbst dadurch aller Handel und Verkehr mit dem Auslande gestört war und nicht einmal die nöthigsten Lebensbedürfnisse, wie z.B. Salz herbeigeschafft werden konnte, weil mit der Landesmünze dem Ausländer keine genügende Bezahlung zu leisten möglich war.
Ebenso hatte man bisher die Ordensmünze in den königlichen Städten und wiederum die Münze dieser letztern im Ordensgebiete nicht annehmen wollen, wodurch auch hier nicht bloß aller Verkehr abgeschnitten, sondern auch eine Menge anderer Mißverhältnisse in den sich so nahe berührenden Landen eingetreten war.

Die Sache war überhaupt von um so größerer Wichtigkeit, weil man dabei theils die Interessen der beiden Landesherren und der beiderseitigen Lande, theils auch das allgemeine Landesinteresse gegen das Ausland ins Auge zu fassen hatte.
Man erkannte wohl, daß ohne eine durchgreifende Veränderung im Münzwesen ein Emporheben des Landes zu Wohlstand und Gedeihen ganz unmöglich sey.

Nach mehrtägigen Berathungen und einer durch Sachverständige vorgenommenen Prüfung des verschiedenen Münzgehaltes ward der Beschluß gefaßt: die von beiden Theilen neu geschlagene Münze solle an Werth, Grad und Gewicht durchaus gleich seyn und ebenso von gleichem Gepräge, nämlich auf der einen Seite des Königes, auf der andern des Ordens Gepräge oder Wappen. Die hochmeisterliche Münze und die der Städte Thorn, Elbing und Danzig solle dann ohne Widerrede und ohne Unterschied allenthalben angenommen werden.
. . . endlich sollten, um die Bestimmungen über den Münzwerth und Münzgehalt aufrecht und in Geltung zu erhalten, von Zeit zu Zeit aus jeder der größern Städte s.g. Münzprobierer zusammenkommen, um eine Münzprüfung vorzunehmen. . . « .

Nun - das Leben geht weiter, sagt man so leicht hin - aber für die M a r g e n a u e r und alle Orte im Werder überhaupt war der lange Bürgerkrieg eine unbeschreiblich schlimme Zeit gewesen. Sie hatte in der Tat doch häufig das Leben ins Stocken gebracht: Die Plünderungen, die Brandschatzungen durch eigene Landsleute und Polen und alles, was die sterbende Ordnung im Gefolge hatte - die Vernachlässigung der Deiche und die Überschwemmungen, die mangelnde ordentliche Versorgung mit Gütern, die von ferne herkamen, Krankheiten und Seuchen - alles das hatte in den dreizehn Jahren vor allem das Werder gründlich zerstört.

Die großen Städte waren glimpflich davongekommen. Sie hatten ihre riesigen vollen Speicher, ein intaktes Gewerbe, ihren kompletten Stadtrat und ihre eigene Wehr, hohe Mauern, Falltore und Zugbrücken. Marodierendes Gesindel ohne Herren und Recht zog lieber gefahrlos durch Brodsack und Eichwalde, durch Lichtenau und Margenau, schlachtete Schwein und Kuh nach Belieben, plünderte die Räucherkammern der Bauern, bediente sich freimütig in den Regalen der Speisekammern und nächtigte auf den Böden oder im warmen Stroh der Scheunen.

Was war 1466 von unserm Dorf geblieben? Keine Chronik nimmt sich des einzelnen Dorfes an. So wissen wir nichts, und das Bild für den nachfahrenden Historienschreiber bleibt vage, blaß und trübe. Vielleicht reicht ihm die Phantasie, sich auf dem Dorfanger und längst der Straße noch zwei oder drei intakte Höfe vorstellen zu können, sonst aber nur ein paar Hütten und Brandstellen mit verkohltem Gebälk.
Die Felder, vereinzelt gepflügt und bestellt, viel wucherndes Unkraut auf den Flächen und gedrückt dreinschauende Menschen. Aber das Leben ging weiter. Es bedurfte nur des Friedens und einer Spanne Zeit, bis über dem alten Elend wieder Korn und Blumen wachsen konnten und die Kraft und das Lachen zurückkehrten.

Die neuen Herren - die neue Verwaltung

Sie saßen in der Marienburg, sprachen deutsch und polnisch, aber kümmerten die neu ernannten Westpreußen noch wenig, sagte man doch, daß so viel sich gar nicht geändert habe; denn der Herr Stibor von Baysen, der »Statthalter« der polnischen Krone und »Anwalt der Lande Preußen«, wie sein Titel zunächst lautete, sei doch wieder ein Preuße und spreche auch deutsch wie sie. Wohl nenne er sich nicht Hochmeister sondern Hauptmann oder Woiwode und die alte Komturei sei jetzt eben eine Starostei, Teil der Woiwodschaft . Und diese Bezeichnungen seien auch gar nicht mal so fremd, denn hinter Kulm und Schöneck hatte das ja immer schon so geheißen, und der große König wohnte auf seinem fernen Schloß in Krakau und würde sich in Leske und Margenau wohl nie blicken lassen, wie es doch die Hochmeister bei ihren Umritten getan hatten.
Bald war denn der König Kasimir im Volksempfinden eben auch der König in Preußen und nicht nur der in Polen. So war das alles wohl keiner großen Sorge wert, denn das Leben mußte ja weitergehen - und es ging.

Stibor von Baysen

Biographisch ist über Stibor von Baysen zu sagen, daß auch er im Jahre 1440 bei Gründung des Preußischen Bundes sogleich diesem beigetreten war und sich vom Orden losgesagt hatte. Aber erst zehn Jahre später, schon während des Bürgerkrieges, wurde er politisch aktiv und organisierte den Angriff auf Marienburg; aber seine fehlende Kriegserfahrung, der geringe Eifer der bunt zusammengewürfelten Söldner sowie Mangel an Gerät und Geld verhinderten, daß Marienburg eingenommen wurde, wie wir wissen.
Erst 1459, nachdem sein Bruder Hans gestorben war, beauftragte ihn der Polenkönig mit der Zukunftsaufgabe als Statthalter. Er hatte große Schwierigkeiten, weil sich die Unzufriedenheit über den Bund bald breitmachte, da die Polen in der neuen Verwaltung geringe Leistungen zeigten, so daß er schon 1465 »wegen des allgemeinen Ungehorsams« mit dem Rücktritt drohte.
Dennoch hielt er durch und behauptete seine alten Funktionen, aber der König bewilligte ihm später nur den Titel »Oberster Landeshauptmann«.
1472 erhielt er dann die Woiwodschaft Marienburg, aber ins Schloß durfte er nicht. So blieb er in Stuhm, dem Sitz der Hauptmannschaft. Als er 1480 starb, folgte ihm im Amt sein jüngerer Sohn Nikolaus.
Die neue Landesherrschaft hatte zum Neuanfang einigen Erleichterungen zugestimmt:

* die Leute sollten die niedrigen Abgaben wie zur Ordenszeit einstweilen behalten;
* alle Bauern, die auf ihre alten Höfe zurückkehrten, würden fünf Jahre zinsfrei bleiben;
* alles Eigentum der Geflohenen, das der Polenkönig inzwischen an andere verschenkt hatte, sollte wieder zurückgegeben werden;
* auch alle Verbannten und Beraubten würden ihr Erbe zurückerhalten und
* das Kulmische Recht würde bald landesweit Geltung haben.

Marienburg weiterhin Landesmittelpunkt

Das ganze Königliche Preußen wurde in drei Woiwodschaften eingeteilt: Kulm, Marienburg und Pommerellen.
Der Woiwode war oberster Beamter seines Bereichs. Er war neben den Bischöfen von Ermland und Kulm Mitglied des Landesrats wie auch die drei großen Städte Thorn, Elbing und Danzig, die je zwei Abgeordnete entsandten, aber nur mit einer Stimme pro Stadt.
Im folgenden sind jene Woiwoden, also die Landeshauptleute, aufgeführt, die damals für unser Heimatgebiet zwischen Weichsel und Nogat die Verantwortung trugen:

Stibor von Baysen	1467 - 1480	Stenzel Dzialynski	1611 - 1615
Nikolaus von Baysen	1480 - 1503	Johann Weiher	1615 - 1617
Matthias Rabe	1503 - 1514	Stenzel Konarski	1617 - 1625
Georg von Baysen	1514 - 1546	Samuel Dzialynski	1625 - 1629
Achaz von Zehmen	1546 - 1605	Samuel Konarski	1629 - 1641
Georg Kostka	1605 - 1611	Nicolaus Weiher	1641 - 1643

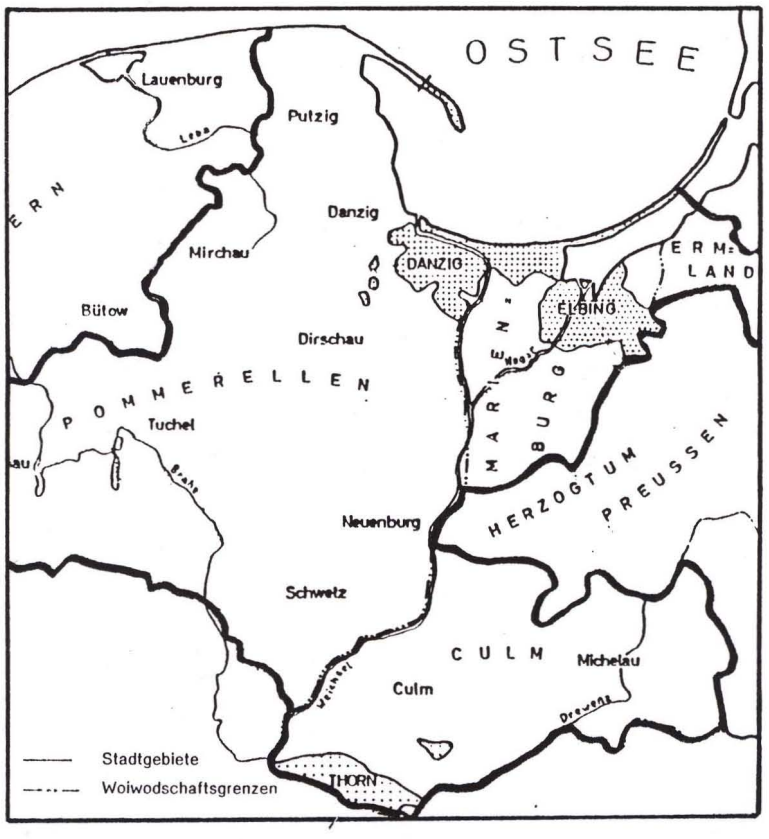
Der obengenannte Landesrat nun mußte nicht nur dem König einen Eid leisten, sondern auch dem Land Preußen.
Neben diesen »Oberständen« gab es eine Vertretung des Adels und der kleinen Städte in den »Unterständen«. Beide zusammen bildeten den Landtag und damit die allein maßgebende Körperschaft des Ständestaates. Einberufen wurde er jeweils vom Obersten Landeshauptmann, zunächst also von Stibor von Baysen.

So weit hatten sich die Westpreußen in der Erhaltung ihrer eigenen Art ein eigenes Instrumentarium geschaffen. Auch hatten sie darauf bestanden, daß diese dadurch unterstrichen wurde, daß der König dem Lande Preußen einen Sondereid leisten mußte. Auch waren ihnen die alten preußischen Privilegien bestätigt worden. Im inneren Gepräge sollte das Land deutsch bleiben.
Danach erst waren die preußischen Stände verpflichtet, dem neuen Landesherrn zu huldigen, und zwar auf preußischem Boden.

Von folgender Zeittafel ist abzulesen, welche polnischen Könige während der besagten dreihundert Jahre Landesherren im westlichen Preußen waren:

Kasimir IV. (1466 - 1492)
Johann Albrecht (1492 - 1501)
Alexander (1501 - 1506)
Sigismund I. (1506 - 1548)
Sigismund II. August (1548 - 1572)
Heinrich v. Valois (1573 - 1574)
Stephan Bathory (1576 - 1586)
Sigismund III. (Wasa) von Polen
'und Schweden' (1587 - 1632)
Wladislaw IV. (Wasa) (1632 - 1648)
Johann II. Casimir (Wasa) (1648 - 1668)
Michael Corybut (1669 - 1673)
Johann III. Sobieski (1674 - 1696)
August II.v.Sachsen, der Starke (1697 - 1704)
Stanislaus I. Leszczynski (1704 - 1709)
August II.v.Sachsen, der Starke (1709 - 1733)
Stanislaus Leszczynski (1733 - 1734)
August III.v. Sachsen (1734-1763)
Stanislaus II. August (Poniatowski)
(1764 - 1795)

Die Unterbereiche der Woiwodschaften bildeten die S t a r o s t e i e n . Sie entsprachen in etwa den Komtureien der Ordenszeit.
So gab es für die Woiwodschaft Marienburg die Starosteien Tolkemit, Stuhm, Christburg und eben M a r i e n b u r g , deren größter Teil u n s e r W e r d e r war.

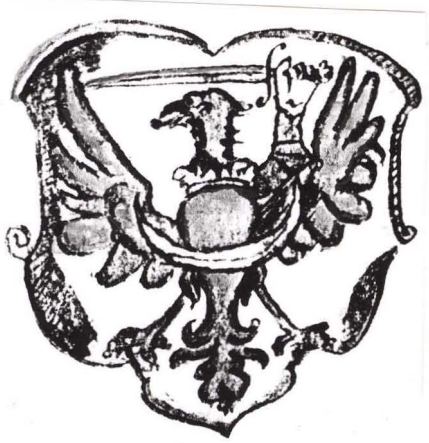


Ständestaat Preußen 1466 - 1772

Das Wappen

Unsere spätere Heimat war offiziell zunächst namenlos; denn WEST-PREUSSEN deutete mehr die Himmelsrichtung an, war also eher eine geographische Bezeichnung, als daß es schon jetzt eine urkundliche Norm wurde.

Bald bürgerten sich mehrere Begriffe ein: Königliches Preußen, Preußen Königlichen Antheils oder Preußen Königlich Polnischen Antheils.



Und auch im W a p p e n behielt unser Land seine Identität: den alten Reichsadler aus dem Schild und Banner der Hochmeister in den Farben des Deutschen Ordens, in Schwarz auf weißem Grund.
Es wurde nicht feierlich als Staatswappen verkündet; denn die Staatlichkeit in Personalunion mit Polen war doch eben eine labile Existenz. Und so führte das neue Hoheitszeichen zunächst Stibor von Baysen, der westpreußische Gubernator, als Amtssiegel, bis es nach dessen Todesjahr 1 4 8 0 L a n d e s s i e g e l wurde.
Und von Beginn an erwuchs dem Adler aus einem der Flügel ein Schwertarm - Zeichen der Wehrhaftigkeit, aber auch der fortwährenden Gefährdung.
Eine recht urwüchsige Abbildung zeigt das obenstehende Wappen auf einer alten Urkunde.



Aber auch auf den kleineren Münzsorten - Schilling, Groschen, Pfennig - des 16. Jahrhunderts erscheint es. Aufbewahrungsort des Landessiegels war Elbing.

Auf dem Thorner Städtetag 1613 legten Danziger Abgesandte dann einen neuen Entwurf mit der Umschrift SIGILLUM TERRARUM PRUSSIAE vor, die 1586 bereits festgelegt war.

Vom Waſſer-Schaden.

(1466 - 1600)

Über die immer wieder hereinbrechenden Dammbrüche in unserm Heimatraum soll - nach Zeitabschnitten gegliedert und der besseren Übersicht wegen - in Zusammenfassungen berichtet werden:

1 4 6 6 *»dienstags nach Palmarum riß die Weichsel aus auf Zatkau nahe bei Dirschau ..... So riß es auch aus zu beyden Seiten an der Nogath, davon den Leuthen im grossen Werder und in der Nehrung ein mercklicher Schaden entstund.«*

1 4 7 2 am Fastnachtsmontag brach der Nogatdeich beiderseits bei Sommerauerort in der Gegend der Marienauer Wachtbude. Im folgenden Jahr wurden dort 1440 Pfähle zur Befestigung des Dammes eingerammt, und Kasimir IV. half dem Werder mit einer Geldgabe von 100 Mark. *(»Das Jahr hernach wurden an demselben Ort gestossen 24. Schock Heyde-Holtz / und gab der König Casimirus dem Werder zu Hülfe 100. Marck.«)*
Auch durften fortan die Werderaner Holz zum Stopfen der Brüche aus den Wäldern von Stuhm und Elbing holen.

Wie die Groß-Werder-Deichkommune mit den obengenannten Unbilden des Wassers fertig wurde, ist im einzelnen nicht mehr feststellbar. Erwähnt sei hier, daß Ladekopp, Tiege, Orloff, Reimerswalde und Tiegenhagen nicht zur Kore gehörten. Sie waren sozusagen »im Wasser« gegründet (damals Haffkampen), hatten besonders erschwerte Kulturarbeit geleistet und hatten wegen des Oberwassers noch immer an ihren Dorfumwallungen zu schaffen.

1 4 7 6 brach der linke Weichseldeich und überschwemmte das Danziger Werder.

1 4 9 7 wird zum 6. Januar, den Heiligen drei Königen, von einem gewaltigen Nordost-Sturm berichtet, der die Nehrung überspülte und das Pillauer Tief aufriß.

1 5 2 6 ereignete sich der furchtbare Dammbruch an der Weichsel bei Schöneberg, den Abraham Hartwich dramatisch schildert:

»Anno 1526. den 15. Martii war der Donnerstag vor Lätare / als I. K. M. Sigismundus I. ins Land Preussen gekommen / und mit grosser Solennität zu Marjenburg eingeritten war / ist die folgende Nacht der Thamm bey Schönberg ausgerissen / welcher Bruch erschröcklich grossen Schaden gethan / daß auch I.K.Maj. selbst dahin zu reisen / und den Ausbruch zu besichtigen sich bemühet hat; und als Ihre Kön. Maj. den unermeßlichen grossen Schaden und das Verderben Seiner Untersassen gesehen / sind ihm die Thränen aus den Augen gelaufen.

Wie aber die Teichgräf und Geschworne / und auch die gantze Gemeine Ihre Königl. Majest. umb guten Raht unterthänigst angetreten und gebethen / hat Ihre Königl. Majest. gesprochen: Der Raht stünde bey GOTT und ihnen; sie solten ihren möglichen Fleiß denselben Bruch zu fangen nicht sparen / sie und ihre Kinder soltens genüssen.

Es hat aber derselbe Bruch 5. Jahr lang gelaufen / ehe er vollkommen hat können gefangen werden. Man hat die grösseste und längste Masten gebraucht zu stopfen / und hat doch in einem Jahr wenig ausgericht. Die Leute waren damahls sehr arm und unvermögend / und konnten dieses wichtige Werck nicht bald zum Stande bringen / deswegen sie die umbliegende Städte Dantzig / Elbing und Marjenburg / wie auch den Hertzog aus Preussen umb Hülfe anflehen musten.«

An einigen Stellen war der Damm auf einer Breite von 18, an anderen von 30 Ruten weggeschwemmt worden - bei etwa 2 Ruten Tiefe (1 kulm. Rute = 4,32 m, 1 preuß. Rute = 3,77 m). Die Bemühungen der damaligen Werderbauern, die schützenden Dämme in dem gewaltigen fruchtbaren Stromgebiet wieder herzurichten, die Fluren ertragreich zu machen und ihren eigenen Lebensunterhalt zu sichern, liest sich wie ein nicht enden wollender Katalog von Verzweiflungstaten, von Bittstellerei beim König, bei den Städten und beim Adel.



Erich Scholtis, Danziger Werder unter Wasser, 1945, Aquarell

Aber die wirtschaftliche Ohnmacht des Staates, der Egoismus aus Gewinnsucht der Städte und Stände waren wohl keine Basis, um ans Gemeinwohl zu denken. Alle Eingaben an den Landtag wurden zerredet und verblieben letztendlich in der Mappe »unerledigt« . Es war eine schlimme Zeit!

Auf dem nächsten Landtag in Marienburg 1527 erklärten die Geschworenen der Werder erneut, sie seien nicht imstande zu scharwerken, es fehle an allem. Man brauchte 10 Schock Holz von 65 bis 75 Fuß Länge (1 Schock = 60 Stück), 4 - 6 Schock von 40 bis 45 Fuß Länge, einige tausend Fuder Strauch, 30 Kähne zum Erdfahren, einige davon mit 16 Mann besetzt und 3 Kähne mit Rammen zum Einpfahlen.

Man wandte sich mit der Bitte an den König, das benötigte Holz in den masurischen Wäldern zu fällen, es dann im Frühjahr die Weichsel hinabzuflößen und die Flöße an den Weichselrändern mit Strauch und Reisig aufzufüllen, weil doch in der Nähe der Bruchstellen die Restwälder im Werder sehr 'verhauen' seien.

Aber vergebens waren die Bitten der Werderkommune, und auch bei den Städten und beim Adel fand man nur taube Ohren. Über fünf volle Jahre blieb die Wunde offen.

An der nördlichen Wand des Turmportales der Schöneberger Kirche ist auf weißer Kalktünche folgende Inschrift aufgemalt (1912 erneuert):

Anno 1526 don ist die
Weysel ausgerissen bey der
fer ist in diesem jahr
nicht gefangen worden.

1 5 4 0 brach die Weichsel wieder an zwei Stellen aus. Bei Käsemark war der größte Bruch, und das gesamte unter dem Meeresspiegel gelegene Gebiet des Danziger Werders glich einer großen Wasserwüste.

» . . . und das Wasser lief in das Kleine (damahls Dantziger) Werder / ersäufte 16 Dörfer mit Menschen und Vieh / daß es ein grosser Jammer war / es trieb auch etliche Häuser weg / mit Volck / Kinder und Vieh / nebst allem was sie auf die Böden gebracht hatten. Auch lief das Wasser auf die langen Garten und ersäufte sie. Da fuhren sie mit Kahnen in die Häuser / etliche giengen bis an die Arme in das Wasser / daß sie das Ihrige aus den Häusern erretten möchten.
Anno 1543 am stillen Freytage / war abermahl im Dantziger Werder ein Weichsel-Bruch mit mercklichem Schaden.« (Abraham Hartwich)

Allmählich durchwuchs das Land mit Rohr, und es brauchte noch mehr als vier Jahre, um wieder zu trocknen. Es fehlte den Bauern an Holz und anderem Baumaterial, um die Dammbrüche zu beseitigen, und sie wurden so entmutigt, daß viele ans Abwandern dachten.

1 5 9 0 oder 1 5 9 5 am Ostertage erfolgten ein Nogatbruch bei Vogelsang und ein Weichselbruch bei der Damerauer Wachtbude. Durch diese beiden Brüche hat das ganze große Werder unter Wasser gestanden, und an vielen Orten hat es bis an die Dächer gereicht. Da als Folge der Brüche 15 Huben Land versandet waren und viel Vieh ums Leben gekommen ist, haben viele Leute aus dem Werder weichen müssen.
Diese beiden Ausbrüche sind durch schwere Arbeit und große Kosten noch in demselben Jahre von den Einwohnern gefangen worden.

Das Werder wird »Königliches Tafelgut«

Überhaupt erhielten das Große wie das Kleine Werder und anfangs auch das Dirschauer Gebiet territorial eine Sonderstellung: sie wurden königliches Tafelgut.

Was das denn wohl heiße, werden die Margenauer Bauern ihren Dorfschulzen gefragt haben, der sich jetzt nun unter dem Wortbaldachin eines » Königlichen Dorfschulzen« sonnen durfte. Der allerdings hatte vom Starosten in der Burg nur gesagt bekommen, daß sich gegenüber der Ordenszeit nicht viel ändern solle. Aber daß ihr Werder nun ein Tafelgut des polnischen Königs sein würde, wurde bald argwöhnisch hinterfragt.
So ließ sich denn auch bald vernehmen, daß die laufenden Abgaben, die Früchte ihrer Arbeit, nicht dem Gemeinwohl zugute kämen, sondern in die königliche Privatschatulle flössen und für die üppige Hofhaltung in der Krakauer Residenz »verpulvert« würden.
Das führte im Dorfkrug auf dem Anger zu hitzigen Debatten, schien doch für die besondere Landkultur des Werders nun weniger Geld als früher dazusein, für die Unterhaltung der Dämme, für Pflege der Gräben, für Schöpfmühlen und vieles mehr. Man murrte schon hörbar, lag doch nach dem langen Krieg vieles im argen, und die Zukunft warf lange Schatten. Doch man mußte sich fügen.
Der Marienburger Starost erhielt als »königlicher Ökonom« den Auftrag, die Zinsen in den Dörfern einzutreiben und an die Staatskasse abzuführen. Die Ehre, königliches Tafelgut zu sein, hatte also ihren Preis.
Und man änderte noch einiges mehr: die alten Ordenshöfe Montau (36 Hufen), Leske (25 Hufen), Kaminke (17 Hufen), Warnau, Lesewitz, Kalthof (22 Hufen) und die Scharpau gingen als Staatsgüter (Vorwerke) in den Besitz des Königs über.
Die Warnauer Ländereien mit ihrem Wald erhielt 1471 ein gewisser Koscieliec, ein Getreuer Kasimirs IV., und die Siedlung, die dort entstand, hieß fortan Koscielicko, nach 1772 wieder Warnau und heute natürlich erneut Koscieleczki.

Das große Fischamt der Ordenszeit, die Scharpau, an Linau und Elbinger Weichsel hatte ihre eigene Geschichte. Der König übergab sie dem Bischof von Ermland, und dann kam sie endlich nach langen Grenzstreitigkeiten zum Danziger Gebiet, nachdem Bischof Ferber sie 1529 der Stadt für 15.000 Mark verkauft hatte.

Die Gradlinigkeit und Beständigkeit der Ordensverwaltung hatte im Weichselmündungsgebiet wechselnden Wirtschaftsinteressen, Vetternwirtschaft und auch bereits korruptiven Elementen Platz gemacht.
Die häufigen verwüstenden Überschwemmungen waren nicht nur Naturereignisse schlechthin, sondern vielfach polnische Mißwirtschaft auf dem Ordnungssektor. Der geschlossene Deichverband der Werder-Kommune funktionierte nicht mehr wie früher. Die Kompetenzen zersplitterten. Die geldgewaltigen Danziger konnten an der Montauer Spitze eine Buhne anlegen, um das Wasser, das zuvor in die Nogat floß, in ihre Weichselmündung abzuleiten. Zudem reichte das Danziger Territorium von der Nehrung bis tief ins Werder (Altebabke, Beiershorst).

Das Elbinger Gebiet wiederum reichte über Jungfer und Gr.Mausdorf bis nach Fürstenau, und letztendlich hatte der Polenkönig in chronischer Geldnot große Ländereien zwischen Bärwalde und der Tiege an leihfreudige Bankiers aus den großen Städten verpfändet, die in diesem Niederungsgebiet als dritte und vierte Territorialherren schalteten und walteten und den be- und entwässerungsmäßigen delikaten Einheitskomplex »Weichseldelta« nicht mehr beherrschten. So wurden die Zuständigkeiten nicht mehr koordiniert und streng überwacht, und Schlamperei machte das einst ausgeklügelte System des Ordens zunichte.
Verheerende Überschwemmungen waren die Folge, die vor allem die Depressionsgebiete trafen, in denen Pfandherren saßen und mit großem Privatkapital nach den Deichreparaturen Menschen suchten, die die guten, aber wüst gewordenen Böden neu kultivierten und den Herren Feldstedt und Loitz zu Gewinnen verhalfen.

Margenau indeß, etwas höher schon im Stammwerder und innerhalb der alten Marienburger Ökonomie gelegen, war etwas besser dran.
Erst recht natürlich das Oberwerder, das von den Wassernöten fast vollends verschont geblieben war, dafür aber hier andere Übel aus den Kriegswirren zu beheben gewesen waren.
Von Abraham Hartwich, dem späteren Pfarrer von Lindenau und Werderchronisten, erfahren wir manches auch über die seinerzeitigen Landesverhältnisse:

»... Nach diesem Frieden / als die Bauren ihre wüste Aecker wieder besäen und bearbeiten konten / war eine so wolfeile Zeit im Lande / daß ein Scheffel Korn ist gekaufet worden vor 6. Schilling / Weitzen umb anderthalb Vierdung / Gersten umb 10. Schilling / Habern umb drey / Erbsen umb eylf Schilling / und an allerhand Fischwerck war eine so grosse Menge vor weniges Geld / als es jemahls gewesen war. Die Ursache dessen war / weil die Aecker nach so langer Ruhe zweyfältig trugen / und doch wenig Baarschafft im Lande war...«.

Hiernach lief die Lebensmittelversorgung wieder in guten Bahnen, nur die Einkünfte der Bauern blieben gering, derweil die Sehnsucht nach der guten alten Zeit dennoch größer wurde, hatte es im Thorner Vertrag doch auch geheißen, daß Ämter und Güter in Preußen nur an Landeskinder zu vergeben seien. Dennoch ernannte der König schon 1464 den Polen Kielbassa zum Bischof von Kulm und zum Administrator von Pomesanien, zu dem das Werder gehörte.
Daß die Bestrebungen allmählich wuchsen, die preußischen Gebiete zu p o l o n i s i e r e n, bezeugte auch die Einführung der polnischen Liturgie in Danziger Kirchen, wogegen der Rat heftig protestierte und dieses schließlich über eine päpstliche Bulle verhinderte.

So erwies sich die d e u t s c h e S p r a c h e und mit ihr das deutsch-preußische Volkstum als eine schützende U r k r a f t, weshalb die Landessprache auf den Tagungen des preußischen Rats als Verhandlungssprache mit Eifer gehütet wurde.
Der polnische König mußte auf diesen Landtagen seine Wünsche durch Gesandte in deutscher Sprache vortragen lassen.

Inhaltlich war aber vieles in der Verwaltung fremdbestimmt, und Schlampereien schlichen sich ein. So waren fortan Disziplin und erhöhter Kraftaufwand nötig, um sie zu korrigieren oder in Grenzen zu halten.
Dennoch erholten sich die Dörfer im Werder wirtschaftlich allmählich trotz mancher Widerstände, da die preußische Landesverwaltung im Kern in die neue Zeit hinübergerettet war. Auch die lange Friedenszeit tat das ihre.

Der Geldadel entdeckt das Große Werder

Nach dem 13jährigen Krieg und dem Beginn der polnischen Zeit in unserm Heimatraum (1466) wurde die schon immer chronische Geldknappheit des neuen Herrn wiederum sichtbar. Umfangreiche Tuchlieferungen des Danziger Ratsherrn und Großhändlers Roloff Feldstedt an die polnischen Truppen waren zu begleichen, doch es fehlten die Mittel.
Der Ausweg: Teile des so überaus fruchtbaren Marienburger Werders, das der König sich von den preußischen Ständen als Tafelgut hatte zusichern lassen, verpfändete er an seine Gläubiger.

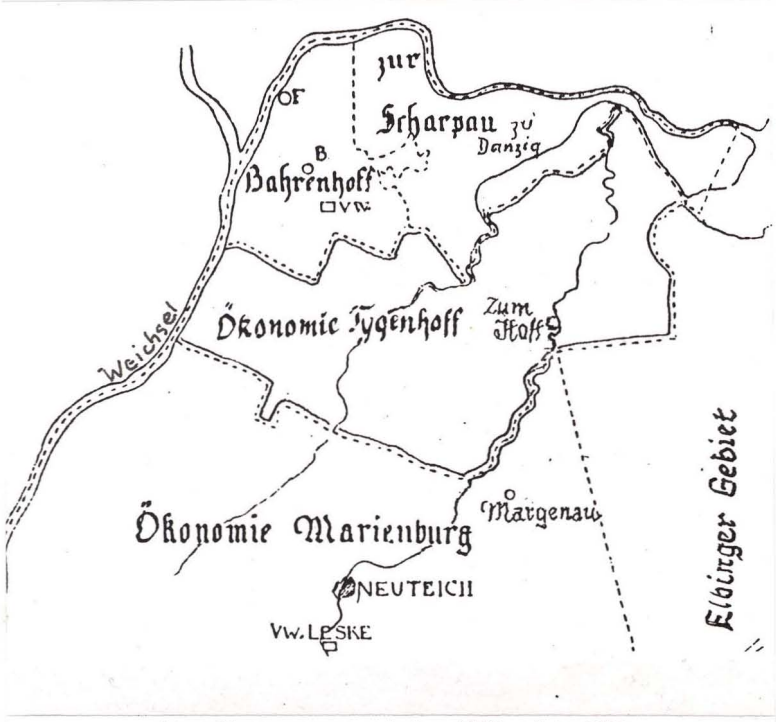
Auf diese Weise gelangte 1472 das Gut Schönsee in die Hände der Feldstedts. Im selben Jahr finden wir den Ratsherrn auch im Besitz der Schöneberger Fähre und des Dorfes Schöneberg.
In den Jahren 1475 und 1476 folgten als weitere Verpfändungen die Dörfer Ladekopp, Tiege und Orloff.
Solche verpfändeten Güter hießen Tenuten und ihre Inhaber Tenutarios.

Im Jahre 1498 ging das Gut Schönsee nach dem Tode des Tenutario Roloff Feldstedt im Erbgang auf dessen Sohn Reinhold Feldstedt über. 1535 gehörten ihm bereits die 7 Dörfer Schönsee, Schöneberg, Ladekopp, Orloff, Tiege, Tiegenhagen und Petershagen.
Die wirtschaftliche Lage der Bauern in diesen Dörfern war vermutlich nicht anders als in anderen Dörfern des Werders, aber Reinhold F. scheint seinen Pfandbesitz nicht ausschließlich als Steuerpfründe angesehen zu haben, sondern hat in seine Tenuta, die ihm auf Lebenszeit verliehen war, zunächst einmal investiert, um die bäuerlichen Verhältnisse zu bessern. So würden sie auf Dauer und später umso mehr Erträge und Steuern abwerfen.
Nachdem Reinhold Feldstedt zwei seiner Töchter mit Michael und Simon Loitz, den Söhnen des Bürgermeisters Hans Loitz von Stettin, verheiratet hatte, ging der Pfandbesitz im Erbgang auf diese Familie über.

Doch bevor Michael Loitz in das Erbe der Feldstedtschen Besitzungen im Großen Werder eintreten konnte, war eine Vertragsverlängerung durch König Sigismund I. fällig, und diese war nur unter der Bedingung zu haben, daß ein umfangreiches Darlehen gewährt würde. So geschah es denn auch.
Um die Besitzungen besser beaufsichtigen zu können und sie damit ergiebiger zu machen, gab Michael L. seinen Titel als Danziger Ratsherr auf und zog 1547 mit seiner Familie als Ökonom ganz ins Große Werder.

Aber auch zwanzig Jahre später - inzwischen regierte Sigismund II. August - war die Hofkasse in Krakau offenbar wieder leer, so daß der König beim nachfolgenden Sohn Hans Loitz 1569 eine weitere Anleihe in Höhe von 40.000 Talern machte und sich großzügig zeigte; denn er verpfändete die Loitzschen Werderdörfer (Reimerswalde und Neu-Altendorf waren hinzugekommen) dem Tenutario Hans Loitz und seiner Frau Esther auf Lebenszeit.

Dieser Vertrag bestimmte, daß das Gebiet fortan nicht mehr zur Ökonomie Marienburg gehören, sondern zu einer eigenen Wirtschaftseinheit verselbständigt werden sollte, doch nur so weit, daß der Pfandbesitz als ein abgesprengter Teil der Ökonomie Marienburg angesehen wurden.



Verwaltungsgrenzen zwischen 1569 und ca. 1622

Mit einer solchen Sicherheit im Rücken, baute Hans Loitz in den Jahren 1569/70 einen neuen Gutshof an der Tiege nach niederländischem Vorbild, einen Musterbetrieb mit holländischen Kühen, mit einem Obst- und Kräutergarten und mehreren Wirtschaftsgebäuden. Zum Gutshof gehörte ein gemauertes Wohn- und Verwaltungsgebäude, laut Chronik ein »Schloß im Backsteinbau«. Auch die Bevölkerung nannte es »Schloß«.
Dieses Anwesen stand auf dem westlichen Tiegeufer und wurde zunächst »Hof an der Tyge«, dann »Neuhoff« genannt (vgl. heute poln. »Nowy Dwór«). - Später erst entstanden hier eine Ansiedlung und auf dem rechten Tiegeufer ein Markflecken.

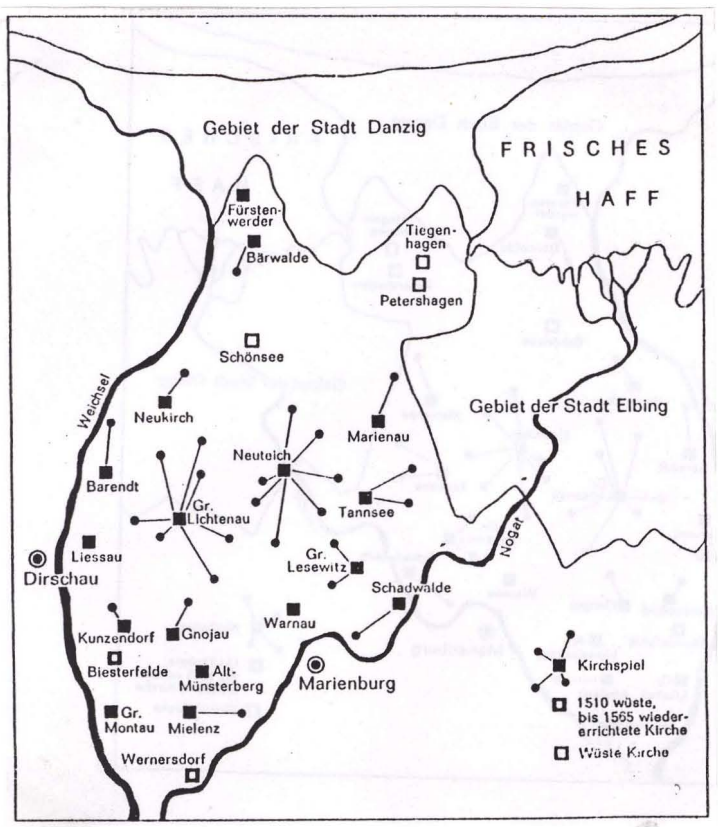
Dann aber kamen nach vielen fetten Jahren die mageren. Als Sigismund II. August eine Kriegsanleihe von etwa 300 000 Talern nicht zurückzahlen konnte und Finanzkrisen anderer Schuldner hinzukamen, wurde das Bankhaus Loitz zahlungsunfähig und riß die Danziger Filiale und viele pommersche Adelshäuser in den Ruin. Hans Loitz konnte diesen Schicksalsschlag nicht verwinden und starb 1579 auf seinem Gut an der Tiege.

Aber die Ökonomie blieb nicht lange verwaist; denn der neue polnische König Stephan Batory (1576 - 1586) brauchte zu dieser Zeit gerade ein Anerkennungsgeschenk für den getreuen preußischen Reiteroberst Ernst von Weiher, der sich im polnischen Heer bei der Belagerung Danzigs verdient gemacht hatte.* Dies war die prosperierende Ökonomie Neuhof (Tygenhoff), dann Weiherhof, die bis 1624 im Besitz der Familie blieb.

* Stephan Bathory war der erste gewählte poln. König. Er lehnte es ab, die Privilegien der preußischen Stände anzuerkennen, woraufhin das mächtige Danzig seine Wahl vereiteln wollte. Die Stadt wurde nun durch ein polnisches Heer belagert.

Während dieser Zeit streckte die »private Marktwirtschaft« ihren Arm nach den wohlhabenden Altdörfern Rückenau und M A R G E N A U aus. Sie wurden etwa 150 Jahre nach Eröffnung des Feldstedtschen Pfandbesitzes e i n T e i l d e r Ö k o n o m i e.
Die Jahreszahl läßt sich nicht genau bestimmen. Nach einer Bestandsaufnahme von 1590 zahlte Margenau 567 Taler noch an die Marienburger Ökonomie.
Nach einem Verzeichnis von 1 6 2 9 jedoch, als der Holländer Jakob Jakobsen königlicher Münzpächter in Danzig und auch Pfandinhaber des Tiegenhöfer Gebiets war, gehörten nun auch Rückenau und Margenau zur besagten Tenuta. **siehe Anhang!**

Gründe für diese späte Angliederung waren offenbar die intakten ertragreichen Ackerflächen, die bis ans urbesiedelte Czans (Tannsee) heranreichten.



Die Kirchspiele im Großen Marienburger Werder um 1600

Für das Kirchspiel Margenau (mit Rückenau), das nach einer Erhebung Anfang des 16. Jhs. 325 Einwohner auf 85 besetzten Hufen hatte, betrug das Decem-Aufkommen der Bauern und Schulzen 42 Scheffel Roggen und 42 Scheffel Gerste. Jetzt, bei der Eingliederung in das Jacobsen'sche Pachtgebiet mögen sich die Zahlen wohl noch weiter nach oben verschoben haben.
Aber auch das Problem kirchlicher Betreuung für den wachsenden Marktflecken rechts der Tiege mußte gelöst werden; denn Petershagen war in den Not- und Überschwemmungszeiten eingegangen. So bot sich das K i r c h s p i e l M a r g e n a u an.
Der Weg zu diesem alten Dorf aus der Ordenszeit wurde weiter befestigt, und bald war also für die Tiegenhöfer der sonntägliche Weg dorthin eine liebe, manchmal auch eine beschwerliche Gewohnheit, denn Pferdefuhrwerke waren bei Kaufleuten und Handwerkern rar, und die Bimmelbahn über »Marjenau« nach Simonsdorf lag noch in fast dreihundert Jahre weiter Entfernung.
Immerhin, die K i r c h e S t. A n n a dortselbst, schon bald 300 Jahre alt, hatte Raum genug, um die Menschen vom Tiege-Hoff aufzunehmen.

Jakob J a c o b s e n, der von 1625 bis 1633 die Tiegenhöfsche Ökonomie besaß, zu der nun auch unser Dorf gehörte, war im preußisch-polnischen Osten eine bemerkenswerte wie auch

schillernde Figur, zu deren Charakterisierung wir eine Passage aus A. Steinigers Buch »Geschichte der Ökonomie Tiegenhof« übernehmen:

»... Er war ein Zeitgenosse, der es verstand, Geld zu machen und dieses auch richtig anzulegen. Die Könige von Polen waren immer in Geldverlegenheit.

Im Jahre 1617 pachtete Jacobsen die 1594 als private Prägeanstalt gegründete und von 1601 bis 1608 stillgelegte Münzstätte in Bromberg. Er erkannte mit scharfem Verstand, daß Brombergs geographische Lage geradezu ideal sei, um Zentrum des Handelsverkehrs zwischen Westpreußen und Krakau, dem Sitz der polnischen Könige, zu werden.

Mit dieser alten Münzstätte begann er den Zahlungsverkehr in den damals wichtigsten Handelsbereichen Holz und Getreide zu finanzieren und mit derartigen Transmissionen wurde Jacobsen sehr bald 'Talermillionär'. Seine Gold- und Silbermünzen waren bald auch in Schlesien, Pommern und Ostpreußen im Zahlungsverkehr. Die Schließung der Königlichen Münzstätten in Marienburg und Posen verstärkten seine Absatzmöglichkeiten erheblich...

... In den Jahren 1617 und 1624 brannte die Bromberger Münzstätte ab; auch die Pachtung der Münzstätten in Wilna, Krakau und Warschau 1623/24 retteten den Kursverfall nicht - 1626 übernahm Jacobsen auch die Danziger Münzstätte und nannte sich jetzt 'Generalmünzpächter der Krone Polens'.
Er kontrollierte den gesamten Edelmetallhandel Polens und schaffte es immer wieder, den Klein- und Großmünzhandel, wenn auch mit immer wertloseren Münzen, abzudecken.

Er eröffnete 1630 die Neue Thorner Münze, und unter der Leitung von Jacobsen war die zentrale Münze in Bromberg in den Jahren 1620 bis 1627 die größte Europas.

Vor diesem Hintergrund ist es verständlich, daß Jacobsen, der zu jener Zeit vielleicht einer der reichsten Männer Europas war und beste Beziehungen zum Polenkönig unterhielt, geadelt und mit der fruchtbarsten Starostei Polens belehnt wurde...«

Das also war nun der neue Mann, der auch an Schwente und Rohrlake bestimmte. Unter dem weiten schützenden Mantel Sigismunds IV. durfte jahrelang ein trickreicher Geldmagnat gegen den Widerstand des preußischen und polnischen Adels ein Stück der allseits begehrten Werder-Perle wie eine Großimmobilie als Pächter ausbeuten - und unser MARGENAU gehörte dazu.

Die Reformation - und Preußen

Im Ordensland Preußen nach 1466

Während das westliche Preußen als das »Preußen Königlich Polnischen Anteils« seine ersten Dezennien durchschritt, wechselten im verbliebenen Deutschordensland die Hochmeister in der Residenz K ö n i g s b e r g wie Jahrhunderte zuvor. Auf Ludwig Erlichshausen folgten Heinrich Reuß von Plauen, Heinrich von Richtenberg, Martin Truchseß von Wetzhausen und Johann von Tiefen.

Dann im Jahre 1498 trat hier dennoch eine Wende ein. Der Hochmeister F r i e d r i c h v o n S a c h s e n war der Vertreter einer neuen Generation, anders geistig ausgerichtet in seinem Bildungsgang und mit 25 Jahren ein junger zupackender Reformer.
Als Sohn des Herzogs von Sachsen war er ein gebürtiger Reichsfürst, in Leipzig und Siena humanistisch gebildet, hatte er ein paar Jahre am Hof des Mainzer Erzbischofs gewirkt.
Aus Sachsen brachte er seine Räte mit, führte Hofgericht und Hofordnung ein, arbeitete mit Ständen und Landadel zusammen und bereitete, ohne es selbst so recht zu wissen, ein weltliches Herzogtum vor.
Gegenüber Polen aber war seine Haltung so fest, daß er sich weigern konnte, den 2. Thorner Frieden anzuerkennen; auch den Treueeid konnte er vermeiden.

Mit Hochmeister Friedrich erreichte Ordenspreußen das Jahr 1 5 1 1 , als der erst zwanzigjährige A l b r e c h t , Markgraf von Brandenburg, zum H o c h m e i s t e r gewählt wurde.
Auch er bemühte sich unentwegt, Ostpreußen aus den Bindungen an Polen zu lösen. Kaiser Maximilian bestärkte ihn darin und verbot ihm, den Huldigungseid zu leisten, weil das Ordensgebiet Teil des Reiches sei.
Den polnischen König, der sein Onkel war (!), bedrängte er wiederholt, den Vertrag von 1466 zu revidieren; denn sein Ziel war es doch, W e s t p r e u ß e n wieder aus der Personalunion mit Polen z u l ö s e n - vergeblich.

So setzte er am Ende auf die militärische Karte und stärkte das Heer. Zugleich suchte er in Rußland einen starken Verbündeten, der die Polen an ihrer Ostgrenze beschäftigen sollte. Bei dieser Mitteilung wird der Leser verwundert feststellen, wie sich einige Bilder in der Geschichte, wenn nicht wiederholen, so doch gleichen.
Aber der polnische Reichstag griff den Fehdehandschuh auf, und 1520 begann ein neuer Krieg, den die Geschichte den » R e i t e r k r i e g « nennt, weil Kavallerietrupps eine Art Bewegungskrieg führten und die feindlichen Einheiten mal hier, mal dort aufeinander trafen. Auch unser W e r d e r wurde beim Vorstoß auf Danzig arg in Mitleidenschaft gezogen. Die Schlüsselstellung an der Ostsee im Handstreich zu nehmen, scheiterte jedoch am allzu früh einsetzen-

den Winter und am Mangel an Belagerungsgerät. Das große Heer zerstreute sich, und Kriegsmüdigkeit auf beiden Seiten beendete diesmal den Waffengang, der ohne Folgen blieb.

Größere Wirkung dagegen hatte die geistige Aufrüstung der Kirchenreformer. Im ganzen westlichen Europa vollzog sich derzeit ein Wandel. Das Mittelalter neigte sich dem Ende zu.
Eine Umwälzung deutete sich an: die Päpste hatten vielfach ihren Herrschaftsanspruch überspannt, kirchliche Mißstände wurden immer lauter beklagt, im Zeitalter der Entdeckungen ergriff das irdische Diesseits das Denken der Menschen, Städte und Landesfürsten erstarkten und drängten Macht und Ansehen der Kirche zurück.
Noch einmal versuchte Hochmeister Albrecht eine Reform der Statuten, doch der Papst hatte andere Sorgen. Die weltliche Herrschaft dieses geistlichen Ordens war abgelaufen.
Wie häufig in der Geschichte, laufen mehrere Strömungen, zunächst unmerklich, auf das gleiche Ziel zu, und wenn das geistige Gemisch an einem Punkt explosiv wird, entlädt es sich. So 1517 in den Thesen Luthers an der Schloßkirche von Wittenberg, und die Reformation nahm ihren Lauf.



Herzog Albrecht von Brandenburg

Preußen wurde von der neuen Lehre rasch und nachhaltig erfaßt. Das war auch die Stunde des Hochmeisters Albrecht. Es kam zu einer Begegnung mit Luther, der schon in seiner Schrift »An die Herren Deutsch Ordens« die Ritter zum Austritt aufgefordert hatte. Dem Hochmeister drum empfahl er, Ost-Preußen in ein weltliches Herzogtum umzuwandeln.

Überall waren die Dinge des Wandels im Fluß. Über See gelangte die Lehre Luthers nach Königsberg, der sich darüber so freute, daß er ausrief:
»Siehe das Wunder! Mit prallen Segeln eilt das Evangelium nach Preußen.«

Bereits 1523 galt Königsberg als eine evangelische Stadt. Die Ratsobrigkeiten und der Landadel traten über Nacht der neuen Lehre bei, und schließlich, als im April 1525 Albrecht zur Unterzeichnung des Friedensvertrages in Krakau weilte, legte er den Hochmeistertitel ab, und man überließ ihm das preußische Ordensland als weltliches Herzogtum.
Seine Brüder wurden mitbelehnt, und damit war die Nachfolge für das brandenburgische Markgrafentum gesichert.

Im westlichen Preußen

Die Lutheraner im Großen Werder

Auch um unsere Heimat, das Königliche Preußen, machte die neue Lehre keinen Bogen. Nur war hier ihre Ausbreitung großenteils vom Wohlwollen des jeweils herrschenden polnischen Königs abhängig.

In der Stadt Danzig zeigten sich die ersten Reformbewegungen in den Jahren 1520 bis 1525. Hier wurde durch Jacob Hegge zunächst in Privathäusern und durch Jacob Knade dann öffentlich die evangelische Lehre verkündigt.
Daß die Bewegung sich bei den Geistlichen wie beim Volk nicht immer in Mäßigung hielt, führte zu dem Rückschlag, daß König Sigismund I. 1526 in Danzig die politische wie kirchliche Ruhe mit scharfen Maßregeln wiederherstellte. Er drohte die Todesstrafe und Einziehung der Güter denen an, die sich zur evangelischen Lehre bekennen.
Aber Einschüchterung bewirkte das Gegenteil, und drei Jahre später verkündete der Dominikaner Pankratius Klemme Luthers neue Auffassung vom Glauben in St. Marien, worauf die neue Lehre bald auch in den Kreisen des Rats Eingang fand.

Der katholische Bischof Drojewski erklärte nun selbst, daß es über seine Kraft gehe, das in Deutschland entbrannte und nach Danzig gebrachte Feuer zu löschen.
Von dorther nun fand die Reformation frühzeitig auch im Großen Werder Eingang, zumal der Bischof von Pomesanien, Erhard von Queiß, dem unser Gebiet unterstand, schon 1524 zum neuen Glauben übergetreten war.

Es folgten das »Augsburger Bekenntnis« 1530, das ein Friedensvorschlag war, der das Gemeinsame stärker betonte als das Trennende.
Endlich, im »Augsburger Religionsfrieden« von 1555 wurde den weltlichen Reichständen die Religionsfreiheit gestattet, so daß künftig Eintracht und Friede herrschen sollte.
Dort war die folgende Zwischenlösung verkündet worden:

1. Jedermann darf in seinem Hause und in seiner Kirche Prediger halten, welche das Wort Gottes lauter und rein verkündigen.
2. Die Priester dürfen den Gottesdienst in ihrer Weise ausführen.
3. Sie dürfen das Abendmahl unter beiderlei Gestalt verteilen, und zwar jedem, der sie darum angeht.
4. Es soll den Geistlichen unbenommen sein, sich zu verehelichen (Schmid).

Auch König Sigismund August gab nun nach und erteilte am 5. Juli 1557 ein Religionsprivileg mit den obengenannten Inhalten, das aufatmen ließ.

In Marienburg hatten die Evangelischen bereits 1548 die alte Pfarrkirche erhalten, weil sie schon in der Mehrzahl waren.

Im Großen Werder jedoch sind die urkundlichen Nachrichten aus den ersten Jahren der evangelisch-lutherischen Bewegung dürftig.
Da aber 1522 Simon Grunau schon von den »Lutterischen pauren zur Gross Lichtenau« spricht, dürften auch hier die Anfänge des Luthertums bis in die Jahre zwischen 1520 und 1530 zurückgehen. Ein genauer Zeitpunkt ist deshalb für die einzelnen Ortschaften nicht anzugeben, da der Gottesdienst anfangs nur heimlich abgehalten werden durfte.
Einzelne Hofbesitzer stellten ihre Häuser für die Versammlungen der Anhänger der neuen Lehre zur Verfügung, in denen Leute predigten, die unter Decknamen als Schulmeister oder Hauslehrer bei Familien untergebracht waren.
An manchen Orten vertraten wirklich Schulmeister die Stelle der Geistlichen und lasen Predigten und Erbauungsbücher vor. In Wernersdorf fand die Versammlung der Gemeinde auf der Vorlaube des Deichgrafen Treugen statt.
Die protestantische Lehre hielt im Großen Werder auch bald Einzug in einige Pfarrkirchen. An Streitigkeiten wird es darum keinen Mangel gegeben haben.

Die ersten Prediger der neuen Lehre sind jedoch an diesen Kirchen keine Fremden gewesen, sondern meist führten die einzelnen Plebane (Laienseelsorger) in Übereinstimmung mit den Gemeinden den neuen Ritus ein - aber mit möglichster Vorsicht, da die Bischöfe ein wachsames Auge auf die Neuerungen hatten. So waren Prediger Oelsner in Tannsee und Prediger Blasius Macer in Margenau (Marienau) ursprünglich kath. Plebane der genannten Orte gewesen.

Allen äußeren Erfolgen der evangelischen Sache folgte bald eine gesetzliche Grundlage. 1569 erließ König Sigismund August ein Religionsedikt, wonach es den »Werderschen« freistand, »das Evangelium nach Christi und der Apostel Lehre in ihren gewöhnlichen (katholischen) Kirchen, welche sie bisher hätten und künftig haben würden, predigen zu lassen, ferner die Sacramente nach der Augsburgischen Confession sich reichen zu lassen, ohne Hindernis der Geistlichen und Weltlichen.«
Auch durften sie tüchtige Prediger Augsburgischer Confession berufen, die samt den Schullehrern unter speziellem königlichen Schutz stehen sollten.

Überall bildeten sich Kirchenversammlungen, und mancherorts wurden neue evangelische Kirchen gebaut, die aber später oft wieder abgerissen werden mußten.
Lutherische Hofbesitzer taten sich zusammen und beriefen Geistliche, die in Höfen, Lauben oder Scheunen predigten: in Wernersdorf 1562, in Groß Lesewitz 1565, in Margenau 1574, Ladekopp 1575, Bahrenhof 1578, Fürstenwerder 1579, Gnojau 1582 und Tiegenort und Schöneberg im letzten Jahrzehnt. Tannsee und Barendt folgten etwas später, und Neukirch 1615.
Den Neuteichern gewährte der König die Freiheit, außerhalb der Stadt in der St. Georgenkirche lutherischen Gottesdienst zu halten.

Unter den Wahlkönigen Sigismund II. (1548 - 1572) und Heinrich von Valois (1572/73) wurde die Religionsfreiheit gleich in die Wahlbedingungen mit aufgenommen, die jeder neugewählte König beschwören mußte. Und vergebens versuchte Bischof Tilicki von Culm das Luthertum aus den Werdern zu verdrängen.

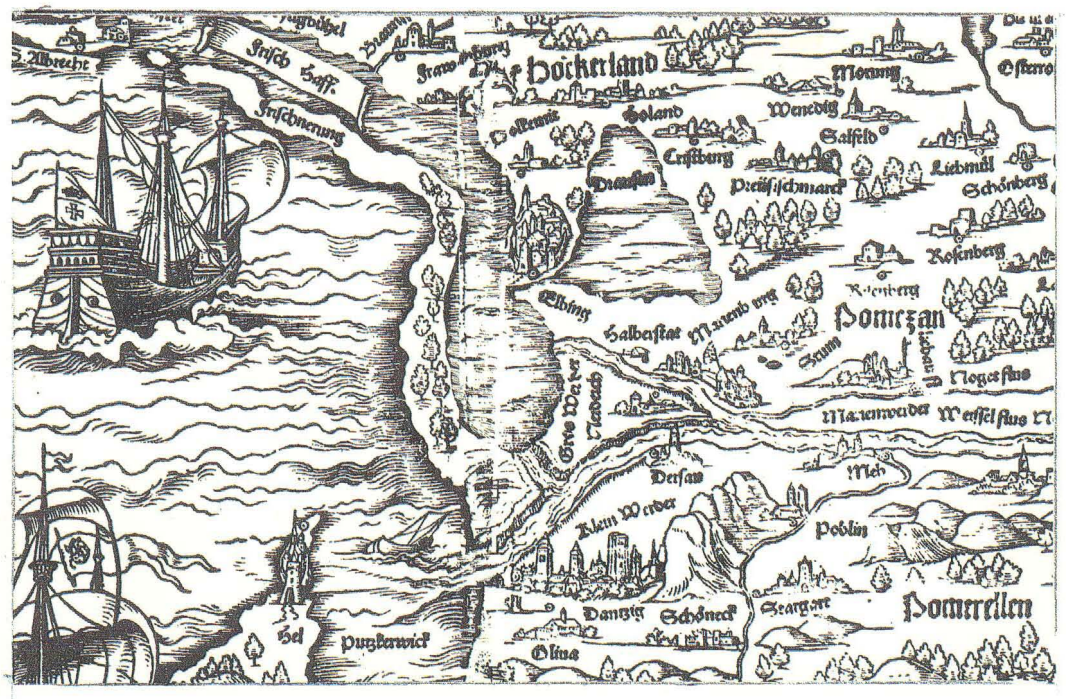
Auf dem Warschauer Reichstag von 1573 wurde durch das sog. pax dissidentium die Rechtsgleichheit aller christlicher Bekenntnisse ausdrücklich anerkannt.

Margenau auf alten Landkarten

Zell: die älteste Karte - die Dörfer fehlen

Unser Dorf war bereits zweihundertzwanzig Jahre alt geworden, als 1542 in Nürnberg das ganze Preußenland auf vier Holzschnitttafeln gedruckt wurde. Die geographischen Verhältnisse waren noch ungenau und verzerrt, die Dörfer gar nicht vorhanden. Nur die groben Formen hatte Heinrich Zell erfaßt.

In dem Ausschnitt, der hier wiedergegeben ist, sieht man das Werder und die flankierenden Ströme Weichsel und Nogat und von den Orten nur jene, die damals Stadtrecht besaßen. So kam im »Gros Werder« allein Neuteich (hier »Nerdeich«) zu dieser Ehre, und zwar nicht nur als Punkt gezeichnet, sondern als Vignette mit St. Matthäus und ein paar Bäumchen drumherum.
Die Karte ist nach Osten (oberer Rand) ausgerichtet, und so laufen die Namen von Norden nach Süden, mit einer Ausnahme, der Werder-Beschriftung.
Insgesamt hat das Blatt ein lebendiges Kartenbild. Die Dämme sind angedeutet, Danzig bietet ein Panoramabild, der Rand zur Danziger Höhe wächst auf wie eine Bergkette der Dolomiten und Haff und Drausen halten die später urbar gemachten Niederungen noch unter dem Spiegel ihrer weiten Wasser bedeckt.



Älteste gedruckte Preußen-Karte von Heinrich Zell von 1542 (Ausschnitt)

Henneberger: die erste Karte mit Margenau

Da gab es nun in diesem 16. Jahrhundert in der nächsten Generation einen gebürtigen Thüringer, der in Königsberg studiert hatte und später Landpfarrer im Kreis Dt. Eylau wurde, den Caspar H e n n e b e r g e r . Er war ein Mensch mit gutem Orientierungssinn, und so wurde wohl das Sammeln von Wegeskizzen, Ortsnamen und Entfernungsangaben zu seinem Hobby.



Prussia-Karte von Henneberger/Ortelius, Antwerpen 1584

Aber als er von der oben beschriebenen Zellschen Karte erfuhr, »darinnen Preussen gar vbel abgerissen« , erwachten in ihm Lust und Ehrgeiz, die Sache besser, fachmännischer zu machen, und das wurde neben dem Predigen zu einer Mission.
Zugleich lag ein Bedürfnis nach genauer Kartographie auch im wissenschaftlich begründeten

Zeitgeist, wovon Hennebergers Landesvater, Herzog Albrecht Friedrich, durchdrungen war, der sein Preußen aus ganz praktischen Gründen landkartenmäßig sehen wollte. Hier trafen wieder einmal zwei Umstände zu einem Glücksfall zusammen.

Der Herzog gab Geld, gute Ratschläge und Empfehlungsschreiben, und der Pfarrer aus Mülhausen machte sich 1570 - mit Unterbrechungen - sieben Jahre lang auf teils beschwerliche Reisen, um eine bessere Prussia-Karte zu zeichnen,
»die man brauchen könne und zu Ehren ins Theatrum (gedruckter Atlas) *gebracht werden möge.«*

Seine Methode: fahren, wandern und messen, auch von Kirchtürmen aus, und mit gescheiten Leuten reden und zeichnen:

»... wenn ich dann zu gelegener zeit, mit guten Leuten vmgieng, so was dieses Landes kündig waren, hatte ich jrgents ein Mapgen bey der hand, fragt ich sie, vmb die gelegenheit der orter, do solche wol bekant waren, vnd so jemands nur bessern bericht gab, corrigiret ich solches in meinen Mapgen ... vnd fasset mir daraus so viel müglich, ein Ideam des gantzen Preusserlandes.«



Prussia-Karte von Henneberger von 1584 (Ausschnitt)

Die Aufnahmen in der Weichselniederung verliefen besonders schwierig, doch M a r g e n a u an der Schwente war am Ende dabei, genannt zu werden. Eine Reihe anderer Dörfer suchen wir vergeblich, vielleicht, weil der Platz auf dem »Mapgen« fehlte.
1 5 7 6 erschien sie dann in Königsberg im Druck, die »grosse landtaffel des gantzen Preusserlandes « .

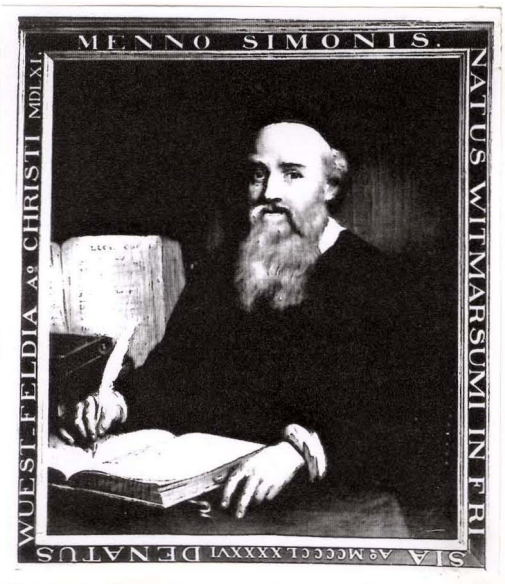
Die Holländer kommen

Das Werder verändert sich

Als Anhänger eines Seitenzweiges der neuen Lehre, nach 1520 in den Niederlanden und Friesland verfolgt, nahm sie das tolerante Preußen auf, die M e n n o n i t e n .
In den Werdern und im Weichseltal fanden sie Landschaften vor, die jenen in ihrer alten Heimat glichen.
Sie kultivierten Sumpfland zu fruchtbaren Acker- und Weidefluren.
Für die polnischen Könige waren sie die kostbarste Investition in ihren neuen preußischen Provinzen, die tausendfältige Frucht trug.
Bald wurden sie Deutsche unter Deutschen, dienten dem Herrgott, ihren Familien, den Gemeinden und der neuen Heimat Westpreußen - aber immer auch loyal ihrer Obrigkeit.

Ihre Nachkommen blieben 400 Jahre, bis sie im eiskalten Winter 1945 gemeinsam mit vielen Millionen ihrer deutschen Landsleute unter Hunger, Krankheit und Tod vertrieben wurden - von jenen, deren politische Vorfahren im damaligen West-Preußen Königlich Polnischen Anteils über zweihundert Jahre verbrieften Schutz gewährt und ihnen bis 1772 viel zu verdanken hatten.

Während wir die Verbreitung von Luthers Lehre in Preußen skizzenhaft beleuchteten, sind wir



an einer anderen Erneuerungsbewegung vorbeigeeilt, die zeitgleich sich in den Niederlanden vollzog. Dort fanden sich Gläubige, denen Luther nicht weit genug ging. Sie erstrebten die Gründung einer Gemeinde, deren Regel und Richtschnur ganz das Neue Testament sein sollte. Sie nannten sich Taufgesinnte nach der gemäßigten Lehre des friesischen Predigers M e n n o S i m o n i s (1496 - 1561), der sein katholisches Priesteramt niedergelegt hatte.
Kernstück des Neuen Testaments war für sie die Bergpredigt, und durch die Glaubenstaufe mit sechzehn, siebzehn Jahren verlangte man ein bewußtes Bekenntnis zur Nachfolge Jesu. Sie verwarfen Eid und Kriegsdienst, übten strenge Kirchenzucht und heirateten innerhalb ihrer Bekenntnisgruppen. Obrigkeitliche Ämter zu übernehmen, lehnten sie ab; ebenso ein Standespriestertum, denn die Predigt und die Sakramentsverwaltung geschah durch gewählte Gemeindeglieder. Sie versahen ihr Amt unentgeltlich neben ihrem bürgerlichen Beruf.

Ihre späteren Kirchen waren sehr schlichte, große Holzhäuser mit schmucklosen Wänden und einfachem Gestühl.
Die Anhänger Menno Simonis, nach ihm Mennoniten genannt, wurden als »Wiedertäufer« von Kaiser Karl V. in seinen habsburgischen Erblanden arg bedrängt. Jahr um Jahr wurden die Verfolgungen schrecklicher, und man setzte Kerkerhaft, Verbannung, Scheiterhaufen und Richtbeil gegen sie ein. Im Jahre 1542 wurde dort ein Steckbrief ausgegeben, in dem auf die Ergreifung Menno Simonis 100 Gulden ausgesetzt waren.
Für sie war hier kein Bleiben mehr, aber im Osten in den beiden Preußen konnten holländische Taufgesinnte Zuflucht finden.

Hier führte der Zufall die ersehnte Glaubensfreiheit mit dem Umstand zusammen, daß sie von ihrer niederländischen Heimat her mit Deichbau und der Kultivierung von Schwemmland vertraut waren.
Alte hansische Handelsverbindungen zu Danzig und Elbing hatten zwischen den Niederlanden und dem Osten schon Jahrhunderte bestanden, und so bedurfte es offenbar keiner großen inneren Überwindung, um hier neu zu beginnen im Wohlgefühl endlich erlangter Religionsfreiheit.

Schon seit 1525 hatte man holländischen Lutherischen und Taufgesinnten bei Pr. Holland, imErlenbruchgelände des Elbinger Ellerwaldes, in den Rohrsümpfen am Drausensee und in Danzig Zuflucht gewährt.
Nun aber um die Mitte des 16. Jahrhunderts wurde ihr Zustrom stärker, und den Landesherren im Weichselgebiet waren sie äußerst willkommen.

Im Danziger Werder

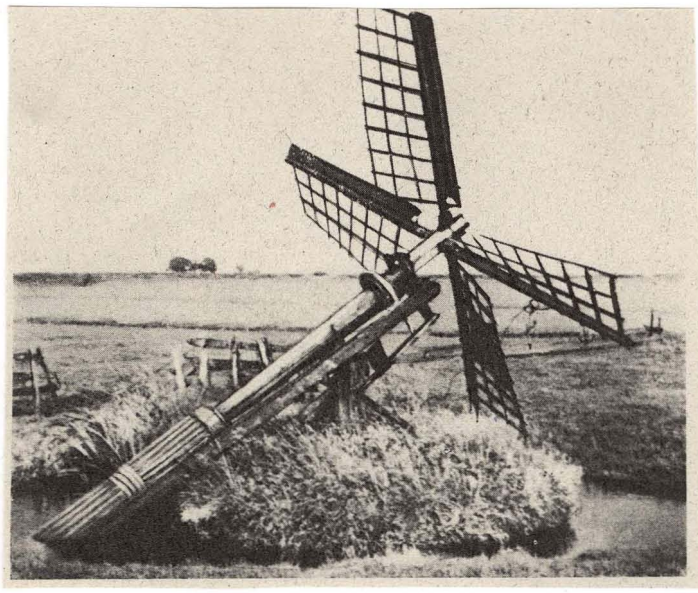
In den Jahren 1540 und wiederum 1543 gab es verheerende Deichbrüche ins Danziger Werder bei Käsemark, worauf bald die ersten holländischen Siedler dort eintrafen und Schöpfwerke und Grabensysteme schufen, um den Wasserspiegel zu senken und die kostbaren Ländereien wieder acker- und weidefähig zu machen. Innerhalb kurzer Zeit bauten sie sich hier mit Tatkraft und Sachkenntnis eine neue Heimat auf. Das »mennonitische Wunder« sprach sich rasch herum, und bald waren neue Gruppen auf der Danziger Nehrung und in der Scharpau tätig, die seit 1530 Danziger Gebiet geworden war.

Im Großen Werder

Das war bereits in der Nachbarschaft der Tenuten im Großen Werder zwischen Weichsel, Elbinger Weichsel, Linau und Tiege, dem Pfandbesitz der Brüder Loitz.

Die Erfolge der Holländer auf der Nehrung und im Danziger Werder veranlaßte die beiden Brüder Michael und Simon Loitz, die Tenutare ihrer Ökonomie, 1547/48 eine beträchtliche Zahl von Mennoniten anzusiedeln, um die weiten rohrbewachsenen Sümpfe um Linau und Tiege zu entwässern und zu bebauen.
Sie kamen nicht mittellos. Zunächst erwarben sie Hofstellen in Orloff, Tiegenhagen, Reimerswalde, Petershagen, Brunau, Scharpau und Mierauerwalde, den untergegangenen, einst blühenden Ordensdörfern des Pfandgebiets.

Da sie erfahrene Wasserbaumeister waren, die sich in Deichbau und Entwässerungstechnik auskannten, trafen sie in den durch Überschwemmungen verödeten wüsten Gebieten der Weichselniederung auf günstige Arbeitsbedingungen, und die Landesherren schätzten ihren Fleiß und ihre Sachkenntnis und empfingen sie mit Wohlwollen.



Tonnenmühle oder 'Tjasker'

Eine der aus den Niederlanden mitgebrachten Kulturtechniken war die Wasserschnecke, die nach dem Prinzip der »Archimedischen Schraube« arbeitete. Sie bestand aus einem Rohr oder einer Rinne mit einer darin umlaufenden Schnecke, welche, in Drehung versetzt und schräg gestellt, Wasser nach oben auf ein höheres Niveau befördern konnte. Sie arbeitete wie ein riesiger Fleischwolf und war für die Situation im Werder ein Geschenk des Himmels!

Der Antrieb konnte über eine hohe Bockmühle erfolgen, aber auch über kleinere Abarten wie den »Tjasker« oder Schreckmühle (siehe Bild). Letztere ist eine kleine, ganz einfache Mühle, um Weideland von überflüssigem Wasser zu entlasten.

Mit Sachverstand und in rastloser Tätigkeit rekultivierten sie die alten Ansiedlungen, warfen erneut Dämme auf, erneuerten Entwässerungsgräben und errichteten Entwässerungsmühlen wie in ihrer holländischen Heimat.



Die Förderschnecke

1548 hatte Michael Loitz die Bewirtschaftung seines Gutsbesitzes im Großen Marienburger Werder in eigene Hände genommen, um vor Ort zu sein, wenn das im Grunde ertragreiche Land neu kultiviert, neu besiedelt und mit neuen Dörfern besetzt würde.

Durch den Erfolg der Einwanderer ermutigt, wandten sich 1562 die Brüder Loitz direkt nach den Niederlanden, um weitere taugliche Leute für ihre Ökonomie zu gewinnen, was 1568 zu einer Einwanderung größeren Stils führte.

Man sicherte ihnen gemäß dem Religionsprivileg von König Sigismund August von 1557 religiöse Duldung zu. Das von ihnen gewonnene Land erhielten sie anfangs zinsfrei, doch 1578 verpachtete ihnen dann Hans Loitz die Grundstücke auf 30 Jahre für den Zins von jährlich 52 Gulden und 13 Hühnern pro Hufe. Sie wurden nicht »Kölmer«, also frei und erbberechtigt, sondern Zeit-Emphyteuten.

Die Kölmischen und die Emphyteutischen

In den alten KÖLMISCHEN DÖRFERN wirkte die Ordenszeit nach. Sie besaßen den nach kulmischem Recht durch den Orden ausgetanen Landbesitz, vor allem die Dörfer des Werders.
Hier galt also weder polnisches noch altpreußisches Recht. Die auf dieser Basis gegründeten Altdörfer wie Lichtenau, Mielenz oder Lesewitz wurden später vom Orden zu kulmischem Recht umgewidmet. Das kulmische war also das eigentliche Recht der Werderbewohner. In lateinischen Texten jus culmense oder jus teutonicum genannt, beruhte es auf der kulmischen Handfeste vom 28. 12. 1233, welche von Landmeister Hermann Balk zuerst für Thorn und Kulm eingesetzt wurde.
1394 wurde dieses Rechtssystem als »Alter Kolm« auf Pergament geschrieben und später (1538) in Danzig gedruckt. Der Kolm galt nur, soweit nicht durch Landesverordnungen oder Sondergesetze (Erbrecht) etwas anderes bestimmt war.
Oberster Gerichtshof bis 1455 war der Rat zu Kulm (Kulmer Oberhof). Im 16. Jahrh. wurde das kulmische Recht mehrfach geändert.

Die EMPHYTEUSE ist ein spätrömischer, der deutschen »Erbpacht« ähnlicher Rechtsbegriff. Die Ländereien wurden nur auf eine beschränkte Zeit (z.B. 40 Jahre) vergeben (jus emphyteuticum). So konnte man bei der nächsten Verleihung die Zinssätze, die Abgaben (den »Canon«) mehr oder weniger beliebig steigern.
Unter emphyteutischem Besitz versteht man den Nießbrauch eines Gutes unter der Bedingung, dessen Zustand wenigstens nicht zu verschlechtern. In Polnisch-Preußen wurde gerade gegenüber den Kolonisten die deutsche Verleihungsart beliebt, daß er den Besitz auch verkaufen konnte, jedoch nur, wenn der Verleiher zustimmte.
Nach diesem Recht wurden Ländereien vergeben, die erstens herrenlos waren oder wüst (unbenutzt, unbebaut), zweitens königliche Tafelgüter (Orlofferfelde, Pietzkendorf), und drittens Ländereien, die in emphyteutische Grundstücke umgewandelt waren, nach Landesplagen, Krieg, Verheerung oder längerer Überschwemmung.
Zeit-emphyteutische Besitzungen wurden allmählich nach Fristablauf zu ewiger Emphyteusis (emphyteusis perpetua) verliehen. Die meisten Urkunden über emphyteutische Verleihung stammen aus dem 18. Jahrh. Diese betrafen fast ausschließlich Mennoniten, die in den o.g. Depressionsgebieten wüste Sumpfstrecken trokkengelegt hatten, häufig bekannt als Holländerhufen.

*

Hier im U n t e r w e r d e r also lieferten sie ihr entwässerungstechnisches Meisterstück ab, wurden anerkannt und bewundert, und so war der Weg für sie frei, auch anderswo zwischen Weichsel und Nogat emphyteutischen Grund und Boden zu erwerben.
Das 14. Jahrhundert unter dem Orden erbrachte die erste große Welle der Werderbesiedlung; nun war die zweite in Schwung gekommen.

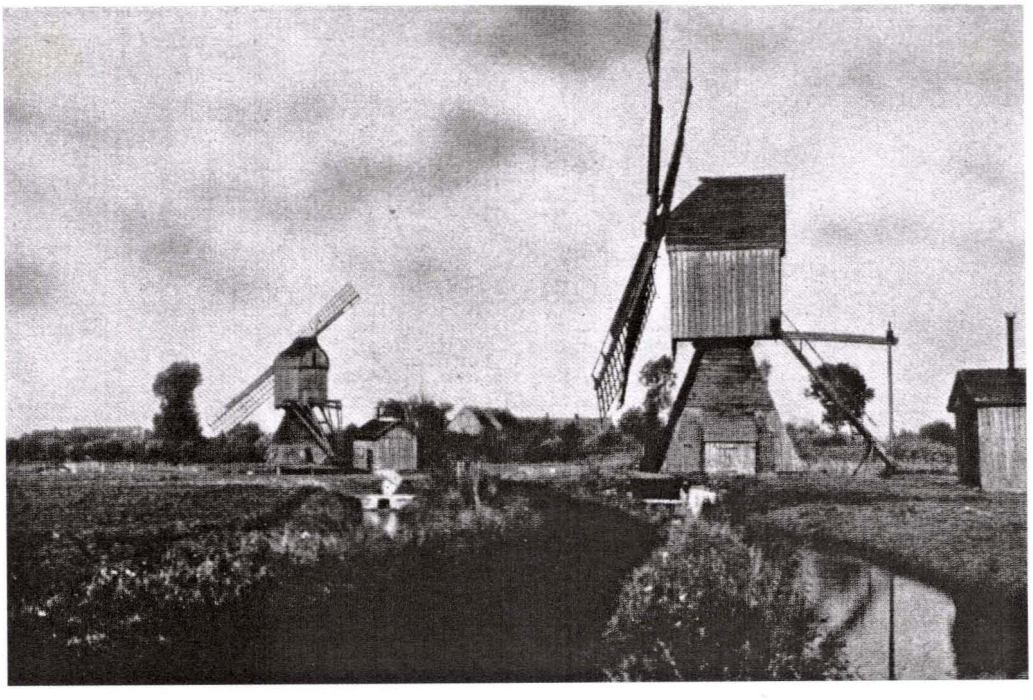
In der Chronik der Mennonitengemeinde Orlofferfelde steht darüber folgendes:

»Tigenhoff und dessen Gebiet als ein ansehnlicher Theil des Großen Marienburger Werders war in vormaligen Zeiten, ehe es von Mennoniten bewohnt wurde, mehrentheils eine sumpfige, unbrauchbare, mit Rohr und Strauch bewachsene Gegend, welche den Brüdern Herren Hans, Simon und Steffen Loysen vom polnischen König verliehen war. Diese Herren wünschten ihre unbrauchbare Gegend in besseren Zustand versetzt zu

sehen und hierzu achteten sie die holländischen Mennoniten am fähigsten, solches zu bewerkstelligen. . . deshalb wandten sich die bemeldten Herren an die dortigen in Holland.
Im Jahr 1562 beriefen Simon und Steffen Loysen nebst seiner Frau Esther von Baasen die Mennoniten aus Holland und anderen Orten anhero und diese machten die Niederungen des Großen und Kleinen Werders urbar, denn sie schütteten die Dämme am Haff, Drausensee und unterwärts an der Weichsel und Nogat und die an der Tiege, sie erbauten Wassermühlen und gruben Abwässerungskanäle und machten dergestalt die sumpfige, unbrauchbare Niederung urbar.
Anno 1578 hat Hans Loysen der Jüngere das Gut Tiegenhof erblich besessen, und also vermutlich, weil die ausgedungenen Freijahre verstrichen, den eingerufenen Mennoniten das brauchbar gemachte Land auf Zinsen ausgethan und zwar auf 30 Jahre miethweise, sie haben müssen geben jährlich 52 Gulden pro Hufe und 13 Hühner.
Laut diesem Contrakt haben die Mennoniten die Länder des Tigenhöffschen Gebiets ruhig besessen. . .«

1581 wechselte die Ökonomie auf den Besitzer Ernst von Weiher. Er stellte neue Pachtverträge auf 20 Jahre aus, um schneller an höhere Gewinne zu kommen, was bei den unter widrigen Verhältnissen arbeitenden Neusiedlern doch wohl zu innerer Empörung Anlaß geben mußte.
Dennoch gaben sie nicht auf. Im Gegenteil, es folgten ihnen immer weitere Gruppen von Friesen und Flamen, zumal der polnische König Stephan Bathory 1585 den Mennoniten das Recht auf freie Religionsausübung bestätigt hatte.
Die Neulandgewinnung rechts der Tiege zwischen Elbinger Weichsel und Jungferscher Lake wurde jetzt erst mit Eifer angepackt. Horst Penner schreibt hierüber:

»Zunächst mußten in harter, schwerer Fron die Deiche an den Unterläufen der Jungferschen Lake, der Tiege und der Linau aufgekarrt werden. Sie hatten zusammen ein Ausmaß von 60 km.
Diese drei Flüsse wurden zu den Entwässerungsadern jener drei großen Hauptpolder, in die das Unterwerder von den Ankömmlingen eingeteilt wurde. Trotzdem waren die tief liegenden Wiesenflächen und Feldmarken des Unterwerders, so lange die Haffufer nicht eingewallt waren, abhängig von jedem Wasserstand des Haffs.
Aus den anfangs vereinzelten Deichanlagen der Einwanderer erwuchs mit der Zeit eine meilenlange, geschlossene Kette von Staudeichen am Frischen Haff.
Dazu kamen noch die vielen Wälle, die die einzelnen Entwässerungsgebiete voneinander abgrenzten, denn auch die Mennoniten hielten darauf, wie es in der Zeit des Ritterordens bei der ersten Besiedlung der Werder üblich gewesen war, daß der höhere Polder den tiefer gelegenen nicht überwässerte.
Alsdann wurden für jeden Polder mehrere Wassermühlen gebaut, die das Wasser bis 2 m hoch in die schon erwähnten Hauptwasserläufe Linau, Tiege, Jungfersche Lake beziehungsweise deren Nebenflüsse pumpten. Dies war in der Zeit des Ritterordens, als man diese von den Holländern eingeführten Wassermühlen noch nicht besaß, nicht möglich gewesen.
Diese durch den Wind betriebenen Mühlen konnten nicht nach Belieben arbeiten. Wenn nämlich durch Stauwind, der bei Nordost das Haffwasser in die Flüsse drückte, oder durch andere Einflüsse das Wasser in den Hauptwasserläufen zu hoch stand, mußte gewartet werden, bis die Vorwasserverhältnisse günstiger geworden waren, sonst wäre das Wasser über die Deiche wieder in das Land zurückgelaufen. Das bedeutete für manchen eine schwere Geduldsprobe.



Wassermühlen an der Linau

Eine der Mühlen wurde als Markmühle bezeichnet. Keine durfte pumpen, bevor die Markmühle zu arbeiten anfing, was weithin an den sich drehenden Windmühlenflügeln zu erkennen war. Das war auch in den kommenden Jahrhunderten wichtig. Allenthalben wurde im Frühjahr scharf aufgepaßt, denn jeder wollte so schnell wie möglich 'trockengelegt' sein. Besonders kam das bei Deichbrüchen der Weichsel oder Nogat in Frage. Da lagen die Mühlen so lange still, bis der Haffwasserstand das Pumpen erlaubte. Es wurde dann mit der Frühjahrsbestellung manchmal schon recht spät und die Erträge dementsprechend geringer.«

Unter Mühen und auch Opfern wurde für viele Familien ein kleiner Wohlstand geschaffen. Doch ohne die geistliche Basis festgefügter gläubiger Gemeinden hätte das Werk nicht gelingen können. Eine Obrigkeit, die mit straffem Zügel die Planung und Ausführung hätte lenken können, fehlte ohnehin. Zudem - irdische Obrigkeiten waren ohnehin nicht Sache der Mennoniten.

Bedingt durch den Schritt über die Tiege aufs rechte Ufer, entstand gegenüber dem Weiherschen Hof ein immer größer werdender Marktflecken, der die handwerklichen Bedürfnisse der Entwässerungsbauern und ihre Versorgung erfüllen konnte.

Auf dem Marktplatz »Zum Hoff« wuchsen Handelsbetriebe, Hakenbuden, Schmiede und Sattlereien, Krüge und Lebensmittelgeschäfte, großenteils von Holländern betrieben, die auch sprachlich für ihre Landsleute zu Bezugspunkten wurden.
So entstand an dieser Stelle gegenüber dem »Schloß« das spätere Tiegenhof oder Neuhof, wie die Polen es heute wieder nennen.

Zuvor war es noch einmal zwischen Melchior von Weiher, dem Katholiken, einerseits und Mennoniten und Lutheranern andererseits zu Auseinandersetzungen gekommen, weil der neue Tenutario seit 1617 den letzteren ihre religiösen Rechte nehmen wollte.
Seine guten Pfründe im Tafelgut jedoch im Auge behaltend, nahm König Sigismund III. Wasa am Ende dem Pfandinhaber die Starostei Tiegenhof ab und läutete damit 1624 das Ende der Ära Weiher ein, zugleich aber bestätigte er den Mennoniten erneut ihre Glaubensprivilegien.
Sie hatten es wahrlich verdient, anerkannt und geachtet zu werden; denn das Ergebnis jahrzehntelanger rastloser Arbeit mit Bibel und Pflug waren die fünf Orte Altendorf, Haberhorst, Stobbendorf, Neudorf und Kalteherberge auf neuem Land. Aber auch die sieben ertrunkenen Ordensdörfer waren wiedererstanden.

So sind wir mittlerweile nah an das Jahr 1630 herangerückt, das man als ungefähre Zeitmarke angibt, zu der die Trockenlegung der wüst gewordenen Gebiete in den drei Werdern abgeschlossen war.

Das bedeutete aber auch, daß die kinderreichen Familien der erfolgreichen Neulandbauern Grund und Boden für ihre erwachsenen Söhne und Töchter anderswo in den fruchtbaren Werderfluren suchten - und fanden. Sowohl im Mittel- als auch im Oberwerder fanden sich wüste Hufen außerhalb der Ortschaften, vor allem an tiefliegenden Stellen in Flußnähe, z.B. beiderseits der Schwente.
Im Mühlen- und Schwentenfeld von Margenau beispielsweise entstanden sehr bald Holländerhöfe.
So verwundert es denn auch nicht, daß trotz der Toleranzvereinbarung von 1585 zwei Jahrzehnte später, also 1608 auf dem Landtag zu Marienburg der Kulmer Bischof Klage darüber führte, daß fast das ganze Delta von Mennoniten überflutet worden sei, schloß dann im nächsten Satz auch gleich sämtliche evangelischen Geistlichen in sein Feindbild ein, bis die Danziger dem geistlichen Herrn rieten, alle Nichtkatholiken in ihrem Glauben ungekränkt zu lassen.
Man merkt - vernehmlich klopft die Gegenreformation an, doch im Werder hatte sie derzeit nur den Fuß in der Tür.

Die Kraftquelle der Mennoniten hier in der Fremde, die erst langsam ihre Heimat wurde, war und blieb das Evangelium und die mitmenschliche Gemeinschaft, die daraus erwuchs.
Ihre Andachten hielten sie in großen Stuben ab, im Sommer zuweilen auch in Scheunen, »...welche sauber gereinigt und mit grünem Kraut ausgelaubet waren«. Der Vermahner saß auf einem hohen Lehnstuhl und hielt ohne Konzept die Predigt in holländischer Sprache.
1639 erhielt die große flämische Gemeinde des Werders in Hans Siemens ihren ersten eigenen Ältesten, und der Grundstein für die spätere Gemeinde Rosenort war gelegt.

Die Werderdörfer insgesamt begannen sich zu verändern. Fortan wirkten drei christliche Gemeinschaften an deren künftigem Leben.

DAS 17. JAHRHUNDERT

in den

PREUSSISCHEN LANDEN

KÖNIGLICH POLNISCHEN ANTEILS

Vorbemerkung: Wenn man textlich ein Jahrhundert abdecken will, wird man nicht umhin können, die Jahresmarken von 1600 und 1700 zeitlich nach beiden Seiten zu übertreten; denn geschichtliche Ereignisse greifen über sie hinaus.
So reicht u.a. die Geschichte der Ökonomien im Unterwerder in dieses Jahrhundert hinein, und wer hier den roten Faden wieder aufnehmen will, muß u.U. etwas zurückblättern.
Auch die Reformation und ihre Gegenbewegung ist fast bis heute ein endloses Thema und wird uns auch im folgenden Kapitel beschäftigen.

Kirchliches Leben allgemein

Wie bereits im Kapitel »Reformation in Preußen« erwähnt, hatte die neue evangelische Lehre auch im Werder fußgefaßt, und wir erfuhren, daß der erste namentlich bekannte lutherische Prediger Blasius Macer 1574 in Margenau Gottesdienste abhielt. Wie schon berichtet, war er Pleban der katholischen Kirche gewesen und brauchte dienstlich seine Räumlichkeiten nicht zu wechseln; denn St. Anna stand nun auch den Lutheranern zur Verfügung. Eine eigene evangelische Kirche wurde schon frühzeitig in Tannsee gebaut (1603). Zu der Zeit gab es ja das Toleranz-Edikt des Königs Sigismund II. August (1569), das, wenn auch nur vorübergehend, eine gegenseitige Duldung des Evangelischen und Katholischen erlaubte.

Aber dennoch hatten es die Anhänger des neuen Glaubens nicht so leicht. Das Einkommen der evangelischen Pfarrer war sehr niedrig, und die Kirchenlasten der Evangelischen verhältnismäßig hoch; denn sie mußten nach wie vor auch ihre Abgaben an die katholischen Geistlichen leisten.
Besonders wurde der Protestantismus durch die Jesuiten bekämpft, die sich am Ende des 16. Jahrhunderts auch in Marienburg niederließen.

Althergebrachte Denkweisen lassen sich nie per Dekret abtöten, und die alte Mutterkirche des Papstes versuchte ihr Feld zu behaupten und wieder zu vergrößern: die Gegenreformation kam in Gang und entlud sich in Deutschland in einem blutigen Kriegsgewitter, das sich über dreißig Jahre hinzog und dessen Wetterleuchten auch in Preußen zu vernehmen war.

Das erste evangelische Kirchenbuch in Margenau

Es wurde im Kriegsjahr 1627 das erste evangelische Kirchenbuch begonnen. Noch heute kann ein heimattreuer Marienauer im Staatsarchiv Danzig bewegten Herzens blättern. Es enthält außer den kirchenamtlichen Eintragungen glücklicherweise auch interessante Kommentare zu zeitgenössischen Begebenheiten im Dorf. Unter der Notiz »Historische Nachrichten des Lutherischen Kirchspiels Marienau« lesen wir:

»Der 1 ste hier angegebene Prediger war Martin Schnellius: Norimbergensis (aus Nürnberg). Er wurde von (der)Jungfer nach Marienau von Einem Ehrwürdigen Achtbaren Consistorio Mariaburgensi, ... des gantzen Kirchspiels berufen 1 Augusti 1627. Wann er gestorben, ist nicht zu wißen, da nur ein Taufregister geführt worden ist«.

So wurde also mit der Anstellung des Predigers Schnellius in besagtem Jahr das erste evangelische Kirchenbuch in unserm Dorf eingerichtet, in welchem zunächst nur Taufen vermerkt waren. Es enthält Eintragungen bis zum Jahre 1704, als man das zweite Kirchenbuch begann.
Zum Kirchspiel gehörte schon seinerzeit die Dorfschaft von Rückenau. Prediger Schnellius betreute seine Gemeinde dreiundzwanzig Jahre lang bis 1650.
Während der kurbrandenburgischen Verwaltung des Großen Werders von 1629 - 1635 wurde vermutlich unter deren Einfluß den Lutheranern wieder erlaubt, die alten katholischen Kirchen zu benutzen, mit Ausnahme der Weihnachts- und Osterfeste. So versammelten sich die Evangelischen in Margenau also wieder allsonntäglich in der Kirche St. Anna, wo ihnen Pfarrer Schnellius von der Kanzel predigte, nachdem der katholische Pfarrer seiner Gemeinde dort die Frühmesse gelesen hatte, und nur an den großen Festtagen hatten die Katholischen die Kirche für sich allein. Immerhin ein kurzes Zwischenspiel praktizierter Ökumene. Nach 1635 soll dieses Verhältnis zwischen beiden Konfessionen dann aufgehört haben. Die Schweden waren verschwunden und die Brandenburger ebenfalls.
Zwei Jahre später bemühten sich die evangelischen Margenauer um einen anderen, einen eigenen Andachtsraum. Hierzu lesen wir im 1. Kirchenbuch folgendes:

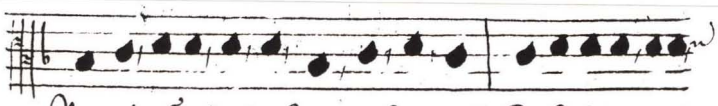
»In einem Manuscripto, so der sel.(ige) Gregor Thiel in Rücknau hinterlaßen, habe man dieses angemerkt: Nachdem den Evangelisch die Pfarrkirchen benommen wurd, haben die Dorfschaften Margenau und Rücknau sich zum Gottesdienst ein absonderlich (eigenes) Gebäude gekauft vor 600 Mark. An.(no) 1637. d 6. Aprilis, war eben der Stille-Freytag.
Wie ich sonsten gehöret, so hat der Besitzer gedachten Gebäudes Michael Sommerfeld geheißen, w.(elcher) in dem Hofe gewohnet in welchem jetzund George Brenckel wohnt.

J.F. Moses«

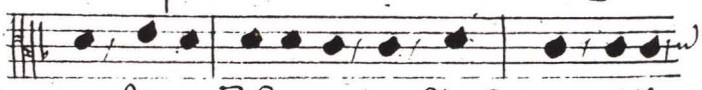
Nächste Seite: Textprobe aus dem ersten evangelischen Kirchenbuch. Sie ist von Prediger Martin Schnellius geschrieben und zeigt, daß damals das ganze Vater Unser gesungen wurde.

Nach der Predigt.

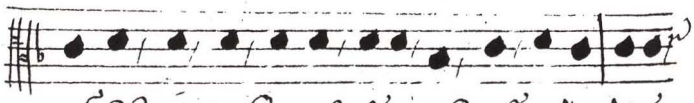
Singet der Priester vor dem Altar Vnümbgewandt, das Vater Vnser.



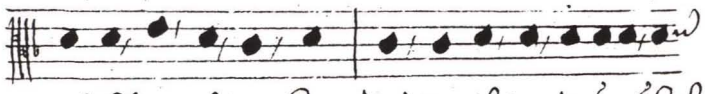
Vater vnser der du bist im Himmel, Geheiliget werde



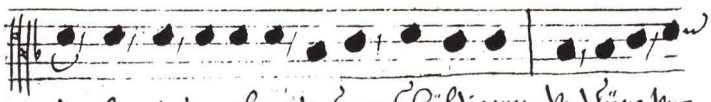
dein Name. Zukomme dein Reich. Dein wille



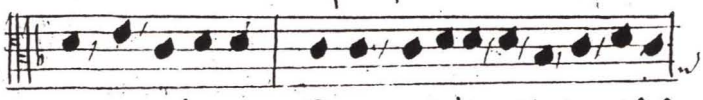
gescheh wie im Himmel also auch auff Erden. Vnser



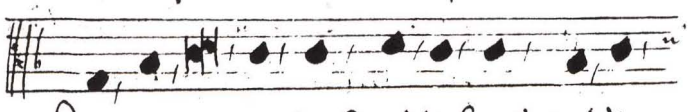
teglich Brot gib vns heut. Vnd vergib vns vnsere schul-



de, als wir vergeben vnsern schüldigern. Vnd füre vns



nicht in Versuchung. Sondern erlöse vns von dem übel.



Denn dein ist das Reich, und die krafft, vnd die



Herrligkeit, in Ewigkeit.

Reprodukcje z zasobu Archiwum Państwowe w Gdańsku Sygn. 960/1 s. 7-8

Die Große Werdersche Brandordnung

Zu Anfang des 17. Jahrhunderts hatten die holländischen und friesischen Einwanderer bereits den größten Teil der meist unter dem Meeresspiegel gelegenen Sumpfgebiete an Linau, Tiege und Haff kultiviert. Eine Reihe von neuen Dörfern war angelegt, und der angeschwemmte, fruchtbare Boden brachte nach Urbarmachung und Entwässerung gute Erträge.
Obwohl das Land hier in der Niederung durch Dämme geschützt wurde, war im Frühjahr durch die Schneeschmelze die Gefahr der Überschwemmung groß. Um dieser Gefahr besser zu begegnen, errichtete man die Gebäude auf einem aufgeschütteten Hügel, einer Warft also.
Die kleineren Gehöfte baute man als L a n g h o f : Wohnhaus, Stall und Scheune aneinander, die etwas größeren als W i n k e l h o f , da man sich mit dem Platz auf dem Hügel beschränken mußte. Hier lagen Wohnhaus und Stall in einer Reihe, die Scheune war links an den Stall angebaut.
Die ganz großen Höfe hatten noch zusätzlich eine zweite Scheune, die rechts an den Stall angebaut wurde (K r e u z h o f). So war der Platz auf dem Hügel bestens ausgenützt.
Durch diese Bauweise konnten ihnen kleinere Überschwemmungen nichts anhaben, und für größere Wassergefahr hielt man Kähne mit entsprechendem Zubehör bereit und ließ im Stall eine Treppe herunter, um das Vieh auf dem Stallboden in Sicherheit bringen zu können.
So sehr diese Bauweise der Höfe Schutz gegen Hochwasser bot, so groß war dagegen die Gefahr bei Brandschäden, wobei es wegen des Holz- und Rohrdachbaus auf kleinem Raum in der Regel Totalschäden gab. Ein Bauer konnte durch einen Blitzschlag alles verlieren.
Wen wundert es da, daß gerade hier im Niederungsgebiet zum Schutz gegen diese Feuergefahr die Idee zu einer F e u e r v e r s i c h e r u n g reifte.
Mennonitische Bauern in Tiegenhagen waren es, die miteinander beschlossen, aus tätiger Nächstenliebe dem abgebrannten Glaubensbruder und Nachbarn, der als Emphyteut doch für die Erhaltung sämtlicher Gebäude haftete, in seiner Not durch Geldumlagen zu helfen.
Dieser Plan fand rasch Zustimmung in den Nachbardörfern, und so wurde am 29. Mai 1 6 2 3 die Gründung der Brandordnung von neun Ortschaften beschlossen. Alle gehörten sie zum Pfandgebiet der Familie Weiher, der sogenannten Tiegenhöfer Ökonomie. Es handelte sich um die »niedernen Dorffschafften, so zum Tiegenhöffischen Ampte, in des Großmächtigen Gnädigen Herren Melchior Weyer gehören, und in seynem Gebiehte gelegen seynd, als nehmlich

Groß-Tiegenhagen und
Platenhof,
Klein-Tiegenhagen
Reimerswalder und auch die
Petershägenerfelder, vor dem Tiegenhof gelegen,
Plötzendörfer auch die
Altendörfer
Stobbendorfer und
Haberhorster.«

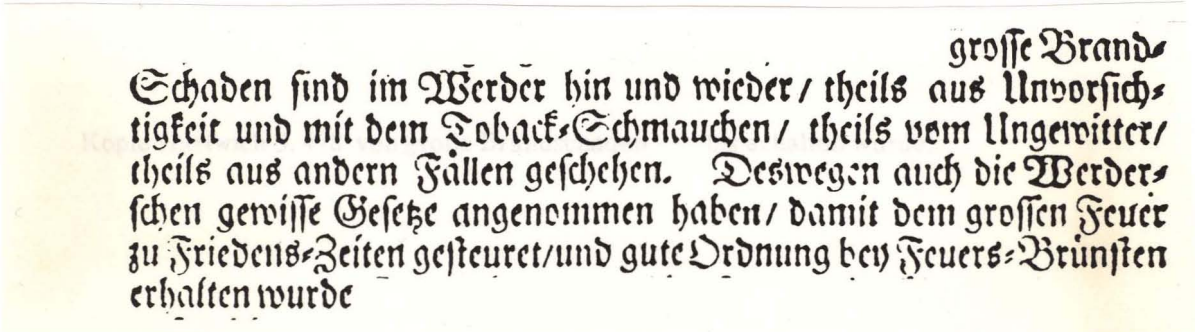
Und weiter heißt es im Gründungsprotokoll, das als Vorrede immer wieder in jedes neue Brandbuch übertragen wurde:

»Diese obgedachte Dorfschaften haben sich mit allem und ganzem Fleyße hierinnen bearbeitet, um diese Ordnung von Brandschaden ins Werk aufzurichten und zu vollenden. Dieweil man es betrachtet und befindet, daß diese Ordnung uns nicht unerträglich, sondern billig, christlich, und auch hoch zu loben ist, daß man armen, betrübten Leuten zu Hülfe kommet und das man ihnen die schuldige Hand zu reichen bereit stehet, damit sie wieder aufbauen und zu ihrer Nahrung fortstellen mögen. Also haben wir mit folgenden Punkten beliebet, auch untereinander stet und vest gelobet zu helfen, und solche unsere Brandordnung und gutwillige Beliebung weiter nicht gehen noch verstanden werden; denn nur auf diejenigen, welche sich hierin bewilligen, und diese Verbindnißе mit uns anzunehmen bereit stehen.«

Mit der Idee zur Gründung dieser Brandhilfskasse übernahmen die Tiegenhagener eine Vorreiterrolle in den preußischen Landen. Die holländischen Einwanderer kannten diese Art gegenseitiger Hilfeleistung schon aus ihrer alten Heimat. Feuerversicherungen auf Gegenseitigkeit hatten in Flandern schon eine alte Tradition, denn die erste gab es dort bereits im Jahre 1070. Jedoch eine ununterbrochene Entwicklungslinie begann erst 1537 mit den Brandgilden in Schleswig-Holstein.

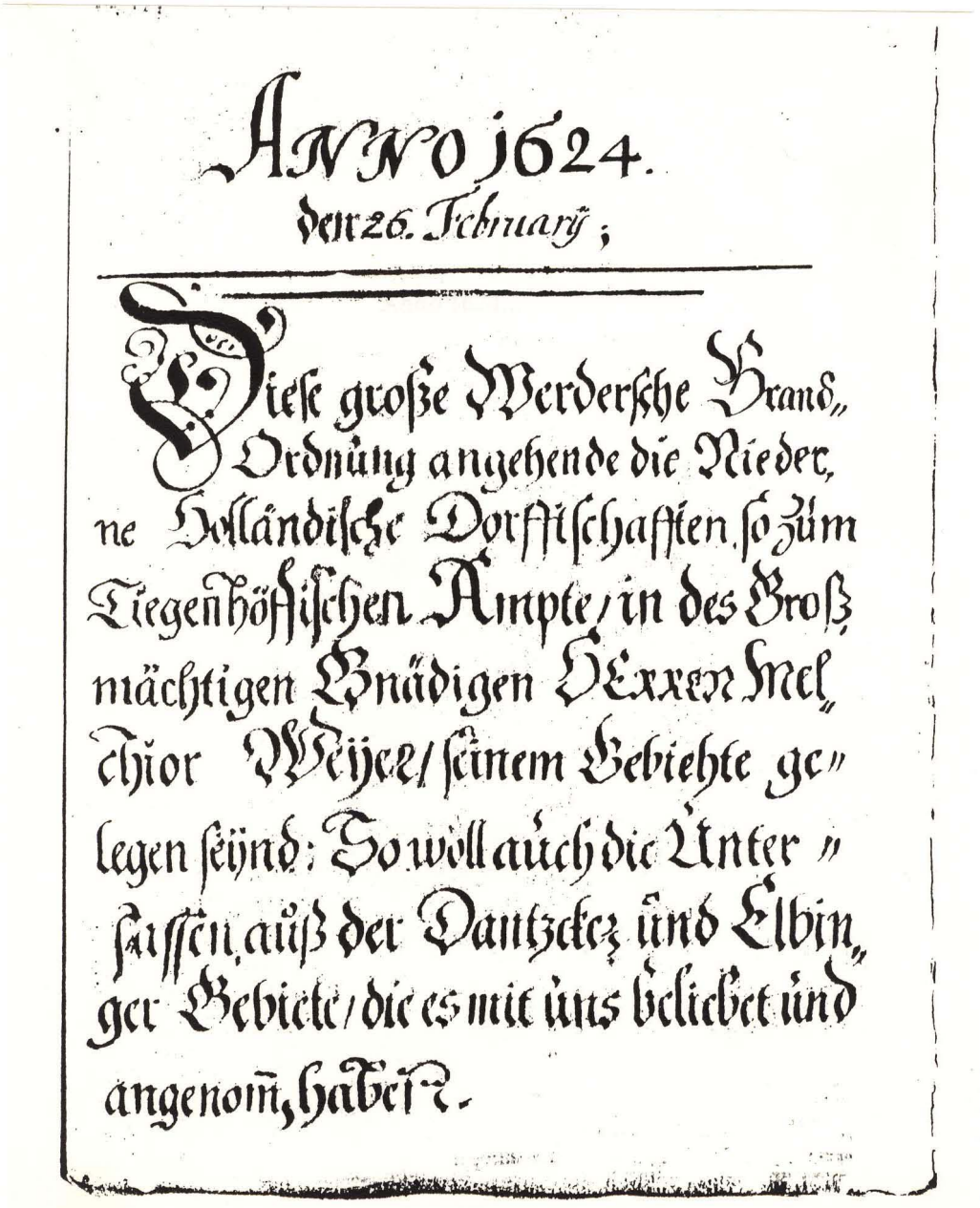
So hatten nun die Mennoniten eine weitere bewährte Einrichtung aus der alten in die neue Heimat übertragen, und sie kam auch Andersgläubigen zugute.
Der Zuspruch war allenthalben groß, und schon am 16. Juni desselben Jahres schlossen sich die »Rathsunterthanen« Danzigs und die Bewohner des Elbingschen Gebietes dem Bündnis der neun Ortschaften an.

Mit dem 26. Februar 1624 erhielt der neue erweiterte Bund seine Wirksamkeit unter dem Namen Große Werdersche Brandordnung.


groſſe Brand-
Schaden ſind im Werder hin und wieder / theils aus Unvorſich-
tigkeit und mit dem Toback-Schmauchen / theils vom Ungewitter /
theils aus andern Fällen geſchehen. Deswegen auch die Werder-
ſchen gewiſſe Geſetze angenommen haben / damit dem groſſen Feuer
zu Friedens-Zeiten geſteuret / und gute Ordnung bey Feuers-Brünſten
erhalten wurde

Da die Tiegenhagener den Entschluß zu diesem Bund gefaßt hatten, wurde als erster Grundsatz festgesetzt, daß seine Hauptverwaltung für alle Zeiten im Tiegenhöfschen Gebiete verbleiben sollte. Und in der Tat verblieb sie hier, zwar nicht für alle Zeiten, so aber doch für 320 Jahre - bis 1945. Und der Brandvorsteher, den man später Brandregent nannte, war immer ein Einwohner des Dorfes Tiegenhagen.

Gründer und Mitglieder dieser segensreichen Einrichtung waren Bauern gewesen, und so wurde denn auch der Landbesitz Maßstab für die zu versichernden Gebäude. Man folgerte, daß mit steigender Morgenzahl auch größere Gebäude erforderlich waren. Für jeden Morgen, mit dem er sich hatte in die Ordnung eintragen lassen, sollten dem Betroffenen 20 Mark zum Wiederaufbau seines eingeäscherten Gehöftes gegeben werden, und zwar durch Umlage bei allen Mitgliedern.



Anno 1624.
den 26. Februarij;

Diese große Werdersche Brand-
Ordnung angehende die Nieder-
ne Holländische Dorffschaften so zum
Tiegenhöffischen Ampte / in des Groß-
mächtigen Gnädigen Herren Mel-
chior Weiße / seinem Gebiehte ge-
legen seind: So will auch die Unter-
sassen auß der Dantzcker und Elbin-
ger Gebiete / die es mit uns beliebet und
angenom̃en haben.

Weiter heißt es in den Punkten:

»Die Dorfschulzen der zur Brandordnung gehörenden Ortschaften haben sich am dritten Tage nach dem Brande eines Gebäudes bei Strafe eines ungarischen Floren an den Verunglückten auf der Brandstätte einzufinden, wo dann sofort unter Leitung des Tiegenhagener Brandvorstehers die Unterstützungssumme (Brandgeld) für den Abgebrannten und an Hand des mitgebrachten Catasters (des Mitgliederverzeichnisses mit eines jeden Hufen- und Morgenzahl), danach die Leistung der einzelnen Nachbarn festgelegt ward.
Diese Summe hatte ein jeder Dorfschulze bis zu einem von allen festgesetzten Termine in seinem Gemeindebezirke einzuziehen und dem Vorsteher auszuhändigen, von dem der Verunglückte die Unterstützung dann erhielt.
Wer von den Mitgliedern mit der Zahlung seines ausgesetzten Brandgeldes an den Dorfschulzen über drei Wochen verzog, mußte die doppelte Summe seinem 'Notbruder' zahlen, und wer sich solcher Anordnung nicht fügte, ward als 'Ungehorsamer' sofort aus dem Bunde ausgeschlossen.
Das 'Einkaufsgeld' für neu aufzunehmende Mitglieder ward auf 8 Mark pro Hufe festgelegt.«

Das erste zu entschädigende Brandunglück geschah am 18. März 1626 durch einen unreinen und undichten Schornstein. Das hatte zur Folge, daß den Dorfschulzen die Schornsteinschau zu Ostern und zu Michaelis eines jeden Jahres zur Pflicht gemacht wurde, was laut Kataster in der Folgezeit viel Ärger verursachte.
Und Abraham Hartwich zitiert aus der Brandordnung dazu:

» ... so einem das Wohn-Hauß abbrennete / soll er vor allen Dingen von Grund auf einen gemauerten Schornstein aufzuführen schuldig seyn / dieweil leider GOttes die meisten Feuer-Schaden durch die schlimmen Schornsteine entstehen / damit künftig solch großes Unglück verhütet werden möchte.«

1639 wurde die Brandordnung erstmalig in den Punkten grundlegend geändert. Aus der ehemaligen von Fall zu Fall festzulegenden Unterstützungssumme, die nur für den Gebäudeaufbau gedacht war, wurde schon eine Brandversicherung heutiger Art. Nun konnten die Mitglieder auch ihr Vieh versichern, für das man je nach Art genaue Entschädigungssummen festlegte.

Und weil damals der Flachs- und Hanfanbau im Werder sehr stark betrieben wurde, folgte 1641 als weiterer Punkt:

24. So fern ſich ein oder der andere unterſtehen würde Hanf oder Leinſaat zu ſäen/ und dadurch im Fall / durch Unvorſichtigkeit ein Feuer entſtünde / und ſein Gehöfft davon abbrennete/ ſoll er von der Gemeine nichts zu gewarten haben / und zur Strafe ein Viertel Jahr im Gefängnis ſitzen. Imgleichen ſoll auch niemanden frey ſtehen / bey Licht Flachs zu hechlen oder zu ſchwingen. Würde ſolches von den Schultzen oder jemands andern hinterbracht/ ſoll ein jeder 3. fl. Unger. zur Strafe verfallen haben/ entſtünde aber dadurch ein Feuer-Schade / ſo hat er ſich mit ſeinem Ungehorſam der Wolthat dieſer Ordnung verluſtig gemacht/ und ſoll noch darzu mit ein Viertel-Jähriger Thurm-Strafe beleget werden.

Der 1. Schwedisch-Polnische Krieg

Die Weichselwerder - Herzstücke im deutschen Osten - waren nach mittelfristigen Zeiten des Friedens und des Wohlstands häufiger als der sie umgebende Großraum Naturkatastrophen und politischen Wechselfällen ausgesetzt. Das fortwährende polnische Drängen zur Ostsee zwang den Ritterorden zu ständigem Schutzgebahren.
Jetzt, zu Beginn des 17. Jahrhunderts, geriet es im Zuge des protestantisch-katholischen Glaubenskrieges in den Schnittpunkt des schwedisch-polnischen Konflikts, der unser Werder über hundert Jahre mit einigen Unterbrechungen in Mitleidenschaft zog.

Der 1. Schwedisch-Polnische Krieg von 1626 - 1636 hatte wie viele Kriege ein Geflecht von Ursachen. Der Konflikt im Weichsel-Nogat-Delta war im mitteleuropäischen Geschehen ein Nebenkriegsschauplatz des Dreißigjährigen Krieges, hatte aber dennoch einen großmachtpolitischen Akzent. Schweden wurde stark und führend im Ostseeraum, dem Dominium Maris Baltici. Daneben aber war es ein bilateraler Glaubens- und Erbfolgestreit mit Polen.
Schwedens König Johann III. und seine Frau, eine polnische Königstochter, hatten ihren Sohn Sigismund mit Vorbedacht als künftigen Thronerben in Krakau katholisch erziehen lassen. Doch als Johann starb, wurde Sigismund 1594 auch schwedischer König, nachdem er die lutherische Kirche als schwedische Reichskirche anerkannt hatte. Diesen in jener Zeit wirklich abgrundtiefen Glaubenszwiespalt konnte der König auf zwei Thronen nicht durchstehen.
Er kehrte nach Polen zurück und überließ seinem Rivalen, dem Herzog Karl aus dem Hause Wasa, das Feld. Dieser setzte ihn 1599 ab, und so war für Polen und Schweden ein latenter Spannungszustand entstanden, der sowohl dynastische und religiöse wie auch wirtschaftliche Züge trug. Der Zusammenstoß der beiden Mächte erfolgte dann 1626 in Preußen.

Inzwischen hatte Gustav Adolf den schwedischen Königsthron bestiegen. Im Sommer 1626 landete er mit seinem Heer in Pillau, kreuzte das Frische Haff und machte in Elbing Quartier, wo ihm die überraschten Bürger die Tore öffneten. Vier Tage später, am 18. Juli, zog er bereits in Marienburg ein, und bald darauf hatte das schwedische Heer Dirschau, Stargard, Putzig, Stuhm und Christburg besetzt. Der südlichste Punkt war Mewe, die strategisch günstige Stadt an der Fersemündung.
Für Jahre blieb unser Heimatgebiet von Schweden besetzt, und Jahr für Jahr schlugen sie im Sommer ihr großes Feldlager bei Liessau auf, um von dort aus kleinere Feldzüge zu unternehmen. Gustav Adolf selbst wurde im folgenden Jahr beim Angriff auf die Danziger Schanze bei Käsemark verwundet und zwei Monate später noch einmal schwer bei einem Gefecht vor Dirschau.
Ab 1628 hatte sich die Lage auf Seiten der Polen gefestigt, und sie versuchten es mit Gegenangriffen, doch hatten die Schweden von Marienburg aus bis zum Drausensee eine Verteidigungslinie aufgebaut, und so blieb nördlich dieser Linie unser Heimatgebiet drei Jahre in schwedischer Hand.

Schon von Beginn an hatten die Schweden für die Verwaltung der Werder den tatkräftigen Reichskanzler Oxenstierna eingesetzt, der mit fester Hand dafür gesorgt hatte, daß der Krieg den Krieg ernährt, das heißt aus unsern wirtschaftlich reichen Dörfern wurde das letzte herausgeholt an Steuern und Arbeitsleistungen, an Vieh und Getreide, so daß der Wohlstand schnell dahinschwand. Oxenstierna milderte hier und da die Lasten und erließ scharfe Bestimmungen gegen die Ausschreitungen der Soldaten; doch winters, wenn die Flüsse zugefroren waren, fielen in Scharen die Polen ein und raubten und verbrannten, was die Schweden noch gelassen hatten.

Hin und her wogten die Kämpfe an der Frontlinie zwischen Marienburg und Dirschau. Im Winter jedoch flauten sie ab und im November kehrte der Schwedenkönig Gustav Adolf auf der Schwente und Tiege und dann übers Haff nach Schweden zurück. Seine Abwesenheit benutzten die Polen unter Balinski, dem ehemaligen Ökonom von Marienburg, für Streifzüge in die Werderdörfer. Er mußte den Wohlstand der Werderbauern ja kennen.
Sie brandschatzten Wernersdorf, Altmünsterberg, Damerau und Mielenz, raubten Vieh und plünderten am 27. Dezember 1627 unser Nachbardorf Tiege, bis sie vom Schwedenmarschall Wrangel vertrieben wurden.
Im Januar erschienen sie wiederum, diesmal rechts der Schwente, und plünderten in Marienau, wurden dann aber noch rechtzeitig von den Neuteichern überfallen und mußten ihre Beute im Dorf zurücklassen.

Am 12. Januar erschien ein größerer Haufe wiederum vor Neuteich, sogar mit Geschützen. Da die schwedische Besatzung nur klein war, mußte sie sich nach Marienburg zurückziehen, wohin die Neuteicher ihnen mit ihren Habseligkeiten folgten. Vier Tage später kehrten die Schweden mit Verstärkung zurück und machten die plündernden Polen zum größten Teil nieder.
Es war für unsere Dörfer eine schlimme Zeit, zumal die Polen immer wieder in den Wintermonaten Kontributionen von den Dörfern verlangten - heute würde man solches Schutzgelder nennen - die die Menschen vor Plünderungen bewahren sollten. Doch meistens nahmen sie beides, die Gelder und das Vieh.

Nach drei Kriegsjahren war das Werder wieder einmal ein ruiniertes Land.
So bedeutete der sechsjährige Waffenstillstand von 1629 in Altmark bei Stuhm eine große Erlösung. Die Schweden mußten sich nach Elbing und in das kleine Werder, auf die Nehrung und in die Dörfer Altendorf, Fischerbabke, Neudorf, Haberhorst, Kalteherberge, Rehwalde, Tiegenort und Stobbendorf sowie bis zum Werderdamm bei Jankendorf zurückziehen. Marienburg und das Große Werder erhielt der brandenburgische Kurfürst als Sequester, d.h. zur einstweiligen Verwaltung als neutraler Herrscher.

Dann gab es 1630 noch einmal einen Vertrag von Tiegenhof zwischen Schweden und der Stadt Danzig, der die Schweden berechtigte, 3,5 % Zoll von allen ein- und auslaufenden Schiffen vor Danzig einzuziehen. Das bedeutete einen großen finanziellen Gewinn für die Besatzung.

1632 verloren die Schweden ihren König, und aus der neuen Lage entstand 1635 der Friedensvertrag von Stuhmsdorf, der auf 26 Jahre geschlossen wurde. Dieser bedingte u.a., daß das Große Werder frei wurde.

Margenau auf alten Landkarten

Weichseldelta-Karte (um 1633)

Die obengenannte Karte des Schweden Olaf Hansson Örnehufvud mit Danzig, Elbing und Marienburg zeigt im Original die drei Werder. Diese kartographische Landesaufnahme erfolgte aus militärischen Überlegungen und blieb trotz einiger Ungenauigkeiten bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts die wichtigste Vorlage für alle Karten dieses Teils von Westpreußen.

O l a f H a n s s o n , geadelt Ö r n e h u f v u d (1600 - 1644), mußte als Ingenieuroffizier die schwedischen Verteidigungsanlagen im Weichselgebiet inspizieren. Dazu fehlte ihm als Orientierungshilfe eine Landkarte. Aus eigenen Aufzeichnungen und alten Vorlagen entstand um 1633 eine Karte, die hier etwa auf das Große Werder verkürzt ist.
Kriegen kann man in aller Regel nichts Gutes abgewinnen, doch alleine in unserm Fall bescherte die schwedische Besetzung des Weichseldeltas, damit auch unserer Heimat, die e r s t e k a r t o g r a p h i s c h e r g i e b i g e L a n d k a r t e .
Es ist natürlich eine strategische Karte, aber in ihrer Orientierungsmöglichkeit für damalige Verhältnisse schon so genau, daß wir Heutigen mit Lust und Interesse die andersartigen Zustände des Geländes, aber auch die kartographischen Ungereimtheiten suchen. Immerhin ist das Werk des Schweden eine Meisterleistung und war für die Truppen offenbar eine vorzügliche Orientierungsmöglichkeit.
Sie ist so gut, daß sie im Kupferstich Eingang in die großen Atlanten des Johannes Janssonius (1641) und Johann Blaeu (1662) fand und auch für das dann folgende Jahrhundert noch Bestand hatte.

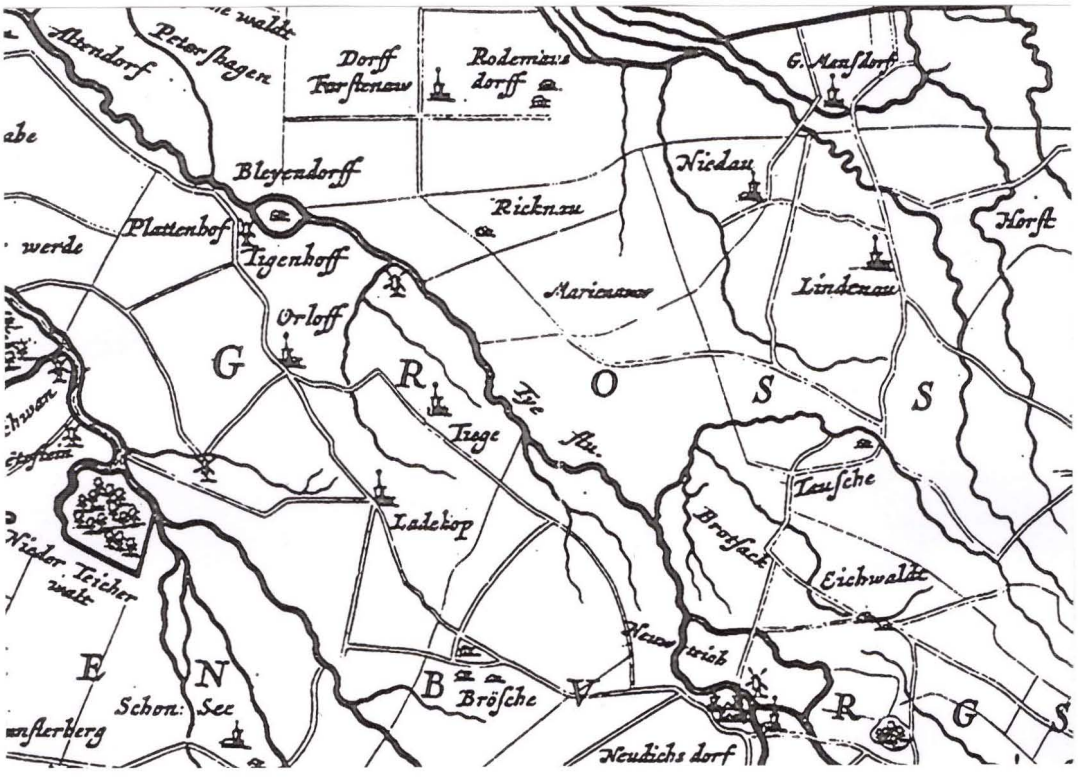
Bei Nachforschungen im schwedischen Reichsarchiv hat Lingenberg diese Blätter mit Originalzeichnungen verglichen und Abweichungen festgestellt, z.B. fehlen einige Dörfer (Tiegenort, Tiegenhagen u.a.), die die Kupferstecher entweder in ihrer Vorlage nicht gefunden oder eigenmächtig fortgelassen haben. Lange rätselt man, was das »Bleyendorf« gegenüber Tiegenhof wohl bedeuten mag, und erfährt, daß es Pletzendorf sein soll, daß Jodekop Ladekopp meint und Rode Mausdorf für Klein Mausdorf gesetzt wurde.

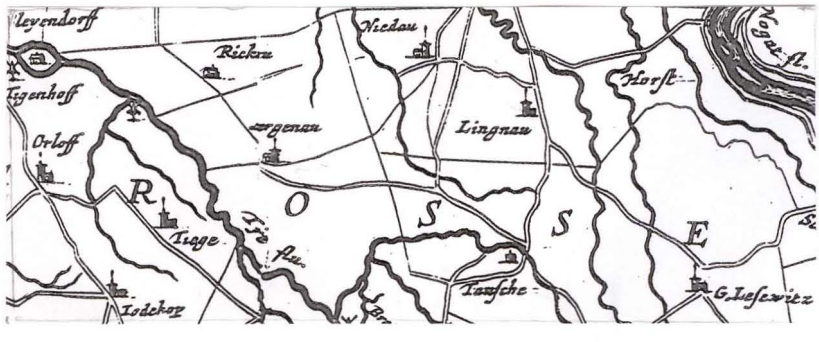
Unser M a r g e n a u ist in einer Fassung buchstabengetreu wiedergegeben (Ausschnitt B), obgleich der Anfang von der Feder zusammengezogen oder etwas verschmiert erscheint.
Die meisten Dörfer sind nach akustischem Eindruck der Feldmesser notiert worden, und so erkennen wir in wunderbarer Weise, daß sie den Menschen aufs mundartliche Maul geschaut haben. »... em Tansche« (im Tannsee'schen) war so bis in unsere Gegenwart in Gebrauch, wie auch »Lingnau« (Lindenau) in Ausschnitt B und »Mensterberg« (Münsterberg).

In einer anderen Version der Örnehufvud'schen Karte, die in den meisten Teilen natürlich abkopiert ist, weist u.a. in der N a m e n s c h r e i b u n g jedoch einige Veränderungen auf. Da sieht man z.B. Lindenau in seiner heutigen Fassung (Ausschnitt A), und bei unserm Dorf kann man rätseln, ob es das kirchenlateinische »Mariaenau« ist oder die ältere Fassung »Marienaw«, wobei das -w (im Englischen Doppel-u) damals ein u-Laut war, also -au gesprochen wurde.


WEICHSELDELTA-KARTE
von Örnehufvud um 1630
(Ausschnitt)
Marienburg
Dirschow

Im W e g e s y s t e m müssen wir ohnehin die alten Verhältnisse so nehmen , wie sie waren oder wie sie der Zeichner im Sinn hatte.
Die doppellinigen Wege, so scheint es, sind die wichtigen oder vielleicht auch die besser ausgebauten. Jedenfalls war die Trift zwischen Marienau und Tannsee und dann auch die Verbindungen nach Marienburg und Dirschau schon jahrhundertelang von Bedeutung, besonders fürs schwedische Militär, während die älteste »Straße der Kreuzzüge« von der Fähre Schöneberg über Ladekopp - Tiege - M a r i e n a u - Gr. Mausdorf - Lupushorst - Wiedau beim Kartenzeichner nicht ihren alten Rang erhält.
Die Richtschwente unterhalb von Neuteich gab es damals noch nicht, und so schlängelte sich das Wasser unbegradigt durch die Lande bis zur Vorflut bei Emil Enß. Auch macht der Schwede im gesamten Flußlauf keinen Unterschied zwischen Tiege und Schwente.



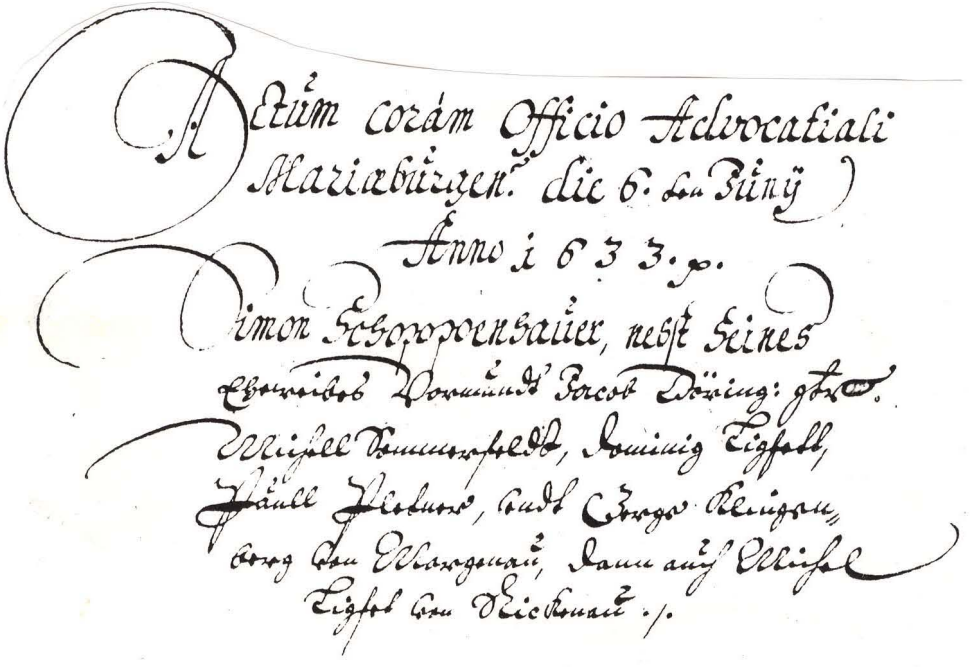


Oben: Ausschnitt A
Rechts: Ausschnitt B
der Weichseldelta-Karte
von Örnehufvud (um 1633)

1633 - Margenauer prozessieren

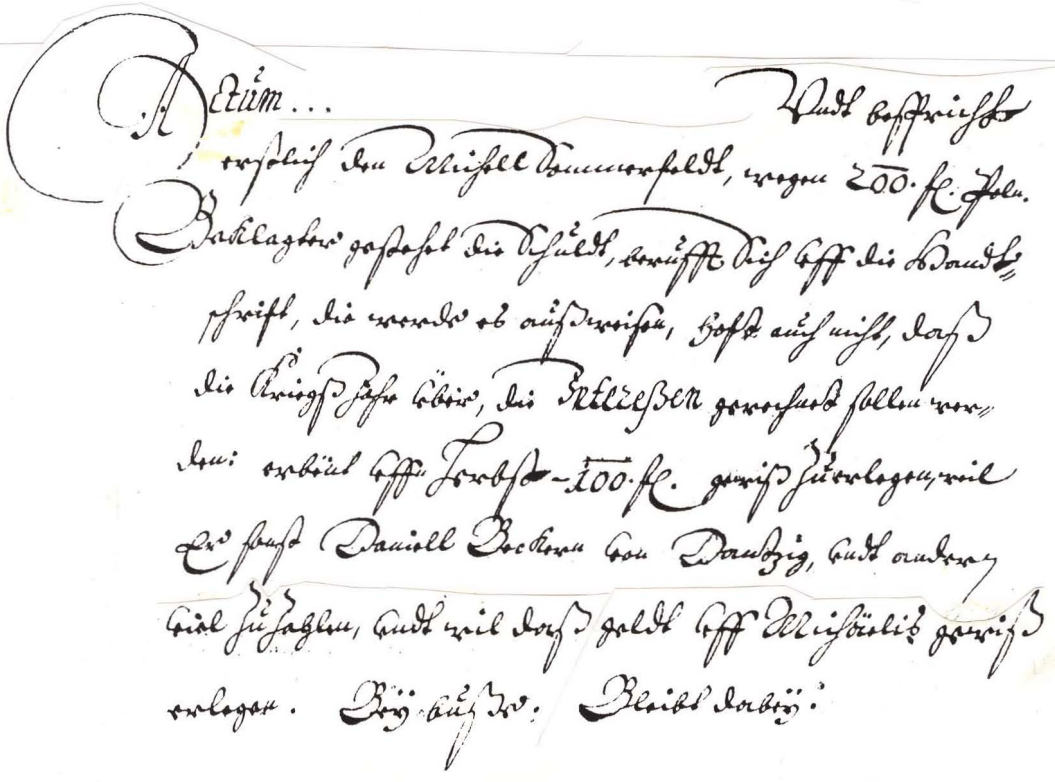
So ist es auch im folgenden, wo Margenauer Bürger, die vielleicht jahrzehntelang friedlich-freundliche Nachbarschaft pflegten, plötzlich in Streit gerieten, was wortwörtlich »zu Buche schlug«, weil schlimme Kriegszeiten (s.o.) sie unverschuldet in Not gebracht hatten.

Es geht um eine Akte anno 1633 von einer Verhandlung vor dem Marienburger Gericht, wo der Margenauer Einwohner Simon Schoppenhauer und der Vormund seiner Frau, Jacob Döring, gegen Michel Sommerfeldt, Dominig Ligfett, Paull Pletner und Gorge Klingenberg aus Margenau und Michel Ligfet aus Rickenau klagen.



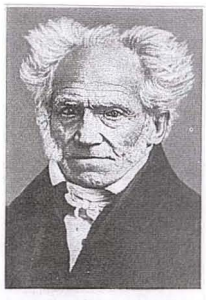
Actum coram Officio Advocatiali
Mariaburgen. die 6. ten Juny
Anno 1633. p.
Simon Schoppenhauer, nebst Seines
Ehewaibes Vormundt Jacob Döring: gtr.
Michell Sommerfeldt, Dominig Ligfett,
Paull Pletner, undt Gorge Klingen-
berg von Margenau, dann auch Michel
Ligfet von Rickenau ./.

Simon Schoppenhauer hatte nämlich schon vor Kriegsbeginn dem Margenauer Dorfschulzen Sommerfeldt 200 polnische Floren geliehen, sie aber nicht zurückerhalten, weil offenbar der Schulze S. während der schlimmen Not zu Kriegszeiten hierzu nicht in der Lage gewesen war. Aber auch 1633 ruhten die Waffen erst knapp vier Jahre, und der Beklagte hatte sich wirtschaftlich noch nicht erholen können. Auch hatte er gehofft, daß während der Kriegsjahre keine Zinsen fällig würden, die jetzt eine zusätzliche Belastung bedeuteten. Aber er kannte die Schuld an und versprach, im Herbst desselben Jahres wenigstens 100 Floren zu zahlen. Auch die anderen vier Beschuldigten erklärten sich gleichermaßen.



»Undt bespricht
erstlich den Michel Sommerfeldt, wegen 200. Fl.Poln.
Beklagter gestehet die Schuldt, berufft sich uff die Handt=
schrift, die werde es außweisen, hoft auch nicht, daß
die Kriegßjahr über, die Intereßen (Zinsen) gerechnet sollen wer=
den: erbiet uff Herbst - 100 fl. gewiß zu erlegen, weil
Er Ernst Daniell Beckern von Dantzig, undt andere
viel zu zahlen, undt wil daß geldt uff Michäelis gewiß
erlegen. Bey buße. Bleibt dabey.«

Da sie ihr Versprechen offensichtlich nicht halten konnten, mußten sie im Oktober nochmals in Marienburg erscheinen und redeten sich mit der allgemeinen Notlage heraus und versprachen, das Geld drei Wochen nach Martini (11. Nov.) dem Kläger zu zahlen. Das muß dann auch geschehen sein, denn die Akte wurde geschlossen.



Arthur Schopenhauer

So ist uns heute nicht nur eine frühe dörfliche Begebenheit vermittelt worden, die zudem beweist, daß zumindest damals in Margenau alles seinen rechten Gang ging. Darüber hinaus erfreut uns eine herrliche kaligraphische Schriftprobe.

Was aber macht der große Philosoph Arthur Schopenhauer im Marienau-, im Werderbuch? Wir wollen ihn den Danzigern lassen, denn dort wurde er geboren. Doch seine Ahnen waren Landleute im Großen Werder. Der älteste bekannte Vorfahr, Salomon Schopenhauer, lebte um 1580 als Bauer in Fürstenau, und M a r g e n a u wurde die Heimat seines Sohnes Simon (siehe oben!), des Ur-ur-ur-Großvaters unseres hochgeschätzten Philosophen.

Der Gestaltwandel unseres Dorfnamens

An einem W o r t hängt die Sache, und mit dem Wort M e r g e n o w verbindet sich die Geburt unseres Dorfes.
Wie aber das Dorf seine Geschichte hat, so ist auch sein N a m e Teil dieser Geschichte. Spüren wir ihr einmal nach. Alles begann mit Mergenow, wie wir wissen. Man stutzt, klingt es doch fremd.

Die Ortsnamen, die auf Verehrung von Heiligen hinweisen, mehren sich im allgemeinen im 10./11. Jahrh. (St. Blasien, St. Georgen). Die christlichen Franken hatten damals die Sachsen unterworfen, und damit wurde christliches Sprachgut in ganz Deutschland allgemein. Christof und Maria wurden also heimisch bei den Germanen und somit heimisch auch bei jenen, die als O s t s i e d l e r an die Schwente zogen.

Die Kirche, die als Grundherrschaft besonders in Ostelbien in den Vordergrund trat, hat die Namengebung hier stark beeinflußt. Es gab auch modische Phasen, in denen bestimmte Heiligengruppen bevorzugt wurden.
M a r i a wurde im deutschen Stammland, d.h. Mittel- und Oberdeutschland, mit Umlaut als M e r g e gesprochen, s. St. Märgen im Schwarzwald oder M e r g e n t h e i m .
Hier sind wir am Ursprung unseres Dorfnamens M e r g e n o w im Großen Marienburger Werder, so genannt in der Gründungsurkunde 1321; denn die Heiligenverehrung steigerte sich im 13. Jahrh. und auch noch später.
In den Frauenklöstern der Zisterzienser und Augustiner ist die nun eindringende Mystik wiederum auch in der Namengebung zu beobachten. Es erscheinen Benennungen wie Gnadental oder Maria Zell, Maria Laach oder Maria Kron. Heil und Gnade verbinden sich mit irdischen Bezeichnungen wie Berg und Tal, Feld und Au - wie denn auch bei unserm

M e r g e n - A u

In jener mittelalterlichen Zeit gab man Orten Namen, die Gottesminne atmen, die den Himmel mit der Erde verbinden sollten.
Diese Namen waren eben alles andere als »Schall und Rauch«, sie waren S i n n - Namen.

So gibt es trotz klanglicher Abweichungen in der Aussprache des Dorfnamens über den ganzen Zeitraum seines bald siebenhundertjährigen Bestehens keinen Bruch. Die Gründungsväter kamen ja aus Thüringen und Franken und sprachen das Wort M a r i a eben in ihrer stammeseigenen Mundart aus, und das hieß M e r g e . Auch Werner von Orseln, der Gründer unseres Dorfes, kam aus dem Stammesgebiet der Franken beiderseits des Mittelrheins, mit ziemlicher Sicherheit ansässig in oder bei Urseln im Taunus.

Der Sebstlautwechsel von e zu a ist schließlich im Mundartlichen begründet. Das »Deutsche Wörterbuch« der Gebr. Grimm hält eine Fülle von Sprachbelegen für den Gestaltwandel auch unseres Dorfnamens bereit.

»MARGE, MÄRGE, MERGE - weit verbreitete volksmäßige Form des Eigennamens M a r i a , auf der alten deutschen Betonung Mária fußend (vgl. gothisch schon Marja für Maria) , und mit g aus i durch j hindurch:

da stunden ihn die haar zu berg,
sie schryen, hilf du liebe M e r g ! E. Alberus 51.«

oder - *MARGENGROSCHEN (Mariengroschen) - gilt 8 Pfg, 36 derselben thun einen Thaler (1736)*
(Betonung auf erster Silbe - Margenau, Marjenau)

In Fischartgroßm.113 : MÄRGENFAHRT für Mariä Himmelfahrt oder in Brockes 2,86 für Marienblümchen (Gänseblümchen)

... noch gewahrt ich neben ihnen
von weiszen sternen eine schaar
in M a r j e n b l u m e n auch gewahr.

So ist es erklärlich, daß wir nach 1400 den Einwohner unseres Dorfes Johannes Truntzmann (später Bischof von Kulm) in der Einschreibungsliste der Universität Leipzig als »Johannes Margenau« wiederfinden. Die Beigabe von Herkunftsnamen war damals üblich.
Fortan heißt es laut unserer Aufstellung bis zum evangelischen Kirchenbuch 1651 immer nur M a r g e n a u . Und es bleibt auch überwiegend so, obgleich im selben Jahr und auch im nächsten von dem gelehrten Herrn Pfarrer Georgius Schebelius für Dorfnamen und Kelchinschrift natürlich das Kirchenlatein, also Maria - Marienau, bevorzugt wurde.
Da der Name geistig die Sache ist und uns das Dorf eine Herzenssache, ist es wohl verständlich, wenn ein alter Marjenauer dem über lange Zeiten andauernden Laut- und Schriftwechsel auf den Grund geht.
Die nachfolgend aufgeführte L i s t e mit den wechselnden Schriftbildern nennt jeweils den Ortsnamen nach der jeweiligen Quelle, der wir im Laufe der Forschungen begegnet sind.
Sie ist unvollständig, zeigt aber doch sehr deutlich die Epochen und groben Einschnitte, wann der Sprachgebrauch sich änderte. Anfangs fränkisch/oberdeutsch, mal auch lateinisch, - und dann gleitet das g unter dem Dialekt des niedersächsischen und niederländischen Bevölkerungsanteils neuerer Zeiten in die niederdeutsche Mundart zu j ab:
»Günter ist ganz gelb im Gesicht« wurde werdersch dann »Jinter es jans jälb im Jesächt«, und aus Margenau wurde M a r j e n a u .
Hand in Hand ging zudem der Vokalwandel vom a zum o vor sich (Jahr wird Johr), und schon sind wir auch bei » M o (r) j e n a u « und der bei uns im Dorf geläufigen Redensart »Blinger sitst nich Morjeborch ?!« - »Blinder, siehst du nicht Marienburg« - wenn jemand etwas nicht fand, was doch vor seiner Nase lag.

Als sich die sächsische Kanzleisprache Luthers (z.B. in der Bibelübersetzung) allmählich über den ganzen deutschen Sprachraum ausbreitete - Stammessprachen, Mundarten und mundartliche Färbung jedoch bestehen blieben - der Buchdruck und feste orthographische Formen zu Normen wurden, drängte sich bei unserm Dorfnamen nunmehr das hochdeutsche, zugleich altlateinische » M a r i a « in die Schriftform hinein, so daß etwa u m 1 8 0 0 M a r i e n a u neben dem altmundartlichen Marjenau oder Morjenau seinen Platz behaupten wird, in der Schriftsprache wohlgemerkt - in der Amtssprache, in Schulen und in Briefen.

Wie schrieb doch Pfarrer Zimmermann 1838, auf das korrekte Hochdeutsch pochend:

» *M a - r i - e n - a u* «,

4-silbig, nicht Marjenau, wie der Pöbel es ausspricht.

Entwicklung des Dorfnamens Marienau

1321	Mergenow	Handfeste (Mariemburg)
1346	Merginow (lat.)	Tilko Schyle (Landverleihung)
1346	Mergenow	Fußnote ebd.
1400	Mergenow	Zinsbuch des Deutschen Ordens
1400	Mergenaw	Fußnote ebd.
1409	Margenaw (lat.)	Uni Leipzig (Immatrikulation)
1416	Margenau	Johannes Margenau (Voigt: Mergenau)
1576	Margenaw	1. Henneberger: Prussia-Karte
1595	Margenaw	2. Henneberger: Prussia-Karte
1627	Margenau	Ev. Kirchenbuch
1630	Margenaw	3. Henneberger: Prussia-Karte
1633	Margenau	Klage Schoppenhauer/Sommerfeld
1651	Margenau	Ev. Kirchenbuch
1651 vom	Marienauschen Felde	Ev. Kirchenbuch
1652	**Marienau** (v)	Inschrift Kelch (Inventarium) Ev. Kirchenbuch
1655	**Marjenaw**	Ev. Kirchenbuch
1685	**Marjenau**	Ev. Kirchenbuch (auch Marjenburg)
1690	Margenaw	de Wit, Amsterdam: Prussia-Karte
1693	**Marinovien** (lat.)	Kath. Kirchenbuch
1693	Marienau	Kath. Kirchenbuch
1707	Margenaw	Schenk, Amsterdam: Prussia-Karte
1707	Margenau	Ev. Kirchenbuch (Inventarium)
1710	Margenau	Homann, Nürnberg: Prussia-Karte
1710	Margenau	Altarbeschriftung (ev. Kirche)
1715	Margenau	Ev. Kirchenbuch
1722	Marjenau	Hartwich, Abraham »...drei Werder...«
1723	Marienau	Hartwich, A. (Landkarte Samuel, Danzig)
1727	Marjenau	Große Werdersche Brandordnung
1727	**Marynov**	Kath. Kirchenbuch
1727	**Marienowy**	Kath. Kirchenbuch
1729	**Mariaenau**	Kath. Kirchenbuch
1734	**Mariaenoviae** (lat.)	Kath. Kirchenbuch
1750	**Mariaenowiensis** (lat.)	Ev. Kirchenbuch
1753	Marjenau	Ev. Kirchenbuch
1758	Margenau	Endersch, Elbing: Prussia-Karte
1759	Margenau	Beaurain, Paris: Prussia-Karte
1760	Margenau	Rhode/Berger, Berlin: Prussia-Karte
1762	Marjenau	Ev. Kirchenbuch
1766	Mariaenowiae (lat.)	Kath. Kirchenbuch
1769	Marieaenau (lat.)	Kath. Kirchenbuch
1771	Margenoviae	Kath. Kirchenbuch
1772	Margenau	Kath. Kirchenbuch
1776	**Majenau**	Consignation
1776	Marienau	(Orl.) Consignation
1782	Marienau	Kath. Kirchenbuch
1784	Marjenau	Kath. Kirchenbuch
1794	Margenaw	Roberts, London: Prussia-Karte
1800	Margenau	Kath. Kirchenbuch
1801	Mariaenow (lat.)	kath. Kirchensiegel (Schmid)
1803	Marienov	Glocke d. kath. Kirche Tiege (lat.)
1806	Marienau	Pachtvertrag Jacob Ens (kath. Kirche)
1810	Marienau	Ev. Kirchenbuch (Lebenslauf Wegner)
1818	Margenau	Ev. Kirchenbuch (Prediger-Verzeichnis)
1818	Marienau	Kath. Kirche (Calende-Liste)
1826	Marienau	Pachtvertrag Dietr. Ensh (kath. Kirche)
1836	Marienau	Ev. Kirchenbuch (Lebenslauf Zimmermann)
1837	Marienau	Grabstein Schwensfeuer (kath. Pfarrer)
1838	**Ma-ri-en-au**	Zimmermann: »4silbig, nicht Marjenau, wie der Pöbel es ausspricht.« 1825 - 36 in M. tätig gewesen.
1865	Marienau	Mennonitisches Kirchenbuch von Rosenort
1922	Margenau	Max Hildebrandt »...Riemsels...« (plattdeutsch)
1945	**Marynowy**	poln. Sprachgebrauch

Nachrichten aus der katholischen Kirche

Nach dem ersten Schwedisch-Polnischen Krieg, nachdem die Schweden und Brandenburger Preußen verlassen hatten, waren den Katholischen ihre Pfarrkirchen zurückgegeben worden. So also läuteten die Glocken von St. Anna in Margenau jetzt abermals nur noch für die katholische Gemeinde des Dorfes.
Eine alte Glocke von St. Anna aus jener Zeit, die in Danzig gegossen worden war, beschreibt Bernhard Schmid folgendermaßen:

Die mittlere von 1,10 m Durchmesser hat am Halse die Inschrift in schön geformten römischen Kapitalen:
MATTHAEUS BRUNS PAROCHUS IN MARIAENOW ET TIEGE.
S. R. M. SECRETARIUS.



Auf dem Mantel:
Gerhardus Benningk me fudit Gedani
ANNO 1651
Auf dem Schlagringe:
ISRAEL WALTMAN KIRCHENVATER«

Der katholische Pfarrer in »Mariaenow« und Tiege war also 1651 Matthaeus Bruns. Wie lange er in seinem Kirchspiel schon hatte wirken können, wird uns nicht gesagt, aber schon zwei Jahre nach der Anschaffung dieser Glocke am 19. Januar 1653 wurde er in Tiege beigesetzt.
Vor dem Altar der Tieger Kirche liegt noch heute eine schmuckvolle Grabplatte, 1,78 m groß und fast einen Meter breit, die in der Mitte die nahezu lebensgroße Relieffigur des Verstorbenen zeigt, mit der Kasel bekleidet. Die gut erhaltene Grabplatte ist aus poliertem Kalkstein und trägt eine kunstvoll gemeißelte lateinische Umschrift:

HIC IACET ADM. RNDUS DNUS
MATTHAEUS BRUNS
PAROCHUS IN MARIAENAV ET TIEG
S. R. M. SECRETARIUS
OBIJT ANNO 1653 DIE 19 IANUARIJ

Hier wird uns auch zum erstenmal dokumentiert, daß das Nachbardorf Tiege zum katholischen Kirchspiel Margenau gehörte.
Nach einer Aufstellung der Kirchspiele des Großen Werders zu Anfang des 16. Jahrhun-

derts gehörte nur Rückenau dazu. Mit diesem Ort zusammen hatte das Kirchspiel Margenau 84 besetzte Hufen, 325 Einwohner, und das Dezemaufkommen der Bauern und Schulzen betrug 42 Scheffel Roggen und 42 Scheffel Gerste. Das Dorf Tiege jedoch kam hierin nicht vor.
Vermutlich war die katholische Gemeinde in Tiege mittlerweile so geschrumpft, daß sie sich einen eigenen Pfarrer nicht mehr leisten konnte.
Kirchenvater, wie man damals den Kirchenvorsteher nannte, war seinerzeit Israel Waltman.

Wechsel im evangelischen Predigtamt

Martin Schnellius hatte 23 Jahre lang die Lutherischen in Margenau betreut, als er 1650 starb. Im gleichen Jahr kam aus Elbing Petrus von Haltern, der aber bereits nach dreimonatiger Amtstätigkeit verstarb und in Elbing begraben wurde.
Nach ihm kam Georg Schebelig aus Thorn und übernahm 1651 die Pfarrstelle. Seine Aufzeichnungen im evangelischen Kirchenbuch beginnt er mit folgender Eintragung:

IN NOMINE SACRO SANCTAE TRINITATIS.

Bin ich Georgy Schebelig Thorunensis von Prangard anhero nach Margenau von den Herren Kirchvätern Michel Sommerfeld, Hans Gericke, Kreger Thil mit einhelliger Beliebung der gantzen Gemeine beauftragt worden Anno 1651 den 15 Marty. Auf solchen ordentlichen Beruf, habe ich meine erste Ampts=Predigt gehalten Dominica Indica die 26. Marty. Pater luminis elluminet cor meum, et labori benedicat ex alto.

Sein *»Verzeichnüß der Getaufften«* ist noch sehr ungenau. Den Vornamen des Täuflings erfahren wir in der Regel nicht, und auch dessen Mutter und Paten sind ihm unwichtig. Da heißt es z.B. nur

»Anno 1652 den 19. May: Jacob Schumachers Kind getaufft« oder *»Martin Schmidens, eines Gärtners Kind getaufft«.*

Aus einer weiteren Eintragung entnehmen wir, daß man Anno 1651 mit dem Herrn Prediger folgenden *»accord* (Abmachung) *getroffen«* hat: man hat ihm

»Butter und Zwärge jährlich 50 Stück zu geben versprochen, kommt von der Hube 19 gl.«.

Wer noch an das Landleben im Werder Erinnerungen hat, kennt die kleinen weißen »Frikadellen« aus Kümmelkörnern und Glumse, die man in den Händen zu Klöpschen formte und trocknen ließ. Das waren dann »Zwärge«, kleine Portionen Weißkäse.
Forscht man diesem merkwürdigen Wort nach, stößt man in der altslawischen Sprache auf das Wort »tvarog« für Weiß- und Weichkäse. Mit der besonderen Art seiner Herstellung wanderte auch der Begriff in die deutschen Siedlungsgebiete. Hier wurde er durch Lautangleichung zu »twarc« und schließlich zum hochdeutschen »Quark«.
Doch in der landläufig gebrauchten Mundart blieb es als »tswark« im Ostmittelhochdeutschen dem Ursprung näher, wurde dann »zwarg, zwärg« und später »Zwerg«.

Es ist schon interessant, daß der Zwergkäse nicht durch seine geringe Größe zu seinem Namen kam, sondern durch Wortentlehnung. Ja, auch das im Osten gebräuchliche Wort »Glumse« für Quark kommt aus dem Slawischen. Es hat sich aus dem polnischen »glomza« entwickelt.

Aber zurück zum Prediger Georg Schebelig. Er blieb nur fünf Jahre in Margenau, bis er nach Jungfer gewählt wurde. Ihm folgte im Amt der Schlesier Johannes B a u m a n n, der aus Ladekopp kam und achtunddreißig Jahre lang das Gemeindeleben der Lutherischen in Margenau prägen sollte.

» IN NOMINE SS. TRINITATIS

Anno 1655. Bin ich Johannes Baumannus von Ladekopp anhero nach M a r j e n a w von der gantzen Gemeine zum Prediger berufft worden. Darauff meine erste Ampts-Predigt gehalten Dominica ng post Trinitatis. Numine, Christe ...«

Sein Taufregister wird schon genauer geführt:

»Anno 1656 den 6. January des Antony Kabbes Zimmermans Söhnlein getaufft. Paten sind: Peter Langewaldt, Hans Arend, die Frau Rosenfeldsche, die Krügersche.«

Im gleichen Jahr tauft er auch seinen eigenen Sohn, der den Namen des Vaters erhält:

»den 6. Juny Mein Sohn Johannes getauffet worden. Seine Pathen sind der Ehrbare Achtbare undt Wohlgelehrte Herr Melchior Brockman Prediger zu St. Emaus in Elbing, Herr Michael Sommerfeldt Schultz in Marjenau. Und des Prof. Johann Ferber hinterlaßene Witwe Frau Eva.«

Hier kehrt ein Dorfbewohner wieder, den wir schon aus dem Jahre 1633 kennen, als Simon Schoppenhauer ihn wegen Zahlungsrückstand verklagt hatte: M i c h a e l S o m m e r f e l d t, der Dorfschulze von Margenau. Ihm hat auch das Gebäude gehört, das sich die Lutherischen des Dorfes 1637 für ihren Gottesdienst kauften. Er muß ein hochgeachteter Mann gewesen sein, denn auch zu den drei Kirchenvätern der evangelischen Gemeinde im Jahre 1651 gehörte er. Und nun erwählt ihn der Prediger Baumann zum Paten seines Sohnes Johannes.

Aus diesen Jahren stammten auch die ältesten Silbergeräte, die von der lutherischen Gemeinde angeschafft worden waren. Dabei handelte es sich um einen 20 cm hohen Abendmahlskelch, dessen Fuß mit Engelsköpfen und Fruchtbändern geschmückt war. Die dazugehörige Patene, die flache Schale zur Aufnahme des Brotes, trug die Inschrift:

»Jacob Dörinek, Michael Zvter 1644«.

In einen zweiten etwas höherer Kelch, der früher vergoldet gewesen war, hatte man folgendes eingraviert:

»Georgio Schebelius, Pastor. P.T. Hanß Gericke Kirchenvater in M a r i e n a u. Wolm Henrichs auff Reichnauerfeld. Anno 1652.«

Es fällt auf, daß man hier die spätere Form des Dorfnamens Marienau verwendet hat, benutzte man doch bei den Eintragungen ins Kirchenbuch vorwiegend die ältere Form Margenau bzw. Marjenau. Es sollte auch noch mehr als hundert Jahre dauern, bis der Name Marienau sich durchsetzen konnte.
Eine ausführliche Abhandlung über die verschiedenen Formen des Dorfnamens folgt an späterer Stelle, wenn dessen Entwicklung abgeschlossen ist.

Der 2. Schwedisch-Polnische Krieg

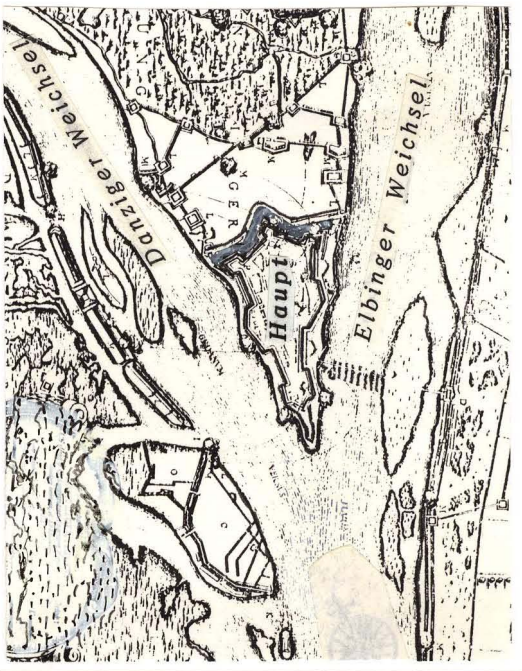
Der 2. Schwedisch-Polnische Krieg von 1655 bis 1660 begann nach dreiundzwanzig Friedensjahren, gerade genug, um die notdürftig reparierten Schäden an Flur und Gebäuden zu beseitigen und das menschliche Weh der heilenden Zeit anzuvertrauen.
Wiederum waren die Feinde die gleichen, und Land und Menschen an der unteren Weichsel als die hart Betroffenen ebenso.
Nur auf der politisch-militärischen Bühne mischte diesmal noch ein Dritter mit, der Kurfürst von Brandenburg, den wir den Großen nennen.
Er schuf ein stehendes Heer und war daher ein begehrter Verbündeter. Mit ihm zog auch ein Jahrhundert herauf, das den Keim für die Geburt der mitteleuropäischen Nationen in sich barg, die nach dem Prinzip leben wollten: ein Volk, eine Sprache, ein Staat. Das Modell der Erbfolgekriege lief aus.
Beim Einmarsch des Schwedenkönigs Karl Gustav nach Polen war jedoch noch beides im Spiel. Diesmal kam er von Pommern her und traf auf ein schwaches Land, auf eine Adelsrepublik, die sich 1652 mit dem »liberum veto« eine Selbstverstümmelung verordnet hatte, dergestalt, daß es nun jedem einzelnen Adligen möglich war, ein Gesetz durch seinen Einspruch zu verhindern und damit den Reichstag beschlußunfähig zu machen. Johann Casimir (1648 - 1668) mußte zusehen, wie er damit zurechtkam.
Der Brandenburger jedoch nahm je nach Vorteil und staatsmännischem Geschick zwischen Schweden und Polen wechselnde Fronten ein und fand sich im Frieden zu Oliva 1660 gut bedient, da er ihm die in den Vorverträgen verbriefte Souveränität über das Herzogtum Preußen (Ostpreußen) brachte. Polen mußte auf die schwedische Krone verzichten, und »Polnisch-Preußen« wurde die schwedische Besatzung los.

Im Werder herrschte in den ersten zwei Kriegsjahren noch relative Ruhe; allein seine Kreisstadt Marienburg erlebte aufregende Tage, derweil der schwedische General Graf Steenbok sie zur Übergabe aufforderte. Weil man dem nicht nachkam, wurde sie eingeschlossen und belagert.
1556, im nächsten Jahr also, gab es zwischen dem Schwedenkönig und dem Großen Kurfürsten von Brandenburg, dem ja Ostpreußen gehörte, den Vertrag zu Königsberg, der das Lehnsverhältnis zum polnischen König unterbrach und es auf den Schweden Karl Gustav übertrug. Zudem verpflichtete sich der Kurfürst, seine Truppen aus Polnisch-Preußen zurückzuziehen, so auch aus der Marienburg. Nun aber war die polnische Besatzung so geschwächt, daß die Marienburger über Nacht die Tore öffneten und die Schweden hereinließen.
Für die Brandenburger gab es durch Schweden ein weiteres Geschenk, indem die Lehnshoheit in die volle Souveränität umgewandelt wurde. Brandenburg-Preußen war im Entstehen.
Die Danziger aber hielten es nach wie vor mit den Polen, denn sie fürchteten um ihre wirtschaftlichen Pfründe, würde doch Schweden nicht zögern, ihnen wiederum die Seezölle abzunehmen.

Ihre Bastion an der Weichsel war seit dem ersten Kriege das Danziger Haupt geworden, dessen Ausbau sie sich allerhand hatten kosten lassen. Doch den Schweden hielt es 1656 dennoch nicht stand, und so blieben Marienburg, Elbing und eben das Danziger Haupt drei Jahre lang in schwedischer Hand.

»Als die Schweden solchen Orth eingenommen hatten / machten sie eine grosse reale Festung daraus / und legten zur Besatzung hinein 1200. biß 1500. Mann nahmen von der Nährung und dem Werder schwere Contribution ...«.

Diese und die folgenden Einlassungen in Kursiv stammen von unserm Werder-Chronisten Abraham Hartwich, später Pfarrer in Lindenau.



DAS DANZIGER HAUPT

Die Festung am Unterlauf der Weichsel - heiß umkämpft im 2. Schwed.-Poln. Krieg

Ab 1657 aber wendete sich das Blatt. Wenn zwei sich streiten, freut sich der dritte, und das waren die Dänen, die in schwedisches Gebiet einfielen. Erstmals kam hier europäische Diplomatie ins Spiel. Der deutsch-kaiserliche Gesandte von Lisola riet zu allerlei neuartigen Wegen: dem Brandenburger empfahl er, die Zukunft seines Landes mit den Polen zu gestalten, und den Polen empfahl er, Friedrich Wilhelm als unabhängigen Herzog von Preußen anzuerkennen. Solches wurde dann auch im September 1657 im Vertrag zu Wehlau festgeschrieben. Dieses war der viel zu wenig beachtete Grundstein, auf dem die nächsten zweihundertfünfzig Jahre ostdeutscher Geschichte ruhen sollten.
Der zweite Schwedisch-Polnische Krieg allerdings schleppte sich noch bis ins Frühjahr 1660 hin und suchte sich wieder einmal für seine ruinösen Umtriebe das untere Weichselgebiet aus, genau genommen das Große Werder.

»... Anno 1657 ... streiffeten die Schweden über die gefrorne Weissel aus dem Marjenburgischen ins Dantziger Werder / und plünderten daselbst etliche Dörffer / und begaben sich also mit der Beute wieder an ihren vorigen Ort. Hingegen die Dantziger fielen den 22. Jan. mit 2000. Mann ins grosse Werder / überrumpelten das Städtchen Neuteich / worinnen ein Schwedischer Rittmeister mit 40. unberittenen Knechten seinen Muster= Platz hielte / und auch viel Bauren dahin ihre Zuflucht genommen / die auch darinnen schalteten und walleten wie sie wolten / plünderten sie solches rein aus / und bekamen unter der Beute / neun Gespann Pferde / dem Schwedischen König zugehörig / wie auch 400. andere Pferde / 300. Ochsen und Kühe / ausser dem anderen kleinen Viehe und Victualien, welches sie auch aus den benachbahrten Dörffern geraubet hatten / und kamen ungehindert mit dieser Beute nach Dantzig.«

Zäh verteidigten die Schweden während der letzten drei Jahre Marienburg und das Danziger Haupt zwischen dem Hauptstrom und der Elbinger Weichsel. Um die Danziger von weiteren Angriffen von Westen her abzuhalten, durchstachen die Schweden im März 1657 den Weichsel-

damm bei Letzkau, was jedoch nur teilweise Erfolg brachte, denn die Lage der Polen hatte sich inzwischen verbessert.

» Anno 1658 ... Den 9. August hatten sich noch die Schweden bey der Montauischen Spitze in einer Schantze versichert; aber die Pohlen und Dantziger / fielen den 5ten Novembr. aus Dirschau und Mäve ins grosse Werder / plünderten wo sie hinkamen alles aus / und trieben die Schweden nach Marjenburg und Elbing. «
»Unterdessen hatten die Schweden noch ein: Elbing / Marjenburg / das Schloß zu Stuhm / und die Vestung des Haupts. Und weil es mit den Schweden also auf die Neige gekommen war / versuchten die Dantziger / ob sie die Schwedische Festung am Haupt der Nehrung / darinnen noch der General-Major Dancwart von Liliensträm Commendant war / einbekommen möchten.«

Sie bedrängten die Festung von der Groß-Werder-Seite her, und es kam bei Ausfällen der Schweden um Fürstenwerder, Neumünsterberg, Bahrenhof und Bärwalde zu heftigen Reitergefechten, die im Dezember 1659 ihren Höhepunkt fanden. Eine Anzahl gefallener schwedischer Offiziere wurde in den Kirchen von Schönbaum und Fürstenwerder beigesetzt, darunter auch der Sohn des schwedischen Kommandanten Dankwart von Lilienstern.

»Anno 1659 ... Den 6. Octobr. kam der General-Major Buttler mit seinen Pohlnischen Völckern zu Roß und Fuß und der Major Gerschau / mit seinen 4. Compagnien Dantziger Fuß=Völcker / alle zusammen 1500. Mann von Schönberg ...«

»Die Pohlnische Reuter aber chargirten mit der Schwedischen Reuterey / auf dem Münsterbergisch und Bärwaldisch=Acker / so daß auch die Schweden den Kürtzern zogen ...«

»Den 9. October im Michael beschossen die Belägerer den Fürsten=Werderischen Kirchen=Thurm mit einer Falconet, weil zu besorgen war / daß sich die Schweden dessen bedienen / und das Dantziger Lager nicht allein übersehen / sondern auch beschiessen würden.«

Am Ende des letzten Kriegsjahres war die Widerstandskraft der Verteidiger des »Haupts« erschöpft.

»Nach Mittage brachten die Schweden 10. vornehme Leichen in Sargen liegende aus der Haupt=Festung / und wurden in der Schönbaumschen Kirche beygesetzt. Den 22. Decembr. geschahe der Auszug der Schweden aus der Festung ... «

»Im folgenden 1660. Jahr / den 3. May styli novi, und den 23. April in der Nacht / zwischen ein und zwey Uhr in dem Kloster zu Oliva, wurde endlich der sogenandt ewige Friede / zwischen Sr. Königl. Majest. in Pohlen Johanne Casimiro, dem Könige in Schweden Carl Gustavo, und dem Brandenburgischen Chur=Fürsten Friedrich Willhelm geschlossen / und solenniter beschworen / welches auch solchen Effect hatte, daß sich jedermann des lieben Friedens zu erfreuen hatte.«

Kirchliche Nachrichten

Von den Mennoniten

Nachdem auch das letzte Stückchen Ödland in der Niederung des Tiegenhöfer Gebietes von den Holländern - zumeist Mennoniten - kultiviert war und ihr Wohlstand sich mehrte, begannen sie, Grundstücke und Höfe in den alten köllmischen Dörfern aufzukaufen. Für die mennonitische Bevölkerung mit ihrem reichen Kindersegen reichte der beschränkte Raum der Neulandgebiete einfach nicht mehr aus. Ein weiterer Grund lag in der Verarmung der köllmischen Dörfer durch die hohen Steuerlasten und die Folgen der ersten beiden Schwedisch-Polnischen Kriege, die für manchen Köllmer-Bauern den wirtschaftlichen Ruin bedeutet hatten.

Die äußerst sparsam lebenden Mennoniten nun unterstützten ihre Glaubensgenossen vielfach beim Landkauf, insbesondere durch Kredite. Die Käufer hatten dabei alle Verpflichtungen und Lasten - auch den Kirchenzehnt - zu übernehmen, die auf den Köllmer-Höfen ruhten, von denen sie ja im Neulandgebiet befreit waren.

War der Boden in den Niederungen vorwiegend für Viehzucht geeignet, so hatten sie in den höhergelegenen Werdergebieten - sagen wir südlich der Linie Ladekopp, Rückenau, Groß Mausdorf - auf dem schweren Ackerboden die Möglichkeit zum Getreideanbau. Dies versprach eine bessere wirtschaftliche Situation und damit größeren Wohlstand.

Die Mennoniten hatten im Werder schon früh ihr eigenes Gemeindeleben aufgebaut. Sie erwählten zu ihren Andachten und »Zusammenkünften entweder zur Winterzeit große Stuben in den Höfen oder im Sommer gute Scheunen und große Kuhställe, welche sauber gereinigt und mit grünem Kraut ausgelaubet« wurden. Das weiß Pfarrer Hartwich zu berichten. Sie wählten die Prediger aus ihren Reihen, welche »mehrentheils in holländischer oder niederdeutscher Sprache« ihre Predigt hielten, die gewöhnlich zwei bis drei Stunden dauerte.

Während der ersten Jahrzehnte wurden sie vom Aeltesten der Danziger Mennonitengemeinde betreut. Den ersten eigenen Aeltesten, der den Predigern vorstand, erhielt die »große flämische Gemeinde des Werders« 1639. Es war Hans Siemens. Erfolgreich hat er die Mennoniten bei den Verhandlungen mit der Obrigkeit vertreten. Als er 1644 starb, wurde Peter Claaßen zu seinem Nachfolger gewählt, der dann vierunddreißig Jahre die Gemeinde führte. Ihm folgten 1676 Harm Neufeld und 1695 Dirk Siemens aus Tiegenhagen, der Enkel des ersten Aeltesten.

Mennoniten in Margenau

Wann die ersten Mennoniten in M a r g e n a u , das ja auch ein köllmisches Dorf war, Land und Höfe kauften, weiß man nicht, es ist aber anzunehmen, daß sie auch hier schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts damit begannen. Von 1 6 5 5 stammt die erste schriftliche Nachricht über Mennoniten im Dorf. Das kann man folgender Eintragung im evangelischen Kirchenbuch entnehmen.

> *»Anno 1655 ... Den 29. Novembris. Einen Mennonistischen Jüngling nahmens Georg Meckelburg bey mir in d. Stube getauffet. Seine Zeugen wahren Elisaus Cleverus Schulmeister zur Fürstenau und Samuel Koster von Blumenorth.«*

Man fragt sich nun, warum Prediger Baumann diesen mennonitischen Jungen nicht im Andachtsraum , sondern in seiner Wohnstube getauft hat, was ausdrücklich betont wird. Vermutlich wurde der Junge nicht in die evangelische Gemeinde aufgenommen, sondern es ging hier allein um christlich-seelsorgerischen Beistand.

Auch vier Jahrzehnte später geschah Ähnliches, wie Hartwich berichtet, daß »Herr Jacob Hillert, Prediger in Marjenau, einen mennonistischen Jungen von 17 Jahren nach vorhergehender Information in der Kirchen getauft« hat. Jacob Hillerts Amtszeit im Dorf dauerte von 1693 bis 1698 .

Der Leser fragt sich, warum denn überhaupt dieser Junge nicht in seiner mennonitischen Gemeinde getauft wurde. Da sich nun aber deren Andachtszentren in Ladekopp und Heubuden befanden, war es verkehrsmäßig für die Gläubigen schwierig, regelmäßig am Gottesdienst teilzunehmen. So ist es wohl verständlich, daß in Einzelfällen bei der doch vorhandenen Glaubensnähe beider protestantischer Konfessionen christlicher Dienst geleistet wurde. Zudem war bei den Mennoniten nur der Aelteste berechtigt, Gläubige zu taufen, und der war für das ganze Große Werder zuständig.

Im evangelischen Kirchenbuch, in das auch die Mennoniten eingetragen wurden, ist an den N a m e n zu erkennen, daß eine Reihevon ihnen im Kirchspiel Marjenau lebten:
Georg Meckelburg, Jacob Bestvater, Schuster in Marjenau; Peter Bestvater, Nicolaus Heyn, Michel Horn, ein Häker; Abraham Dürxen, Cornelius Dürxen und eventuell auch Jacob Bartel, ein Zimmermeister; Jacob Stoppe, ein Gärtner; Merten Schultz und Bartel Braun.
Der Name Meckelburger hat sich bis heute bei den Mennoniten gehalten, und es ist leicht zu erraten, daß ein Vorfahr von ihm aus Mecklenburg kam.

In Amsterdam starb 1544 Beweren Bestevader als täuferischer Märtyrer auf dem Schafott, worauf seine Familie über See nach Westpreußen flüchtete. In Orlofferfelde siedelte sich Gregor Bestevader mit seinen drei Söhnen Jacob, Claas und Johann auf vier Höfen an. Es ist anzunehmen, daß unser Schuster Jacob Bestvater ein Nachkomme dieser Familie ist.
Die Familie Horn stammt aus Holland, Braun (Bruhn) aus Flandern, Dürcksen (Dircksen) aus dem Dreierfriesland und die Bartels aus dem deutsch-niederländischen Grenzgebiet. Die Stoppes (Stobbes) sind einheimische Westpreußen, aber seit dem 17. Jahrh. findet

man diesen Namen bei den Mennoniten. Zu den Nachfahren gehören auch die Machandelfabrikanten in Tiegenhof.

So können wir davon ausgehen, daß schon vor 1700 ein Teil der Dorfbewohner von Marjenau holländischer bzw. friesischer Herkunft und damit mennonitisch war.

Beschwerden über hohe Kirchenabgaben

Die lutherischen Kirchengemeinden drängten beim Ankauf köllmischer Hufen aus evangelischem Besitz nun darauf, daß der mennonitische Käufer mit dem Grundstück auch die bisher darauf umgelegten Kirchenlasten übernehme. Sie erreichten damit, daß dies vereinzelt durch vertragliche Abmachungen auch geschah.
Dennoch ist verständlich, daß die Mennoniten sich gegen diese Abgaben an die evangelische Kirche sträubten, hatten sie doch schon durch den katholischen Pfarrzwang die Gebühren an die katholischen Geistlichen zu entrichten. Sie sollten also neben ihrem eigenen noch zwei fremde Kirchensysteme mitunterhalten.

Hören wir dazu Hartwich, der ja um 1700 selbst evangelischer Prediger im Werder war und der die Verhältnisse nun vom Standpunkt des Betroffenen schildert. Nachdem er die Rechtschaffenheit der Mennoniten, die Sparsamkeit und ihr zurückgezogenes Leben lobt, stellt er fest, daß sie »mehrenteils wohlbemittelte Leute« geworden seien und fährt dann fort:

> *» ... Doch sind sie darinnen sehr hinterlistig und betrüglich / daß da sie im Marjenburgischen Werder viel Lutherische Höffe und Huben an sich gekaufft haben / auch in den Kauff=Brieffen ausdrücklich berahmet ist / daß sie den Lutherischen Kirchen=Bedienten / den Decem, Calend, und Wittel=Tag / wie vor als nach ohne Abgang reichen sollen / dennoch solches nicht halten / und noch wol durch viele Processen sich bei der hohen Obrigkeit zu Tiegenhoff und Bährwalde dessen gäntzlich zu entschütten suchen / um deßwillen spendiren sie viel Geldes / nur daß sie solcher Auflagen mögen befreyet seyn.«*

Auch in Margenau verweigerten Mennoniten die Abgaben an die evangelische Kirche. So kam es dazu, daß der Kirchenvorstand der Gemeinde gegen die mennonitischen Einwohner des Ortes auf Leistung der Kirchenabgaben klagte.
Das Urteil hierüber sprach am 17. Juni 1676 der Gutsherr des Tiegenhöfer Gebiets, der Tenutarius Andreas Gembicki. Zwar ermangelte es ihm rechtlich an Befugnis dazu, doch wurde sein Dekret eine Richtlinie für die Zukunft. Es heißt darin, daß

> *» ... alle Mennonisten, welche von Lutheranern Höfe und Huben kaufen, nicht zwar als Mennonisten, sondern als Besitzer solcher Huben nach Inhalt des lutherischen freien Exercitii religionis privilegii, auch erstmaligen Kaufcontracten, endlich auch nach des Dorfes alten Gewohnheiten die Schuldigkeit der evangelischen Kirchen, Predigern und Schulmeistern injungirt (auferlegt) werden.«*

Dieses Dekret Gembickis wurde 1701 von dem Kardinal Radziejowski, dem Nachfolger Gembickis als Tenutarius von Tiegenhof, bekräftigt. König August II. bestätigte es und dehnte es später im Jahre 1710 über die Gemeinde Margenau hinaus auf das ganze Tiegenhöfsche Gebiet aus.

Aufgrund dieses Dekrets mußten die Mennoniten wohl oder übel zahlen. Und doch kam es 1706 wieder zu einer Klage des Kirchenvorstehers in Margenau gegen einen Mennoniten wegen Weigerung der Zahlungen evangelischer Kirchenlasten, und das Urteil lautete:

»Beklagte sind nach den von den Klägern producirten Decreten schuldig, n a c h b a r g l e i c h zu zahlen.«

Die Kriegswirren im Werder während des 3. Schwedisch-Polnischen Krieges - auch Nordischer Krieg genannt - (1700 - 1721) brachten die Bauern allenthalben in finanzielle Nöte, manchen auch an den Rand des Ruins, so daß die Zahlungen der Kirchenabgaben nur noch schwerlich zu leisten waren. Und der evangelische Prediger in Margenau Gottschalk Steinenböhmer hatte trotz amtlicher Mandate von den Mennoniten des Kirchspiels nichts bekommen können.
Schließlich suchte er 1708 um Executionstruppen bei dem schwedischen Kommandanten in Elbing nach, und durch diese erlangte er, daß Mennoniten die Gebühren wenigstens für einige Jahre nachzahlten.

Dieser unbefriedigende Zustand hatte noch manche Beschwerde zur Folge, und die Mennoniten wehrten sich Jahrhunderte (!) gegen die Leistung evangelischer Kirchenabgaben, bis endlich der Streit durch ein U r t e i l d e s R e i c h s g e r i c h t s im März 1 9 2 6 zugunsten der Mennoniten entschieden wurde.

Aus der katholischen Kirche

Wie eh und je gab es den P f a r r z w a n g , Abgaben also wie »Fleisch und Wolle der Herde an den Hirten«, Gaben der Gläubigen ; denn von irgendwoher mußte der Unterhalt von Pfarrer und Kirche ja bestritten werden.
Der Pfarrzwang gegenüber Andersgläubigen allerdings, das war eine Folgeerscheinung der Reformation, der Kirchenspaltungen. Er wurde überall von der jeweils herrschenden Kirche eines Landes ausgeübt und besteht heute z.B. noch in Schweden zugunsten der dort herrschenden evangelischen Kirche. Im Königlich Polnischen Preußen galt er vorrangig für die katholische Kirche.

Hieraus ergab sich sowohl für die Lutheraner als auch für die Mennoniten die V e r p f l i c h t u n g , z u m E r h a l t d e r k a t h o l i s c h e n K i r c h e n i m G r o ß e n W e r d e r in gleicher Weise beizutragen, wie es die Katholiken tun mußten. Das betraf die regelmäßigen Abgaben an Dezem, Kalende, Witteltag und Quartalsgeld und die für kirchliche Amtshandlungen noch zu entrichtenden Stolgebühren. Außerdem ging es um die Kosten zur Erhaltung der Kirchen und Pfarrgebäude, die sog. Baulast.

In Danzig und Elbing verhielt es sich anders. In diesen beiden Städten waren auf Grund der ihnen vom polnischen König vertraglich zugesicherten Freiheit die Lutheraner die bestimmende Religionsgemeinschaft geworden. Sie hatten im Stadtrat das Sagen, und hier übten die evangelischen Kirchspiele den Pfarrzwang aus.

Im Großen Werder aber war die katholische Kirche die herrschende geblieben, und die Protestanten (Evangelische und Mennoniten) hatten sie mitzufinanzieren. Die Pfarrlasten wurden, soweit möglich, auf die Grundstücke umgelegt.
Diese Leistungen an die katholische Kirche geschahen natürlich ungern, konnten aber nicht umgangen werden.

Als sich die Werderaner Protestanten über die zu hohen Kirchenabgaben beim polnischen König beschwerten, setzte dieser zur Regelung der Angelegenheit eine Kommission ein. Den Vorsitz hatte der Bischof von Kulm und Pomesanien, Johannes Malachowski. Am 11. Januar 1677 wurde im sog. »Malachowskischen Vergleich« daraufhin eine Regelung getroffen. Abgeschlossen wurde dieser Vergleich zwischen dem Bischof einerseits und den Deichgrafen und Geschworenen der Werder als Vertreter der Kirche nach außen andererseits, denn die Werder-Kommunen waren damals Träger des Kirchentums.

In diesem Vergleich wurden keine neuen Pflichten und Abgaben festgelegt, sondern nur die alten bestätigt und die eingerissene Willkür abgestellt. Er bestimmte jedoch ziffernmäßig die Höhe des Dezems, der Kalende, des Witteltags und der Stolgebühren. Im Grunde blieb alles beim alten.

Zuerst mußten die Stolgebühren bezahlt werden, die für Amtshandlungen fällig wurden, bei denen der Pfarrer die Stola trug. Dann erteilte der katholische Pfarrer einen »Frey-Zettul«, der den evangelischen Pfarrer berechtigte, die entsprechende kirchliche Amtshandlung vorzunehmen.
Allerdings durfte der evangelische Pfarrer bei einem Begräbnis auf dem Friedhof keine Leichenpredigt halten, da es ihm untersagt war, den geweihten Boden zu betreten; nur der Schulmeister durfte vor der Leiche hergehen und am Grabe eine Abdankung halten. Evangelische Friedhöfe waren derzeit noch nicht gestattet.

Es wurde auch festgelegt, was als Kalende (Calende) zu geben war.

Es verſprechen auch die Werderſchen, daß ſie die Kalende auf Weihnachten zu gebührender Zeit altem Brauch nach in guter Quantität geben wollen, nämlich

dem Pfarrherrn:
einen trockenen Schweinskopf, eine Bratwurſt, einen Schweinefuß, eine Schüſſel voll Erbſen, einen halben Salz, ein hausbacken Brot und 15 Lichte;

dem Schulmeiſter:
einen halben Kopf, Bratwurſt, Erbſen, ein Quartier Salz und 8 Lichte.

Der Zusatz »zu gebührender Zeit« war wohl sehr wichtig, damit nicht alle Einwohner des Dorfes oder Kirchspiels am gleichen Tage dem Pfarrherrn den Schweinskopf auf den Küchentisch legten. Man mußte sich da schon zeitlich abstimmen. Das gleiche galt natürlich auch für den Schulmeister.

In der Osterzeit bekam der Pfarrherr zum W i t t e l t a g (Tag des St. Vitalis, dem 28. April, der letzten Grenze fürs Osterfest) 15 Eier und ein hausgebackenes Brot, der Schulmeister 8 Eier und 1 Brot. Diese Ostergabe war nur im Großen Werder üblich (Eckerdt).

Was die Kirchen b a u l a s t anging, so wurde festgehalten:

> *»Im übrigen sollen die alten Rechte, sowohl wegen Baues der Kirchen, Pfarr-Häuser und Schulen, Stärckung der Zäune, sowohl am Kirchhoff und anderswo ... weiter gehalten werden.«*

Doch auch nach dem Abschluß dieses Vergleichs sollte es noch viele Beschwerden und Streitigkeiten geben.
Dennoch waren sie offenbar nicht so gravierend, und die Dorfgemeinschaften arbeiteten beharrlich und toleranter als wir glauben möchten an ihrem kleinen menschlichen Glück und beteten auch weiterhin zu demselben einen Gott, der die unterschiedlichen Kirchenformalien wohl nachsichtig übersah.

Aus der evangelischen Kirche

Schauen wir noch einmal ins erste evangelische Kirchenbuch von Margenau: Da hat Pastor Baumann auf Seite 228 die T a u f e n der Jahre 1684 und 1685 vermerkt. Man bedient sich noch sehr des Lateinischen. Da heißt es nicht Dezember, sondern Decembris; für Vater steht das Wort Pater , für Kind die Bezeichnung Infans, und die Paten sind Patrini. Die Mutter war seinerzeit für diese Eintragung anscheinend unwichtig; sie wird uns im Kirchenbuch noch gänzlich verschwiegen.
Da läßt z.B. unter dem Zehnten des obengenannten Monats der Margenauer Schmied Michel Fedderau seinen Sohn Salomon taufen. Die Reihe der Paten, die jetzt folgt, wird angeführt vom Sohn des Herrn Pastor - natürlich auf lateinisch : Arcodorius Baumannus. Es schließen sich an Michel Schultz und Martin Lentz von Lindenau und Johannes Langwaldt. Den Schluß bilden die Patentanten: die Peter Brandtsche, die Hans Nießsche und die Jacob Bestvatersche.
Diese Bezeichnung der Frauen klingt heute in unseren Ohren etwas geringschätzig, war damals aber üblich. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts, also sieben Jahrzehnte später, wird man sie Brandtin, Nießin und Bestvaterin nennen und ihren eigenen Vornamen davorsetzen. Das klingt dann schon angenehmer.

Anno 1685 , 11. February, läßt der »Schultz Zur Rückenau« Thomas Thiel seine Tochter Anna taufen. Zu den Paten gehört u.a. Peter Grunau, ein Elbingscher Waldknecht.
Und am 9. Septembris tauft der Pastor Baumann die kleine Christina, Töchterlein von Greger Kellert, dem Krüger Zur Rückenau.

Doch nicht nur Rückenau gehörte zum evangelischen Kirchspiel Margenau, sondern auch der Marktflecken auf dem rechten Tiegeufer, der sich seit 1600 gegenüber dem Schloß an der Tiege entwickelt hatte und aus dem allmählich Tiegenhof entstehen wird. Zu dieser Zeit freilich ist es erst nur »der Hof«.
Unter dem 8. Aprilis steht z.B. die Eintragung: Pater. Hans Steiniger, beym Hofe. Infans Petrus und dann folgen die Paten, zu denen Michel Rüßler, Schmid beym Hofe, und die Müllersche beym Hofe gehören.
An anderer Stelle ist Patin: Jungfer Elisabeth Drauses Tochter Vom Hofe, und den Abschluß bildet die »Frau Welck auß dem Schloß«.

Die ev. Pfarrer in Margenau (17. Jahrh.)

1627 - 1650 Martin Schnellius aus Nürnberg
War erst in Jungfer, wurde dann nach Margenau berufen, 1650 gestorben und hier begraben (Hartwich).

1650 Petrus von Haltern aus Elbing
Verstarb nach dreimonatiger Amtstätigkeit, 13. Juli 1650 in Elbing begraben.

1651 - 1655 Georg Schebelig (Schebelius) aus Thorn
Von Prangenau hierher gefordert, 1622 nach Jungfer versetzt.

1655 - 1693 Johannes Baumann aus Schlesien
In Glogau 1621 geboren, kam von der Ladekopper Gemeinde nach Margenau, wo er 38 Jahre predigte. Starb 1693 im 73. Lebens- und 45. Amtsjahr.

1693 - 1698 Jacob Hillert aus Zinthen (Preußen)
War vorher Lehrer im Elbingischen Gymnasium, 1698 gestorben.

1698 Samuel Schroeder aus Marienburg
Wurde hierher von Ließau berufen, aber noch im selben Jahr nach Fischau versetzt.

...

Über die kirchlichen Verhältnisse wissen wir nun einiges; aber der Tagesablauf, das Wohnen, das menschliche Miteinander, die Dienstverhältnisse, die Freuden und die Sorgen - darüber schweigen sich die Archive aus.
Allein einem Zeitzeugen aus der Marjenauer Nachbarschaft, dem schon erwähnten Pfarrer Hartwich aus Lindenau, verdanken wir den verläßlichen Schatz von fünfhundert Seiten seines 1720 in Leipzig gedruckten »Drei-Werder-Buchs« mit allem, was er damals gesehen, gehört, gelesen und geschlußfolgert hat. Seite für Seite, verfilmt, von uns rückvergrößert und nachgedruckt, so liegt es hier vor, und wir zitieren häufig und gerne, was der weise Kirchenmann aus unsern heimatlichen Niederungsfluren aufgeschrieben hat.

Landwirtschaft - Landleben

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts lebte M a r j e n a u rund dreihundertfünfzig Jahre, knapp zur Hälfte unter den Ordensherren, zur andern Hälfte im westlichen Preußen, das sich in Personalunion mit dem polnischen König befand.
Immer noch war das Werder Tafelgut Seiner Majestät, und immer noch war das Deutschtum hier unangefochten auch dank der beharrlichen Strahlkraft der Kultur aus dem Städtering Danzig, Elbing, Marienburg und Dirschau, deren Wirtschaftsgeflecht wie ein Netz über dem Delta lag. Das Brotgetreide aus dessen Fluren blieb der Gärteig für Lebenskraft und Wohlstand, wenn nicht die Wechselfälle der Geschichte von Zeit zu Zeit störten und zerstörten.
Aber als die Erinnerungen an den zweiten schwedisch-polnischen Krieg (1655 - 1660) verblaßten, befanden sich die Dörfer mal wieder inmitten einer F r i e d e n s p e r i o d e von etwa vierzig Jahren. Nicht lang zwar, aber lang genug, um zwei Generationen das werderische Landleben angenehm zu machen, wären da nicht um 1670 die Dammbrüche bei Schöneberg und Halbstadt gewesen; doch sie waren von anderer Qualität - nicht das böse Werk des Menschen, und der Mensch hatte es hier in der Hand, durch seiner Hände Arbeit das Unglück alsbald vergessen zu machen.

Im Garten Eden

Wie eh und je lag die goldene Quelle des Wohlstands unter den Füßen der Werderaner: der meterdicke Schwemmlandboden. Und es bedurfte nur ruhiger Zeiten, um in fleißiger Arbeit das tägliche Brot zu schaffen und gar noch mehr. Dazu Hartwich:

»Das Erdreich an sich selbst (im Werder) *hat allerhand Fruchtbarkeiten / und auch seinen grossen Nutzen. Denn man findet allenthalben schöne Graßreiche Wiesen / allerhand Obst Bäume / und wolbestellete Küch=gärten; insonderheit tüchtige und fruchtbahre Aecker.«*

»Es scheinet auch / dass von den grünen Auen .../ viel Dörffer ihren Nahmen bekommen haben / als im Tygenhöfischen / das Rücken -au und M a r j e n - a u .«

Obst- und Gemüsegärten

»Unter den Gärten / ist im grossen Marjenburgischen Werder der beste / und zierlichste / der grosse Obst= und Würtz=Garten in der Starostey Tygenhoff / welcher jetzund dem Königlichen Polnischen Printzen Jacobo / einem Sohn des Hochlöblichen Königes Johannis III. nebst dem gantzen Gebieth zugehöret / ...«.

»Und weil in demselben Garten viel Kirsch=Bäume von unterschiedenen Gattungen / als Reinische / Bier= und Pfund=Kirschen / klein und grosse Vogel=Kirschen / weiß und rohte Spanische Kirschen häufig gefunden werden / so wird derselbe Garten alle Jahr / umb die Kirschen=Zeit / wenn die Kirschen wollgerahten sind / denen Einwohnern des Werders / insonderheit denen / die in selbiger Starostey wohnen / drey Sonntage nach einander frey eröffnet / wenn ein jeder / der solche Früchte genüssen will / vor seine Person / ein weniges Geld dem gesetzten Einnehmer zahlet / wenn er aus dem Garten gehet; Da

mag er sich alsdenn an gedachten Früchte ergötzen / und sich von den ausgezeichneten Bäumen satt essen / aber er muß nichts vor sich mit heraus nehmen / sondern wann er darauf betroffen wird / muß er es entweder nach Erkändniß bezahlen / oder es wird ihm alles weggenommen.«.

Doch auf diesen einzigartigen Garten Eden alleine waren die Marjenauer wohl nicht angewiesen; denn Abraham Hartwich fährt fort:

»Ausser diesem Garten sind auch viel andere in den dreyen Werdern / welche allerhand Obst von Aepffeln und Birnen haben; und sind unter die rahre Früchten zurechnen / die Renetten=Aepffel / die Augt=Aepffel / die Jopchen / die groß= und kleine Pargemotten, die grosse Wein=Birnen / die Aepffel=grosse Wallnüsse etc.«

Milch und Käse

Und der Chronist verweilt barockisch noch etwas bei den Gaumenfreuden, da der Anblick der saftigen Werderweiden ihn nicht losläßt:

»Der Nutzen dieser Wiesen ist so verächtlich nicht / denn es giebet viel gedyen Heu / viel Milch / Butter / und fette Käse. In den guten Niedrungen / giebt eine Kuh des Tages / 12. biß 16. Stoff Milch...«

Milch in Stoff-Einheiten - nun gut, ein weiteres damals gebräuchliches Hohlmaß. Aus alten Schriften erfahren wir, daß ein Amtsscheffel = 40 Stoff beinhaltete = 57,1 Liter. Also 1 Stoff = 1,43 Liter. So betrug die Milchleistung einer Kuh nach Hartwich'schen Angaben 17 bis 22,8 Liter am Tag.

»...So sind auch die Käse bey den so genannten Holländern wollschmeckend genug / und werden viel nach anderen auswärtigen Ländern verführet / und vor rechte Holländische Käse verkaufft. «

Daraus wurde dann später der fast weltbekannte »Tilsiter«, zählebig bis in unsere Tage - doch davon später mehr.

Fische

»Was den Nutzen des Wassers belanget / so ist auch derselbe nicht zu verwerffen. Denn in der T y e / S c h w e n t und L a a c h e n / fänget man unterschiedene Fische / als Bressem / Zopen / Giester / kleine und grosse Hechte / Pletzen / Perschken / Karaussen etc. Schmerlein selten / und nicht alenthalben. . . In der Weichsel und Nogath fischen zwar die Fischer/ und fangen Neun-Augen/ Welße / und andere Fische/aber das geschiehet auch nicht gar oft..«

Honig

»Ausser diesem findet man auch in den Werdern guten Honig und Bienen=Zucht; welche Freyheit die groß und klein Werderschen Anno 1343. von dem Hohe=Meister Ludolph König ... ordentlich erhalten haben / so daß die Schloß=Obrigkeit keinen Ansprach daran haben.«

Wildbret

»Wildwerck ist . . . sehr wenig / ausser Haasen / Räphüner / und ander geflügeltes / die doch auch mehrentheils von den Einwohnern auf freyem Felde gefangen werden. In der Augstzeit (Aust = Ernte) werden die jungen Haasen mit leichter Mühe von den Häuers und Schnitters im Getreyde gegriffen / die Vollwachsene aber werden mit Jagd=Hunden erjaget / die hin und wieder einige wohlhabende Bauren zu halten pflegen.«

Man sieht: Sich regen bringt Segen - und wenn die Marjenauer auch damals diesem Sprichwort folgten, so muß der Tisch, jedenfalls zeitweilig, reichhaltig gedeckt gewesen sein.

Höfe - Hofgrößen

Das ist schon mal ein zeitgenössischer Beweis dafür, daß sich die niederländisch-friesischen Mennoniten nicht nur in den alten Sumpfgebieten nördlich unseres Dorfes, sondern bereits auch im Mittel- und Oberwerder eingekauft hatten. Sie waren damals in Landtechnik und Wirtschaftsführung beispielgebend in Europa (und auch sonst wohl). Was die H ö f e anlangt, vergrößerte sich damals in Marjenau ihre Zahl, da in den feuchten Randzonen im Schwenten- und Mühlenfeld Mennoniten Land kauften und neue Höfe bauten. Die einzelnen Flächengrößen zwischen 3 und 5 Hufen blieben in der Regel erhalten. Wenn nun Hartwich schreibt

»Es ist hiebey nicht zu leugnen / daß es im Werder eines Theils / reiche und wohlbegütterte Leute giebet / die ihre wohlaufgebaute Höffe / Speicher / Schoppen und Scheunen / ihre 4. biß 12. auch woll 17. Cöllmische Huben / ihre eigene Gärtner=Katen / die ihnen Zinsen / und im Augst arbeiten müssen / item: viel groß und klein Vieh / eine Menge Pferde / viel Volcks / und gutes Einkommen haben ... «.

so hat er im allgemeinen das Große und sicher auch das Danziger Werder im Blick und kennzeichnet eine nicht gewünschte Fehlentwicklung zu Großgrund- und Rittergutsbesitz hin, was in Gebieten mit dünner Besiedlung auf ärmeren Böden wohl noch zu vertreten war. Glücklicherweise schritt im Werder noch rechtzeitig die Obrigkeit ein und verhinderte den Aufkauf vieler Hufen durch einzelne reiche Besitzer. So wurde angeordnet, daß wer über sechs Hufen besaß, bei 50 Mark Strafe einen zweiten neuen Hof bauen sollte. König Johann III. Sobieski (1674 - 1696) verfügte in der Urk. Nr. 33, daß kein Mann ritterlichen Standes und kein Geistlicher Latifundien im Werder ankaufen durfte.
So ist es denn auch bis in die von uns noch erinnerte Zeit geblieben.

Ackerbau

»Was die Aecker anlanget / so sind dieselbe von guter Fettigkeit / und also auch von guter Fruchtbarkeit / denn es nichts neues ist / daß ein Morgen Landes 30. und mehr Scheffel Weitzen und Gersten bringet (wären etwa auf einen Hektar umgerechnet 21,7 dz - beachtlich!). Was sonderbahres aber ist es / wenn an gewissen niedrigen Orten / ein Morgen 60. Scheffel oder auch über eine Last Gersten oder Haber (= 40 Ztr.) *einbringet. An einigen Orten bringet auch ein Morgen 20. biß 22. Scheffel Erbsen...«.*

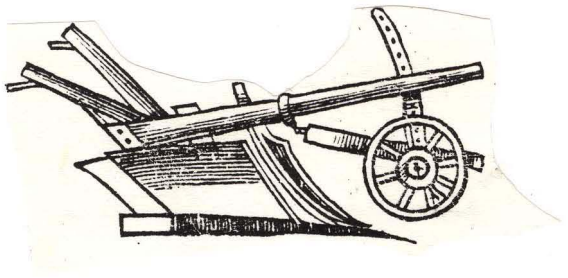
Ein Scheffel zählte als Hohlmaß ca. 54,5 l; das sind annähernd 75 Pfund, je nach Getreide- oder Hülsenfruchtart und je nach Trocknungszustand. So möge der interessierte Agrarkundler dann also zu rechnen anfangen.
Im Handel war man da ziemlich genau; doch die Zinsscheffel waren alle verschieden.

Auch die nun folgenden Zeilen unseres Werder-Chronisten aus Lindenau sind eine wertvolle Aussage über den Landbau in unserer Heimat zu jener Zeit.

»Auch ist in den Werdern eine glückliche Zucht des grossen und kleinen Viehes / zumahlen aber der guten Pferde; deßwegen auch die Werderschen Pferde von langen Jahren her / im guten Ruff gewesen sind.«

»Der fette Acker ist ein strenger Acker / und wird nicht anders als mit 4. Pferden / und mit einem Rader=Pfluge gepflüget / wievoll auch der geringere nicht mit Ochsen zubereitet wird. Weitzen / und Korn (Roggen) */ Gerst und Haber / Bohnen und Erbsen gerathen auf dem Werderschen Acker wohl / aber Lein und Flachs wird gar nicht gesäet.«*

Während fast tausend Jahre lang die Dreifelderwirtschaft mit Winterweizen, Sommerweizen und Brache neben primitiveren die gängige Anbauweise gewesen war und man Anfang des 18. Jhs. zur F r u c h t w e c h s e l w i r t s c h a f t überging, hatte Ende des 17. Jhs. im Großen Marienburger Werder die Zukunft schon begonnen. Der große R ä d e r p f l u g mit vier Zugpferden, der den älteren Lesern das einprägsame »Herbstbild« auf den Äckern war, wurde von Hartwich vor fast dreihundert Jahren zeitgenössisch dokumentiert, und der üppige Fruchtwechsel von Körner- und Hülsenfrüchten scheint zu jener Zeit gang und gäbe gewesen zu sein.



Der Weizen war prädestiniert für den schweren lehmigen oder humosen Werderboden, weil er eine gleichmäßige Wasserversorgung verlangt; doch auch leichtere Böden, die dem Roggen, der Gerste und dem Hafer zusagten, hatte das Weichselland zu bieten.
In der Fruchtfolge bevorzugte man Weizen nach Hackfrüchten, Hülsenfrüchten und Ölpflanzen.
Letztere allerdings fanden erst später Eingang in unsere Landwirtschaft.
Um die Ertragslage der Werderhöfe zu beurteilen, griff man immer auf das grobe Raster

N i e d e r u n g s d ö r f e r oder Holländerdörfer und
E r b h u f e n d ö r f e r oder Köllmische Dörfer zurück.

Die Erbhufendörfer waren die ältesten Gründungen zur Ordenszeit nach Kulmischem Recht im höher gelegenen Mittel- und Oberwerder. Hier stand der Ackerbau im Vordergrund.
Die Niederungsdörfer waren die von holländischen Mennoniten ab Ende des 16. Jahrh. urbar gemachten Gebiete nördlich der Linie Schönsee, Ladekopp, Rückenau, Mausdorf. Hier stand die Viehwirtschaft im Vordergrund.
M a r g e n a u war ein köllmisches Erbhufendorf, also zu drei Viertel auf Getreideanbau ausgerichtet. Wenn also nachfolgend vom Tiegenhöfschen Gebiet berichtet wird, so sind damit vorwiegend die Feldgraswirtschaft betreibenden Niederungsdörfer gemeint.
Daten zu der damaligen Ertragslage des Werderbodens erfahren wir bei Böhme in »Die schwedische Besetzung des Weichseldeltas 1626 - 1636 « :

»Nach der angeführten Aufstellung über die Einsaaten im Gebiet Tiegenhof säte man durchschnittlich 120 sch (2 la) Getreide pro Hube. (Erbsen wurden anscheinend 1628 nicht angebaut.) Bei normaler Ernte wurden nach Hartwich 900 und mehr Scheffel Weizen und Gerste je Hube eingebracht. (Erbsen 600 - 660 Scheffel.) Danach hätte der Boden das 7,5. Korn abgeworfen. Der von Krug genannte Durchschnittswert, das 7,3. Korn, stimmt hiermit gut überein. Mit den Angaben Hartwichs, Krugs und Nobacks lassen sich als runde Hektarerträge errechnen für: Weizen 23 dz, Roggen 18,6 dz, Gerste 19 dz, Hafer 11,3 dz, Erbsen 16 - 17,7 dz. In den Niederungen erbrachten bisweilen Spitzenernten 1 800 und mehr Scheffel Gerste oder Hafer von der Hube. Das entspricht einer Ernte des 15. Korns oder einem Hektarertrag von 38 dz Gerste oder 27 dz Hafer.

Um den Acker zu entkrauten und um ihn für die Bestellung vorzubereiten, wurde er gepflügt. Die Pflugfurche war höchstens 8 - 10 cm tief. Man pflügte 6-8furchige, schmale, hohe Beete, zwischen denen man eine tiefe Furche als Sammel- und Abzugsgraben für das Regenwasser liegen ließ. Gepflügt wurde mit 4 - 6 Pferden.

Hatten die Holländer, die Niederungsbauern, dennoch ihr im allgemeinen gutes Auskommen, so verdanken sie das ihrer Tüchtigkeit in der Milchwirtschaft. Die vorzüglichen Niederungswiesen boten eine ausgezeichnete Weide und lieferten sehr gutes Heu. Das Holländervieh war vor allem auf Milchergiebigkeit gezüchtet und eignete sich schlecht zur Mast. Ihre Milchleistung hielten die Tiere aber nur bei sorgfältiger Pflege und guter Fütterung. Auch im Winter mußte Kraftfutter gegeben werden, als welches ausschließlich Hafer Verwendung fand.«

Zur Größe der Hofstellen und ihres Viehbestandes in Margenau um 1627 ist in den schwedischen Reichsakten nichts zu finden; doch man kann aus einem dort notierten Vorfall aus Ladekopp auf diese Größen schließen. Es war im Frühjahr 1627, als dort die Polen aus einigen Höfen Vieh raubten, deren vier am 7. und am 17. April d.J. durch die Unvorsichtigkeit eines schwedischen Soldaten abbrannten. So wurden die Viehverluste aufgeschrieben, doch nicht die Hufenzahl der einzelnen Höfe, insgesamt waren es aber 21 Hufen. Einer davon war der Schulzenhof von Fabian Hagen, der allerdings mit 6 Hufen in jedem Register steht. Er verlor 34 Pferde, 26 Stück Rindvieh, 66 Schafe und 30 Schweine. Die nächsten beiden geben etwa die gleiche Viehzahl als Verlust an, so daß man annehmen kann, es müßten Höfe mittlerer Größe sein. Der eine von ihnen war der des Salomon Gröning. Er verlor 23 Pferde, 24 Kühe, 36 Schafe und 28 Schweine.

Erntearbeiten

Bei Erntebeginn kamen schon damals viele Männer und Frauen aus Polen und Masuren, um bei der Ernte zu helfen.
Während dieser Zeit mußten manche Bauern zuweilen dreißig und mehr Leute am Hof beköstigen. So ist es denn interessant zu wissen, daß die Saisonarbeit und die jährliche Wanderungsbewegung von Arbeitern aus Polen eine lange Tradition hatten.
In alten Quellen wird berichtet, daß damals (um 1680) Roggen und Weizen in den Werdern mit Sicheln geschnitten wurde; Gerste, Hafer, Bohnen und Erbsen jedoch mähte man mit Sensen.

In den genannten Quellen erfahren wir auch etwas über die Löhne des »Augstvolks« (Erntearbeiter im August).
Im mittelwerderschen Platt ist uns dort Geborenen der Ausdruck »en de Aust« noch lebhaft in Erinnerung; das »g« ist zwar im Laufe von über zweihundert Jahren sprachlich weggeschliffen worden, doch ist der Urahn nicht zu verleugnen.

Jährlich wurde nun vom Oberamt im Marienburgischen Werder eine L o h n l i s t e an die Dörfer gegeben, an die sich die Bauern halten sollten, um Verdruß und Mißgunst zu vermeiden. Dieses Schriftstück vom Ober-Ökonomieamt wurde vor der Ernte jedem Kirchspiel zugestellt und von den Kanzeln der Kirchen verlesen.
So bekam ein Schnitter (mit Sichel) für den Morgen Lagerweizen 45 Groschen, während er für den Morgen stehenden Weizens nur 40 Groschen erhielt. Bei Roggen war das Lohnverhältnis entsprechend 40 und 35 Gr.
Die Arbeiter mit der Sense wurden Hauer genannt. Und da es sich offenbar mit diesem modernen Erntegerät leichter arbeitete, erhielten die Hauer für einen Morgen Gerste oder Hafer im Lager 18 bis 21 Groschen, für das stehende Getreide 15 bis 18 Gr.
Ein Augstkerl, wie er damals genannt wurde, sollte während seines ganzen Ernteeinsatzes mindestens 10 bis 12 Floren verdienen. Ein Tagelöhner, der Tag und Nacht zu Felde ging, 12 bis 13 Gr.
Wenn nun ein Bauer entgegen diesen Anordnungen mehr zahlte, mußte er 6 Reichstaler Strafe zahlen oder 14 Tage im Turm absitzen. Sollte aber ein Arbeiter auf höheren Lohn bestehen, dann sollte ihm der schon verdiente Lohn nicht mehr ausgehändigt werden.
Die Eigengärtner und Mietgärtner, erfahren wir, würden sich bei den Bauern ein Zubrot verdienen. Die Frauen dann, die gut und fein spinnen, würden sich von einigen Mennoniten Flachs holen und von einem Pfund desselben 12, 15 bis 18 Stück spinnen, die dann der Mennonit an Holländer in Danzig verkauft. Doch wird berichtet, daß auch die Männer Wolle und Flachs spannen, wenn der Lohn bei Scheunen- und Feldarbeit nicht ausreichte.

Erntefest

Außer den rein kirchlichen Festen kannte das Dorf nur ein Fest im Jahresreigen, das individuell alle Höfe umfaßte und mit der Feldarbeit in engstem Zusammenhang stand, das Erntefest.
Wenn man die nachfolgende Schilderung aus dem 17. Jh. mit unsern Erinnerungen aus dem ersten Drittel des zwanzigsten vergleicht, werden immer noch Parallelen sichtbar, die über lange Zeit von Dauer waren.

»Ist der Weitzen oder der Roggen bey einem Wirth abgeschnitten / so kommt die Parthey Schnitters / welche etwa in 6. Personen bestehet / mit Freuden nach Hauß / der Vorgänger ist bekräntzet mit einer Crone von dem abgeschnittenen Weitzen oder Roggen / und singet denen andern auf Polnisch einen lustigen Lobgesang vor / welcher sich allezeit endiget mit dem Wort Plahu, welches so viel als eine Crone bedeutet / die andern alle / welche folgen / singen dem Vorgänger nach / und gehen also im steten Gesang durch das Dorf / biß an die Thür dessen / dem das Getreyde abgeschnitten ist / da denn mehrentheils der bekrönte Vorgänger im Hineingegen mit Wasser unverhofft begossen wird / und wenn sie denn in die Stube kommen / setzen sie sich an des Herren Tisch oben an / und präsentieren dem Wirth die Crone / oder Krantz; darauf sie denn einen guten Abend haben.«

Holz

Mit vielem in der Natur hat der Herrgott vorgesorgt, Menschenleben möglich zu machen, doch der Rohstoff Holz ist in dieser Rangordnung ganz oben angesiedelt.
Neben Wind und Wasser waren vor allem H o l z (aber auch Stroh) und die Muskelkraft von Mensch und Tier die einzigen Energieträger. Das Holz aber im waldarmen, ja später waldlosen Großen Werder war allzeit eine begehrenswerte Rarität. Es lieferte Ofen-, Herd- und Backwärme. Es war neben der Lehmziegel unverzichtbares Baumaterial für Gebäude, Wagen und Schlitten wie auch für Mühlen und Geräte aller Art.

Die Acker- und Weideflächen blieben für Aufforstung tabu. Doch für die Ränder von Gräben und Triften hatte man die Weide erkoren, die Kopfweide, den Charakterbaum der Niederung, wo er sich in ihrem feuchten Grund sattrinken konnte, Entwässerungshilfe leistete und zudem mit seinen schnell treibenden Ästen und Ruten vorzügliches Brennholz lieferte. Im Winter, wenn die Säfte sich zurückgezogen hatten und die Blätter abgeworfen waren, kam hier die »Erntezeit«. Ein paar Bretterwagenladungen wurden sorgfältig aufgepackt und immer dann, wenn die Stallarbeit freie Stunden bot, auf dem danebenstehenden Hauklotz zerkleinert und zum täglichen Gebrauch in den Speicher gebracht.
Der Stellmacher, der Wagen baute, Schiebkarren, Schlitten, Ferkeltröge und manches hölzerne Gerät brauchte als Werkstoff jedoch hartes und elastisches Holz, z.B. das der Esche für Wagenradspeichen, Kufen und Werkzeugstiele, und so pflanzte man Eschen zu beiden Seiten der Dorfstraße; denn dieser Baum verlangt schweren oder auch kalkreichen Boden, jedoch keine Staunässe. Alles das konnten die immer ein wenig höher angelegten Ortschaften bieten. Auch von manchen Höfen in Marjenau sind sie mir bekannt.
Für Bohlen und Bretter waren Kiefern und Fichten geeignet. Einige Exemplare waren immer in Bauerngärten zu finden. Zuhause allerdings waren die Nadelbäume auf der Nehrung und auf der Elbinger und Stuhmschen Höhe.

Um die Holzknappheit im Werder wußte der polnische König Johann III (1674 - 1696)

»... und so haben sie auch von diesem löblichen Könige erhalten / daß sie zu ihrem Nutzen und Gebrauch / als zum Bauen und Thämmen / das in der Weichsel und Nogath abgeflössete Holtz frey aufkaufen mögen / Anno 1691. und abermahl durch ein Rescript Anno 1695. Weiter können sie auch frey zur Thämmung ausführen / allerhand Gesträuch aus den Königlichen Wäldern / aus dem Stuhmischen Gebiet / wie auch aus den Dantziger und Elbinger Districten ...«.

»Unter allen anderen Wäldern ist der Elbingsche am grössesten / wird auch das meiste Brennholtz daraus geschlagen / und wird bey gelegener Zeit im Winter vor die Werderschen ein Holtzmarckt darinnen angestellet. Wenn aber E. E. Raht von Elbing nicht nützlich noch rahtsam zuseyn erachtet / an andere das geschlagene Holtz zuverhandeln / müssen die Groß=Werderschen über Haff aus der Nährung / oder aus dem Montauischen Walde / ihr Holtz holen.«

»An vielen Orten müssen sie sich auch mit dem Torff / und im übrigen fast alle mit Brenn=Stroh oder Stoppeln behelffen. Insonderheit die arme Leute / hauen und hacken mit grosser Mühe die überbliebene Stoppeln von dem Acker / und hitzen nicht allein damit die Stuben / sondern kochen auch ihre Speise dabey / welches auch wohl vermögende Bauren zuthun pflegen. Wiewol man auch die an den Graben und Tämmen häuffig gepflantzte Weyden=Bäume jährlich an ihren Aesten zu beputzen / und dieselbe zu brennen pfleget.«

Gesindeordnung

Im Jahre 1683 wurde eine allgemeine Gesindeordnung für das Werder aufgestellt und in Druck gegeben. Sie regelte die Anstellungs- und Lohnverhältnisse des sog. »Dienstvolks auf dem Lande«. Gemeint waren vornehmlich Knechte, Mägde, Drescher und Tagelöhner und dergleichen Gesinde. Vorwiegend wollte man die Landwirte und Bauersleute vor willkürlichen Kündigungen und Lohnforderungen schützen.

Erstens sollte kein lediger Knecht, Magd oder lediges Weib in einem Dorfe bei Gärtnern oder in den Krügen kurzfristig auf Tage- oder Wochenlohn arbeiten, sondern sie sollten sich ordentlich verdingen, um nicht in Müßiggang oder schlechte Sitten zu verfallen.

Kein Bauer oder Landmann sollte sich unterstehen, Knechte, Mägde oder Weiber nur ein halbes Jahr zu mieten, denn jeder Dienstbote war angehalten, sich an einem Arbeitsplatz für ein ganzes Jahr zu verpflichten.

Dann war es üblich, daß so um Martini (11. Nov.) das Dienstjahr zu Ende ging und das Gesinde die Arbeitsstätten wechselte, d.h. zunächst einmal das Bündel schnürte und allerorts im Lande ein lockeres Herumtreiben anhub. Da spielte sich dann »allerlei unordentliches sündliches Leben in den Krügen und bei den Gärtnern ab, wenn viele Mägde und Knechte zugleich abgingen«.

Viele Höfe waren jetzt ohne Personal, und dieser Gewohnheit wollte man abhelfen, indem man verfügte, hinfort sollten die Knechte von Sonntag nach Martini für ein Jahr gemietet werden, die Mägde aber von Sonntag nach Weihnachten bis wieder Sonntag nach Weihnachten.
Nach Ableistung der Jahresdienstzeit sollten sowohl Knechte als auch Mägde und Weiber nicht länger als vier Tage dienstlos bleiben.

Dann war es dem Landmann nicht gestattet, Zulagen zum festgesetzten Lohn zu zahlen. Die Lohntabelle jener Jahre im Werder war sehr einfach gehalten und bestimmte:



Durch Schlagen mit dem Dreschflegel wurde das Korn von der Spreu getrennt. Diese Miniatur aus dem späten 15. Jahrh. zeigt zur Rechten die aufgestapelten Garben. Drei Männer dreschen mit ihrem kräftigen, mit einem Gelenk versehenen Flegel. Zur Linken wird eine Heugabel repariert.

»Ein Groß=Knecht 80. bis 90. Marck.
Ein Mittel=Knecht 60. bis 70. Marck.
Ein grosser Jung 40. bis 45. Marck.
Ein kleiner Jung 20. bis 24. Marck.
Noch soll über dieses einem jeden / wie vor diesem gebräuchlich gewesen ist / zugegeben werden / als nemlich ein Augst=Kleid / ein Hembde / und ein paar Schuhe.
Eine grosse Magd oder ein Weib soll Lohn haben 20. bis 24. Marck.
Eine kleine Magd 15. bis 20. Marck.
Und an Zugabe / so wie vor diesem gebräuchlich gewesen ist / zu zweyen (für beide) / nemlich 2. Hembde 2. Schurtz=Tücher / und 2. Paar Schuhe.
Ein Taglöhner soll haben in der Saat=Zeit den Tag 6. bis 8. Gr.
In der Mistel=Zeit 6. bis 7. Gr.
In der ledigen Zeit / nicht mehr als 5. bis 6. Gr.
Ein Weib / den Tag 3. bis 4. Gr.«

Des weiteren wurde bestimmt, daß kein Brotherr und keine Brotfrau dem andern das Gesinde vor Ende der Mietszeit abspenstig machen sollte, es sei denn, die vorige Herrschaft erbrachte einen glaubwürdigen schriftlichen Beweis, daß sie mit dem Wechsel einverstanden sei.

Weiterhin hieß es »kein Dienstbote soll sich unterstehen, ohne Bewilligung seines Brotherrn im laufenden Dienstjahre Hochzeit zu machen, es sei denn, er könne jemanden beibringen, der an seiner statt die Arbeit macht.

Rechtsverhältnisse im Großen und Kleinen Werder

So ist es denn: was die Erde gebietet, ist für den Landmenschen Gesetz - im Werder damals und heute und überall. Wie aber der Mensch hier zwischen Weichsel und Nogat sein L e b e n i m J a h r e s l a u f und im täglichen Kleinkram bewältigen sollte, das bestimmten die Obrigkeit und Lebensregeln.
Seit Ordenszeiten galt immer noch im Land das Kulmische Recht; doch es war alt geworden und mußte aufgemöbelt werden, um den Bedürfnissen des 17. Jahrhunderts gerecht zu werden. So faßte man einige Paragraphen neu, ergänzte andere und paßte die alten Regalien dem zeitgenössischen Zustand des Werders an. So entstand eine überarbeitete W e r d e r o r d n u n g, vom König Johann III. Sobiezki gutgeheißen und in ausreichender Zahl gedruckt. Seitdem hatte die Werderbevölkerung ihr Grundgesetz, welches auch unter der Bezeichnung »Werderwillkür« überliefert wurde. In achtundfünfzig Paragraphen wurden Zuständigkeiten, Verwaltungsordnung und Verhalten der Leute geregelt.

Die S c h u l z e n der Dörfer wurden die wichtigsten Persönlichkeiten, deren es in großen Dörfern zwei gab. Sie wurden von zwei geschworenen Schöffen unterstützt, die jährlich neu gewählt wurden. Die Schulzen amtierten nicht gleichzeitig, sondern von Jahr zu Jahr wechselnd. Sie mußten auch einen Eid vor dem königlichen Ökonomen in Marienburg leisten.
War etwas Wichtiges bekanntzugeben, so schickten sie reitende Boten umher, die vor der Tür jedes einzelnen Hofbesitzers riefen: »Gleich zum Schulzen!« Wer dann nicht erschien und sich auch nicht vertreten ließ, mußte eine Buße von 6 Groschen zahlen. Der wurde dann nochmals

geladen, indem man ihm ein geschnitztes hölzernes »S« zuschickte, das Amtszeichen des Schulzen.
Die Schulzentage waren Montag und Freitag. Das waren auch die D o r f g e r i c h t s t a g e, bei denen seit den Bestimmungen von 1676 und 1689 alle Sachen verhandelt wurden, die vorher der Ökonomische Rat entschieden hatte - mit Ausnahme schwerer Gewalttaten.
Erbschafts- und Teilungssachen sollten vom Dorfgericht unter Mitwirkung der benachbarten Schulzen entschieden werden.

Ferner fanden hier alle K ä u f e, V e r k ä u f e und Auktionen statt. Das Kaufgeld mußte innerhalb von sechs Jahren in drei Raten gezahlt werden; davon war die erste sofort fällig. Ließ der Käufer den zweiten oder dritten Termin ohne Zahlung verstreichen, so war die schon gezahlte Summe verfallen und der Verkäufer trat wieder in den Besitz seiner Güter ein.

Schon ein Gesetz aus dem Jahre 1600 bestimmte, daß die Schulzen Bücher über Kauf und Verkauf führen mußten, die damals Dorf- oder Schöppenbücher (lawnicze xiagi wieskie) genannt wurden. Ergänzend war 1614 bestimmt worden, daß alle Kauf- und Pachtverträge außerdem in den Büchern des Schloßgerichts (zamkowe xiagi) erscheinen sollten.
Ebenso gab es ein Buch über die Gerichtsstrafen.

Menschliches Leben ist Leben in Gemeinschaften, in denen sich der Einzelne nicht hemmungslos austoben kann. Alle müssen sich einem Codex von Verhaltensregeln unterwerfen, wenn das Gemeinwesen Bestand haben soll.
Seien es mündliche Übereinkünfte im Gewohnheitsrecht oder geschriebene Gesetze - man muß wissen, was sich gehört. So werden wir Nachgeborenen neugierig auf den Originaltext der »Werderwillkühr«, den wir wiederum in Hartwichs unschätzbarer Chronik finden. Sie wird uns in konkreten Beispielen Auskunft darüber geben, wie denn unsere Altvorderen in Marjenau und den andern Werderdörfern im 17. Jahrhundert leben sollten.

Kein gesetzlich Recht kann natürlich Recht
widerlegen - Altdeutscher Rechtsspruch

*

Geschriebenes Recht ist ein breites dünnes Netz,
die Mücken bleiben drin hängen,
die Hummeln brechen hindurch - Sprichwort.

*

Mache niemandem graue Haare, doch wenn
du recht hast, hast du um die grauen Haare
nicht zu sorgen - Claudius, An meinen Sohn Johannes

Von den Werderschen Gesetzen.

§. 1.

Die Gesetze / wornach die Werderschen gerichtet werden / sind die Willkühren / oder auch die *Special*-Gesetze ihrer ordentlichen Obrigkeit / welche mehrentheils aus dem Magdeburgischen Recht herflüssen / und zum Culmischen Recht gehören.

Die Teichgräff / Teichgeschworne und Schultzen aber / haben sich vor allen Dingen zu richten nach der Willkühr / welche von den Ordens-Herrn beliebet / und von den höchstlobwürdigen Königen in Pohlen / und ihren gesetzten *Oeconomi*schen Ambt-Leuthen ist bekräfftiget / und nach und nach vermehret worden.

§. 2 Die Gesetze der im Marjenburgschen Werder befindlichen Willkühr sind folgende:

1. Sollen die Einwohner beyder Werder die Heil. Sonn= und Feyer=Tage / welche von der Christl. Kirche verordnet / und bis dato, so woll bey den Herren Catholischen als Evangelischen gefeyret worden / auch ins künftige mit aller Andacht gefeyret werden.

2. So soll sich auch niemand unterstehen am Heil. Sonn= und Feyer=Tage in die Krüge zu gehen / ehe die Predigt und Andacht so wol in der Catholischen Kirchen / als auch bey der Evangelischen Gemeine geendiget wird / noch sich in Brandwein / Bier / oder anderem Getränckе bezechen oder voll trincken. Wo ein Wirth dawieder handeln möchte / so er dem Schultzen zur Straffe 1. fl. (Floren) erlegen / der gemeine Mann aber 15. Gr. (Groschen) hat er es nicht zu bezahlen / so soll er 3. Stunden im Halß=-Eysen stehen.

. . .

5. Kein Krüger soll sich unterstehen das Gesinde über Glock 9. zu halten / noch ihnen Bier oder ander Getränckе zu verkauffen bey Straffe 1. fl. dem Schultzen.

. . .

7. Das überflüßige Tobackschmauchen soll hiemit abgeschaffet werden / und in beyden Werdern / so wol auf Geistlichen als Weltlichen Gründen / nicht gelitten werden / bey Straffe 3. fl.

. . .

11. So auch jemand im Schultzen=Ambt die Proposition oder Beybringung nicht fleißig anhöret / sondern ein Geplärr und Zänckerey machet / einem andern in seine Rede fällt / sich auch auf des Herrn Schultzen Geheiß nicht stillen lassen will / der verbüsset 20. Gr. dem Dorf zum besten; denn die Aembter und Eltesten soll man ehren.

. . .

13. Es soll ein jeder Wirth in seinem Hoffe und Gärtner=Katen / wie auch alle die eigen Rauch haben / die Schornsteine also bewahren / und alle Quartal reinigen lassen. . .

. . .

15. Wo auch einem Nachbar im Dorffe / ein Pferd / Ochs oder Kuhe gestohlen wird / soll ein jeder Nachbar des Dorffs ohne Säumnis / einen tüchtigen und getreuen Mann zu Hülffe geben / solchem Diebe eine Tage=Reise zu Pferde nachjagen auf seine eigene Unkosten. . .
Kommt aber jemand auf die Spur / der soll dem Diebe weiter nachfolgen / da ihm dann alles / was er mehr über die Tag=Reise verzehren wird / von der gantzen Dorffschafft nach Huben Zahl bezahlet werden solle. . .

. . .

17. Alle Brücken / so ein jeder Nachbar über die Wassergänge und andere Graben schuldig ist zu halten / sollen wie vor Alters gewöhnlich gewesen / allezeit fertig gehalten werden / bei Busse der Dorffschafft 3. Marck.

. . .

19. Es soll auch ein jeder Nachbar seine Zäunung und Dorffs=Frieden (Einfriedigung) / umb die Kirche / Widdem / Schmiede / und des Dorffs Hirten Garten / wie auch den Rey=Zaun zwischen der Nachbarschafft alle Jahr auf Ostern fertig haben / bey Busse 6. Marck der Dorffschafft.

. . .

22. Wenn auch jemand vom Gesinde bey der Thamm=Arbeit und andern Scharwercken was verbrechen würde / das soll mit dem Hals=Eysen abgestraffet werden. . .

23. Wenn ein Nachbar oder sonsten ein anderer / ein schnuppicht / krätzigt oder pertzelicht Pferd hat / und es ihm im Schultzen=Gericht untersaget wird / dasselbe abzuschaffen / oder allein im Stall zu behalten; er aber solches nicht thun will / sondern läst es gehen / so soll der Schultz oder einer von den Nachbarn Macht haben / das Pferd zu versäuffen oder zu erschüssen. . .

. . .

25. Weil sich auch solche Leuthe finden / die so woll bey Sommers= als Winters= Zeiten die Häupter an den Thämmen (Deichkronen) verderben / indem sie das Strauch ausreissen / abbrechen / die Pfähle abhauen und verbrennen; Als soll hinführo fleißige Aufsicht drüber gehalten werden / und wenn einer darüber ergriffen wird / der soll nach Erkenntniß des Schultzen und Schöppen abgestraffet werden /und von Stunden an bey Sonnenschein das Dorff räumen. . .

27. Wer auch seinen Nachbar von seinem Stück im Felde über den Rhein (Feldrain, Rand) abpflüget; und sich mit dem Beleidigten nicht abfindet / sondern Ursach giebet / daß die Schöppen solches besichtigen müssen / soll derselbe / der den Schaden gethan / vor jede Fahr dem Dorffe 10. Gr. und dem Schöppen ihr Gebühr erlegen; und gleichwoll das abgepflügte zurück pflügen.

28. Es soll auch ein jeglicher Nachbar / sein Wasser von seinem Gehöffte / wie auch vom Acker also ableiten / damit er seinem Nachbarn keinen Schaden zufüge; will er durch seines Nachbarn Stöck graben und durchwässern / soll es mit seinem Willen geschehen...

...

32. Es soll kein Nachbar / vielweniger ein Gärtner sich unterstehen / sein Viehe auf die Braacke (Brache) / in das Stoppel / auf den Thamm / oder in die Baussen=-Teiche (Außendeiche) / ohne Bewilligung der Nachbarschafft zu treiben...

33. Es soll auch ein jeglicher Nachbar als den wenn der Hirt austreibet / und nicht eher / seine Pferde / Küh / Schweine / Schaffe / und Gänse etc. ausjagen. Auf den Abend aber / wenn der Hirt mit denselben nach Hause kommet / solches alsobald in den Stall einjagen / damit es nicht zu Schaden komme...

...

37. Es soll auch kein Krüger das eingebrachte Bier eher in den Keller setzen / bis solches vorgängig vom Schultzen / Rath=Leuthen oder Schöppen geschmecket ist / wird es gut befunden / so soll er es in den Keller bringen...

38. Es soll auch kein Nachbar / weder durch sich noch durch die Seinigen / oder jemand anders / dem andern sein Gesinde abspenstig machen / oder aus der Hand mieten bey 10 fl. Straffe dem Dorff zum besten.

39. So soll auch das aus dem Dienst entlauffene Gesind in den andern Dörfferen zu keinem Dienste oder Arbeit angenommen werden ...

...

41. Die Höcker (Kaufleute - verhökern) sollen in ihren Höcker=Buden / umb der Dorffschafft / als auch dem reisenden Mann zum Besten / Brandwein / Brodt / Licht / und alle übliche Höckereyen / ohne irgend einem Mangel zu verkauffen haben / bey der hohen Obrigkeit willkührlicher Busse.

...

43. Es soll sich keiner unterstehen / seinen Hoff / Huben / oder Garten=Hauß an so einen zu verkauffen oder zu vermiethen / der nicht ein ehrliches Gezeugnis seines Herkommens oder Verhaltens hat / bey Busse 6 fl. der Dorffschafft zum besten.

44. Da benebenst soll auch ein jeder / der einen Nachbar abgeben will / seiner ehrlichen Geburth ein vollkommenes Gezeugnis unter der Stadt Siegel aufweisen / und wie er sich in wehrender Zeit verhalten.

45. So soll sich auch keiner unterstehen / Leim oder Sand im Dorf / in Trifften / oder auf des andern Stück zu graben; es sey denn daß er zuforderst sich bey den Nachbarn darumb befraget...

46. Die übermäßige Unkosten / die so wol auf Hochzeiten / Kindelbieren / als auch auf Verlöbnissen sind angewendet worden / sollen abgeschaffet / und hinführo also gehalten werden. Wenn bey der Werbung das Ja=Wort abgeholet wird / soll nur eine schlechte Collation gehalten werden.

Zur Hochzeit sollen aufs höchste 8. Thonnen Bier / ein Ochse / 6. Schöpsen (Schafe) / 2. Kälber / nebst Gänsen und Hünern genommen werden. Und soll solche nicht länger als 2. Tage dauren.

Das Kind=Tauffen aber soll mit 2. Thonnen Bier / und 2. besetzten Tischen vollenzogen werden. Welcher hierüber thun wird / der soll der Schloß=Obrigkeit zur Straffe 10. fl. erlegen.

47. Nach Absterben eines Ehegattens / soll das verbliebene Theil nicht eher die Schicht und Theilung zu thun schuldig seyn / bis nach verflossenen 6. Wochen / und das laut Culmischem Rechte / da denn bey solchem Erbe / so wol in Theilungen / als auch Verkauffung / von jeder Thamm Huben 4. ziehende Pferde / 2. melckende Kühe / oder in Ermanglung derselben 2. jährige Ochsen / 6. Schaaffe und 7. Schweine / wie auch noch von jeder Hube ein grosser Wagen mit Sielen und Zubehör / eine Egde und von 2. Huben einen Pflug / von jeder Thamm=Huben zur Saat und Brodt an Getreyde 15. Scheffel Korn / 40. Scheffel Gerste / 20. ScheffelHaber / und ein guter beschlagener Reitwagen zur Besatzung verbleiben. . .

. . .

51. Es soll ein jeder Bauersmann seine Wirthschafft also bestellen / daß er die Seinigen in allem treulich versorge; und zur Nothdurft seines Ackers das Saat=-Getreyde behalten möge. Würde sich aber ein solcher böser Wirth finden / der mit Fressen / Saufen / Dobbeln / und unkeuschem Leben das Seinige verbrächte / seine Ehe=Frau ihme auch von diesem nicht hat abhalten können / dessen Hoff und Huben / ehe er solbige ferner beschweren / und gantz schwächen möchte / sollen mit Bewust der Schloß=Obrigkeit / durch die Eltesten des Werders geschätzet / und an andere Leuthe eines guten Geruchts verkauffet werden / da denn der Verschwender kein Leibgeding bekommen / sondern sich anderswo mit seiner Hand=Arbeit ernehren soll. Seinem Weibe aber im Fall sie eine gute Wirthin gewesen / und ihn von solchem Wesen abgehalten / aber nichts verrichten können / soll mit Vorbewust der hohen Obrigkeit von den Eltesten ein Leibgeding gegeben werden.

. . .

53. Demnach auch junge und starcke Bettler an Manns= und Weibs=Personen muthwilliger Weise herumbstreichen und nicht arbeiten wollen / sondern vielen mit ihrem ärgerlichen Leben zuwider sind; als soll kein Bettler / es sey denn gar ein alter und preßhafftiger Mensch / der sein Brodt nicht erwerben kan / hinführo in beyden Werdern gelitten werden. . .

54. So soll auch das üppige und überflüßige Carten=Spiel hiemit verbothen seyn / bey Straffe des Gehorsams.

56. Da sich auch einer / einen andern mit dem Messer schneiden oder zu stechen unterwinden solte / dem soll die Hand gehauen werden / stirbet er aber davon; soll der Thäter laut Rechtens das Haupt verlohren haben.

57. Es soll hinführo auch den alten Leuthen / welche ihre Höfe / Alters und Schwachheit halber übergeben und verkaufen müssen / vom Besitzer des Hofes auf eine jede Person zu ihren Lebtagen ein Leibgeding gemacht werden / welches die Eltesten des Werders / nach Gelegenheit der Güter und Huben / erkennen und verordnen sollen.

§. 3. Dieſe Willkühr iſt *Anno* 1676. den 18. *Septembr.* von Sr. Königl. Maj. *Johannis III.* abgeſchickten *Commiſſariis* zu Marienburg *approbiret* / und dabey eine Gerichts-Ordnung verfaſſet / welche in beyden Werdern der Marienburgiſchen *Oeconomie* feſt und unverbrüchlich ſoll gehalten werden / und beſtehet ſolche in folgenden 25. Puncten.

UNSER DORFNAME
im Wandel der Jahrhunderte

1321 - ca.1400	M e r g e n o w / aw gespr. w = u	Aussprache und Schreibweise der oberdeutschen Dorfgründer und Verwaltungsbeamten in der Mergenburg (Marienburg) Merge = oberd. Maria
1410 - 1800	M a r g e n a u	Mischform; ein Kompromiß zwischen thüringisch-oberd. Altform und der Mundart niederdeutscher Siedler und Zuzügler
ab 1600 auch in Schriftform	M a r j e n a u	Marje = Maria Nieder- oder Plattdeutsch hat sich durchgesetzt - mündlich und schriftlich
In kirchl. Zusammenhang	M a r i a e n a u	Kirchenlateinisch (z.B. in Kirchenbüchern), also nur schriftlich
ab etwa 1800	M a r i e n a u	Hochdeutsch - ab 18./19. Jahrh. Setzt sich im 19.Jahrhundert als Schriftform durch.
mündlich durchgängig	M a r j e n a u / M o r j e n a u	bleibt mundartlich bis in die Gegenwart plattdeutsch
1945 bis heute	M a r y n o w y	polnische Form

Dorfleben - Menschenleben

Die Margenauer, die Werderdörfler und ihre Zeit

Die R e g e l n , die wir in den »Werder - Gesetzen« gerade gelesen haben, waren vom Landleben in jener Zeit diktiert und von den uralten Traditionen aus dem Kulmischen Recht. Sie waren von den preußischen Obrigkeiten in deutscher Sprache aufgeschrieben und vom polnischen Souverän bestätigt worden.
Obwohl die Rechtschreibung erst zweihundert Jahre später im Kaiserreich fixiert wurde, können wir Heutigen dreihundert Jahre später die Zeilen mühelos lesen, wenn wir einige Begriffe aus dem Kontext erschließen und ein paar historische Grundkenntnisse jener Zeit mitbringen.
So erkennen wir aus ihnen bald, daß die Menschen im Werder mit samt ihren wirtschaftlichen und kulturellen Lebensformen auf der Höhe ihrer Zeit waren.
Die Quellen, die ein charakterisierendes Gruppenurteil über den Werderaner des siebzehnten Jahrhunderts enthalten, sind rar und meistens auch widersprüchlich. Der eine beschönigt die Sitte und Tatkraft der Menschen, der andere verteufelt sie, der dritte endlich kommt der Wahrheit wohl etwas näher und findet neben Schurken und Engeln eben den einfachen Menschen, der seinen Lebenskurs in der Mitte hält.

Unser nun schon bekannter Gewährsmann z. B. schreibt im Kapitel »Vom Haußwesen in denen Werderen« :

Erziehung

Die Auferziehung der Kinder iſt ſo gar nachläßig nicht im Werder. Bey anwachſenden Jahren / werden die Kinder fleißig zur Schulen gehalten / weil faſt in allen Dörfern / Schulmeiſtere / die inſonderheit gut ſchreiben und rechnen können / gehalten / und gebührend verſorget werden.

». . . Wenn sie nun ihren Catechismum / das Lesen / Schreiben und Rechnen gut gefasset haben / und sie wozu tüchtig sind / werden sie entweder in die Städte zum Studiren / oder zur Kaufmannschafft / oder auch zum guten Handwerck gegeben; Dannenhero viel gute Leuthe aus dem Bauren=Geschlecht / in den umbliegenden Städten von allerhand Professionen gefunden werden.
Insgemein werden ihre Kinder gantz zeitig zum Ackerwerck und Haußhaltung angeführet / so daß es im Werder manche gute Wirths und Wirthinnen giebt / die nicht ein geringes vor sich gebracht haben. Dannenhero auch in den Städten / Kaufleuthe / Mältzenbräuer und Handwercker dahin trachten / daß sie eine reiche Bauers Tochter oder eine begütterte Wittibe aus dem Werder sich antrauen lassen mögen. Auch giebt es Prediger=Frauen aus dem Bauren=Geschlecht.«

Sprache und Kultur

Das war die eine Seite, und das Schriftdeutsch hatte lange schon seinen Platz eingenommen, doch Laute des Niederdeutschen klangen überall in den Wohnhäusern und auf dem Schulhof, zwischen Scheunen und Ställen, beim Weizenstaken und Kartoffellesen. Deutsche Mundart war durch Zutaten aus dem prussischen Osten und dem Flämisch-Friesischen allmählich zu einem eigenen Werderschen Klanggebilde geworden, breit, hart und eckig. Westslawische Lehnwörter (Kos, Plutz) wirkten wie Würze im Teig des ländlichen »Jebrasel« und »Jeschlauber«; aber in Schule und den Kirchenräumen pflegte man unser »gutes Deutsch«.
Dort schlüpfte auch durch Geist und Mund von Herrn Lehrer und Herrn Pfarrer das Gehobene aus den Stadtkulturen nach Marjenau hinein: »Herr Hevelke, nu goane wi ... « wurde Volksgut, das ich noch aus meiner Mutter Mund höre, wenn die Zeit kam, zu Bett zu gehen. Johann Hevelke (Hevelius) aus Danzig wurde 1647 durch die wissenschaftliche Beschreibung des Mondes bekannt, Reinhold Curicke schrieb die Danziger Geschichte, die im kommenden Jahrhundert in Gottfried Lengnichs »Geschichte der preußischen Lande Königlich-Polnischen Anteils seit dem Jahre 1526« ihre Fortsetzung fand. Mit Martin Opitz und Andreas Gryphius u.a. könnte man die Liste der Kulturträger verlängern, deren Wirken von einer interessierten Bevölkerungsschicht sehr schnell auch auf unsern Dörfern aufgenommen wurde und in viele Familienkulturen eindrang. So hatten gerade die Werderdörfer lange Zeit menschlich gesehen einen sehr keimfreudigen Boden für geistiges Gut abgegeben, waren doch schon in der Vergangenheit begabte junge Landkinder zu den höheren Schulen nach Marienburg, Elbing, Dirschau oder Danzig gegangen und einige von ihnen anschließend zu Universitäten. Sie brachten dann das Denken, Fühlen und die Art zu leben mit, die anderswo Fuß gefaßt hatten.

In diesem Jahrhundert waren es eben der Zeitgeist und das Zeitalter des Barock, die Fülle irdischer Vitalität. Grelle Kontraste und jähe Umschwünge zwischen derber Genußsucht und asketischem Welthaß prägten vielerorts das Stadt- wie auch das Landleben. Das Jahrhundert war durchwirkt von Gegensätzen. Nicht immer bemerkten die Zeitgenossen die Maßlosigkeit, die alle Grenzen überschwemmt und die Formen sprengt. Ein Abglanz davon fiel auch aufs platte Land, und so waren unsere Werderdörfer beileibe keine Inseln der Seligen und schon gar nicht eine lehmdurchwirkte Walachei am Ende der Welt, wie man weiter westlich die preußischen Provinzen gerne darstellte. Etwas davon ist auch im Buch unseres Werder-Chronisten zu lesen, wenn die Rede auf die Kleidung kommt.

Kleidung

Die Neigung also, den Horizont über die Schwente und Rohrlake hinaus zu erweitern, die Neugier auf Fremdartiges und die Liebe zu ein bißchen Luxus, wenn der Wohlstand wächst, hatte die Marjenauer und andere Dörfler in den Zwischenkriegszeiten zu extravaganten Kleidungsmanieren getrieben.
Für das Jahr 1651 gibt uns daher der spätere Pfarrer in Lindenau und Baarenhof Nachricht von einer Predigt seines Kollegen Heiderus, in der es, neudeutsch umgeformt, geheißen hat:

»Vielen Frauenzimmern, die von Natur aus eitel sind, ist unsere einfache Kleidung aus Grobgrün Macheyer und Durant, dieses ehrbare und reinliche Zeug, nicht gut genug, und selbst manche armen Leute aus den Bauernkaten müssen zur Bedeckung ihrer sündlichen Blöße sich kleiden wollen wie Adlige mit

Purpur, Sammet, Atlas, Plüsch, Damast, Brokat, Taft und anderem herrlichen Zeug mit güldenen Schnüren oder seidenen Knöpfchen verbrähmt. So kommt es, daß adlige und fürstliche Frauenzimmer fast nicht mehr wissen, was für Kleider sie zum Unterschied zu ihren Untertanen anlegen sollen.



Anstatt, daß manche Jungfrauen Blumenkränze als schönsten Schmuck anlegen, da müssen es übergoldete, mit Flittern und Perlen besetzte Borten und Kronen sein.
Wenn Ihr so fortfahrt und Euch in der Kleidung über Gebühr Eures Standes hervortut, was sich nicht geziehmt, so ist schon von den Geschworenen der Werderdörfer beim Oberamt in Marienburg um eine Kleiderordnung gebeten worden, und allen Predigern ist hierauf befohlen worden, von den Kanzeln gegen dieses Unwesen zu predigen.«

Offenbar jedoch trug das Abkanzeln der werderischen Frauenzimmer wenig Früchte, so daß am Ende auch die Steuerdisziplin darunter litt. Als dann aber die Zinseinbußen in den Ämtern größer wurden und sich die Standesunterschiede, auf die ja immer sehr geachtet wurde, zu verwischen begannen, schritt man am 14. Oktober 1684 zu einer schriftlich festgelegten drastischen Kleiderordnung für die Nachbarn und Einwohner des Grossen und Kleinen Marjenburgischen Werders:

»Euer Königliches Obergericht sieht mit Verwunderung, daß die Hoffahrt in der Mode bei den werderschen Frauen und Jungfern derart eingerissen und Überhand genommen hat, daß sie den Vornehmsten in den Städten, wohl auch adeligen Frauen, nachäffen, sich mit Posamenten, teuren großen Knöpfchen behängen und daher in ihrem Stolz und ihrer Üppigkeit nicht allein den allerhöchsten Gott erzürnen, gottesfürchtige Leute ärgern und dem ganzen Werder schaden.
So wird allen Hausmüttern und Jungfrauen allen Ernstes anbefohlen, daß sie sich von dato an keineswegs unterstehen, Kleider aus Taft, Atlas, Seide, goldbestickte Mützen, goldene und silberne Spitzen und Posamente, große, teure, breite Knöpchen anzuziehen und Püscher an den Ohren zu tragen und dadurch ihre Männer, die andere Notwendigkeiten bezahlen müssen, ruinieren und vornehmen Leuten große Augen machen. Sie sollen sich mit ihrem Stande anstehender Tracht und Kleidung bekleiden.
Jegliche, so wider diesen Befehl halsstarrig und trotzig handeln sollte, zahlt 20 Reichstaler Strafe und verliert ihre alamodischen Kleider.
Damit dieser hochnötige Befehl auch überall bekannt wird, soll er den Schulzen sämtlicher Dorfschaften des grossen und kleinen Marjenburgischen Werders von Königlich Marjenburgischen Obergericht anbefohlen sein. Dies soll auch von den Herrn Predigern von den Kanzeln öffentlich verkündet werden. Und auch daß die Schulzen genaue Obacht haben.«

Bauernhochzeit

Einige Feste des Menschen sind nun besonders dazu angetan, ihre Bedeutung im Leben auch sichtbar zu machen. Wer hätte von uns Heutigen nicht gerne eine Taufe oder eine Hochzeit so Anno 1680 in Marjenau miterlebt.

Bei Hochzeiten war es hier üblich, sich zunächst zu versprechen, dann kam das Verlöbnis und endlich der Hochzeitsfeier. Allerdings nicht, ohne daß zuvor die Brautleute wechselseitig sich umgehört hatten, wieviel Geld der Freier zur Bezahlung der Schulden in den Hof der Witwe mitbringe oder mit wieviel Vermögen die künftige Braut ihrem schon häuslichen Bräutigam beim Auftreten wirtschaftlicher Notlagen helfen könne.

Danach kam es zur (wohl schriftlichen) Zusage, die von »zwei guten Männern« abgeholt wurde. Alsdann kam es zum öffentlichen Verlöbnis, das meistens von zwei erwählten Predigern im Haus der Braut verrichtet wurde. Einer von ihnen hielt im Namen des Bräutigams mit einer wohlgesetzten Rede um die Hand der Braut an und bat um eine Bestätigung der Zusage und präsentierte danach im Namen des Bräutigams einen Beutel »mit grobem Geld«, der der Braut feierlich überreicht werden sollte.

Der andere Prediger, der die Braut vertrat, nahm die Anwerbung mit gebührendem Dank an und versicherte, der Braut, die sich in einem Nebenzimmer befand, das Geschenk zu überbringen und nach der Rückkehr den Entschluß der Braut mitzuteilen. Danach sprach die Braut nicht nur das Ja-Wort, sondern überreichte dem Bräutigamsanwerber mit einer kleinen Rede und einem Wunsch ein feines Tuch mit Spitzen auf einem Zinnteller, auf dem ein goldener Ring lag. Dieser überreichte das Geschenk danach dem Bräutigam.

Wenn nun der Hochzeitstag bestimmt war, wurden an die erbetenen Gäste Hochzeitsbriefe geschrieben, oder es wurde ein »Hochzeitsbitter« zu Pferde losgeschickt, der nebst dem Pferd der Braut mit allerhand bunten Bändern und Kränzen geschmückt war. Auch die Ohren des Pferdes und der oberste Teil des Hutes des Hochzeitsbitters waren verziert.
Ein paar Jungfern und Gesellen holten die Braut, wenn sie in einem andern Dorf wohnte, mit geputztem Geschirr und vier auserwählten gleichfarbigen Pferden am Hochzeitsmorgen ab.

Dort wurde ein gutes Frühstück eingenommen, und dann fuhren alle zusammen in die Wohnung des Bräutigams. Zunächst die Brautführer in einer Kalesche mit vier Pferden, dahinter die Braut mit den Brautjungfern und Brautfrauen in der zweiten Kalesche und schließlich der Vater und die nächsten Freunde in einem kleineren Wagen. Dann folgten alle Gäste, die sich derweil bei der Braut eingefunden hatten, in ihren Kaleschen.

Bei der Ankunft im Hochzeitshaus, welches derselbe Hof zu sein pflegte, wo das Ehepaar wohnen würde, wurde die Braut mit ihren Gästen vom Bräutigam mit seinen Freunden und Anverwandten bei wohlklingendem Spiel empfangen.
Die Trauung fand dann in der Kirche, manchmal auch im Hochzeitshaus statt.

Von der Wiege bis zur Bahre

Hatte nun das Eheglück begonnen, ließ das Kinderglück nicht lange auf sich warten. Wie denn unser Pfarrer Abraham Hartwich nicht genug den fruchtbaren Werderboden loben kann, so liegt ihm auch sehr am Herzen, die immer wieder üppige Nachkommenschaft der Werderbevölkerung ehrfuchtsvoll zu erwähnen.

»Überdem ist auch das Werder ein gesegnetes Land / was die Fortpflantzung der Menschen betrifft. Denn es werden nicht allein Zwillinge / sondern auch woll Drillinge und Vierlinge gesehen.
Anno 1665. hat Herr Joh. Baumannus Prediger in Marjenau / z u r T y g e / doch mit Bewilligung Herrn Joachim Wittingii Predigers zu Ladekop / dem Claß Classen / V i e r l i n g e zugleich getauffet. 1. Tochter Anna / und 3. Söhne / Jacob / Johannes / und Nicolaus.
Anno 1699. hat auch eine Mennonistische Bäurin in Tiegenhöffschen 3. Kinder an die Welt auf einmahl gebracht.
Anno 1705. wurde eine S c h u l = M e i s t e r i n z u M a r j e n a u mit Drillingen entbunden. So sind auch Zwillinge gebohren worden / in Marjenau Anno 1695. den 12. April von einer Weberschen / ein Sohn und 1. Tochter. Und solcher Exempel sind in anderen Kirchspielen mehr zufinden.«

Aber nicht minder ehrfürchtig widmete er den Alten die folgenden Worte:

»Genug ist es / daß man hin und wieder sehr alte Leute in den Werdern gefunden hat und noch findet / als von 70. 80. 90. biß 100. Jahren und darüber ... Anno 1650. starb eine Hebamme zu Neuteich von 100. Jahren / welche 755. Kinder geholet hatte.
Anno 1683. den 1. Augusti wurde von Brodsack ein Bauers=Mann begraben von 88. Jahren / und ist gewesen 17. Kinder Vater / 46. Kinder Groß=Vater / und 12. Kinder Aelter=Vater / in allem 75. Seelen ...
Anno 1690. hat in Groß=Lichtenau ein Catholischer Schul=Meister gelebet / der 111. Jahr alt gewesen / und sich noch mit einem Weibe von etlichen 50. Jahren befreyet hat; er ist aber bald hernach aus dem Bette gefallen und todt geblieben...
So wurde auch in Lindenau ein alt Gärtner Weib begraben von 110. Jahren / der anderen von 70. 80. 90. Jahren zugeschweigen.«

Diese beiden Zeitzeugnisse sind zwar unvollständig, doch sind sie ein interessantes Dokument, auch wenn Herr Hartwich nur das notieren konnte, was ihm eben mal in seiner Pfarrei oder bei Fahrten durchs Werder zu Ohren kam.

Vom Masser-Schaden.

(1600 - 1700)

Die im folgenden in kursiver Schrift angeführten Zitate sind von dem Lindenauer Pfarrer Abraham Hartwich, aus seinem 1722 erschienenen Buch: »Geographisch-Historische Landes-Beschreibung derer dreyen im Pohlnischen Preußen liegenden Werdern, als des Dantziger-Elbing- und Marienburgischen.«

1 6 0 0 *»sind in der Niederung 15 Brüche aus der Weichsel und Nogath geschehen / und weil damahls ein ausbündig großer Schaden war / und doch die dabei wohnenden Holländer nicht helfen wollten / hat die Schloß-Obrigkeit zu Marjenburg die Werderschen gezwungen / daß sie bis 4 Meilen haben reisen / und die Thämme daselbst verfertigen müssen.«*

1 6 1 1 *»ist zu Schadwald im grossen Marjenburgschen Werder eine gefährliche Wassers-Noth gewesen / die aber GOTT in Gnaden abgewendet / doch ist der Schleusen-Thamm ausgerissen / und hat etliche niederige Dörfer übergossen.«*

1 6 2 2 hat die Nogat bei Wernersdorf den Damm an drei Stellen mit Gewalt weggestürzt, Menschen und Vieh ersäuft, Häuser umgestürzt und das ganze Werder mit Wasser überflutet.
»Schon Tages vorher . . . hat das Wasser wegen Stopfung des Eyses vom Mittel-Werder bis Wernersdorf vorbey / gewaltig über den Thamm gelaufen / mit schrecklicher Aufschiebung der grossen Eys-Schollen / so auch bey Marjenburg 2 Kasten von der Brücken / und am Thor der Brücken ein Stück von der Mauer / nebst einer Wohnung weggerissen.«

1 6 2 8 am 1. August sind durch Sommerhochwasser in der Weichsel die Tiegedämme gebrochen. Diese Brüche wurden nur notdürftig vermacht, rissen zum Herbst wieder auf und blieben den Winter über offen.

1 6 3 5 am 17. Juni, sind durch hohes Stromwasser wieder die Tiegedämme überlaufen.
Drei Kinder, welche in einer Schlittentrage die Nogat hinabschwammen, wurden bei Blumstein gerettet.

1 6 5 7 am 7. März im Kriege mit Danzig ließ Karl Gustav, der Schwedenkönig, den Weichseldamm bei Käsemark durchstechen, um das Werder unter Wasser zu setzen. Während des Krieges wurde dieser Durchstich auch nicht geschlossen, weil die Schweden von ihrer Festung auf dem Danziger Haupte aus die Vermachung verhinderten. Erst nach dem Fall dieser Festung, welche infolge dreimonatiger Belagerung am 22. Dez. 1659 den Danzigern übergeben werden mußte, ward im Jahre 1660 der Damm wieder hergestellt.

1 6 6 8 am 27. Februar entstanden 3 Brüche im großen Werder. Die Vermachung des Halbstädter Bruches kostete 4000 Gulden.

1 6 6 9 *»den 25. November ist ein überaus grosser Wind entstanden / und hat auf anderthalb Tag gewehet / es wurde aber das Wasser in der Nogath und Weissel aus dem Haaffe auffwerts getrieben / so daß es auch über die Thamme stürtzete / und unverhofft viel Menschen und Vieh in beyden Werdern ersäuffete.«*

1 6 7 4 am 10. April riß die Weichsel aus bei Neukirch, Schönhorst und Schöneberg und die Nogat unterhalb Halbstadt ins große Werder, außerdem die Weichsel noch bei Stüblau ins Danziger Werder und endlich die Nogat bei Rohbach in die Einlage.
Den Neukircher, Schönhorster und Halbstädter Bruch gelang es, im Jahr 1675 vollständig dicht zu machen, wobei an 3 Brüchen in den beiden Jahren 63 215 Gulden verbaut wurden.
Der Schöneberger Bruch ward erst 1676 wieder vollständig geschlossen, und seine Vermachung hat 80 000 Gulden ohne die Fuhren gekostet, wozu aus dem königlichen Schatze 50 000 Gulden Hilfsgelder gegeben wurden.

1 6 7 6 *»ist ein Thamm-Bruch abermahl bei Schönberg geschehen / und auf dem folgenden Winter im Scharpauischen Winkel / so daß die Niederung gantz überschwemmet.«*

1 6 9 8 *»ging das Wasser über den Schleusen-Thamm durch den schwartzen Wald / und ersäuffte alle nahangelegene Aecker. Auch war beim Weissen Berge / wo die Weissel den Fluß Nogath machet / nicht wenig Gefahr / weil in 30 Jahren daselbst nicht gethämmet war / daher der Montauische Wald Noth litte.«*

1700 - 1772
DIE LETZTEN JAHRZEHNTE IN POLNISCH PREUSSEN

Die politische Lage: Zunächst zu Westpreußens deutschen Nachbarn östlich und westlich. Am Beginn des neuen Jahrhunderts hatte das durch den Großen Kurfürsten (1640 - 1688) geformte Herzogtum Brandenburg-Preußen Stabilität und europäischen Rang erlangt.
Des Nachfolgers Bestreben war es dann, diesem Staat in der Mitte des Kontinents durch Erlangen der Königskrone Glanz und Würde zu verleihen. Solches bedurfte jedoch des Kaisers Zustimmung, die am Ende durch zwölfjährige militärische und politische Unterstützung im Spanischen Erfolgekrieg erkauft wurde.
Dann allerdings konnte es geschehen: am 18. Januar 1701 setzte sich Kurfürst Friedrich III. in Königsberg die Krone auf als König Friedrich I. in Preußen, noch also nicht »König von Preußen«, was eine Provokation Polens bedeutet hätte, zu dem der alte Stammesteil Westpreußen, also unsere Heimat, immer noch gehörte.
Das neue deutsch-preußische Königreich in der Nähe, dem der vergangene Ordensstaat seinen Namen weitervererbte, müssen den Einwohnern Polnisch-Preußens, die ihr Volkstum zweihundertfünfzig Jahre bewahrt hatten, gewiß Freude und Stärkung bedeutet haben.

Nordischer Krieg

Wieder zog ein neues Jahrhundert herauf, und wir können heute nur erahnen, was sich die Menschen im Dorf unter dem dunkel-wohlklingenden Geläut von St. Anna, im festlich geschmückten alten Kirchenhaus der Lutherischen und bei den Familiengottesdiensten der Mennoniten vom Herrgott erbaten.
ER war nur der EINE geblieben, doch die Einwohner von Margenau hatten seit der Reformation die dörfliche Einheit und wohl auch Eintracht behalten, auf das Ziel zum christlichen Heil gingen sie aber getrennte Wege, wenngleich die Wünsche, die um das kleine Glück kreisten, bei allen die gleichen waren.
Wie zuversichtlich und beschwörend werden die Werderschen in der Silvesternacht 1699 auf Gesundheit und Frieden, auf Verschonung vor Feuer und Wassersnot im neuen Jahr, im neuen Jahrhundert angestoßen haben; doch mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten. Allzu schnell sollten die Hoffnungen der Menschen im Osten wieder zerrinnen.
Auf dem Schachbrett der Machtpolitik wurden die neuen, unheilschwangeren Züge sehr bald erkennbar. Polnisch-Preußen und damit auch unser Werder hätte glücklicheren Zeiten entgegengehen können, wäre da nicht der Ehrgeiz des sächsischen Kurfürsten August gewesen, der seit ein paar Jahren Polen als Wahlkönig August II. (der Starke) regierte.

Er hatte im Sinn, das seit siebzig Jahren von Schweden besetzte Livland für Polen wiederzugewinnen, die baltischen Esten und Letten also, die zuvor einmal auch gerade siebzig Jahre unter Polens Lehnsherrschaft gestanden hatten.
So verbündete er sich mit Zar Peter von Rußland, der dann auch eilfertig als erster die Grenze überschritt, aber schon im November 1 7 0 0 von dem jungen 18jährigen Schwedenkönig Karl XII. bei Narwa vernichtend geschlagen wurde.
August also, der von Südwesten einmarschiert war mit seinen sächsischen Stammtruppen, nicht mit polnischen, wurde ein halbes Jahr später von den Schweden ebenfalls besiegt und auf seiner Flucht bis nach Polen verfolgt. 1702 zog Karl XII. als Sieger in Warschau ein, besetzte Teile des Landes, auch das »Filetstück«, unser Westpreußen.
So kam der Krieg in unsere Dörfer zurück, vom eigenen Landesherrn verschuldet, der dritte Polnisch-Schwedische oder auch der N o r d i s c h e K r i e g genannt. Er währte bis 1721 und eröffnete das neue Jahrhundert im Werder mit allerlei Unbill.

Zeittafel

bis 1703	Polnisch-Sächsische Truppen ständig im Winterquartier
ab 1703	S c h w e d i s c h e T r u p p e n i n d e n W e r d e r n (Standort Elbing)
1705	Polnische Scharen der Sendomirer (Gruppierung um den König August II.) nach Marienburg (5.000 Mann) Die Schwedische Besatzung wurde niedergemacht; sie plünderten die Stadt und requirierten Zinsgelder aus den Werdern (Eckerdt 140) *»Von diesen Polen streiften einige Banden in das Tiegenhöfsche und Bärwaldesche Gebiet und forderten 44 fl. für die Hufe. Die Einwohner von Marienau, Tiege und Bärwalde rotteten sich zwar zusammen und wollten Gewalt mit Gewalt vertreiben, wurden aber überwunden und in ihre eigenen Keller eingesperrt, bis sie vor Hunger alles bewilligten und binnen 5 Stunden das Geld zahlten.« (Dormann)*
1706	Altranstedt: August II. von Polen mußte zugunsten von Leszczynski abdanken. Polnische Truppen, auch Tartaren, im Werder. Plünderten Bärwalde und Tiegenhof. Schwedische Truppen aus Elbing schlugen sie zurück. Polnische Sendomirer erneuerten Bündnis mit Zar Peter.
1707	(Palmsonntag) Russen als Hilfstruppen der Polen kamen in die Werder, schleppten Geld und Wertsachen fort.
Juli 1707	Scharen von Polen kamen über die Weichsel, plünderten in und um Ließau, Damerau, Klein Lichtenau. Wurden von Schweden vertrieben.
1708	Schwedenoberst Crassau wollte im Werder neue Truppen werben. Oberst Oeckbladt verwehrte ihm das. Überließ ihm dafür die Tenuten Bärwalde und Tiegenhof. Die Werderer zahlten pro Tarif-Hufe 10 Floren und Korn, Hafer, Erbsen und Heu an den Kommandanten. Oberst Müller mit Truppen wollte einquartiert werden. Diese Drangsal wurde dem Schwedenkönig hinterbracht. Kommission kam, um Müllers Schuld zu untersuchen. Aber aus Furcht vor den Soldaten klagte kein Bewohner.

2000 Schweden, die auch habgierig waren, blieben zum Schutz der Werder, bis Oberst Oeckbladt sie zwang, nach Marienburg zurückzukehren.

Juli 1708 Zwischenkönig Leszczinski hielt vier Monate Hof in Marienburg

1709 Schweden bei Poltawa geschlagen.
König August II. gewann wieder mehr Anhänger und zog mit 4.000 Mann ins Werder. Route: übers Haff und durch Jungfer, weiter Neuteich und Marienburg. Angriff gegen schwedische Besatzung. Polen wurden bis Gnojau zurückgedrängt.

Um Jahresende kamen zu Schweden und Polen noch Sachsen und Russen in die Werder. August II., der Starke, schickte im Oktober seinen sächsischen Bevollmächtigten, um das Ökonomieamt in der Marienburg zu übernehmen, und es kamen auch sächsische Truppen, die dem Unwesen der Polen ein Ende machten.

300 Werderaner mußten wochenlang Burggräben und Wälle ausbessern.
Treffen von König August II. von Polen und Sachsen, Zar Peter von Rußland und König Friedrich I. von Preußen in Marienwerder.

* * *

Aus alledem kann man schließen: gerade dieses 1709 war für unser Dorf nicht nur, aber unter anderem auch ein großes Schreckensjahr.

Apr.1709 *Ein Dammbruch der Elbinger Weichsel westl.von Fischerbabke (Küchwerder) geschah am 5. April an zwei Stellen u. verursachte eine solche Überschwemmung, daß die Niederung bis Marjenau unter Wasser stand. Gleichzeitig brach die Nogat am Schwarzen Wall ein und überschwemmte das Elbingsche Werder.*
Zu guter Letzt gab's auch Krach mit den Nachbarn, den Niedauern. Warum? Es soll an dieser Stelle noch einmal daran erinnert werden, daß das ganze Große Werder seit 1466 Tafelgut des Polnischen Königs war und damit hoheitlich ihm und seinem Ober-Oekonom in der Marienburg unterstand; daß jedoch die Tenuten Bärwalde und Tygenhoff an private Hand verpfändet waren und daß Margenau vor etwa hundert Jahren letzterem, dem Tiegenhöfschen Gebiet, eingegliedert wurde.
So verlief denn zwischen Margenau und Niedau eine unsichtbare Verwaltungsgrenze, die normalerweise im Alltagsgeschehen keine Rolle spielte.
Doch wenn's um Feld, Weg und Wasser ging, da mußten Rechte und Pflichten wohl beachtet werden, um den Nachbarn nicht in hellen Zorn zu versetzen. Das aber hatten die Margenauer fertiggebracht, indem sie nach großen Regenfällen oder den Folgen der genannten Dammbrüche das stehende Wasser von ihren niedrigen Weiden um die Lake (östlich von Budweg) auf die Niedauischen Wiesen leiteten, die noch etwas tiefer liegen.
Da war dann die sonst gute Nachbarschaft überfordert: es gab Streit, und die Niedauer klagten an höchster Stelle. Der Lindenauer Pfarrer, der diese Ecke

fast mit bloßem Auge beobachten konnte, schreibt dazu in seinem dritten Buch, Cap. III:

> In dem Abſetzen geſchahe es auch / daß die Niedauer mit den Marjenauern / weil dieſe viel Waſſer auf die Niedauiſche Wieſe leiteten / und gröſſe Schlägereyen dabey vorgegangen waren *Anno* 1709. und 1710. einen ſchweren *Proceß* führeten / und den Marjenauern gedohten wurde / ſich ferner in ihren Gräntzen zu halten.

Alles mögliche Unheil dieser Erde schien sich in diesem einen Unglücksjahr in unserm Margenau zu entladen. Durch eine F e u e r s b r u n s t wurden die meisten Höfe im Dorf, beide Pfarren und auch die Krüge ein Raub der Flammen.

> Anno 1709. im Monath April brandten zu Marjenau im Tiegenhöffſchen Gebieth / auſſer den Bauer-Höfen und Katen die Lutheriſche und Catholiſche Widdem und 2. Krüge ab / alle zuſammen 22. Brandt-Städte.

Welch ein Elend - wie oben beschrieben - und welch ein Mut auch und Glücksgefühl zugleich, den Bau der neuen evangelischen Kirche im Jahr zuvor vollendet zu haben. Daß sie beim Brand verschont blieb, mögen die Margenauer sicher als eine Gnade Gottes verstanden haben.

Nov.1709 *Beim Abzug der Sachsen gab's große Lebensmittelrequirierung in den Werdern. 4. Nov. russische Truppen in Marienburg. Zogen am 17. Nov. ins Kleine Werder ab, weil die P e s t kam.*

Die Pest wütete 1709 in Neuteich; es starben 316 und im nächsten Jahr 757 Einwohner. Von Lindenau wird berichtet, daß es 100 Tote gegeben hat. Wieviele es i n u n s e r m D o r f waren, ist in den Quellen nicht auffindbar.

* * *

1710 König August nach Marienburg. Floh wegen der Pest nach Danzig. Mittlerweile hausten seine polnischen Scharen unter Rybinski im Werder so furchtbar, daß der König seine sächsischen Truppen hinschicken mußte, sie zu vertreiben. Die Sachsen machten es indes nicht besser.
Der Abzug der Russen aus den Werdern dagegen wurde auf dem Landtag in Oliva durchgesetzt.

1711 August II. nach Dresden, aber seine Generale von Flemming und von Trebenau erpreßten von den Werderanern im Februar 66 Gulden pro Hufe.
Im April hausten wieder Polen und Sachsen im Werder und forderten pro Hufe 23 Floren. Im Nov. quartierten sich drei russische Regimenter im Gebiet von Tiegenhof und Bärwalde ein, zogen plündernd im Werder umher und raubten den Besitzern die letzten brauchbaren Pferde.

Zugleich forderte König August zur Erhaltung der Kronarmee vom Marienburger Werder 28.600 fl. und Quartiere für 500 Mann.
In Marienburg erpreßten die sächsische Artillerie und der Gardestab 40.000 Gulden von der Stadt und im Nov. kamen wieder Russen, die während ihres 14tägigen Aufenthalts fast alles Sauerkraut in der Stadt aufzehrten und die Stadtkasse 5.000 Gulden für Verpflegung kosteten.

1713 Der Elbinger Kommandant forderte Heu und Stroh, da im Ellerwald beides durch Überschwemmung zugrunde gegangen war und nirgendswo anders beschafft werden konnte, als im Großen Werder. Das nur ein Vorspiel; im März mußten die Großwerderer 20 fl. nach Elbing zahlen, im Mai nochmals 42 fl. pro Hufe, im Sept. das ganze Große Werder 60.000 fl. an den Kron-Schatzmeister und 40.000 fl. an General Rybinski. Das Kleine Werder blieb wegen Überschwemmung verschont.
Nie blieben die Werder ohne Besatzung.

1715 Die sächsischen Steuern wurden unerträglich. Aufständische Polencorps fielen in die Werder ein, um die Sachsen zu vertreiben.

1716 Repnins Corps der Russen kam ins Werder. Die Bevölkerung mußte Massen von Sucharen (Zwieback) liefern.
Eine Verständigung unter den kriegsführenden Parteien bahnte sich an.

1717 Aber noch im April forderte ein aus Mecklenburg heimkehrendes Russencorps von den durch Wasser schon geschädigten Werderern maßlose Proviantlieferung, pro Hufe 60 Pfund feine Zwieback und 7 Pfund Butter.

1721 Der Friede von Nystad mit Schweden gab endlich dem Lande wieder Ruhe.

1708 - Die Evangelischen bauen eine neue Kirche

Wer die obengenannte politische Lagebeschreibung richtig zu deuten versteht, wird trotz des dann folgenden Schauerkatalogs des kurzgefaßten Kriegstabellariums verstehen, daß dieses sich über zwanzig Jahre erstreckte und Plünderungen und Erpressungen fast immer punktuell einzelne Dörfer oder Dorfgruppen betraf. Andere Landstriche im Werder blieben jahrelang oder auch immer unbehelligt.
M a r g e n a u in seiner Mittellage hatte es da nicht immer so gut. Dennoch kam gerade ihm während der ersten Kriegsjahre (1703 - 1709) zugute, daß die beherrschende Besatzungsmacht die protestantischen Schweden waren, die die immerfort noch bedrängten Lutherischen schützten, ja deren K i r c h e n b a u sogar finanziell förderten. So wurde 1704 in Stalle, 1705 in Altfelde, 1707 in Ladekopp und 1708 in Margenau die Kirche gebaut, alle ohne Turm. Als im selben Jahr auch die Lesewitzer bauen wollten, verbot dies der Bischof Potocki, und trotzdem bauten sie Kirche und Widdem und wurden 1711 damit fertig. Die Marienburger folgten 1711.
Solche Unternehmen und dann noch in Kriegszeiten kosteten natürlich viel Geld. Aber damals war die protestantische Solidarität schon so gestärkt, daß die Danziger mit Geld unterstützten, und auch aus Ostpreußen kamen 100 Floren aus Kollektengeldern.

Wohl hatten die Evangelischen unseres Dorfes einen festen Versammlungsraum gehabt, nachdem ihnen der Gottesdienst in den großen Pfarrkirchen untersagt worden war; denn im Jahre 1637 hatten die Dorfschaften Margenau und Rückenau »sich zum Gottesdienst ein absonderlich Gebäude gekauft vor 600 Mark ... war eben der Stille Freytag.«
Doch mitten in den Kriegswirren des Nordischen Krieges nun errichtete das evangelische Kirchspiel eine richtige Kirche, die einhundertundachtzig Jahre Bestand haben sollte.

Bei Abraham Hartwich heißt es dazu:

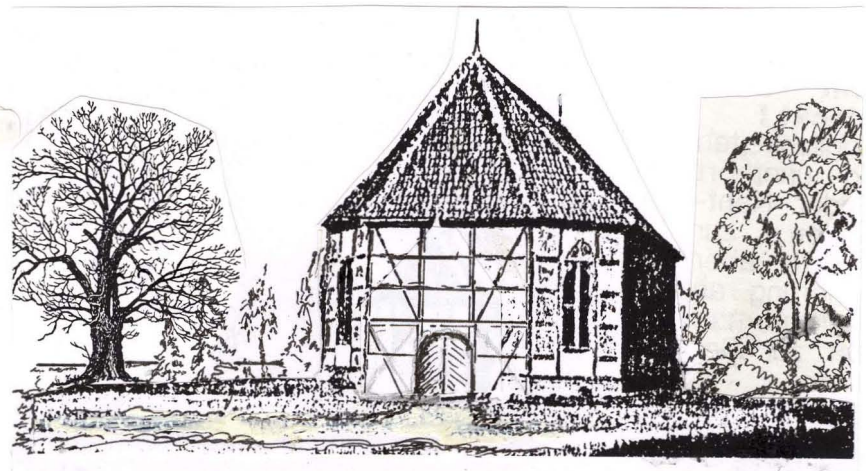
Aber Anno 1707. als der Schwediſche König/ Carolus der Zwölfte/ im Werder war/ baueten die Ladekopper/ das achtkantige groſſe GOttes-Haus/ wie auch die Marjenauer Anno 1708 eben in ſolcher Form ihr groſſes GOttes-Haus/ wiewol ohne Thurm/ aufrichteten. Wann ſie aber das vorige alte Kirchen-Haus aufgebauet haben/ welches ſie im gedachten 1708ten Jahr abbrachen/ ſolches habe ich weder im Marjenauſchen Kirchen-Buch/ noch ſonſten gefunden;

Und auch noch einen zweiten Zeugen dürfen wir hier anrufen, den Pfarrer Zimmermann, der in den Erinnerungen über seine Seelsorgerzeit in Marienau schreibt:

»Die evangelische Kirche in Marienau steht halb in des Predigers Garten, ist von Fachwerk achteckig im dritten Schwedischen Kriege, 1708 erbaut. Der selige Deichgeschworne Janzen in Fürstenwerder, welcher mit der ältern Geschichte des Werders so sehr bekannt war, hat mir erzählt, daß sie hauptsächlich durch die Beiträge der Schwedischen Offiziere erbaut worden und König Karl XII. selbst dazu beigesteuert habe.
Sie galt damals für eine besonders wohlgebaute Kirche, was sie denn auch wohl gegen die anderen lutherischen Kirchhäuser war, die zur Polnischen Zeit von Außen das Ansehen schlechter Ställe hatten, und dem Willen der herrschenden katholischen Kirche gemäß, es auch haben mußten.
Wer die vorige Kirche in Fürstenwerder gekannt hat, wer die noch bestehenden alten Kirchen in Schönberg, Neukirch und Pahlschau kennt, der weiß es, wie unkirchlich und kümmerlich die Gebäude für den evangel. Cultus zu jener Zeit äußerlich aussahen, wenn sie auch im Innern oft ziemlich geschmückt waren.«

Diese nun, die neue, war geräumig und würdig und für die Gemeinde ein großer Gewinn, war sie doch lange Zeit nun reich an Gliedern; denn wie auch Pfarrer Hartwich - ein Zeitgenosse also - berichtet:

»... und Tyge gehört nach Ladekop zur Kirche/ Tygenhof aber / theils auf der Fürstenauer Seite gelegen/ nach Marienau / dazu auch das Dorf Rückenau gehöret...«



Die erste ev. Kirche im Dorf
von 1708 bis 1888

Und Pfarrer Zimmermann, der in diesem Gotteshaus elf Jahre gepredigt hat, fährt fort:

»Das Innere der evangelischen Kirche ist ausgemalt. Nicht bloß Altar und Kanzel, auch das Chor, die gemalte hölzerne Decke, die einzelnen Stände und Bänke, bis in die kleinsten Winkel hinein (wo oft kaum ein Auge hinsehen kann) sind bemalt.

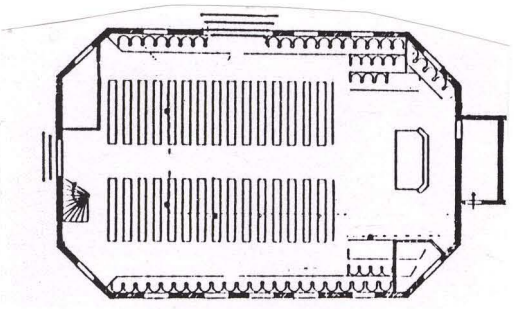
Längs dem Chore ist die Geschichte Jesu, von der Geburt bis zur Himmelfahrt desselben, gemalt. Am meisten hat mich das Fach, der Kanzel gegenüber ergötzt: 'Jesu Auftreten im Tempel, als er 12 Jahre alt', durch die possierlich staunenden Blicke der Rabbiner, die da wie in den heutigen Synagogen kostümiert sind, und deren Vorsitzer, mit einem merkwürdigen Anachronismus, eine Brille auf der Nase trägt.

Die Decke ist mit einer großen Schilderung des jüngsten Gerichts bepinselt. Der Himmel mit seinen vermuthlich da gemalten Freuden ... die Hölle aber zur Linken, ... ist mit ihren Qualen zu schauen. Teufel als große Böcke gestaltet, mit flammenden Zungen und rothglühenden Dreizacken stoßen die Verdammten ins Feuer. Dabei ist auch gleich die Moral versinnlicht, im Geiste d e r Zeit, da dies gemalt ward. Auf dem Dache der Hölle sitzen kleine Teufel, deren einer eine Bierkanne, ein anderer ein Glas Branntwein hält, einer Spielkarten und einer Würfel darbietet.

Den komischten Anblick (wiewohl ein tiefer moralischer Sinn darin liegt) giebt eine nackte weibliche Figur, die ein Teufel in die Hölle schleppt, ... der Kopf auf dem Boden schleift. Sie hält eine Zeichentafel mit doppelter Kreide beschrieben, in der Hand krampfhaft fest, damit anzudeuten, daß der Betrug ... nicht einmal in der Hölle von der Frucht ihres Verbrechens lassen will. Denn offenbar soll diese Figur eine betrügerische Schenkwirthin vorstellen.

An den Nachbarstühlen ist die allegorische Vorstellung des Vaterunsers, feiner gemalt; an den Kirch=Vorstehersitzen prangen die Kardinaltugenden. An der Thüre der Trostkammer steht der Apostel Petrus in Lebensgröße, die Binde= und Löse=Schlüssel aus einer himmlischen Hand entnehmend.

Die feinsten Bildchen findet man aber an kleinen Bankthüren im dunkeln Gange, wo niemand sie sucht und sieht. So ist da: eine Mutter mit einem Kinde auf dem Schooße, vor der auf einem mit einem weißen Tuche bedeckten Tische verschiedene Früchte liegen; dann ein Sonnenaufgang und eine sehr liebliche weibliche Person in den lebhaftesten Farben, gar nicht zu verachten. Auch die vier mystischen Bilder an der ersten Frauenbank, dem Altar gegenüber, sind wohl gezeichnet und koloriert.«



Grundriß

Die Kirche war vom Eingang bis hinter den Altar ganz dicht mit Stühlen und Bänken besetzt, welches die große Gemeinde notwendig machte. Die Taufen wurden an einem Becken vorgenommen, das ein sogenannter Taufengel hielt, der an der Kirchendecke schwebte und jeweils zu der Amtshandlung heruntergelassen wurde.

Aus dieser Zeit stammt auch der Altar, der noch bis 1945 seinen Platz in der evangelischen Kirche bewahrt hatte. Das Hauptbild trug eine geschnitzte Kreuzigungsgruppe mit Maria und Johannes, flankiert von zwei korinthischen Säulen, die den Altaraufsatz trugen. Grüne und silberne Töne herrschten vor. Eine Inschrift auf der Vorderseite lautete:

»Anno 1725. Dieses Althar hat Gott zu Ehren Fr. Cordula Schultzen Bauen lassen
und Hr Peter Pohlmann von Breschke Mahlen lassen.«

Auf der Rückseite stand:

»Dieses Althar ist gebavet Anno 1710.
Gemahlt aber Anno 1725 wie der Hr. Johan Jacob Strobius prediger wahr und
kirchen Vätern Hr Jacob Schritt Hr Johan Nieß alhier in Margenau
Hr Paul Döhring von Richnau Pintor Heinrich Eckhoff«.

Die Kanzel ruhte auf einer Moses-Figur, und in den Feldern zwischen den Ecksäulen standen die Figuren der Evangelisten. Inschrift:

»Diese Cansel hat Gott zu Ehren Her Dawied Zuchin baven und zieren lassen 1725.«

Die dreitürmige Orgel hatte gut geschnitzte Seitenranken im Stil des Barock und war von musizierenden Engeln bekrönt. Als Inschrift findet man:

»Kirchen Vorsteher Thomas Schülke, Johann Kleinmann, Jacob Pohlmann.«

Diese große Orgel stammt aus dem Jahre 1750. Bis dahin dienten kleinere, sog. Positive, deren Benutzung zeitweise vom kath. Bischof untersagt wurde (1700).
Der viersitzige Kirchenvater-Stuhl stammte aus dem Jahr 1708.

Unter dem beweglichen Inventar war ein silberner Kelch und ein zweiter mit den Inschriften

»Jacob Dörinek, Michael Zuter 1644.«
»Georgivs Schetelivs Pastor P.T. Hans Gerike Kirchen Vater in Marienav.
Welm Henrichs ob Reichnaverfeldt Anno 1652.«

Der Kronleuchter aus Messing mit Doppeladler, Kugel und zweimal sechs Armen wurde 1723 von David Pletner gestiftet.
Von 1730 stammt eine silberne Kanne als Geschenk von Jacob Bestvater, dem angesehenen Mitnachbar auf Marienauer-Feld.

Das Pfarrhaus, früher die Widdem genannt, wurde 1709 neu gebaut, nachdem die alte Pfarrei beim großen Brand ein Raub der Flammen geworden war. Dieses neue Pfarrhaus wurde im Jahre1800 baufällig abgerissen und wiederum durch einen Neubau ersetzt.

Nachrichten aus der evangelischen Kirche

Pfarrer

Die ev. Pfarrer in Margenau (1700 - 1772):

1698 - 1711 Gottschalk S t e i n e n b o e h m e r aus Bielefeldt
Kam im März 1798 nach M. Er wandte sich 1708 an den schwedischen Kommandanten in Elbing mit der Beschwerde, daß die Mennoniten in Margenau sich weigerten, Kirchenabgaben an ihn zu zahlen. Mit dessen Hilfe bekam er wenigstens die Zahlungen für einige Jahre. 1711 wurde er abgesetzt.

1711 - 1725 Johann Friedrich M o s e r aus Jahkendorf
Ältester Sohn des damaligen Predigers in Ladekopp. Kam aus Jahkendorf bei Saalfeldt. Zu seiner Zeit wurden 1715 Gemälde in der Kirche angefertigt (Unkosten 60 T.) »auf Kosten der jungen Burschen dieses Kirchspiels«.

1725 - 1753 Johann Jacobus S t r o b y aus Danzig
Kam am 1. Juni 1725 aus Danzig, trat am 31. Juli in die Ehe mit Frau Anna Sophia Nitzin, seines Vorgängers nachgelassene Witwe.
Im gleichen Jahr wurde die neue Kanzel, die Herr David Zuch, Schulz und Mitnachbar in Margenau, aus seinen eigenen Mitteln hat bauen lassen, mit einer besonderen Predigt eingeweiht.

1753 - 1758 Ephraim Gottlob B r a u e r aus Fischau
In Fischau 1728 oder 1729 geboren. Kam am 24. April 1753 nach Margenau und trat im gleichen Jahr am 24. Juli in die Ehe mit der Tochter des Vorgängers, Jungfrau Anna Dorothea Stroby. Die Ehe dauerte nur etwas über ein Jahr, denn sie starb im Wochenbett, nachdem sie eine Tochter geboren hatte. 1755 trat er in die 2. Ehe mit der Witwe Regina Gottlob Michling, geb. Oloff. Blieb aber in M. nur bis 1758, weil er einen Ruf als Prediger nach Dirschau erhalten hatte, wo er 1807 im 78. Lebensjahr verstarb.

1758 - 1796 Johann Friedrich H e e r m a n n aus Marienfelde
Sein Vater war Pastor in Marienfelde im Oberland. Er wurde 1758 in M. zum Prediger erwählt, daraufhin in Danzig ordiniert. Blieb lange Junggeselle, hatte Mutter und Großmutter bei sich. Trat 1770 in die Ehe mit der Jungfrau Maria Elisabeth Brahckin. Er starb im August 1796. Seine Witwe lebte danach bei ihrem jüngsten Sohn, der Prediger in Marienburg war.
Zu seiner Zeit wurden der Kirche ansehnliche Geschenke gemacht: von Fr. Christina Brenckelin 100 F, von Johann Luedcke 100 F. 1763 starb Jacob Abt in Tiegenhof und vermachte der Kirche 300 F, und 1770 starb dessen Ehefrau und vermachte der Kirche 3000 F. »Sie bestimmten beyde die jährlichen Zinsen von diesem Capital für den jedesmaligen Prediger der Ev. Luth. Kirche in Marienau«.

Kirchenland

Während die katholische Kirche schon seit Gründung des Dorfes vier Hufen Land (Pfarrhufen) besaß, hatte die Lutherische Gemeinde von Anbeginn kein Land. Im Laufe der Zeit hatten sie mit dem Andachtshaus auch das Grundstück und den dazugehörigen Garten erworben. Später dann auch noch weiteres Land.
Aus dem Kirchenbuch erfahren wir nun, daß im Jahre 1721 dieses Kirchenland vermessen wurde:

»A. 1721 d. 1. Oct. hat auch Johann Niess Kirchen-Vorsteher in Marienau, das Prediger Land, so am Kreuze lieget, gemessen, da man dann befunden, daß es in die Länge 45, und in die Breite 10 Ruthen halte facit 450 X Ruthen. Das Stückchen Land hinter dem Garten hält 100 X Ruthen. Es fehlen also an 2 Morgen 50 X Ruthen«.

Das Predigerland war also erheblich weniger als die katholischen Pfarrhufen, denn erst 30 Morgen ergeben 1 Hufe.
1754 wurden Landstücke ausgetauscht:

»A. 1754 ist das Land hinter dem Garten an HE. Michael Dams, gegen den Platz, zwischen dem Stall, und dem Baumgarten, und gegen die Erweiterung des Baumgartens vertauschet worden welches folgende Kirchen-Vorsteher bezeugen Christian Seeck, Thomas Schultz, Jacob Pohlmann«.

Kirchen-Vorsteher *(Kirchen-Väter)*

1725	*Jacob Schritt, Johann Nieß*
1726	*Reinhold Zuther (Mitnachbahr in Marjenau)*
1730	*David Willhelm (Mitnachbahr in Marjenau)*
1741	*Paul Doehring (Mitnachbahr in Marjenau)*
1743	*Jacob Doehring (Schulz in Rückenau)*
um 1750	*Thomas Schülke, Johann Kleinmann, Jacob Pohlmann*
1751+54	*Christian Seeck, Thomas Schultz (Königl. Schulz und Mitnachb. in Marjenau)*
1754	*Jacob Pohlmann (Mitnachbahr auf Rückenauer-Feld)*
1774	*Johann Seeck (Königl. Schulz u. Mitnachbahr in Marjenau)*

Kirchenbücher

Das erste Kirchenbuch des Kirchspiels Margenau, das 1627 während des 1. SchwedischPolnischen Krieges begonnen wurde, endet mit den letzten Eintragungen im Jahre 1704. Nun setzt eine Pause von zwei bis drei Jahren ein, die vielleicht durch die Kriegsereignisse erklärt werden kann. Im Jahre 1707 richtete Prediger Steinenböhmer ein neues ein, zunächst auch nur für Taufen.
Erst sein Nachfolger Moser begann mit einem vollständigen Tauf- und Trauungsregister und vermerkte1716 erstmalig auch die Sterbefälle. 1736 setzt dann bei Pfarrer Stroby das fortlaufende Sterberegister ein. Dieses Kirchenbuch endet 1773.

Taufen

Vergleicht man die Eintragungen um die Mitte des 18. Jahrhunderts mit denen aus dem siebzehnten, so fällt auf, daß die Bezeichnungen zwar immer noch vielfach lateinisch sind, aber doch verändert wurden: statt des Begriffs »Infans« erfährt man jetzt das Geschlecht des Täuflings, ob es sich um einen »Filius« oder eine »Filia« handelt. Aus »Patrini« sind »Testes« geworden, also die Paten bezeichnet man nun als Zeugen. Herr Pfarrer Heermann erweitert die Angaben auch als erster um den Namen der Mutter des Kindes, so steht hinter dem »Pater« jetzt die »Mater«.
Nun ist sie auch nicht mehr die Krügersche, die Nießsche oder die Bestvatersche, sondern die Krügerin, die Nießin oder die Bestvaterin und differenziert zwischen Frau und Jungfrau.

Da heißt es z.B. auf Seite 134 im Jahre 1759:

d. 11 Junii

Pater	*H Christian Brandt, beliebter Mitnachbahr in Marjenau*	
Mater	*Frau Barbara gebohrne Hintzin*	
Filia	*Regina Barbara nata d. 8 Junii hora VII. matut: 1*	
Testes	*Mster Immanuel Reincke*	*Fr. Christ. Plettnerin*
		Fr. Christina Roggin.

d. 6 Julii

Pater	*Christoph Krause, ein Eigenthümer in Marjenau*	
Mater	*Elisabeth gebohrne Barckmannin*	
Filia	*Anna nata d. 2 Julii hora: III. mat: +*	
Testes	*H George Zuter*	*Jgfr. Maria Pohlmannin*
		Jgfr. Helena Döhringin

d. 7 Sept:

Pater	*Meister Michael Rogge, Schmid in Marjenau*	
Mater	*Frau Christina gebohrne Kleinin*	
Filia	*Christina Regina nata d. 2. Sept: hora III matut:*	
Testes	*Juvenes*	*Virgines*
	H George Söncke von Tiege	*Jgfr. Cath. Wunderin Rom-Cath*
	H Greg. Hacker von Tiege	*Jgfr. Regine Schatzin von Tiege*
	H Mart. Steiniger von Tiege	*Jgfr. Maria Deleskin*
	H Ephraim Zimmermann v. Niedau	*Jgfr. Regina Döhringin*
	H Jac. Schopenhauer v. Brodsack	*Jgfr. Maria Pohlmannin*
	H George Zuter	*Jgfr. Helena Döhringin*
	H Jac. Nies	*Jgfr. Anna Elis. Niesin.*
	H Joh. Jac. Seeck	
	H Mich. Dams.	

9

d. 18 Octobris

Pater Johann Döhring, nun fürnehmer in Marienau

Mater Maria gebohrne Hirschfeldtin

Filius Johann Jacob natus d. 12 Octobr hor: IX vesp: †

Testes H. David Fielmann Fr. Anna Christ: Seeckin.
H. Christian Brandt

10

d. 26 Decembr:

Pater H. Johann Kroeck, bürgerl. Mitmeister auf Marienauer Gebiet.

Mater Frau Gertrud gebohrne Plettnerin

Filia Anna Regina nata d. 20 Dec: hor: VII. mat:

Testes H. Christ: Brand Fr. Cathar. Kopitzky zu Neudeck
H. Mich: Biecefeldt Fr. Regina Sönckin
H. Peter Börcks Fr. Anna Elis. Langin
Hptm. Joh: Klempnauer. Fr. Cath. Elis. Ortmannin von Liebenth:
Fr. Anna Maria Elisab. Barckin Lieut. von Siegenh:

Anno 1762.

1.

d. 3 Januarii

Pater Michael Zander, nun fürnehmer in Marienau

Mater Maria gebohrne Pohlin

Filia Maria nata hor: VII. vesp. d. 30 Dec: 1761. †

Testes. H. Joh: Jac: Klock. Praecept. Nidavien: Anna Maria Pilockin.
David Reincke. Anna Maria Reinckin
Salomon Grunau Reg. Elis. Stoffmannin
Mich: Faencke Lodruda Brandtin
Mich: Dams. Cathar: Vetterin
Elisabeth Barckin El. Hauptm. Foster
Elisabeth Barckin Fürstl. Mauth Forster.

2.

d. 20 Januarii

Pater H. Johann Sönicke, nun Gastgeber in Marienau

Mater Frau Christina Elisabeth gebohrne Faenckin

Filius Salomon natus d. 26 Jan: hor: V. matut:

Testes. H. Michael Dams Frau Barbara Brandtin
H. David Plettner

3.

d. 31 Januarii

Pater Meister Johann Michael Friesen, nun fürnehmer und Schulmeister in Marienau

Mater Fr: Christina gebohrne Damsin

Filia Christina nata d. 27 Jan: hor: IV. vespert: †

Testes H. Thomas Schultz Frau Regina Seeckin.
Frau Maria Fielmannin

4.

d. 4 Februarii

Pater Herr David Plettner, bürgerl. Mitmeister in Marienau

Toleranz und Fanatismus

Von den Paten bzw. Zeugen dieser evangelischen Täuflinge gehören auch manche der katholischen Kirche an: Catharina Wunderin (Rom-Cath.), Bartholomäus Sawatzky (Cath.), Christina Meerin (Rom-Cath) und Elis. Chabrowsky (Romano-Cath.).
Ebenso findet man im katholischen Kirchenbuch unter den Paten Namen von Mitgliedern evangelischer Familien: z.B. im Jahre 1693 Martin Sommerfeld, offensichtlich ein Nachkomme des Michael Sommerfeldt, 1651 ev. Kirchenvater und 1656 Schulz in Marjenau. Auch die Familiennamen Horn, Schultz, Weiß, Grunau und Steffen finden sich sowohl im evangelischen wie auch im katholischen Kirchenbuch.

Am 2. August 1722 ließen David Entz und seine Ehefrau Regina ihre Tochter Anna katholisch taufen. 37 Jahre danach erscheint »Frau Anna gebohrne Entzin« als Ehefrau von »Peter Doercks, beliebter Mitnachbahr in Marjenau« im ev. KB. Da es wahrscheinlich nur eine Familie Entz zu dieser Zeit im Dorfe gab, handelt es sich offensichtlich um die gleiche Anna. Ihr Sohn Jacob wird nun am 31. August 1759 evangelisch getauft.
Zieht man jetzt noch in Betracht, daß der Name Entz zu dieser Zeit eigentlich nur bei Mennoniten vorkam und der Name Doerks die niederdeutsche Form von Dürksen ist, die ebenfalls aus Holland oder Friesland kamen, so gewinnt man den Eindruck, daß die Margenauer wohl wenig Vorbehalte vor der anderen Religion hatten.
Und noch eine Reihe anderer mennonitischer Namen findet man in beiden Kirchenbüchern verzeichnet, meist als Paten: David Hein, Jacobo Quiring, Abraham Jantzen, Bartel Tewß (Töws), Sara Klaahsen, David Dück, Martinus Wiebb (Wiebe), Derck Welki (Wölke).
Das gute Verhältnis zwischen den drei Konfessionen im Dorf lobt auch der ev. Pfarrer Zimmermann Anfang des 19. Jahrhunderts, indem er feststellt:

»...Die Glieder dieser verschiedenen christlichen Bekenntnisse stehen im besten Vernehmen unter einander...da die Mennoniten ihren Religionsgrundsätzen gemäß von jedem Fanatismus fern sind; Lutherische und Katholische aber in den engsten Familienverbindungen leben...«.

Daß es freilich nicht überall in Polnisch-Preußen so friedlich zuging, davon zeugen die Ereignisse des Jahres 1724 in Thorn, wo das sog. »Thorner Blutgericht« Aufsehen erregte.
Was war geschehen?
Im Zusammenhang mit Handgreiflichkeiten anläßlich einer Prozession wurden Kloster und Kirche der Jesuiten von einer evangelischen Volksmenge gestürmt. Die damals in Polen allmächtigen Jesuiten warfen dem deutschen und protestantischen Rat der Stadt vor, dieses nicht verhindert zu haben. Daraufhin wurde der Bürgermeister Roesner mit neun anderen Bürgern vom Königlichen Hofgericht in Warschau zum Tode verurteilt.
Während man den Bürgermeister auf dem Rathaushof »in ehrenvoller Weise« mit dem Schwert hinrichtete, wurden die neun anderen auf dem Marktplatz gemäß dem Urteil erst grausam verstümmelt und dann enthauptet.
Diese unglaublichen Vorgänge erregten damals nicht nur in evangelischen, sondern auch in katholischen Ländern Abscheu und Entsetzen.

Nachrichten aus der katholischen Kirche

Die Kirchenbücher

Obwohl die katholische Kirche in Marienau schon fast so alt wie das Dorf selber ist, gehen die uns erhaltenen Kirchenbücher nur bis 1 6 9 3 zurück. Mit Sicherheit wurden auch schon vorher Aufzeichnungen gemacht, doch weiß man nicht, ob solche noch existieren, wenn überhaupt, dann wohl nur in irgendeinem polnischen Archiv. Die beiden ältesten ev. Kirchenbücher liegen ebenfalls im Staatsarchiv in Danzig.
Daß ältere kath. Kirchenbücher existiert haben, darauf deutet eine Bemerkung von Bernhard Schmid hin, der ein kath. Kirchenbuch von 1634 erwähnt. Nun, wir dürfen uns freuen über die geretteten Exemplare, die heute im Zentralarchiv in Regensburg verwahrt werden.

Wie kamen sie nun dahin? Als 1944 die russische Front der Reichsgrenze immer näher kam, gab es im deutschen Osten einen Auslagerungsbefehl, der alle wichtigen amtlichen Bücher, Urkunden, Archivalien usw. betraf. So wurden auch die Kirchenbücher nach Westen transportiert und in einem Salzstock im Harz in Sicherheit gebracht.

Hier überdauerten sie unbeschadet das letzte Kriegsjahr. Man ließ sie auch nach dem Krieg zunächst noch in ihrem unterirdischen Lager, auch weil man zuerst einmal geeignete Räume für sie schaffen mußte. 1952 holte man sie dann ans Tageslicht. Allein bei den katholischen Kirchenbüchern handelte es sich um 40.000 Bände, von denen die Hälfte nach Berlin und die andere Hälfte nach Regensburg gebracht wurde.
Nachdem man dort im Zentralarchiv die entsprechenden Räumlichkeiten geschaffen hatte, brachte man auch die Berliner Bände dorthin. Seitdem lagern sämtliche geretteten Kirchenbücher aus den deutschen katholischen Kirchen jenseits der Oder-Neiße-Linie im Bischöflichen Zentralarchiv in Regensburg.

Werden nun persönliche Daten aus den Geburts-,Tauf- oder Sterberegistern gesucht oder will man Informationen über bestimmte Pfarrer haben, bekommt man nicht etwa die Kirchenbücher in die Hand. Das alte Papier würde durch das Umblättern zu stark leiden. Nein, inzwischen sind alle Seiten mikroverfilmt, und man erhält statt eines Kirchenbuches lediglich einen kleinen Umschlag mit ca. fünf bis zehn nicht einmal postkartengroßen Filmkarten ausgehändigt.
Auf jeder dieser Karten sind zwanzig bis dreißig Kirchenbuchseiten. Steckt man sie nun in ein Lesegerät, so erscheint jede Seite vergrößert auf dem Bildschirm in weißer Schrift auf schwarzem Grund. Und je nachdem, was der jeweilige Pfarrer für eine Handschrift hatte, kann man die Eintragungen mit mehr oder weniger Mühe entziffern.
Leider mußten wir feststellen, daß von den Marienauer Pfarrern keiner recht deutlich geschrieben hat. Hinzu kommt die Schwierigkeit, daß - zumal bei den frühen Eintragungen - die Texte stark mit Latein durchsetzt sind. Und da es sich oft um polnische Namen handelt - z.B. Erntearbeiter aus Polen - ist anzunehmen, daß der Pfarrer auch ihre Sprache beherrschte.
Da werden dann manche deutschen Namen mit polnischen Endungen versehen oder gleich gänzlich polonisiert. Wohlgemerkt - solange das Werder zu Polnisch-Preußen gehörte.

Hier einige Beispiele dafür aus dem ersten erhaltenen kath. Kirchenbuch: Andrea Kempka, Joanna Schmit, Joannes Eggert, Christian Barcz, Joannes Senki, Derck Welki, Elisabetha Weltzka, Adamo Radman, Laurentius Feyfer.

Rein deutsch geschriebene Namen zwischen 1700 und 1730: Andreas Schmitt, Martin Sommerfeld, Regina Eggertsche, Petro Stangenberg, Elisabeth Harmsche, Marina Kauffmann, Salome Horn, Anna Rabsche, Regina Luchtsche, Mathias Peters, Anna Grünigsche, Michael Tucher, Jacob Klaß, Catharina Pragin, Jacob Kempke, Dorothea Henningsche, Johannes Dreß, Regina Radke, Andrea Warner.

Einige dieser Familiennamen kennen wir schon aus dem evangelischen Kirchenbuch. Bei der Auswahl der Paten kümmerte man sich wenig um die Konfession. Außerdem gab es auch eine Reihe von Mischehen.

Polnische Namen zwischen 1700 und 1730: Anna Przekowska, Laurentio Sawalich, Dorothea Petschkow, Sedate Joanne Ribaschewski, Stanislao Kurowski, Catharina Thomaschewska, Andrea Petrikewicz, Urbano Gembicki, Andrea Kempicka, Pauli Kalinowski, Anna Grabowska, Marianna Crzeszewska, Anton Burkowski, Barbara Pawelowska.

Im Jahre1761, als einige Evangelische zur katholischen Kirche überwechselten, steht im Kirchenbuch:
»Anno 1761 convertierten Lutherani: Christian Barcz, Joannis Henrichs, Joannis Senki, Joannis Bielfeld, David Pletner, Jacob Preuß, Friedrich Bielfeld (alle in Mariaenau) und Peter Hoog aus Tiege.«

Im selben Jahr convertierten auch einige Mennoniten:

»Sequitur Specificatio Mennonistarum

Die 15. Juny	*Martinus Wiebb*	*ex Mariaenau*
20. May	*Isaac Klahsen*	*ex Mariaenau*
20. Marty	*Jacob Warkenthin*	*ex Mariaenau*
7. Marty	*Jacob Peters*	*ex Mariaenau*
13. Marty	*Derck Welki (Wölke)*	*ex Mariaenau«*

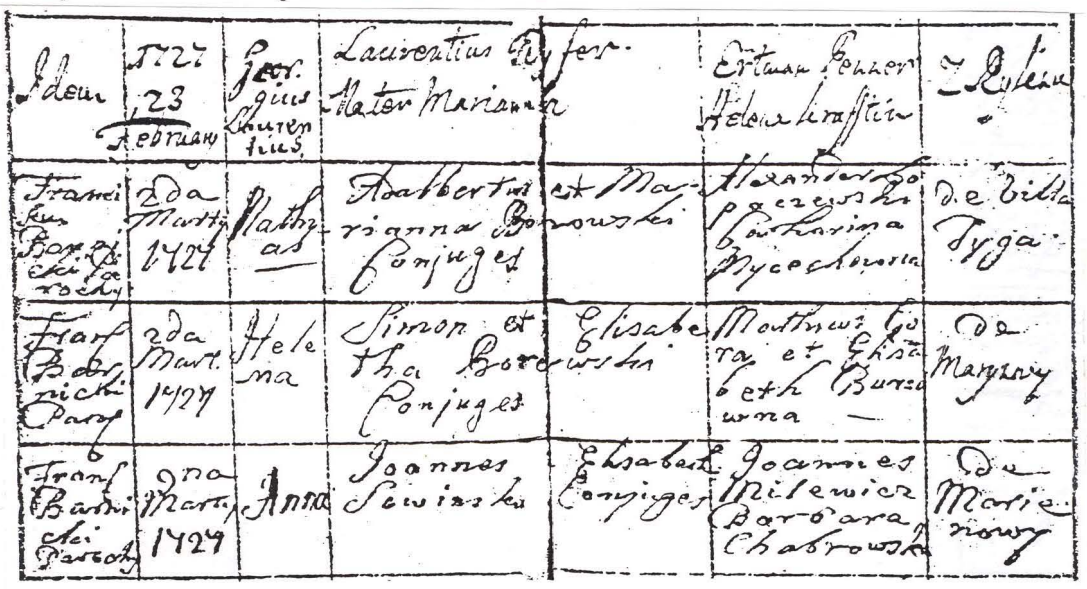
1761 entnehmen wir auch dem zweiten Kirchenbuch eine Liste mit verstorbenen Mennoniten:

»Morti Mennonista
Isaac Clahsen, Dirck Welki, Abraham Penner, Nathanael Hein, David Dück«.

Bei den ersten beiden liegt die Vermutung nahe, daß sie schon auf dem Sterbebett lagen, als sie zum katholischen Glauben übergewechselt sind.

Schon von 1693 an wurden im ersten Kirchenbuch sowohl Taufen als auch Trauungen vermerkt, das zweite beginnt 1742 und enthält zusätzlich ein Sterberegister.

Auszug aus dem Taufregister des Jahres 1727:



Übertragung des obigen Taufregister-Auszugs:

	Anno. Mensis.Dies.	Baptizatus	Parentes	Patrini	Patria
Idem	1727 23 February	Georgius Laurentius	Laurentius Feyfer Mater Marianna	Ertman Penner Helena Krafftin	R y k n o w
Franziscus Barnicki Parochy	2 da Marty 1727	Mathyas	Adalbertus et Marianna Borowski Conjuges	Alexander Dopaczewski Catharina Mycechowska	de Villa T y g a
Franziscus Barnicki Paroch.	2 da Mart. 1727	Helena	Simon et Elisabetha Borowski Conjuges	Matheus Cora et Elisabeth Bursowna	de M a r y n o w y
Franziscus Barnicki Parochy	2 da Marty 1727	Anna	Joannes et Elisabeth Sewinski Conjuges	Joannes Milewicz Barbara Chabrowska	de M a r i e n o w y

Anno, Mensis, Dies = Jahr, Monat, Tag
Baptizatus = Täufling
Parentis = Eltern
Patrini = Paten
Patria = Heimatort
Conjuges = Ehepaar

Pfarrer

Kath. Pfarrer in Margenau von 1700 bis 1772:

1693 *Jacob Franziscus P o h l*
Er hat sich am 14. 5.1693 als »Candidat Vicariats ... Marinovien et Tiegensis« ins Kirchenbuch bei der ersten Taufe eingetragen. Wie lange er Pfarrer in M. war, konnten wir nicht ermitteln.

1720 - 1730 *Franziscus B a r n i c k i*
Vom 8. Mai 1720 bis 10. Nov. 1730 Domherr zu M. Er war vorher Domherr von Wenden in Livland und apostolischer Protonotar und Dekan zu Marienburg.

1730 - 1754 *Wladislaus S t o k o w s k i*
Domherr zu M. Er war vorher Domherr von Kulm.

1730 *Joannes G e h r m a n*
Am 22. Jan. 1730 als »Commendarius« ins Kirchenbuch eingetragen.

1730 *Joannes Rochus P e t r y k o w s k i*
1734 *Antonius C a m a j*
1734/36 *Ignatius Joannes S c h a p k i*
1742 *Petrus R a u t e n b e r g*
1749 *Stephanus M e y*
1750 *Antonio G r u h n w a l d t*
1763 *Franciscus B e c k e r t*
1766 *Josephus W i r t h*

Diese Pfarrer sind im Kirchenbuch im Zusammenhang mit Amtshandlungen verzeichnet. Es ließ sich jedoch nicht klären, ob sie alle berufene Margenauer Pfarrer waren oder ob einige nur in Vertretung derer gehandelt haben.

Domherr Barnicki - ein großzügiger Spender

Nachdem die Evangelischen des Kirchspiels 1708 ihr neues Kirchengebäude errichtet hatten und nun begannen, es innen schmuckvoll auszustatten, ist nicht zu übersehen, daß zwischen den Kirchengemeinden im Dorf ein gewisser Wetteifer entstand.

Den evangelischen Margenauern - wie auch den Lindenauern und Tannseeschen - war 1700 verboten worden, die kleinen Orgeln, die sog. Positive, in der Kirche zu benutzen, und Potocki, der Bischof von Kulm, drohte mit harten Strafen, doch der König hob dies Verbot wieder auf.
1714 nun wurden in der katholischen Kirche die O r g e l und die E m p o r e neu errichtet und bis 1716 bemalt. Sie hat acht Füllungen mit Bildern musizierender Engel, und steht noch heute. Da sie aber nicht mehr bespielbar ist, hat sie nur noch dekorativen Wert.

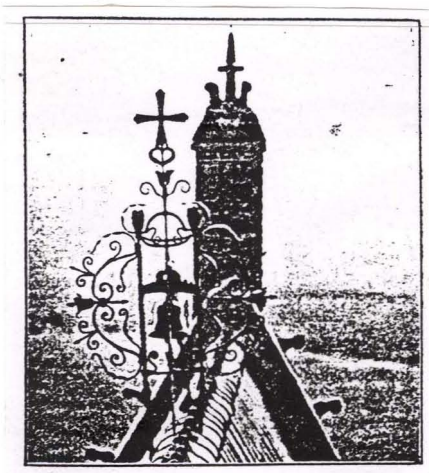
Unter der Amtsführung des Domherrn Franz Barnicki wurde die innere Ausstattung der Kirche

durchgreifend erneuert. Zunächst beschaffte er 1722 ein neues Kirchengestühl, im Jahre darauf wurden die 24 Bänke bemalt und bis 1727 mit reichen Schnitzereien an Wangen und Türen verziert. Sie zeigen groteske Ornamente und an den Wangen als Krönung jeweils eine große Muschel.
Die Kanzel, die Barnicki 1727 einbauen ließ, wurde 1839 wieder beseitigt.

Die Evangelischen hatten 1710 ihre neue Kirche mit einem Altar ausgestattet, und 1725 wurde zur Freude der Gläubigen die Bemalung fertig.
Im nächsten Jahr ließ Domherr Barnicki zunächst einen St.-Petrus-Altar an der Nordwand aufstellen und gab im darauf folgenden den neuen Hochaltar in Danzig in Auftrag. Am 9. Mai 1728 wurde er von Schöneberg abgeholt, wohin er vermutlich von Danzig aus per Schiff gebracht worden war. Vom 10. bis 12. Mai konnten sie ihn in der Kirche aufstellen. Bernhard Schmid stellt dazu fest: Sämtliche Kosten trug Domherr Barnicki. Der Autor beschreibt den Altar folgendermaßen:

»Der Hochaltar zeichnet sich durch Klarheit des Aufbaues, gute Verhältnisse und Eleganz der Dekorationen aus; er enthält im Hauptbilde die heilige Anna selbdritt, gemalt, oben den heiligen Joseph. Seitlich stehen die hölzernen Standbilder der heiligen Adalbert und Stanislaus und ganz oben die heiligen drei Könige in plastischen Figuren.«

Es handelt sich dabei um den gleichen Hochaltar, der noch heute schon 260 Jahre lang in der Kirche steht.
Im Mai 1729 wurde die Innenausstattung durch einen neuen Franziskus-Altar bereichert, nachdem man den alten nach Tiege geschafft hatte.
Im letzten Jahr seiner Amtszeit ließ Domherr Barnicki noch den gesamten Fußboden der Kirche mit Gotländer Kalksteinfliesen belegen, wofür man 388 Floren, 18 Groschen pro Quadratmeter zahlte.
Bevor der Gönner Margenau verließ, stiftete er noch vier Passionsbilder, die in der Kirche aufgehängt wurden.



So ist nun der Domherr Franz Barnicki untrennbar verbunden mit der inneren Ausstattung der Kirche St. Anna, und diese Gestaltung ist denn auch bis auf die Kanzel, die noch einmal ausgetauscht wurde, in ihren Hauptbestandteilen die gleiche geblieben bis auf den heutigen Tag - seit nahezu dreihundert Jahren.

Die Signaturglocke

Das zierliche Eisengestell auf dem Kirchendach wurde 1764 errichtet. Die Signaturglocke dafür ließ man im selben Jahr in Danzig für 39 Gulden gießen. Die Glocke war unzugänglich. Sie ist heute nicht mehr vorhanden.

Die Kirchspiele allgemein

Zur evangelischen Gemeinde Margenau gehörten Rückenau und auch die evangelischen Einwohner des Marktfleckens am Tygehof, die ersten beiden Dörfer seit ca. 1620 zur Ökonomie Tiegenhof gehörig.

Nun könnte der Leser sich fragen, warum das Kirchspiel nicht auch Brodsack, Niedau oder Klein Mausdorf umfaßte. Das mag mehrere Gründe haben. Geographisch bildete die Gemeindegrenze zwischen Margenau und Brodsack eine starke Vorflut, die in alten Zeiten noch zwei parallele kleine Seitenarme aufwies und daher nur mit Beschwernis zu überqueren war. Zudem war Brodsack seit alters schon wegen seiner großen Nähe zu Neuteich dorthin orientiert.
Niedau hatte sich schon frühzeitig an Tannsee angelehnt, gehörten beide Orte doch verwaltungsmäßig zur Marienburger Ökonomie und nicht zum Tiegenhöfschen Gebiet.

Klein Mausdorf dagegen gehörte schon seit seiner Gründung zum Elbingischen Gebiet und wurde von der Marienauer Feldmark durch die »Lübische Grenze« getrennt, so genannt, weil Elbing das Lübische Recht anwandte, im großen Werder dagegen nach Kulmischem Recht verfahren wurde. Diese Grenze hatte Jahrhunderte Bestand. Auch nachdem 1698 der polnische König das Elbing'sche Gebiet an Preußen verpfändete, wurde sie nicht verändert.

In der katholischen Gemeinde Tiege gab es schon früh eine Orientierung nach Margenau hin, weil sie zwar eine eigene Kirche hatte, aber nicht so volkreich war.
Vermutlich schon bald nach der Reformation bildeten sie ein Kirchspiel, weil die Mitgliederzahlen in beiden Gemeinden schrumpften. Doch gottesdienstlich wurden und werden immer noch beide Häuser genutzt. Und was für die Verbindung nicht unwichtig war: seit der Ordenszeit führte die alte Heerstraße über Ladekopp,Tiege und Marienau in Richtung Nogat, und das Übersetzen über die Schwente war ein altpraktiziertes System , denn die Chronisten sprechen von dem Übergang über die Furt. Das ist die 'Einlage' beim Brückenfischer, die wir alle noch kennen, wo der Schwentenwall buchtartig zurückweicht, hohes Wasser sich ausbreiten kann und das Gewässer dann seichter wird.

Die Evangelischen aus Tiege jedoch gehörten von Anbeginn zur Gemeinde Ladekopp, da bei A. Hartwich schon für 1575 der Prediger M. Christoph Copius für Ladekopp und Tiege bezeugt wird (S.251).

Nachrichten aus der Mennonitengemeinde

Der polnische König August III., Sohn von August II. (dem Starken), hatte nach Amtsantritt in seinem Brief vom 16. April 1736 alle Rechte der Mennoniten bestätigt. Sie konnten also darauf vertrauen, daß während der Amtszeit des neuen Königs ihre alten Privilegien und damit auch die Wehrfreiheit geachtet würden.

Zu dieser Zeit hatten sich die Mennoniten schon über das ganze Große Werder verteilt, bildeten jedoch immer noch eine einzige Gemeinde, die flämische Großwerdergemeinde. Auch wenn der eine oder andere zur evangelischen oder katholischen Ortsgemeinde abgewandert war, wurde sie einfach zu groß. So beschloß man 1735, sie auch wegen ihrer weiten Ausdehnung in vier Quartiere aufzuteilen:

Elbing'sches Quartier (Rosenort)
Tiegenhagener Quartier
Orloff'sches Quartier (Ladekopp)
Bärwald'sches Quartier (Fürstenwerder)

Alle vier Quartiere sollten unter einem Ältesten stehen, aber jedes sollte seinen eigenen Lehr- und Gottesdienst haben.

Im nächsten Jahr fand eine Ältesten- und Predigerwahl statt, auf der man Cornelius Andres aus Tiegerweide zum Ältesten und Hans Buhler aus Kl.Mausdorferfeld zum Lehrer (Prediger) für Rosenort wählte, wohin auch die Margenauer gehörten. Die Ältesten und Prediger wurden immer auf Lebenszeit gewählt, und selbstverständlich taten sie ihren Dienst ohne Besoldung. Cornelius Andres starb schon nach vier Jahren, und 1741 versammelte man sich in der Scheune des Hans Enß in Tiegenhagen, wo Hans Buhler zum Nachfolger gewählt wurde mit 174 von 321 Stimmen. Er leitete das Ältestenamt bis 1754, denn er starb während einer Taufhandlung in Königsberg.

Im diesem Jahr wurde in Rosenort ein Bethaus gebaut. Als 1755 in der neuen Kirche das Abendmahl gefeiert wurde, zählte man 1566 Abendmahlsgäste, darunter 33 Prediger und Diakone.
Bei der Ältestenwahl im selben Jahr ergab sich eine Stimmengleichheit für die zwei Kandidaten, so daß das Los entscheiden mußte. Es fiel auf Abraham Penner aus Rückenauerfeld. An dieser Wahl hatten 2500 bis 3000 Personen teilgenommen. Der Fußoden oben auf der Galerie war noch nicht geschlossen. Einzelne saßen auf den Balken, andere standen auf Leitern, die von außen an die Kirche gesetzt waren, noch andere standen auf den Fuhrwerken.
Der Älteste Abraham Penner starb 1766 im Alter von 43 Jahren.
Dirk Thießen aus Petershagen folgte ihm im Amt nach. 51 Jahre lang ist er Lehrer gewesen und davon führte er 39 Jahre das Ältestenamt, als er 1806 starb.

Von Mennoniſten im Werder

Pfarrer Abraham Hartwich beschreibt, wie sie um 1700 das Abendmahl feierten:

ſtehet der Vermahner/ vor den mit einem weiſen Lacken bedeckten Tiſch / worauf Weitzen-Brod lieget in zertheilten Kugelchen / doch in einer langen Reyge anhangend / gebacken / ſolche Reyge Weitzen-Brod nimmt er / bey einigen Worten/ die man unter dem Geſang nicht woll vernehmen kan / unter ſeinen lincken Arm / und bricht ein Stück nach dem andern ab / und giebt es denen nacheinander in die Hand/ die zu ihm an den Tiſch kommen / bis ſie alle das Brod empfangen haben/ die Worte die er dabey ſpricht / ſollen etwa dieſe ſeyn: Nehmet en etet / dat es de Gemeenſchafft des Lichams JEſu Chriſti/ tor ſinem Gedachtniß. Die *Communicanten* nehmen alſo das gebrochene Brod in ihr reines Schnupfftuch / und gehet ein jeder an ſeinen vorigen Ort ſitzen / und iſſet mit groſſer Behutſamkeit.. Hiebey fraget der Vermahner: Ob ſie alle gegeſſen haben? und dann antwortet einer von ſeinen *Diaconis* (derer zwey bey ihnen ſtehen /) ſie hebben gegeten. Und hierauf bringen dieſe *Diaconi* 2. oder 3. ſilberne Becher/ welche von dem Vermahner geſaubert/ und mit Wein/ nebſt Sprechung einiger Worte / gefüllet werden: Solcher Becher mit Wein geben die *Diaconi* einer jeden Banck einen/. und ſie trincken alle / ohne einige Wortſprechung/ und ſingen dann zuletzt den 163. Pſalm.

Im Jahre 1768 wurden vier weitere Kirchen beim Kulmer Bischof beantragt: für Heubuden, Tiegenhagen, Fürstenwerder und Ladekopp. Er hatte wohl keine religiösen Bedenken, doch war ihm die Frage wichtig, in welcher Höhe sich die Gegenleistung der Mennoniten belief. Mit der Genehmigung bekamen sie die Auflage, auf dem Petershägener katholischen Friedhof eine Kapelle zu bauen und diese stets zu unterhalten. Aber zehn Jahre später »zerschmetterte das Donner Wetter selbige gänzlich« (Chronik Orlofferfelde). Und statt des Wiederaufbaus erstatteten sie dem Bischof eine einmalige Summe.

Nun hatten alle vier Quartiere ihre eigene Kirche, die von außen nach dem Willen der herrschenden katholischen Kirche ganz schlicht und unauffällig sein mußte und natürlich turmlos, wie ja die evangelischen Kirchen auch. Das Aussehen und die innere Aufteilung beschreibt Horst Penner im folgenden Text:

»Die Bauerlaubnis für die vier Gotteshäuser setzte gewisse Vorschriften über ihre Bauweise und Abmessungen voraus. Die aus Schurzbohlen errichteten Gebäude waren jeweils 12,50 m breit, 23,10 m lang und von Osten nach Westen gebaut. Am Ostende befand sich die Kirchendienerstube, ein Flur mit Herdraum und die 'Ohmchenstube', daran anschließend nach Westen der Versammlungsraum, mit Emporen auf der Ost- und Nordseite, auf denen beim Gottesdienst die Männer ihren Platz hatten, während die Frauen unten im Kirchenraum saßen.

An der Südseite war eine erhöhte Sitzreihe für die Prediger angebracht und dort in der Mitte ein Predigerpult. ...Ein wohlgepflegter Friedhof schloß sich an, nach Norden hin durch Baumreihen heckenartig...abgegrenzt. An der Südseite der Kirche dehnte sich in Ladekopp - ähnlich auch bei den andern Kirchen - von hohen Schattenbäumen durchsetzt der Fuhrwerksplatz. Dort waren am Kirchtag an langen Reihen von Wolmen die Pferde vor den Fuhrwerken der Kirchenbesucher festgemacht. Dort stand auch nahe der Südwand der Kirche das Mantelhaus, in dem die Männer Mantel und Hut ablegten, während die Frauen dies im Raum neben der Ohmchenstube taten.«

Nun haben wir bisher nur von der flämischen Gemeinde der Mennoniten geschrieben. Es gab aber seit ihrer Einwanderung nach Preußen zwei Gruppen: die Flämischen und die Friesischen. Der friesischen Gemeinde hatten sich von Anbeginn auch Schweizer und oberdeutsche Mennoniten angeschlossen. Darum herrschte bei ihnen die hochdeutsche Sprache vor, im Gottesdienst die niederdeutsche, wogegen in den flämischen Gemeinden noch bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts meist holländisch gepredigt wurde.
Die Flämischen wurden auch die 'Feinen' genannt und die Friesischen die 'Groben'. Pfarrer Hartwich berichtet von ihnen:

»Die feinen Mennisten singen nicht, sondern sitzen still in ihrer Andacht, bis die Vermahnung angeht. Die Groben singen Psalmen und Lutherische Lieder. Ihre Predigten sind oft sehr lang, weil es nichts Ungewöhnliches ist, daß eine Vermahnung auf drei Stunden verzogen wird.«

Die Friesischen waren im Großen Werder die kleinere Gruppe und hatten auch nur eine Kirche: in Orlofferfelde. Sie lebten fast zwei Jahrhunderte von den Flämischen getrennt. Heiraten untereinander waren fast unmöglich. Das ging nur, wenn man von der einen Gruppe ausgeschlossen und von der anderen wieder aufgenommen wurde. Schon am Familiennamen ließ sich erkennen, zu welcher Richtung der Mennoniten man gehörte.
Um die Mitte des 18. Jahrhunderts aber änderte sich das Verhältnis zwischen ihnen allmählich, und die Gruppen begannen, sich zu vermischen.

In Margenau verteilten sich um 1727 die Mennoniten fast gleichmäßig auf beide Gruppen. So werden Jacob Bestvater, Hinrich Heyn, Jacob Dircksen, Paul Pauels und Cornels Fröhse mit ihren Familien zur friesischen Gemeinde nach Orlofferfelde gefahren sein. Hingegen Hans Penner, Jacob Wieb(e), Peter Kreck (Kröcker), Abraham Epp und Heck Claaß Penner mit ihren Angehörigen werden in Rosenort in der flämischen Gemeinde am Gottesdienst teilgenommen haben. Die Entfernung zu beiden Kirchen war etwa die gleiche. Im dörflichen Zusammenleben dürfte es aber wohl kaum Schwierigkeiten gegeben haben, denn Feindschaft war ihnen ja fremd.

Die Große Werdersche (Tiegenhöffsche) Brandordnung

Mitgliederliste Marjenau

Die Große Werdersche Brandordnung, die 1623/24 in Tiegenhagen ins Leben gerufen wurde, war die erste bäuerliche Feuerversicherung. Sie hatte sich nun schon hundert Jahre lang bewährt. Freilich hatte es zu Kriegszeiten Schwierigkeiten gegeben, als deren Mitglieder durch Plünderungen so verarmt waren, daß es ihnen nicht mehr möglich war, die Brandgelder aufzubringen (1660). Daraufhin wurde beschlossen, daß sämtliche Brände in Kriegszeiten nicht entschädigt würden. Man gelobte aber, mit Beginn der Friedenszeit

> »wieder einander die Hand der Liebe zu reichen und getreulich zu halten, was in früheren Zeiten von den Vätern festgesetzt worden war.«

Im Laufe der Zeit war die Versicherung in ihrem Aufbau noch verbessert worden. 1701 und 1702 schuf man die Einrichtung der »Hilfsfuhrordnungen«, die dem Zweck dienen sollten, dem Verunglückten durch schnellste Herbeischaffung des Baumaterials zu helfen. Man faßte immer mehrere beieinanderliegende Dörfer zu einem Verbund zusammen. Am 17. Mai 1702 wurde das Verbündnis zwischen Marjenau, Rückenau, Tiege und Ladekopp abgeschlossen. Diese Einrichtung zusammen mit der Brandordnung hat in den folgenden Jahrzehnten viel Segen gespendet.

Bis 1730 hatten die Schulzen ihre Beratungen immer bei ihrem Vorsteher in Tiegenhagen abgehalten. Danach fanden sie dann im »Großen Krug« in Tiegenhof statt. Jedoch versammelte man sich auch weiterhin nach einem Feuer auf der Brandstätte.

Die großen Überflutungen in den Jahren 1736/37 und 1749 waren wiederum eine schwere Belastung für die Feuerversicherung und eine Gefahr für ihren Fortbestand; denn das lange Hausen auf den Dachböden der Häuser verursachte manchen Brandschaden. Hinzu kam, daß die Schulzen sechzehn Jahre hindurch die Schauung der Schornsteine und Feuerlöschgeräte nicht pflichtgemäß vorgenommen hatten und dadurch die Schuld für manches Brandunglück trugen. »Doch am 5. November 1751 ward mit den Saumseligen energisch aufgeräumt und mancher zur Strafe aus der Ordnung gestrichen« (E.-B. Meyer: Gesch. d. Dorfes Tiegenhagen).

Die Bitten um Aufnahme wurden so zahlreich, daß 1757 bestimmt werden mußte, daß jenseits von Weichsel und Nogat keine neuen Versicherungen mehr abgeschlossen werden durften. Die großen Entfernungen würden die Verwaltung nur erschweren.

Als sich dann im Oberwerder eine ähnliche Brandordnung bildete, änderte man den Namen dieser Einrichtung von » Große Werdersche Brandordnung...« in »Tiegenhöffsche Brandordnung« nach dem Gründungsgebiet, der Ökonomie Tiegenhof.

Aus dem Jahre 1727 nun ist die Mitgliederliste der Brandordnung erhalten. Nach Dörfern geordnet, enthält sie alle Namen der damaligen Versicherten und deren Landbesitz.

Bei Marjenau handelt es sich wohl um die erste vollständige Auflistung der Einwohner, auf die sich die Acker- und Weideflächen des Dorfes verteilten. Diese hatten zu jener Zeit eine Größe von 72 Hufen, 22 Morgen, 150 Ruthen.
Laut Gründungsurkunde von 1321 bekam das Dorf seinerzeit 71 Hufen verliehen. Am Ende des 14. Jahrhunderts kamen noch 2 1/2 Hufen hinzu, die ihnen das Nachbardorf Rückenau verkauft hatte, so daß also 73 Hufen, 15 Morgen Land zum Dorf gehörten.
Bis auf 22 1/2 Morgen war 1727 also die gesamte Fläche der Dorfmark mitsamt der vier Pfarrhufen feuerversichert. Man kann also davon ausgehen, daß es sich um eine Liste aller Landbesitzenden des Dorfes handelt.

Die Größe der Höfe bzw. Grundstücke war recht unterschiedlich. Zuerst fallen drei Höfe ins Auge, der eine mit 4 und zwei weitere mit 5 Hufen, 15 Morgen. Vermutlich waren auf sie die sieben Schulzenhufen verteilt, die seit Dorfgründung zinsfrei waren.

1 Hufe = 16,8 ha = 30 Morgen; 1 Morgen = 300 Ruthen

Also die größten Höfe	=	92,4 ha
die mittleren	=	zwischen 33,6 ha und 58,8 ha
die kleinen	=	8,4 ha
und einer	=	4,2 ha.

Es ist anzunehmen, daß die Namen auf der Liste in der Reihenfolge der Hofnummern angeordnet sind, die zusammen mit den Hofmarken noch bis Anfang des 20. Jahrhunderts in Gebrauch waren, letztere sogar bis 1945. Dieses Thema wird später in einem gesonderten Kapitel behandelt.

Einige der Familien scheinen schon alteingesessen zu sein, denn Schopenhauer, Pletner und Zuther sind bereits 1633 bzw. 1644 in Marjenau nachweisbar.

An den Namen der Mitglieder erkennt man auch, daß die Hälfte der damaligen Hofbesitzer Mennoniten waren, deren Namen zum Teil hier in plattdeutscher Form vorkommen, wie Hein, Heyn, Penner, Bestvater, Jantzen, Epp, Wieb (Wiebe), Dircksen, Pauels, Lepp (Löpp), Kreck (Kröcker), Behrendt und Fröhse.

Diese 17 Familien bewirtschafteten zusammen 31 Hufen, 7 1/2 Morgen. Nach der »Generalnachweisung mennonitischer Besitzungen« waren es im Jahre 1789 gut sieben Hufen mehr.

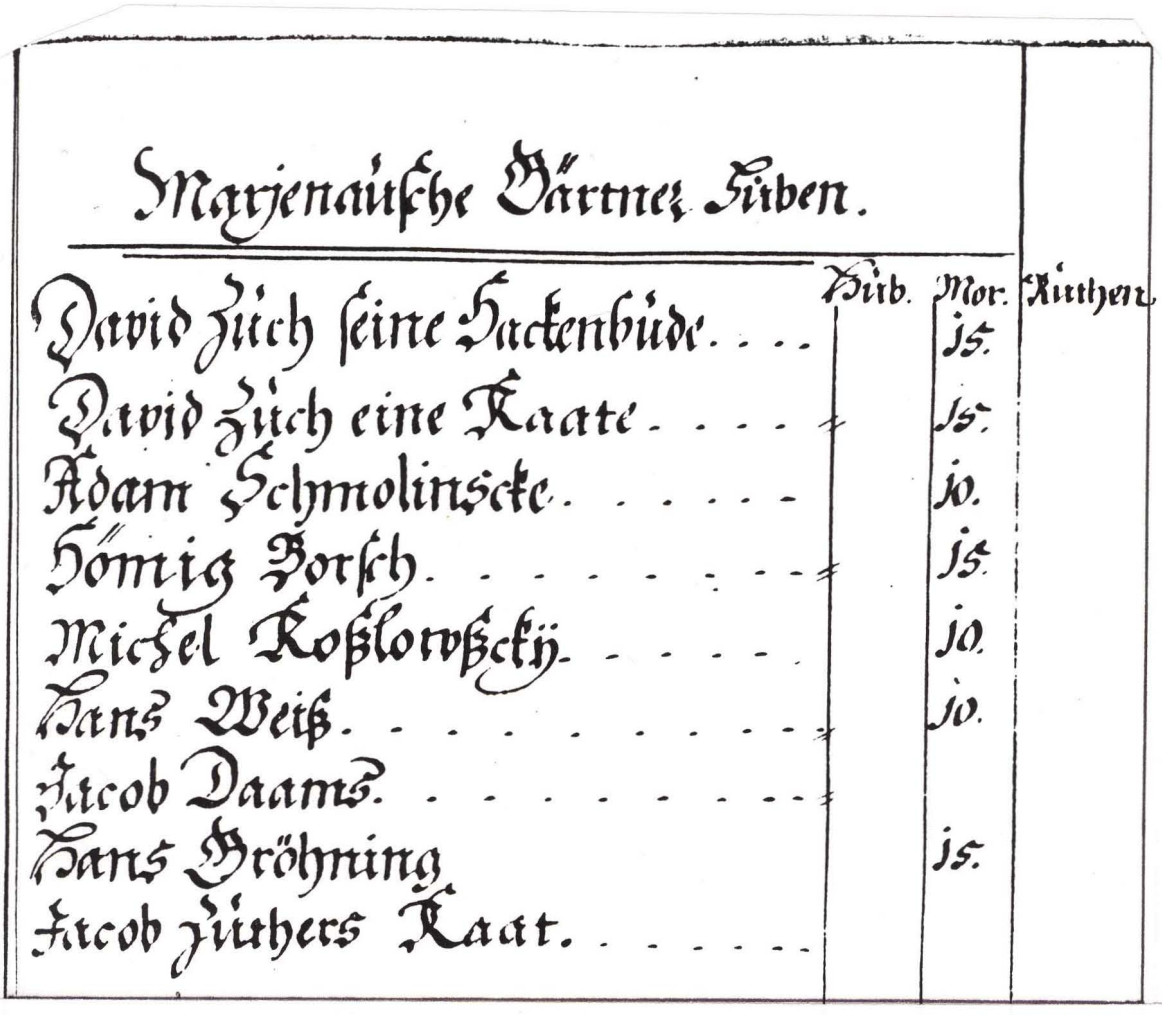
»Brodt=Sacksche Huben« wurden wahrscheinlich die Ländereien genannt, die vom Dorf aus gesehen in Richtung Brodsack lagen. Vermutlich ist es eine uralte Bezeichnung für das um die beiden Höfe Nr. 25 (zuletzt Meta Goertz) und Nr. 26 (zuletzt Gustav Enß) herum etwas höher gelegene Land, das schon seit Jahrhunderten kultiviert war. Die Bezeichnung »Schwentenfeld« findet man erst später im Zusammenhang mit den Höfen, die direkt an der Schwente liegen.

151.

Marjenau!

	Hub	Mor.	R:
Görgen Brengckel	2.	15.	
David Wilhelm	3.		
Jacob Hein der Jünger	1.		
Hans Penner	1.	15.	
Görgen Barck		15.	
Hans Nieß	2.	15.	
Jacob Zuther	3.	15.	
David Pletner	2.		
Hans Bröningsche	2.		
Jacob Bestvater	3.		
Abraham Jantzen	3.		
Abraham Epp	1.	15.	
Reinhold Zuther	5.	15.	
David Zuch	4.		
Jacob Schultz	5.	15.	

	Hüb	Mor:	R.
Peter Wieb	1.	15.	
Jacob Dircksen	3.		
Hinrich Heÿn	2.		
Paul Pauels	2.		
Peter Lepp	1.	15.	
Jacob Sein	2.	15.	
Peter Kreck		7	150
Neck: Claaß Penner	2.	15.	
Marten Liedtcke	1.	15.	
Jacob Wieb	3.	15.	
Hans Kreck			
Jacob Cher		15.	
Samuel Manscke	2.		
Hans Reiß		15.	
David Behrendt		15.	
Die Brodt: Sacksche Hüben.			
Barthel Schopennauer	3.		
Cornels Fröhse	2.		



Marjenausche Gärtner Huben.

	Hub.	Mor.	Ruthen
David Zuch seine Hackenbude		15.	
David Zuch eine Kaate	½	15.	
Adam Schmolinscke		10.	
Hönig Borsch	½	15.	
Michel Koßlowßckj		10.	
Hans Weiß	½	10.	
Jacob Daams	½		
Hans Gröhning		15.	
Jacob Jüthers Kaat			

Die Bezeichnung »Marjenausche Gärtner Huben« geht bis in die Ordenszeit zurück. Zu diesem Thema schreibt Eckerdt in seiner »Geschichte des Kreises Marienburg«:

»Gärtner waren kleine Bauern, die einige Morgen Land in der Dorfmark erhielten, welche sie gegen Erstattung einer Zinssumme an den Orden, des üblichen Dezems von einem Schilling und des Glöcknerlohnes von einem halben Schilling bebauen konnten ... Außer diesen Insassen des Ordens gab es aber auch Gärtner, die bei einzelnen Besitzern als Arbeitsleute wohnten, und die mit einigen Morgen Landes ausgestattet waren; es waren ursprünglich meistens Preußen und Polen.«

Jedoch ihre einstige Lage in der Dorfmark zu bestimmen, fällt heute schwer.

Margenauer Dorfbewohner

Während der Nachforschungen in den Archiven von Danzig, Marienburg, Berlin, Regensburg und im katholischen Pfarramt von Marynowy haben uns Zufall und Geduld schriftliche Zeugnisse in die Hände gespielt, die von vergangenem Leben in unserm Dorf Kunde geben. Alles Gefundene können wir hier nicht wiedergeben. Aber werden N a m e n und B e g e b e n h e i t e n genannt, so beginnt die Dorfgeschichte sofort zu atmen. Nie sind es weltbewegende Dinge; doch auch jene Ereignisse, die wir in unsern Geschichtsbüchern lesen können, spiegeln sich häufig genug in den kleindörflichen Begebenheiten wider.

Es folgt nun die erste, natürlich unvollständige Sammlung von Einwohnern unseres Dorfes. Sie ist authentisch, da wir beim Studium alter Urkunden auf sie gestoßen sind.
Wenden wir unsere Gedanken noch einmal zurück in die Zeit der Gründung, so war der e r s t e M e r g e n o w e r Einwohner, den wir namentlich nennen können, der e h r b a r e H e i n r i c h , der erste Schultheiß, der in der Handfeste von 1321 über Siegel und Unterschrift des Großkomturs Werner von Orseln leibhaftig die Dorfgeschichte eröffnete. Fünfundzwanzig Jahre später der nächste, ein gewisser T y l k o S c h y l e , dem der Hochmeister 1346 in der Gemarkung des Dorfes Mergenow eine halbe Hufe verlieh.
Dann aber müssen wir siebzig Jahre warten, und unser Dorf wird der Wirkungsort einer damals berühmten Persönlichkeit, des J o h a n n e s T r u n t z m a n n (1416), des späteren B i s c h o f s J o h a n n e s M a r g e n a u , über dessen Lebensweg schon berichtet wurde.
Namentlich bekannt sind des weiteren der Dorfpfarrer Claus S t a r g a s t und zwei Angehörige des Kirchspiels Margenau, Hannus A l d e h a z e l a w und Hannus S w a n t k e , die in Marienwerder 1416 als Zeugen auftraten.
Der erste evangelische Prediger in der Kirche in Margenau war B l a s i u s M a c e r 1574.
Die Zeitabstände, in denen uns Margenauer Persönlichkeiten und Personen in alten Akten begegnen, sollen fortan kürzer werden. Einwohnerlisten allerdings werden wir noch lange vermissen.
Dank der ältesten Kirchenbücher sind uns z w i s c h e n 1 6 0 0 u n d 1 7 0 0 mehr Margenauer Familiennamen überliefert. Ein Teil von ihnen ist nur auf dieses Jahrhundert beschränkt. Es sind die Familien:

Sommerfeldt, Klingenberg, Gericke, Westphal, Lindenstrudt, Segler, Federau, Schwertfeger, Langewaldt, Kabbe, Rosenfeld, Kampusch, Manholdt, Eggert, Ledrosch, Pasewarck, Plat, Babau.

Da diese Namen nach dem Nordischen Krieg (1700 - 1716) nicht mehr in Erscheinung treten, muß man annehmen, daß - jedenfalls ein Teil von ihnen - durch die Kriegsereignisse vertrieben worden ist oder ums Leben kam. Ein anderer Teil mag 1709 der Pest zum Opfer gefallen sein, oder der große Brand im Dorf hatte ihre Häuser zerstört.
Andere wiederum sind einfach verzogen - zu Freunden oder Verwandten in andere Dörfer; denn die Klingenbergs z.B. gab's später zwischen Neuteich und Liessau zahlreich.

Dann finden wir Namen, die uns n a c h 1 7 0 0 öfter begegnen:

Schultz, Bestvater, Claassen (Klaahsen), Schopenhauer, Neumann, Brandt, Pletner, Döhring, Grunau, Zuther (Zutter), Stamm, Dircksen (Dürxen), Jantzen, Steffen, Horn, Schmidt, Lickfett, Hein (Heyn), Nieß , Krause (Krauß).

Zu den Familien (Personen), die seit 1700 und später über lange Zeit im Dorf lebten, gehören:
Zuch, Gröning (Grünig), Wilhelm, Pohlmann, Entz (Ens, Enß), Pauls (Pauels), Wiebe (Wieb), Epp, Penner, Barck (Bark, Bargen), Reiß (Reish), Kroecker (Kreck, Kroeck), Fröhse (Froes, Frese) und Schülke.

Im folgenden wollen wir uns einigen Familien zuwenden, über welche die Nachrichten nicht so spärlich sind, und auch Zusammenhänge sichtbar werden lassen.

Nieß / Lietz
Die Familie Nieß läßt sich in Marienau bis ins 17. Jahrhundert zurückverfolgen. 1684 wurde 'die Hans Nießsche' laut ev. Kirchenbuch Patin des Salomon Schmid. Ein Johann Nieß war 1721 und 1725 ev. Kirchenvorsteher, und 1727 besaß Hans Nieß - vermutlich derselbe - einen Hof im Dorf von 2 1/2 Hufen Größe.
Zwischen 1753 und 1762 werden im ev. KB folgende Personen der Familie Nieß genannt: Catharina, Jacob, Anna Maria, Anna Elisabeth und Helena.
Im Contributions-Kataster von 1772 steht als einzige Vertreterin der Familie die Witwe Niesen (Nieshen) als Hofbesitzerin mit 4 Hufen und 11 1/4 Morgen. Zu ihrem Haushalt gehörten seinerzeit noch 5 Töchter, zwei von ihnen über 12, drei unter 12 Jahren.

Aus der Chronik der Familie Lietz erfahren wir, daß ein Michael Lietz (ev. Kirchenvorsteher) vor 1783 Regine Nieß heiratete, vermutlich eine der fünf Töchter der Witwe Niesen. Jedenfalls ist auf diese Weise für die nächsten hundert Jahre der sog. »Feldsche Hof« (Nr. 38, zuletzt Hermann Dueck) aus Nießschem Besitz auf die Familie Lietz übergegangen.
1830 gehörte laut Kalende-Liste der kath. Kirche dieser Hof der Witwe Lietz (Christine Gertrude), Tochter v. Michael L., die 1818 ihren Vetter Cornelius Lietz geheiratet hatte. Ihre drei Söhne besuchten das Elbinger Gymnasium, wie wir vom ev. Pfarrer Zimmermann erfahren.
Sohn Michael wurde 1874, als in Preußen das Führen von Standesamtsbüchern eingeführt wurde, der erste Standesbeamte für den Amtsbezirk Marienau.

Sein Bruder Reinhold (sen.) heiratete 1845 Julie Philipsen, die Tochter von Salomon Ph., Bürger und Kaufmann in Danzig, und dessen Ehefrau, einer Adelgunde Lietz, und übernahm deren Hof am Anger Nr. 21 (zuletzt Adolf Daniel).
Reinhold Lietz sen. wurde 1865 als »Freiköllmischer Gutsbesitzer mit 7 Hufen, 1 Morgen« geführt und war wie sein Sohn gleichen Namens lange Jahre hindurch Mitglied der Kreisständischen Versammlung in Marienburg.
Nach dem Tode seiner Mutter waren dann vier Höfe im Besitz von Reinhold Lietz sen., drei in Marienau (Nr. 15, Nr. 21 und Nr. 38) und einer in Fürstenwerder. Außerdem gehörte die Ziegelbrennerei seit ihrer Anlegung im Jahre1793 (auch von einem Reinhold Lietz) ohne Unterbrechung zum Lietzschen Stammhof Nr. 21.

Der Sohn, wieder ein Reinhold (jun.), bekleidete noch weitere Ehrenämter, u.a. war er Deichhauptmann. Er hatte mit Ehefrau Ottilie, geb. Schroeder, sieben Söhne und zwei Töchter.
Nach dessen Tod 1919 geriet seine Witwe bald in finanzielle Schwierigkeiten, und als um 1923 (Reparationsforderungen der Siegermächte) eine Wirtschaftskrise und Inflation kamen, sah ihr Sohn Otto Reinhold Lietz sich gezwungen, den Hof zu verkaufen. Damit verschwand diese Familie aus unserm Dorf.

Ende des 18. Jahrhunderts, als der Name Lietz zum erstenmal im Dorf auftauchte, gab es ihn gleich dreimal: Reinhold L., Michael L. und Gottfried L. Ob es sich um Brüder oder Verwandte handelte, konnte nicht festgestellt werden. Doch war mit dem Erscheinen der Fam. Lietz der Name Nieß im Dorf verschwunden. (Näheres zur Fam. Lietz findet man beim Thema »Höfe«.)
Sicher haben die ehemaligen Dorfbewohner recht, die noch heute erzählen, daß die Familie Nieß/Lietz 300 Jahre im Dorf gelebt haben soll.

Gröning

Der Name Gröning wechselt im Laufe der Zeit mehrmals seine Schreibweise. Unter dem Jahr 1706 steht eine Anna Grünigsche (-sche = Frau des Herrn Grünig; in jener Zeit üblich) im kath. Kirchenbuch. 1727 war die Hans Gröningsche in Marjenau Besitzerin eines Hofes mit zwei Hufen Land (33,6 ha). Mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit handelt es sich um den Hof Nr. 9 im Dorf (zuletzt Widowski/Ewler). Gleichzeitig gehörten Hans Gröhning von den »Marjenauschen Gärtner Huben« 15 Morgen.
Michael und Jacob Gröning stehen 1761 als Paten im evang. Kirchenbuch. 1772 gab es drei Familien Gröning im Dorf, Jacob, Math. und Michel. Alle drei waren Mietsgärtner.
Dann erfahren wir erst wieder 1818 von einem Simon Gröning in Tiege, der Pächter von katholischem Pfarrland ist. Aber zwischen 1827 und 1848 gab es in Marienau wieder einen Jacob Groening, der mal 2 Morgen und mal 3 Morgen, 75 Ruthen von den Pfarrhufen gepachtet hatte. Zu dieser Zeit ist der Hof Nr. 9 jedoch im Besitz von Johann Goerke.

In der letzten Zeit vor 1945 wohnten zwei große Familien Gröning im Dorf, von denen noch heute ca. zwölf Personen in der Bundesrepublik leben, die noch in Marienau geboren sind.
Ob es sich über diesen Zeitraum von nahezu 300 Jahren immer um dieselbe Familie gehandelt hat, kann man nicht mit Sicherheit sagen. Doch werden zwischen1693 und 1944 noch etliche Personen dieses Namens im kath. Kirchenbuch von Marienau genannt.
Interessant ist auch, daß die Besitzer des Hofes Nr. 9 offenbar immer katholisch waren, von 1830 an nachweisbar.

Schultz, Schulz

Schon 1656 gab es Merten Schultz und 1693 Georgio Schultz. Im Jahre 1710 ließ eine Cordula Schultzen den Altar für die evangelische Kirche bauen. Offenbar handelt es sich um die Frau von Jacob Schultz, dem 1727 einer der beiden größten Höfe im Dorf gehörte, immerhin damals 5 Hufen und 15 Morgen.
1751 wurde Thomas Schultz zum Vorsteher der ev. Kirche gewählt, und 1759 steht er im Kirchenbuch mit dem Zusatz »Königl. Schultze und angesehener Mitnachbar in Marjenau«, als er seinen Sohn Thomas taufen ließ. Einer seiner Paten war George Schultz, ein Hinweis dafür, daß es sich immer noch um dieselbe Familie handeln kann, wie im 17. Jahrh. 1753 werden auch David Schultz und Barbara Elisabeth Schultzin (-in = Frau des ...) als Paten genannt.
Laut Contributions-Kataster bewirtschaftete 1772 die »Wittwe Schultzen« einen Hof von 4 Hufen. Vermutlich war sie die Frau des Königl. Schulzen gewesen. In ihrem Haushalt lebten noch 3 Söhne und 2 Töchter.
Daneben gab es zur gleichen Zeit in Marjenau einen Eigengärtner mit Namen Christoph Schultz.
Im Jahre1795 wurde wieder ein Familienmitglied in den Kirchenvorstand gewählt, Johann Jacob Schultz.

Der Hofbesitzer Reinhold Schultz hat von 1818 bis 1821 zwölf Morgen Pfarrland gepachtet. Zwischen 1830 und 1850 wird sein Sohn Erdmann Schulz als Besitzer des Hofes Nr. 6 (zuletzt Schaldach) genannt. Acht Jahre später wurde er zu Grabe getragen und auf dem katholischen Friedhof beerdigt, wo noch heute sein Grabstein an der Kirchenwand lehnt. Er war der erste, der den Namen statt mit »tz« nur mit »z« schrieb.
Sein Bruder dagegen blieb zeitlebens bei der alten Schreibweise. Er setzte den Schlußpunkt unter diese Familiengeschichte. Der Dr. Johann Reinhold Schultz lebte viele Jahre in England, soll sogar Alexander v. Humboldt auf einer seiner Reisen begleitet haben. Als Altersruhesitz baute er sich das Rentierhaus (Nr. 16, zuletzt Johann Epp), das man im Dorf das »Englische Haus« nannte. Hier starb er 1876 im gesegneten Alter von 90 Jahren - ledig.
Wenn man sich die wiederkehrenden Vornamen anschaut (Georg, Jacob, Johann, Reinhold), so hat es den Anschein, daß es sich von Anfang an um dieselbe Familie gehandelt hat, die demnach über 200 Jahre lang in etwa sechs Generationen in Marjenau lebte.
Zwar gab es in den letzten Jahren vor 1945 auch noch den Namen Schulz im Dorf, doch sind es offenbar andere Familien. Wer weiß ?

Bestvater

Bei der Familie Bestvater handelt es sich um Mennoniten, und zwar von der friesischen Gemeinde in Orlofferfelde. Dem evang. Kirchenbuch entnehmen wir, daß sie schon 1684/85 im Dorf lebten. Es waren Peter und Jacob Bestvater, letzterer war von Beruf Schuster.
1727 bewirtschaftete ein Jacob Bestvater einen Hof von 3 Hufen. Drei Jahre später wurde eine silberne Kanne für den Altar der ev. Kirche gespendet von Jacob Bestvater, Mitnachbar auf Marienauer-Feld.
1751 finden wir Cordula Bestvaterin und 1753 Jacob Bestvater als Taufpaten wieder. Ob es sich immer noch um denselben Jacob B. handelt, weiß man nicht, doch ist zu vermuten, daß es dieselbe Familie ist.
Danach siedelte die Familie in die Nachbarschaft nach Lindenau über, wo ein aus Marjenau stammender Jacob Bestvater 1772 einen Hof mit 8 Hufen besaß. Er starb 1784, und sein Sohn, der wieder Jacob hieß, baute 1797 dort ein prächtiges Wohnhaus, das als das »Grunausche Haus« bekannt wurde.
In Marjenau besaß derweil ein Johann Bestvater 1789 wieder einen Hof von 2 Hufen, 2 Morgen. 1782 hatte er die Witwe Hein auf »Marjnauerfeld« geheiratet. Es war die erste Trauung außerhalb der Orlofferfelder Kirche. 1787 wurde der Sohn Johann geboren, der von 1827 an dreißig Jahre lang den Hof Nr. 31 (zuletzt Gustav Fischer) an der Schwente bewirtschaftet hat. Mit dem Tode von Johann Bestvater 1870 verschwand dieser Name aus Marienau. Den Hof führte der Schwiegersohn weiter.

Pauels / Penner / Enß

Der Emil Enßsche Hof (Nr. 27) war alter Familienbesitz, seit vor 200 Jahren das Vorlaubenhaus von einem Vorfahren erbaut wurde. So berichtet die Familiengeschichte darüber. Man kannn die Familie Enß über die Penners zu den Pauls zurückverfolgen.
Prüft man die Mitgliederliste der Großen Werderschen Brandordnung, so stellt man fest, daß auf einem Hof von 2 Hufen seinerzeit Paul Pauels saß. Die Familie gehörte zu den Mennoniten, und zwar zur friesischen Gemeinde in Orlofferfelde. Auch zwei Familien Penner gab es in Marjenau, Hans Penner (1 Hufe, 15 Morgen) und Heck Claaß Penner (2 Hufen, 15 Morgen).
Nach dem Contributions-Kataster von 1772 hatte ein David Pauls einen Landbesitz von

2 Hufen, 15 Morgen. Gleichzeitig gab es drei Penner-Höfe: Hermann Penner (3 Hufen), Jacob Penner (2 Hufen, 6 Morgen) und Heinrich Penner (2 Hufen), von denen die ersten beiden Namen auch vier Jahre später noch in dem Mennonitenverzeichnis (Consignation) stehen.
1776 gab es auch zwei Höfe Pauls im Dorf, der eine gehörte einem Dirck und der andere einem David. 1789 besaß nur noch Dirk Pauls einen Hof mit 2 Hufen.
Dafür gab es nun wieder drei Penner-Höfe: David und Johann hatten je 3 Hufen und Jacob 1 Hufe, 20 Morgen.
Die nächste Nachricht haben wir von 1830, als Peter Penner »Hofbesitzer auf Marienauerfelde« war, vermutlich schon auf dem Hof Nr. 27. Seine Ehefrau hieß Anna Pauls. Auch 1850 war er hier noch Besitzer. Im Jahre 1863 ist er verstorben, sein Grabstein ist noch heute auf dem kath. Friedhof in Marienau erhalten.
Sein Sohn Hermann Penner, der 1861 in Orlofferfelde Catharina Bestvater geheiratet hatte, führte den Hof weiter. Nach der Geburt zweier Töchter starb die Mutter 1865. Auch ihr Grabstein steht noch heute auf dem kath. Friedhof.

Eine der Töchter war Catharine Penner, die Gerhard Enß heiratete, der nun den Hof übernahm. Sie hatten fünf Kinder, von denen das erste im Kleinkindalter starb.
Hoferbe wurde der älteste Sohn Emil, der mit Helene Esau verheiratet war. Sie bekamen zwei Töchter. Als 1941 Emil Enß starb, wurde der Hof der Tochter Gertraut überschrieben.
Wie wir sehen, ist es sehr wahrscheinlich, daß der Hof an der Tannsee-Brodsacker Vorflut schon 200 Jahre im Besitz der gleichen Familie war, nur daß der Name gewechselt hat.

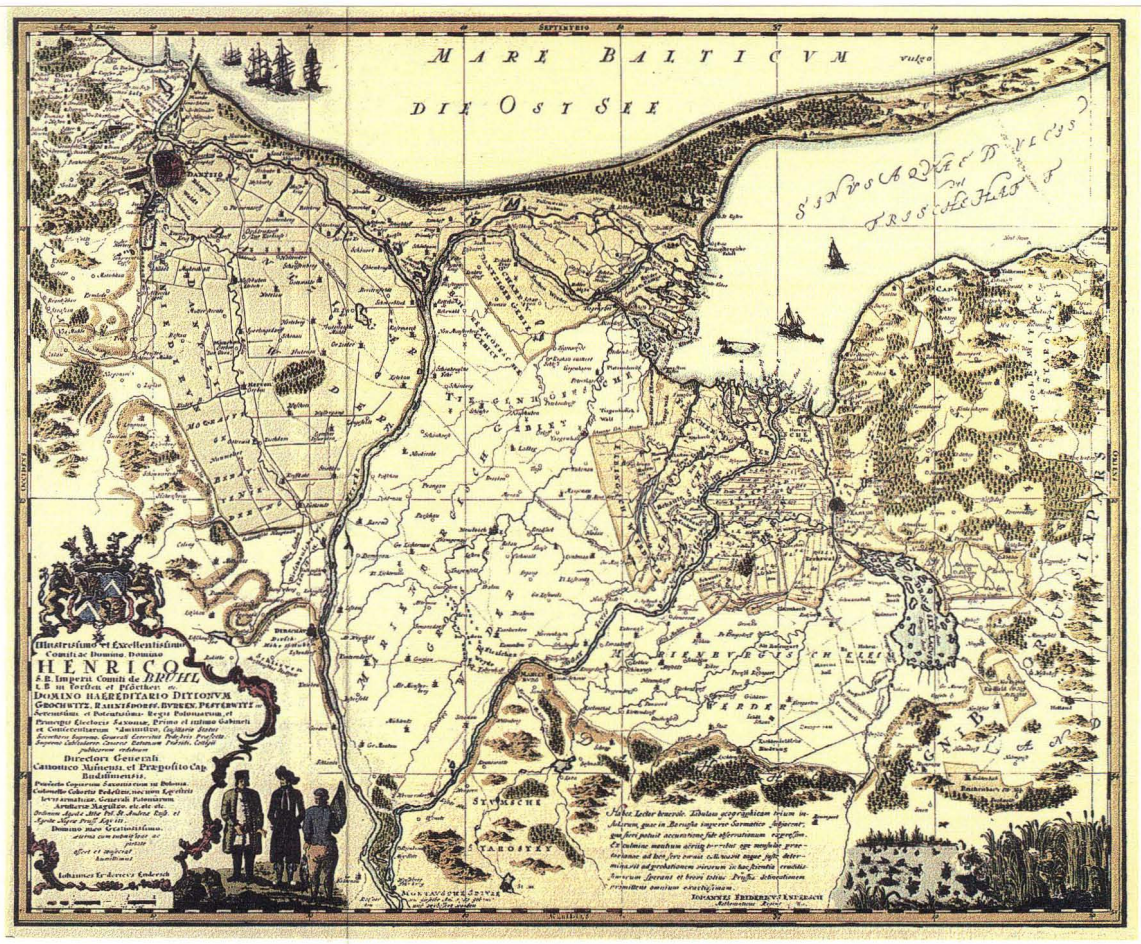
Hoog / Hooge
Zum ersten Mal begegnet uns der Name Hoog 1761 im kath. Kirchenbuch (KB). Da gab es einen Peter Hoog in Tiege, der als Lutheraner zum katholischen Glauben überwechselte.
Laut evang. KB war 1773 Frau Dorothea Hoogin Taufpatin. Sie war eines Schumachers Frau in Tiege, vielleicht die Frau des Peter Hoog.
Aus dem Contributions-Kataster geht hervor, daß 1772 in Marjenau sowohl der Eigengärtner Andreas Hoge, ein Aufkäufer, wohnte als auch der Mietsgärtner Jacob Hooge. Beide waren verheiratet und hatten je zwei Söhne und eine Tochter.
1805 steht im kath. KB auf einer Liste von Communicanten der Einwohner Jacob Hoog mit seiner Ehefrau Esther Jolgerin.
Zwischen 1821 und 1848 war Michael Hoog Pächter von 2 bis 4 Morgen kath. Pfarrland in Marienau. Ein Schneider Erdmann Hooge lebte 1870/74 in Marienau, ein Maurer Christian Hooge um 1877.
Ein Maurerpolier Andreas Hooge, möglicherweise der Sohn, ist 1880 im Standesamtsbuch vermerkt, dessen Ehefrau war Johanna, geb. Knarr. Sie hatten 5 Kinder: Anna, Eduard, Hermann, Johanna (*1889) und Paul.
Auch Hermann Hooge erlernte das Handwerk des Vaters, lebte mit seiner Familie (Kinder: Erika, Eva u. Vera) bis 1945 im Dorf.
Außerdem gab es in den letzten Jahrzehnten hier noch einen Schuhmachermeister Gustav Hooge.
Auch wenn der Name in unterschiedlicher Schreibweise vorkommt, so handelt es sich doch vermutlich um die gleiche alteingesessene Sippe im Dorf. Hoog ist die niederdeutsche Form des Namens.

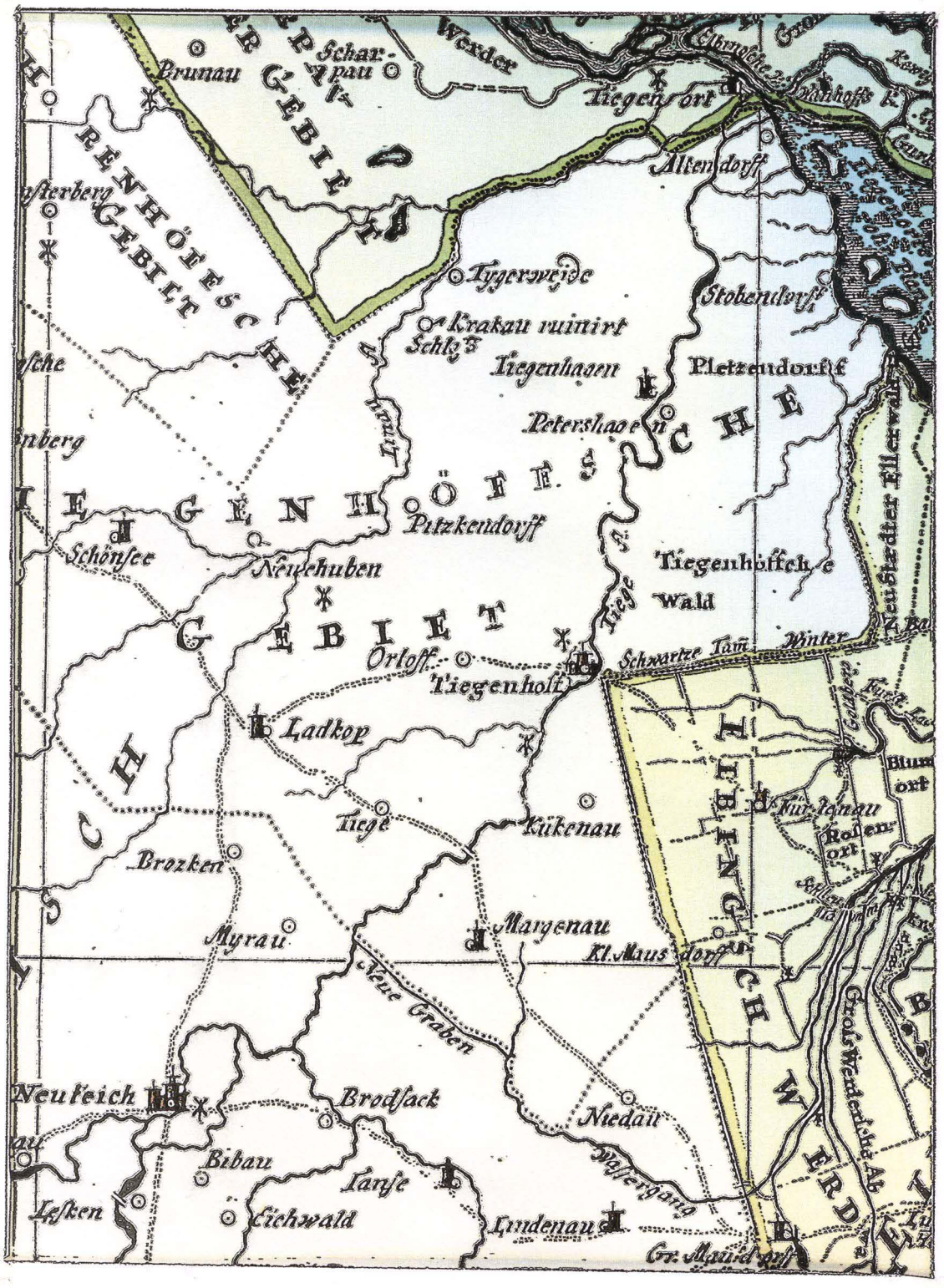
Margenau auf alten Landkarten

1753 - Die Drei-Werder-Karte von Endersch

Auch dieses Jahrhundert wiederum schenkte unserm Heimatraum ein neues Blatt topographischer Landesaufnahme.
Der Elbinger Kupferstecher Johann Friedrich Endersch (1705-1769) schuf 1753 eine Kupferstichkarte vom Weichseldelta und widmete sie Heinrich Graf von Brühl, dem Premierminister von Polen und Schutzherrn des Königlich-westlichen Preußen.
Endersch war Wundarzt, Mälzenbräuer, Königlich-polnischer und Kurfürstlich-sächsischer Hofmathematiker. Die Karte wurde in den Wiener Weltatlas von Schrämbl übernommen.

Verglichen mit der ausgezeichneten Örnehufvud-Karte von 1633, die ganz bestimmten strategischen Zwecken dienen sollte, ist die Drei-Werder-Karte von Endersch zum einen ein Farbdruck,





siehe Anhang!

zum andern sind die topographischen Einzelheiten nach »bestem Wissen« gestochen, die sprachliche Ausführung ist korrekt und graphisch ansprechend.

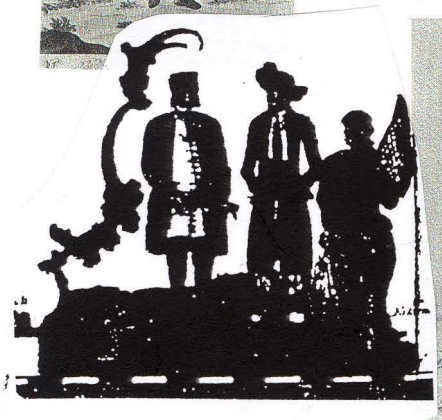
Unser M a r g e n a u als großes Kirchdorf zeigt sich im gleichen Rang mit Tannsee oder Ladekopp. Nur in der Wegeführung ist das Blatt, jedenfalls in unserm Teil, ungenauer als die schwedische Zeichnung. Solches hat seinen Grund doch wohl darin, daß der kurfürstlichsächsische Hofmathematiker eben ein Elbinger war und daher das Elbingische Werder, das derzeit bis Tiegenhof auslief und noch die beiden Mausdörfer in seinen Grenzen hatte, sehr viel gewissenhafter und detaillierter behandelte. Denn da sind auch einige Landwege und Gräben verzeichnet, und an der Grenze des Elbinger Landgebiets hören sie auf.
An die alte Heerstraße jedoch, die über Tiege und Margenau nach Königsberg verlief, hat er sehr wohl gedacht.

Die Grenze des Tiegenhöffschen Gebiets, zu welchem seit ca. 1620 auch Margenau gehörte, ist imKartenausschnitt durch eine gepunktete Linie markiert. In der oberen linken Ecke sind Teile des Bahrenhöffschen Gebiets, wie auch der Zipfel der Scharpau zu sehen, die als Danziger Gebiet über die Elbinger Weichsel hinausreichte.
Südlich der Pachtgebiete war alles, wie eigentlich diese auch, Großes Marienburgisch Werder, die Endung »isch« ist noch erkennbar.

* * *

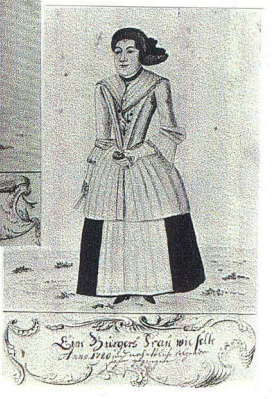
Kleidung in jener Zeit -
in Elbing, in Marjenau
und anderswo











Dunkle Töne waren »in« - barocke Farben und Formen passé. Das Zeitalter der Vernunft im »aufgeklärten Absolutismus« suchte Klarheit und Wahrheit und die schlichtere Form.

Von Margenau und seiner Umgebung

Nachrichten aus der Landwirtschaft

Das K l i m a war im allgemeinen günstig für den Ackerbau. In manchem Frühjahr aber wurde der Weizen durch Nachtfröste vernichtet oder durch Nordwinde ausgedörrt. Auch setzte mitunter um Johanni anhaltendes Regenwetter ein, so daß Heu und Getreide verdarb. Dieses sogenannte Johanniswasser ließ bisweilen die Flüsse derart anschwellen, daß zuweilen auch noch Hauptbrüche vorkamen.

A u s s a a t e n - Das Wintergetreide wurde zwischen Mitte September und Mitte Oktober gesät, das Sommerkorn in der Reihenfolge Gerste, Erbsen, Hafer von Mitte April bis Mitte Mai. In Überschwemmungsjahren säte man auch noch nach dem 1. Juni Sommergetreide, erhielt dann aber nur geringe Erträge. Verzögerte nicht Regenwetter die Arbeit, begann die Heuernte Ende Juni und war Anfang Juli abgeschlossen. Zwischen dem 20. und 30. Juli erntete man Roggen, in der ersten Augusthälfte Gerste, Weizen und Hafer und in der zweiten Erbsen. Ab Anfang September konnten die Wiesen zum zweitenmal gemäht werden. Da aber der zweite Wiesenschnitt (Grummet) stets durch die im Spätsommer recht häufigen Niederschläge gefährdet war, verzichtete man gewöhnlich darauf und gab die Wiesen zur Fettweide frei.

1 7 6 1 - M a r i e n a u e r K a m p e - Die Dorfschaft Schönau kaufte am 28. Sept. 1761 von der Dorfschaft Marienau die Kampe in der Nogat gegenüber Schönau für 500 fl (Gulden) bares Geld, wofür ans Schloß ein Canon von 7 Gulden jährlich zu zahlen ist.

1 7 4 7 - U n d i m m e r w i e d e r d i e S t e u e r l a s t e n - Das gesamte Zins- und Abgabensystem war im Laufe der Zeit völlig durcheinandergeraten. Es gab alte Bestimmungen und neue, Sonderregelungen für Neukolonisten, und die Bärwaldschen und Tiegenhöfer Pachtbesitzer hatten noch wieder eigene Regelungen getroffen. Da ist von K o p f g e l d die Rede, das in letztgenannten Ökonomien (damals also auch von Margenau) bis 1748 gar nicht gezahlt wurde, und selbst bei den Hufenabgaben wurden die Schornsteine, nicht die Köpfe gezählt. Große Rechtsungleichheiten waren vor allem bei den Altkölmern entstanden, da die in den Gründungsurkunden festgelegten Z i n s s ä t z e gar nicht mehr anzuwenden waren, weil die Mark im 14. Jahrhundert einen anderen Realwert besaß und schließlich überhaupt durch den Gulden (fl.) abgelöst worden war. Andere Dienste und Scharwerke waren ebenfalls in Unordnung geraten.
Um das gesamte Abgabenwesen wieder einigermaßen ins Recht zu setzen, wurde 1 7 6 5 eine Generalkommission zur Regelung der Zinsangelegenheiten der Kölmer eingesetzt. Sie prüfte die Privilegien aller Dörfer und faßte ihre Ergebnisse in der sog. o r d i n a t i o c e n s u u m zusammen, einer Akte, die auch bei der späteren preußischen Verwaltung noch einige Geltung besaß.
Künftig also sollte statt aller verwirrenden Geld-, Natural- und Dienstleistungen für j e d e k ö l m i s c h e H u f e (außer den freien Schulzen- und Kirchenhufen) jährlich 3 6 p r e u ß i s c h e G u l d e n gezahlt werden.
Nur eine Last b l i e b für die kölmischen Hufen - die Dammlast. Aber auch sie wurde neu reguliert.
Der Hufenzins allerdings wurde drei Jahre später auf Talerbasis, d.h. 26 Taler pro Hufe, umgestellt.

Deiche und Dämme

Für die Werderbewohner hing die Existenz vom Deichbau ab. Besonders die Hauptdämme an Weichsel und Nogat waren instandzuhalten. Außerdem mußten zahlreiche Dämme an den kleineren, das Werder durchziehenden Flüssen unterhalten werden. Ferner mußte man die Entwässerungsgräben ausbessern, reinigen und entkrauten, was zweimal jährlich, 8 Tage vor Johanni und 8 Tage vor Michaeli zu geschehen hatte.

Über den Unterhalt der Weichsel- und Nogatdämme wachten die Deichgrafen und Deichgeschworenen. Sie ordneten an, wann und was die einzelnen Dorfschaften zum Deichbau beizutragen hatten. Die Schulzen mußten die zur Deicharbeit zusammengestellten Gespanne und Mannschaften ihrer Dörfer begutachten und dafür sorgen, daß sie tadellos waren. Die Arbeit an den Deichen wurde als Scharwerk bezeichnet, weshalb die damit belasteten Hufen Scharwerkshuben hießen.
Geldmäßig läßt sich die Scharwerksleistung schlecht ausdrücken. Einen Anhaltspunkt bieten jedoch die Beträge, die in der Ökonomie Tiegenhof als Ablösung für das Scharwerk an den Hauptdämmen zu zahlen waren. Sie liegen bei gut 20 fl je Hufe. Sicher waren die Aufwendungen für die Deicharbeiten jährlich verschieden hoch. Die Bauern hatten zum Dammbau Arbeitskräfte, Pferde und Geräte zu stellen sowie Strauchwerk, Pfahlholz, Dielen und Mist zu liefern. Außerdem mußten sie im Frühjahr auf die Eiswacht. Hinzu kamen die Ausgaben für den Unterhalt der in der jeweiligen Dorfgemarkung nötigen Wassergänge. Die jährliche Gesamtbelastung einer Erbhufe ist wohl, je nach Ortslage und Jahr, mit 30 - 40 fl (Gulden) anzusetzen.

Nach den Berichten des Marienburger Landrats Parey um 1860 hatte man sich im Weichseldelta von Ordenszeiten an mit großer Aufmerksamkeit der Pflege des gesamten Deichsystems gewidmet. Außer den ältesten, den Dörfern auferlegten Dammpflichten gab es in späteren Zeiten eine erweiterte Eiswachtordnung vom 17. Sept. 1676 und eine Dammordnung vom 18. Sept. 1766.

Grundlage für die Sorge um die Weichsel- und Nogatdeiche war eine bestimmte Hufenzahl, die jeder kölmischen Ortschaft als Dammhufenstand zugemessen wurde. Von den 70 Margenauer Hufen waren 35 sogenannte Deichhufen. Dabei war die Lage der Ortschaften berücksichtigt sowie die größere oder geringere Gefährdung der Deichstrecken, die sie zu betreuen hatten.
Alles war eingeteilt in Deichverteidigungsbezirke mit ihren 36 Wachtbuden, und wir wissen, daß die Marienauer Wachtbude bei Wiedau an der Nogat lag. Je nach Lage wurde sie mit der viertel, der halben oder der vollen Wachtmannschaft besetzt. Zur ersten Alarmstufe, der Wasserwache, gehörten 101 Menschen und 101 Pferde, zur Eiswache mit der halben Mannschaft 241 Menschen und 241 Pferde und zur Notwache mußten 482 Menschen und die gleiche Anzahl von Pferden zur Stelle sein.

An Materialien wurden von der Dammhufe ein Schock (= 60) Strauch und Buhnenpfähle, 2 Fuder Mist, 1/2 Schock Bindweiden, für je 2 Hufen ein Stück Wehrholz (Bohlen) und für je 4 Hufen ein bespannter Wagen benötigt.
Die bei der Verteidigung einer wirklichen Bruchstelle verlorenen Werte wurden von der Deichkommune ersetzt.

Rings um die Schwente

Die Landesverhältnisse um Margenau im 18. Jahrhundert haben in fast allen Aspekten mit der S c h w e n t e zu tun, unserm »Schicksalsstrom«. Um von vornherein noch einmal Klarheit zu schaffen, was Schwente und was Tiege ist, sei zunächst festzuhalten: es ist ein und derselbe Fluß, dem die Menschen zwei Namen gaben. Schwente ist der ältere Name aus wendisch-pommerellischem Sprachkreis und bezeichnet einen der alten Mündungsarme der Weichsel. Vor tausend Jahren vielleicht hatte sie noch Verbindung zum Hauptstrom, versandete eines Tages am Austritt oder wurde künstlich abgeriegelt.
Immer noch von Quellen, Gräben und kleinen Zuflüssen gespeist, fließen ihre Wasser vom Montauer Forst bis zu einer h a l b e n kulm. M e i l e (388,8 m) v o r T i e g e n h o f. Von dort ab ist es die T i e g e , die anfangs nur kurz war und einen immer längeren Flußlauf durch die Verlandung des Haffs erhielt, das ursprünglich bis ans spätere Tiegenhof heranreichte.
Mit inbegriffen bei dieser Betrachtung sind dabei N e u t e i c h , T i e g e n h o f und die fünf angrenzenden D ö r f e r. Alle sind in diesem Abschnitt die sieben Perlen an der Schnur des kleines Flusses.
Tiegenhof, im 16. Jahrhundert noch ein Gutsbezirk, war in stetiger Entwicklung begriffen als Handelsplatz und Zentrum des Pachtgebiets. Neuteich war mit Leske die alte Ordenskleinstadt



Kartenausschnitt - aus einem mehrf. korrigierten Kupferstich zwischen 1760 und 1806

Zur Skizze:
a) deutlich erkennbar ist unterhalb Neuteich die begradigte »Richtschwente«;
b) punktiert sieht man die Niederungsgebiete unter NN, und die Jungfersche Lake hat noch Verbindung zur Tannseer Vorflut;
c) das Wegesystem enthielt noch keine gepflasterten Kunststraßen, doch war die alte Durchgangsstrecke Tiege, Margenau, Niedau breiter u. durchgängig instandgehalten; der Ausgang des Tiegewegs aus dem Dorf ist verschoben.
d) Marienau hieß zu dieser Zeit (um 1760/70) noch MARGENAU.
e) die Schwente änderte ihren Namen in »Tiege« 388,8 m vor Tiegenhof.

mit Vogtei und Handelsplatz, über lange Zeiten Zentrum im Mittelwerder. Bis hierher gab's regen Schiffsverkehr auf der Schwente. Hier hatte man frühzeitig ein echtes Hafenbecken angelegt; hier stand St. Matthäus, die burgartige Hallenkirche, eine Mälzerei, Ziegelei und alle notwendigen Handwerksbetriebe.

Das trockene kultivierte Getreideland in der Umgebung machte Neuteich für lange Zeit wohlhabend. Und auf den letzten zwölf Kilometern, wo die Schwente noch Schwente heißt, grenzen an ihre Ufer Brodsack, Margenau und Rückenau zur Rechten - Mierau und Tiege zur Linken.
Als Bild betrachtet, ein geographisch-ökonomisches Oval, in dem die Natur vorschrieb, daß gewisse Wirtschafts- und Pflegemaßnahmen aufeinander abgestimmt sein mußten.

Die Schwente war für unser engeres Heimatgebiet
a) ein Be- und Entwässerungsfaktor,
b) ein Verkehrsweg,
c) ein Freizeitangebot.

Sie mußte laufend gepflegt werden, und wenn sie die Siedlungsgebiete bedrohte (Hochwasser bei NO-Wind - Haffrückstau), mußten Schutzmaßnahmen getroffen werden (Schwentenwall).
Die Dörfer aus ihrem Einzugsgebiet hatten daher einen Schwentenverband gegründet.

Für die Dörfer standen Be- und Entwässerung im Vordergrund. Die älteste bekannte S c h w e n t e - O r d n u n g datiert von 1609. Sie schrieb eine regelmäßige Schwenteschau vor. Daß es dabei auch für die Stadt (Städte) etwas zu tun gab, zeigen der Prozeß gegen Neuteich wegen mangelnder Schwenteräumung und ein P r ü f b e r i c h t von April 1730:

»Nachdem wir Endes Unterzeichneten zu Besichtigung der Schwendte bey Neuteich nebst den geschworenen Land Meßer Herrn Johann Jacob Stürzenbecher in Neuteich persönlich erschienen, so haben wir umb den Fluß in desto beßern Lauf zu erhalten, befunden, darüber der Brücke nach Brodsack hin zu räumen annach schuldig;

1. *Michael Dragheim, an seinem Garten 6 Schuh...*
4. *Gerhard Brandt oder N.B., dieser letztere aus seinem Garten einen Wall zu machen, daß die Schwentgeschworenen darauf reiten können.*
5. *Daniel Gorrk soll biß an die abgeköpfte Weyden des Michael Kalinen richtauf zäunen.*
6. *An den sog. großen Gartens müßen Stanislau Adelowsky, Hans Adamsche u.a. den Zaun so weit einziehen (zurücknehmen), daß die Krauters das Unreine aus der Schwendte wohl ausbringen können.*

Johann Jakob Stürtzenbecher, geschworner Landmesser,
Neumann und Schaplau, Schendtgeschworn.«

Zu erinnern sei hier, daß unser Fluß in der Ordenszeit auch weiter flußaufwärts schiffbar gewesen sein muß; denn der Dorfname Tralau weist auf troylen oder treideln hin (wenn Lastkähne bei schlechtem Wind vom Ufer her gezogen wurden), und bei Trampenau gab's eine kostenpflichtige Fähre.
Dann existiert ein aus dem 16. Jh. verliehenes Privileg von Sigismund August, wonach Neuteich die alleinige Schiffahrt und der Handel mit Getreide und allerlei andern Waren auf der Schwente zustand. Zudem sollte die Stadt immerwährend das Recht und die Pflicht haben, die Schwente und die Tiege bis ins Frische Haff zu erhalten.

Der Schwent-Geschwornen-Ordnung.

Nachdem ostermals ins Amt von den Schwentgeschwornen Klage kommen ist, daß nach vielfältiger Ermahnung die Dorfschaften zu rechter und gebührlicher Zeit die Schwente nicht krauten, ihre Lößer nicht machen, die Wallungen und andere Sachen nicht verfertigen, derhalben daß zum Theil das Amt, hinfort mit solchen und dergleichen vielfältigen Klagen verschont und nicht überlaufen, zum Theil auch der große Ungehorsamb, der gar zu gemein ist, gestrafet, und alle Sachen wiederumb in gute Ordnung gebracht werde, haben die alte gebräuchliche Artikel die Ehrbaren und vorsichtigen Männer Michael Langwaldt von der Klein Lichtenau, Hans Ludwig von Tansee, Andreas Buse von Marienau, Hans Tiebe von der Altenau, Siemon Treuge von Schönau, Hans Bomgart von Wernersdorf des großen Marienburgschen Werders Schwentgeschwornen schriftlich beigebracht, und dieselbe in ihrem Innhalt zu bestätigen gebeten, welche von Wort zu Wort also lauten:

1. Zum ersten soll ein jeder Dorfschaft ihre Schwente reinkrauten lassen bei Strafe vor jeder Loos 30 gr.
2. Item, wer sein Loos nicht krautet, der soll der Obrigkeit eine Tonne Marienburgisch Bier und die Schwentgeschwornen auch eine Tonne Bier verfallen seyn.
3. Item, es soll aus jederem Dorfe der Schulz oder Rathmann die Schwente den Tag nach Joannis und den Tag nach Michaelis schuldig seyn zu bereisen, sowol auch die Wallungen, bei Strafe der hohen Obrigkeit, eine Tonne Danzker Bier, und die Schwentgeschwornen eine halbe Tonne Bier.
4. Item, wie die Rechnung gehalten wird so soll aus jederem Dorfe der Schulze oder ein Rathmann das Schwente Geld da die Lade ist, selber hinbringen, bei Strafe der hohen Obrigkeit 6 Mrk. und den Schwentgeschwornen 3 Mrk.
5. Item, es sollen die Dorfschaften welche die Wallungen verrücket oder durchgraben, darüber keine Brücken gemacht seyn, alle Jahr die Tage nach Joannis und Michaelis frei auf und zu machen, damit nicht die Geschwornen versäumt wenn sie schauen, bei Strafe dem Herrn 1 fl. pr. und den Geschwornen 1 fl. polnisch auf jeden.
6. Item, es soll ein Jeder auf seinem Rhein einen Pfahl daran ein Zeichen geschrieben den Tag wenn man schauet stecken haben, bei Strafe 12 gr. von jedem Loose, auch ein jeder sein Kraut wie auf Zeichen loosen bei Strafe 15 gr. von jederem Loos den Schwentgeschwornen und doppelter Busse der Obrigkeit.

Reprodukcja z zasobu Archiwum Państwowe w Gdańsku Sygn. 9/432 S. 193-194

Weil dann billig und recht daß gute Ordnung und Polizey gestiftet und erhalten, das Uebel aber, Ungehorsamb und Muthwille gestrafet werde, als seint ersterwähnte Schwentgeschwornen von neues im Amte bestätiget, die übergebnen Artikel auch in allen Punckten und Clausuln angenommen beliebet und bekräftiget worden, wird derhalben allen und jeden Dorfschaften, die zu der Schwente gehören ganz ernstlichen befohlen, daß sie osterwähnten Schwentgeschwornen und ihren Nachkömblingen gebührlichen Gehorsamb leisten, wenn sie verbott werden, vermöge der Ordnung alles zur rechter Zeit verrichten und sich keinesweges dawiedersetzen, bei den Bußen welche bei jeglichem Artikel bemeldet seyn.

Urkundlich ist Dies unter Sein Unser des Herrn Marienburgischen Woywoden Innsiegel ausgegeben auf Marienburg

den 12. Octobris Anno 1609.

Andreas Bedlinski,
Burggraf Marienb: mppr.

Augustus der Zweite von Gottes Gnaden König von Polen, Großherzog in Litthauen, Reußen, Preußen etc. wie auch Erbherzog zu Sachsen und Kurfürst p. p.

fügen mit dieſem unſern Briefe Allen und Jeden denen daran gelegen zu wiſſen, demnach uns durch gewiſſe unſere Räthe im Namen und Abſorten deren Wohlgeachten Geſchworene zu demjenigen Fluße welcher in dem Obertheil des großen Werders unſerer Königl. Marienburgſchen Oeconomie von der Gegend Montau aus, bis an unſere Königl. Stadt Neuteich bei welcher er in einen Strom zuſammen fließet, die Schwente nach Vereinigung der alten und neuen Schwente, aber in dem niedern Theile vorher geſagten großen Werders bis ans Haff oder dem Buſen der Oſtſee in welchen er ſich mit verſchiedenen Ausflüßen ergießt, die Tiege genannt wird, und vorgedachtes Geſammtes großes Marienburgſches Werder von den allererſten Zeiten an, bis hierher immerwährend durchſtrömt, gemeinhin die Schwentengeſchworñen benahmet vorgetragen werden. Was maßen in demſelben dieſem öffentlichen Fluße zuwieder denen Reichs Geſetzen und Satzungen welche da verbieten, irgend einige Werke zur Hemmung publiquen Kraft öffentlichen Rechtes ſelbſt in unſerm Oeconomiſchen Marienburgſchen Patrimonial-Tafel-Gütern vorhandenen Flußes, anzulegen, demohngeachtet, bisher verſchiedene Verhinderungen geweiſet worden ſind, und zwar durch gröbliche Schuld deren Anwohner ſowohl aus der Stadt Neuteich als deren Nachbarn Tiegenhöfſchen und unſeres Königl. Oeconomiſch Marienburgſchen Gebiets als welche ſich vor ihrem und der ihrigen Gebrauch innerhalb deren zu beiden Seiten dieſes Flußes von obenher gelegenen Wallungen Plätze von dem Bette, Boden des Flußes eigenmächtiger Weiſe zur Anlegung allerlei Küchen und Baumgärten, Weiden- Schilf- und Rohrbüſchen zugeeignet und angemaßet durch eigenmächtige Anlagen Anbauung, Haltung und Beſitzung ſothaner Gärten, nicht minder Erbauung kleiner Brücken über die Flüße, von dem Fuß beſagter Wallungen alſo zurück gewieſen haben daß der Strohm in gedachtem Fluße nicht in ſeinen Behängen und gewöhnlichen Rinnſohl ſondern mit allerlei Krümmungen, Wendungen und Umſchweifen, in Geſtalt einer hin und wieder gelegenen Linie welche die Meßkünſtler eine Schlangen-Linie nennen, Lehm, Koth und graſigte Erde mit ſich ſchleppt, in die durch das Anſpülen verurſachte einwärts gehenden Buſen und Krümmungen hineingeſchleppt, ſolcher Geſtalt geraume Inſeln, Halbinſeln und Plätze machet, ſich auf dem Boden ſtufenweiſe, gründigte ungleich höckericht und zum Abfließen unſchicklich ausläuft, oben aber im breiten Strohme ausfließt und ſelbſt behindert und alſo den Lauf des Fluſſes in verſchiedenen Krümmungen zwinget daß das Werder Waſſer beſonders zur Frühlingszeit wenn das Eis aufthauet, nicht nur gedachter Hinderung, ſondern auch der engen Joche Kaſten wegen, welche die Brücken ſo gelängſt in dieſem Fluße und ſeinen Graben ohne alle Erlaubniß der Obrigkeit unſerer Marienburgſchen Tafel-Güter erbauet worden, tragen und erhalten, nicht ins Haff dringen kann, da unſer großes Marienburgſches Werder öfteren kläglichen Ueberſchwemmungen ausgeſetzt ſein muß, unſer Königl. Nutzen aber ſowohl als des Reichs und der republique Polen leidet und geſchmälert wird, mit unterthänigſter Bitte weil dergleichen Flüße dem Rechte Brücken darüber zu bauen zu dem Regalien unſerer Königl. Tafel-Güter weſentlich und unzertrennlich gehören, es auch jedem Privat Mann ſolcher Regalien zu ſeinem Nutzen ſich anzumaßen den Rechten nach unter Androhung harter Strafe verboten, daß wir demnach für die Entſchädigung unſerer Königl. Oeconomiſch Marienburgſchen Tafel-Güter und Inſonderheit vorgedachten Großen Werders in unſerer Königlichen Oeconomie gelegen, Sorge zu tragen und denen zuvor genannten Behinderungen mit ihren unausbleibenden übeln Folgen, abhelfliche Maaße zu treffen, gnädigſt geruhen möchten.

Demnach ſetzen und ordnen wir in Kraft gegenwärtigen: es ſollen Beſagte an dem Ufer des Fluſſes Schwente oder Tiege Anwohnende zu beiden Seiten innerhalb ihrer Grenzen und Bezirken, nicht minder neben dem Tiegenhöfſchen Baumgärten, Brücke, Schloß und andern Gebäuden, alle ihre Rohr Schilf und Weiden Plätze, daß wie ſie jetzt innerhalb denen Wallungen des Fluſſes von beiden Seiten öffentlich liegen, von Grund aus wegthun, ausrotten, das Bette gedachten Strohms, wenn ſolches durch Graben hinreichend geſchehen könnte und nach Bewandniß der Umſtände nöthig ſcheinen würde, nach der Veranſtaltung oben erwähnten wohl geachten Schwentengeſchwornen mit einer dergleichen Flüße reinigenden Schiffsmaſchine (gemeinhin auf Niederländiſchen Bagger genannt) von ſolcher graſigten, moraſtigten und dergleichen überflüßigen und ſchädlichen Erde ſorgfältig und fleißig reinigen, innerhalb denen auszuräumen und zu erweiternde Wallungen zu beiden Seiten des Fluſſes, ſo wohl der Schwente als der Tiege ein viertel Jahr lang vom März incl. anzufangen und drei Monate durch unabläßig bis Alles in völligen Stand geſetzt ſein wird, fortzufahren, dieſe hinderliche Erde und deswegen ausgeräumte Erde aus und aufwerfen und zu Hauf tragen, den Strohm aber in ſeiner Breite in dem obern Theile

cultmiſches Maaßes von ein ander ſetzen, die Oberfläche (den Rücken) aber gedachter Brücken in der Breite nach der Landſtraße einrichten, aufſetzen und zubereiten, auch Alles und Jedes, wie ſolches oben ausgedrückt iſt, alle Zeit in völligem Stande erhalten und unterhalten laſſen, welches Werk neben einem Mitnachbar und beſagten Anwohnenden, allezeit einer der gedachten Geſchwornen, den ſie wechſelweiſe unter ſich ſetzen werden, fleißig und emſig antreiben und die Arbeiter gehöriger Maaßen friſch zu arbeiten anhalten ſoll.

Wie wir nun ſolches zu aller denen daran gelegen, inſonderheit aber des wohlgebornen Oeconomiis und deren übrigen Marienburgſchen Schloßbeamten nicht minder deren wohlgeachteten Deichgräf und Geſchwornen Aelteſten des Werders ſowohl als gedachten Schwentengeſchwornen und Allen Großwerderſchen Einwohnern wiſſenſchaftlich mit gegenwärtigen gelangen laſſen, alſo verordnen wir, daß gegenwärtiger Brief auf Ewig Kraft haben und unſer Königl. Oeconomiſches Ober Amt zu Marienburg als das in werderſchen Fluß Sachen rechtmäßigen Gerichte, ſcharfe und nachdrückliche Militairiſche Exekution gegen die, ſo dawider handeln, ergehen laſſen ſoll, zur Beglaubigung fürſtehenden haben wir gegenwärtigen Brief eigenhändig unterſchrieben und mit dem Reichsſiegel beſtärken laſſen.

Gegeben zu Warſchau, am 3. März 1731.

(L. S.) **Augustus Rex.**

Auch König August II. (der Starke) ließ in einer Verordnung vom März 1731 wissen, daß alle
»...das Flußbett der Schwente einengende und den freien Abzug hindernde Gegenstände, als da sind Gärten, Brücken, Zäune, Bäume oder Pflanzen sowohl im Flusse selbst als zu beiden Seiten des Ufers weggeschafft werden sollen.«

Ferner sollten
»dem Lauf der Schwente bestimmte Abmessungen (für Breite und Tiefe) gegeben und diese für alle Zeiten erhalten werden. Und es sollen alle neuerlich aufgestellten Brücken und Brücklein, auch die von der Dorfschaft Margenau erstellte, wieder fortgeschafft werden, so daß das Bette von allen Hemmungen befreit und auch ins Grade gebracht werden soll.«
Mit dem »ins Grade bringen« könnte die Begradigung des Flusses unterhalb Neuteichs gemeint sein, die man bis in unsere Tage die Richtschwente nannte.

Mit dem Abriß der Brücke traf es unser Dorf besonders schwer, und man mußte wohl oder übel zähneknirschend ans Werk gehen. Der relativ lebhafte Verkehr zwischen Marienau und Tiege war nun wieder auf die Furt beim Brückenfischer angewiesen. Da aber Marienau auch danach immer wieder gegen diese lästige Bestimmung anging, gab es zwischen der Dorfschaft und Neuteich langwährende Streitigkeiten; und zwar so lange, bis endlich Friedrich Wilhelm III. (1798 - 1840) den Bau von Brücken in Marienau und Tiegenhof zuließ.
Nach dem Erlaß des Dekrets schritten die Marienauer dann auch rasch zur Tat. So weiß der ev. Prediger Zimmermann in seiner Ortsbeschreibung zu berichten:

»... Über diese Schwente führt der Weg nach dem Dorf Tiege, dessen Kirche Filia der katholischen Kirche zu Marienau ist. Früher fuhr man durch eine Fuhrt des Stromes, seit 1819 aber ist eine hölzerne Brücke darüber von einem Privatunternehmer gebaut, der 1/2 Sgr. (Silbergroschen) von jedem Pferde und eben so viel vom Wagen als Brückgeld erhebt..«

Die Schwente als Schiffsweg war nun die eine Seite, die Schwente als die große Entwässerungsrinne für größere Flächen des Werders, die andere; doch davon im nächsten Jahrhundert mehr.

Die Schwentenkommune

Die Schwentenkommune sorgte sich um die Unterhaltung der Großen Schwente bis kurz vor Tiegenhof. Die einzelnen angrenzenden Ortschaften mußten ihre Beiträge jeweils nach dem Dammloos entrichten, das sich nach der Größe der Gemarkung richtete, die direkt in die Schwente entwässerte, und das waren für Margenau 35 Hufen, also die Hälfte der Gesamtflur. Die anderen Teile unseres Dorfes entwässerten über die Marienau-Niedauer Lake in die Jungfersche Lake. Tiege dagegen mußte für 56 Hufen aufkommen, weil es ausschließlich in die Tiege entwässerte. Die Stadt Marienburg zahlte an die Schwentekasse einen jährlichen Beitrag von 2 Talern, 6 Groschen und 8 Pfennigen und lieferte zu den Schwente-Schauen eine Flasche Wein und Kuchen auf die Heubudener Brücke. Vermutlich begann oder endete dort die Schau.

siehe Anhang!

Die Marienau-Niedauer Lake

Wie wir schon gehört haben, wird ein Teil der Marienauer Flur zur Jungferschen Lake entwässert. Dies geschieht über die Marienau-Niedauer Lake. Da diese Angelegenheit jahrhundertübergreifend ist, lassen wir hierzu Landrat Parey aus Marienburg selbst zu Wort kommen:

»Die Lake vom Schleusendamm ab bis zur Niedau-Marienauer Grenze wird gekrautet und gegraben. Die Auslaßschleuse im Schleusendamm, die Windschöpfmühle und die daneben liegende Freischleuse werden von den Ortschaften Niedau und Marienau gemeinschaftlich, und zwar von der ersteren mit 30 Hufen, von der letzteren mit 40 Hufen, zusammen 70 Hufen, unterhalten.

Im oberen Ende unterhält den Wall auf der linken Seite Marienau, auf der rechten Niedau; da wo die Lake im untern Ende neben der Lindenauer Lake auf 300° einherläuft, wird der Scheidewall von der Lindenauer Laken-Kommune, der linksseitige aber von Niedau und Marienau gemeinschaftlich unterhalten; die Erde geben die angrenzenden Besitzer her. Die Unterhaltung der Schleusen und Wassergänge in den besondern Feldmarken ist Sache der betreffenden Ortschaften. Die Aufsicht führen zwei Mühlenregenten von Marienau und Niedau: der letztere hat den Schlüssel zu den besondern Schleusen, welche an der Grenze beider Ortschaften stehen.

Früher bestand in dem Marienauer Dorfschaftswassergang eine sogenannte Erdpforte, welche die Feldmark in zwei Entwässerungstafeln schied und das Wasser entweder nach der Schwente oder Jungferschen Lake wies. Nach der Nogatcoupirung ist die Erdpforte entfernt und dadurch ein Entwässerungsfeld von 70 Hufen (außer dem Pfarrland) hergestellt, welches sämtliches Wasser je nach den Umständen in die Schwente oder die Jungfersche Lake entsenden kann, ohne daß die Ortschaft sich zur Erhöhung ihres Beitrages zur Unterhaltung der Entwässerungsanlagen in und an den Niedau-Marienauer Wassergang verstehen will.«

Tiegenhof

Ein neues Handelszentrum fürs Unterwerder

Anfang des 18. Jahrhunderts liest man in alten Schriftstücken über diesen Ort in unserer Nähe:
Marktflecken mit 1 Hufe, 20 Morgen, 208 Ruthen.

Der Flecken Weyerhof, Neuhof (Nowy Dwor) oder Tygenhof, wie er schließlich genannt wurde, ursprünglich »im Sumpf und Rohrplan der Tiege gegründet«, hatte es in den ersten Jahrzehnten schwer, denn eine Dorfgründung nach Plan hatte es nicht gegeben, wohl aber eine stetige Entwicklung nach den Bedürfnissen des umliegenden Landes.

Die jeweiligen Pächter der »Oekonomie« hatten hier links der Tiege einen V e r w a l t u n g s - h o f , einen Gutshof errichtet, der in der Überlieferung als » S c h l o ß « benannt wurde. Bald vergrößerte sich dieser Komplex durch Speicher, Ställe und Gesindestuben; aber gegenüber auf der rechten Tiegeseite siedelten sich mit der Zeit Krämer, Handwerker, Kaufleute und Fuhrwerker mit ihren Familien an, und bald wurde aus der kleinen Ansiedlung der obengenannte M a r k t - F l e c k e n , der eine große Überlebenskraft entwickelte, weil die Wirtschaft der in der Niederung urbar gemachten Dörfer gut gedieh und einen Handelsplatz benötigte.
Zur Sacherklärung der »Brockhaus« : Flecken sind Dörfer, denen einzelne städt. Rechte verliehen worden sind. Sie heißen Marktflecken, wenn sie im Besitz des Marktrechts sind.

Wie schon früher berichtet, siedelten sich dort auch eine Reihe niederländischer Handwerker und Gewerbetreibender an, so daß wir aus alten Aufzeichnungen für das 18. Jahrhundert bei Dormann lesen können:
Am 20. Dez. 1 7 1 4 verkaufte Jakob Ludwig, königlicher Prinz und Sohn des verstorbenen Königs Johann Sobieski, »dem Cornelius G r o n o w (Grunau) das Haus jenseits der Tyge zur linken Hand, wenn man von dem Schloß kommt über die Brücke bis nahe an des Steinigers Haus« und verpachtete ihm eine Hufe Land am Walde auf 40 Jahre für 800 Gulden bar und 10 Gulden jährlichen Grundzins mit der Berechtigung, schlechten (schlichten, einfachen) Branntwein, den er jedoch nicht selbst brennen, sondern kaufen darf, wo er will, mit Kräutern zu destilieren. Jedoch behält der Branntweinbrenner Isaac W i e b e auch ferner seine Brenn- und Destilierfreiheit.
»Das Recht, Branntwein zu brennen, gehörte zu diesem Gebäude mit dem Garten und einem Schweinestall nahe der Brücke am Schloß. Die Gronausche Destilation wurde mehrfach weiterverkauft, bis dieser Grund und die Brennerei mit allen Rechten 1 7 7 6 von dem Holländer Peter S t o b b e, dem Urahn der Familie mit dem berühmten Machandel, erworben wurde.« (Steiniger).
Weitere Nachrichten aus dieser Zeit sind folgende:
1 7 3 2 erhält Martin M ü c k in Tygenhof die Freiheit des Lederhandels und der Fischerei. Im gleichen Jahr Hans B e s t v a t e r und Salomon B l o c k den Holzhandel im Tiegenhöfschen. 1 7 1 5 erteilt der Verwalter dem David W o e l l k e die Erlaubnis, Grütze zu mahlen gegen jährlichen Zins.

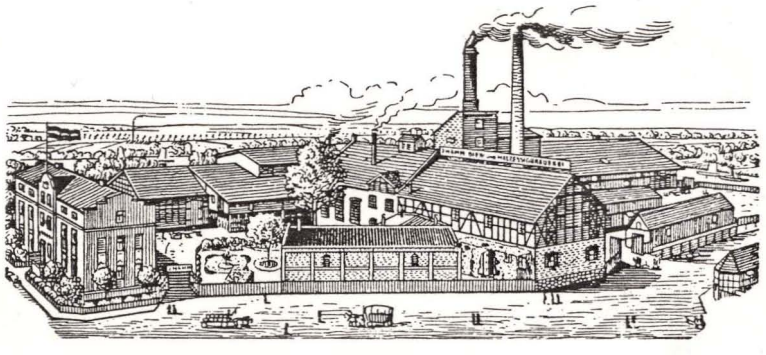
Dem Aufblühen von H a n d e l , H a n d w e r k u n d G e w e r b e in breiten bürgerlichen Kreisen auch der kleinen Orte war der Zeitgeist des individuellen wirtschaftlichen Aufbruchs

günstig. Das Zeitalter der Aufklärung war da und erfaßte Europa nicht zuletzt mit den Ideen Immanuel Kants: »Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen!«

Aus dieser freieren Atmosphäre des Zeitalters entstand bei Handwerkern Kreativität und Unternehmungsgeist, welche im Verein mit wachsenden Erkenntnissen in der Technik erst einmal in Städten zu Manufakturen führte, den Vorboten des Industriezeitalters.
So gesehen, profitierten vom Fortschritt der Technik und dem aufblühenden Gewerbe wohl nicht so sehr Margenau und unsere Werderdörfer, doch immerhin wohl Tiegenhof und Neuteich. Ersteres wurde sehr bald für unser Dorf ein größerer Handelsbezugspunkt als Neuteich, zumal es zu dessen Pachtgebiet gehörte.
Die genauen E i n w o h n e r z a h l e n dieser drei Orte findet man erst ab der preußischen Zeit. Rückschließend kann man für 1760 annehmen - es lebten in diesem Jahr in

Margenau ca. 600 Personen
Stadt Neuteich ca. 800 Personen
Marktflecken Tiegenhof ohne Schloß bereits ca. 980 Personen

Die P ä c h t e r des T i e g e n h ö f e r G e b i e t s. Nach etwa 200 Jahren der privaten Feldstedts, Loitz, Weyher, Jacobsen, von Falkenberg und Gembicki hatte das polnische Königshaus unmittelbar den Zugriff auf die Ökonomie getan, und so wirtschafteten zwischen 1680 und 1745 auch die Margenauer Bauern in die große Rocktasche von König Johann III. Sobieski und seinem Familienclan.
1 7 4 3 erbte zum letztenmal ein Mitglied des polnischen Königshauses, Josefa Antonia, verwitwete Zamoyski, die Ökonomie Tiegenhof. Sie gründete aber bald i n W a r s c h a u einen w e l t l i c h e n canonischen O r d e n und übertrug diesem als wirtschaftliche Basis ihre Besitzrechte am Pachtgebiet Tiegenhof für »gutes preußisches Geld«.
Ab 1 7 4 6 dann wurde damit auch unser Dorf von dem Convent des Ordens verwaltet. Ein ferner Dienstherr und ein sehr merkwürdiger. 26 Jahre lang mußten die Hooges und die Klempnauers, die Pohlmanns und die Claassens noch warten, bis sie ab 1772 mit ihrem Dienstherrn wieder deutsch reden konnten - der Große Friedrich war's.



Die Bier- und Malzessig-Brauerei von Jacob und Alfred Hamm
zu Tiegenhof im Großen Werder
Gegründet 1781

König August III. bestätigt die Hakenbude

Am 10. Juli 1747 bestätigte in Dresden der Privatsekretär von König August III. (1734 -1763), Johannes Logau, dem Dorf Margenau eine Hakenbude.
Sie sollte unter Köllmischem Recht stehen und jährlich 6 Floren (Gulden) dem Pfandinhaber des Tiegenhöfschen Gebiets zahlen.
Einem jeden anderen wurde in dem Erlaß verboten, solche Waren, wie sie die Hakenbude bereithielt, bei 50 Talern Strafe anzubieten. Das war also deutlich: unlauterer Wettbewerb war unerwünscht.
Eine Hakenbude gab es schon vorher im Dorf. In der Mitgliederliste zur Großen Werderschen Brandordnung von 1727 lesen wir, daß auf den sog. »Marjenauschen Gärtner Huben« der David Zuch seine »Hackenbude« hatte, zu der 15 Morgen Land gehörten.

Was ist eine Hakenbude? Gehen wir dem Wort in seinen Ursprüngen nach. Der Haken war das so geformte alte Ackergerät zum Aufreißen der Erde. Was man mit diesem sehr einfachen Gerät an einem Tage bewirtschaften konnte, ergab damals auch ein Flächenmaß, den »Haken«. Mit der »Hufe« verhält es sich ähnlich.
So erklärt sich sehr leicht, daß alle Dinge, die zu diesem Sachkreis gehörten, wie Nägel und einfache Eisen- und Holzverbindungen, Schleifstein für das Schareisen, Aale, Pech und Garn zum Reparieren von Siel und Sattelzeug, in einer Bude, in einem Laden untergebracht waren.
Ein solches Handelshaus mit »Ersatzteilen« fürs ganze Dorf verwaltete ein handwerklich wie auch kaufmännisch geschickter Mann; eine »Bude« also, die mit wachsendem technischen Fortschritt bald ein Geschäft wurde, lange Zeit das einzige und sehr wichtige; denn die Zahl der Artikel wuchs ständig und beinhaltete bald den täglichen Bedarf des Dorfmenschen. Inhaber einer Hakenbude zu sein, der natürlich geschickt im Häkern oder Verhökern sein mußte, war immer ein begehrter Posten und in der gesellschaftlichen Stellung ein angesehener Mann, den man Hakenbüdner nannte.

Was um 1830 unser evangelischer Pfarrer Zimmermann in Margenau als Hakenbude erlebte, erfährt man in den folgenden Zeilen seiner Aufzeichnungen:

»... Hier findet der Ortsbewohner alle seine täglichen Bedürfnisse vereint dargeboten, ja noch mehr als dies. Wie alle Getränke, so sind auch alle Materialwaaren, Gewürze und Spezereien in kleinern und größern Quantitäten, dann Oel, Lichte und Töpferwaaren, und von der andern Seite, Leinwand, Wolle, Baumwolle und Seidenzeuge selbst sehr feiner und theurer Art, und fertige Kleidungsstüke für das Landvolk zu haben. Selbst Hüte und Schuhe sucht man nicht vergebens, wie alles Eisenwerk und Ackergeräthe, Sicheln, Sensen etc.«

So gesehen, war eben auch der Kaufladen bei Walter Richter noch eine Hakenbude. Vielleicht war es diese ja; denn die Haus- und Hofmarke wie auch die Jahreszahl stimmen mit dem herrschaftlichen Erlaß überein.



»Die Bäckerei der Hakenbude backt wochlich und nach Befinden öfter für alle die, welche nicht eigne Oefen besitzen und ihren zubereiteten Brotteig dahin bringen.«

Nicht von ungefähr stand gleich daneben auch zu unserer Zeit eine Bäckerei; auch neben Schrödter/ Radtke.

»Man sieht daraus, wie unentbehrlich eine solche Allhandlung für das Dorf ist. Zumal die Klasse der Arbeitsleute lebt ganz aus der Hakenbude.
Da holt die Käthnerfrau täglich ihre Grütze, ihr Abmachsel (Butter, Speck, Fett) ihr Loth Cichorienkaffee, ihr Oel zur Lampe etc. und Sonntags bezahlt der Mann, wenn er aus des Herrn Dienst nach Hause gekommen, mit dem verdienten Wochenlohn die Ausgaben seiner Frau...«

Das wird dem verehrten Leser nun einleuchten, daß so etwas Gewichtiges für ein Dorf genehmigt werden mußte, und zwar von allerhöchster Stelle, nämlich von seiner Majestät, dem König von Polen, derzeitig ein Deutscher, nämlich der sächsische August, der Dritte.

UNSER DORFNAME
im Wandel der Jahrhunderte

1321 - ca.1400	M e r g e n o w / aw gespr. w = u	Aussprache und Schreibweise der oberdeutschen Dorfgründer und Verwaltungsbeamten in der Mergenburg (Marienburg) Merge = oberd. Maria
1410 - 1800	M a r g e n a u	Mischform; ein Kompromiß zwischen thüringisch-oberd. Altform und der Mundart niederdeutscher Siedler und Zuzügler
ab 1600 auch in Schriftform	M a r j e n a u	Marje = Maria Nieder- oder Plattdeutsch hat sich durchgesetzt - mündlich und schriftlich
In kirchl. Zusammenhang	M a r i a e n a u	Kirchenlateinisch (z.B. in Kirchenbüchern), also nur schriftlich
ab etwa 1800	M a r i e n a u	Hochdeutsch - ab 18./19. Jahrh. Setzt sich im 19.Jahrhundert als Schriftform durch.
mündlich durchgängig	M a r j e n a u / M o r j e n a u	bleibt mundartlich bis in die Gegenwart plattdeutsch
1945 bis heute	M a r y n o w y	polnische Form

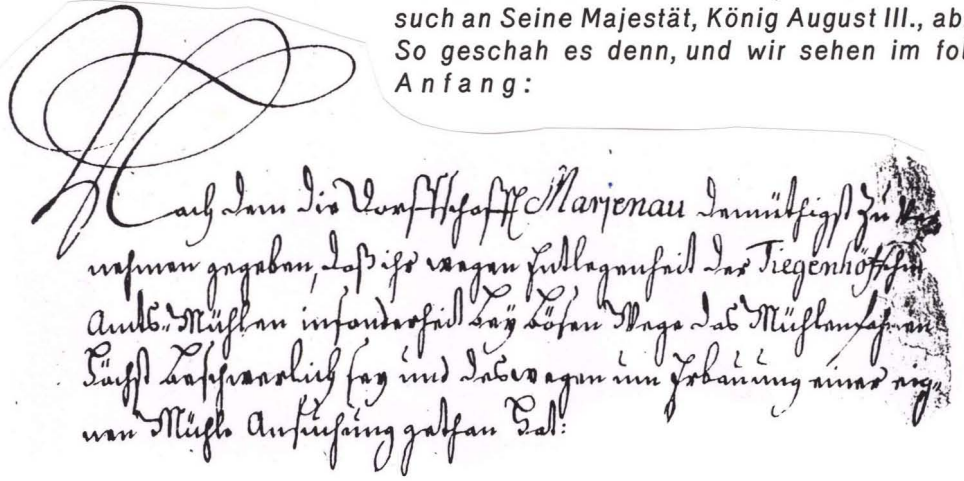
Eine Kornwindmühle für unser Dorf

M a h l e , M ü h l e , m a h l e - die eine das Wasser, die andere das Korn !

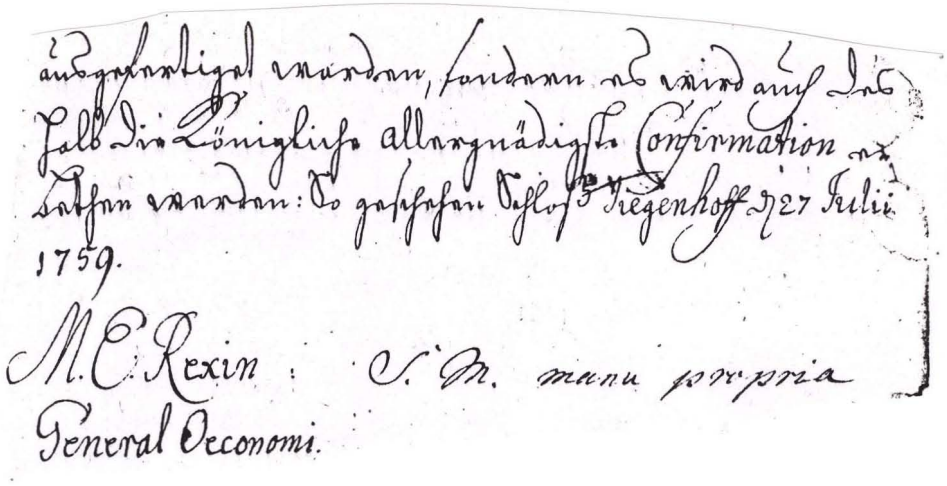
So war das im Werder, und das wollte man jetzt auch in Margenau sagen können. Denn - der Weg zum » Hoff an der Tyge «, wo die nächste Amtsmühle stand, war im Herbst und Frühjahr oft morastig; und unter der schweren Last der Weizen- und Roggensäcke auf den Bretterwagen wurde der Druck auf die Achsen und die Speichen übergroß, wenn eines oder zwei der hohen Räder in ein blottig-grundloses Loch lief. Unterbau und Seitenbretter, alles Holz verzog sich, knarrte, die Pferde setzten unter der Peitsche des Kutschers alle Kraft ein, um nicht stecken zu bleiben; die Deichsel ächzte und - unter splittrigem Knacken - brach sie zuweilen auch.

Eine K o r n m ü h l e i m D o r f also, das wäre das Richtige, das Notwendige, zumal die große Ackerfläche der Gemeinde in guten, in Friedenszeiten hohe Erträge brachte und bringen mußte; denn Handel und Gewerbe wuchsen, und auch der Bauer brauchte viele Hände, die in Feld und Scheune, Stall und Haus ihr Tagwerk vollbrachten, und alle brauchten d a s t ä g l i c h e B r o t .

So besprachen die Honoratioren von Margenau im kleinen Kreis im großen Dorfkrug auf dem Anger gegenüber der katholischen Kirche, wie man die Angelegenheit angehen sollte. Es waren der Schulze und zwei »gute Männer«, drei angesehene Mit-Nachbarn (Bauern) mit beträchtlichem Hufenbesitz und zwei Handwerksmeister anwesend, um das Projekt zu beraten.
Aber auch ein wichtiger Gast war geladen, der dem Schulzen gut bekannte Generalökonom M.E. Rexin von Marjenburg, der sich alle Argumente anhörte, sie drehte und wendete und schließlich versprach, den Text für ein Gesuch an Seine Majestät, König August III., abzufassen.
So geschah es denn, und wir sehen im folgenden den A n f a n g :



und das Ende:



seines handschriftlich wohlgesetzten Antrags.

Der vollständige Text, in Druckschrift übertragen, lautet:

»Nachdem die Dorfschafft M a r j e n a u demüthigst zu vernehmen gegeben, daß ihr wegen Entlegenheit der Tiegenhöfschen Amts-Mühlen insonderheit bey bösen Wege das Mühlenfahren höchst beschwerlich sey und deswegen um Erbauung einer eignen Mühle Ansuchung gethan hat: Als (also) habe ich in Erwegung deßen und weil durch sothanen Anbau (zu erwartender Erntesteigerung) die Amts Proventen einen menschlichen Zuwachß bekommen, ihren Gesuch defiriret (stattgegeben) und deshalb mit denselben unter folgenden Bedingungen contrahiret (vertraglich vereinbart).

Es soll nehmlich obgedachter Dorfschafft Marjenau frey stehen und krafft dieses e r l a u b e t s e y n a u f i h r e m D o r f f s - G r u n d e e i n e W i n d - K o r n - M ü h l e a u s e i g e n e n M i t t e l n z u e r b a u e n, und solche vierzig Jahre lang nach ihrem besten Wißen und Gefallen zu nutzen und zu gebrauchen auch während solcher Zeit dieselbe zu vermiethen, zu verpfänden oder zu verkauffen; nach Verfluß dieser 40 Jahre aber soll diese Mühle dem Königlich Tiegenhöfschen Amte anheim fallen, dergestalt, daß das Amt als denn mit derselben als mit seinem Eigenthum disponiren können jedoch wird derjenige Müller, welcher als denn die Mühle antreten möchte, verbunden (verpflichtet) seyn nach Gewohnheit der andern Mühlen dieses Gebieths das in der Mühle vorhandene Thauwerk, Eisen und Stein nach Taxe guter Männer der Dorfschafft zu bezahlen. Wenn auch die Dorfschafft Marjenau neben der Mühle ein Wohngebäude auffbauen und einen Garten pflantzen möchte: so soll nach Endigung der 40 Jahre der als denn die Mühle antretende Müller der Dorfschafft oder dem als denn befindlichen Besitzer den dazu angekaufften Grund, das WohnGebäude und Garten nach Billigkeit bonificiren (vergüten); für den aufgeführten Mühlen-Berg aber, worauff eigentlich die Mühle stehet, hat die Dorfschafft keine Erstattung zu gewarten.

Hingegen sollen zu sothanem Bau drey gesunde Eichen aus dem Königlichen Muntauschem Walde ausgebethen werden, auch wird die Dorfschafft Marjenau bey verfallenden Bauten oder Reparaturen an den Tiegenhöfschen Amts-Mühlen von dem sonst schuldigen Schaarwerk befreyet, inmaaßen deshalb, damit diese Mühlen nichts darunter leyden, anderweite nöthige Einrichtung gemacht worden.

Für welche Freyheit die Dorfschafft M a r j e n a u während dieser vierzig Jahre einen jährlichen M ü h l e n - Z i n ß von 100 fl. schreibe E i n H u n d e r t G u l d e n .... á 30 gl. auf St. Johann (24. Juni) promt

zu entrichten haben und in kommenden 1760ten Jahre auf besagten Termin den Anfang machen wird. Und wenn nach Endigung dieser 40 Jahre die Dorfschafft mit dem Amte sich wegen des neuen Zinses von der Mühle oder des Verkauffs oder Einmiethe derselben nicht einigen könte: so soll dieselbe doch für andern die nächste dazu seyn, wogegen sich dieselbe verbindet und schuldig seyn soll, wenn die Mühle dem Amte eigenthümlich gehören wird, bey denen als dann sich ereignenden Bauten und Reparaturen die nöthige Schaarwerken zu verrichten. So wie nun dieses alles wohl verabredet und fest gesetzet worden: so ist darüber nicht allein gegenwärtiger Contract errichtet und unter des Amts Siegel ausgefertiget worden, sondern es wird auch deshalb die Königliche allergnädigste Confirmation erbethen werden: So geschehen Schloß Tiegenhoff d. 27 Julii 1759.

M. E. Rexin *S. M. manu propria*
General Oeconomi.«

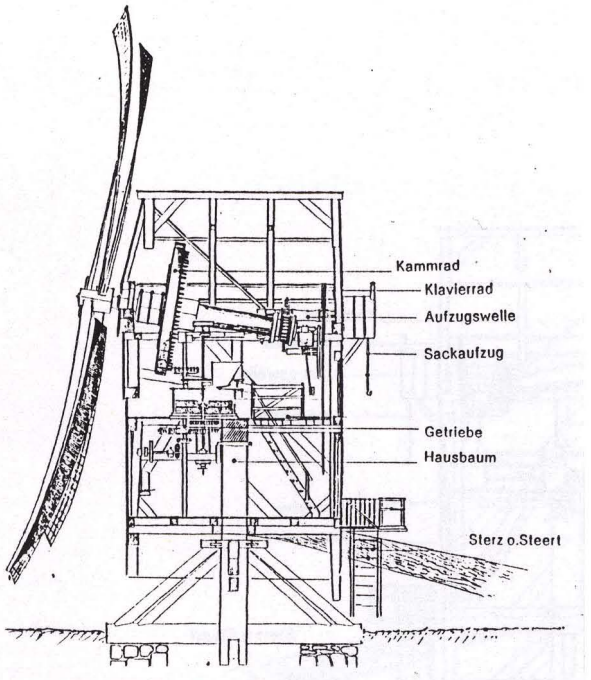


HIER ist sie nun zu sehen, die betagte, aber rüstige Mühle, 1759/60 aus Montauer Eichenholz erbaut, im Februar 1942 von Martha Blum, geb. Hausmann, fotografiert und nach 1970 von den Polen abgebrochen.
1760 also begannen sich die Flügel der Mühle unter dem alten Müllerspruch »Glück zu!« zu drehen und dem Dorf und wohl auch seiner Umgebung das Brotmehl zu liefern. Vierzig Jahre sollte die Pacht von einhundert Gulden pro anno an die Tiegenhöfer Starostei gezahlt werden, immer am 24. Juli, zu St. Johann.
Der erste uns bekannte Müllermeister war Johann Klempnauer aus unserm Dorf, der während der Pachtzeit nicht als Besitzer, sondern als Angestellter die Mühlengeschäfte betrieb. Ob über die ganze Pachtzeit hinweg, ist nicht bekannt.

Das Schicksal der ersten Bockwindmühle in Marjenau werden wir auch über den weiteren Verlauf der Chronik verfolgen.
Von 1760 an also war die Mühle Eigentum des Grundherrn, d.h. des Tiegenhöfschen bzw. Marienburger Amtes. Sie war in Zeitpacht für vierzig Jahre abgegeben an unsere Dorf-

schaft, die jährlich die o.g. Pacht zu zahlen hatte. Danach jedoch wurde die Zeitpacht in eine Erbpacht umgewandelt.
Aus den Akten kann man entnehmen, daß unsere Margenauer Bockwindmühle am 18. August 1800, also schon zu preußischer Zeit, dem Müller Erdtmann Wunderlich in Erbpacht übergeben wurde. Ihm gehörte neben der Mühle selbst auch ein kulmischer Morgen Land, ein »Obst- und Geköchsgarten« gegen 2000 Taler Einkaufsgeld und jährlich 2 Taler Ganggeld und 4 Taler Pachtgeld. Der Fiscus behielt das Vorkaufsrecht .

Eine Bockwindmühle ist eine mächtige Holzkonstruktion mit erstaunenswert fortschrittlicher Technik zum Mahlen des Korns.
Sie steht auf einem Bock aus schweren Eichenbalken in Kreuzform. Dieser trägt ein zweigeschossiges hölzernes Gehäuse von 20 - 25 Metern Höhe mit einem geschweiften Satteldach. Aus dem vorderen Giebel ragt die Flügelwelle mit dem an ihrem Kopf befestigten Flügelkreuz. Auf der Rückseite der Mühle befindet sich der Kehrbalken oder Steert, mit dem das ganze Mühlenhaus mitsamt den Flügeln in den Wind gedreht werden kann.
Innen enthält sie die klassische Technik von zwei großen Kammrädern aus Weißbuchenholz auf der Flügelwelle. Sie treiben den Schrot- und Mahlgang an. Geschmiert wurde mit Bienenwachs und Graphit. Welche Anteile davon und was sonst noch, da hatte wohl jeder Müller sein Geheimrezept.



Querschnitt durch eine Bockwindmühle

Außerdem sind vorhanden eine Kraftregelung für den Mahlgang, ein Sechskantsichter und ein Sackaufzug für Kette oder Seil.
Wenn die Mühle in Schwung war, wurde in allen beweglichen Teilen eine gewaltige Fliehkraft spürbar. Zum Abbremsen hatte man ein bogenförmiges Weichholz (Pappel), das, wie bei einer Fahrradbremse, hier gegen das schwere Kammrad gedrückt wurde. Wegen der Brandgefahr durch Reibung mußte später Eisen anstatt Weichholz verwendet werden.
Der Mahlgang besteht aus den zwei Mühlsteinen von 1,20 bis 1,50 m Durchmesser. Es waren Quarzsteine aus Schonen (Schweden) oder Basaltsteine aus dem Rheinland.

Grau und weiß geh'n wir zu Kleide,
grau und weiß die Müllertracht.
Doch wir geh'n in Samt und Seide,
wenn die Arbeit ist vollbracht.

Drum ihr Brüder frisch und munter,
trinkt aus das Glas, schenkt wieder ein.
Unser Handwerk geht nicht unter,
Müller müssen immer sein.

Vom Waſſer-Schaden.

(1700 - 1772)

1 7 0 0 Nogatbruch bei Langhorst nach dem großen Werder.

1 7 0 9 riß der Damm der »Elbinger Weichsel bei Küchwerder an zwei Stellen und verursachte eine solche Ueberschwemmung, daß die Niederung bis M a r i e n a u unter Wasser stand...« (Parey). Pfarrer Hartwich schreibt darüber folgendes:

Damahls riß auch die Weichſel aus im Scharpauiſchen Winckel im Küchwerder / oder an dem ſo genandten alten Schloß / und hat die gantze Niedrigung / wie auch die Gegend bey Weyershoff und bis Marienau unter Waſſer geſetzt / dazu auch kam / daß es am ſchwartzen Wall einbrach / und das Waſſer vermehrete / ſo daß Fürſtenau / Groß- und Klein-Maußdorf / Niedau / wie auch das Lindenauiſche niedrige Feld beſchwommen war / aber am dritten Tage fiel es mercklich ab / ſo daß die Acker ziemlich frey wurden / doch verdarb alles Winter-Getreyde / wo das Waſſer geſtanden hatte / ſo daß es die Leuthe muſten umbpflügen / und mit Gerſt und Haber beſäen. Anno 1709. nach dem Augſt im Monath Septembr. muſte ein jeder Nachbar aus dem groſſen Werder / denſelben Bruch mit Miſt und Erde verführen helfen

1 7 1 6 ist ein Bruch ins große Werder aus dem unteren Teil der Weichsel gewesen.

1 7 4 2 am 19. Dezember riß der Nogatdamm bei Krebsfelde an vier Stellen in einer Weite von 1/4 Meile, doch blieb das Wasser auf der rechten Tiegeseite.

1 7 4 5 am 18. Januar und am 30. und 31. März entstanden 11 Nogatniederbrüche nach dem großen Werder, davon 5 bei Krebsfelde auf einer Strecke von einer halben Meile, wobei auch Menschen ertranken.

1 7 4 9 am 2. Februar entstanden im ganzen 14 Durchbrüche von der Nogat aus, teils nach dem großen Werder ... , doch hat sich die linke Tiegeseite glücklich gehalten.

Die große politische Wende naht

Im 18. Jahrhundert - das hatten die Werderschen allmählich verinnerlicht, gab es nun zwei K ö n i g e in ihrem geopolitischen Raum, den p o l n i s c h e n und den p r e u ß i s c h e n . Der Stern des einen sank, der des anderen stieg.

Das Königreich Preußen wuchs durch Besonnenheit seiner Herrscher, durch Tatkraft, Pflichtbewußtsein und geschickt planerische Politik zu einem Machtfaktor im Herzen des Kontinents; aber aus dem Machtpoker aufblühender Nationalstaaten konnte es sich nicht ausklammern. Eine bedrohliche Koalition aus Österreich, Rußland und Frankreich wollte ihm den Garaus machen, und so begann 1756 Friedrichs II. Flucht nach vorn und der 7-jährige Krieg mit einem präventiven Befreiungsschlag und endete mit der Selbstbehauptung und sogar Stärkung seiner Position. Der englische Historiker Carlyle wußte Friedrichs Entschluß mit den Worten zu würdigen: »Friedrich besaß das viel kürzere Schwert, aber er brachte es schneller aus der Scheide.«
Auch Rußland unter Peter dem Großen hatte als neue europäische Großmacht die politische Bühne betreten.

Derweil war P o l e n e i n z e r r i s s e n e s L a n d geworden. Innerer Verfall und äußere Machteinbußen kennzeichneten die Lage.
Die Sejm-Tagungen, die Reichstage, hatten kaum noch Sinn. Vom Ausland bezahlte Abgeordnete machten durch das »Liberum Veto« jedes Regieren praktisch unmöglich. Dort saßen nur adlige Grundbesitzer, von denen jeder das Recht besaß, durch seinen Einspruch Beschlüsse zu verhindern. Von 1652 bis 1764 wurden von 55 Reichstagen auf diese Weise 48 »zerrissen«.

Die K ö n i g s f r a g e und das Problem der G l a u b e n s s p a l t u n g , verquickt mit außenpolitischen Machtinteressen, führten schließlich zu Handlungsunfähigkeit und am Ende zu völligem Ruin.

Zwischen 1703 und 1709 hielt in Polen der Schwede Karl XII. das Heft in der Hand, zwischen 1704 und 1709 gab es einen polnischen Parallelkönig, Stanislaus I. Leszczynski. Zwischen 1709 und 1733 hatte der sächsische Kurfürst August der Starke das Sagen. Ein Jahr lang setzte sich wiederum Stanislaus auf den Thron. Dann gab's August III., den nächsten Sachsen, der 1733 bis 1 7 6 3 regierte. Der starb zu diesem Zeitpunkt, und wieder tauchte die große Frage auf, wer denn nun Polen regieren soll.
Durch das Wahlkönigtum in diesem Land blieb das Land einstweilen führerlos, derweil sich die absolutistischen Nationalstaaten an allen seinen Grenzen formiert hatten und manche auch darauf warteten, alte Schulden zu begleichen.
Da schlossen Friedrich II. von Preußen und Katharina II. von Rußland 1 7 6 4 einen Geheimvertrag ab, die Dinge Polens nicht weiter treiben zu lassen.

Polen hatte in jener Zeit eine winzige Armee von 17.000 Mann, während Rußland 330.000 Mann und Österreich und Preußen jedes 170.000 Mann aufbieten konnten.

Daher war es auch nicht verwunderlich, daß die russische Kaiserin Katharina II. großen Druck



Stanislaus II. Poniatowski, 1764–1795 König von Polen.

auf den polnischen Reichstag ausüben konnte, um ihren Günstling und früheren Geliebten Poniatowski ins höchste Staatsamt zu bringen. Dann wäre Polen einfach nach ihren Wünschen mitregiert worden.
Doch das war am Ende nicht so einfach, denn Rußland war griechisch-orthodox, die Polen dagegen jahrhundertelang Stoßtrupp der römischen Curie und Preußen (wo man nach jeder Facon selig werden konnte) wie auch Polnisch-Preußen vorwiegend protestantisch. Der Glaube kann Berge versetzen, aber der polnische Berg wollte nationalkatholisch bleiben und blieb es am Ende auch. Dennoch, der 30-jährige Krieg hatte und hat viele Ausläufer.
Man zerredete sich im Sejm die Zungen und wollte nun nach all den Sachsen endlich wieder einen echten Polen zum König haben.
Immer noch hatten die Abgeordneten die Worte ihrer Kollegen von 1733 im Ohr, die damals erklärt hatten: »...da wir in unserm rechtgläubigen Lande fremden Gottesdienst verabscheuen, so halten wir uns für verpflichtet, die heilige römische Kirche und ihre Vorrechte nach dem Beispiel unserer Väter zu verteidigen.«
Aber unter russischer Dominanz sollten die »Vorrechte der Väter« nicht zählen. Die Zarin forderte 1766/67 die volle Gleichberechtigung aller religiös Andersdenkenden, welches vom polnischen Reichstag unmißverständlich abgelehnt wurde.
Da sich dadurch aber die verbündeten Rußland und Preußen provoziert fühlten und sich als Schutzmächte der in Polen lebenden Nichtkatholiken verstanden, wurde die Lage explosiv. Auf Veranlassung des russischen Gesandten Repnin bildete sich 1767 in Thorn eine Konföderation der Protestanten, in Slusk eine Konföderation der Griechisch-Orthodoxen.
Zur Thorner Konföderation gehörten 309 Adlige aus Polen und Polnisch-Preußen, ferner die drei großen Städte Danzig, Thorn und Elbing und fast alle kleinen Städte des königlichen Preußen. Angeführt wurde der Zusammenschluß von den Gebrüdern von der Goltz. Der eine war Starost von Tuchel, der andere von Graudenz. Der geistige Führer aber war der Danziger Ratssyndikus Lengnich, der in einer politischen Schrift im Namen der großen Städte an die russische Kaiserin Katharina II. die fortdauernde Verletzung mehrerer alter Religionsprivilegien gemeldet und angeprangert hatte.
Mit dem dreihundert Jahre währenden Zustand also, in dem unsere Heimat Teil der polnischen Krone gewesen war, ging es zwischen 1760 und 1770 spürbar zu Ende.
Auf ihrem letzten Landtag am 7. Sept. 1767 beschloß alsdann die Gesamtvertretung der preußischen Stände, die alte Unabhängigkeit Preußens von Polen mit Hilfe der russischen Kaiserin wieder herzustellen. Es war die letzte Aktivität des westpreußischen Ständestaates.
Zwar waren die Werderschen von den räumlich entfernten Vorgängen nicht unmittelbar betroffen; dennoch haben sie wohl gespürt, daß die großen politischen Ereignisse in Ost-Mittel-Europa und die sich zuspitzende Lage in Polen sehr schnell ihr eigenes Schicksal mitentscheiden würden. Die Teilung Polens lag in der Luft.

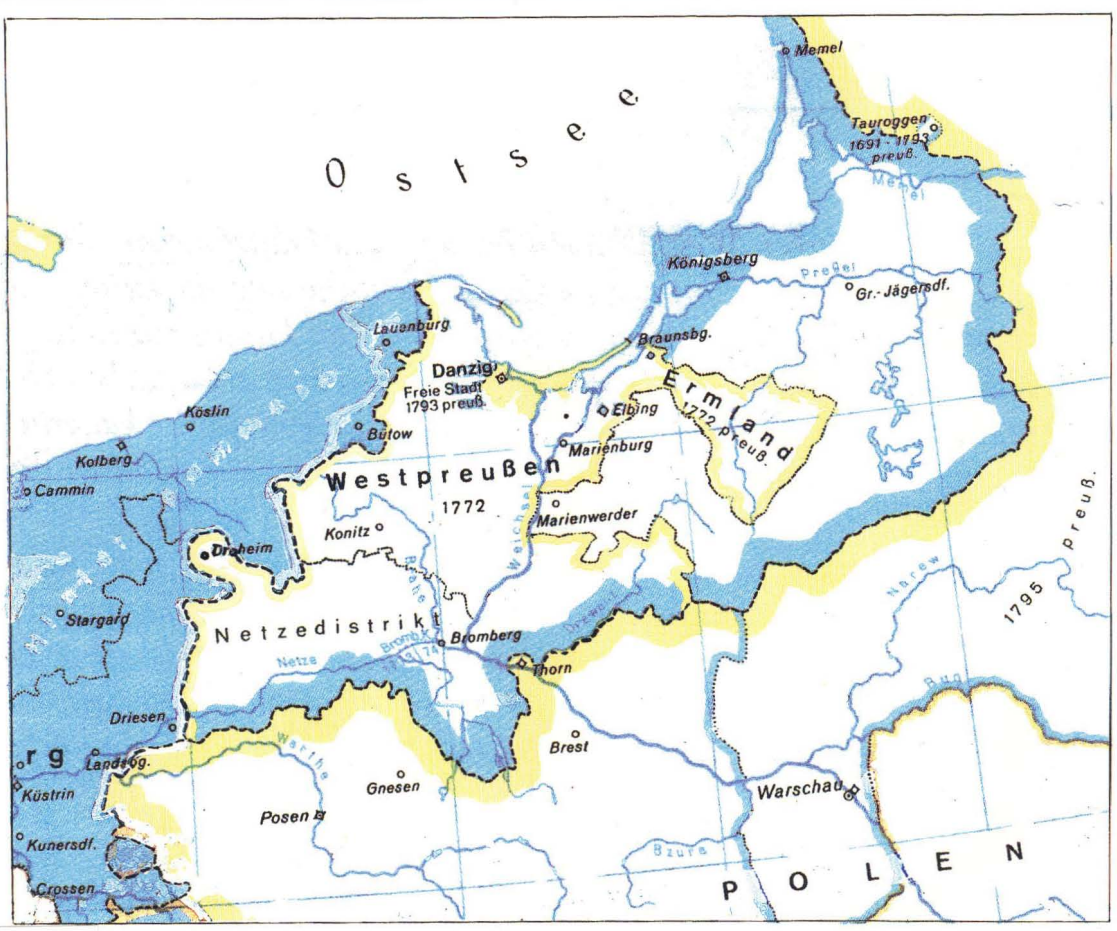
1772

IM WIEDERVEREINIGTEN PREUSSEN

»Heim ins Reich«, hätten die Westpreußen 1772 schon sagen können, aber die nationale Karte war unter den Menschen jener Zeit nicht der alleinige Trumpf. Außerdem war das deutsche Reich jener Tage auch gebietsmäßig noch etwas anderes. Ja, es ging dennoch heim - ins Königreich Preußen.

Allemal die Werder waren auch dreihundert Jahre unter der Krone Polens von ihrem deutschen Volkstum nicht abgerückt, hatten unter verschiedenen Privilegien ihrer Eigenart unter preußischer Regionalverwaltung leben können, zuweilen allerdings mehr schlecht als recht.

Nun aber war's geschehen: Rußlands Katharina und Preußens Friedrich hatten in der Petersburger Konvention vom 17. Januar 1772 beschlossen: das in ihren Augen nicht mehr lebensfähige Polen sollte geteilt werden. Aber die österreichische Kaiserin war als dritte Teilhaberin noch unentschossen. Dann aber ergriff auch sie den einen Zipfel der Landdecke, was Friedrich der Große dann so kommentierte: »Sie weinte, aber sie nahm«.



Schon einen Tag nach der Huldigung, am 28. Sept., hob er im Notifikationspatent die Leibeigenschaft der Domänenbauern und derjenigen in vorwiegend polnisch besiedelten Gebieten auf und verkündete die Rechtsgleichheit aller Untertanen.
Und als oberstes Provinzialgericht schuf Friedrich II. das Oberhof- und Landesgericht in Marienwerder, das auch für Kirchen- und Schulfragen zuständig war.
Die oberste Verwaltungsbehörde wurde die sog. »Kriegs- und Domänenkammer« am gleichen Ort.
Alle Aktionen bei der Landesübernahme ließen sich gut und friedlich an, so daß Finanzrat von Brenkenhoff berichten konnte: »Man siehet uns allenthalben recht gern ... alle sind mit Freuden preußisch geworden!«
Solches galt demnach auch wohl für die polnische Gräfin Skorzewska, die den preußischen Bevollmächtigten darum bat, ihre Landbesitzungen, die eigentlich im Polnischen verbleiben sollten, in das preußische Staatsgebiet mit einzubeziehen.

Der Alte Fritz wird Landesvater

Der erste Diener seines Staates

» Weit entfernt, der unumschränkte Herr seiner Untertanen zu sein,
ist der Fürst vielmehr der erste Diener seines Staates. «

Einen ungewöhnlichen Landesherrn hatten unser Werder und seine Dörfer bekommen. Auch ohne Rundfunk, Auto und schnelle Zeitung war der Wille des Königs aus der Potsdamer Residenz in allen Winkeln der neuen Provinz in Windeseile spürbar.

Schon 1763, als Westpreußen noch wartete, aber der Siebenjährige Krieg zu Ende war, gönnte sich der Alte Fritz nur wenige Nächte, um Kräfte zu sammeln, das Friedenswerk fortzusetzen, von dem unsere Heimat später profitieren sollte. »Und künftig greife ich keine Katze mehr an, außer, um mich zu verteidigen!« soll er gesagt haben.

Ein leidenschaftlicher Wille zum Aufbau seines Landes packte ihn: alle Militärpferde ließ er an kriegsgeschädigte Bauern verteilen, die Proviantschuppen für die Bedürftigen leeren, und der Rest der Kriegskasse war schon für den Auf- und Ausbau der Provinzen bestimmt.
Als Westpreußen hinzukam, waren auch noch andere Sondermaßnahmen notwendig. Die herbeizitierten Landräte mit wohlpräparierten Reden ließ er gar nicht zu Wort kommen.

»Bis übermorgen wünsche ich von Höfen und Gütern eine genaue Aufstellung über den Bestand an Pferden, Kühen, Schafen, Brotgetreide, Kartoffeln und Sommersaat. Verlieren Sie keine Zeit, au revoir! Das große Flattern begann.« (Fernau).

Der alte Feldherr, der große Planer, der liebenswürdige und auch strenge Landesvater bot noch einmal alle Kraft auf, um Ordnung in die neuen Provinzen zu bringen. Seine Kutschpferde zogen ihn und eine große Eskorte in jedem Jahr einmal landauf, landab in den Netze-Distrikt, nach Marienburg, Elbing und Marienwerder, um die Landesverwaltung ins rechte Gleis zu bringen.

Westpreußen

Teil des Königreichs Preußen

Eine neue Landkarte entstand im östlichen Mitteleuropa. Der Preußenkönig hatte in geschickter Diplomatie und Strategie das Ziel erreicht, eine sichere Landbrücke zu seiner Insel Ostpreußen zu bauen - in Wahrheit aber auch, altes Preußenland zurückzugewinnen, obwohl seine Argumente hierfür anders lauteten, als wir Heutigen wohl im Sinne haben. Wir hätten nun erwartet, Friedrich würde seine Rechte aus dem »Stammland des Deutschen Ordens« herleiten, doch den gab es ja seinerzeit noch unter dem Schutz des Wiener Hofes.
Nein, für ihn war es nicht Annektion; denn er berief sich auf Erbverträge der Askanier mit den Fürsten von Pommerellen. In dem »Besitzergreifungspatent« vom 13. Sept. 1772 erklärte er, Pommerellen hätte nach dem Aussterben seines damaligen Herrscherhauses im Jahre 1295 rechtmäßig an die stammverwandten Herzöge von Pommern-Stettin fallen müssen; deshalb sei er der Rechtsnachfolger dieser Herzöge und erhebe Anspruch auf das Land.
Eroberung also war hier nicht angezeigt. Das politische Testament von 1752 offenbaren des Königs Grundgedanken zu Westpreußen: »Ich halte es nicht für angebracht, diese Provinz mit Waffengewalt zu gewinnen... Erwerbungen mit der Feder sind solchen mit dem Schwert allemal vorzuziehen«.

Schon vierzehn Tage später am 27. September 1772 huldigten die Stände des neuen Gebiets im Großen Remter der Marienburg den königlichen Kommissaren, wobei Minister von Rohd erklärte,

»Der glückliche Tag ist endlich erschienen, an welchem dasjenige Land,
so ehemals dem preußischen Adler entrissen worden, wiederum
unter seine Flügel zurückkehren soll.«

Damit brachte er zum Ausdruck, was in der diplomatisch gehaltenen Erklärung vermieden worden war, daß jetzt die Einheit des alten Ordenslandes wieder hergestellt worden sei, und auch die Wahl der Marienburg als Huldigungstätte entsprach dem großen sinnreichen politischen Bogen.
Im Sinne Friedrichs sollte die Übernahme des »Preußen königlich polnischen Anteils« kein Akt der Machtergreifung sein, sondern eine gute Perspektive für das einfache Volk.
Schließlich hatte es in der Erklärung des Königs geheißen,

» . . . daß wir auch geneigt und fest entschlossen sind und hiermit versichern, die Einwohner samt und sonders bei ihren Besitzungen und Rechten in geist- und weltlichen, besonders die der römisch-katholischen Religion Zugetane bei dem freien Gebrauch ihrer Religion zu lassen, zu schützen und zu handhaben und überhaupt das ganze Land dergestalt zu regieren, daß die vernünftigen und wohldenkenden Einwohner glücklich und zufrieden sein können und keine Ursache haben werden, die Veränderung zu bereuen.«



FRIEDRICH DER GROSSE
Gemälde von Anton Graff, Sanssouci

Die zentrale Verwaltung sollte schnell greifen und erfolgreich sein. Die Schulzen mußten alle für die Landesaufnahme erforderlichen Angaben sammeln und an die Landräte weiterreichen; denn diese waren die stärksten Stützen der effektiven preußischen Verwaltung. Von dort ging, was den König interessierte, an die Kriegs- und Domänenkammer nach Marienwerder und weiter nach Potsdam. Und hier in der Nähe liegen sie noch heute, auch das unschätzbar wertvolle Kontributionskataster.
Alle wichtigen Ressorts mußten neu durchdacht werden: der Bauernstand, die Schulbildung, die neue Landesverwaltung und auch ein bißchen das Militär; denn ein guter Zaun schützt vor Neidern und Dieben, und über allem sollte die Sonne der Gerechtigkeit scheinen; aber die monarchische Allmacht durfte man nicht antasten. Wozu denn auch? Wenn sie nach Kräften irdische Gerechtigkeit übte, ging es dem einfachen Menschen gut, und wenn es nach Friedrichs Worten ging, hatte er diesen in sein Herz geschlossen, aber parieren mußte er schon!
Der König verlangte kurze Justiz, Bagatellsachen waren nichts für Schreibtischwege. Strafurteile aus der Provinz wünschte er zu sehen - »Ich will verhindern, daß da gehudelt wird.«

Wie hielt er's mit der Religion? 1775 an einen Minister: »Es ist meine Pflicht und Vorliebe, die Untertanen glücklich zu machen; dazu gehöret aber vorzüglich, daß sie den Fleiß mehren und sich an Arbeitsamkeit gewöhnen.«
Aber die Religion der Leute - und einen ganzen Fächer von Glaubensgenmeinschaften hatten das Ermland und Westpreußen zu bieten - das sollte ihre Privatsache sein; denn der König meinte:

> *» Die Religionen müssen alle tolerieret werden, und muß der Fiskal nur das Auge darauf haben, daß keine der anderen Abbruch tue; denn hier muß jeder nach seiner Fasson selig werden.«*

Nachdem wir nun einiges über den neuen Landesvater gehört und ihn auch haben selber sprechen lassen, sollten wir wissen, daß hier echter Preußengeist wehte, der in der Geschichte fortwirken sollte.

Die Huldigung

Die Huldigungsfeier für ganz Westpreußen und das Ermland fand am 27. September 1772 in unserer Nähe statt, in der fünfzehn Kilometer entfernten Burg, in der alten Komturei, die jetzt der neue landrätliche »Kreis Marienburg« wurde - und unser Teilstück davon das Große Marienburger Werder.
Zwei Tage vorher begann man mit der Eintragung der Namen in die Huldigungslisten, nach Honoratioren und Ständen getrennt.

Um 8 Uhr früh wurde der Große Remter des Hochmeisterpalastes für die Feierlichkeit geöffnet. Über einem Podest war das Bild des Königs aufgestellt. Etatsminister von Rohd eröffnete mit einer Huldigungsrede, in der er u.a. sagte:

> *»Dieses ist also der beglückte Vereinigungstag, an welchem desselben Landes Einwohner ihrem gekrönten neuen Hirten, unserm allergnädigsten Könige und geliebten*

Landesvater, das erste Opfer ihrer Treue durch den Erb-Huldigungs-Eid zu Füßen legen werden...«
»Gott segne die Regierung unsers großen Königes und erhalte dessen teures Leben ... zur Wohlfahrt seiner getreuen Untertanen, welchen der allgütige Versorger der Welt gesegnete Felder, einen blühenden Handel, gehorsame Kinder, eine fröhlich gesittete Jugend und ein ruhiges Alter, auch überall Friede verleihen wolle.«

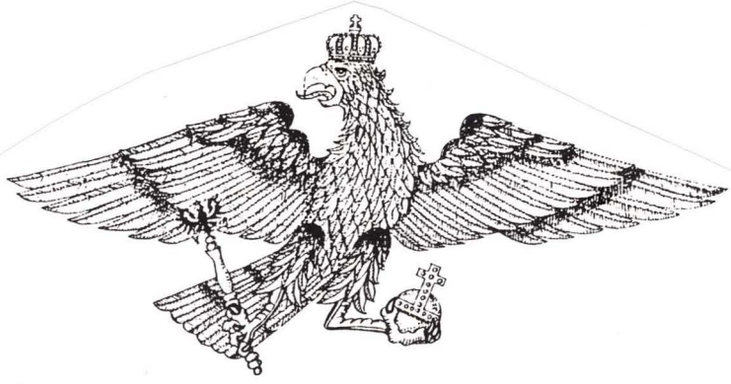
Dann schritt man zur Abnahme des Eides mit teils abweichender Formel je nach verschiedenen Personengruppen.
Die kath. Geistlichkeit leistete den Eid durch Auflegen der Finger der rechten Hand auf die Brust vor einem geweihten Kruzifix, die Mennoniten durch Unterschrift und Handschlag.

Auf der Vorburg wurde danach unter Pauken und Trompeten das »Tedeum« angestimmt, der Marienburger Prediger Wittholt hielt eine kurze Predigt, worauf die evang. Feier mit dem Choral »Nun danket alle Gott« beschlossen wurde. Im Schloßhof warf sodann der Quartiermeister die vom König bewilligten 2000 Taler unter das Volk. Später wurde die in Gold und Silber geprägte Gedenkmünze verteilt, die auf der einen Seite den Kopf des Königs zeigte, auf der anderen eine Karte mit Weichsel, Nogat und Netze und der Umschrift »Regno redintegrato«, das wieder vereinigte Reich.



Huldigungs-Gedenkmünze aus dem Jahre 1772.

Quartier hatte man rechts und links der Nogat in den Dörfern bezogen. Allein manche waren mit Pferd und Wagen angereist, unter ihnen der evangelische Pfarrer Johann Friedrich Heermann aus Marienau sowie Ludwig Albrecht Heermann, Amtmann des Tiegenhöfer Gebiets.



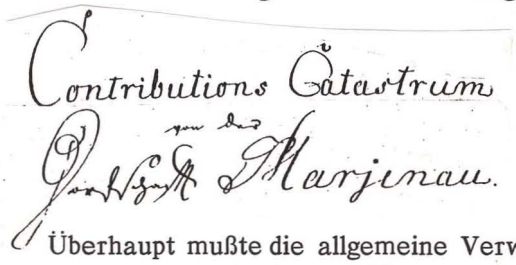
Im Namen des Königs.

In der Verwaltungsstreitsache
der Stadtgemeinde Neuteich, vertreten durch den
dortigen Magistrat, Klägerin,
wider
den Königlichen Regierungspräsidenten zu Danzig,
Beklagten,
hat das Königliche Oberverwaltungsgericht, Erster Senat,
in seiner Sitzung vom 27. Februar 1903,
an welcher der Präsident Peters und die Oberverwal-
tungsgerichtsräte: Techow, von Tempelhoff, Genzmer,
Dr. Scholz, Kuhnow und Lohsee teilgenommen haben,
für Recht erkannt,

Die Friderizianische Landesaufnahme

Contributions Catastrum von der Dorfschaft Marjenau

Als die Feierlichkeiten vorüber waren, ging es bei Preußens gleich an die Arbeit. Zunächst die Steuerlisten. Seit altersher erstellen die Obrigkeiten Listen ihrer Untertanen. So war es, als von Kaiser Augustus ein Gebot ausging,daß alle Welt sich schätzen ließe,und so war es auch,



als der Große Friedrich die Westpreußen und mit ihnen die Marjenauer aufrief, sich und die eigenen Besitzverhältnisse zu offenbaren; denn es ging, wie sollte es anders sein, um Steuern. Damals und heute. Nur unter dem Landpfleger Cyrenius mußte man zu den Zählstellen wandern, bei Friedrich kamen die Zähler ins Dorf.

Überhaupt mußte die allgemeine Verwaltung penibel und gerecht geordnet sein. Dafür sollte jeder Einwohner Westpreußens im letzten Winkel namentlich erfaßt und seine wirtschaftlichen und familiären Verhältnisse festgestellt werden. Nur so konnte die Verwaltung die Einnahmen abschätzen, gerechte Steuern festsetzen und die Staatsausgaben berechnen.

Zu diesem Zweck befahl Friedrich II., jenes legendäre Kontributionskataster von jedem Dorf anzulegen, das uns gottlob im Geheimen Staatsarchiv Berlin erhalten ist.

So umgab sich der König mit einem großen Stab von Beamten, Kriegsräten, Ingenieuren und Feldmessern und diktierte höchstpersönlich die Grundsätze in die Feder des Finanzrats Rohden, die für jene Veranlagung maßgebend sein sollten.

Im Dezember 1772 wurde die Landesaufnahme fertiggestellt und am 9. Januar 1773 dem König überreicht.

Das war eine gewaltige Leistung, welche die Landräte und der Zählstab, die Dorfschulzen mit ihren Helfern und am Ende wieder die Kammer in Marienwerder leisten mußten. Am schnellsten - man sagt in vierzehn Tagen - gelang diese Arbeit in den Dörfern unserer Werder, wo die Verwaltung noch nach altpreußischem Zuschnitt funktionierte.

Die 657 Marjenauer

Dem Alten Fritz sei Dank, daß den Marjenauern, wo sie heute auch immer leben mögen, aus ihrer jahrhundertelangen deutschen Vergangenheit eine vollständige Aufreihung von Mensch und Tier aus dem Jahr 1772 erhalten ist.

Die Angaben, der »Anschlag« für die »Dorfschaft Marjenau«, wurden durch die Mitglieder des Sonderstabes unter Mithilfe der Schulzen, Lehrer und Pfarrer im Dorf aufgezeichnet und in Reinschrift im Amt Tiegenhof zur Weitergabe nach Graudenz und Potsdam erstellt.

Die alten Pachtgebiete (Baarenhoff, Tiegenhoff) aus polnischer Zeit behielten vorerst noch ihre eigenständige Verwaltung, obgleich dem Kreis Marienburg - zuvor Woiwodschaft Marienburg - zugehörig.

Unsere gedruckte Übertragung des Kontributions-Katasters für Marjenau hält sich orthographisch genau an die handgeschriebene Vorlage jener im 18. Jh. üblichen Currentschrift. Einige Proben dieser letzteren sind in Faksimile wiedergegeben.

Anschlag.

des Dorfs Marjenau.

Tiegenhöffschen Gebieths

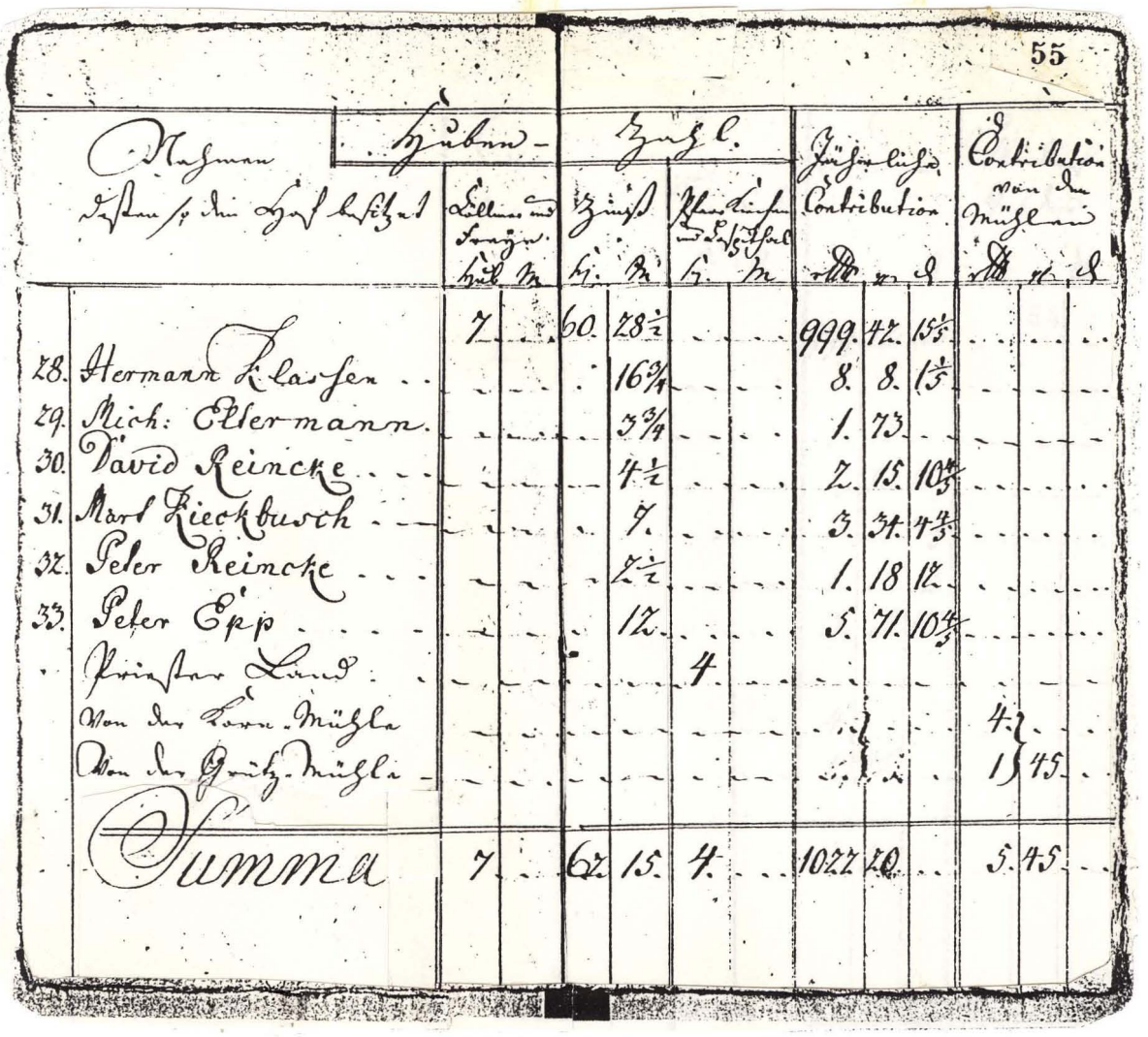
Das Dorff hat überhaupt 73 Hufen 15 Morgen
welche bestehen in

4. Huben	.. Mrg	—	Pfarr Land
7	—	. —	Schultzen Land.
62	. . . 15.	. .	Zinß Land.
Sa 73 Huf:	. . . 15 Mrg		eigenthümliches Land.

In Calculo richtig
Bauer.

In Calculo richtig
Graudentz den 14ten Jan: 1773
Dieterich.

Nahmen der Hauß Besitzer	Hüben- Lehn- und Lange Hufe		Zins.		Pfandschatz		Jährliche Contribution			Contribution von den Mühlen		
	H.	R.	H.	R.	H.	R.	Rthl.	ß.	₰.	Rthl.	ß.	₰.
1. Christian Seeck Schultz	2.	10.	4.	20.			106.	42.	6.			
2. Cornelius Fred. Schultz	2.	10.	1.	24¼.			64.	86.	13⅗			
3. Johann Seeck Schultz	2.	10.	4.	12.			102.	57.	10⅘			
Bauren.												
1. Willm Schulthen			4.				57.	86.				
2. Willm Nicolsen			4.	11¼.			63.	35.				
3. Cornelius Warckenthien Sen.			3.	13.			49.	67.	1⅕			
4. Cornelius Warckenthien Jun.			3.	13½			49.	88.	14⅖			
5. Gebrand Wichler			3.	11¼.			48.	81.				
6. Herrmann Penner			3.				43.	42.				
7. Isaac Clausen			2.	8½			33.	7.	8⅖			
8. David Saulen			2.	13.			36.	20.				
9. Jacob Penner			2.	6.			31.	78.	14⅖			
10. Gerlh Fassen Wittwe			2.	3.			31.	37.	10.			
11. Hanss Hein			2.	2¼.			29.	81.	16⅘			
12. Heinrich Penner			2.				28.	88.				
13. Jacob Werckenthien			2.	½			29.	19.	1⅗			
14. David Hein			1.	28¾			28.	33.	12.			
15. Michael Vanes			1.	6½			17.	56.	9⅗			
16. Christ: Brand			1.	6.			17.	34.	14⅖			
17. Heinrich Peters			1.	27½			27.	69.	6.			
18. Abraham Reger			1.	12.			20.	25.	10⅘			
19. Gerd Bargens			1.	6.			17.	34.	14⅖			
20. Jacob Pohlmann			1.	4½			16.	59.	10⅘			
21. Abraham Wohmann				13½			6.	46.	14⅖			
22. Johann Klempenauer				29½			14.	22.	4⅘			
23. Jacob Werckenthien Zl.				22.			10.	36.	4⅘			
24. Cornel: Wiep				9.			4.	31.	3⅗			
25. Jacob Witte				7.			3.	34.	4⅖			
26. Peter Bieck				4¾			2.	26.	8⅖			
27. Jacob Jantzen				9.			4.	31.	3⅗			
Latus	7.		60.	28½			999.	42.	15⅗			



	Namen der Hufen-Besitzer	Hüben- Ländereien und sonstige Hufen	Zins- Ländereien Hufen	Zins- Ländereien Morgen	Zins- Ländereien und sonstige Hufen	Zins- Ländereien und sonstige Morgen	Jährliche Contribution Rthlr.	Jährliche Contribution Sgr.	Jährliche Contribution Pf.	Contribution von den Mühlen Rthlr.	Contribution von den Mühlen Sgr.	Contribution von den Mühlen Pf.
		7	60	28½			999	42	15⅗			
28.	Hermann Klassen			16¾			8	8	1⅕			
29.	Mich: Ebermann			3¾			1	73				
30.	David Reincke			4½			2	15	10⅘			
31.	Mart Kieckbusch			7			3	34	4⅘			
32.	Peter Reincke			2½			1	18	12			
33.	Peter Epp			12			5	71	10⅘			
	Pfarrland				4							
	Von der Lang-Mühle									4		
	Von der Hintz-Mühle									1	45	
	Summa	7	62	15	4		1022	20		5	45	

Im »Anschlag des Dorfs Marjenau« ist die Anzahl der Hufen zusammengestellt, nämlich insgesamt 73 Hufen und 15 Morgen. Zu den 62 Hufen, 15 Morgen zinspflichtigem Land kommen 4 Hufen Pfarrland der katholischen Kirche, die seit der Dorfgründung im Jahre 1321 zinsfrei waren, ebenso wie die 7 Hufen Schulzen-Land. Schon in der Handfeste des Dorfes steht, daß der Schulze jede zehnte Hufe zinsfrei erhielt. Allerdings waren im Laufe der 451 Jahre daraus drei Schulzen geworden, die sich das Land teilen mußten, so daß jeder 2 Hufen, 10 Morgen kraft seines Amtes besaß, zusätzlich zu seinem eigenen zinspflichtigen, versteht sich.

Beim ersten Schulzen Christian Seek ergibt dies immerhin 7 Hufen. Der zweite Schulze ist der Mennonit Cornelius Fröhse, hier niederdeutsch »Conel Fresh« genannnt, hinten mit dem langen deutschen »h« geschrieben (4 Hufen, 4 1/4 Morgen). Der dritte Schulze ist wieder aus der Familie Seek; Johann hatte 6 Hufen, 22 Morgen.

Die »B a u r e n u n d W i r t h e«: Zusammen mit den Schulzen sind es 3 6 Landwirte, auf die sich die 6 9 Hufen, 1 5 Morgen verteilen. Die restlichen 4 Hufen Pfarrland wurden immer verpachtet. Von den Landwirten wohnten allerdings zwei außerhalb des Dorfes: Jacob Pohlmann im Rückenauer Felde und Heinrich Peters in Eichwalde. Der Landbesitz der einzelnen - außer den Schulzen - lag etwa zwischen 4 Hufen, und 4 Morgen. Unter den 34 Landwirten oder »Nachbarn« waren 13 evangelisch-lutherischer, 20 mennonitischer und 1 katholischer Religion. Die vier größten Höfe mit über 4 Hufen gehörten den evangelischen Familien Seek, Schultz und Niesh. Der Landbesitz der mennonitischen Bauern betrug 41 Hufen, 19 1/2 Morgen, und die restlichen 5 Hufen, 22 1/2 Morgen teilten sich neun evangelische und ein katholischer Landwirt.

Mit der S c h r e i b w e i s e der Namen ging man seinerzeit ziemlich sorglos um. Ob Wihler oder Wiehler, Bargens oder Bergens, Reger, Regeur oder Regehr, Wiep oder Wiebe, Hakenbüdner Hermann Klashen oder Harm Claassen - das nahm man nicht so genau.
Interessant ist, daß es je zwei Höfe Warckenthien und Werckenthien im Dorf gab. Nach der Namensforschung von Gustav E. Reimer kam die Familie Warkentin höchstwahrscheinlich aus dem mecklenburgischen Dorf Perkentin bei Rostock. Im Laufe der Jahrhunderte ist aus dem Dorfnamen zunächst Werkentin und dann Warkentin geworden. In Marjenau gab es 1772 also noch beide Formen.

Von allen Landwirten insgesamt wurde bis 1773 eine jährliche Contribution in Höhe von 1.022 Reichstalern und 20 Groschen gezahlt. Dazu kamen noch von der Korn-Mühle und der Grütz-Mühle zusammen 5 Reichstalern und 45 Groschen als Abgabe.

==========

M ü n z e n u n d M a ß e um 1772

1 Reichstaler (Rthlr)	=	90 Groschen			
1 poln. Gulden (fl.)	=	1 1/2 preuß. Mark	=	30 Groschen	= 540 Pfg.
1 preuß. Mark	=	20 Groschen	=	60 Schilling	= 360 Pfg.
				1 Schilling	= 6 Pfg.

1 Hufe (Hube)	= 30 culm. Morgen	= 16,8 ha
1 culm. Morgen	= 300 Quadratruten	
1 □-Rute	= 14,18 qm	

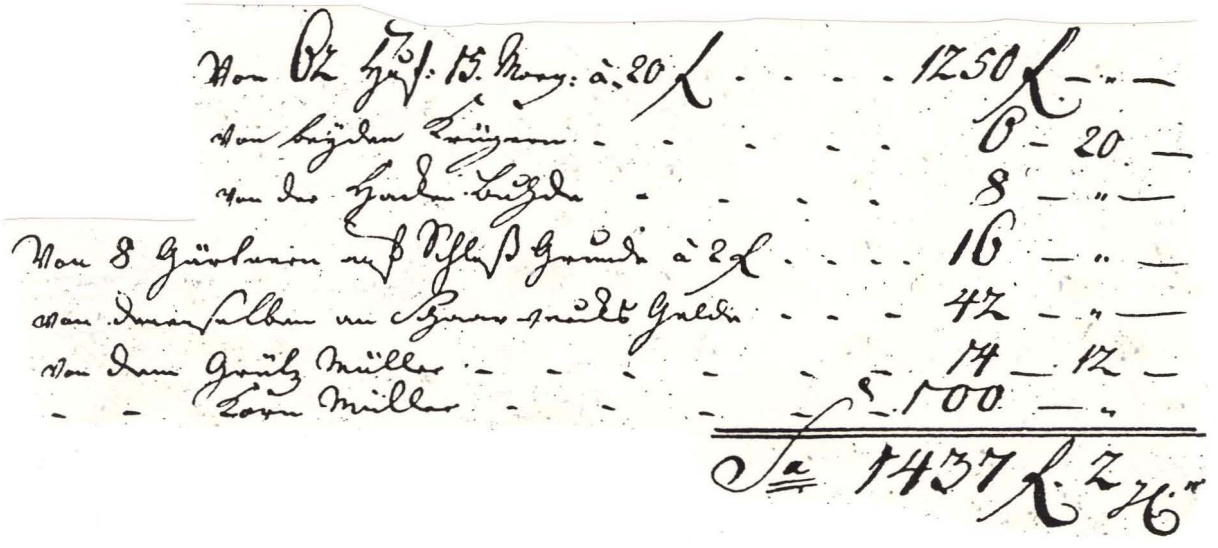
1 Tonne Bier	= 114 1/2 l	
1 Achtel	= 17,16 l	

1 Last	= 60 Scheffel	
1 Scheffel	= 16 Metzen	= 54,961 l
1 Metze	= 3,4351 l	

==========

Unter den 36 »W i r t h e n oder N a c h b a r e n« werden sechs als Handwerker bezeichnet, wozu hier auch der Hakenbüdner (Kaufmann) und die beiden Krüger (Gastwirte) gezählt werden.

Die nächste Gruppe in der Tabelle sind die E i g e n g ä r t n e r , später Häusler genannt, die das Gartenland ihr Eigen nannten. Sie wiederum werden aufgeteilt in solche auf königlichem Grund und diejenigen auf Dorfsgrund. Innerhalb der Dorfmark gab es 8 Morgen, die im Besitz der polnischen Königsfamilie gewesen waren. Dieses Land teilten sich vier Eigengärtner in je 2 Morgen, nämlich der Zimmermann Nath. Bielefeld, der Schuster George Block, der Tischler Melcher Schmidt und der Grützmüller Peter Dieck (Dück). Sie zahlten in der polnischen Zeit je 2 Gulden Zinsen an das Schloß in Tiegenhof. Außerdem waren alle 8 Eigengärtner auf königlichem Grund scharwerkspflichtig. Sie zinsten dafür zusammen 42 Gulden »Schaarwercks Geld« an das Amt Tiegenhoff.



Hier sind die Zinsen in poln. Gulden (fl.= Floren) und Groschen berechnet worden (1 Gulden = 30 Groschen).

Die letzte große Gruppe der Tabelle bilden die sog. M i e t h s - G ä r t n e r , an anderer Stelle I n s t l e u t h e genannt. Auch unter ihnen gab es eine Reihe von Handwerkern: den Dorfschmied, drei Schneider, einen Schuster, einen Fleischhauer (Fleischer) und die beiden Wassermüller.
Den Schluß bilden sieben alleinstehende Frauen meist mit Kindern und die beiden Pfarrer mit ihren Organisten und dem Totengräber.

Schaut man sich nun den Kopf der »T a b e l l e d e s D o r f e s M a r j e n a u« an, so stellt man fest, daß die Einwohner als F a m i l i e n aufgelistet wurden und in die Spalten Männer, Weiber, Söhne und Töchter aufgeschlüsselt sind, wobei man bei den Kindern zwischen solchen unter 12 Jahren und denen darüber unterschied. Hinzugefügt sind noch die Knechte und Mägde, die auf den Höfen wohnten.
Anschließend wurden alle Personen im Haushalt als »S u m m a d e r S e e l e n« zusammengezählt.
Bei den Eigengärtnern und Mietsgärtnern haben wir uns auf die Angabe der jeweiligen Seelen-Summe beschränkt. Alle zusammen ergaben aber eben jene 6 5 7 M a r j e n a u e r , die der Alte Fritz 1772 übernahm.

Tabelle des Dorfes Marjenau

Nahmen des Dorfes und der Wirthe, nebst Gärtnern und Einwohnern.	Einwohner Zahl								Summa der Seelen	Remarque
	Männer	Weiber	Söhne über 12 Jahren	Söhne unter 12 Jahren	Töchter über 12 Jahren	Töchter unter 12 Jahren	Knechte	Mägde		
Marjenau.										
1. Schultz Christ. Seek	1	1	3	-	1	-	5	4	15	
2. 2. Schultz Conel Fresh	1	1	-	-	1	1	5	4	13	
3. 3. Schultz Joh. Seek	1	1	-	1	-	1	6	3	13	
Wirthe.										
4. Wittwe Schultzen	-	1	1	2	1	1	5	2	13	
5. Wittwe Niesen	-	1	-	-	2	3	4	2	12	
6. Cornelius Warckenthien	1	1	-	-	-	-	4	3	9	
7. Cornelius Warckenthien 2te	1	1	-	-	1	1	3	2	9	
8. Isebrand Wihler	1	1	-	1	-	1	3	2	9	
9. Hermann Penner	1	1	2	-	1	-	3	1	9	
10. Isaac Klaashen	1	1	2	2	1	3	1	1	12	
11. David Pauls	1	1	-	1	-	-	2	2	7	
12. Jacob Penner	1	1	-	-	-	2	1	2	7	
13. Gerd Fasten Wittwe	-	1	1	1	1	1	1	2	8	
14. Hans Hein	1	1	-	2	-	2	1	2	9	
15. Heinrich Penner	1	1	-	-	-	-	2	2	6	
16. Jacob Werckenthien	1	1	1	-	-	2	3	2	10	
17. David Hein	1	1	-	-	-	2	2	2	8	
18. Michael Dames	1	1	-	-	-	-	1	1	4	
19. Christ. Brand	1	1	-	1	2	2	1	-	8	
20. Heinr. Peters										wohnet in Eichwalde
21. Abraham Regeur	1	1	1	1	1	-	-	1	6	
22. Gerd Bergens	1	1	-	3	-	-	1	1	7	
23. Jacob Pohlmann	-	-	-	-	-	-	-	-	-	auß dem Rücknauer Felde wohnhaft
24. Abraham Wichmann	1	1	-	-	2	2	-	-	6	
25. Joh. Klempenauer ein Müller	1	1	-	-	2	-	3	1	8	hat eine Wind Mühle
26. Jacob Werckenthin 2te	1	1	-	1	-	-	1	1	5	
27. Cornel Wiep	1	1	-	1	-	2	-	-	5	
28. Jacob Witte	1	1	-		2	1	-	-	5	
29. Peter Dieck	1	1	-	1	-	1	-	-	4	
30. Jacob Jantzen	1	1	-	2	1	1	-	-	6	
Nachbaren so Handwerker										
31. Hermann Klashen Haken Büd.	1	1	1	1	-	1	1	1	7	hat einen Schaarwercks Morgen Land
32. Mich. Eltermann Krüger	1	1	-	-	2	-	-	-	4	
33. David Reincke Krüger	1	1	1	2	1	2	-	-	8	
34. Martin Kieckbusch Schneider	1	1	-	-	-	-	-	1	3	
35. Peter Reincke Tischler	1	1	-	-	-	1	-	-	3	
36. Peter Epp	1	1	-	-	-	-	-	-	2	
Pfarr Land	-	-	-	-	-	-	-	-	-	

	Eigen Gärtner Handwerker auf königl. Grund	Seelen Zahl
1.	Nath. Bielefeld Zimmermann	4
2.	George Block ein Schuster	3
3.	Melcher Schmidt ein Tischler	4
4.	Frantz Stein ein Böttcher	2
5.	Peter Dieck ein Grützer	4
6.	Christoph Kraus	4
7.	Math. Seykowski	3
0.	Herm. Klaashen so ad No 31. gestanden.	
	Auf Dorfs Grunde	
8.	Mich. Thush ein Schneider	5
9.	Mich. Barck Zimmermann	6
10.	Andr. Hoge ein Aufkäufer	5
11.	Albrecht Doffert Aufkäufer	5
12.	Johann Lutey	6
13.	Mich. Kraus	2
14.	Jacob Krüger	5
15.	Peter Rood	5
16.	Johann Doffert	3
17.	Wittwe Branden	1
18.	Johann Döring	4
19.	Adam Smolinske	4
20.	Jacob Reish	4
21.	Mich. Kaufmann	3
22.	Anton Hüll	4
23.	Wittwe Goercken	1
24.	Salomon Dahms	4
25.	George Mühlentz	5
26.	Martin Wall	4
27.	Gottfr. Borowski	5
28.	Johann Goercke	3
29.	Christoph Schultz	6
	Christ. Gericke	2

	Mieths-Gärtner.-	
1.	Mich.Seraphin ein Schmidt	4
2.	Johann Bohl ein Schneider	6
3.	Andr. Schröter ein Schneider	4
4.	Mich. Thush ein Schneider	3
5.	George Barck ein Schuster	3
6.	Joseph Krüger Fleisch Hauer	2
7.	Johann Lucht Wassermüller	5
8.	Jacob Ziesemer Wasserm.	5
9.	Johann Lubowski	2
10.	Mich. Barck	2
11.	Jacob Gröning	2
12.	Gottfr. Borber	6
13.	George Wezelowski	8
14.	Johann Rohr	4
15.	Johann Komertowski	3
16.	Andres Borowski	3
17.	Math. Mazanski	7
18.	Christoph Frölich	2
19.	Mich. Rudnick	3
20.	Mich. Hepner	4
21.	Mart. Frohwerck	2
22.	Johann Stein	5
23.	Michael Meer	4
24.	Johann Behrent	3
25.	Andreas Schmidt	3
26.	Joseph Kaminski	6
27.	Michael Schliedermann	4
28.	Math. Schmolinski	4
29.	Christ. Müller	3
30.	Natzel Sawatzke	6
31.	Michael Scheffler	4
32.	Michel Barck	2
33.	Johann Szarnecke	4
34.	Johann Hörschfeld	1
35.	Simon Macher	2
36.	Anton Tütz	5
37.	Math. Matykowski	3
38.	Math. Gröning	2
39.	Woytke Wysotzki	7
40.	Math. Schefferingski	3
41.	Thomas Puttkammer	4
42.	Jacob Rutkowski	4
43.	Mich. Fischer	4
44.	Frantz Thiel	4
45.	Andreas Hüll	3
46.	Martin Stein	3
47.	Anton Hepner	3
48.	Johann Putkammer	2
49.	Michel Groening	3
50.	Martin Rang	8
51.	Jacob Hooge	5
52.	Salomon Kühnast	2
53.	Jacob Pahl	3
54.	Jacob Thiesh	6
55.	Johann Gurscke	6
56.	Jacob Kraus	4
57.	Johann Neubert	4
58.	Peter Neumann	3
59.	Isebrand Schwartz	5
60.	Johann Kriesen	5
61.	Georg Komentowski	4
62.	Andreas Matikowski	2
63.	Johann Simon	2
	Wittwe Wydower	3
	Wittwe Weishen	1
	Wittwe Nehten	2
	Wittwe Deutschendorfin	1
	Wittwe Krausen	4
	Anna Ma. Döhringen	2
	Elisabeth Krügern	1
Lutherischer Prediger Heermann		7
Luth.Organist Mich. Heinrichs		8
Catholischer Pfarrer Beckert		4
Cath.Org. Steph.Setephanowski		4
Cath.Todtengräber Jacob Barck		4

S u m m a 657 Seelen

Tabelle des Dorfes Marjenau

Nahmen des Dorfes und der Wirthe, nebst Gärtnern und Einwohnern.	Hufen Zahl			Vieh Standt					
	Huf.	Morg.	Ruth.	Pferde	Ochsen	Kühe	Geiß Vieh	Schafe	Schweine
Marjenau.									
1. Schultz Christ. Seek	2	10	-						
	4	20	-	30	-	13	2	10	16
2. 2. Schultz Conel Fresh	2	10	-						
	1	24	75	19	-	9	2	7	12
3. 3. Schultz Joh. Seek	2	10	-						
	4	12	-	40	-	14	7	18	17
Wirthe.									
4. Wittwe Schultzen	4	-	-	21	-	4	5	3	9
5. Wittwe Niesen	4	11	75	20	-	11	2	6	10
6. Cornelius Warckenthien	3	13	-	21	-	8	2	5	7
7. Cornelius Warckenthien 2te	3	13	150	19	-	9	4	5	7
8. Isebrand Wihler	3	11	75	15	-	4	2	4	7
9. Hermann Penner	3	-	-	18	-	1	3	4	6
10. Isaac Klaashen	2	8	150	11	-	4	1	3	5
11. David Pauls	2	15	-	11	-	3	3	4	6
12. Jacob Penner	2	6	-	10	-	4	1	3	5
13. Gerd Fasten Wittwe	2	5	-	9	-	3	-	4	5
14. Hans Hein	2	2	75	11	-	6	2	3	4
15. Heinrich Penner	2	-	-	10	-	6	-	3	4
16. Jacob Werckenthien	2	-	150	11	-	8	3	5	4
17. David Hein	1	28	225	13	-	1	-	4	3
18. Michael Dames	1	6	150	5	-	3	-	-	3
19. Christ. Brand	1	6	-	5	-	2	2	1	3
20. Heinr. Peters	1	22	150	-	-	-	-	-	4
21. Abraham Regeur	1	12	-	5	-	4	-	2	3
22. Gerd Bergens	1	6	-	4	-	4	-	2	3
23. Jacob Pohlmann	1	4	150	-	-	-	-	-	3
24. Abraham Wichmann	-	13	150	2	-	2	-	-	2
25. Joh. Klempenauer ein Müller	-	29	150	5	1	3	2	2	5
26. Jacob Werckenthin 2te	-	22	-	3	-	4	-	-	4
27. Cornel Wiep	-	9	-	1	-	3	-	-	1
28. Jacob Witte	-	7	-	2	-	2	-	-	1
29. Peter Dieck	-	4	225	1	-	2	1	-	1
30. Jacob Jantzen	-	9	-	2	-	2	-	-	1
Nachbaren so Handwerker									
31. Hermann Klashen Haken Büd.	-	16	225	3	-	2	-	-	2
32. Mich. Eltermann Krüger	-	3	225	2	-	2	-	-	1
33. David Reincke Krüger	-	4	150	1	-	-	1	-	1
34. Martin Kieckbusch Schneider	-	7	-	2	-	2	-	-	1
35. Peter Reincke Tischler	-	2	150	-	-	1	1	-	1
36. Peter Epp	-	12	-	2	-	2	-	-	1
Pfarr Land	4	-	-						
	73	15	-						

Es fällt auf, daß in den Familien relativ wenige K i n d e r lebten, nur durchschnittlich drei, abgesehen von Isaac Klaashen, der mit acht Kindern eine Ausnahme bildet. Bei den 57 Familien der Mietsgärtner lebten z.B. nur noch insgesamt 10 Kinder über 12 Jahren im Haus, die andern wurden vermutlich schon früh in Stellung gegeben.

An P e r s o n a l gehörten zum Haushalt des ev. Predigers Heermann ein Knecht und drei Mägde, zum Haushalt des kath. Pfarrers Beckert ein Knecht und zwei Mägde.
Wir erfahren auch, wieviel sie für deren Dienste zahlen mußten: »Ein Knecht bekommt hier 25 Reichstaler und eine Magd 12 Reichstaler L o h n « . Zum Vergleich: in Deutschland Ende des 18. Jhs. erhielt ein »Kutscher und Bedienter je 10 Taler, eine Küchen- oder Viehmagd 5 Taler.« (Strukat: Geschichtl. Leseb. f.d. Grenzm. Posen-Westpr.).

Nach den Hufen, Steuern und Seelen wurde nach dem » V i e h S t a n d t « gefragt, und das unterteilt in Pferde, Ochsen, Kühe, Geißvieh, Schafe und Schweine. Die stärkste Gruppe nehmen mit 340 Stück die Pferde ein, ein Zeichen dafür, daß schon seinerzeit der größte Teil der Dorfmark von Marjenau aus Ackerland bestand. In der Spalte Ochsen steht nur ein einziger, der dem Müller Joh. Klempenauer in seiner Bockwindmühle die Arbeit erleichterte.

Der Bestand an Kühen war damals noch recht bescheiden. Nur drei der größten Bauern hatten mehr als zehn, und im ganzen Dorf gab es 161. Doch hielt man auch die Ziegen der Milch wegen, denn die Summe an »Geiß Vieh« betrug immerhin 46. Mehr als doppelt so hoch war die Zahl an Schafen, nämlich 98 Stück.
Doch für Speisekammer und Vorratskeller brauchte man vor allem Schweine, und diese standen nicht nur bei den Bauern im Stall. Von den insgesamt 201 Stück hielt sich jeder der 30 Eigengärtner je ein Schwein und ebenso die beiden Pfarrer.

Den Tabellen ist ein » A c t u m M a r j e n a u den 12 ten Decembr. 1 7 7 2 « beigeheftet, in dem alles Erfragte noch einmal zusammengefaßt wurde. Vermutlich hatte jeder Beamte einen Fragebogen mit 39 Punkten als Unterlage.
Hier wird noch einmal festgestellt, daß der kath. Pfarrer 4 Huben Land hat, der lutherische aber nur 2 Morgen »und einen kleinen Außenteich«, gemeint Außendeich an der Schwente. »Beyde Kirchen aber haben nichts«, was bedeutet, daß das Land dem jeweiligen Pfarrer gehört und nicht der Kirche.

Der D e c e m (der Zehnte), wird pro Hufe sowohl an den lutherischen als an den katholischen P f a r r e r entrichtet, das sind 1/2 Scheffel Roggen und 1/2 Scheffel Gerste, »mithin an beyde 1 Scheffel Roggen, und 1 Scheffel Gerste, außerdem aber von der gantzen Dorfschaft 140 fl. (Gulden) zum Salario (Gehalt) für den lutherischen Prediger, sowohl von Lutheranern als Mennonisten...«. Außerdem erhielt er 6 Fähden Brennholz (1 Fahden = 2,02 m) und die Calende.

»Der evangelische S c h u l m e i s t e r erhält pro Hufe 20 Groschen an Gelde, 1/4 Scheffel Roggen, und 4 Fähden Holtz vom gedachten Dorf, nebst der freyen Vieh Weyde.«
In Punkt 8 erfahren wir, daß im Dorf »keine Juden vorhanden« waren.

Dann kommt man zur Fruchtbarkeit der Felder:

»Der A c k e r hat viel strengen Lehm, auch einige Sandfelder... Es werden per Hufe
5 Morgen zu Winter Geträyde
8 Morgen zu Sommer Geträyde
5 Morgen zur Brache
3 Morgen zu Wiesenwuchs, und
9 Morgen zur Weyde genutzet.
Auf erstere werden 4 Scheffel 8 Metze Weitzen und 8 Scheffel Roggen
aufs Sommer Feld 6 Scheffel Gerste und 20 Scheffel Haaber ausgesäet.
Es ist hier der Marienburger Scheffel in Gebrauch.
Hanf und Lein wird hier nicht gesäet.

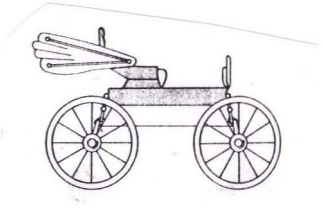
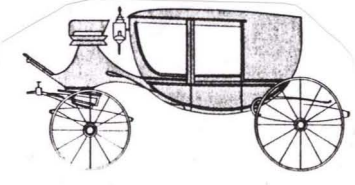
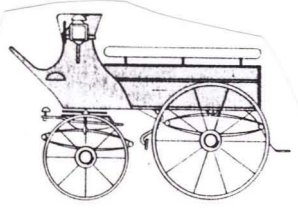
Im Durchschnitt wird im Weitzen das 4 1/2 Korn
im Roggen das 5 te Korn
in der Gerste und Hafer das 6 te Korn gewonnen.«

»Das Land wird öfters überschwemmt, theils durch Regen, und Schnee Waßer, theils durch die Aufstauung, auch fehlet es am Abfluß, weßhalb 2 eigene Waßer Wind Mühlen, und eine mit dem Dorfe Niedau gemeinschaftlich gehalten werden muß.«

»Bau und Brennholtz, muß beydes gekauft werden, das Dorf hat zwar einige Kampen an der Montauer Spitze gekauft, wovon aber das Holz nur zu Faschinen am Damm gebraucht wird.«
Denn »das Dorf hat an dem Weichsel Damm, von jeder Hufe eine Ruthe nebst dem Ufer zu unterhalten, imgleichen die Verwallung an der Tiege, und an denen Mühlen Grabens...«

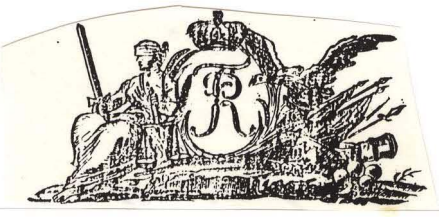
Erwähnt wird auch, daß »ein jeder Wirth nach Proportion der Größe seines Landes einen Obst und Geköch G a r t e n « hatte, etwa pro Hufe einen viertel Morgen groß. (In meinem Elternhaus galten als Benennung Blumengarten und Gemüsegarten, um sie voneinander zu unterscheiden.)

Und nach den Trinkgewohnheiten befragt: »Die Nachbarn brauen bloß ihr G e t r ä n c k e zum Hauß Trunk, zu Hochzeiten und Kindtaufen aber wird das Bier aus dem Amte (Tiegenhof) genommen, Branntwein wird nicht gebrannt.«
»Die beiden Krüger verschenken ein jeder 20 Tonnen Bier und
24 Achtel Branntwein
so ersteres, aus dem Amte, letzteres aber von dem priviligirten Branntwein Brenner in Tiegenhoff genommen wird.« Und das war auch damals schon die Firma Stobbe.

Dorf-Ordnung
für
West-Preussen

ERLÄUTERUNG - Die großen Städte Danzig und Thorn waren von der ersten Teilung Polens noch ausgenommen. Darum kann man sagen:
Nachdem der preußische König das platte Land der neuen Provinz wiederholt bereist hatte, bereitete ihm vor allem im slawisch besiedelten Pommerellen und im Netzedistrikt die Rückständigkeit und Schlampigkeit in der Landwirtschaft große Sorge, woher wohl auch das zählebige Wort von der »polnischen Wirtschaft« stammt.
Der alte Friedrich - mittlerweile war er achtundsechzig Jahre alt geworden - setzte deshalb auf Ordnung. Aus Erfahrung, versteht sich. Und er wollte, daß seine Vorstellung davon auch dem einfachsten Bauern im letzten Winkel Westpreußens zu eigen würde.
So kam es denn zu nachfolgendem Gesetzestext, der ab 1780 auch in Marjenau in jeder seiner Gastwirtschaften ständig aushing und vierteljährlich in der katholischen und der evangelischen Schule am Quartalsanfang den Kindern vorgelesen und sein Inhalt von den Lehrern erklärt werden mußte.
Auf deutsch und polnisch, das war klar; denn die Provinz war nach den dreihundert Jahren polnischer Oberhoheit zweisprachig. In den großen deutschen Siedlungsgebieten beispielsweise waren die Muttersprache und auch die Umgangssprache deutsch, dennoch mußten die Menschen die polnischen Verordnungen lesen können. Zudem kamen lange Zeit schon Erntearbeiter aus Masuren, Polen und Pommerellen in die Werder, und manche hatten hier geheiratet. In den Kirchen wurde deutsch und auch polnisch gepredigt.
Also damit König Friedrichs Anordnungen auch ein Ohr fanden - ob ein williges, läßt sich nicht immer sagen - mußte das Alltagsgesetzblatt, wie im Faksimile gezeigt, links deutsch, rechts polnisch lauten.



Wenn Seine Königliche Majestät von Preussen ꝛc. Unser allergnädigster Herr, bey verschiedenen Vorfallenheiten wahrgenommen, daß die Landwirthschaft in West-Preussen, und Dero darinn belegenen Aemtern, noch nicht überall gehörig geführet wird: So haben Höchstdieselben aus landesväterlicher Vorsorge für das wahre Wohl Höchstdero getreuen Unterthanen, in Gnaden resolviret, folgende Dorf-Ordnung publiciren zu laßen.

Gdy Krol JEGO Mość Pruski, Pan Nasz Naymiłościwszy przy tożnych okazyach uważał, iż gospodarstwo w Prusach Zachodnich y Ekonomiach JEGO tam zostających nie wszędzie jeszcze, tak jak się należy, bywa prowadzone; więc przerzeczony Krol JEGo Mość Nayjaśnieyszy z oycowskiey staronności dla prawdziwego dobra wiernych poddanych swoich, miłościwie umyślił, następujący Porządek wieyski dać publikować.

§. 1.

Zuförderst müßen sich die Unterthanen eines tugendhaften, und Gott wohlgefälligen Lebens, und Wandels befleißigen, und ihre Obrigkeiten, und Beamte ihnen hierunter nicht nur mit gutem Exempel vorgehen, sondern sie auch dazu anhalten, und ermahnen; maaßen aller Seegen, der einem jeden zufließet, lediglich von Gott als dem höchsten Geber alles Guten herrühret, und es Gott ein sehr leichtes ist, diesen Seegen denenjenigen, welche solchen nicht mit Dank erkennen, wieder zu entziehen.

Und damit Gott und deßen Wohlthaten destomehr erkannt werden; so müßen die Eltern ihre Kinder, zeitig und fleißig zur Schule schicken...

§. 5.

Damit auch der Schultze in seinem Amte gebührende Authorität haben möge; so wird allen und jeden Dorfs-Einwohnern, hiermit alles Ernstes eingeschärfet, ihm in allen Stücken willige Folge zu leisten...

§. 6.

Wie also ein jeder Dorfs-Einwohner dem Schultzen gebührende Parition leisten muß; so fordert es auch dagegen die Pflicht des Schultzen vornehmlich dahin zu sehen, daß jeder Wirth seinen Acker recht tüchtig und gut bearbeite, ...

§. 9.

Das Hauptstück bey dem Ackerbau, bestehet in vielem und gutem Dünger oder Mist machen. Um nun diesen Endzweck zu erreichen: so muß kein Wirth, Heu, oder Stroh verkaufen, sondern sein gewonnenes Futter, mit seinem Vieh auffuttern, gute Mistpfützen halten, und fleißig Stroh auf den Misthöfen sowohl, als dem Vieh unterstreuen ...

§. 12.

... imgleichen zum Lein und Hanf säen, zu animiren ... daß sie solches aufspinnen, und entweder selbst verweben, oder das Garn in den Königlich Preußischen Städten, und nicht außerhalb Landes verkaufen, worunter die Schultzen und Dorfs-Aeltesten, den Einwohnern mit gutem Exempel vorgehen ...

§. 21.

Zur Bestreitung des Ackerbaues und übrigen Wirthschafts-Angelegenheiten, muß hiernächst ein Landwirth auch tüchtige Pferde haben ...
... auch dergleichen zwey- und dreyjährige Pferde, nicht gleich, wie es von den mehresten geschiehet, zum anspannen brauchen, indem den jungen Pferden dadurch der Wachsthum, und die Kräfte benommen werden, vielmehr selbige völlig auswachsen lassen, ehe er sie zur Arbeit und Zucht gebrauchet; ...

§. 25.

Es müssen demnach Beamte und Schultzen, mit allem Ernst dahin besorgt seyn, daß die . . . alten Graben fleißiger, als bishero, aufgeräumet, und gekrautet, und wo es nöthig auch neue Graben, zu Ableitung des überflüßigen Wassers gefertiget . . . werden . . .

§. 31.

. . . maaßen (da schließlich) die Baumfrüchte von einem Landwirth, nicht nur das ganze Jahr hindurch zu seinem, und seines Gesindes Unterhalt mit Nutzen gebrauchet, sondern auch denen Städten, frisch und gebacken zugeführet, und daraus ein guter Gewinn gezogen werden kann.

§. 32.

Vornehmlich müßen die Bauren ernstlich angehalten werden, braunen und weißen Kohl, weiße, gelbe, und rothe Rüben, Wrucken, und Kartoffeln, wie nicht weniger Schmink- und Sau-Bohnen in großer Quantität zu säen, und zu pflanzen, und damit dergleichen Geköch guten Fortgang habe, das Unkraut auszugetten, . . .

§. 33.

Vorlängst denen Zäunen, Grabens und Grenzen sowohl, als auf den wüsten Plätzen, in und bey denen Dörfern, wie auch um die Bauergebäude, müßen Weiden, und andere wilde Bäume gepflanzt werden, welche alle 3 bis 4 Jahr gekappet, und zum Zaunstrauch, und Wegebeßern gebrauchet werden können, auch denen Gebäudern und Dächern, bey entstehendem Sturmwinde zum besondern Schutz dienen. . . .

§. 41.

Verlaufenes Gesinde, muß niemand in seinen Dienst nehmen, und dahero ein jeder Wirth von des Dienstboten vorigen Herrn, Nachricht einziehen, oder. . . einen ordentlichen Dienst-Schein von ersterm erfordern, um dadurch versichert zu seyn, ob derselbe mit seinem guten Willen aus dem Dienst gegangen, auch sich wohl verhalten habe? . . .

Wie denn auch von dem Schultzen, und Dorf-Aeltesten dahin zu sehen ist, daß im Dorfe kein dienstloses Gesinde, am wenigsten aber fremde Bettler geduldet werden, ohne solche dem Amte sofort anzuzeigen, und müssen die einheimischen Armen, Reihe herum gespeiset, und mit Hülfe der Orts Armen-Casse verpfleget . . . werden.

§. 42.

Daferne sich auch jemand unterstehen sollte, das auf dem Felde befindliche Getreyde, Heu, Toback und andere Früchte, oder Gewächse, imgleichen die öffentlich auf dem Felde gelassenen Ackergeräthe, Pflüge, Wagens etc., zu bestehlen, der soll auf ein Jahr zum Vestungsbau, oder ins Zuchthaus gebracht werden.

§. 46.

Und wie solchergestalt viele einem, ohne sonderliche Beschwerde helfen können; so sollen die einzurichtenden Societäten, auch bey einem vorfallendem Bau, mit denen nöthigen Stein- Lehm- und Grand-Fuhren, und gewissen Bunden Stroh, welche nach der Hubenzahl in jedem vorkommenden Fall determiniret werden sollen, sich einander zu Hülfe kommen.

§. 47.

Bey dem Anbau der Bauergebäude ist vornehmlich darauf zu attendiren, daß solche mit einem tüchtigen Fundament von Feldsteinen, guten Schwellen, und nöthigen Bandwerk versehen, auch das Dach 2 Fuß übergebauet, und in denen Wohnhäusern ein tüchtiger Schornstein von Ziegeln ausgeführet, die Balken an dem Camin ausgeschnitten, auch dieser in der nehmlichen Art von Ziegeln gut verfertiget werde, um dadurch der Feuersgefahr, welche hauptsächlich durch die geklebten Schornsteine entstehet, vorzubeugen, . . .

§. 48.

An denenjenigen Oertern, wo ein starker Boden, und der Lehm nicht weit anzufahren ist, müssen die Bauergebäude von Lehm, oder Wällerwänden aufgeführer werden, welche Bauart von sehr gutem Nutzen, maaßen solche Gebäude nicht nur von guter Dauer, und viel Holz besparen, sondern auch wärmer als die gewöhnklichen seyn, und das Zimmerlohn dabey ersparet wird; wannenhero die Beamten und Schulzen die Unterthanen auf alle Weise dergleichen Bauart anzupreisen haben.

§. 49.

Da auch einige Unterthanen aus schlechter Überlegung ihre Höfe mit allzuvielen Gebäudern beschweren, welches vornehmlich daher kommt, daß die Stallung für Ochsen, Kühe, und Pferde, imgleichen für das kleine Vieh, besondere Gebäude ausmachen, hierdurch aber viel Holz und Stroh unnützer Weise verquistet wird, und ein Bauer mit einem Hause, einer geraumen Scheune und einem wirthschaftlich eingerichteten Stallgebäude , für alle Arten von Vieh fast durchgängig zu rechte kommen kann; . . . wie denn auch die Wirthschaftsgebäuder von dem Wohnhause zu Vermeidung der etwa entstehenden Feuersgefahr, wenigstens 100 Schritte, und wo es thunlich auch 200 Schritte entfernet seyn müssen.

§. 50.

Die Höfe der Bauren sollen allezeit mit tüchtigen Wirthen besetzet, diejenigen aber, welche nicht tauglich, . . . und ehe der Hof durch solchen nachlässigen Wirth ruiniret wird, nach vorhero eingeholter Cammer-Approbation, vom Erbe geworfen, und eintweder auf denen Königlichen Vorwerkern, als Gärtner, oder bey anderen Bauern, im Amte, als Knechte zu dienen, angehalten, und in ihre Stelle tüchtigere, und ordentlichere Wirthe angesetzet werden.

§. 51.

. . . da nach Seiner Königlichen Majestät allerhöchsten Intention denen Bauern die Höfe, wenn sie anders gut wirthschaften, erblich seyn, und bleiben sollen.

§. 67.

Damit übrigens alles dasjenige, so in dieser Dorf-Ordnung anbefohlen, und festgesetzet worden, zu jedermanns Wissenschaft komme, und sich niemand entschuldigen könne, daß ihm solche nicht bekannt sey; so soll dieselbe vierteljährig in jedem Amte denen Landreutern, Amtsbedienten und Schulzen öffentlich vorgelesen, jedem Schultzen ein Exemplar davon eingehändiget, auch der Innhalt derselben von denen Schulzen wieder denen Dorfs-Einsaaßen ebenfalls viermahl im Jahre, deutlich bekannt gemacht, in jedem Kruge ein Exemplar davon öffentlich angeschlagen, und durch die Departements-Räthe, bey Bereisung der Aemter genau untersuchet werden, in wie weit dieser Verordnung nachgelebet worden

Auf daß aber auch schon die Jugend einen Begrif von einer ordentlichen Wirthschaft und Policey erhalte; so sollen die Landschulmeister mit Anfange eines jeden Quartals, diese Dorfs-Ordnung denen Kindern vorlesen, und die darinn enthaltene Vorschriften, und den daraus entgehenden Nutzen, ihnen zugleich begreiflich, und deutlich machen.

Signatum Berlin den 3. October 1780.

Dan w Berlinie dnia 3. Października 1780

Auf Seiner Königlichen Majestät allergnädigsten Special-Befehl.

Za Specialnym Rozkazem Krola JEGO Mości Nayjaśnieyszego.

v. Blumenthal. Schulenburg. v. Gaudi. Michaelis.

de Blumenthal. Schulenburg. de Gaudi. Michaëlis.

Dorfnachrichten von Marjenau

1774 - Abschied vom Fräulein-Stift

Marjenau im Tiegenhöfschen Gebiet. Als wir gegen Ende der polnischen Zeit über den Marktflecken Tiegenhof und die ständig wechselnden Pächter des Tiegenhöfer Gebiets berichteten - zu dem ja auch unser Dorf gehörte - erfuhren wir, daß ein geistlicher Orden in Warschau der letzte Besitzer war.

1772 nun war's damit zu Ende und preußische Verwaltung zog in unser Werder ein. Doch die Besitzstandsregelung des Tiegenhöfer Gebiets vollzog sich erst am 29. Nov. 1774, als Preußen dem letzten Starostei-Besitzer, dem Fräulein-Stift Marienwille zu Warschau, 47.000.354 Taler und 16 Groschen Vergütung zahlte.

Um 1790 - Die Lietzen erscheinen

In dieser Zeit taucht in den Annalen der Marjenauer Geschichte zum erstenmal der Name Lietz auf. Es sind Menschen, die in der Dorfgeschichte immerhin bis in die 20er Jahre unse-

res Jahrhunderts eine beachtliche Rolle gespielt haben. 1795 lesen wir im ev. Kirchenbuch, daß zur Zeit des damaligen Pastors Carl Friedrich Wegner unter den vier neuen Kirchenvorstehern auch ein M i c h a e l L i e t z genannt wird.

Etwa zeitgleich wird ein Marjenauer Jungunternehmer aktiv; denn in der »Geschichte des Kreises Marienburg« von Dormann (1862) kann man lesen:
» . . . den 7. Dezbr. 1793 wurde dem Einsaßen (Hofbesitzer) R e i n h o l d L i e t z von der Kriegs- u. Domänen-Kammer die Erlaubnis ertheilt, auf seinem Lande von 7 Hufen eine Z i e g e l b r e n n e r e i anzulegen gegen einen Canon von 5 Thlr. zu Martini.«

Die Historie von den » W e i ß b ä u m e n «
Wer hier oder in den Nachbardörfern gewohnt hat, kennt die zwei Wahrzeichen von Marjenau, die hohe Kirchturmspitze von St. Anna und die Riesenbäume am Südausgang des Dorfes, vier mächtige Silberpappeln. Sie sind weit und breit wegen der silbrigen Färbung der Blätter und der weißlichen der Stämme unter dem obengenannten Namen bekannt.



Jeder mit einem Stammumfang von 6 Metern, standen die vier wie Wächter in Reih' und Glied neben dem alten »Marienburger Weg« in Richtung Brodsack. Sie fielen jedem Vorbeifahrenden auf, aber um den, der sie gepflanzt hat, rankten sich Sagen.
Im Dorf jedenfalls erzählte man sich, das hätten die Lietzen getan, aber wann, das lag doch immer noch im Dunkeln - bis 1993, als der Verfasser den damals jährlichen Besuch dort machte, den Tod des einen greisen Baumes bei Sturm und Gewitter miterlebte und später noch einmal dorthin zurückkehrte, nachdem die polnischen Motorsägen den Stamm mehr oder weniger glatt durchschnitten hatten.
Ich fotographierte und zählte die Baumringe und kam auf ein Lebensalter von 210 bis 220 Jahren. Zurückgerechnet landen wir bei 1773 - 1783. Wenn die vier jungen Bäumchen im Alter von 10 Jahren in Lietzschen Grund und Boden eingepflanzt wären, kämen wir auf das Jahrzehnt nach der Wiedervereinigung Preußens. Daneben das neue Ortsschild »Marienau« - ein schöner Gedanke und eine gute Tat, wenn's denn so gewesen ist. Manches spricht dafür.

Friedrich II. und das Mennoniten-Problem

Nachdem Westpreußen von Friedrich dem Großen übernommen war, fürchteten die Mennoniten den Verlust ihres Vorrechts, keinen W e h r d i e n s t leisten zu müssen, das sie sich seit den Anfängen im 16. Jahrhundert immer wieder von den polnischen Königen hatten bestätigen lassen. Für die Nachkommen flämisch-friesischer Einwanderer war solches ein wichtiger Glaubens- und Lebensgrundsatz und eine altväterliche Tradition. Mithin, die Zeiten hatten sich geändert.
Wohl freute man sich auf Preußen und den frischen Wind edler Tugenden, der Ordnung verhieß, Fortschritt, Lebensglück und eine gute Zukunft. Doch hier gab es einen Punkt, wo man sich an dem neuen Hausherrn reiben würde, und das bereitete ihnen Sorge.
So versuchte man vorzubeugen, um die Dinge von Anfang an im reinen zu haben. Im Namen der 13.000 Mennoniten sollten Abgesandte dem König oder seinen Vertretern eine Bittschrift überreichen, worin die Bestätigung ihrer bisherigen Duldungsprivilegien erbeten wurde.

Zeit und Ort für die Übergabe waren günstig; denn im September sollte in der Marienburg der Treueeid gesprochen werden. Dorthin waren es nur ein paar Schritte, und in der Burg hatten die Werderschen Hausrecht.
Zuvor mußten sie jedoch noch ihre große »Speisekammer« bemühen: die westpreußischen Mennonitengemeinden hatten sich verpflichtet, für das große Fest 2 fette Ochsen, 400 Pfund Butter, 20 Käse, 50 Paar Hühner und 50 Paar Enten zu liefern (Orlofferf. Kirchenb.).

Das sollte kein 'Drachenfutter' sein, sondern Dankbarkeit und Nächstenliebe, war aber denn doch augenzwinkernd auch ein Beweis ihrer Wirtschaftskraft.
Dann bei der Huldigungfeier in der Marienburg am 27. Sept. 1772 durfte die Abordnung die vorbereitete B i t t s c h r i f t überreichen.

Am 6. Oktober kam die Antwort von der Kriegs- und Domänenkammer in Marienwerder, in der es u.a. heißt:
» . . . daß sie unter allerhöchst dero Schutz vor allen Beeinträchtigungen in Ansehung ihrer Religions-Übungen gesichert seien . . . «
Und die Frage der Anwerbung von Soldaten würde der König in Kürze entscheiden. Doch dies wolle er im voraus schon versichern,
» . . . daß sie von der naturellen Enrollierung zwar f r e i , a b e r i n G e l d d e r B i l l i g k e i t n a c h dafür jährlich einen Beitrag werden tun müssen und alsdann ohne Störung ihrem Gewerbe nachgehen können.«

Nun ging es nur noch um die Höhe des Betrages, mit dem sie sich vom Wehrdienst freikaufen dürften. Um sich einen genauen Überblick über deren Anzahl und Landbesitz zu verschaffen, erging eine königliche Order, alle Mennoniten in ganz Ost-, Westpreußen und Litauen aufzulisten.
Die Z ä h l u n g ergab: 1 3 . 4 9 5 S e e l e n , jung und alt , männlich und weiblich, und genau 2 . 1 7 7 Hufen Landbesitz.
Daraufhin wurde ihnen durch ein Mandat vom 20. Juni 1774 die Zahlung von 5 0 0 0 Talern jährlich an die K a d e t t e n - S c h u l e in K u l m aufgetragen.

Mennoniten-Verzeichnis aus dem Jahre 1776 (Consignation)

Majenau (Marienau)

Nahmen der Wirthe	Deren Gewerbe	Seelen Anzahl M	F	S	T	Db. m	w	Was sie sind	Ihre Vermögensumstände
Corn. Warkentin	Land-Mann	1	1	–	1	–	–	Eigenthümer	m
Jacob Warkentin sen.	dito	1	1	–	2	1	1	dito	m
Jacob Warkentin jun.	dito	1	1	3	–	–	–	dito	m
Peter Epp	dito	1	1	–	–	–	–	dito	m
Abrah. Regehr	dito	1	1	1	1	–	–	dito	m
Gerh. Basgen	dito	1	1	4	–	–	–	dito	m
Isaac Claassen	dito	1	1	5	5	–	–	dito	m
Peter Warkentin	dito	1	1	1	2	–	–	dito	m
Isebr. Wieler	dito	1	1	1	1	–	–	dito	s
Harm Claassen	Häker	1	1	2	1	–	1	dito	s
Peter Dick	Grützmacher	1	1	–	3	–	–	Eigener	s
Peter Dick	Land-Mann	1	1	1	–	–	–	dito	s
Corn. Warkentin	dito	1	1	1	–	–	–	dito	m
Mart. Wiebe	Arbeits-Mann	1	1	1	–	–	–	dito	s
Jacob Barckmann	dito	1	1	–	–	–	–	dito	s
	Summa.	15	15	2o	16	1	2		

Marienau (Orl.)

Allert, Frantz	L.	1	1	1	—	—	—	E.	mm.
Freje, Conrad	L.	1	1	—	1			E.	mm.
Hein, Dav.	L.	1	—	1	2	—	1	E.	mm.
Hein, Joh.	L.	1	1	2	2	—	—	E.	mm.
Pauls, Dird	L.	1	1	—	1	—	—	E.	mm.
Pauls, Dav.	L.	1	1	1	1	—	—	E.	mm.
Penner, Jacob	L.	1	1	—	2	—	—	E.	mm.
Penner, Herm.	L.	1	1	2	—	—	—	E.	mm.

Die Mennonitengemeinden vereinbarten einen genauen Schlüssel für die Verteilung dieser Last. Sie wurde auf alle Mitglieder über 15 Jahre - männlich und weiblich - verteilt und die Restsumme auf die Hufen umgelegt, von denen für jede 4 Gulden zu zahlen waren, wobei natürlich die Zahlen alljährlich auf den aktuellen Stand gebracht werden mußten.

Die Listen aller Mitglieder der einzelnen Mennonitengemeinden wurden im Jahr 1 7 7 6 zusammengefaßt. Durch sie erhält man einen guten Überblick über ihre Anzahl und ihre wirtschaftliche Lage. Man nennt sie die »Special-Consignation aller in West-Preußen befindlichen Mennonisten-Familien«.

Laut Contributionskataster von 1772 waren in unserm Dorf von den 34 »Nachbarn oder Wirthen« 20 »menonistischer Religion«. Hinzu kommen noch 3 mennonitische Handwerker (Hakenbüdner, Grützmüller). Auch vier Jahre später ergibt sich für Marienau aus der »Special-Consignation«, daß 23 Familien im Dorf wohnten, von denen 15 zur flämischen Mennonitengemeinde in Rosenort gingen und 8 der friesischen in Orlofferfelde angehörten. Insgesamt 18 Familien werden als Eigentümer bezeichnet, die restlichen 5 als Eigener. Nahezu alle Eigentümer geben ihre wirtschaftliche Lage als mittelmäßig an, die andern als schlecht. Der Grund dafür, daß bei allen 23 Familien zusammen nur insgesamt 1 männlicher und 3 weibliche Dienstboten aufgeführt sind, liegt darin, daß in dieser Liste auch nur die mennonitischen unter ihnen gezählt wurden.

Die gewährte Befreiung vom Wehrdienst bedeutete, daß die Mennoniten keine Kantonspflicht übernahmen, die an Grundbesitz gebunden war. Darum sprach man von »kantonfreien Grundstücken«. Um diese sich nicht noch vermehren zu lassen, - denn das bedeutete auch weniger Soldaten für den König - durften Mennoniten fortan keine Höfe von Andersgläubigen kaufen.
In der Tat hatte sich im Laufe der Zeit ihr Grundbesitz enorm vermehrt. Denn in den Marienburger Werdern, im Bärwalde- und Tiegenhöfschen Gebiet war die Zahl der kölmischen Hufen in mennonitischem Besitz von 3 9 2 im Jahre 1748 auf 5 9 6 im Jahre 1772 und auf 6 8 3 im Jahre 1788 gestiegen. Daneben besaßen sie noch 5 2 8 emphyteutische Hufen. Dennoch, durch den großen Kinderreichtum der Mennoniten kam es bald zu einer dramatischen Landnot. Nach einer Aufstellung von 1774 hatten in der

Gemeinde Rosenort	1836 Mitglieder	129 Hufen, 12 Morgen	= 2,1 Morgen pro Kopf
Gemeinde Tiegenhagen	2526 Mitglieder	453 Hufen, 10 Morgen	= 5,4 Morgen pro Kopf
Gemeinde Fürstenwerder	501 Mitglieder	112 Hufen, 21 Morgen	= 6,7 Morgen pro Kopf.

1 7 8 7 machten die Mennoniten einen erneuten Versuch, günstigere Bedingungen bezüglich des Landankaufs zu erwirken. Man schickte zwei Delegierte auf die Reise nach Berlin: den Ältesten der friesischen Gemeinde in Orlofferfelde Heinrich Donner und Cornelius Warkentin, der Prediger der flämischen Gemeinde Rosenort war und bis 1785 einen Hof in Marienau bewirtschaftet hatte, wo »in Margenauer-Feldt« seinerzeit die große Konferenz aller »Aeltesten und Diener der Gemeinen Gottes zu Dantzig, Große Werder, Heubooden und Elbing« stattgefunden hatte.
Die Reise nach Berlin dauerte zehn Wochen, doch man erreichte nur, daß der neue König Friedrich Wilhelm II. (1786 - 1797) ihre Privilegien bezüglich der Glaubensfreiheit persönlich unterschrieb, doch was den Landkauf anging, blieb auch er hart.

Er ließ sich noch einmal sämtliche preußischen Mennoniten mit ihrem Grundbesitz auflisten. Die Ergebnisse wurden in der sog. »General-Nachweisung ... Anno 1789« zusammengefaßt.

Dadurch sind uns also auch die mennonitischen Hofbesitzer in M a r i e n a u aus diesem Jahr namentlich bekannt. Acht dieser Namen stehen schon in der »Special-Consignation« von 1776, vermutlich die gleichen Personen oder Vater und Sohn. Interessant ist, daß sie inzwischen 38 Hufen und 11 Morgen von insgesamt 73 1/2 Marienauschen Hufen besitzen.
Das bedeutete, daß mehr als die Hälfte des Dorfes aus sog. »kantonfreien Grundstücken« bestand, deren Besitzer keinen Wehrdienst leisteten. Nach dem Kantonsystem, das der Soldatenkönig in Preußen eingeführt hatte, war der Staat in einzelne Kantone eingeteilt , aus denen ein Regiment jeweils seine Rekruten bezog.

Auszug aus der

GENERAL-NACHWEISUNG
von denen im
Marienwerder'schen Cammer-Departement
befindlichen
mennonistischen Besitzungen
de Anno 1789

MARIENAU

		Hufen	Morgen
Allert	Frantz	-	13
Bestvater	Johann	2	2
Claasen	Harm	-	16
Claaßen	David	2	-
Dirksen	Jacob	3	-
Epp	Peter	-	12
Friesen	Johann	4	4
Harder	Jacob	2	8
Jantzen	Jacob	2	14
Paulß	Dirk	2	-
Penner	David	3	-
Penner	Jacob	1	20
Penner	Johann	3	-
Regehr	Abraham	1	12
Steffen	Jacob	-	21
Warkentin	Cornelius	3	12
Warkentin	Peter	2	5
Warkentin	Peter	3	11
Wiebe	Jacob	-	22
		33	161

insges. 38 Hufen + 11 Morgen

Aus dem Ergebnis dieser Zählung zog der König seine Konsequenz. Im »Edict, die künftige Einrichtung des Mennoniste n-Wesens in sämmtlichen Königlichen Provinzen ... betreffend De Dato Berlin, den 30. July 1789« wurden dann in 14 Paragraphen die Bedingungen für die Mennoniten festgelegt.
Es blieb dabei: Grundsätzlich durften sie keine Höfe von Lutheranern oder Katholiken kaufen, es sei denn der kantonpflichtige Verkäufer behielt genügend Land zur Ernährung für sich und seine Familie, wenn er zum Beispiel auf dem verbleibenden Grundstücksrest wohnen bleiben konnte oder wenn er sich durch den Verkauf seines Hofes von seinen Schulden befreien konnte. Zuwandernde Mennoniten durften nur dann ins Preußenland, wenn sie mindestens 2000 Taler mitbrachten. Doch sollten sie mit ihren ehelichen Söhnen die Wehrfreiheit nur erhalten, wenn sie hier einen mennonitischen Hof kaufen konnten.

Die Bedingungen waren also nicht besser geworden, und so sahen viele Mennoniten den einzigen Ausweg in der Auswanderung.
Nun fiel es den russischen Agenten leicht, die Katharina II. nach Westpreußen schickte, um Ansiedler für Südrußland zu gewinnen. Die Landlosen unter den Mennoniten sahen in der Auswanderung nach Rußland die einzige Möglichkeit, Grund und Boden zu erwerben. Es begann die erste Auswanderungswelle in den Jahren 1788/89, der noch weitere folgen sollten. Viel Unruhe und Abschiedsschmerz in den preußischen Gemeinden und Familien waren mit dem Aufbruch verbunden, und Warkentin und Donner drücken dies mit folgenden Worten aus:
»Sehr ungern wollten wir fernerhin unsre Kinder auch dahin abgehen lassen und nur bloß in der größten Not ihnen den nötigen Vorschub geben, ihr Vaterland zu verlassen und eine fremde, vorurteilsfreie Monarchie zu suchen; lieber wünschten wir herzlich, dieselben in unserm jetzigen Vaterland zu tüchtigen Bürgern bilden zu können.«

Am 28. Juli 1788 fand eine große Abschiedsfeier in der Kirche zu Rosenort statt. Es handelte sich zunächst um sogenannte »kleine Leute«, Leineweber, Zimmerleute, Tagelöhner, Knechte und andere, zumeist zweite und dritte Bauernsöhne, die wegen der mennonitischen Landnot keinen eigenen Hof bekommen konnten.

Um deutlich zu machen, wie hoch der Geburtenüberschuß der Mennoniten in Westpreußen (ohne Danzig) war, hier einige Zahlen:

1783 gab es	2.240 Familien mit	10.490 Köpfen,
1787 gab es	2.894 Familien mit	13.573 Köpfen.

Innerhalb von nur vier Jahren gab es also einen Zuwachs von 654 Familien mit 3.083 Köpfen.

Zur ersten Auswanderungsgruppe des Jahres 1788 gehörten 228 Familien, die aus rund 1000 Personen bestanden.
Man hatte ihnen von der russischen Regierung fruchtbare Landstriche im Süden des Landes versprochen, wo jedoch noch Krieg mit den Türken herrschte. So wies man ihnen die waldreiche Insel Chortitza im Dnjepr mit der angrenzenden Uferlandschaft zu. Hier hatten sie einen harten Anfang, mußten zunächst in Erdhöhlen hausen, da der strenge russische Winter nahte, und als Nahrung diente ihnen verdorbenes Roggenmehl aus fernen russischen Vorratsmagazinen, das sie als Brei aßen.
Bald schon starb ihr Ältester Penner, und es brachen Streitigkeiten aus zwischen den Mennoniten flämischer und denen friesischer Richtung. In ihrer Not schickten sie zwei Männer nach

Preußen zu ihren Glaubensbrüdern. Nach langer Beratung entschlossen sich im Jahre 1794 der Älteste Cornelius Regier aus Heubuden und wiederum der Prediger Cornelius Warkentin von der Rosenorter Gemeinde, der aus Marienau stammte, zu der weiten Reise nach Rußland, um die Verhältnisse der dortigen Gemeinde zu ordnen.
Nach zweimonatiger Reise wurden sie mit Freuden in der Kolonie empfangen, beriefen gleich eine Gemeindeversammlung ein, feierten das Abendmahl, tauften und regelten die strittigen Ansichten zwischen den Friesischen und den Flämischen. Sie gönnten sich kaum eine ruhige Minute, und als Folge dieser übermäßigen Anstrengung starb der Älteste Regier. Auf seinem Sterbebett weihte er Cornelius Warkentin zum Ältesten, und dank dieser Autorität konnte er vor seiner Abreise zwei Älteste in ihr Amt einführen. Er sei eine »herzgewinnende imponierende Persönlichkeit« gewesen und erhielt später für seine Verdienste um die Kolonie Chortitza in der Ukraine vom russischen Zaren eine Goldmedaille mit ehrendem Begleitschreiben. Gesund nach Preußen zurückgekehrt, wurde er denn auch als Ältester durch die Wahl in Tiegenhagen bestätigt.
Als Katharina II. 1796 verstorben war und ihr Sohn Paul I. den Zarenthron bestiegen hatte, bemühten sich die eingewanderten Mennoniten um die Erlangung eines Gnadenprivilegs, das ihnen die Gewährung der Religionsfreiheit und die Befreiung vom Kriegsdienst gewährte.

Nachdem sie dies erreicht hatten und auch die westpreußischen Mennoniten davon Kenntnis erhalten hatten, entschloß sich noch einmal ein großer Teil von ihnen zur Auswanderung, zumal die preußische Regierung in einer Deklaration von 1801 ihnen jeglichen Erwerb von Grundstücken versagte. In den Jahren 1803 und 1804 treckten daraufhin über 2000 Mennoniten weichselaufwärts in die ukrainische Steppe ans Asowsche Meer, wo in den kommenden Jahren am Flüßchen Molotschna eine große Kolonie entstand. Da es sich bei ihnen um wohlhabende Bauern handelte, die nicht nur reichlich Kühe, Pferde und Schafe aus Preußen mitgebracht hatten, sondern auch schöne Möbel und erhebliche Geldmittel, entstanden hier reiche Bauerndörfer.

Aber was hat nun unser westpreußisches Dorf Marienau mit dieser Auswanderung zu tun? Nun, nach einer Liste von Karl Stumpp wanderte ein Peter Enz, geb.1778, Bauer aus Marienau/Gr.W., im Jahre 1805 nach Orloff an die Molotschna aus. Ob mit Familie oder allein, ist der Aufstellung nicht zu entnehmen, Ehefrauen und Töchter hat man in der Regel nicht notiert.
Auch Agnete Claassen, geb. Penner, ging nach dem Tode ihres Ehemannes David Claassen, Mitnachbar in Marienau, 1804 mit Kindern (u.a. Sohn Jakob, 24 J.) von Neumünsterberg aus in die gleiche Kolonie in die Ukraine.
Daß die Auswanderungsquote in unserm Dorf so gering war, könnte darauf schließen, daß die mennonitischen Familien hier relativ zufrieden lebten. Das war von Dorf zu Dorf sehr unterschiedlich. Wanderten in der Zeit zwischen 1788 und 1807 auch aus Brodsack nur zwei, aus Rückenau 4 und aus Tiege 5 Familien bzw. Einzelpersonen aus, so waren es in Orloff 22, in Tiegenhagen 64 und in Krebsfelde sogar 66.
Aber mit diesen Menschen wanderte auch unser Dorfname aus. In den Mennonitenkolonien in der Ukraine erhielt ein großer Teil der Dörfer die vertrauten Dorfnamen aus der verlassenen Heimat: Einlage, Schönhorst, Fürstenwerder, Halbstadt, Pordenau, Münsterberg, Lindenau, Tiege, Rosenort, Ladekopp und auch dort in unmittelbarer Nachbarschaft von Rückenau das Dorf Margenau. Dieser Name erhielt sich dort an der Molotschna bis ins 20. Jahrhundert, wogegen diese Namensform für unser Dorf in Westpreußen um 1800 verloren ging, da man in der folgenden Zeit fast nur noch die Schriftform Marienau gebrauchte.

Am Ende des Jahrhunderts

Dem Tod Friedrichs des Großen 1 7 8 6 folgte für Preußen unter dessen Neffen Friedrich Wilhelm II. (1786 - 1797) geschichtlich eine farblose Zeit. Seine Zeitgenossen wissen über ihn nichts Schmeichelhaftes zu berichten. Der »Brockhaus« sagt das so: Seine wenig disziplinierte Persönlichkeit konnte dem Staatsleben keine nachhaltigen Impulse geben, zumal der König in seiner Mätressenwirtschaft und in spiritistisch-mystischen Neigungen aufging.
Immerhin ahnte schon der Alte Fritz gegen Ende seines Lebens nichts Gutes, wenn er sich äußerte »Mein Neffe wird den Schatz verschwenden, die Armee wird verrotten, der Staat zugrunde gehen«. So kam es denn auch, nur der Staat, er hielt, denn das Fundament war solide.

Daher wohl auch ist kurz vor dem Ende dieses Jahrhunderts in den Archiven über das Werder und Marjenau nichts weiter als die schon oben erwähnte »Generalnachweisung mennonitischer Besitzungen« und die folgende Kurzstatistik von den Dörfern zu finden. Sie hat den in großen Schwüngen handgeschriebenen Titel: »Bericht vom Zustande des platten Landes in der Intendantur Marienburg und des Amts Tiegenhoff in der Provinz Westpreußen in anno 1790 Nahme des Kreyses: Marienburg«.

»Vom Zustande des platten Landes in anno 1790 Nahme des Kreyses Marienburg«

Nahmen des Orts	Feuer-stellen	Ackerleute oder Bauren	Häusler	Ein-lieger	Seelen-Zahl	Pferde	Pfarrer	Krüge	Wind-mühlen	Schmie-den
MARIENAU	72	34	29	80	626	241	2	1	1	1

Gegenüber dem Contributions-Kataster von 1772 kann man große Veränderungen nicht bemerken. Die »Eigengärtner« von damals werden »Häusler« genannt, und ihre Zahl ist gleich geblieben.
Die »Mietsgärtner« heißen nun »Einlieger», deren Zahl (70 zu 80) gegenüber 1772 zugenommen hat.
Die Einwohnerzahl insgesamt ist geringfügig gesunken; allerdings sind Schwankungen dieser Größe innerhalb weniger Jahre die Regel. Auffällig jedoch ist die Verminderung des Pferdebestandes um 100 Tiere. Hier kann man nur vermuten, daß z.B. die Ackerfläche im Dorf zugunsten der Weidewirtschaft kleiner geworden ist.

Unsere Nachbardörfer zum Vergleich

Nahmen des Orts	Feuer-stellen	Ackerleute oder Bauren	Häusler	Ein-lieger	Seelen-Zahl	Pfer-de	Pfar-rer	Krüge	Wind-mühlen	Schmie-den
MARIENAU	72	34	29	80	626	241	2	1	1	1
Thiege	47	20	9	42	380	193	-	1	1	1
Mierau	41	20	11	29	306	128	-	1	1	1
Rueckenau	29	17	4	13	195	87	-	-	-	1
Niedau	19	8	-	17	160	81	-	1	-	1
Tansee	30	15	4	20	290	209	2	2	1	1
Brodsack	14	6	4	11	106	66	-	1	-	-
Brodsack (ehem. Gut)	3	3	-	-	19	12	-	-	-	-
Brodsack (Vorwerk)	3	1	-	4	20	10	-	1	-	-

Unsere preußischen und deutschen Landesherren

Dorfpolitik und Dorfleben, wie wir wissen, sind immer an die hohen Obrigkeiten gebunden. So werden sie uns auch im nächsten Zeitabschnitt begleiten, selbst wenn sie nicht oder nur spärlich erwähnt werden.
Bis zum Jahr 1918, als der 1. Weltkrieg endete, waren Preußen und dann das ganze Deutschland eine Monarchie unter dem Herrscherhaus der Hohenzollern. Bis zu dem Tag, als Kaiser Wilhelm II. ins Exil nach Holland gehen mußte, reicht die folgende Namenliste, und zu diesem Zeitpunkt endet auch der folgende größere Berichtsabschnitt.

1740 - 1786 Friedrich II. (in Westpr. ab 1772)
1786 - 1797 Friedrich Wilhelm II.
1797 - 1840 Friedrich Wilhelm III.
1840 - 1861 Friedrich Wilhelm IV.
1858 - 1888 Wilhelm I.
1888 - 1918 Wilhelm II.

Ins neue Jahrhundert

Um diese Zeit begann der Kampf Napoleons gegen die Staaten Europas. Nach den Wirren der Revolution von 1789 sehnten sich die Franzosen wieder nach einem starken Mann, der dem Staat Festigkeit geben sollte, und sie bekamen ihn. Madame de Stael (Schriftstellerin), bemerkte über ihn:

»Er betrachtet die Menschen nicht wie seinesgleichen, sondern wie man eine Tatsache oder ein Ding betrachtet. Er kennt weder Liebe noch Hass. Für ihn ist nur er selbst vorhanden; alle übrigen Geschöpfe behandelt er als Ziffern. Er ist ein geschickter Schachspieler, der als Gegner das Menschengeschlecht hat, das er durchaus matt setzen will.«

Er selbst sagte über sein Kaisertum:
»Ich habe die Weltherrschaft gewollt, und um sie mir zu sichern, bedurfte es einer unbegrenzten Macht.«
Die Folgen sind in allen Geschichtsbüchern nachzulesen. Am Ende stand er 1806 auch in Westpreußen und plünderte die Werder; denn sie hatten immer am meisten herzugeben: Geld, Naturalien, Rinder und Reitpferde.
Dann kam der Friede von Tilsit, ein »Kleines Versailles«; die Franzosen aber blieben noch 1808, 1809 und - k a m e n 1 8 1 2 w i e d e r .
Diesmal, um zusammen mit erpreßten preußischen und anderen Truppen Rußland zu erobern. Das Ende dort unter Tod und Verderben ist uns bekannt.
Dann endlich 1 8 1 3 nach den flammenden Aufrufen von Theodor Körner und Ernst Moritz Arndt das Aufbäumen der Deutschen gegen die Tyrannei, die befreiende »Völkerschlacht bei Leipzig« . Deutsche und russische Truppen zogen in Paris ein.
Kurz darauf bemühte man sich im W i e n e r K o n g r e ß von 1 8 1 5 um eine Neuordnung Europas.
Für ganz Preußen folgte eine lange Friedenszeit.

Der Dorfname

Mergenov - Margenau - Mariaenau - Marjenau - Marienau . . . Wenn Zeiten sich ändern, hat sich zuvor schon etwas in den Köpfen geändert. Manches scheint unscheinbar, hat aber einen mächtigen Hintergrund und auch Schubkraft für die Zukunft. Diese 1772 begonnene Zeit wurde zunächst eine preußische und dann eine h o c h d e u t s c h e Z e i t , auch im Spiegel des Ortsnamens.
Wenn in den ersten Jahrhunderten in Schriftstücken der Dorfname kirchenlateinisch vereinzelt als Mariaenowiensis zu lesen war, klang des Volkes Stimme doch anders.
Das oberdeutsche Merge = Maria war längst vergessen und stand nur auf der Handfeste des Ordens von 1321. Die fränkische Aussprache M a r g e - hielt sich lange, auch im 18. Jahrh. noch.
Doch um diese Jahrhundertwende, also ins neunzehnte hinein, drang allmählich Luthers deutsche Hochsprache über die Schulen und Kirchen in die breiten Volksschichten ein. Die Vitalität

der klassischen Sprachkultur (Goethe, Schiller u.a.) durchbrach alle Provinzgrenzen und trug den Geist nationalen Gemeinschaftsgefühls überall hin, auch nach Marjenau.
Und so dauerte es eben nicht mehr lange, bis 1838 der Marienauer Pfarrer Zimmermann in seinen Erinnerungen an unser Dorf schreiben konnte:

»Das Kirchssspiel M. besteht aus zwei Dörfern nur, Ma - ri - en - au (4-silbig ausgesprochen, nicht Marjenau , wie der Pöbel es ausspricht) und Rükkenau. «

Aber der Herr Pfarrer verkannte die Beharrlichkeit unserer werderisch- plattdeutschen Urkraft. Mar - j - enau, das j war schon lange das auch in Urkunden anerkannte niederdeutsche Element im Dorfnamen. Das blieb und ist und wird bleiben, solange noch »echte« Marjenauer und alte Werderaner über diese Erde wandeln.
Aber das bodenständige reine Dorfplatt nun, das kennt dazu noch die » a zu o - Lautverschiebung« und besteht auf M o r j e n a u . Dabei ist die Lautfärbung des »o« als Schriftzeichen schlecht darstellbar, das muß man hören. So hieß es denn auch, wenn einer seine Brille suchte, die vor ihm auf dem Tisch lag: Blinger, sitst nich Morjeborg !?

Aus dem Großen Marienburger Werder

Das liebe Geld

Bis 1824 rechnete man mit Reichstalern zu 90 Groschen. Danach wurde der Taler zu 30 Silbergroschen (Sgr.) eingeführt. (1 Sgr. = 12 Pfg.; 1 Taler = 360 Pfg.). Der Wert der Taler blieb jedoch der gleiche, nur daß 45 alte Groschen nun 15 Silbergroschen waren. Dies ist deutlich zu erkennen in den Verzeichnissen der Pächter von Pfarrland in Marienau aus diesen Jahren.
Zum besseren Verständnis für die Einwohner stand auf einem Stempel, der den Wert von 5 Gr. hatte, darüber »Ein Sechstel Thaler«. Der Stempel befindet sich auf dem Pachtvertrag von Dietr. Ensh aus dem Jahre 1824.



Ein sechstel Taler = 5 Groschen

Provinz Preußen

Manche wissen soetwas natürlich. Ich mußte vieles - und auch dies - beim Bücherstudium doch erst lernen:
Am 30.4.1815 wurden erstmals die obersten Verwaltungseinheiten mit » P r o v i n z « bezeichnet.
Von 1829 bis 1878 waren Ost- und Westpreußen zur »Provinz Preußen« vereinigt, und als Wappen galt das des Königreichs Preußen (schwarzer Adler in silbernem Feld).

Instruction

für die Gastwirthe, Krüger und Schänker

im Marienburger Kreis

Auch hier herrschte Ordnung! Getrennte Schank- und Beherbergungsrechte sind alt. Ein Schänker durfte keine Personen beherbergen .
In einem Archiv fanden wir obige »Instruction« unter dem 7. September 1 8 1 1 . Ihre 18 Paragraphen sind zu lang, um sie wörtlich wiederzugeben. Daher seien nur einige Bestimmungen erwähnt, die von heutigen Gepflogenheiten wohl etwas abweichen:

1. Das (obengenannte) Gewerbe dürfen nur völlig unbescholtene Personen ausüben, die in jedem Oktober durch ein Zeugnis des Dorfschulzen diese sittliche Reinheit bescheinigt bekommen. Um Gefälligkeiten auszuschließen, muß, wenn z.B. ein Nachbarschaftsverhältnis besteht, das Königl. Domänen-Rentamt das Zeugnis erbringen.
2. Nur Gastwirthe und Krüger dürfen Fremde beherbergen; hier müssen auch Pferde und Wagen unterkommen können.
3. Alle Gastwirthe usw. sind verpflichtet, den Ortsvorständen und im Flecken Tiegenhof dem dortigen Rentamte alle bei ihnen einkehrenden Fremden vor acht Uhr abends oder andern morgens vor acht Uhr zu melden und auch über deren Betragen Bericht zu erstatten.
4. Die Wirthe müssen auf Reinlichkeit und Ordnung in den Zimmern und Stallungen halten. Eine vorzügliche Aufmerksamkeit müssen sie den Betten, der Bettwäsche, dem Lagerstroh usw. widmen, damit nicht ansteckende Krankheiten verbreitet werden können. Lagerstroh, welches einmal im Gebrauch eines Reisenden gewesen, darf für einen andern Reisenden nicht mehr benutzt werden. Genaues Augenmerk muß auf die Pferde gerichtet werden. Einmal wöchentlich müssen Krippen, Raufen, Wassereimer und Wasserrinnen mit scharfer Lauge gewaschen werden.
5. Fragwürdige weibliche Bedienung darf nicht gehalten werden, damit dadurch keine Anlockung zu Unsittlichkeit veranlaßt wird.
6. Die Schankhäuser müssen stets um 10 Uhr abends geschlossen sein und stattgehabte Standesunterschiede zwischen selbständigen Personen und Dienstboten, Gesellen und Lehrlingen werden aufgehoben.
7. Tanzbelustigungen bedürfen schriftlicher Erlaubnis des Ortsvorstandes. Sie sind nur bis 10 Uhr abends zu gestatten. Nur in seltenen Fällen kann bis 12 Uhr verlängert werden, dafür zahlt der Wirth auf dem Dorf 10 Sgr. an die Ortsarmenkasse.
8. Hazard-Spiele sind nicht erlaubt, wenn sie auf Gewinnsucht zielen und vom Zufall abhängen.
9. Wenn ein Leichenzug am Schankhaus vorbeigeführt wird, ist es die Pflicht des Wirths, die etwaigen singenden und lärmenden Gäste zu erinnern, daß sie sich still und ruhig verhalten, bis der Zug vorüber ist.

gez. Hüllmann
Der Landrath des Marienburger Kreises

Cholera

Im Jahre 1831 grassierte eine große Cholera-Epedemie im Großen Werder, die sich 1848 und 1853 wiederholte. Sie trat besonders heftig in Neuteich auf.

Mißernte

Eine Mißernte führte 1847 zu großer Not, da auch die Kartoffeln völlig mißraten waren. Aus diesem Grunde kam es bei den Arbeitern zu Unruhen.

Die Schulzenstöcke

Man kennt ja den »Marschallstab«, Zeichen der Würde. Warum nicht auch den Dorfsouverän schmücken und seine hohe Verantwortung symbolisieren?



Ein Königl. Dorfschulze damals, das war doch schon was ! Der sollte den »Schulzenstab« tragen; den Stock mit Neusilberknopf - »Marienau« eingraviert - Neusilber-Öse und Trotteln in Landesfarben schwarz und weiß.
So lautete die Offerte der Neusilber-Fabrik von H.A.Fürst & Co. Berlin. Unter den Linden Nr.45.
Randnotiz des Kreissekretärs Wahm: Vorlage zum nächsten Kreistage. Marienburg, d. 17.6.1855 - Der Landrath, in fidem (im Vertrauen) gez. Wahm.

Ob die Abgerodneten des Großen Marienburger Werders dem Knüppel wohl zugestimmt haben?! Das Archiv schweigt.

Prediger Wegner - 33 Jahre in Marienau

1792 kam Carl Gottfried Wegner als evangelisch-lutherischer Prediger nach Marienau. Er hatte von 1784 bis 88 - u.a. als Schüler von Immanuel Kant - an der Universität in Königsberg studiert. 1797 hatte er mit Renata Hornig, Tochter des Predigers in Schöneberg, in Marienau Hochzeit gefeiert.

Im zweitältesten ev. Kirchenbuch, das eigentlich 1772 endete, führte er das Pfarrer-Verzeichnis fort und verfaßte darin einen ausführlichen Lebenslauf sowie eine Kirchengeschichte unter der Überschrift »Historische Nachrichten des Lutherischen Kirchspiels Marienau - Zur Einreichung in die Synode im Jahr 1810« . Sie beginnt folgendermaßen :

»Das lutherische Kirchspiel Marienau, bestehet aus 2 Dorfschaften, nemlich Marienau und Rickenau.
Zu Marienau gehören 70 Huben, und auf denselben befinden sich gegenwärtig 31 Wirthe, nemlich 12 Lutherische 18 Mennonistische und 1 Katholischer.
Zu Rickenau gehören 30 Huben, und auf denselben befinden sich 16 Wirthe, nemlich 4 Lutherische und 12 Mennonistische...«

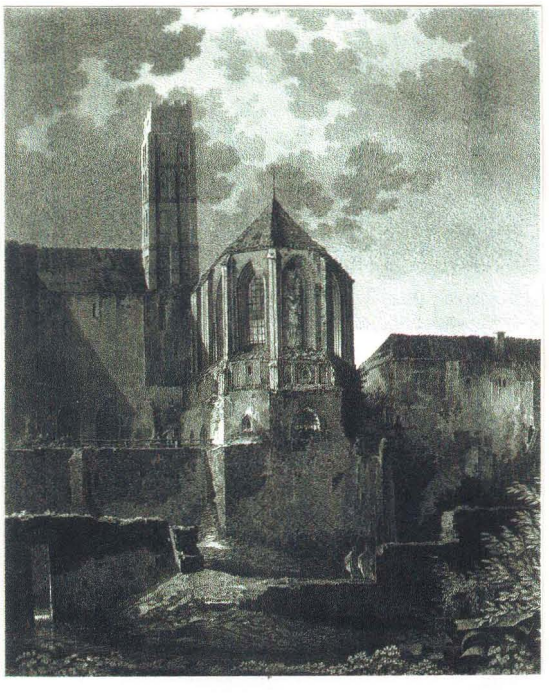
Wir erfahren von ihm auch, daß »die gegenwärtige Widdem (Pfarrhaus), wie auch Scheune und Stall ganz neu gebauet wurden, weil die alten Gebäude schon sehr schlecht waren«, und daß der Bauherr dieser Gebäude »der regierende KirchenVorsteher Joh. Jac. Ziemer« war, dergleiche also, der auch Bauherr des stattlichen Vorlaubenhauses am Anger war, das zuletzt der Familie Brucks gehörte.

Auf den Prediger Wegner folgte 1825 der Pfarrer Zimmermann, der noch ausführlicher über das Kirchspiel berichtete, doch davon später.
Die hinterlassene Witwe des Pfarrers Wegner bewohnte noch an die zwanzig Jahre lang einen kleinen Hof ganz nahe an der Rückenauer Dorfgrenze.
Im Pfarrer-Verzeichnis hat sich nach Zimmermann nur noch Otto Leopold Claaß eingetragen, der bis 1855 in Marienau Prediger war. Während seiner Amtszeit ist dann vermutlich das alte Kirchenbuch ins Archiv gegeben worden - ins Danziger Staatsarchiv. Und da liegt es heute noch.

Die Wiederherstellung der Marienburg

Apropos Morjeborg. Anfang 1800 war es noch nicht die stolze Burg, die sie in Ordenszeiten gewesen war und wie wir sie später in unsere Erinnerung aufnahmen. Natürlich hatten seit 1466 die polnischen Könige wenig Interesse daran, Denkmalspflege an einer Trutzburg des Erzfeindes zu betreiben. Auch Kriegszüge, Brände und Umbauten hatten ihr Gesicht entstellt.
Mit solchem Bauwerk konnte der Alte Fritz zunächst nichts anfangen, als er es 1772 erstmals besichtigte. Man erwog den Abriß. Es verging eine gewisse Zeit, und als der Schriftwechsel zwischen Marienwerder und Potsdam über das Für und Wider auf des Königs Schreibtisch kam, schrieb er als Randnotiz in großen Schwüngen: »Das Schloß bleibt stehen«.
Die nüchternen Preußen also, von Zweckmäßigkeitserwägungen bestimmt, räumten zunächst grob auf, bauten ein paar Stallungen hinzu und nutzten den Burgkomplex als Kaserne.

Doch der Zeitgeist wandelte sich alsbald. Die Preußen und überhaupt die Deutschen besannen sich auf stolze Zeiten ihrer Vergangenheit, und die romantische Empfindungsweise als Ausdruck dieser Sehnsucht gewann Raum.
Zu dieser Zeit, um 1794, überprüfte der Leiter der preußischen Bauverwaltung, Herr Gilly, die Burg. Sein Sohn Friedrich, ein kunstverständiger Mensch, war von der architektonischen Größe des noch verbliebenen Teils so beeindruckt, daß er zu zeichnen begann und im folgenden Jahr in Berlin ausstellte. Der Künstler Friedrich Fricke war begeistert und stellte 1799 nach den Vorlagen von Gilly Kupferplatten für Radierungen her, deren eine hier abgebildet ist. Die Verbreitung und Kenntnis dieser Bilder von der Majestät vergangener Größe taten ihre Wirkung.



Radierung von Fr. Frick, 1799

1803 verfaßte der Student Max von Schenkendorf seinen Aufruf zum Erhalt dieses nationalen Denkmals, Josef von Eichendorf u.a. folgten, und bald darauf wurde die königliche Kabinettsorder zur Erhaltung der Burg erlassen. Der Oberpräsident von Schön erfaßte die allgemeine Stimmung und sprach von einer nationalen Aufgabe. In allen Teilen des Landes wurde eine rege Spendenfreudigkeit lebendig.
Prediger Häbler aus Marienburg und Superintendent Höpfner aus Neuteich fingen zunächst bei den Predigern der beiden Werder zu sammeln an und bekamen 101 Taler zusammen. Jeder Durchreisende spendete, auch die Zarin von Rußland.
Am 3. August 1817, dem Geburtstag Friedrich Wilhelm III., begann die Wiederherstellung der Marienburg.
Nun möchte man meinen, daß es unserer, dem Dorf- und Alltagsleben verhafteten Landbevölkerung gleichgültig gewesen wäre, was in Marienburg geschah. Nein, Marienburg war seit

der Dorfgründung der Nabel ihrer kleinen Welt - Komturstadt, Woiwodensitz, Kreisstadt. Diese kompakte Baugruppe mit Turm war bei gutem Wetter von jedem Marienauer Ackerfeld weithin sichtbar.
Und sie packten eigenhändig zu, die Werderaner. Mengen von Unrat und Trümmern wurden mühsam aus allen Kellern und Untergeschossen heraufbefördert. Zwei ganze Jahre lang fuhren die Bauern des Großen Werders 48.000 Fuhren Schutt und Müll freiwillig und unentgeltlich ab.
Der erste Aufbauabschnitt reichte bis 1839; danach baute man weiter unter der Leitung fachkundiger Burgbaumeister das ganze Jahrhundert hindurch. Gut Ding will eben Weile haben.

Blättern wir noch sechzig Jahre weiter - 1902. Das königliche Preußen war inzwischen (1871) kaiserliches Deutschland geworden, und auch Wilhelm II. sah in der Burg weniger ein Bau- als ein Nationaldenkmal, ein Zeichen vergangener und neuer Größe. Etwa fünfzigmal hat er es besucht und an der Wiederherstellung regen Anteil genommen.
Für das Jahr 1902 war nach einem gewissen Abschluß der Bauarbeiten ein Festakt in Aussicht genommen, an dem erstmals nach vierhundert Jahren auch eine Abordnung des Hochmeisters aus Wien teilnehmen sollte; denn den Deutschen Orden gab es eben immer noch.
Die Orgel ertönte, und man ordnete sich zum Kirchgang:

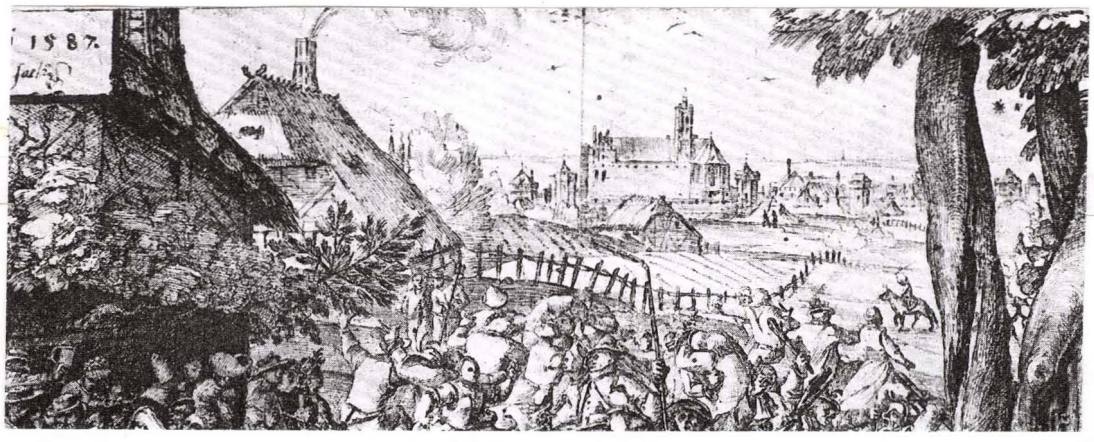


»Ihre Majestät die Kaiserin mit ihrem Gefolge nahmen Plätze an dem Altare ein, der Kaiser und der Herrenmeister im Hochmeisterstuhl, die hohen Ordenschargen beiderseits im Chorgestühl, und die übrigen Ritter rings im Gebänk der Hauptkirche. Der Domchor fand auf der Westempore Aufstellung und am Fuße der Empore der Bläserchor.
Das gedämpfte farbige Licht, die Fülle der in der Kerzenflut goldglitzernden Zieraten, dazu die Pracht der Ordenstrachten und die sinnumfangende Macht des Orgelspiels, des Gesanges und der Posaunen: das war von ergreifender Feierlichkeit und gab den Höhepunkt des Festes ab...«
»...Seine Majestät der Kaiser erhob sich und feierte Ort und Stunde mit dem Aufruf des Zusammenhaltens der Deutschen im Osten. Durch die Anwesenheit der höchsten und auserlesensten Gäste aus dem Reiche und der Abordnungen aus Oesterreich und England erhielten die Worte und getauschten Begrüßungen eine weittragende Gewichtigkeit.«

(Aus: C. Steinbrecht, Die Hohenzollern und die Marienburg in Preußen, in: Hohenzollern-Jahrbuch 6, 1902 S.9)

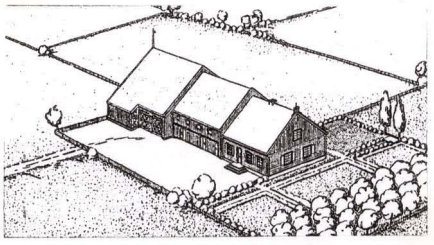
Hofanlagen

In den ersten zehn Jahren nach Eintreffen der Neusiedler in Mergenow mag es ein Wirrwarr an provisorischen Unterkünften gegeben haben, wovon sich die angestrengteste Phantasie kein rechtes Bild wird machen können.
Doch innerhalb überschaubarer Zeit wird unser Dorf Gestalt angenommen haben, vermutlich schon s e i n e Gestalt; denn die Kolonisten kamen aus dem kulturell entwickelten Westen. Die Hausbauweisen also haben sie mitgebracht aus Sachsen oder Franken, vom Niederrhein oder Thüringen. Vielgestaltig zunächst ; dann aber gab es bald Anpassungen im Stil und nach der Zweckmäßigkeit.
Lage und Dorfplan waren vorgegeben: ein Straßendorf mit langgezogenem Anger und Bach, einladend für eine neue Heimstätte.
Aus den ersten zweihundertfünfzig Jahren ist keine bildhafte Überlieferung eines Werderhauses vorhanden. Allein die gemauerten Kirchen sind es, die bis heute als architektonisches Erbe und als Stil- und Mahnmale die Jahrhunderte überdauerten. So auch die in Marienau.

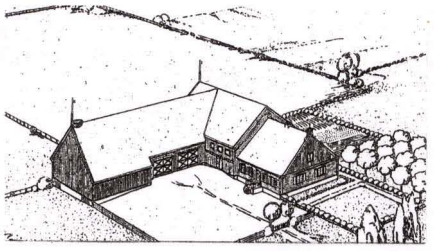


Das erste Bilddokument von ländlichen Gebäuden im Marienburger Kreis fertigte 1587 Anton Möller an - einen Kupferstich von einer Bauernkirmes bei Marienburg (hier als Ausschnitt). Es zeigt seitlich und im Hintergrund F a c h w e r k h ä u s e r mit halb abgewalmtem S t r o h - d a c h und Pferdeköpfen am First. Vieles erinnert an das n i e d e r s ä c h s i s c h e Bauernhaus, das im nordwestdeutschen Tiefland bis heute ein großes Verbreitungsgebiet hat. Mit den Neusiedlern war es somit in die Weichselniederung gekommen, wurde allerdings im Werder auf Dauer n i c h t h e i m i s c h.
Noch zu Lebzeiten des Anton Möller lief die für das Werder bedeutende zweite Siedlungswelle an, jene der friesisch-flämischen Glaubensflüchtlinge. Sie haben die landesüblichen Bauformen anfangs nicht grundlegend verändert, jedoch Anstöße zu Neuerungen gegeben und mit der einheimischen Bevölkerung zusammen weiterentwickelt.
Auch muß man bedenken, daß die Ordensoberen und viele Siedler aus dem mitteldeutschen Raum kamen, aus Thüringen und Oberfranken und nicht zuletzt altpreußische Traditionen mit einflossen, so daß erst im Laufe des 18. Jahrhunderts eine kleine Variantenbreite von Stiltypen entstand, die für das Weichseldelta charakteristisch sind.

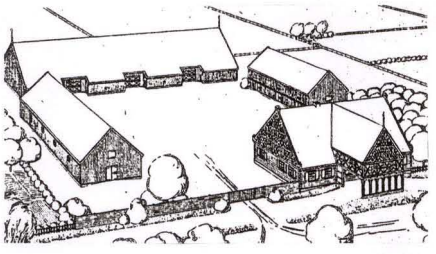
H o f a n l a g e n



Die wohl älteste und häufigste bäuerliche Wohnanlage auch im Weichseldelta war der L a n g h o f .
Wohnhaus, Stall und Scheune sind in Längsrichtung aneinandergereiht, manchmal in gleicher Breite und Höhe, alles unter einem Dach.
Manchmal ist der Stall etwas breiter gebaut als das Wohnhaus und die Scheune wiederum breiter als der Stall bei abgestufter Dachhöhe. Noch heute in Marienau zu besichtigen.



Im andern Falle, wenn der Besitz sich ausdehnte und die Halmfrüchte einen größeren Anteil an der Gesamtflur hatten, wurde die Scheune von den anderen Gebäuden im rechten Winkel abgeknickt und fiel gewöhnlich größer aus. Dadurch entstand der W i n k e l h o f .
Zugleich formierte sich ein Hofplatz, ein Zwei-Seiten-Schutz gegen Wind und Wetter und stärkte das Gefühl von Geborgenheit in der weiten Ebene.



Frühzeitig und bei größerem Flurbesitz bemühte man sich - allein schon wegen der Feuersgefahr - die einzelnen Gebäude voneinander zu trennen. Sie lagen in aller Regel auf höheren ackerbautauglichen Flächen und repräsentierten wohl auch größeren Wohlstand der Bauernfamilie. Eine solche Anordnung nannte man den M e h r g e t e i l t e n H o f oder Vierkanter. Er wurde - auch als Mischform der drei Typen - in unserm Dorf und weithin zur Regel.

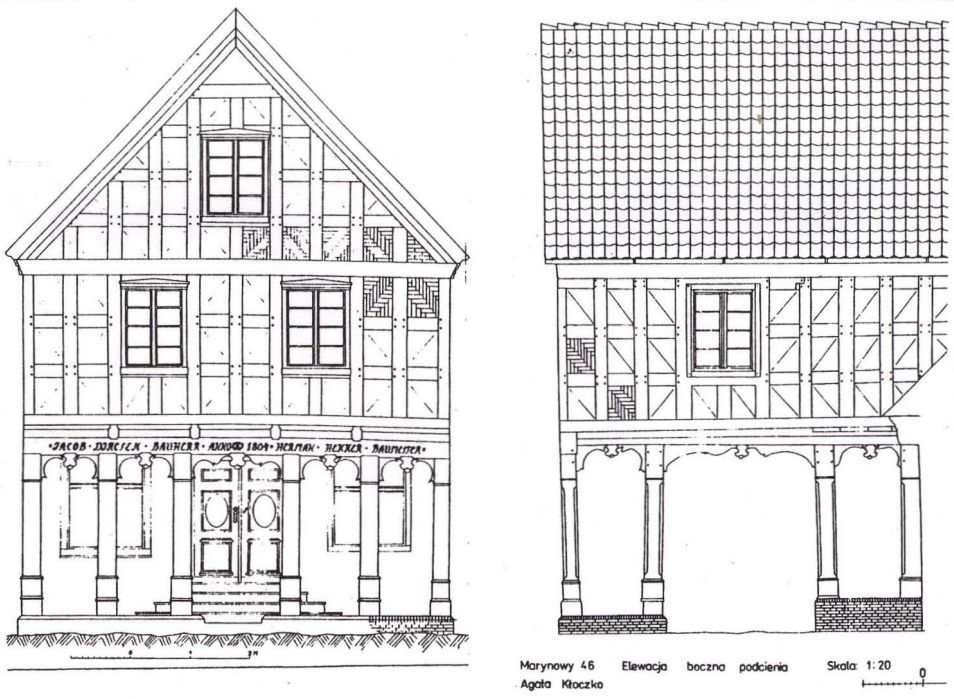
Häuser und Höfe in Marienau

Pfarrer Zimmermann um 1830 sah das so:

»Das D o r f Marienau ist sehr stark bebaut mit größern und kleinern Häusern, die da mehrentheils 3 Reihen nebeneinanderlaufend bilden (Ostseite am Anger - auf dem Anger - Westseite an d. Dorfstraße). Der Gutsbesitzer größerer Theil wohnt nicht im Dorfe, sondern hat sich seit langen Zeiten schon in der Mitte seines Land-Besitzthums angebaut. So giebt es östlich ein ganzes Niederungsdorf, 8 Nachbarn, lauter Mennoniten gehörig, welche sich längst des M a r i e n b u r g e r W e g e s (Trift nach Brodsack), der Vorfluth und der Schwente angebaut haben, und da recht romantisch für den Anblick, ein in der That patriarchalisches Stillleben mit ihren

Kindern und Gesinde führen. Dies Dorf heißt Schwentefeld, gehört aber doch zum Kommunal Verband und Schutzamt Marienau. Ebenso liegen nach Norden hin, bis dicht an die Rückenauer Gränze einzelne Höfe und nach Osten hin steht ein Nachbarhof hart an der Gränze von Niedau, zum Tanseer Kirchspiel gehörig.
Im Dorfe selbst sind 8 g r o ß e und mehre kleinere Nachbarhöfe. Sie sind fast Alle wohlgebaut, insbesondre die beiden nebeneinander liegenden und in der schönsten freiesten Gegend des Dorfes stehenden Höfe der Schulzen Pohlmann und Philippsen (gemeint sind 1930 Brucks und Daniel), welche sich ebenso durch ihre Größe, wie durch die Zahl und bequeme Einrichtung der Gemächer auszeichnen.
Außer diesen Höfen hat Marienau eine Menge wohl und schlechtgebauter kleiner Häuschen, in Westpreußen Kathen genannt. Sie gehören theils den Einsassen, theils eignen Besitzern, die davon Eigenkäthner heißen und von denen 3 auch einiges Land besitzen. Für die große immerfort im Steigen befindliche geringere Bevölkerung des Dorfes sind indeß die Kathen noch lange nicht hinreichend, so daß eine Jede, mit Bewohnern überfüllt, mehrentheils mehre Familien in eine Stube eingepfercht sind. Indeß scheut man sich für den Bau neuer Kathen, und das nicht ohne Grund, um nicht zum Anziehen eines verarmten Pöbels anders woher, noch mehr Anlaß zu geben. Denn die Unterhaltung der so vielen Ortsarmen, welche von der Nachbarschaft (d.h. den Gutsbesitzern) mit gewiß eben so großer Umsicht als Milde geübt wird, ist schon jetzt eine fast unerträgliche Last für sie.«

Erkennen wir nicht in dieser Schilderung schon das Marienau unserer Erlebniszeit vor und nach 1930 ? Nur eben hundert Jahre älter geworden ?



Aufriß Vorlaube Hof Nr. 2 (van Riesen/Rempel)
Aus: Renata Hawrylik/R.von Öhsen „Der Wohnbau der Mennoniten im Werder"

Wohnhäuser

Menschliches Wohnen - von der Höhle bis zum Palast - erweitert sich in seiner Mannigfaltigkeit wie ein Fächer. Die Verschiedenartigkeit von Wohnformen spiegelte sich auch in unserm Dorf wieder. Katen und Vorlaubenhäuser - ein Kontrastprogramm.

Als Wohnhaustypen hoben sie sich im Dorf am deutlichsten voneinander ab. Aber die Kulturgeschichte jener und der nachfolgenden Zeit zeigt, daß auch bei gegensätzlichen Wohnqualitäten ein harmonisch-versöhnliches Miteinander in unsern Dörfern möglich war. Die drei Konfessionen, einträchtig beieinander lebend, wurden als Beispiel dafür schon genannt.

Versetzen wir uns zurück in die Zeit um 1800. Die Dörfer in den Marienburger Werdern hatten bereits lange Friedenszeiten hinter sich und konnten unter der disziplinierten preußischen Verwaltung ihren Wohlstand auf fruchtbaren Böden ausbauen.

Natürlich gab es damals wie heute die Besserverdienenden und jene, die auf der Standestreppe weiter unten standen, doch den Lebensunterhalt konnten alle bestreiten, auch der Landmann als Helfer auf dem Hof, der Vorarbeiter, die Burschen und Mägde.

Anfangs war das anders. In der langen Ansiedlungsperiode gab es im Dorf fast nur den Stand des Bauern, der die Arbeitspflichten im Jahreskreis mit seiner Familie alleine bewältigte.
In dem Maße aber, wie die Höfe sich vergrößert hatten - und diese Entwicklung war noch nicht abgeschlossen - wuchs die Zahl der Helfer; es entstanden Wohnprobleme. Sie mußten jedoch die Hofbesitzer lösen, die die Arbeitskräfte brauchten. Diese waren großenteils geschickte und besonnene Leute, deren Vorfahren in der Zeit der kleinen Grundstücksgrößen von einer Hufe und darunter oft eigene Höfe besessen oder ein Handwerk ausgeübt hatten.

Nun, die Besitzgrößenveränderung war eine Entwicklung, die im Laufe langer Zeiten nicht nur soziale Folgen hatte, sondern auch bei uns das ursprüngliche Dorfbild veränderte. Die mittelgroßen und großen Höfe jedoch benötigten das Jahr hindurch landwirtschaftliche Hilfskräfte und diese wiederum eine Wohnung.

Die Verantwortung der Hofbesitzer für diese Menschen, die ihnen ja täglich zu Diensten waren, lag damit neben der Fürsorge für das tägliche Brot auch in der Bereitstellung von Unterkünften. So entstanden die »Katen«, den Höfen zugeordnet. Das Wort reicht weit zurück in die germanische Vergangenheit und hat nichts Abwertendes. Der »Kotten« für Kleinbauernhaus oder Landarbeiterwohnung im Westfälischen bedeutet das gleiche.

Die Instleute, hergeleitet vom altdeutschen Wort »Insasse, Einsasse«, wohnten mit einer weiteren oder auch mehreren Familien unter einem Dach, besaßen einen Gemüse- und Kartoffelgarten und kleine Ställe für Ziege, Schwein, Futterablage und sonstiges. Die Katen waren kleine Häuser; immer schon zu klein für eine Familie; ganz und gar dann, wenn sich vier Familien darin einzurichten hatten; aber die Verhältnisse und manchmal auch die Ansprüche lagen nun einmal so.

Katen in Marienau

In Marienau gab es drei Bautypen einer Kate:

a) das Holzhaus aus Schurzbohlen (Kiefer, 10 - 12 cm stark) mit Stroh- oder Ziegeldach; die älteste Form überhaupt. Das letzte Exemplar dieser Art war die sog. »Brucks'sche oder Kestners Kate«. Wir sehen hier den hinteren Eingang mit Bewohnern und Nachbarn in Feierabendrunde oder beim Sonntagstreff.



Fritz Genditzki, Alfred Genditzki, Minna Genditzki, Otto Genditzki, Otto Kestner, Kestner, Otto Hooge, Hans Schlesinski mit Erich Schlesinski, Emma Hooge, Marie Kestner, Dora Ott, Erna Kestner, Charlotte Ziemens

Genditzki

b) das Fachwerkhaus mit unverputzter Ziegelfüllung, als »Rempels- oder Dodenhöfts Kate« bekannt. Ebenfalls das letzte Baudenkmal dieser Art. Beide wären heute in einem Freilichtmuseum gut aufgehoben. Leider hat T. Pajag letztere in den sechziger Jahren abgerissen, um an dieser Stelle und im danebenliegenden »Blumengarten« von Walter Enss seinen Kleinbauernhof zu errichten. Als wir von der Kate sprachen, sagte er gleich »Ja, ja, ich weiß schon, was Sie meinen, die mit der preußischen Mauer«. Das Bindwerk kaum, aber die Ziegeln und auch die vom Enss'schen Stall habe er gut gebrauchen können.



c) der B a c k s t e i n b a u , die Kate aus roten Mauersteinen mit Pfannendach oderTeerpappe. Sie war offenbar seit der Mitte des 19. Jahrhunderts der gängige Typ einer Kate. Massiv, dauerhaft, wegen einfacher Arbeitstechnik verkürzte Bauzeit. Preisgünstig? Das ist eine Frage der Epoche. Seit Marjenau eine eigene Ziegelei besaß, die besitzmäßig ab 1793 zu den Höfen Hermann Dück und später zu Lietz gehörte, nahm in der zweiten Jahrhunderthälfte der Ziegelbau allgemein zu, auch bei Hofgebäuden. Allerdings nicht nur in unserm Dorf. Auffällig ist jedoch, daß in den obengenannten Höfen der Ziegeleibesitzer fast alle Gebäude massive Ziegelbauten sind. Auch deren Katen. Offenbar konnte man verschwenderisch mit dem dauerhaften Material umgehen.



Im Bild ist zum einen die Dorfskate, flächenmäßig größer als die Bauernkaten. Wer dort wohnen durfte, lag in der Fürsorgepflicht der Gemeinde. Sie hat lichte Räume und ist vermutlich erst Ende des vorigen Jahrhunderts (1890) entstanden.
Im Bild darunter das Gebäude, das zum Hof Lietz/Daniel gehörte. Wie auch mehrere andere hat es vier Wohnungen mit Eintritt von den Giebeln her, ist auffallend lang und in der Nachkriegszeit fast völlig zugewachsen. Hier wohnten bis 1945 auch Tagelöhner, die auf anderen Höfen, z.B. bei Brucks und W.Enss arbeiteten.
Die Backsteinkate auf dem letzten Foto von 1980 zeigt nur den südlichen Giebel. Die weiße Türeinfassung stammt von den jetzigen Bewohnern.



B e m e r k u n g : Gern hätte ich über dieses letzte Thema umfassender und verläßlicher berichtet; doch in den zwanzig Jahren meines Dortseins streifte ich in vielen anderen Erlebnisfeldern umher und ahnte damals nicht, daß ich mich später nach solchen Themen selbst würde befragen müssen. Das Schicksal nun legte zwischen jene Jugendzeit und den Reisen während der achtziger Jahre einen unbarmherzigen Riegel, und als er wieder aufgeschoben wurde, war das deutsche Dorfleben erloschen, die Freunde fort und fast alle die uns bekannten Häuser unter rohen Händen gemordet oder verstümmelt.
Was aber im Kopf und im Herzen noch geblieben, findet hier eine bescheidene Gedächtnisstätte, nicht mehr.



Laubenhäuser

E i n f ü h r u n g : Die Laube ist uralt. Von Laub (im ahd. louba) abgeleitet, bezog sie sich ursprünglich auf ein aus Laub angefertigtes Schutzdach. Das Wort hat im Laufe der Zeiten einen Bedeutungswandel erfahren. Die Laube ist in mannigfaltigen Formen ins Bauwesen eingegangen - ein Attribut des Übergangs vom geborgenen Wohnplatz zum Draußen.

Erst nach vielerlei einfachen Zwischenstufen, wie Giebellauben, Gartenlauben oder Überdächern, sind an Bauernhäusern »Vorlauben« entstanden. Eine kunstvolle Endstufe dieser Entwicklung mögen jene großen » V o r l a u b e n h ä u s e r « in unserer Heimat sein.



Kleine Giebellauben aus Westpreußen

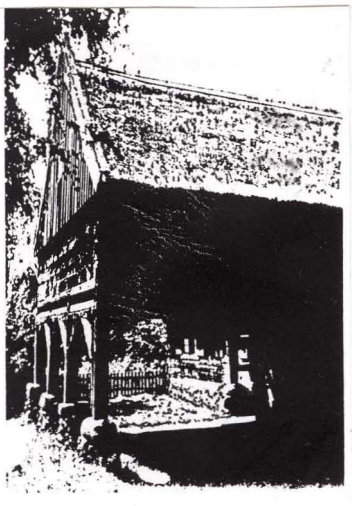
Wie die nebenstehende Skizze zeigt, kamen sie gehäuft in den W e i c h s e l w e r d e r n und im E r m l a n d vor. Dies waren eben nicht die Landstriche der großen Domänen mit den Herrenhäusern der Adligen und lange Zeit leibeigenen Gutsarbeitern; hier, zumindest in den Werdern, wirkten seit Dorfgründungszeiten die freiköllmischen Bauern auf eigener Scholle.

Ihre Ahnen sind im baltisch-masurischen Raum zu vermuten, zum Teil sehr schöne und urige Formen wie die hier abgebildete aus dem Ermland.



Nach Lauben im dt. Siedlungsraum von Kulke, 1939

Die Vorlauben waren zunächst in erster Linie ein W e t t e r s c h u t z über der Vorfahrt (mit Pferd und Wagen),



dann aber mit dem Saal in der Oberlaube zweckmäßig als S p e i c h e r zum Lagern und Durchtrocknen von Getreide. Zuweilen diente das große Quadrat auch als S t u b e . So erinnern wir uns, daß nach der Reformation die ersten Evangelischen und Mennoniten hier oder in Scheunen ihre geheimen Gottesdienste abhielten.

Allgemein dienten die Großgiebellauben in ihrer dekorativen Ausgestaltung außer der Zweckmäßigkeit zweifellos dem wohlhabenden Bauherrn in seinem Wunsch nach Repräsentation.

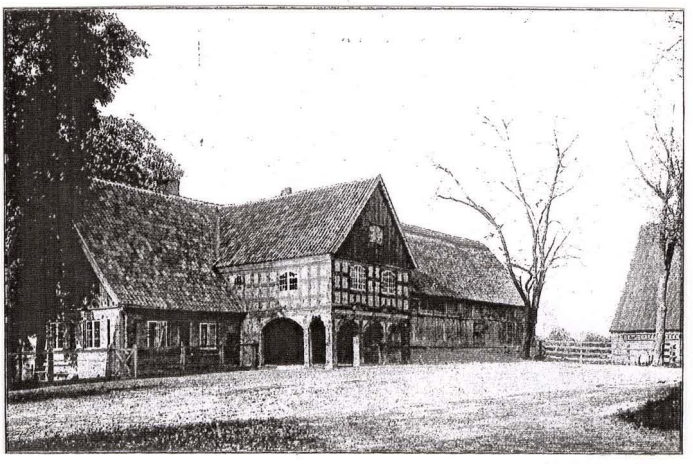
Nach den Schwedisch-Polnischen Kriegen hatte die lange Friedenszeit im östlichen und westlichen Preußen wirtschaftlichen W o h l s t a n d allgemein gefördert, weshalb auch schon bald nach 1 7 2 0 d i e e r s t e n der beschriebenen B a u t e n entstanden.

Vorlaubenhäuser in Marienau

In Marienau nun hat es auch große Vorlauben an Lang- und Winkelhof gegeben. Es sind sogar die ältesten. In der Chronik der Familie Emil Enss (Schwentenfeld) wird gesagt, daß die Vorlaube aus einfachem Bindwerk mit Steinfüllung bereits um 1730 entstanden sein soll. Nachdem sie dann ein stolzes Alter von 200 Jahren auf dem Buckel hatte, wurde sie 1937 bei Renovierung des Hofes abgerissen.



Eine ähnliche Vorlaubenanordnung am Langhof gab es beim Hof Heidebrecht im Mühlenfeld.
Über der vorderen Haustür stand früher die Jahreszahl 1723, und die gemauerten Küchenwände im Flur, wunderbar mit Stuck verziert, trugen die Jahreszahl 1795. An der Vorlaube jedoch war Cornelius Warkentin als Bauherr mit der Jahreszahl 1800 verewigt und Peter Gerbrandt als Baumeister. Daraus geht hervor, daß die Vorlaube erst später angebaut wurde.





Die im Dorf befindlichen Vorlaubenhäuser sind sämtlich in mehrgeteilten Höfen, d.h. das Wohnhaus steht für sich. Es sind dies die der Familien Gustav Brucks, Adolf Daniel, Adolf Rempel und Walter Driedger. Das letztgenannte Haus trägt im Sturz der Hintertür die Inschrift

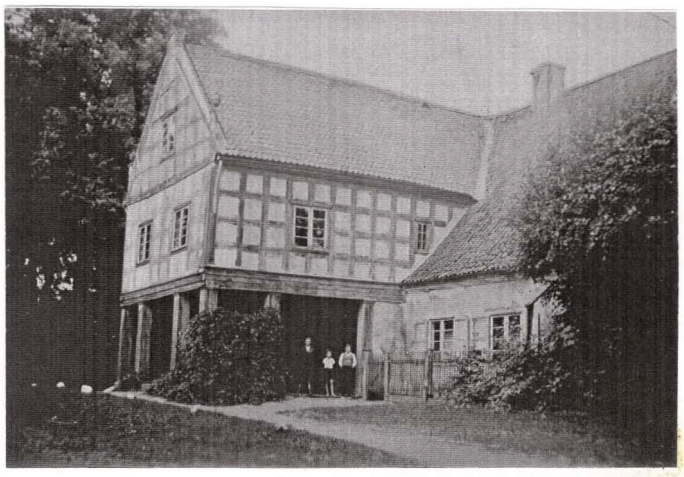
»Anno 1773 den 16.Jvnius
Conradt Froes Bavherr
Conradt Froes Bav-Meister«.

Daraus geht nicht hervor, ob die Vorlaube zur gleichen Zeit errichtet worden ist.

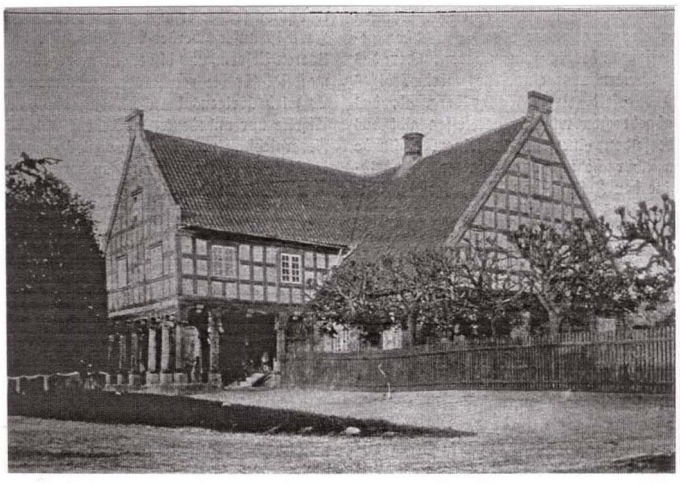


Der einzige Vorlaubenhof an der Dorfstraße war der des letzten Besitzers Adolf Rempel. Das Schurzbohlenhaus, wie auch die anderen, ist dem Brucks'schen ähnlich. Die Inschrift am Laubenbalken lautet:

»Jacob Dircksen Bauherr
Anno 1804
Herrmann Hekker Baumeister«.



Das Vorlaubenhaus gegenüber, auf der Angerseite liegend (Daniel), enthält einige Abweichungen. Es ist in massivem Backstein gemauert. Das dürfte damit zusammenhängen, daß dieser Hof der Sippe Lietz/Philippsen gehörte, welche Gründer und Besitzer der Marienauer Ziegelei waren. So könnte man als Zeitpunkt für die Errichtung des Hauses den Anfang des 19. Jahrhunderts annehmen. Die Vorlaube hatte vorne vier sehr einfache rechteckige Ständer. Da zwei Lietzens als Hofbesitzer auch Kreistagsabgeordnete waren, läßt sich ein nachträglicher Anbau der Vorlaube aus repräsentativen Beweggründen durchaus vermuten. Zudem glitt die spätere Zeit vielleicht um 1850 in sachlichere Stilformen über.



Daneben auf der Angerseite behauptet sich immer noch in verhältnismäßig gutem Zustand das Brucks' sche Haus. Die Vorlaube hat vorne 6 Pfosten und die Laubenbögen volle Knaggen und einen mittleren Hängezapfen. Die Balkeninschrift lautet:

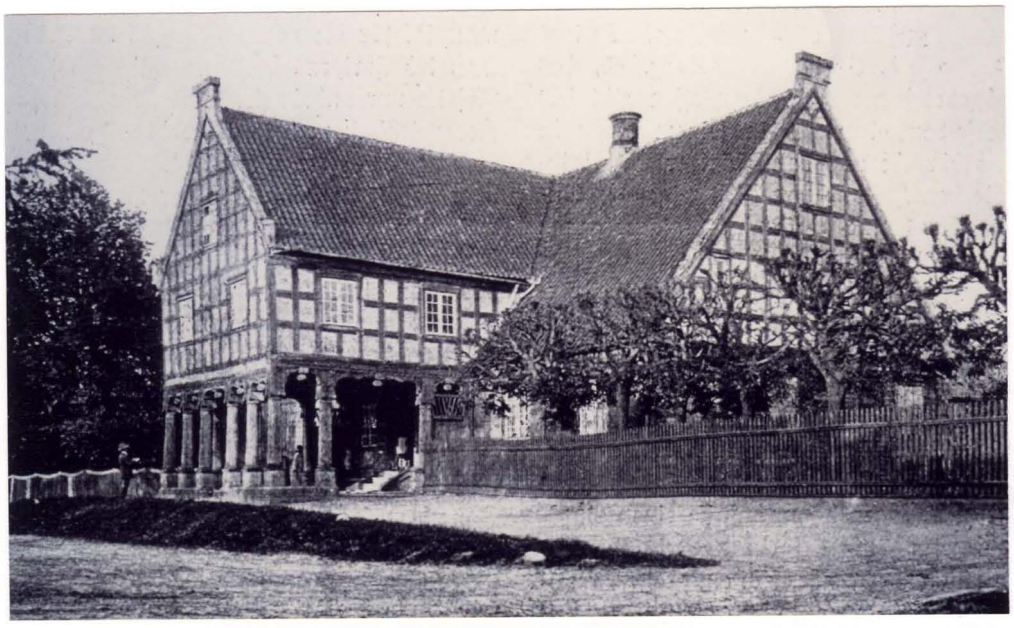
»Johan Jacob Ziemer BauHerr
Anno 1803
Peter Loewen BauMeister«.

Hier trägt die vordere Haustür dieselbe Inschrift, erweitert durch »Regina Elisabeth Ziemerin BF« = BauFrau, eine kleine Besonderheit.

1 8 0 3

Johan Jacob Ziemer • Peter Loewen

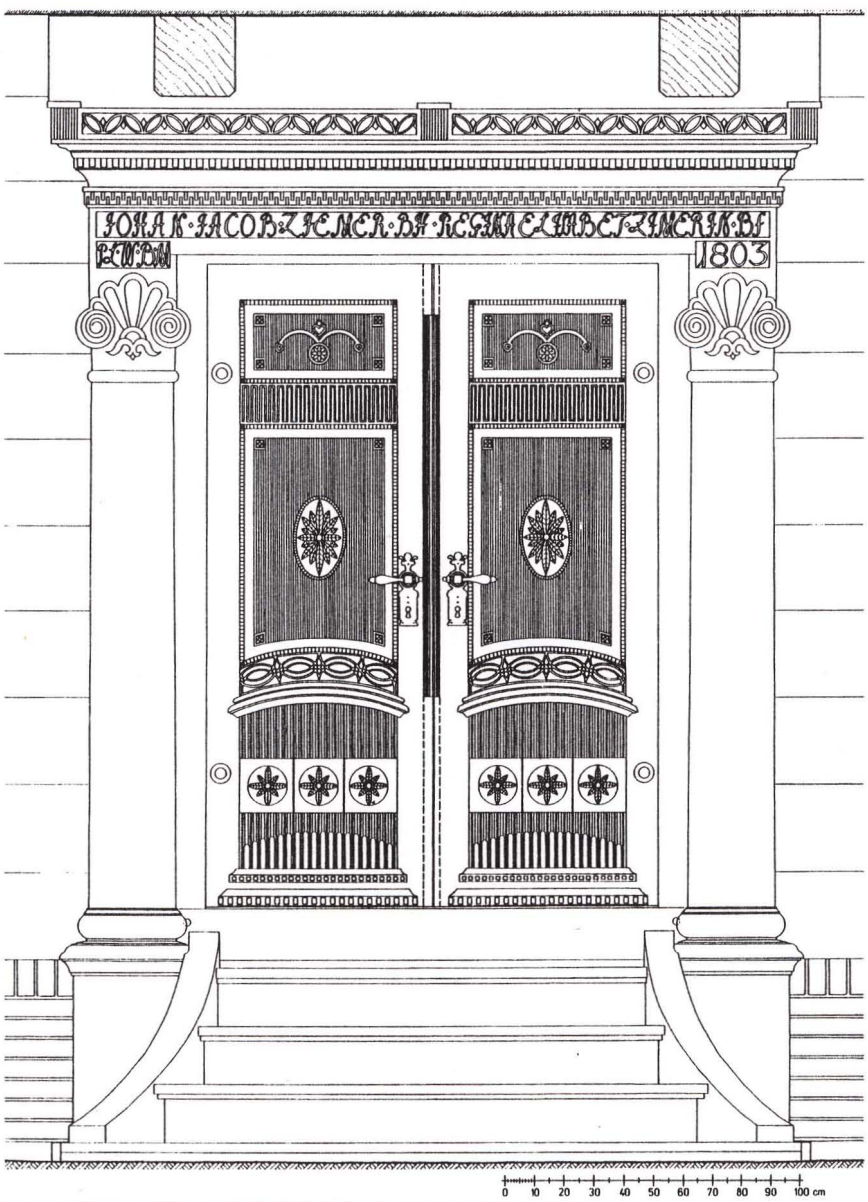
EIN VORLAUBENHAUS IN MARIENAU



Kunstsinn und materieller Wohlstand mußten zusammenkommen, um dieses ansehnliche und zweckdienliche Bauernhaus zu schaffen. Es steht noch, 200 Jahre alt, und steht für viele, die in den reichen Werdern von einer blühenden Epoche, von Bauern- und Handwerkerfleiß künden. Herr Ziemer, »de Haar« (der Herr), wie man damals zu sagen pflegte, war in Marienau eine Persönlichkeit. Neben Joh. Jac. Schultz, Mich.Lietz und N. Philipp war er einer der 4 Kirchenvorsteher von 1795 bis 1805. Vielleicht hatte er Gefallen an baulichem Gestalten; denn nach des Pfarrer Wegners Chronik zeichnete er 1801 verantwortlich für den Neubau des Pfarrhauses der evangelischen Kirche nebst Stall und Scheune.



»Doch ehret mir die deutschen Meister«, singt Wagners Chor. Hier ist es Peter Loewen, vielleicht der bedeutendste Baumeister im Großen Werder jener Zeit. Auch seine Vorlaubenhäuser in Reinland, Tiege, Orloff, Fürstenwerder und Gr. Lesewitz haben die Zeiten überdauert.

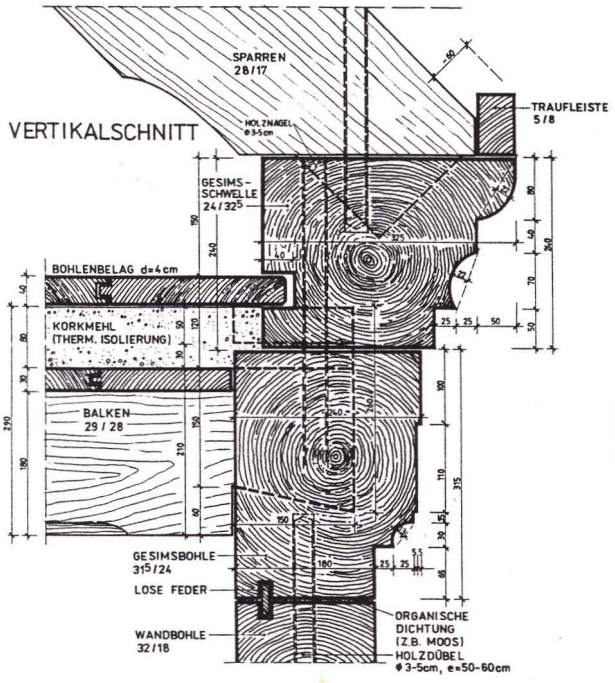


Das Portal

Haupteingang unter der Vorlaube

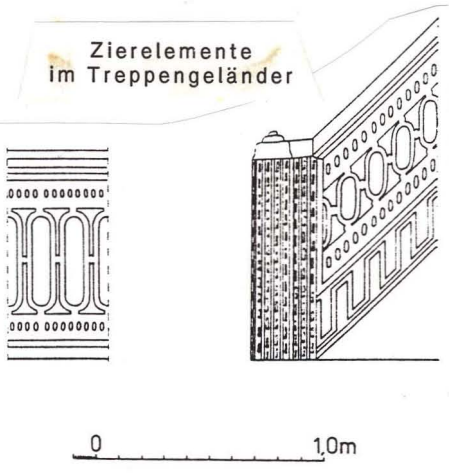
Nahaufnahmen

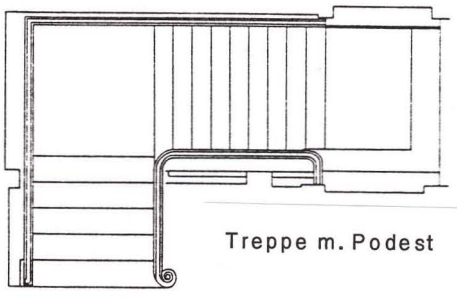
Zeichnungen Seite 309 - 312 aus: »Beiträge zur ländl. Siedlung...« siehe Quellen! - Fachhochschule Oldenburg Prof. Dipl. Ing. R. v. Öhsen



Holzverbindungen zwischen Dach und Hauskörper

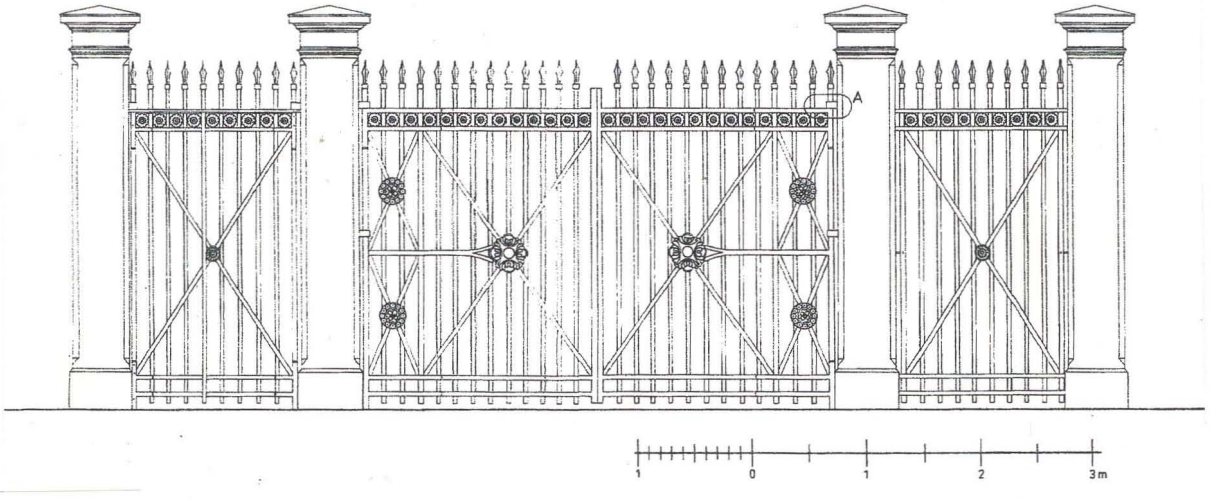
Zierelemente im Treppengeländer





Treppe m. Podest

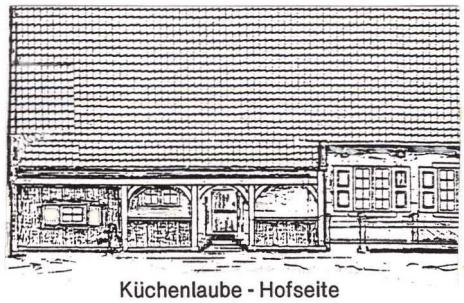
Hoftor
Vier Pfeiler aus roten Ziegeln
Kunstgeschmiedete Torflügel aus Stäben mit Zierspitzen und oberem Schmuckband - Metallröschen



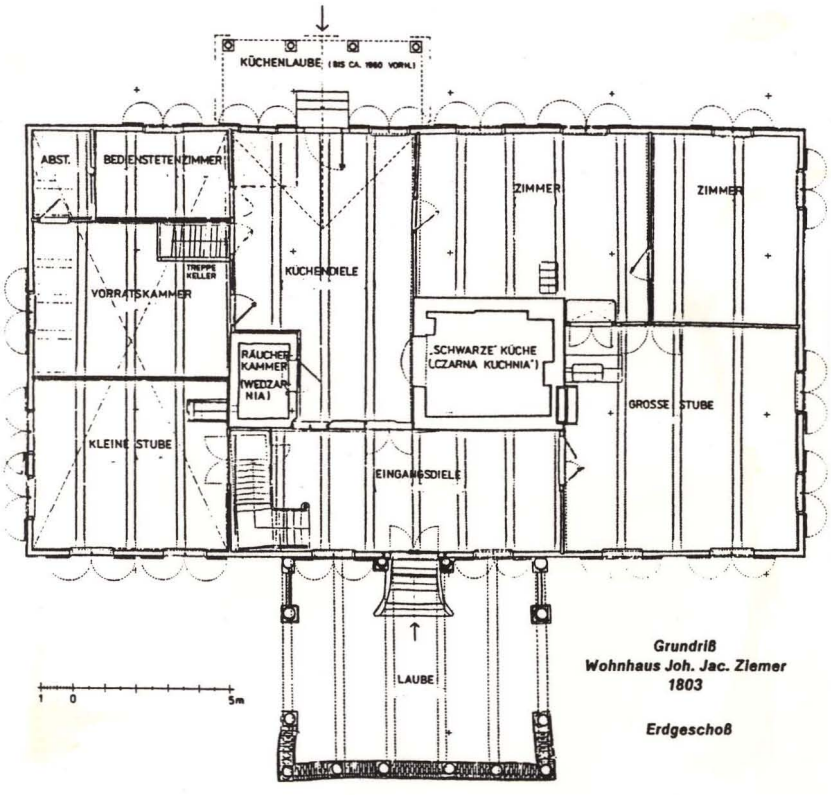
Ein Gang durchs Haus

Die Gliederung der Räume im Haus hat fränkisch-thüringischeVorbilder, das heißt auch, daß der Haupteingang an der Langseite ist.

»Der First des Vorlaubendaches trifft senkrecht auf den First des Hauptdaches. In der Mitte des Hauses ist der quer hindurchgehende Flur mit dem Herdraum und Rauchfang, oft durch eine Querwand in Vorderhaus und Küche geteilt.
Der Haupteingang ist stets von der Dorfstraße her durch die Vorlaube. Der Flur hat dann hinten den Ausgang zum Hof hin, dem häufig eine leichte Halle unter einem Schleppdach angebaut ist, als Arbeitsraum zum Waschen der Milchkannen oder des Geschirrs.« (B. Schmid)


Küchenlaube - Hofseite

Wenn man im Erdgeschoß den durchgehenden Flur betritt, führt gleich zur Linken eine abgeknickte Treppe zum Obergeschoß. Dieser Flurteil hat eine feinere Einrichtung; für den Besuch die zweite Visitenkarte nach der Vorlaube und der Eingangstür.
Geradeaus durch eine Tür kommt man in den zweiten noch geräumigeren Flurteil, wo sich zur Rechten



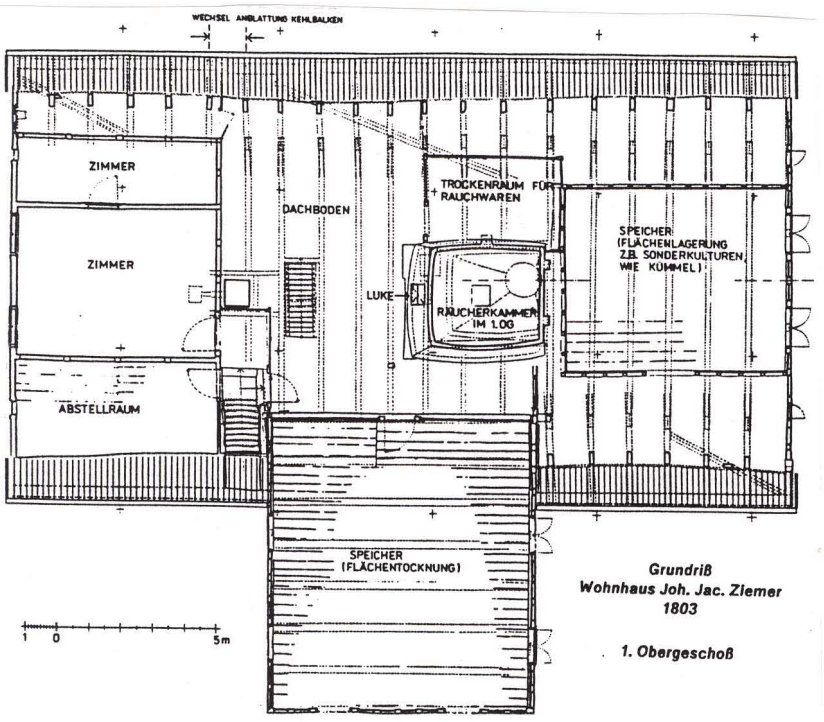
Grundriß Wohnhaus Joh. Jac. Ziemer 1803

Erdgeschoß

der gemauerte Eingang zur Schwarzen Küche befindet (gewöhnlich ein Rundbogen). Der Fußboden der Küchendiele besteht aus hell gescheuerten Dielenbrettern. An den gegenüberliegenden Seiten je ein rustikaler Schrank. Geradeaus zur Hofseite hin geht man durch eine schwere horizontal zweigeteilte Tür nach draußen.
Auf der Seite der Küche nach Süden liegt das Zweidrittelhaus mit Wirtschaftsstube (auch Eßraum für Tagelöhner), Wohnzimmer, Schlafzimmer sowie der »Großen Stube«.
Auf der entgegengesetzten Seite dann nördlich des Querflurs gab es die Mägdekammer, die Spei-

sekammer und manchmal ein schmales Schlafzimmer. Daran anschließend in der Hausecke ein größeres Zimmer, die sog. Sommerstube. Auch diese hatte einen Kachelofen, der bei strenger Kälte geheizt wurde, wenn dort oder im Schlafzimmer daneben jemand wohnte.

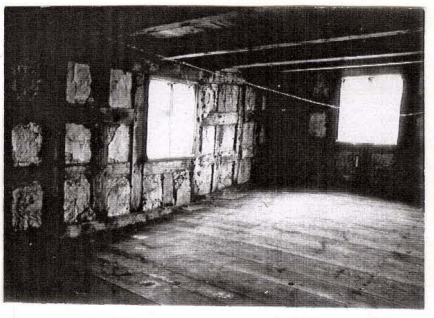
Im Hauptwohnteil auf der südlichen Seite waren alle Räume beheizbar. Der Wohnzimmerofen von der Wirtschaftsstube aus, Schlafstube und Große Stube separat. Über letzterem, der von der Küche aus beheizt wurde, befand sich eine Luke mit Deckel zur Oberstube im ersten Stock, die bei Bedarf durch Öffnen etwas Wärme abkriegte.
Sicher gab es in jedem Haus dieser Bauart mehr oder weniger auffälligere Varianten, das Grundmuster jedoch blieb.



Grundriß
Wohnhaus Joh. Jac. Ziemer
1803

1. Obergeschoß

Im Dachgeschoß über der Schwarzen Küche befand sich eine große gemauerte Räucherkammer, die sich konisch nach oben verjüngte und durch eine Eisentür, schräg auf der Wand liegend, zugänglich war. Die andere Fläche im Bodenraum teilten sich ein oder zwei bewohnbare Zimmer. Auf der anderen Seite lag der große Getreideboden. Von hier aus gab es auch den Zugang zum Vorlaubenspeicher.


Laubenspeicher oder -stube

Diese Häuser waren so geräumig, daß unter dem großen Dach noch ein Oberboden Platz fand, falls der Lagerraum für das Getreide bei guten Ernten nicht ausreichte. So lagerte das kostbarste Gut unter sicherer Verwahrung und in der Regel nicht in einem abgetrennten Gebäude, es sei denn, es war zum Abtransport in Säcke gefüllt und dort nur abgestellt worden.

Diese hier genannte Ausgestaltung des großen Vorlaubenhauses beschreibt die reichhaltigen Formen des 19. und teilweise 18. Jahrhunderts. Die Urformen, die es in den Jahrhunderten zuvor dort gab, waren natürlich kleiner und einfacher.

1819 - Eine neue Marienauer Schwentenbrücke

1819 - eine neue Schwentenbrücke. Nanu, mußten die Tieger auf dem Weg zu unserm Hakenbüdner oder unser Pfarrer zur Messe in seine Tieger Filiale lange Zeit durch unsern »Strom« schwimmen oder waten? Natürlich nicht. Es gab fast 100 Jahre eine kleine Fähre, aber davor auch immer eine Brücke.
Wer ein paar Seiten zurückblättert oder sich noch erinnert, wird wissen, daß es am Margenauer Brückenplatz schon einmal riesige Probleme gab. Der damalige Sachsenkönig August, der auch Polen mitregierte, entschied nach mehreren Eingaben zum schlechten Zustand der Schwente im Jahre 1731, dieses wichtige, aber völlig verkrautete, versandete und verschlickte Gewässer müsse einmal richtig gesäubert, begradigt und vertieft werden, damit das Niederungswasser abströmen und bei Überschwemmungen von Nogat oder Weichsel der Fluß die Inundationswasser aufnehmen könne. Somit hätten dann auch die Treidelkähne mit Holz und Getreide wieder freie Fahrt. Die alte Margenauer Brücke mußte damals weichen.


Ein Lastkahn wird getreidelt

Der Preußenkönig Fr. Wilhelm III. jedoch ließ 1819 eine neue erbauen. Das war ein Ereignis! Allerdings mußte man jetzt zahlen: einen halben Silbergroschen Brückengeld; denn die Kosten mußten ja wieder reinkommen.
Schön und gut, der Übergang war bequemer geworden, doch das war nur die eine Seite der Medaille. Die Marienauer Brückstelle bildete wiederum einen neuralgischen Punkt im ganzen Schwente-Einzugsbereich.

Wir erinnern uns noch - wenn wir zur Badestelle fuhren, stieg die gepflasterte Straße kurz vor der Brücke in einem Schlenker merklich an. Es hatte eine Aufschüttung gegeben, einen Brükkendamm, um für die Fahrbahn eine möglichst große Höhe über dem Wasserspiegel zu erreichen. Dieser jedoch durchschnitt einen kleinen Außendeich, in dem sich bei Hochwasser oder Eisgang das Element ausbreiten konnte, um den allmählichen Abfluß zu erleichtern. Der Schwentenwall also, der diesen begrenzte, lief am Beginn des Straßenanstiegs nach Süden ab. So konnte der Außendeich seine Aufgabe nicht mehr erfüllen, die ihm mitsamt Abriß der damaligen Brücke August der Starke i.J. 1713 zugedacht hatte. Zudem war das Strombett des Flusses durch die massiven Brückenkopflager noch enger geworden.

Landrat Parey bemerkt noch vierzig Jahre später in seinem Buch »Der Marienburger Kreis«, daß »die Marienauer Brücke ein Querdamm ist, der den Wasserabfluß außerordentlich hemmt; denn nach dem Deichbruch von 1855 und bei der darauffolgenden Regenzeit war die Schwente oberhalb der Brücke bordvoll, und die Dämme mußten abgekastet werden ...«
Von solchen kritischen Situationen in unserer Jugendzeit dort können wir zwar nicht berichten, aber Pfarrer Zimmermann aus unserm Dorf schrieb u.a. über Erlebnisse während seiner Amtszeit:

»Aber es ist dieser kleine Fluß auch nicht ganz ungefährlich. Wiewohl in der Regel nur seicht, so wird er doch bei jedem Nordwinde - wie alle Niederung-Gewässer, die sämmtlich nach Norden laufen - angestauet; er wird dann rückläufig und schwellt oft furchtbar an. Darum sind seine Ufer auch durchweg mit einem Damme, dem sogenannten Schwentewall umgeben, der sehr sorgfältig unterhalten wird.

Indeß steigt das Wasser oft genug bis an die Krone des Walls und ergießt sich selbst über denselben. Besonders im Frühjahre, zur Zeit des Eisganges ist oft große Gefahr für die benachbarten Aecker. Dann werden ähnliche Vorrichtungen, wie an der Weichsel, wiewohl im verjüngten Maßstabe, angewandt. Es werden Eiswächter hingesandt, Mist und Pfähle hingeführt, und im Nothfalle Kasten geschlagen an den schadhaften Stellen.

So entsinne ich mich noch einer denkwürdigen Zurückstauung der Schwente am 17. März 1834, zur Zeit des Eisganges. Bei dem wüthendsten Nordweststurm und -4° R. war der Fluß zum Ueberlaufen voll. Als ich ihn besuchte, mußte ich mit der äußersten Gewalt gegen den Wind anstemmen. Die Sturmfluthen sprützten immerfort und allerorten in Staubgüssen über den Wall; ein merkwerther Anblick, zumal wenn ein Sonneblick den bewölkten Himmel durchbrach. Das Tosen des Sturms und der Fluth war so stark, daß es mir nicht möglich war, ein Wort nur mit den Dammwächtern zu sprechen. Dabei war der Wall auf unserer Seite von den stäten Ergießungen so befroren, das Niemand ihn, in dem Sturme zumal, erklimmen konnte. Es war also Menschenhilfe vergebens, und die Wallwächter erkannten es, daß sie nichts als leidige Anschauer des fast unvermeidlichen Wallbruchs sein konnten.
Indeß, sonderbar! die Natur setzte hier ihrem Wüthen selbst eine stärkere Schranke, als Menschenkunst dies vermochte. Die immerfort in die Höhe fliegenden und dann schnell zu Eis erstarrenden Wassermassen bildeten bald einen Wallaufsatz der stellenweise wohl 2 Fuß hoch und mehre Fuß dick war. Dies wehrte den Durchbruch ab bis der Sturm aufhörte...«.

Glücklicherweise kamen solche dramatischen Situationen an der Schwente selten vor. Dennoch - in allen ähnlichen Fällen waren Versäumnisse bei den Regulierungsarbeiten wie Entschlicken und Entkrauten und Dammpflege schuld an kritischen Situationen, vor allem zwischen Neuteich und Tiegenhof.



Schwente am Hof Penner
Lastkahn unter Segel

Bei gewöhnlichem Sommerwasserstand lag im Abschnitt um die Marienauer Brücke der Schwentewasserspiegel mit dem Haffwasser auf einem Niveau. Stieg bei Ostwind jedoch das Haff an, drückte das Wasser auch ins Schwente-Tiege-System, und geschlossene Schleusen und die ausreichend erhöhten Wälle mußten die Ackerfluren schützen.
Solange aber das Wasser auf der ganzen Flur durch Regen- und Tauwasser höher als in der Schwente war, konnte es durch Auslaßschleusen abfließen. Nur bei höherem Vorwasser traten die Schöpfmühlen in Tätigkeit (Brodsack hatte davon 2, Mierau 1, Marienau 2, Rückenau 1, Tiege 2).
Von der Marienauer Flur wurden jedoch insgesamt nur 35 Hufen zur Schwente hin entwässert - teils unmittelbar, teils durch andere Vorfluten und Hauptwasserleitungen. Die andere Hälfte entwässerte in Richtung Marienau-Niedauer Lake und weiter ins System der Jungferschen Lake.
Für die Unterhaltung der Wassergänge und Schleusen sorgten die beiden Mühlenregenten von Marienau und Niedau.

Siehe Anhang 6 u. 7 !

Katholisches Pfarrland und Kalende-Listen

Wie steht es noch in der Handfeste von Marienau? ». . . Von den vorgenanten huben gebe wir der pfarren des dorffis vire freyhuben ewiclich czu eyner wedeme«. (Von den vorgenannten Hufen geben wir der Pfarrei des Dorfes vier Freihufen ewiglich zu einer Widdem).

So wurde es 1321 von Werner von Orseln bestimmt. Zwar galt dies nicht »ewiclich«, doch immerhin bis ins Jahr 1945. Es wurde in all den 624 Jahren nichts daran geändert.
Dem jeweiligen katholischen Pfarrer des Dorfes gehörten also diese vier Freihufen zu seiner persönlichen Versorgung. Er konnte nun nach Belieben dieses Land verpachten - zumeist an Bauern oder Einwohner seines Kirchspiels.So war es in allen Jahrhunderten praktiziert worden und hatte sich wohl bewährt.
Aus den Jahren 1818 bis 1848 sind uns V e r z e i c h n i s s e d e r P ä c h t e r erhalten, die noch immer im kath. Pfarramt in Marienau (Marynowy) aufbewahrt werden. Daraus geht hervor, daß z.B. für die Jahre 1821 bis 1823 vom Marienauer Pfarrland 3 Hufen, 22 Morgen, 42 Ruthen an 18 Pächter vergeben wurden, die dafür zusammen 752 Reichsthaler und 47 Groschen jährlich zahlten. Einige Morgen behielt der Pfarrer immer für seinen Eigenbedarf.
Den Löwen-Anteil des Pachtlandes mit 16 Morgen hatte in diesen Jahren Martin Schülke bekommen, wohl weil er seinerzeit amtierender Dorfschulze war. Auf die übrigen 17 Pächter verteilten sich Landstücke in der Größe von 2 - 10 Morgen.
Die meisten Pächter behielten dieselbe Landtafel über längere Zeit, manche sogar über Jahrzehnte, so daß der Pachtvertrag nur jeweils um drei weitere Jahre verlängert werden mußte.
Zum Teil waren die Pächter Hofbesitzer wie Martin Schülke, Reinhold Schultz, Johann Goerke, David Ens oder die Witwe Wiebe, besaßen daneben also auch eigenes Land; andere wiederum vermutlich nicht oder nur sehr wenig, wie der Organist Michael Geißler, der Hakenbüdner Dietrich Ensh, der Schneidermeister Christian Kollaschefski, der Gastwirt Peter Rutkowski oder der Tischler Jacob Krüger. Vorübergehend waren auch fünf Morgen an den Schulzen Penner in Rückenau verpachtet.
Seit Marienau und Tiege ein Kirchspiel geworden waren - vermutlich seit dem 16. Jh. - verpachtete der katholische Pfarrer auch jeweils die ca. 2 Pfarrhufen in Tiege, für die er in den Jahren 1821 - 23 eine Pachtsumme von jährlich 333 Talern, 45 Groschen erhielt.

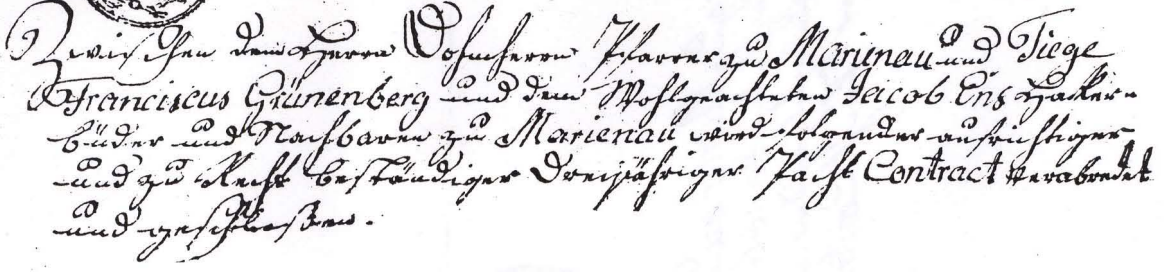
Besonders interessant sind nun die wenigen noch erhaltenen P a c h t v e r t r ä g e , deren ältester aus dem Jahre 1 8 0 6 stammt, als der Domherr Franziscus Grünenberg Pfarrer zu Marienau und Tiege war. Er verpachtete von seinen Diensthufen vier und einen halben Morgen für drei Jahre an den Hakenbüdner Jacob Ens, den damaligen Dorfkaufmann, wofür dieser jährlich 36 Reichstaler bezahlen mußte.
Der Pächter verpflichtete sich, das Land gehörig zu düngen und, nachdem es zwei Jahre beackert wurde, es ein Jahr zu Heu und Weide liegen zu lassen. Auch auf das regelmäßige Auswerfen der Gräben wurde er im Vertrag hingewiesen.
Der Passus über die Einquartierung Königl. Preußischer Truppen bzw. Verpflegung fremder Truppen bei feindlichen Invasionen läßt vermuten, daß der Beginn des Napoleonischen Krieges schon in der Luft lag. Der Domherr sicherte sich ab für den Fall, daß »die Diensthufen der Geistlichen damit beschwert« werden sollten. Und in der Tat kamen die französischen Truppen noch im selben Jahr ins Werder.

Ebenso war der Pächter zuständig für eventuelle Lieferungen zu Friedenszeiten, hingegen wollte der Pfarrer von solchen zu Kriegszeiten die eine Hälfte übernehmen.
Auch mit Überschwemmungen war noch immer zu rechnen. So versprach der Herr Pfarrer einen Zinsnachlaß, sollte der Pächter durch einen Weichsel- oder Nogatausbruch am Pachtland einen Schaden erleiden.

Pachtvertrag von 1806







Zwischen dem Herrn Dohmherrn Pfarrer zu Marienau und Tiege Franciscus Grünenberg und dem Wohlgeachteten Jacob Ens Hakenbüder und Nachbaren zu Marienau wird folgender aufrichtiger und zu Recht beständiger dreijähriger Pacht Contract verabredet und geschloßen.

Es verpachtet vorgedachter Herr Pfarrer Franciscus Grünenberg von seinen Marienauischen im Marienauerfelde liegenden Vier Diensthufen dem Wohlgeachteten Jacob Ens eine Tafel Landes, teils zum Ackerbau, teils zu Heu und Weide, welche mehr oder weniger als Vier und Einen halben Morgen in sich enthält, auf drei nacheinanderfolgende Jahren, die sich von 1sten Januar 1806 anfangen, und den 1sten Januar 1809 endigen werden, zum ruhigen Pacht Besize unter nachstehenden Bedingungen.

Pächter verspricht für die Nuzung dieses Landes jährlich von jeden Morgen Acht Reichsthaler, folglich von Vier und Einen halben Morgen Sechs und Dreißig Reichsthaler im preußl. Courant, und zwar die eine Helfte mit Achtzehn Reichsthaler jährlich den Vier'Zwanzigsten Junius, und die andere Helfte den Ein und Dreißigsten December gleichfalls mit Achtzehn Reichsthaler baar und ohne alle Verkürzung an Herrn Verpächter oder deßen Nachfolgern im Amte bei Verlust des Contracts zu bezahlen.

Verpflichtet sich Pächter das Land unter Dünger gehörig zu unterhalten; wenn er zwei Jahre hindurch beackert gewesen, das dritte Jahr zu Heu und Weide liegen zu laßen, so wie auch die Graben auszuwerfen und zu erneuern.

Die Einquartirung der Königl. Preußischen Truppen, falls die Diensthufen der Geistlichen damit beschwert werden sollten, und bei feindlichen Invasionen der fremden Truppen, und was zu deren Verpflegung gehört, übernimmt Pächter vom gepachteten Lande, so wie auch die Lieferungen zu Friedenszeiten, wenn die Diensthufen der Geistlichen dazu gezogen würden, ohne alle Nachrechnungen, Abzüge von der Pacht oder Vergütung; hingegen die Lieferungen zu Kriegeszeiten verspricht Verpächter mit Pächter auf die Helfte zu leisten.

Sollte sich während der Pacht Jahren ein Ausbruch von der Weichsel oder Nogat ereignen, und Pächter Schaden leiden, so wird ihm Verpächter eine Vergütung von Zinsen angedeihen laßen, so wie sie die Königliche Einsaaßen in ähnlichen Fällen nach den Cammer Principiit erhalten.

Feuer Schaden können sich nicht zur Vergütung qualificiren, da so wohl die Gebäude, als die Früchte und Effecten Pächter eigenthümlich zugehören.
Pächter wird nicht befügt seyn, das gepachtete Land ohne Genehmigung des Herrn Verpächter in Unterpacht zu laßen.
Contracts- und Stempel Papier Kosten übernimmt Pächter.
Beide Contrahirende Theile versprechen diesen Contract zu erfüllen. Sie begeben sich deshalb aller Ausflüchten, sie mögen Namen haben wie sie wollen, und aller seyn könnenden Rechtswohlthat, und unterschreiben sich eigenhändig. So geschehen Marienau den 1sten Januar 1806.

gez. Fran: Grünenberg, Pfarrer
gez. Jacob Ens Pächter

Stempelbogen 3 gr.
Schreibgebühren 18 -
--- 21 gr.

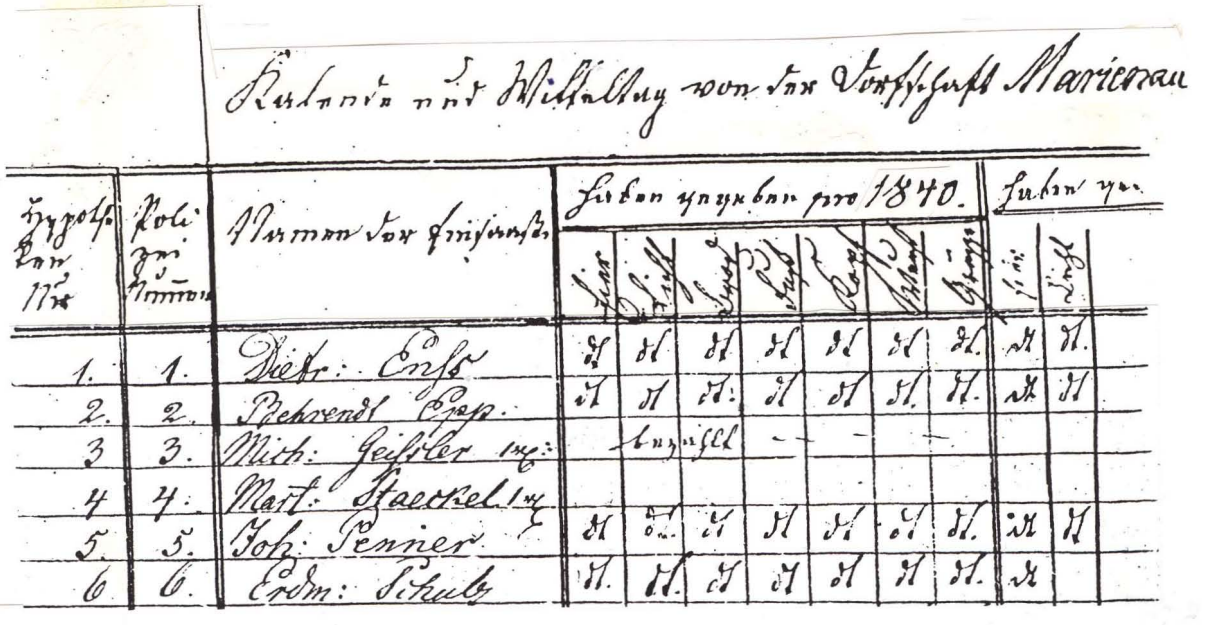
Zwei weitere Pachtverträge sind aus den Jahren 1823 und 1826 erhalten. Inzwischen hatte Marienau einen neuen Pfarrer bekommen: Herrn Probst Schwensfeuer, dessen Grabstein noch heute auf dem katholischen Friedhof des Dorfes steht.
Im Unterschied zu 1806 hat man jetzt für den Abschluß des Pachtvertrages den Kirchenvorstand hinzugezogen. Pächter war in diesem Falle Dietrich Ensh, der Sohn des Jacob, der inzwischen die väterliche Hakenbude übernommen hatte. Hier handelt es sich um eine Vertragsverlängerung. Verpachtet waren 4 Morgen, 150 Ruthen, vermutlich immer noch dasselbe Acker- und Wiesenland, das schon der Vater 20 Jahre zuvor gepachtet hatte (denn 150 Ruthen = ein halber Morgen).
Auch er verpflichtete sich zur »Unterhaltung und Aufräumung der Abzugsgräben, sowie deren Krautung um Johanni und Michaeli j. J.« und das Land ebenfalls im dritten Jahre der Pachtzeit zur Weide liegen zu lassen.
Im Kriegsfalle konnte der Pächter die Pacht sofort kündigen, so wie es das Allgemeine Landrecht besagte.
Neu war allerdings, daß jetzt der Pächter »mit seinem gesammten beweg und unbeweglichen Vermögen« für die Pachtsumme Sicherheit leisten mußte.
Dieser Pacht-Contract wurde erst gültig, nachdem er von der Königl. Preußischen Intendantur in Tiegenhoff genehmigt und von der Königl. Preußischen Regierung in Danzig bestätigt worden war.
Im Anschlußvertrag von 1826, der wieder für 3 Jahre galt, war die Pachtsumme von 27 auf 31 Taler und 15 Silbergroschen erhöht worden.

Eine feste Einnahme für den Pfarrer war neben den Pachtgeldern die sog. K a l e n d e . Sie war u r s p r ü n g l i c h ein freiwilliges G e s c h e n k , das dem Geistlichen zu Neujahr gegeben wurde, wenn er seine jungen Pfarrkinder besuchte, um mit ihnen die Hauptstücke des christlichen Glaubens und die Gebote zu wiederholen (Nottarp) . Allmählich war sie aber zur V e r p f l i c h t u n g geworden und mußte zu Weihnachten abgeliefert werden. Zwischen 1830 und 1850 bestand sie aus geräuchertem Schweinskopf, Schweinefuß, Wurst, Licht (Kerzen) und Grütze.
1677 war im sog. Malachowskischen Vergleich die Kalende schriftlich festgelegt worden. Damals gehörten noch Erbsen und Salz dazu, dafür fehlte die Grütze.

Aber im Großen Werder gab es noch eine spezielle Abgabe an den katholischen Pfarrer, das war der W i t t e l t a g , so genannt nach dem Tag des Heiligen Vitalis am 28. April, der letzten Grenze für das Osterfest. Die in dieser Zeit fällige Gabe, die aus Eiern und selbstgebackenem Brot bestand, war also ein Ostergeschenk.
Über diese Realabgaben der Besitzer wurde natürlich säuberlich Buch geführt, und glücklicherweise fielen uns drei solcher Listen über

»K a l e n d e u n d W i t t e l t a g v o n d e r D o r f s c h a f t M a r i e n a u«

aus den Jahren 1830 bis 1850 in die Hände, die für die Dorfforschung enorm aufschlußreich sind. Sie enthalten nämlich die Namen sämtlicher damaliger Besitzer, hier »Einsaaßen« genannt, in der Reihenfolge der Hofnummern, auch als Polizei-Nummern bezeichnet. Selbst die jeweilige Hypotheken-Nummer ist angegeben.
In den Spalten: »Eier, Licht, Brodt, Wurst, Kopf, Fuß, Grüzze« wurde für jedes Jahr vermerkt, ob jeweiliger Besitzer seiner Abgabepflicht nachgekommen war. Diejenigen, die nur ein kleines Anwesen hatten und keinen Schweinskopf entbehren konnten, durften ihre Schuld mit Geld ausgleichen. Beim Organisten Geißler z.B. oder beim Hakenbüdner Ensh steht die Bemerkung »bezahlt«, bei der Witwe Wegner sogar »geschenkt«.
Kalende und Witteltag waren Abgaben, die nach damaliger Rechtsauffassung dinglich waren, also a n d e n B e s i t z g e b u n d e n und nicht von der Konfession abhingen. 1830 und in den darauf folgenden Jahren kamen die Lieferungen bzw. das Geld darum von allen Besitzern, gleich ob sie katholisch, evangelisch oder mennonitisch waren.
Ab 1 8 4 1 änderte sich das insoweit, als daß die e v a n g e l i s c h e n Besitzer ihre A b g a b e n e i n s t e l l t e n . Es handelte sich um die folgenden: Erdmann Schulz, Martin Schuelke, August Pohlmann, Salomon Philippsen, den Bockwindmühlen-Besitzer Salomon Meier und die Witwe des verstorbenen Reinhold Lietz.



Kalende und Witteltag von der Dorfschaft Marienau

Hypotheken Nr	Polizei Nummer	Namen der Einsaaße	Haben gegeben pro 1840.							Haben ge-	
			Eier	Licht	Brodt	Wurst	Kopf	Fuß	Grüzze	Eier	Licht
1.	1.	Dietr: Ensh	d	d	d	d	d	d	d	d	d
2.	2.	Behrendt Epp.	d	d	d	d	d	d	d	d	d
3	3.	Mich: Geißler 1 rc:		bezahlt		–	–	–			
4	4.	Mart: Staeckel 1 rc									
5.	5.	Joh: Penner	d	d	d	d	d	d	d	d	d
6	6.	Erdm: Schulz	d	d	d	d	d	d	d	d	

7	7.	Abrah: Neufeldt.	d	d.	d.	d	d	d	d.			
8	9	Joh: Goerke 1 rg		bezahlt.								
9	10.	Joh: Penner	d	d	d	d	d	d	d	d		
10.	12.	Mich: Hannemann senior 1 rg		bezahlt —								
11	13.	Dietr: Enss 1 rg.		bezahlt —								
12	14	Mich: Hannemann junior 1 rg	d	bezahlt								
13	15.	Martin Schuelke	d	d	d.	d	d	d	d.			
14	16.	derselbe 1 rg.		bezahlt. —								
15	17.	Aug: Pohlmann	d	d	d	d	d	d	d	d		
34	42.	derselbe	d	d.		d	d	d	d.	d		
16	21.	Salom: Philippsen	d	d	d	d	d	d	d	d		
17	24.	Wittw: Reimer Regehr	d	d	d	d	d	d.	d	d	d	
18.	25.	Wittw: Friesen 1 rg.		richtig bezahlt.								
19	26	A. Fieuth	d	d	d	d	d	d	d.	d	d	d
21	28.	Franz Janzen	d	d	d.	d	d	d	d.	d		
22.	29.	Claass Esau	d	d	d	d	d	d.	d.	d		
23	30.	Heinr: Quiring	d			d	d	d		d	d.	
24	31.	Joh: Bestvater	d	d	d	d	d	d	d	d		
25.	32.	S. Meier	d	d	d	d	d	d	d.	d		
26.	33.	Dav: Enss 1 rg	d	d	d.	d	d	d	d.	d	d	
28.	35.	Geschw: Wiebe 1 rg	d	d	d	d	d	d	d.	d	d	
29	36.	Aron Peters	d	d	d	d	d	d	d.	d	d	
30	37.	Wittw: Warkentin	d	d	d.	d	d	d	d.	d	d.	
31	38	Wittw. Lietz	d	d	d	d	d	d	d.	d		
32	40.	Jac: Richter Kl. Marck 1 rg.										
33	41.	Jac: Janzen	d	d	d	d	d	d	d.	d	d	
65	74	Wittw: Wegner 1 rg.		bezahlt								
20.	27.	Peter Penner.	d	d	d.	d	d	d	d.	d	d	

Nachrichten aus dem katholischen Pfarramt

Schulhaus-Neubau

Aus dem Archiv des Pfarramts zu Marienau erfahren wir, daß 1 8 1 9 das alte katholische Schulhaus neben der Kirche abgebrochen und ein neues an die gleiche Stelle gesetzt wurde. Die Bauarbeiten zogen sich über fünf Jahre hin, so daß für die Zwischenzeit ein neues Schullokal gesucht werden mußte. Dieses stellte Michael Hoog in seiner Kate zur Verfügung und erhielt dafür jährlich 30 Reichstaler Miete, die die preußische Regierung in Danzig am 22. April 1824 aufkündigte und anordnete, den Neubau so schnell wie möglich fertig zu stellen. Das schaffte man auch, und seit dem 15. Oktober 1 8 2 4 fand dann der Unterricht im Neubau statt, den wir aus unserer Marienauer Zeit - jedenfalls die Älteren von uns - aus eigener Anschauung kennen.
Soweit ich mich erinnere (der Verfasser), wurde hier vorübergehend in den 20er Jahren unseres Jahrhunderts das erste Schuljahr der Evangelischen untergebracht, so daß ich in diesem alten, aber gemütlichen Holzhaus gegenüber Richter 1928 eingeschult wurde und die wundersame Rechenmaschine mit den farbigen Holzkugeln auf den Eisenstangen und das beliebte Kasperle-Theater bei Lehrer Mielke kennenlernte.

Pfarrer wünscht Lehrertausch

Unter der Jahreszahl 1 8 3 2 lesen wir, daß der damalige Pfarrer Schwensfeuer in einem Brief an seinen Kollegen Jagielski in Mielenz den Tausch der Lehrer Stein junior und Stein senior vorschlug. Letzteren wollte Marienau wegen ungenügender pädagogischer Fähigkeiten loswerden, während der junge Lehrer Stein in Neukirch einen guten Ruf besaß.

Die Regierung in Danzig genehmigte den Wechsel am Ende nicht, doch bestätigt sie, daß die Unfähigkeit des Marienauer Lehrers ihr bekannt sei, und schlug deshalb am 19. Juli 1833 dessen Pensionierung vor. Hierzu muß man wissen, daß zu jener Zeit und noch lange die geistliche Schulaufsicht bestand und die Kirche bei der Bestellung der Schullehrer ein gewichtiges Wort mitzureden hatte, zumal der Lehrer in der Regel auch gleichzeitig Organist war.



Landrat Hüllmann in Marienburg trat in einem weiteren Schreiben mit seiner Hochwürden, dem Pfarrer Schwensfeuer, in Verbindung, würdigte dessen Mitwirkung zur Verbesserung der ihm anvertrauten Schule, bat, »dem Stein« die Pensionierung nahezulegen, und erfragte, ob der weiterhin Organist bleiben solle und mit diesem Lohn dann zurecht kommen würde.

Am 30. Oktober 1834 teilte der katholische Kirchenvorstand dem Rentamt in Tiegenhof mit, daß der Organist bei der hiesigen Kirche, Franz Stein, gestern verstorben sei und man den Karau als neuen Lehrer erwählt habe.

Bestrafung wegen ungebührlicher Ausdrücke

Am 11. November 1 8 2 4 beschwerte sich Pfarrer Schwensfeuer bei dem Schulzenamt in Marienau über den Einwohner Schritt, daß er sich in einem aufgeregten Zustande mit ungebührlichen Ausdrücken und Gebärden über die Behandlung seines Sohnes im Unterricht beklagte. Abends sei er in betrunkenem Zustand zurückgekehrt und habe die Freilassung seines Sohnes (vom Nachsitzen) verlangt.
Sodann trug er an, »den Schritt wegen seines unüberlegten mürrischen Betragens ernstlich zu verweisen, seine Frau aber mit Gefängnisstrafe zu belegen, damit das Schulhaus mit dergleichen Besuchen verschont werde«.
Kommentar: Einer trage des andern Last.

Neuer Brunnen

1 8 3 4 erhielt das katholische Schulhaus einen neuen Brunnen für 33 Reichstaler, eine Summe, die Pfarrer Schwensfeuer, ein Herr Goercke und ein Herr Widowski bestätigen.

Vater beschließt Schulstreik

1 8 3 5 . Pfarrer Schwensfeuer: »Ein Sohn des Zieglermeisters Wolf wurde gestern wegen Ungehorsam und ungeziemender Worte verurteilt, 20 Wochenzettel zurückzugeben. Dieser wollte die Strafe nicht verstehen, zeigte in seinem Benehmen Trotz, und ich war genötigt, ihn durch einen Hieb mit der Peitsche zum Gehorsam zu bringen. Der Vater erschien daraufhin, ließ die Bücher seiner Kinder vom Dienstmädchen abholen und beschloß als Schulstreik, keines seiner Kinder mehr in die Schule zu schicken.«

Bau des Spritzenhauses

1 8 3 6 - 15. Februar - erhielt die Kirchenleitung einen Bescheid von der Königl. Preuß. Regierung, 16 Taler für eine neu angeschaffte Dorfschlauchspritze und die Erbauung des Spritzenhauses anteilmäßig zu zahlen, da doch die Kirche von diesem Gegenstand gleichfalls wesentlichen Vorteil zu erwarten habe.
Kommentar : Das dürfte also das Baujahr des Spritzenhauses gegenüber unserer Schmiede gewesen sein, dem der Temmlitz, das Kittchen, gleich angeschlossen wurde.

Schullehrers Schweinestall beschäftigt die Obrigkeiten

Tagesgespräche - sie gab's wohl hin und wieder bei den Höhlenmenschen schon, und heute gibt es fast nur noch Tagesgespräche. Solche um 1 8 3 8 / 3 9 aus Marienau kennen wir nicht; doch eines ist zu Papier gebracht worden und in den Akten des katholischen Pfarramts auch derzeit noch nachzulesen. Es bewegte die Leute ein halbes Jahr lang.
Dort ist unter dem Stichwort »Organistei« ein reger Briefverkehr mit dem Titel »Verhandlungen über den Kuh- und Schweinestall und sein Platz« abgeheftet, und man braucht schon Muße, der Sache auf den Grund zu gehen.

W a s w a r p a s s i e r t ? Vier Jahre wohnte der neue tüchtige und beliebte Lehrer Karau in dem 1824 fertiggestellten neuen katholischen Schulhaus gleich neben der Kirche, als an einem schönen Sommerabend des 26. August 1838 die beiden Königlichen Dorfschulzen Schülke und

Pohlmann mit 6 kräftigen Burschen im Gefolge an dieser Marienauer Volksbildungsstätte erschienen und »den von Karau neuerworbenen Schweinestall gewaltsam fortrückten und ganz nah an das Schulhaus stellten, so daß der Zugang zum Abtritt für die Schulkinder verlegt worden war.« (Ein Abtritt, muß man wissen, ist eine sehr notwendige, zweckdienlich überdachte Einrichtung zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse, kurz Schülerklo genannt.)
Fatale Aussichten; aber dorfamtlicherseits so gewollt, weil der besagte Stall anscheinend zwei Fuß breit über die Grenze auf Kirchenland oder Gemeindeland oder Nachbar Penners Bauerngarten gesetzt worden war. Die Gemeindegrößen sahen den benachbarten Streifen jedoch als öffentlichen Grund und Boden an und wurden rabiat, nachdem zuvorige Aufforderung an den Organisten und Schullehrer, schnellstens den Stall hier wegzuschaffen, unbeachtet geblieben war.

Der Pfarrer Jagielski, selbst nun in Aufruhr und »das Gerechtsame der Kirche wahrzunehmen verpflichtet«, verfaßte unter dem 28. September 1838 eine förmliche Eingabe an das Königl. Domänen- und Rentamt in Tiegenhof, daß »auf Kosten des eigenmächtig eingeschrittenen Schulzenamts der Stall auf die vorige Stelle zurückgestellt werden möge, weil es so nun an der Schule nicht bleiben kann «.
Der 'Neuteicher Anzeiger' bemühte sich um unparteiische Stellungnahmen, doch die mitfühlenden Marjenauer sahen in der Bedrängnis der armen Schulkinder die Schuld eindeutig bei der engstirnigen Haltung der Dorfautoritäten.

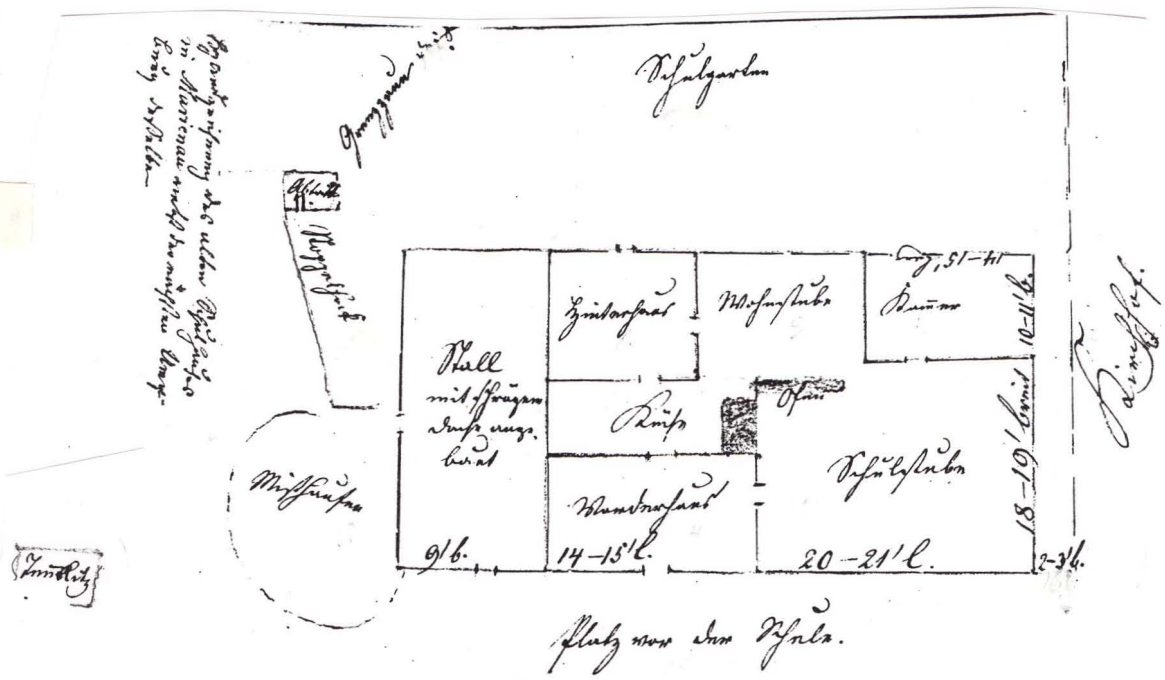
Die briefliche Antwort, zwei Tage später postwendend vom Rentamt an den Pfarrer und Schul-Inspektor Herrn Jagielski geschickt, bekundet, daß »die Übereilung der Herren Schulzen ihm sehr unangenehm sei«, und man habe dem Schulzenamt die Weisung erteilt, »den Schweinstall des Karau sofort oder binnen vierundzwanzig Stunden auf den vorigen Stand zurückstellen zu lassen. Sollte aber nichts geschehen sein, dann werde man den Amts Wachtmeister Sotteck nach Marienau schicken und die 'Exekution' bewirken laßen«.
Doch so schnell schossen die Preußen nun doch wieder nicht, und der berühmte Amtsschimmel wieherte kräftig.

Inzwischen waren Wochen vergangen, und man hatte das Eingreifen des Landratsamts in Marienburg beschworen.
Unterdessen erweiterten die Schulzen ihre Argumente, daß »auch der Misthaufen den Zaun des Einsaßen Penner angemolscht habe und die Dorfsgründe ohne Anfrage nicht mit Schweineställen besetzt werden dürfen «.
Wortreiche Briefe in ausgefeiltem Stil wechselten die Seiten. Die unselige Angelegenheit zog Weiterungen bis zur Regierung nach Danzig, und das Große Werder lachte zunehmend lauter über soviel bürokratischen Starrsinn !

Es wurden beim Rentamt Zeugen verhört, und die Verjährung kam ins Gespräch, daß schon seit undenklicher Zeit, schon in den Jahren 1760 bis 1776 an der kath. Schule ein Kuhstall und Pferdestall mit einem schrägen Dach gewesen sei und hinter dem Schweinestall die Misthaufenstelle des Lehrers und endlich, daß hinter beiden das Kittchen, der Temmlitz, gestanden habe, und nie sei Streit darüber gewesen.
Der Gastwirt Michael Hannemann jun. (den Gasthof kennen wir ja noch) sei gegenüber zur Schule gegangen, habe als Zimmergesell 1819 beim Abbrechen des alten Gebäudes geholfen und den Kirchhofzaun selbst gesetzt; alles sei so gewesen, wie aus der beigelegten Handzeichnung ersichtlich. Auch die Zeugen Peter Schmidt, Jacob Rutkowski und Michael Hoog betonten das Gewohnheitsrecht.

Noch immer geschah nichts, und das zerrte an den Nerven oder bewegte die Lachmuskeln. Armer Herr Rhenius im Rentamt, der in einem der Briefe fleht: »Am besten wäre es wohl, wenn die Angelegenheit mit dem Schweinestall im Wege der Güte beigelegt werden könne und der

Stall von seinem Ort ganz weggenommen und nach hinten in den Garten des Lehrers gebracht werden möchte, alsdann die Sache selbst doch seinen ruhigen Gang gehen kann «.



Doch wo kein Wille ist, ist auch kein Weg. Und weiter ging es um Amtsbefugnis und Eigentumsrechte, und noch im November versperrte der nah an das Schulhaus gerückte Schweinestall den Schülern den freien Gang zum »Appartement«. Nur fragt sich hundertsechzig Jahre später der geneigte Leser, welche biologisch-anatomische Konstruktion denn wohl die Marjenauer Schulkinder damals gehabt haben müssen, um diesen real wiehernden Amtsschimmel zeitlich wie körperlich überspringen zu können.

Jedenfalls wird das Köpfeschütteln im Dorf kein Ende genommen haben. Immer noch stritt man orts- und landesweit, ob die wenigen Quadratdezimeter nun Dorfsgrund seien oder »seit undenklicher Zeit ohne Widerspruch benutzt und sich daher im Besitz der Kirche befunden haben.«
Am Danziger Regierungstisch fand man das Ei des Kolumbus nicht, das die Marjenauer ihnen auf den Schreibtisch gelegt hatten.
Noch einmal dann - am 17.2.1839 kramte Seine Hochehrwürden Jagielski in noch älteren Kirchenakten und fand unter dem 8. Juli 1749 die von Bischof Leczki gehaltene Generalvisitation mit Beschreibung von Kirche, Pfarrei und allen Gütern in lateinischer Sprache. Vor soviel altehrwürdigem Wissen kapitulierte dann auch die Danziger Provinzregierung und schrieb am 29. April 1839 ein » RESOLUT «.

> » ... Da nicht zu ermitteln ist, daß der Platz an der kath. Schule zum Dorfs Grunde gehört, aber nach Allg. Landrecht, Thl.1, Tit.8, § 78, der Schweinestall eine Verunstaltung bedeutet, ist er binnen 10 Tagen a dato vom Giebel des Schulhauses fortzuschaffen und seine Aufstellung im Garten hinter der Schule zu bewürken...«

Also: nicht nur Bildung zählt und Orgelklänge. Ein Schullehrer mußte auch satt werden. Das hätten die Schulzen Schülke und Pohlmann doch wissen müssen. Wie singt man so schön im 'Zigeunerbaron': »Mein idealer Lebenszweck ist Borstenvieh und Schweinespeck«.

Das ev. Kirchspiel Marienau um 1830

Der Herr Pfarrer erzählt

Alle Jahrhundert einmal gibt es im Werder einen schriftstellernden Pfarrer, den es inwendig drängt, der Nachwelt ein zeitgenössisches Bild von einem oder mehreren Werderdörfern zu hinterlassen. Um 1720 war es Abraham Hartwich aus Lindenau. Um 1830 der evangelische Pfarrer aus unserm Dorf, Carl Friedrich Zimmermann, den wir schon als Verfechter der hochdeutschen Sprech- und Schreibweise Ma-ri-en-au kennen. Hier diente er seiner Gemeinde von 1825 bis 1836. Seine lebendigen und verläßlichen Erinnerungen veröffentlichte er in den Preußischen Provinzialblättern 1838. Sie hätten es verdient, von A bis Z wortwörtlich übernommen zu werden, doch leider müssen wir uns auf Ausschnitte beschränken, zudem haben wir an anderen Stellen bereits Teile seines Berichts zitiert.

Nach kurzer Einleitung für das vaterländische Archiv, in der er auch andere geschickte Federn auffordert, historische Aufsätze und Schilderungen interessanter Gegenden und Örter Preußens zu schreiben, stößt er sehr bald auf ein werderanisches Dauerthema, den B l o t t . Als Hochdeutscher meidet er wissentlich die ach so schönen plattdeutschen Ausdrücke, und dennoch klingen sie in unserm Bewußtsein immer mit.

»Im Jahre 1822 am 4. Dezember auf einer Durchreise von Fürstenwerder nach Elbing mußte ich meine Pferde in den tiefkothigen Krümmungen des Fleckens Tiegenhof dreimal anhalten und verschnaufen lassen . . . «
»Ist dieser schwarze L e h m aber gehörig ausgetrocknet, so bildet er eine kompakte glatte Masse, welche jede Kunststraße ersetzt, und auf der sich ebenso rasch fahren als angenehm gehen läßt. Die W e g e werden ohne Unterlaß gebessert und sobald die Oberfläche zu trocknen beginnt werden die Wege mit der größten Sorgfalt ganz gleich geeggt, so daß sie in Kurzem jene schöne Glätte erreichen. Es sind aber diese Wegebesserungen im Werder nicht so etwas kleines und leichtes; denn nach jedem starken Regen wird der Kunstweg von Lehm zerstört. Oft wird das Wasser mit dem Spaten abgelassen, und tief ausgefahrene Geleise werden stellenweise umgepflügt.«

Da es wohl aber zuweilen organisatorische Schwierigkeiten gab, überall zur rechten Zeit zu bessern, berichtet Herr Zimmermann vom Marienauer Ideenreichtum:

»Besonders haben die so sehr verständigen und über ihre Verhältnisse nachsinnende gegenwärtige Gutseigner in Marienau seit einigen Jahren ein Mittel aufgefunden, die Wege immerfort im möglichst besten Zustande zu erhalten. Sie vertheilten daher die Wege im Dorfe und der Feldmark unter sich nach dem dreifachen Verhältnisse: der Hufenzahl, der Entfernung der Straße von dem Verpflichteten und der örtlichen größern oder geringern Schwierigkeit der Unterhaltung. Nun hat jeder Nachbar sein Loos und Nichts weiter zu bessern, dafür allein ist er verantwortlich. Er kann nun die Besserung vornehmen, wenn es ihm der Gang seiner Wirthschaft erlaubt. Seitdem ist ein löblicher Wetteifer unter den dazu Verpflichteten eingetreten.«

Dieses Dorf, wie auch eine Reihe anderer, war ein fast autarkes Wirtschafts- und Gesellschaftsgefüge, eine Kultur- und Lebensgemeinschaft; wohl auch noch bis 1945, dem Ende seiner Zeit. Ein Chronist aus den Dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts hätte vermutlich nur ein paar Namen auswechseln und ein paar Zahlen verändern müssen.

»Marienau besitzt fast alle nothwendigen Handwerker, Tischler, Zimmerleute, Schuster und Schneider in der Mehrzahl, dann einen Schmidt, Böttcher, Stellmacher etc. Ja selbst einen Klempner gab es da vor Kurzem; in Rückenau giebts einen Uhrmacher.

Dann finden sich da 2 große Krüge mit Einfahrt und eine Hakenbude mit denen dazu gehörigen Gewerbzweigen, einer Grützmühle und einer Bäckerei, welche von ihrem gewesenen Besitzer dem gegenwärtigen Mitnachbar und mennonitischen Lehrer Ens zu einem hohen Grade merkantilischer Vollkommenheit gebracht worden.
Hier findet der Ortsbewohner alle seine täglichen Bedürfnisse vereint dargeboten, ja noch mehr als dies. Wie alle Getränke, so sind auch alle Marerialwaaren, Gewürze und Spezereien in kleinern und größern Quantitäten, dann Oel, Lichte und Töpferwaaren, und von der andern Seite, Leinwand, Wolle Baumwolle und Seidenzeuge selbst sehr feiner und theurer Art, und fertige Kleidungstüke für das Landvolk zu haben. Selbst Hüte und Schuhe sucht man nicht vergebens, wie alles Eisenwerk und Ackergeräthe, Sicheln, Sensen etc.
Die Bäckerei der Hakenbude backt wochlich und nach Befinden öfter für alle die, welche nicht eigne Oefen besitzen und ihren zubereiteten Brotteig dahin bringen.
Man sieht daraus, wie unentbehrlich eine solche Allhandlung für das Dorf ist. Zumal die Klasse der Arbeitsleute lebt ganz aus der Hakenbude. Da holt die Käthnerfrau tätlich ihre Grütze, ihr Abmachsel (Butter, Speck, Fett) ihr Loth Cichorienkaffee, ihr Oel zur Lampe etc. und Sonntags bezahlt der Mann, wenn er aus des Herrn Dienst nach Hause gekommen, mit dem verdienten Wochlohn die Ausgaben seiner Frau. In den Ostpreuß. Dörfern, wo auch die Tagelöhner einiges Vieh, besonders doch eine Kuh zu haben pflegen, kennt man ein solches Leben derselben für baares Geld, in der Regel nicht.«

»Dann giebt es im Kirchdorfe noch eine Kornwindmühle und eine große Ziegelei, welche einen nicht unbedeutenden Absatz hat. Beide liegen in einer kleinen Entfernung vom Dorfe, jene nach Norden, diese nach Süden.«

»Marienau hat 2 Kirchen, eine evangelische und eine katholische, 2 Pfarrwohnungen und 2 Schulen, für jede Haupt-Konfession der Bewohner Eine. An Kommunalgebäuden besitzt das Kirchdorf noch eine Dorfarmenwohnung, aus 2 aneinandergebauten Kathen bestehend; 1 Dorfschmiede, 1 Sprützenhaus, worin 2 Feuersprützen stehen, deren kleinere aber Eigenthum des Gutsbesitzer Ens ist; und 3 Wasserabmahl-Windmühlen, deren Eine sehr fern vom Dorfe an einem der Wassergänge steht, welche die Jungfersche Lake bilden.«

»Marienau hat zwei Kirchen . . .«. Eine davon, die evangelische, war seine Wirkungsstätte. Ihr äußeres und inneres Bild ist in der Schilderung von 1838 mitenthalten, doch von uns in das Jahr 1708 vorgezogen, als diese Fachwerkkirche gebaut wurde.
An dieser Stelle aber folgt der zweite Teil, seine ganz persönliche Erlebnisschilderung, die der bibelfeste Pfarrer wohl unter dem Gedanken niedergeschrieben hat:

»Lobet den Herrn, ihr Tiere und alles Vieh!« (Ps. 148,10).

»Da ich mich so lange schon bei diesem Gebäude aufgehalten habe, so wird mir der Leser hofflich eine Schluß-Bemerkung nicht verargen, die wohl allerdings Mikrologie ist, aber als solche sehr wohl in diese ganze mikrologische Schilderung passen dürfte. Sie betrifft das hohe achteckige Dach der Kirche, welches, wenn man es betritt, einen völlig leeren Raum darbietet, aber in der That (was ich oft mit Bewunderung erwog) wie alle

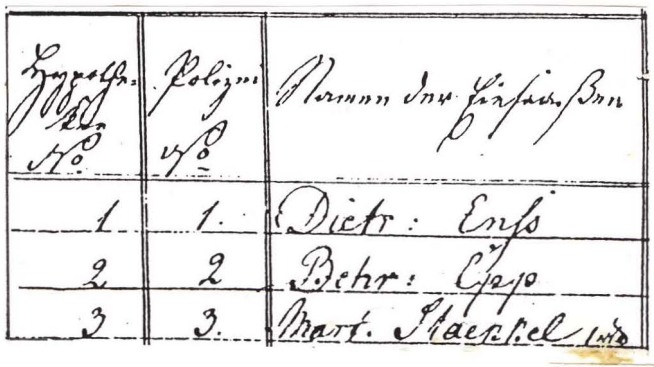
solche hundertjährig jedem menschlichen Treiben entzogene Räume, einer ganzen Menagerie von Thierarten aller Klassen zur Wohnung dient, die daselbst ihre stillen Geschäfte treiben.
Ohne der Menge der M ä u s e und F l e d e r m ä u s e viel zu erwähnen, die dort im verjährten Besitzstande nisten, so haben mehre Eulenarten da ihre Winterresidenz. Ich habe mehrmals die schöne S c h l e i e r e u l e und den S t e i n k a u t z bemerkt; jeden Winter aber war der W a l d k a u t z da, welcher sehr oft Abends seine gellende Stimme hören ließ, und aus seinem Tagquartier über meiner Kirche in meine Scheune im leisen Fluge mir vorüber auf seine nächtliche Jagd flog.
Dann habe ich M a r d e r , W i e s e l und H e r m e l i n e auf und an der Kirche bemerkt, auch wilde oder wildgewordene K a t z e n . Im Frühjahre 1826 ward ich durch ein solches wildes Katzenpaar während des Gesangs des Morgenliedes erschreckt. Es erhob sich über der Trostkammer, worin ich mich befand, ein heftiges Gepolter, Geschrei und Beißen, dessen Ende war, daß beide Kämpfer durch eine Lücke des Trostkammerdachs hinabstürzten und dann im tollen Lauf einem nahestehenden Brunnen im Garten zueilten, den sie in ihrer Raserei für einen Zaun halten mochten. Der eine Kater stürzte hinein, und als ich ihn nachher herausziehen ließ, erkannte ich ihn als einen zum wilden Katzengeschlechte Gehörigen. -
Ferner sind die innern Höhlungen der Pfannen des Dachs mit zahllosen S p e r l i n g snestern besetzt; und ich bin überzeugt, daß es keine der untern Pfannen ohne ein, ja wohl mehre solcher Nester giebt. Diese Vögel haben sich hier, wo ihnen durchaus nicht beizukommen ist, wirklich erstaunlich zum Schaden des Predigergartens und selbst seiner weiteren Umgebungen vermehrt. Im Winter kommen sie an die Widdem, sitzen die Nächte unter dem Dach und den Fensterladen, und bringen, so lange die Kälte währt, besonders wenn alles hoch mit Schnee bedeckt ist, ihr Leben höchst kümmerlich hin. Doch durchwintern sie, um sich aufs Frühjahr noch mehr zu vervielfältigen. Dann durchsuchen sie die früh besäeten Beete, und hacken und scharren den Saamen aus; sie grasen, wie die Hühner, wenn sie nichts anderes vorfinden.
Die Zuckerschoten haben besonders große Feinde oder Liebhaber an ihnen, wie man's nimmt. Die keimenden Erbsen ziehen sie aus der Erde, die hervorgewachsenen zarten Sprossen hacken sie ab; und sind denn doch noch einige Pflänzchen ihrer Gefräßigkeit entgangen, es bilden sich Schoten, so sind auch die Spatze wieder da und leeren dieselben. So habe ich in manchen Jahren auch nicht eine Zuckerschote weder zum Genusse noch zur Saat von mehren Beeten gewonnen.
Reift aber erst das Getreide in des Gartens Nachbarschaft, so machen diese Anwohner der Kirche gewaltige Verwüstungen in demselben. Vor einigen Jahren fand ich auf einmal alle zahlreiche Gänge meines Gartens mit Gerstenspreu und Körnern bestreut. Es sahe aus, als hätte Jemand Garben solchen Getreides hindurch getragen und verstreut. Bald aber sah ich Tausende von Sperlingen in das benachbarte Gerstenfeld ziehen. Jeder brach eine Aehre ab, nahm sie mit sich, flog damit auf den Zaun oder einen Baumast, verzehrte einen Theil der Körner und verstreute die übrigen. In wenigen Tagen waren die nächsten drei bis vier Beete am Gartenzaun völlig ährenlos. Ich zeigte es dem Eigenthümer an; er eilte zur Aernte; sonst war nichts zu machen. Eine solche Landplage können diese kleinen Vögel werden!
Doch brachten sie auch wieder durch Raupenvertilgung dem Garten Vortheil, und ich glaube die fast jährlichen reichen Aemten des schönsten wurmstichfreien Kernobstes diesen vielen Sperlingen danken zu müsssen.
Endlich ist die westliche Außenwand der Kirche, zumal der Trostkammer, der winterliche Zufluchtsort vieler, vieler F l i e g e n , die sich in denen in den Ständern, Riegeln und Schwellen von den Wespen gebohrten Löchern gegen des Winters Unbilden verbergen, an jedem sonnigen Tage aber hervorkommen und summend spielen. Kommt der Sommer, so ziehen sie in die Kirche, wo sie an der Decke schwebend ihr munteres Spiel treiben. In den heißen Jahren 1826 und 1827 vermehrten sie sich so, daß sie wie Bienenschwärme brausten und selbst meinen Vortrag für manchen Fernersitzenden auf dem Chore unverständlich machten. Als nun der Frost eintrat, sahe man sie noch ähnlicher den schwärmenden Bienen, als große schwarze Flecken über dem Orgelchore an der Decke zusammengeballt, welches meine Confirmanden in den Unterrichtsstunden oft mit Bewunderung sahen, bis ich sie abfegen und tödten ließ. -

So giebt es keinen Raum in der sinnlichen Welt, der nicht von einer Menge lebender Wesen zum Aufenthalt benutzt wird, und eben zum Beweise davon habe ich hier alle das Ungeziefer geschildert, welches das nur kleine Kirchdach in Marienau bewohnt. Und dies ist nicht Alles. S c h w a l b e n bauen sich jahrjährlich an den Außenseiten ihre Lehmnester. S p i t z m ä u s e und M a u l w ü r f e nisten in der Kirche selbst und durchgraben ihren schon aufgelösten Grund. - - «

Im evangelischen Kirchenbuch ist über Pfarrer Zimmermann zu lesen, daß er 1780 in Lauck, einem Kirchdorf im ostpreußischen Oberland, geboren wurde und am 11. Oktober 1825 zu Wasser in Marienau ankam.
Nach neunjähriger Amtsführung erblindete er am linken Auge, »weshalb er im Sommer 1834 nach Berlin reiste und sich dort vom Dr. Juengken den Staar stechen ließ, welche Operation, wenn gleich gelungen, ihm nicht die Brauchbarkeit dieses Auges zu amtlichen Geschäften verschaffte. Bald darauf zeigte sich auch der graue Staar auf dem rechten Auge, welcher durch seine allmähliche Zunahme ihm alle amtliche und wissenschaftliche Arbeiten höchst lästig und schmerzlich machte, so daß er genöthigt ward, sein Amt im Frühjahre 1836 niederzulegen, und am 3. Juni wieder zu Wasser in seine vaterländische Provinz zurück ging.«

Die Höfe - Zahlen und Zeichen

Zu Pfarrer Zimmermanns Zeiten standen sie alle schon, die uns bekannten Bauernhöfe in Dorf und Feld. Sie gaben seit altersher dem Ort das Gepräge, bestimmend in Z a h l, G r ö ß e und G e s t a l t u n g s merkmalen.
Die »Wirthe« haben gewechselt, doch Holz und Stein bieten hundert, gar zweihundert Jahre lang Wind und Wetter die Stirn. Selbst fünfzig Jahre »unter polnischer Verwaltung«, arg verunstaltet, verlottert, zerzaust, grüßen sie den Heimattouristen, der wehen Herzens an ihnen vorübergeht.
Gehen wir der Reihe nach. Der Reihe nach? In der Erinnerung haben wir keine Zahlenformation, keine Nummernschilder an den Toren, und doch gab es eine Ordnung aus alter Zeit.
In den Kalendelisten der katholischen Kirche von 1830 bis 1850 fanden wir sie wieder. Dort sind jedem Hof z w e i Z a h l e n zugeordnet, die offenbar schon lange an ihnen haften.
Die l i n k e ist die H y p o t h e k e n n u m m e r, mit der das steuereinnehmende Amt den Hof, nicht den Bauern erfaßt hatte.
Am 17. Dez. 1 7 8 1 wurden in Westpreußen die Hypothekenbücher angelegt. In Marienau wurden alle 34 Höfe,



Hypotheken No.	Polizei No.	Namen der Einsaßen
1	1.	Dietr: Enss
2	2	Behr: Epp
3	3.	Mart. Staenkel

die zu diesem Zeitpunkt bestanden, darin aufgenommen und mit fortlaufenden Nummern bis 34 versehen. Nur der letzte kleine Hof an der Rückenauer Grenze hat die Nr. 65 bekommen. Von diesem schreibt Pfarrer Zimmermann folgendes:

»Ein Höfchen am nördlichen Ende Marienaus wird von der Wittwe meines Vorgängers, Frau Prediger Wegner besessen ...«.

Vielleicht hat dieser Hof 1781 ja noch nicht existiert und wurde erst später ins Hypothekenbuch eingetragen.

In Ahnenpässen werden hin und wieder die Höfe, auf denen die Vorfahren geboren sind, mit dem Zusatz »Bl.1« oder »Bl.7« bezeichnet. Das bedeutet, daß der Hof im Hypothekenbuch auf dem Blatt 1 oder 7 des bestimmten Dorfes eingetragen wurde. So steht beimUrgroßvater von Ernst Esau hinter dem Namen Nikolaus (Claas) Esau und dessen Geburtsdatum: »Marienau Bl.22«, was bedeutet, daß dieser Hof, der an der Schwente lag, die Hypotheken-Nr. 22 hatte. Er war allerdings vor dem II. Weltkrieg nicht mehr vorhanden.

Rechts daneben steht die Polizeinummer, auch Hofnummer genannt. In den Marienburger Kreistagsakten werden diese Nummern zu jener Zeit - und auch noch um 1912 - als Grundstücks nummern geführt, wie wir aus einer Notiz der Kreistagssitzung v. 21.3.1912 und dem »Marienburger Kreisblatt« Nro. 51. vom 23. Dezember 1865 erkennen können:

»Mein Grundstück Marienau Nro. 6, praeter propter 36 Morgen kulm. Land, bin ich Willens aus freier Hand, mit, auch ohne Inventarium zu verkaufen.

Bemerke noch, wenn Käufer es wünschen, daß das Land in einzelnen Parzellen verkauft werden kann.

Marienau, im Dezember 1865. B. Wilhelm.«

Es handelt sich hier um den Langhof , den später Urbanski, danach Schaldach bewirtschafteten.

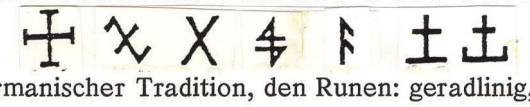
Diese letztgenannten Hofnummern sind älter als die Hypothekennummern; aber wann sie eingeführt wurden, ist unbekannt.

Sie existieren von 1 bis 42, woraus man die Höchstzahl der Marienauer Höfe ablesen kann. Erstaunlich ist, daß zwischen 1727 (Mitgliederl. d. Großw. Feuervers.), 1772 (Contr.Kataster) und 1850 (Kalendeliste) die in Klammern genannten Unterlagen eine konstante Anzahl von 32 bis 34 Höfen ausweisen.

Auch der Landrat Parey, der in einer Schrift 1869 die Hofmarken im Großen Marienburger Werder veröffentlichte, setzte unter jedes Zeichen zwei Zahlen: links die Hofnummer und rechts die Hypothekennummer, also in umgekehrter Reihenfolge als auf den Kalendelisten der kath. Kirche.

Die Hofmarken

Die Höfe und die Dörfer sind die ältesten und beständigsten Ernährer der Menschheit. Wer sie gründete, in unserm Falle die Ordensherren auf der Marienburg, übergab sie den Bewohnern mit bestimmten Rechten »... ewiclich czu besiczene«. Sie waren an die Erde gebunden, die Dörfer und »Grundstücke«, und alles Einmalige und Individuelle erhielt seinen Namen. Da aber die Besitzer der Höfe einer rascheren Vergänglichkeit unterlagen als ihr dingliches Gut, fand man Zeichen, die sich dauerhaft an die Höfe heften sollten.

So sind die Hofmarken  die ältesten Attribute in der Überlieferung auch unserer Werderhöfe.

Ihre Formen kamen aus germanischer Tradition, den Runen: geradlinig, eckig und sparsam in

die zu diesem Zeitpunkt bestanden, darin aufgenommen und mit fortlaufenden Nummern bis 34 versehen. Nur der letzte kleine Hof an der Rückenauer Grenze hat die Nr. 65 bekommen. Von diesem schreibt Pfarrer Zimmermann folgendes:

»Ein Höfchen am nördlichen Ende Marienaus wird von der Wittwe meines Vorgängers, Frau Prediger Wegner besessen ...«.

Vielleicht hat dieser Hof 1781 ja noch nicht existiert und wurde erst später ins Hypothekenbuch eingetragen.

In Ahnenpässen werden hin und wieder die Höfe, auf denen die Vorfahren geboren sind, mit dem Zusatz »Bl.1« oder »Bl.7« bezeichnet. Das bedeutet, daß der Hof im Hypothekenbuch auf dem Blatt 1 oder 7 des bestimmten Dorfes eingetragen wurde. So steht beimUrgroßvater von Ernst Esau hinter dem Namen Nikolaus (Claas) Esau und dessen Geburtsdatum: »Marienau Bl.22«, was bedeutet, daß dieser Hof, der an der Schwente lag, die Hypotheken-Nr. 22 hatte. Er war allerdings vor dem II. Weltkrieg nicht mehr vorhanden.

Rechts daneben steht die Polizeinummer, auch Hofnummer genannt. In den Marienburger Kreistagsakten werden diese Nummern zu jener Zeit - und auch noch um 1912 - als Grundstücks nummern geführt, wie wir aus einer Notiz der Kreistagssitzung v. 21.3.1912 und dem »Marienburger Kreisblatt« Nro. 51. vom 23. Dezember 1865 erkennen können:

»Mein Grundstück Marienau Nro. 6, praeter propter 36 Morgen kulm. Land, bin ich Willens aus freier Hand, mit, auch ohne Inventarium zu verkaufen.

Bemerke noch, wenn Käufer es wünschen, daß das Land in einzelnen Parzellen verkauft werden kann.

Marienau, im Dezember 1865. B. Wilhelm.«

Es handelt sich hier um den Langhof , den später Urbanski, danach Schaldach bewirtschafteten.

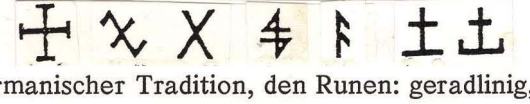
Diese letztgenannten Hofnummern sind älter als die Hypothekennummern; aber wann sie eingeführt wurden, ist unbekannt.

Sie existieren von 1 bis 42, woraus man die Höchstzahl der Marienauer Höfe ablesen kann. Erstaunlich ist, daß zwischen 1727 (Mitgliederl. d. Großw. Feuervers.), 1772 (Contr.Kataster) und 1850 (Kalendeliste) die in Klammern genannten Unterlagen eine konstante Anzahl von 32 bis 34 Höfen ausweisen.

Auch der Landrat Parey, der in einer Schrift 1869 die Hofmarken im Großen Marienburger Werder veröffentlichte, setzte unter jedes Zeichen zwei Zahlen: links die Hofnummer und rechts die Hypothekennummer, also in umgekehrter Reihenfolge als auf den Kalendelisten der kath. Kirche.

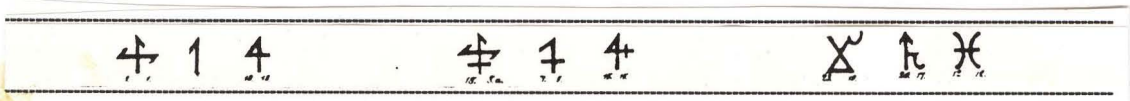
Die Hofmarken

Die Höfe und die Dörfer sind die ältesten und beständigsten Ernährer der Menschheit. Wer sie gründete, in unserm Falle die Ordensherren auf der Marienburg, übergab sie den Bewohnern mit bestimmten Rechten »... ewiclich czu besiczene«. Sie waren an die Erde gebunden, die Dörfer und »Grundstücke«, und alles Einmalige und Individuelle erhielt seinen Namen. Da aber die Besitzer der Höfe einer rascheren Vergänglichkeit unterlagen als ihr dingliches Gut, fand man Zeichen, die sich dauerhaft an die Höfe heften sollten.

So sind die Hofmarken  die ältesten Attribute in der Überlieferung auch unserer Werderhöfe.

Ihre Formen kamen aus germanischer Tradition, den Runen: geradlinig, eckig und sparsam in

der Ausgestaltung. Das hing mit dem Werkzeug zusammen und mit dem Material, das diese Zeichen tragen sollte. Gerade Linien fügten sich leichter dem Meißel für den Stein oder dem Stecheisen für harte Eiche.
Ihre Form war zumeist aus der sinnlichen Umwelt der Menschen genommen, wie dem Krähenfuß, der Heugabel, dem Haken oder der Haspel.
War eine solche Hofmarke einmal festgelegt, wurde sie identisch mit allem dort leblosen Inventar. Der Dorfschmied z.B. brannte sie in das weiche glühende Eisen der Pflüge und anderer Gerätschaft ein, der Steinmetz meißelte sie in Grabsteine, der Tischler schnitzte sie in Kirchenstühle. Diese Zeichen waren wie unverwechselbare Daumenabdrücke.
So hing früher auf den Schulzenhöfen die sogenannte »Zechentafel«, die im Marienburger Werder jeweils in der Schulzenstube am Deckenbalken angebracht war, wo die roten Hofmarken auf ihr leuchteten. Ein Dorfschulze hatte neben jeder Hofmarke noch Platz, wo in zwei Reihen sechs Löcher gebohrt waren für passende Holzpflöcke, wenn beispielsweise der Hof die Krautungspflicht an den Gräben erfüllt hatte.
In einigen Dörfern waren sie auch auf den Hypothekenscheinen der betreffenden Grundstücke anzutreffen. Für 1617 gibt es einen Beleg, wo die Schulzen und Ratleute der Dörfer mit Namen und Hofmarke unterzeichneten.
Man verlieh die Zeichen nur köllmischen Höfen, nicht den Grundstücken der Eigen- und Mietsgärtner. Auch die erst später entstandenen Pachthöfe in der Niederung besaßen keine Hofmarken.
Zunächst gab es eine beschränkte Anzahl von G r u n d f i g u r e n , die man benutzte. Dann bei der Vermehrung von Bevölkerung und deren Höfen, bei der Verzweigung der Familien, der häufigen Berührung benachbarter Kreise, erwuchs das Bedürfnis (bei zu großer Ähnlichkeit der Zeichen) nach einer sicheren Unterscheidung der beweglichen Habe und der Drang zu m a n n i g f a l t i g e r e n F o r m e n . So genügte manchmal nur ein Strich mehr, und schon entstand ein neues Zeichen. Der Sohn, der ein paar Dörfer weiter einen neuen Hof errichtete, nahm das Zeichen vom elterlichen Hof mit und fügte noch einen Strich hinzu.



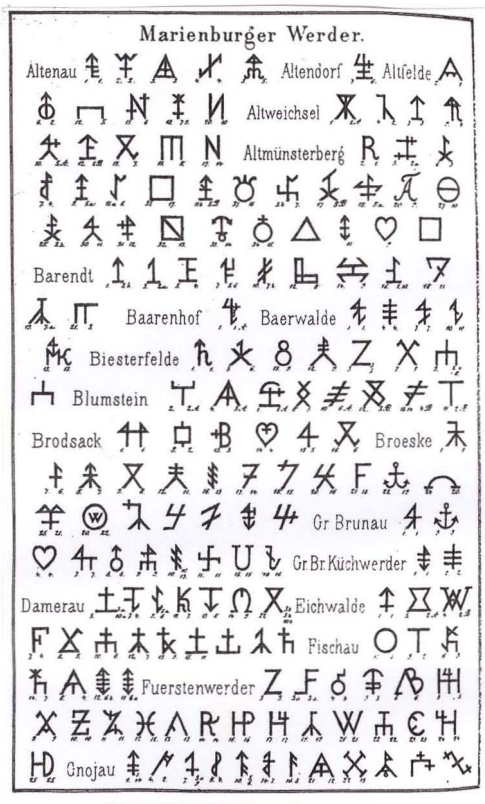
gradlinig erweitert mit Rundungen

Erst etwa nach 1500 pflegten die Steinmetze oder Dorfschmiede den an den Stamm angefügten Strich zu biegen, aber auch volle R u n d u n g e n auszuarbeiten. Sie blieben jedoch im ganzen gesehen in der Minderzahl.

Die Hofmarken der Marienburger Werder

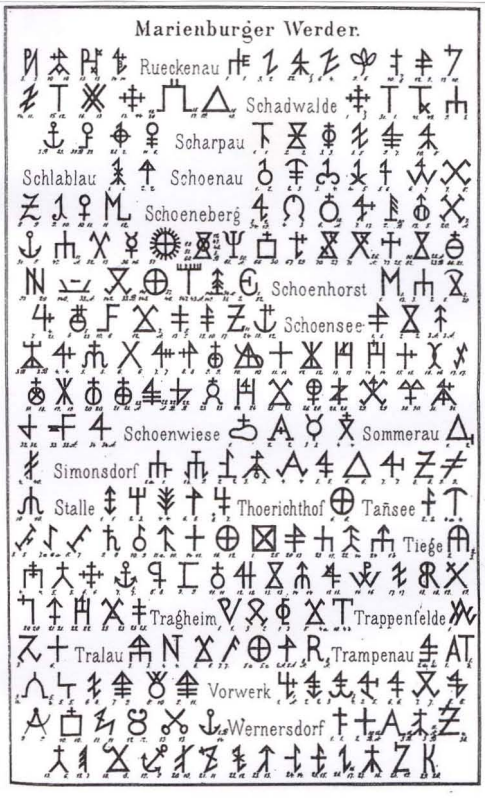
Auf der folgenden Seite die Hofzeichen des Großen und Kleinen Marienburger Werders. Verzeichnet sind 83 Ortschaften, gesammelt und erforscht von Landrat Carl Parey. Er hat sie 1869 auch selbst veröffentlicht; doch war dieses Heftchen für uns nicht mehr auffindbar. Glücklicherweise hatte er sie zuvor Herrn Dr. Homeyer, Königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin, übergeben, so daß sie in dessen Buch »Haus- und Hofmarken« schon 1864 ihren Platz fanden.

Die **Marienauer Marken** sind an anderer Stelle vergrößert ausgedruckt, erläutert und den einzelnen Höfen zugeordnet. **Siehe Seite 471 u. 473 !**


Marienburger Werder.
Altenau
Altendorf
Altfelde
Altweichsel
Altmünsterberg
Barendt
Baarenhof
Baerwalde
Biesterfelde
Blumstein
Brodsack
Broeske
Gr Brunau
Gr Br Küchwerder
Damerau
Eichwalde
Fischau
Fuerstenwerder
Gnojau


Marienburger Werder.
Grunau
Halbstadt
Jankendorf
Jonasdorf
Jrrgang
Kalteherberge
Katznase
Klackendorf
Klettendorf
Königsdorf
Königshof
Pr Königsdorf
Koszelicke
Vorwerk K
Kunzendorf
Küchwerder
Kykoit
Lecklau
Ladekopp
Gr Lesewitz
Leske
Kl Lesewitz
Gr Lichtenau
Kl Lichtenau
Liessau
Lindenau
Marienau


Marienburger Werder.
Mierau
Mielenz
Gr Montau
Neukirch
Neumünsterberg
Neuteichsdorf
Niedau
Notzendorf
Palschau
Parwark
Parschau
Pordenau
Prangenau
Pruppendorf
Reichfelde
Reimerswalde


Marienburger Werder.
Rueckenau
Schadwalde
Scharpau
Schlablau
Schoenau
Schoeneberg
Schoenhorst
Schoensee
Schoenwiese
Sommerau
Simonsdorf
Stalle
Thoerichthof
Tañsee
Tiege
Trageheim
Trappenfelde
Tralau
Trampenau
Vorwerk
Wernersdorf

Die Galerie - Holländermühle

1866 erhielt Marienau eine zweite, eine Galerie-Holländermühle, auf einer kleinen Anhöhe nördlich des Landwegs nach Niedau fünfhundert Meter hinter dem evangelischen Friedhof.

Nach marktwirtschaftlichen Gesetzen investiert man immer nur in den Bedarf, woraus man schließen kann, daß nach langen Friedensjahren und verbesserten Techniken die Landwirtschaft im Dorf blühte. Das Korn brachte vielfache Frucht und das auch in den umliegenden Dörfern. So muß ein Bedürfnis entstanden sein und für eine Müllerfamilie die Grundlage für eine eigene Existenz.

In unserm dörflichen Sprachgebrauch galt nicht der Fachbegriff, der diese besondere Mühlenbauart beschrieb, sondern vielmehr der personengebundene. In unserer Erinnerung war dies also die D o m a n s k i ' s c h e M ü h l e (neben der Schritt-Hausmann'schen), tief eingeprägt in das dörfliche Bewußtsein, zumal die Domanskis 1945 schon in der zweiten Generation hier den Mühlenbetrieb geleitet hatten - seit 1904. Zunächst war es Eduard D., der aus Schöneberg kommend, zu Anfang des Jahrhunderts in Marienau seßhaft wurde, danach der Sohn Robert.
Der erste Müllermeister an diesem Ort war 1866 David Penner, mit Agnetha Horn verheiratet, der das prächtige Bauwerk, technisch auf der Höhe der Zeit, als seinen Berufsplatz und sich selbst als unentbehrliches Rädchen in dem Lebensablauf Saat, Ernte und Brot bezeichnen konnte. Leider war es ihm nicht vergönnt, mehr als vier Jahre als Marienauer Müller hier zu schaffen, denn er starb schon 1870. Seine Nachfolger wurden Peter Bürger und ein Müllermeister Städing.



Die Galerie-Holländermühle von 1866 neben dem Landweg nach Niedau

Die H o l l ä n d e r m ü h l e n waren gegenüber den Bockmühlen eine große technische Fortentwicklung. Mußte bei der Bockmühle das ganze Mühlengebäude um einen Zapfen in den Wind gedreht werden, so stand die Holländermühle fest, und nur die Dachkappe brauchte gedreht zu werden, an der das vierflüglige Windrad befestigt war. Die Holländermühlen, auch Turmwindmühlen genannt, waren höher als die Bockmühlen, hatten längere Flügel, größeren Windfang, mehr Energie, größere Mahlsteine und daher weit größere Stunden-

leistung. Auch die Inneneinrichtung der Holländermühlen war wesentlich verändert und erweitert worden, so daß man Futterschrot, Backschrot, Mehl, Graupen und Grütze jetzt in großen Mengen herstellen konnte; denn der Wirtschaftserfolg der Zeit brachte allgemein immer größere Getreideerträge, und der Speisezettel gestaltete sich vielseitiger.

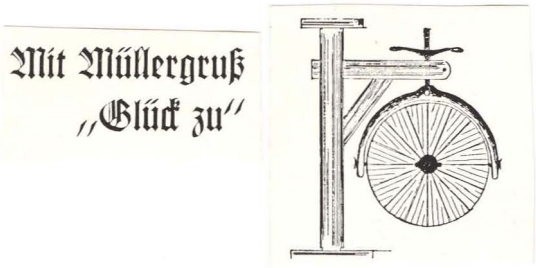
Nach altem Brauch stand das Flügelkreuz in Ruhestellung senk- und waagerecht (em Krüz); zu besonderen Anlässen und an kirchlichen Feiertagen im schrägen Kreuz (en de Scheer). Die alten Lebensgemeinschaften hatten eben ihre dauerhaften Symbole.



Die Marienauer Holländermühle nun hatte zudem noch eine besondere, sehr praktische Konstruktion, denn eine G a l e r i e in erster Geschoßhöhe zog sich um die ganze Mühle herum. Aus einer Tür, über der das Baujahr 1866 stand, konnte der Müllermeister hier ins Freie treten und hatte alles unter sich und drumherum im Blick. Auch durch die Galerie erscheint die Mühle uns heute besonders malerisch.

Ein weiterer gewichtiger Vorteil bestand in der Mühlendurchfahrt im Erdgeschoß. Der mit Getreide beladene Bretterwagen mit zwei Pferden fuhr von hinten in die Mühle ein. Hier im Trocknen regelte der Kutscher mit dem Meister den Auftrag - wieviel wovon wozu vermahlen werden sollte, und das Hochwinden begann. Die Säcke wurden eingeschlingt und an dickem Seil mit kräftigem Zug durch Wind-, Hand- oder (später) Motorkraft in die Mahlebene gezogen. Der Müller nannte den Abholtermin, und das Fahrzeug war entlassen.

Auf unserem Bild sieht man gerade Franz oder Fritz Genditzki die Mühle verlassen, während Robert Domanski zum alten Müllergruß 'Glück zu' auf die Galerie tritt.



Vom Wasser-Schaden.

(1780 - 1888)

Auch in der preußischen Zeit hörten die Deichbrüche an Weichsel und Nogat nicht auf, und die Werder wurden so manches Jahr von Bruchwasser überschwemmt.
Fürs Große Werder brachte vor allem der Ausbruch der Nogat 1780 bei Halbstadt Gefahr. 1786 am 28. März brach der Weichseldamm dann bei Montau. Am selben Tage und an derselben Stelle sollte sich später der große Deichbruch im Jahre 1855 ereignen.
Die nächste bedeutende Überschwemmung im Großen Werder gab es 1809 durch den Nogatbruch bei Krebsfelde.

Im März 1816 dann brach wieder die Nogat durch den Damm, zuerst oberhalb von Schönau und dann unterhalb von Wernersdorf, und da diese Brüche an der obersten Spitze des Deltas eintraten, überschwemmten sie das gesamte Mündungsgebiet zwischen Weichsel und Nogat. Im Elbingschen Gebiet standen die Ländereien bis zu 14 Fuß hoch unter Wasser.
Auch in Marienau kam das Wasser bis ins Dorf, wovon der damalige ev. Pfarrer Wegner im Kirchenbuch unter dem Stichwort »Anderweitige Bemerkungen« folgendes schreibt:

»Im Jahr 1816 am 20. März hatten wir einen Bruch in der Nogat bey Wernersdorf, wo das Waßer im halben Garten war, und von der Thüre bis am Baum. Widdem (Pfarrhaus) und Stall und Scheune waren aber vom Waßer ganz frey.«

Für die Vermachung dieses Bruches benötigte man:

132	Fangpfähle		
2459	Schock Faschinen	461.140	Erdfuhren und
1886	Schock Buhnenpfähle	46.941	Last Erde in Kähnen

Das ganze erforderte einen Kostenaufwand von über 40.000 Gulden (Parey, D. Marienb.Kreis).

Im strengen Winter 1828/29 erlebten die Werderaner ein außerordentliches Hochwasser. Am Morgen des 9. April führten Weichsel und Nogat ungeheure Eis- und Wassermassen, die das warme Wetter der schon vorgeschrittenen Jahreszeit am Oberlauf der Weichsel in Bewegung gesetzt hatte. Die Deiche des Stromes barsten an zwei Stellen, die Fluten stürzten ins Danziger Werder und setzten dieses tief unter Wasser, so daß 4477 Stück Rindvieh, 1600 Pferde und 600 Schafe dabei umkamen.
Auch die Nogat hielt dem Druck nicht stand, durchbrach den Deich bei Schadwalde und überschwemmte 10 Ortschaften auf dem Großen Werder und das ganze Tiegenhöfsche und Elbingsche Gebiet.
Im kath. Pfarramt in Marienau ist eine Tabelle erhalten, auf der die Wasserschäden am verpachteten Pfarrland festgestellt worden sind. In der Spalte »Es sind total überschwemmt worden« werden sämtliche Ländereien angegeben. In der nächsten Spalte wollte man folgendes wissen: »Davon sind abgetrocknet und zur theilweisen Benutzung geeignet«. Hier ist gut die Hälfte der Ländereien angegeben, der Rest ist »überschwemmt geblieben und ohne Ertrag«. Und was hier für die 4 Pfarrhufen festgestellt wurde, läßt sich wohl auf das ganze Dorf übertragen.

1 8 3 9 erfolgte erneut ein Deichbruch aus der Nogat bei Schönau, nachdem sich eine die ganze Breite des Flußbettes einnehmende Eistafel in der Stromenge vor Marienburg festgesetzt hatte und das Wasser dahinter in die Höhe trieb. Die Fluten, die über den Schönauer Deich stürzten, hatten die Feldmark dieses Dorfes arg versandet. Doch nachdem das Wasser abgelaufen war, sind in den Gräben viele Fische zurückgeblieben.

1 8 4 0 brach die Danziger Weichsel infolge starker Eisversetzungen und des dadurch bedingten Wasserstaus durch die Düne bei Neufähr und schuf sich so einen Zugang zum offenen Meer, wobei mehrere Häuser mitgerissen wurden. Doch dieser Ausgang versandete schon bald wieder.
1 8 4 5 geschah wieder ein Durchbruch bei Schönau, aber weniger hoch und auch nicht so fischreich.

1855

1 8 5 5 jedoch war das Jahr der b e d e u t e n d s t e n K a t a s t r o p h e , die im Werder viele Werte vernichtete. Der Weichseldamm bei Montau an der südlichen Spitze des Deltas war durch plötzlichen Eisgang gebrochen, und die Wasser hatten wieder das ganze Werder überflutet.
Von dieser Überschwemmung existiert ein Bericht in der Chronik der Familie Janßon aus Tiege, dem Nachbardorf von Marienau. Hier wird anschaulich - und im Rückblick nicht ohne Humor - geschildert, wie Cornelius Janßon bei der plötzlich hereinbrechenden Flut sich abmüht, sein Vieh vor dem Wasser in Sicherheit zu bringen:

» ... Nun galt es, das Vieh auf den Schoppen zu bringen. Mein Vater, der gute 2-zöllige Bohlen liegen hat, schlägt eine Treppe zusammen, der Schoppen wird an einer Stelle aufgebrochen, die Treppe angelegt und nun soll das Vieh herauf. Zuerst die Kühe. Die erste Kuh geht tadellos auf die Treppe herauf und nach dieser keine mehr. Das Heraufschleppen erfordert zu viel Kräfte und gelingt erst nach unsäglicher Anstrengung bei einem oder zwei Stück Vieh ...«.

Nachdem sie mit dem Kahn ins Dorf gefahren sind, um vier Mann zu Hilfe zu holen, sind bereits 6 Kühe verendet, die mit dem Euter zu lange im kalten Wasser gestanden hatten. Nun kümmerten sie sich aber erst mal um die Pferde. Weiter heißt es:

» ... Wie es nun so recht am schwierigsten gewesen ist, da kommen zwei Nachbarn aus dem Dorf, deren Grundstücke höher gelegen sind, auf dem Kahn angefahren, um zu sehen, wie es überall steht. Die übersehen hier die Situation, werden den hohen Dunghaufen gewahr und geben den Rat, das Vieh doch auf den Dunghaufen zu bringen. Da schlägt Vater sich vor den Kopf und ist mit sich zufrieden. Daß er nicht schon längst auf dieses Ausweichmittel gekommen ist. Na, die beiden Nachbarn fahren weiter, und das Vieh, das noch im Stall im Wasser steht, wird auf den Dunghaufen gebracht.
Das dauert aber nicht lange, da fängt das Vieh an, im Dunghaufen zu versinken, denn der war nun vom Wasser in die Höhe gehoben und schwamm auch... «.

Man hatte offensichtlich das spezifische Gewicht von Stroh überschätzt. Die Schwierigkeiten waren nun dadurch umso größer geworden. Und wohin nun bloß mit dem Vieh?

»Da haben sie eine Diele in der Scheune hoch voll Stroh geworfen, darauf Bretter und Schlagbäume gelegt und wieder Stroh geworfen. Und auf diese Streuung ist das Vieh, soweit es noch am Leben war, vom Dunghaufen an langer Leine nach der Scheune geschleppt worden. Als das nun besorgt war - 6 Rinder und 6 Pferde

waren eingegangen - der Tag war zu Ende, die Arbeit getan, so gut sie getan werden konnte. Da hat Vater, nachdem er das gerettete Vieh auf den drei verschiedenen Stellen kontrolliert hat, und nachdem ein auf dem Hausboden gekochtes Nachtmahl gut geschmeckt hatte, ein ganz befriedigendes Gefühl gehabt.«

14 Tage habe es gedauert, bis das Wasser wieder gefallen sei, und das einzig Gute für die Wirtschaft sei die Schlickablagerung auf den Kuhwiesen gewesen, die den Graswuchs in den folgenden Jahren sehr förderte.

1888

Die letzte kritische Situation an den Deichen aber gab es im Jahre 1888 fürs Große Werder. Die Monate Februar und März hatten über einen Meter Schnee gebracht. Weil dabei oft 20 - 25 Grad Kälte herrschten, wollte keiner das Gemunkel ernst nehmen, daß im oberen Weichsellauf Eisgang eingetreten wäre. So wurden denn auch keine Vorbereitungen für Eiswachen an den Strömen angeordnet.
Hermann Wiebe aus Liessau berichtet darüber aus eigenem Erleben:

» ... Da überraschte uns am Montag, dem 19. März 1888, ... bei 20° Frost die Nachricht, die Nogat wäre in der vergangenen Nacht aufgebrochen und der Eisgang auf der Nogat, nicht aber auf der Weichsel, wäre in vollem Gang.

Befehl: Alle Mann an die Deiche!

Und nun entwickelte sich das ganze Drama mit rasender Schnelligkeit. Die Weichsel hatte sich kurz unterhalb der Nogatabzweigung bis auf den Grund verstopft und ließ weder Wasser noch Eis durch, so daß sich der ganze Eisgang durch die viel zu enge Nogat abspielen mußte, die doch in das Frische Haff mündete, das in diesem Augenblick mit einer 1 m dicken Eisschicht bedeckt war.
Zunächst ging alles verhältnismäßig gut, aber nach 1 - 2 Tagen war die Elbinger Einlage mit Eis vollgestopft. (Die Einlage war eine große Landfläche, die nur durch niedrige Deiche gegen den Strom geschützt war, eine Art Notventil für überschüssige Eis- und Wassermassen. Die Höfe in der Einlage standen auf künstlich angefahrenen Hügeln, sog. Würfen.)
Das Wasser in der Einlage stieg und stieg, ... das Vieh wurde durch das Wasser an den Nogatdeich geschwommen und auf dem Deich zunächst vor dem Ertrinken gerettet. Aber manches schöne Tier ertrank doch in den eisigen Fluten , und am Werderdamm beim Koll wehrten sich die Werder-Bauern mit ihren Leuten verzweifelt gegen einen Bruch ihres Dammes unter Leitung ihres Deichgeschworenen Vollerthun/Fürstenau, des späteren Deichhauptmanns.«

Etwa 1 Woche später am Palmsonntag kam, wie erwartet, das Eis und Wasser aus den großen Nebenflüssen der Weichsel, dem Bug und dem Narew, herunter.

»Nun sollte die total verstopfte Nogat auch noch diese neuen Wasser- und Eismassen aufnehmen. Das mußte unweigerlich zu einem Dammbruch führen. Es war nur noch die Frage: Nach welcher Seite?«

Das Wasser in der Nogat war inzwischen so hoch angestiegen, daß es auf einer Strecke von 20 km zwischen Halbstadt und Wernersdorf überfloß.

»Da der Damm überall gleich hoch war, hätte es eigentlich überall überfließen müssen, da sich aber vielfach gewaltige, meterdicke Eisschollen auf den Damm gehoben hatten, so stellten sie des öfteren eine Erhöhung

des Dammes dar. Zuweilen rollten auch Eisschollen über den Damm hinweg und fielen auf der Landseite herunter. Das machte die stellenweise am Damm entlang führenden Wege höchst unsicher.«

Bei Halbstadt wurde erbittert um die Erhaltung des Dammes gekämpft.
»Sandsack auf Sandsack wurde herangeschleppt und an der kritischen Stelle versenkt. Baumstämme wurden an der Stromseite des Nogatdammes angebracht, um das Eis abzuwehren, das den Deichkörper wegscheuern wollte. Und die fast übermenschliche Anstrengung hatte Erfolg - für uns im Gr. Werder! Denn der Damm brach auf der rechten Nogatseite fast genau unserer Gefahrenstelle bei Halbstadt gegenüber, bei Jonasdorf. Das Wasser ergoß sich nun ungehindert in das Kleine Marienburger Werder und schaffte uns bei Halbstadt sofort Erleichterung. Das war etwa drei Uhr nachmittags. Aber inzwischen hatten die Großwerderschen und besonders die Anwohner der Nogat viele Stunden in der Angst gelebt.«

Nun endlich war auch die Räumung der Eisversetzung in der Weichsel geglückt, so daß das Nogatwasser jetzt nach zwei Seiten abfließen konnte und am Oberlauf der einmalige Zustand eintrat, daß die Nogat rückwärts floß.
So entspannte sich allmählich die Lage, und die Großwerderschen konnten wieder aufatmen. Zwar waren sie diesmal vor einem Deichbruch verschont geblieben, jedoch ihre Überschwemmung bekamen sie in jenem Frühjahr trotzdem: als die Frühlingssonne die über 1 Meter dicke Schneeschicht schmolz und mancher Abfluß noch durch Eis verschlossen war, wurden im Großen Werder wieder weite Flächen überschwemmt.

Aber die Bewohner des Kleinen Marienburger Werders hatten viel schwerer zu leiden. Durch die hereinstürzenden Fluten wurden Höfe zerstört und Wiesen und Äcker mit großen Mengen Sand bedeckt, die das Bruchwasser mitgeschleppt hatte.
Durch die Überschwemmung trat der Drausensee über die Ufer, so daß am Tage darauf auch die ganze Elbinger Niederung unter Wasser stand. Schließlich mußte man 80 Dörfer dem Hochwasser überlassen.
Die Stadt Elbing war völlig vom Wasser umgeben und konnte tagelang nur von flachgehenden Booten versorgt werden.

Angesichts dieser Katastrophe, die Kosten von 20 Millionen Mark verursacht hatte, ging man nun endlich an die Weichselregulierung, deren Planung der Oberbaudirektor Adolf Wiebe aus Tiegenhof bereits 10 Jahre zuvor ausgearbeitet hatte.
Die Nogat wurde stillgelegt, d.h. kanalisiert, und bei Schiewenhorst der 7 km lange Weichseldurchstich durch die Danziger Binnennehrung durchgeführt, damit der breite Strom ungehindert auf kürzestem Wege in die Danziger Bucht fließen konnte. Die Arbeiten für die Verkürzung des Weichsellaufs konnte man 1895 abschließen.
Daneben wurde der Wasserlauf des Stromes verbessert durch Maßnahmen wie teilweise Verlegung und Verstärkung der Deiche und den Bau von beidseitigen Buhnen in der Weichsel, die den herabtreibenden Sandmassen Gelegenheit geben sollten, sich in deren Zwischenräumen abzulagern. Zudem erreichte man durch den Bau der Buhnen eine Verengung des Flusses, was eine Beschleunigung der Wasserströmung bewirkte und somit eine Vertiefung des Flußbettes.

Es hat sich gelohnt. Die ewigen Gefahren der Deichbrüche - seit dem 14. Jahrhundert mehr als 300 an der Zahl - waren nun gebannt.



Der weite Mantel der Geschichte streift immer auch das kleinste Dorf, sei es als Zeitungsnachricht, die die Gemüter bewegt, als stilles dauerndes Glück, als Zeit der Not oder gar harte Gewalt. Das 19. Jahrhundert hatte für unser Dorf von alledem etwas zu bieten.

Nach guten Jahrzehnten im Werder (seit dem Siebenjährigen Krieg), gab's wieder Unheil. Diesmal kam's von Westen. Die Französische Revolution hatte die Politik Frankreichs unberechenbar gemacht, und auf der Woge patriotischer Strömungen setzte Napoleon zur Eroberung der mitteleuropäischen Teilstaaten an. Das deutsche Kaiserreich, ohnehin ein Konglomerat von Fürstentümern, brach auseinander, und Franz II. legte die deutsche Kaiserkrone nieder.

1806 Auf ihrem Weg nach Osten gab's für die Franzosen wenig Widerstand. In raschen Bewegungen gelang es Napoleon 1806, die preußischen Corps voneinander zu trennen und bei Jena und Auerstädt zu schlagen. Was dann geschah, haben wir weiter vorne unter der Überschrift »Ins neue Jahrhundert« bereits beschrieben.

Doch die nun folgende Zeit hatte wiederum gute Seiten. Der Freiheitsgedanke gewann Raum.
1815 Ihn verfochten mit Rat und Tat Männer wie E.M. Arndt, Max v. Schenkendorf, Theodor Körner, Scharnhorst oder Clausewitz und entfachten den Volkskampf gegen Napoleon. In der Völkerschlacht bei Leipzig 1 8 1 5 entledigte man sich dieser Fesseln.

Gleichzeitig erwuchsen den Preußen hervorragende Persönlichkeiten, wie Hardenberg und Freih. vom Stein, die das Land von innen her reformierten. Unter den größeren Freiheiten erwachte das Bürgertum und entfaltete eine reiche Epoche von Kunst und Literatur. Die erstarrten sozialen Spannungen drängten zur Lösung, das Volk war auf dem Weg zu einer Demokratie. König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen berief ein liberales Ministerium ein, dem andere deutsche Staaten folgten.

Im Mai 1848 trat in der Paulskirche zu Frankfurt am Main unter den Farben Schwarz-Rot-Gold
1848 die erste deutsche N a t i o n a l v e r s a m m l u n g zusammen. Es formierte sich eine recht freie politische Presse, und am 27. Dezember wurde von der verfassunggebenden Versammlung in der Paulskirche das »Gesetz über die Grundrechte des deutschen Volkes« verkündet. - Dennoch - die Monarchie blieb und festigte das Bewußtsein der deutschen Stämme, eine Nation zu sein.

Ein d e u t s c h - v a t e r l ä n d i s c h e s B e w u ß t s e i n war allgegenwärtig und herrschte über etwa hundert Jahre.

1871 - Im Kaiserreich

Das R e i c h war vor 1870 wiederum zum Greifen nahe, und Bismarks umsichtige Politik und ein Anstoß von außen zündeten den Funken, das Zweite Deutsche Reich zu schmieden.
Doch nicht ohne Opfer an Gut und Blut. Der Funke kam von außen. Für den verwaisten spanischen Thron gab's als Kandidaten den Erbprinzen Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen. Die Franzosen waren aufgebracht, daß sie dann von zwei Erbfeinden in die Zange genommen werden könnten. Bismarck jedoch beharrte auf der Kandidatur des Hohenzollern, und am 19. Juli 1 8 7 0 erklärten die Franzosen Preußen den Krieg.

1871

Die süddeutschen Staaten unterstützten den Norddeutschen Bund, und am Ende, wie wir wissen, wurde nach siegreichem Feldzug der preußische K ö n i g W i l h e l m I. im Spiegelsaal zu V e r s a i l l e s zum D e u t s c h e n K a i s e r gekrönt.
Von 1888 an, dem Drei-Kaiser-Jahr, regierte Kaiser Wilhelm II.

Die Verse, die unsere Elterngeneration kannte, kamen uns manchmal noch in der Weimarer Zeit zu Ohren, wenn Mutter aus ihrer Schulzeit im Kaiserreich deklamierte:

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Preußenland, ist's Schwabenland?
Ist's wo am Rhein die Rebe blüht?
Ist's wo am Belt die Möwe zieht?

Ist's Bayerland? Ist's Steierland?
Ist's Pommerland, Westfalenland?
Ist's wo der Sand der Dünen weht?
Ist's wo die Donau brausend geht?

O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein.


Wilhelm I.


Otto von Bismarck
Reichskanzler


Wilhelm II.

Wege - Straßen - Eisenbahnen

Auf Werderwegen unterwegs

Wer heute zwischen Tiegenhof und Marienburg im Polstersessel seiner Limousine die »hundert Pferde« über den blanken Asphalt jagt, der ahnt nichts von den Reisebedingungen der Altvorderen. 1709 schreibt Pfarrer Hartwich aus Lindenau in sein Manuskript:
»Denn wenn es nur im Werder einige Tage nacheinander regnet, ist es so schwer zu reiten und zu fahren, als wenn man durch einigen Morast oder Sumpf durchwaten müßte.«

Aber kein Überlegenheitsgefühl heutiger Modernität und keine Verallgemeinerungen bitte! Wer von diesen dünnen Schnellstraßen abbiegt, nimmt rasch auf Stuckerpflaster den Fuß vom Gaspedal. Will er von Kl.Mausdorf und Marienau, so steigt er bald aus und wandert zu Fuß weiter, solange er das noch kann oder doch wenigstens Gummistiefel trägt.

Jahrhunderte also war es recht häufig ein Kreuz, das Schicksal eines Werder-Reisenden zu ertragen. Schlimm auf den Triften wurde es zu Frühjahrs- und Herbsteszeiten. Dann auch bei der Feldarbeit. So bedurfte es schon harter Arbeit und Erfahrung in den Sätteln der Vierergespanne, um einen mit Zuckerrüben beladenen Bretterwagen vom Feld zu bekommen und die rettende Chaussee zu erreichen. So ähnlich kann es in Grenzdorf B noch heute sein; so aber war es gewiß am 4. Januar 1790.

Im Januar 1790 von Marienburg nach Dirschau

»... um 9 Uhr abends erreichten wir endlich Marienburg, kaum waren wir aber in der Stadt als der saubre Postillon uns in einer Straße zweymale umwarf, den Wagen beynahe zertrümmerte und mir und Scheiblers Bedienten einen Arm verrenkte ... «.

Anmerkung : An dieser Stelle ist der Leser sehr wohl berechtigt, gleich hier nach der Quelle zu fragen. Diese wahre Begebenheit stammt aus dem Tagebuch des Rigaer Getreidekaufmanns P.D. Lautier, der 1789 über Marienburg, Dirschau nach Danzig und weiter nach Holland reiste. Es ist ein kleiner Pappband, mit Bleistift geschrieben, der durch blinden Zufall bei der Flucht 1945 mitgenommen wurde (Westpr. Jahrb. 1961).

» ... den 5. Januar mußten wir uns leider, um unseren beynahe zerstückelten Wagen reparieren zu laßen, bis 1 Uhr in Marienburg aufhalten; wir aßen demnach zu Mittage da und fuhren mit vier der elendsten Postpferde, die nicht einmal eine ganze Haut hatten, weiter. Kaum waren wir aus der Stadt als bey dem schlechten Wege diese Schindmähren nicht weiter konnten.
Wir mußten uns also bequemen, zu Fuß zu gehen bis der Weg etwas besser wurde, wir setzten uns nachher wieder auf den Wagen. Nach einer halben Stunde wurde aber der Weg wieder so schlecht, daß wir uns entschloßen, mit drei vorüber gegenden Handwerksgesellen bis zur nächsten Station Dirschau zu Fuße zu gehen; wir legten in dieser gesellschaft anderthalb Meillen zurück, weil es aber zu finster zu werden anfing, blieben wir, um unseren Wagen abzuwarten, in Groß Lichtenau. Nach einer Stunde kam er endlich

an, weil es aber außerordentlich finster war, fuhr der Postillon ein, die Pferde zu futtern, bis der Mond aufgegangen war ...
... wickelte mich im Pelz ein und schlief bis um zwölf Uhr recht ruhig, das Anspannen der Pferde weckte mich, also nach der sehr teuer bezahlten Zeche fuhren wir weiter.



Der Weg wurde aber wiederum so abscheulich, daß wir befürchten mußten, daß mit jedem Tritt der Pferde unser Wagen umwerfen würde. Als eine Fügung der Vorsehung muß ich es ansehen, daß wir uns entschloßen, den Rest des Weges zu Fuß zu machen. Denn kaum waren wir abgestiegen, als die ohnehin erbärmlichen Pferde, vom schlechten Wege ganz abgemattet, den Wagen nicht mehr weg kriegen konnten, durch das Anpeitschen des Postillons aber ihr Letztes thaten, zugleich aber ausglitschten und unseren Wagen in einen Graben warfen, an dessen Rand wir fuhren, der wenigstens zwölf Fuß tief und mit 3 bis 4 Fuß tiefem morastigem Wasser angefüllt war. Die 4 Pferde lagen aufm Rücken und der Postillon unter ihnen im Morast, Scheiblers Bedienter, der unserer Warnung ohngeachtet aufm Wagen sitzen geblieben war, wurde im Morast unterm Wagen begraben und konnte nur noch so eben um Hülfe und Rettung schreyn. Wir beyden standen dabey, ohne helfen zu können und beynahe aus der Stelle gehen zu können. Ich ermannete mich endlich und lief was ich konnte und nachdem ich mich ein paarmal im Koth gelegt hatte zum Kruge zurück, Hülfe zu rufen. Hier kam uns das kleine geschenk, das wir den Handwerksgesellen gemacht hatten, gut zu statten, denn kaum hatte ich von weitem schon gerufen, als sie alle herauskamen. Wir nahmen nun noch den wirth, den Bruder des wirths und den Knecht zu Hülfe.
Mit vieler Mühe wurde endlich der Bediente aus dem Koth unterm Wagen hervorgezogen. Er konnte nicht gehen und glaubte, daß das Kreutz gebrochen wäre. Nach einigen Stunden Arbeit, wo so wol wir als die uns halfen bis über die Knie im Morast gewatet hatten, gelang es uns, den Wagen heraus zu ziehen. Viele unserer Sachen waren gänzlich verdorben, zu unserer Verwunderung fehlte aber nichts als eine Pistole von Scheibler - . Nachdem wir unsere Sachen nach dem Kruge hatten zurück bringen lassen, und alles so gut möglich gereinigt und getrocknet hatten, legten wir uns zwischen 3 Juden, 4 Handwerker und zwey Weiber und kleinen Kindern, die uns die Ohren vollkreischten, auf Stroh nieder, um etwas zu schlummern, mir wollte es aber nicht gelingen.

den 6. Januar gleich des Morgens kündigte uns der Postillon an, daß 2 seiner Pferde durch die gestrige Geschichte nicht im Stande waren, einen Schritt weiter zu thun, wir mußten uns also kurz entschliessen, von unserm wirth 2 Pferde zu miethen, der aber als er unsre Verlegenheit sah, die Seiten hoch spannte. Was war zu thun, wir mußten ihm für 3/4 Meile 2 rth (Reichsthaler) bezahlen.
Nach eingenommenem sehr magerem Frühstück sowie für den Bund Stroh, auf welches wir geschlafen, hatten wir ausser einer ansehnlichen Belohnung für die uns geleistete Hülfe 4 f (Floren) bezahlen müssen. Überhaupt können wir die Kosten dieser Nacht beinahe auf 5 f rechnen.
Mit vieler Mühe erreichten wir um 11 Uhr D i r s c h a u ...«

Daß Fernreisen um 1930 demgegenüber einen Luxusgrad erreicht hatten, bedarf keiner langen Erklärung; doch daß man es in einigen Kleinregionen unserer Niederung nach wie vor mit der besonderen Bodenbeschaffenheit des Werders zu tun hatte, schildert ein persönliches Kindheitserlebnis:

1930 - Spazierfahrt nach Pietzkendorf

Von den Haffkampen abgesehen, war die L i n a u der letzte Rest vom Ur-Werder. Wasser, Wiesen und Weiden und nochmals Wasser rundum. Landschaft wie am zweiten Schöpfungstag. Bei verhangenem Himmel und Nieselregen ein nässedurchweichtes Gefühl der Unbehaglichkeit für den, der so um die Herbsteszeit von den Oberdörfern Ladekopp oder Marienau dorthin kam.

Dann aber, wenn zur Sommerzeit die Sonne wärmend strahlte und die Kumuluswolken wie weiße Segel durchs Himmelsblau zogen und die Wasserrosen auf den Mummelteppichen blühten, war's behaglich im Kahn, wenn er nach zwei Ruderschlägen geräuschlos weiterglitt, bis eine plötzlich auftauchende Rohrinsel ihn stoppte.

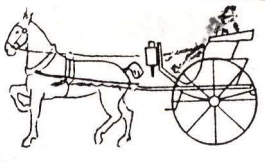


Damals aber, ums Jahr 1928/29 im November, als »Mamiii« - Betonung auf der zweiten Silbe, unsere Kinderfrau Marie Zimmermann, mit dem zweirädrigen Dogcart und Adele davor mit mir Siebenjährigem zu ihren Eltern nach Pietzkendorf fahren durfte. Von der Orloffer Chaussee auf den Damm eines Mühlengrabens abbiegend, hatte Adele auf der schmalen Dammkrone nur noch durchfeuchteten Werderlehm unter den Hufen. Zwei modrige Geleisrinnen führten die Wagenräder, und Weidenruten streiften unsere Mützen.

Ab und zu sank mal das eine, mal das andere Rad in eine Kuhle, die Deichsel bog sich und knarrte, die Karre hing schief, mal drückte mich die gewichtige »Mamie« ins rechte Seitenpolster, mal rutschte alles nach links, und das wachsende Verhängnis steigerte sich diesmal zu einer Katastrophe: in einem grundlosen Modderloch bekam der Wagen das Übergewicht, drehte sich nach links auf den breiten Mühlengraben zu, riß das Pferd um, eingebunden in die Gabel der Deichsel und alles Geschirr. Wir stürzten den Damm hinunter.

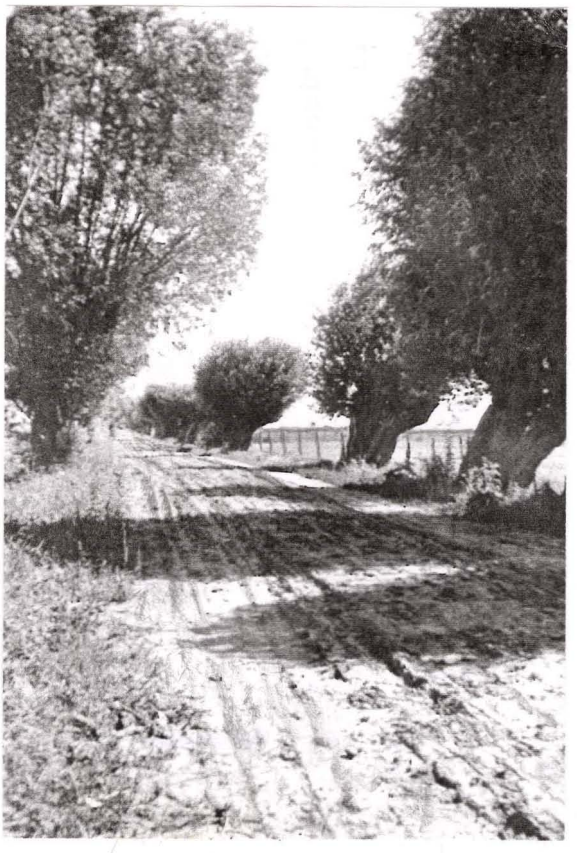
Hier werden meine Erinnerungsbilder diffus . Ich muß gerettet worden sein - natürlich.
Ich fand mich wieder auf dem elterlichen Höfchen von Zimmermanns auf einer kleinen Pietzkendorfer Warft zwischen Wasser, Wiesen und Weiden.

Die Geschichte wurde noch häufig im heimatlichen Marjenau hervorgeholt und ist mir wohl deshalb so gut in Erinnerung geblieben.



Landwege

Schauerszenen wie die obigen waren im 18. Jahrhundert hier wohl keine Seltenheit in nassen Jahreszeiten, im 19. und 20. Jahrhundert bei preußischer Verwaltungszucht und Wegebesserung eher tragische Einzelfälle, u. a. bei Besuchsfahrten außerhalb befestigter Kreisstraßen und auf Wällen und Dämmen.
Die Regel aber konnte man gut vorankommen in allen Jahreszeiten, denn die Menschen waren vertraut mit ihren Lebensverhältnissen im Werder und hatten im Laufe der Zeit gelernt, Fuhrwerk und Wege zu bessern, und die Kunst des Fahrens lag eben zudem beim Kutscher.
Wie man in Marienau auf hartem Lehm für glatte Fahrbahnen sorgte, hatte weiter vorne unser ehrenwerter Pfarrer Zimmermann in seiner Dorfbeschreibung erzählt, die wir in Auszügen wiedergegeben haben.



Marienau - Tannsee

Ganz allgemein kannte man den Erdweg in verschiedensten Ausprägungen. Die Hauptverbindungen zwischen den Dörfern bildeten über lange Zeiträume die breiten T r i f t e n.

Ihre Fahrbahn selber, weidenbesäumt und beiderseits mit Abflußgräben versehen, war so breit, daß Fuhrwerke sich nicht nur begegnen, sondern auch ausgefahrene moddrige Stellen umgehen konnten; so maß eine Trift oft drei bis vier Wagenbreiten.
Trift kommt von »treiben«. Deshalb mußte sie eben auch Raum für eine Herde Vieh geben, wenn diese zur Weide und wieder abgetrieben wurde.

Am Seitenrand der Trift verlief ein schmaler F u ß w e g , das Erdreich noch von Wurzelwerk durchzogen, lehmfest, erhöht über der Wegmitte liegend, oftmals mit Sand bestreut. Hier ging man zu Fuß. Und erst als das Fahrrad um 1900 »in Dienst gestellt« wurde, lernte man, auf diesen schmalen Stegen Balance zu halten, Baumwurzeln zu umrunden und kühne Ausweichmanöver zu riskieren, ohne in die wuchernden Brombeerbüsche zu fallen.

Schmaler waren die W e g e und die A u s w e g e . Erstere wurden nur selten benutzt und verbanden kleine Ortschaften mit wenig Verkehr. Manche begleiteten eine Vorflut, einen Mühlengraben, u.a. für Instandhaltungsarbeiten. Auswege führten von abgelegenen Höfen zur Haupttrift.

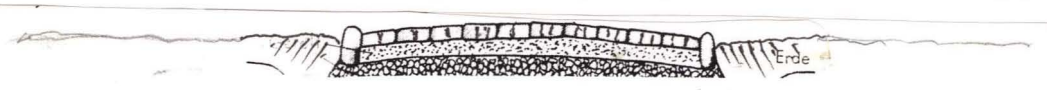
F e l d w e g e aber, wie der Name schon sagt, ziehen sich am Feldrain der Flurstücke entlang. Auf ihnen zieht das Vierergespann zum Acker, wo der Pflug steht, oder der kornbeladene Leiterwagen strebt auf ausgefahrenen Geleisen im Staub des lose gefahrenen Werderlehms der Hofscheune zu.

Pflasterstraßen

Bleiben wir nun im 1 9 . J a h r h u n d e r t , das auch im Verkehrswesen unserer Heimat umwälzende Neuerungen bringt. Neben den Weg tritt die befestigte S t r a ß e .
Zwischen 1840 und 1860 deutete sich auf vielen Gebieten ein Wechsel an. Schon 1835 fuhr die erste deutsche Eisenbahn von Nürnberg nach Fürth. Auf eine solche Sensation mußte Marienau allerdings noch fünfzig Jahre warten.

Das immer mehr an Fahrt gewinnende Industriezeitalter erfaßte zunächst den Wegebau und leitete von der traditionsberuhigten Vergangenheit der Romantik hinüber zum Tempo der vom Fortschritt faszinierten Moderne: die befestigte Straße entstand, die C h a u s s e e .

Das klingt französisch und war es auch, hatten doch die Franzosen als erste und schon lange Zeit in ihrer »Ecole nationale des ponts et chaussée« den Packlagenbau und damit eine harte Straßenoberfläche entwickelt. Zunächst mußte Grobschotter als Basis eingefügt werden, Feinschotter folgte, und dort hinein setzte man zugearbeitete Granitsteine mit relativ flacher Oberfläche, aber auch zuweilen mit Rundungen: das Kopfsteinpflaster oder das Katzenkopfpflaster



war geboren, die Allwetterstraße für die zuweilen grundlosen Wege des Werders ein großer Segen, aber auch für Stellmacher und Schmiede, denn das »Stuckerpflaster«, wie wir es nannten, forderte an Räder und Unterbau der Wagen seinen Tribut - allerdings auch an die Wirbelsäulen und Skelettmuskulatur der Reisenden.



In Spazierwagen und Kutschen saß man wohl auf Roßhaar gefüllten Kissen, die die Rubbelei ein wenig abfederten. Auf Milch- und Bretterwagen jedoch verspürte man keine Lust, lange Strecken zurückzulegen. Auch für die Pferdehufe und -gelenke war Kopfsteinpflaster eine Zumutung. So kamen die gescheiten Werderaner wohl auch auf die Idee, parallel zur Chaussee einen Sommerweg anzulegen.

Die neue Zeit im Kreis Marienburg

1820 Sie hatte, was die Straßenpflasterung betrifft, schon 1820 begonnen, als die Strecke Dirschau-Marienburg, Teil der staatspolitisch wichtigen Verbindung von Berlin nach Königsberg, dem Verkehr übergeben wurde. Allein die weiten ebenen Werderflä-0chen blieben nach wie vor buchstäblich im Lehm stecken.
Die hier als erste im Jahre eine Änderung anstrebten, waren jene, denen Erde und Wasser im Werder schon von Amtswegen am Herzen lagen, das Deichgräfen-Kollegium. Unter Deichgräf Döring war es die erste Instanz, die öffentlich 1852 den Bau einer Chaussee von Marienburg nach Tiegenhof forderte. In ihrem Schreiben wandten sie sich an den Gemeindevorstand des Marktfleckens Tiegenhof. Die Anregung wurde dort mit großem Beifall aufgegriffen und führte später zur Gründung des Chaussee-Bau-Commitees. Wenn auch zögernd, so nahmen die Dinge nun ihren Lauf.
In den amtlichen Mitteilungen des Landrats Parey von 1860 lesen wir zur Wegesituation, die auch er gerne verbessert hätte:

»Die nicht chaussirten Landstraßen, namentlich die Poststraße von Marienburg über Neuteich nach Tiegenhof, sowie die übrigen öffentlichen und Privat-Communications-Wege werden, so gut es ohne Aufwendung von größern Anstrengungen geht, unterhalten und halten sich bei trockenem Wetter gut. Bei nasser Witterung, welche die Auflösung des Bodens fördert und aus demselben einen plastischen Teig bildet, sind diese Wege indeß sehr schwer zu passiren und werden oft bis zur Unfahrbarkeit aufgewühlt, so daß in solchen Zeiten der Verkehr (selbst der Postverkehr) zuweilen gänzlich aufhört. Zwar fehlt es nicht an Bemühungen, für die Strecke Marienburg-Tiegenhof eine Chaussee zu erlangen, doch haben die Verhandlungen mit den Betheiligten wegen der unerhörten Höhe der Baukosten (die Meile circa 82,000 Thlr.) bis jetzt nicht den gehofften Erfolg gehabt.« (C.Parey, 1864)

Doch wo Geld ist, da ist der Teufel, wo keins ist, da ist er zweimal, und so eilten die Pläne den Möglichkeiten voraus.

Dennoch wurde schon mal der Wasserbauinspektor Gersdorff damit beauftragt, den Bau der Kreischaussee zwischen Marienburg und Tiegenhof zu planen und durchzurechnen. Er erstellte einen ausführlichen Erläuterungsbericht und einen Kostenanschlag, der die Basis für die Diskussion des Planes und für dessen Ausführung war.

Notbehelf

Doch bis zu den Kunststraßen brauchte es hier noch Jahre. Inzwischen verfaßte die Königliche Regierung -Abt. d. Innern - Danzig eine
»Denkschrift, betreffend die Besserung der Landstraßen und Erbauung von Chausseen im Marienburger Kreise«.
In einer Vorbemerkung beschreibt sie die klägliche Beschaffenheit der Landwege im Marienburger Kreise als eine bekannte Tatsache und eine fortwährende Veranlassung zu zahlreichen Beschwerden des reisenden Publikums:

»Wochen und Monate hindurch hört jeder Postverkehr der Kreisstadt mit dem größeren Teil des Kreises auf oder ist beschränkt, so daß das geschäftliche Leben und das öffentliche Interesse empfindlich leiden.
Wer bei blottigem oder spülradigem Weg die Reise dennoch antritt, so weiß man nicht, wen man am meisten bedauern soll, die Reisenden oder das gequälte Zugvieh.
Als Argumente der Bewohner gegen die Besserung führen sie an, die Voreltern seien mit dem Zustand zufrieden gewesen, ihre Existenz sei nicht gefährdet worden, vielmehr Wohlstand und häusliches Glück seien dabei gediehen.
Ein weiterer Hinderungsgrund ist die Zusammensetzung des Kreistages. Die meisten kommen vom Kleinen Werder und von Orten in der Nähe der Staatschaussee im Oberwerder. Nur wenige aus dem betroffenen Raum nördlich dieser Chaussee.

Weil die gesetzlichen Bestimmungen derzeit nicht ausreichen, gegen den Willen der Kreistagsmitglieder den Chaussee-Bau durchzusetzen, so hat die Königl. Regierung bestimmt, **daß sämtliche öffentliche Wege im Kreise mit Sand befahren werden sollen.**

Die zur Unterhaltung verpflichteten Kreiseinsassen werden dazu angehalten, daß sie die Wege mit Kies oder in dessen Ermangelung mit Sand befahren. Sand ist in vielen Feldmarken vorhanden. Wo dies nicht der Fall ist, muß derselbe aus den Flußbetten der Weichsel, Nogat, Schwente und Tiege entnommen werden. Darauf, daß das Material häufig weite Strecken wird gefahren werden müssen, kann keine Rücksicht genommen werden. Die Einsassen des Marienburger Kreises sind durchweg wohlhabend und können ohne Beeinträchtigung ihrer Vermögensverhältnisse dazu angehalten werden. Es wird eine 8 Fuß breite und 6 Zoll starke Kies- oder Sandschicht vorgeschlagen.«

Daraufhin bat der Landrat den Wasserbaumeister Gersdorff um Stellungnahme. Dieser meinte, daß in den tiefer gelegenen Gebieten eine Aufschüttung ziemlich sinnlos sei. In den höher gelegenen könne man die Wege mehrere Jahre mit Sand befahren, bis eine Durchmischung mit dem Lehm erfolgt und sie mager genug seien. Sand aus den Feldern der Nachbarn müsse man kaufen, dabei die Ackernarbe forträumen (wie in Marienau, Hof Nr. 1, an der Sandkuhle östl. d. Rohrlake geschehen) und später wieder über die Grube ausbreiten. Die Arbeit solle man auf 6 bis 12 Jahre verteilen, so würden allmählich zwar keine Chausseen, doch bessere fahrbare Landstraßen entstehen.

Dennoch sei das eine kostspielige Lösung für die Königl. Regierung, und man sollte die auf das Sandfahren verwendeten Summen lieber gleich für den Bau dauernd haltbarer Chausseen verwenden.

* * *

Bald danach forderte die Regierung dann auch einen neuen Kreistagsbeschluß, drei Chausseen im Marienburger Kreis zu bauen.

1. Marienburg bis Stadt Neuteich und weiter nach Tiegenhof und Platenhof
2. Eine Chaussee zwischen Tiegenhof und Schöneberg von Osten nach Westen als Verbindung zur Praust-Letzkauer Kunststraße und der vom Elbinger Kreis beschlossenen Kunststraße Elbing-Tiegenhof.

Untergeordnete Linien seien Neuteich-Simonsdorf-Gnojau und Neuteich-Dirschau.
Falls der Kreis dies genehmigt, würde die Königl. Regierung hohe Staatspremien beantragen.

Chausseen in Werdermitte

Das Sandfahren unterblieb. Herrn Gersdorffs bessere Ideen gewannen an Boden. Die Zeit der Chausseen war gekommen!

Dennoch, ein besseres Wegenetz im Werder zu erstellen, verursachte große Kosten, weil die Wegebasis wegen der Bodenbeschaffenheit schwierig zu bauen war, zum andern wegen der absoluten Steinlosigkeit des Schwemmlandes. Jedes Steinchen, jede Fuhre Schotter mußte vom Hügelland herbeigeschafft werden.
So kam es zu zahlreichen Diskussionen des Kreistages, auf welche Weise man unter den o.g. Bedingungen dem Kreis zu Schotter- oder Pflasterstraßen, den sog. Kunststraßen verhelfen könne. Einmal war es die Geldfrage, dann aber auch die Linienführung.

Tiegenhof, den 5. April 1870.
Die Mitglieder der Kreis-Chaussee-Bau-Commission.
M. Lietz. Bœnchendorf. H. Tornier.
Heinr. Stobbe.

Ziemlich sicher war, daß das aufwärtsstrebende Tiegenhof, das 1859 gerade den Status eines Marktflekkens erhalten hatte, als erstes auf einer befestigten Straße erreicht werden sollte. Sodann wurde von den Tiegenhöfern selbst der Bau einer Kunststraße angeregt. Sie gründeten eigens ein Chaussee-Bau-Comité, zu dessen Mitgliedern u.a. Michael Lietz aus Marienau gehörte, und brachten ihre handelstrategischen Schiffahrtslinien zwecks Anbindung an ein gutes Straßennetz ins Spiel.

Oberste Dringlichkeit erhielt die Längsachse des Werders, d.h. von
Marienburg nach Tiegenhof.

Die Linienführung

Da gab es mehrere Möglichkeiten. Einmal, die Linie über Neuteich und Ladekopp dorthin zu führen, und die andere über Eichwalde und Marienau.
Gersdorff, der königl. Wasser-Bau-Inspektor, plädierte in seinem »Erläuterungs-Bericht zum Kosten-Anschlage der Kreis-Chaussee zwischen Marienburg und Tiegenhof« vom 23. 2. 1862 für die Linie

1) von **Marienburg** über **Eichwalde,** (Neuteich), **Brodsack, Marienau, Rückenau** nach **Tiegenhof.**

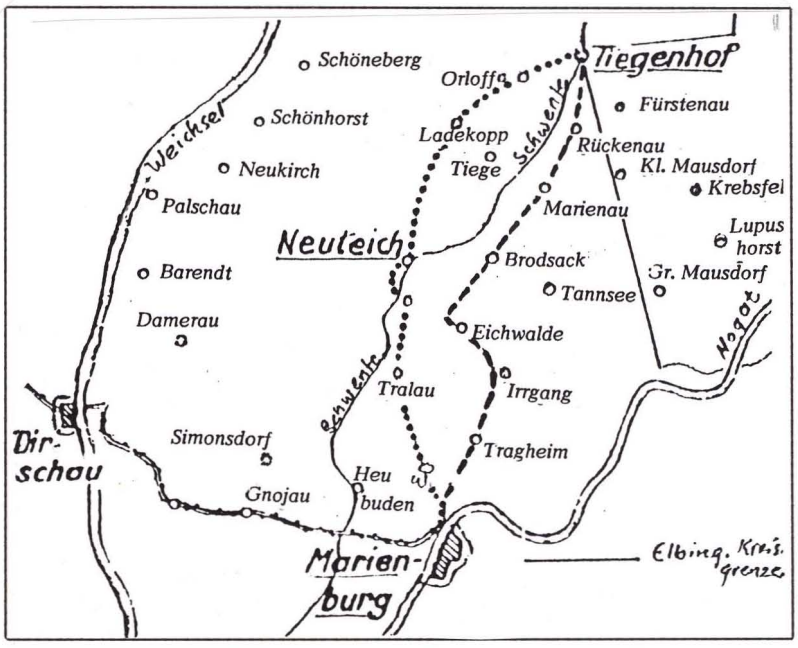
Die andere Möglichkeit wäre der Ausbau der Postlinie

2) von **Marienburg** über **Tralau, Leske, Stadt Neuteich, Bröske, Ladekopp, Orloff,** nach **Tiegenhof.**

Einige weitere Linienangebote waren bloße Varianten, wie beispielsweise über Neuteich, Mierau und Tiege.
Von Bedeutung blieben nur die Möglichkeiten

links von der Schwente oder **rechts von der Schwente.**

Es begann eine lange Zeit der wirren Diskussionen zwischen der Marienburger Kreisbehörde und einer Bauernlobby links und einer Bauernlobby rechts von der Schwente. Jeder wollte die besseren Argumente haben, jeder wollte seine Dörfer angebunden haben, also meinte zuallererst die eigenen Vorteile. Die Tiegenhöfer machten eine Eingabe und favorisierten die Linie über Marienau.



Die folgenden Abschnitte aus diesem Streit möchten zum Mitdenken anregen, zum Für-sich-Argumentieren oder auch zum Schmunzeln. Auf jeden Fall bekommt der Leser ein wenig Dörfer-Atmosphäre aus dem Großen Werder und ein bißchen Abstimmungsdemokratie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit.

* * *

Lassen wir doch zunächst den Fachbeamten, den Wasser-Bau-Inspektor G e r s d o r f f selber, sprechen.
Auszug aus dem »Erläuterungs-Bericht zum Kosten-Anschlage der Kreis-Chaussee zwischen Marienburg und Tiegenhof« von 1 8 6 2 :

»Am fühlbarsten wird der Mangel an guten Verkehrsstraßen des Werders und der Niederung mit ihrer Kreisstadt Marienburg, wenn unaufschiebbare gerichtliche Termine, Geschäfte im Landraths- oder Rent-Amte oder Krankheitsfälle die Besitzer des Werders zu Reisen zwingen.
Ein Verfahren der Produkte und Bodenerzeugnisse zu solchen Zeiten muß bei den höchsten verlockendsten Preisen ganz unterbleiben...
... Schon mehrfach zu verschiedenen Zeiten ist daher der Bau von chaussirten Straßen angeregt, doch immer ohne Erfolg und, so wunderbar das auch klingt, hat hier keine Chaussee zu Stande kommen können:
1. aus Mangel an Gemeinsinn, und
2. weil die Werderbewohner sich bei diesen unwegsamen Straßen wohl und sicher fühlten.
Namentlich wurde der letzte Grund oft als Einwand gegen die Chaussee gebraucht, weil man bei chaussirten Straßen Einquartirung durchmarschirender Soldaten leichter erhalten könne, als jetzt...
... Daß man auch ohne Kunststraßen durch Militairs belastet werden kann, dürfte aber sicher eine Erinnerung an die letzte Anwesenheit der Franzosen lehren, die das ganze Delta aussogen und ruinirten ohne jede Kunststraße...«
Gersdorffs Argumente für die (gestrichelte) Linie über Marienau:
»Diese Linie hat entschiedene Vortheile vor allen anderen, denn es ist die kürzeste und liegt auf

einer natürlichen Erhöhung, so daß sie bei allgemeinen Innundationen (Überschwemmungen) zuerst trocken werden würde...
... Sie erscheint daher in Anlage und Unterhaltung die billigste.
Die Nachteile aber sind, daß diese Straße oben weniger wichtige Ortschaften berührt, und daß sie zwischen Warnau und Brodsack fast durchlaufend zu schmal ist und ... bedeutende Landstreifen ... durch große Mittel erworben werden müßten...«
Die **(punktierte)** Linie über Neuteich - Ladekopp wäre deshalb zu empfehlen, denn sie verbindet mehr Ortschaften, und sie berührt das Städtchen Neuteich. Sie ist aber die längste, daher die teuerste Anlage und macht viele rechtwinkelige Biegungen.
Entschiedene Nachteile wären die Überschwemmungswasser. Sie verfolgen beim Abfließen die tiefsten Stellen und treten unten zwischen Orloff und Tiegenhof quer über die Straße.
So würde sie erst spät trocken werden und der Verkehr lange unterbrochen sein. Dieser Umstand allein wäre hinreichend Grund, die Chaussee hier n i c h t zu bauen.«

Rechts oder links - der große Streit

Es ging also um die L i n i e n f ü h r u n g - r e c h t s o d e r l i n k s von der Schwente. Die Linie über Marienau, von Bauinspektor Gersdorff und den Tiegenhöfern bevorzugt, fand sehr bald Gegner in anderen Interessengruppen wie der Stadt Neuteich und vor allem den Dorfschaften links der Schwente.
So begann die Kreisverwaltung 1869 mit der Zusammenstellung der Ortschaften, die von der Marienauer Linie berührt würden und jenen, die im Nutzbereich der Ladekopper Linie wären. Rechts waren es nur Rückenau, Marienau, Brodsack und Eichwalde, weil zahlreiche andere Dörfer bis zur Nogat hin zum Elbinger Kreis gehörten. Man notierte die Einwohnerzahlen und summierte die Grund-, Gebäude-, Einkommen- und Gewerbesteuer.
Diese brachten gegenüber der großen Dörferzahl links der Schwente natürlich wenig Steuerkraft auf die Waage.
Das war ein Nachteil, doch auch eine Täuschung; denn die Landesinteressen machten nicht an der Elbingischen Kreisgrenze halt, die zwar historisch richtig (Ordenszeit), aber jetzt unsinnig war, weil sie 20 Dörfer des Großen Werders (z.B. Kl. Mausdorf, Gr. Mausdorf) administrativ, jedoch nicht wirtschaftlich abtrennte. Sie durften im Marienburger Kreis aber nicht für die Marienauer Linie mitentscheiden.

I Marienauer Linie

a) Zusammenstellung der Ortschaften des Marienburger Kreises welche von der Chaussee-Linie über Marienau berührt werden.

	Ortschaften		Haus Vorzeg. Steuerl. Einkommen	Gewerbesteuer nach der Kl. Regierung Elbing 1869	Grund Steuer	Gebäude Steuer	Einkommen Steuer	Gewerbe Steuer
1.	Rückenau		291	568	34	120.	236	22
2.	Marienau		864	1291	71	324.	671	48
3.	Brodsack	Dorf	201	384	19	120	111	—
4	"	Vorwerk	27	80	4.	—	33	—
5.	Eichwalde		255	635	28	72	185	4
			1638	2958	156	636	1236	74

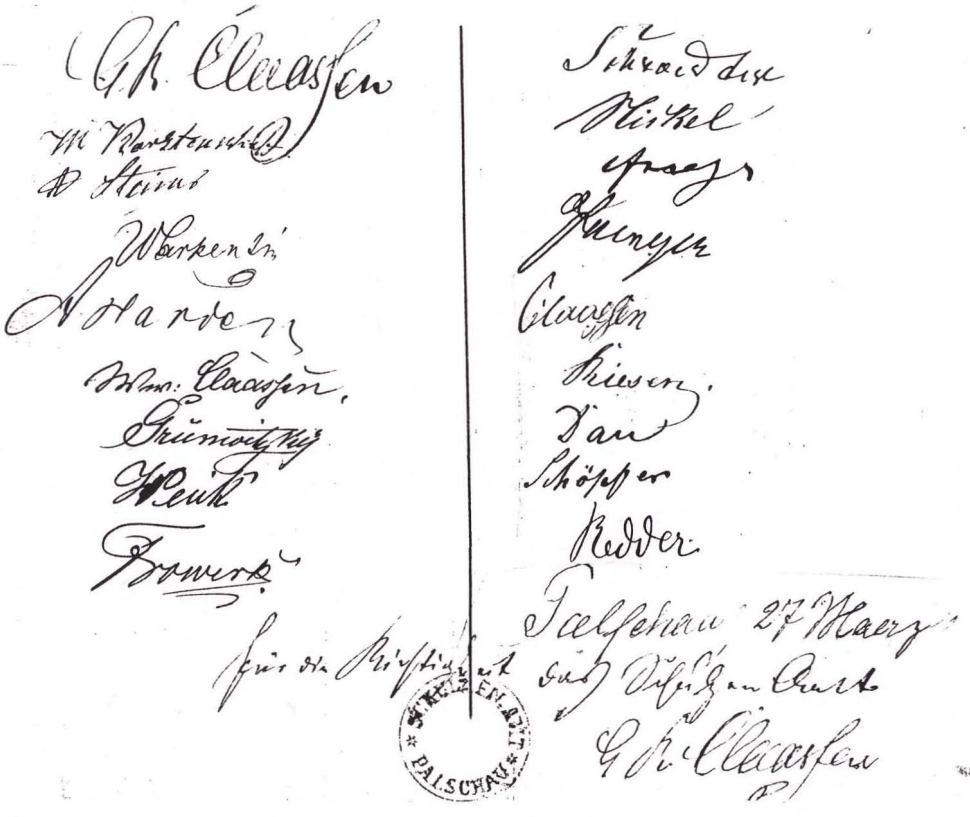
Dennoch wurde am 12. März 1870 der Chausseebau Marienburg - Tiegenhof rechts der Schwente über Eichwalde - Brodsack - Marienau definitiv beschlossen.

Danach wuchs die Unruhe unter den Werderdörfern erst recht mächtig an. Plötzlich wollten alle Dörfer die neue Kunststraße in ihrer Nähe haben. Die Linksseitigen verfaßten am 17. März 1870 eine Eingabe an den Kreistag mit der Bitte, den Beschluß zu revidieren und die Ladekopper Linie zu beschließen.

Einer Hochlöblichen Kreis-Vertretung

Unterschriften

zu der in der Versammlung zu Ladekopp am 17. März d. J. beschlossenen Petition an den Kreistag, betreffend die Verlegung der projectirten Chaussee von dem rechten Schwenteufer (über Marienau) auf das linke, über Bröske, Ladekopp und Orloff.



Als Begründung führten sie
a) den Trick an, daß wegen der Elbinger Kreisgrenze nur drei Dörfer (Marienau, Rückenau, Brodsack) die Nutznießer dieser Straße sein würden, die 20 Dörfer im östlichen Werder sollten deshalb übergangen werden,
b) daß nach dem 1855er Dammbruch auch im Dorf Marienau selbst vier große Bruchlöcher auf jedem Ende und in der Mitte des Dorfes und bei der Kornmühle waren (meinten sie unsere Teiche? d.Verfasser),
c) die linke Linie würde eine viertel Meile kürzer sein.
Unterzeichnet vom Oberschulzen C. Froese, Tiegerweide, und dem Kreistagsmitglied Gustav Pohlmann, Fürstenwerder.
Es lagen der Eingabe die Unterschriftslisten verschiedener Dörfer bei.



Dienstag, den 5. April.

Tiegenhöfer Telegraph.

Vierter Jahrgang.

Nr. 27. Dieses Blatt erscheint wöchentlich zweimal, am Dienstag und Freitag früh und kostet pro Quartal 10 Sgr., durch die Post bezogen 12½ Sgr. — Insertionspreis für die gespaltene Zeile oder deren Raum 1 Sgr. 1870.

Rechtsseitig oder linksseitig?

Diese Frage beschäftigt seit Kurzem die Gemüther unserer Nachbarn, der Marienauer, und zwar um ½ Meile, mithin auch billiger sein soll, zu widerlegen. Wir folgen hier dem Gutachten des competentesten Sachverständigen, welches dahin lautet, daß die Straße, wenn sie rechtsseitig geführt werden würde, und die Straße noch nie so erhöht werden könnte, um bei höhern Fluthen trocken zu bleiben oder nicht über-

Die kleine Werderpresse griff sofort den Streitball auf. Der Tiegenhöfer Telegraph nahm in Nr. 27 vom 5. April 1870 rechtsseitig Partei für die Marienauer und schrieb unter der Überschrift: Rechtsseitig oder linksseitig »Der Beschluß der Linie von Neuteich über **Marienau** bis zum Marktflecken Tiegenhof ist angenommen und nicht anzufechten.
Wir rufen daher den Interessenten der linksseitigen Chausseelinie warnend zu, keinen zu großen Wert auf ihr Gesuch mit Unterschriften zu legen, da es zu sehr den Verdacht nach dem Spruch »entzweie und herrsche« trägt. Die Ladekopper Linie ist länger, teurer und über die Strecke zwischen Orloff und Tiegenhof fließt das meiste Überschwemmungswasser ab. Der zur Begründung der Petition hervorgehobene Umstand, daß die Post stets die linksseitige Straße befahren hat, wird als richtig anerkannt, nur muß dabei nicht verschwiegen werden, daß sie bei schlechten Wegeverhältnissen sich andere Wege und im Bruchjahr meistens die Tour über Marienau aufgesucht hat aus dem einfachen Grunde, weil diese Straße viel früher trocken und fahrbar wurde.«

Aus Nr. 162 der „Nogat-Zeitung" entnehmen wir Folgendes:

Vom linken Schwentenfer.

Es ist bekannt, daß erst am 12. März d. J. der Chausseebau im Allgemeinen vom Kreistage definitiv beschlossen wurde. Sogleich entwickelten wir, nachdem für unsere Bemühungen nun eine feste Basis gewonnen war, unsere ganze Kraft, um den vollkommenen Beweis zu führen, daß eine Chaussee von Neuteich nach Tiegenhof — wenn sie wirklich zum Wohle unseres Kreises gereichen soll — nur links der Schwente d. h.

Zehn Tage später folgte am 14. April die Nogat-Zeitung mit einer Entgegnung: »Uns sind nicht Jahre zu unseren Kämpfen gewährt. Wir glauben nur einen Akt der Gerechtigkeit darin zu sehen, wenn diese Chausseelinie nicht für drei Dörfer (Rückenau, Marienau und Niedau) gebaut, sondern so, daß auch die vierzig Dörfer der linken Seite davon Nutzen haben.«

Bald darauf setzte die Nogat-Zeitung in Nr. 162 noch eins drauf, und es wurde vehement für das linke Schwente-Ufer argumentiert und polemisiert.

Entgegnung

auf den Leitartikel des „Tiegenhöfer Telegraphen" Nr. 27 „Rechtsseitig oder linksseitig."

Im Auftrag des Comités Claaßen Mierau. Er spricht von Wortgeflunker, will in Marienau 1855 nach der Überschwemmung 4 Bruchlöcher gesehen haben, spricht von einer Sympathiechaussee und einer Kompromißchaussee auf der rechten Seite, die sie nicht unterstützen wollen.
Die Post von Tiegenhof aus, wenn sie bei Orloff nicht durchkam, sei nur bis Marienau gefahren, nicht aber bis Brodsack, habe dann den Umweg über Tiege genommen, um auf die alte Poststraße zu kommen, weil der Weg bei Brodsack unbefahrbar war. Dann geht es über die teure Schwente-Brücke, welche die Neuteicher zum Anschluß an die Kreisstraße haben müßten.
»Wir wollen mit unserer Ladekopper Linie ziemlich die Mitte unseres Kreises halten.«

* * *

Inzwischen schien die Stimmung umzuschlagen, und die Rechtsseitigen fürchteten, der B e s c h l u ß vom 12. 3. 1870 k ö n n t e u m g e s t o ß e n werden. So sammelten sie ihre Kräfte noch einmal.
Es mußte wohl jemand geplaudert haben.

Das brachte nun wieder die rechte Werderhälfte auf den Plan. Sie fürchteten Unheil ! Am 5. Mai 1870 erklärten sie mit Hinweis auf die Eingabe des Gemeindevorstands und der Bewohner Tiegenhofs vom 30. April:

»WIR UNTERZEICHNETEN ORTSVORSTÄNDE UND GRUNDBESITZER ERKLÄREN HIERMIT, DASS DIE VERLEGUNG DER CHAUSSEE VON RECHTS NACH LINKS UNSEREN INTERESSEN ZUWIDERLÄUFT UND ERSUCHEN GEHORSAMST, DER KREISTAGSBESCHLUSS VOM 12. 3. 1870 MÖGE BESTÄTIGT WERDEN.«

Als Anlage Unterschriftenlisten verschiedener Dörfer u.a. M a r i e n a u (siehe nächste Seite) mit folgenden Unterschriften (in Klammern die Hofnummer), am Ende die Handwerker:

Reinhold Lietz	(21)	M. Lietz	(38)	Karsten, Ortsvorst.	(5)	M. Andres	(37)
A. Pohlmann	(17)	P. Medzeck		P. Ensh	(1)	J. Buschmann	(35)
J. R. Schultz	(16)	Aron Reimer	(33)	G. Enhz	(2)	G. Thiel	
Rudolph Penner	(15)	Johann Penner	(36)	S. Claashen		Heinr. Esau	
Johann Borowski	(13)	Richard Jacobsen	(32)	Heermann, ev. Pfarrer		Johann Eltermann	
S.(?) Hannemann	(12)	Peter Wiens	(25)	Austen, kath. Pfarrer		Johann Kriesel	
Johann Penner	(10)	Joh. Dyck	(26)	Karau, kath. Lehrer		Johann Steffanowski	
Dietrich Reimer	(24)	Franz Jantzen	(28)	Widowski	(9)	Ferdinand Soliok.	
August Philipp		Abraham Penner	(29)	Heinrich Wilhelm	(7)	Erdmann Hooge	
Julius Wilms		David Fröse	(30)	A. Moritz, ev. Lehrer		Hermann Kornowski	
D. Penner	(42)	Gerhard Regehr	(31)	Joh. Regehr	(6)	Carl Rautenberg	
Fr. Wichmann		H. Penner	(27)	J. Janzen	(41)	Theodor Conrad	

Wir unterzeichneten Ortsvorstände und Grundbesitzer erklären hiemit, daß die Verlegung unseren Interessen zuwider läuft und ersuchen gehorsamst,

Marienau 5 Mai 1870. Kartzer Ortsvorstand

Reinhold Lietz
S. Pohlmann
J. R. Schultz & Co.
Rudolph Penner
Johann Borowski
J. Hannemann
Johann Sauer
Dietrich Reimer
August
Julius Wilms
D. Penner
Fr. Wichmann
M. Lintz
J. Medzek
Aron Reimer
Johann Penner
Richard Jacobsen
Peter Wiens
Joh Dyck
Franz Jantzen
Abraham Sauer
David Frost
Gerhard Regehr
H. Penner

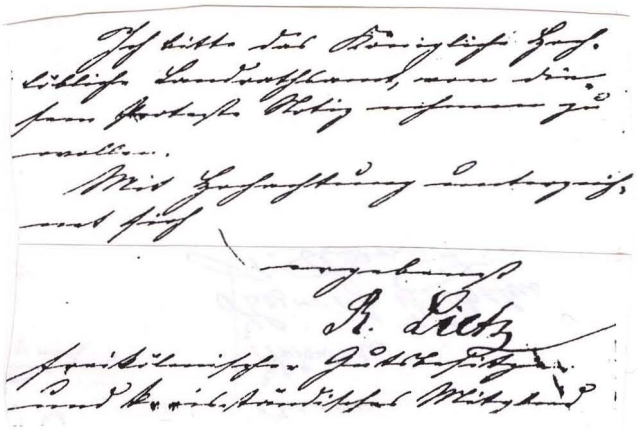
Kuss
Hensz
J. Claussen
Meermann
Austen
Karau
Widowski
Heinrich Wilhelm
B. Dorth
Joh: Regehr
J. Jantz
M. Andrez
J. Buschmann
J. Thiel

Heinr: Esau
Johann Eltermann
Johann Friesel
Johann Steffanowski
Ferdinand Schlick
Erdmann Haage
Herrmann Kornowski
Carl Rautenberg
Theodor Conrad

Eine Denkpause von neun Monaten setzte ein. Die gelben Hockenreihen standen auf den Feldern, das Werderkorn reifte, die Danziger Kaufleute warteten mit geldgefüllten Taschen auf die Ankunft der Getreidekähne. Auch im Winter blieb's still - s c h e i n b a r - denn in aller Stille waren die Linksseitigen an der Arbeit gewesen und hatten den Kreistag in seiner Mehrheit doch u m g e s t i m m t - für die L a d e k o p p e r L i n i e.

DAS ABER BRACHTE DIE RECHTSSEITIGEN MÄCHTIG AUF, denn Worthalten und Verläßlichkeit waren schließlich preußische Tugenden.
Am 20. Februar 1871 erreichte ein geharnischter P r o t e s t der Kreistagsmitglieder rechts der Schwente gegen die (inzwischen wohl erfolgte) U m l e g u n g der Linie den Kreistag in Marienburg.

Reinhold Lietz, Marienau, kreisständisches Mitglied, führte mit den Unterschriften mehrerer Kreistags-Mitglieder den Aufstand an.



Der Schluß des Schreibens: »Ich bitte das Königliche Hochlöbliche Landrathsamt, von diesem Proteste Notiz nehmen zu wollen. Mit Hochachtung unterzeichnet sich - ergebenst R. LIETZ freikölmischer Gutsbesitzer und kreisständisches Mitglied.«

VERGEBENS

D i e C h a u s s e e w u r d e g e b a u t - **l i n k s**, ü b e r L a d e k o p p.

1872 **Marienburg - Tralau - Neuteich**
1874 **Neuteich - Ladekopp - Tiegenhof**

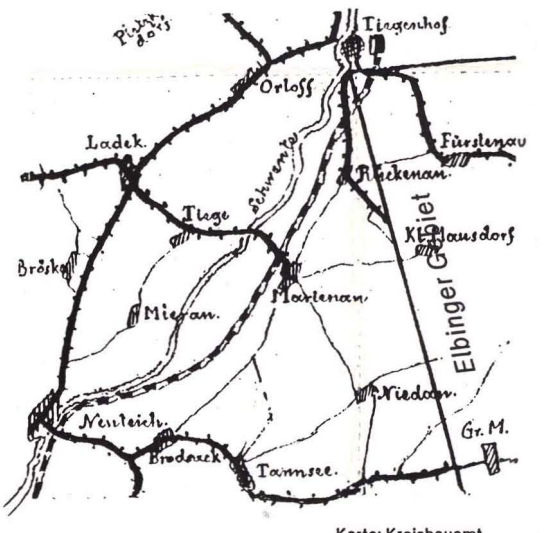
Und wen finde ich rechts der Schwente bei den Unterlegenen? Meinen Marienauer Urgroßvater Peter Enß in Hof Nr. 1. Der Ärmste, nun mußte er »wiederhenn derch den Blott noa T'hoff en Niedick foahre.«
Auf der andern, der linken Seite aber, hatte ich einen Triumphator, den leibhaftigen Großvater Gerhard Claassen im Schulzenamt in Palschau. Nur - vielleicht hätte er damals die Rechtsseitigen unterstützt, hätte er gewußt, daß er gut zwanzig Jahre später in Marjenau im später Brucks'schen seine Zelte aufschlagen würde.
Da fuhren sie dann beide gemeinsam durch den Blott - Peters Nachfolger Hermann Enß in der Nr. 1 und der selige Gerhard Claassen in der Nr. 17.

Trost - Pflaster

Trotz der zeitweiligen Enttäuschung für die Marjenauer, erlitt das Dorf wirtschaftlich dennoch keine Einbußen, lag es doch mitten zwischen den nahen Handels- und Behördenzentren Neuteich und Tiegenhof. Die Landwege dorthin wurden immer instand gehalten, und die Schwente war wie eh und je neun Monate im Jahr ein offener Schiffahrtsweg (Rüben, Getreide).

1884 Eine Besserung gab es ohnehin, indem gleichzeitig mit der Neuteich-Ladekopper Route die Chaussee M a r i e n b u r g - E i c h w a l d e - N e u t e i c h gebaut wurde, so daß in Richtung Kreisstadt nur noch der Landweg bis Brodsack und das kleine Verbindungsstück dahinter unbefestigt blieben. Und es sollte in diesem Jahr noch besser kommen: zwischen Simonsdorf und Tiegenhof begannen die Arbeiten an der G r o ß b a h n . Für Marienau ein großer Schritt nach vorn !

VERKEHRSNETZ UM MARIENAU 1895



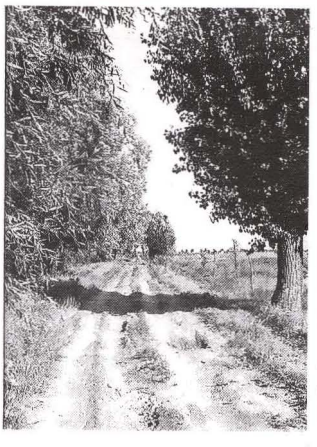
Landweg
Chaussee
Eisenbahn

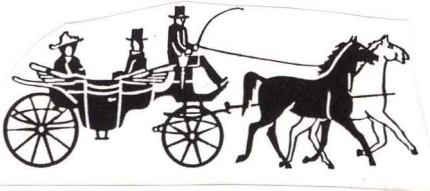
Karte: Kreisbauamt Marienburg Geringf. verändert (E)

1891-94 Das trotz allem verbliebene Unbehagen der Kreistagsmitglieder über die 'linke Entscheidung' wollten sie nun aber möglichst rasch abschütteln, indem es 1891/94 zwei Trost-Pflaster gab, die Chaussee L a d e k o p p - T i e g e - M a r i e n a u und jene von T i e g e n h o f nach R ü c k e n a u und dem Teilstück bis Kl. Mausdorf.

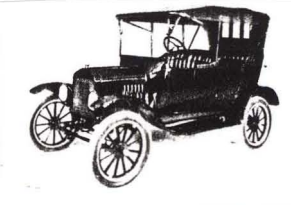
Leider mußte man auf die befestigte Straße zwischen Rückenau und Brodsack noch eine Weile warten - bis 1912.

Noch zwei Jahrzehnte lang die alte Trift Marienau - Brodsack und so weiter?





Romantisch mit Pferdekutsche schon . . .

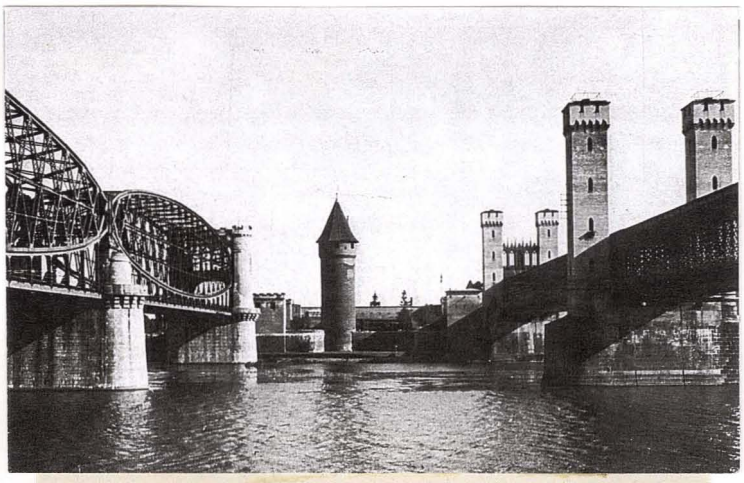


. . doch das Benzin-Zeitalter klopft an die Pforten . . .

Die Eisenbahnen

Die Großbahn

Die erste deutsche D a m p f b a h n fuhr am 7. Dez. 1 8 3 5 von Nürnberg nach Fürth. Die Normalspurweite dieser Schienenbahn war 1,435 Meter - und blieb es. Im westlichen Europa waren die Tore für die neue Zeit weit geöffnet. Im beharrlichen Osten zögerte man noch.
Entlang der Ostsee und auf den Wasserwegen des Tieflandes blühte der Schiffsverkehr. Privatunternehmen wie anderswo sahen hier für Bahnverbindungen kein lukratives Geschäft. So war unsere Heimat in der weiten Fläche eisenbahntechnisch ein Nachzügler. Hier war der Staat gefordert, und er handelte. Am 5. 11. 1 8 4 9 gründete er in Bromberg die D i r e k t i o n d e r K ö n i g l i c h e n O s t b a h n.
Das geplante Netz wurde nicht an einer Stelle begonnen, sondern an vielen Punkten gleichzeitig. Im östlichen Preußen legte man das erste Schienenband 1 8 5 2 zwischen Marienburg und Braunsberg am Haff. Vor dem Anschluß nach Westen lag aber ein mächtiges Naturhindernis für den Gleisbau: die Ströme von Weichsel und Nogat.
1851 begonnen, wurde Europas längste Brücke über seinen unberechenbarsten Strom bei Dirschau erst am 12. Oktober 1857 eingeweiht. Der Brückenbau



Marienburg - Brücken über die Nogat

1857

über die Nogat vollzog sich parallel, und das mühsame Überwinden des Werders, die 17,5 Kilometer bis Marienburg, gehörten der Vergangenheit an. Die Brücken selbst aber waren dauerhafte Glanzstücke der Ingenieurkunst, bis im 2. Weltkrieg Menschenhand sie fast vollständig zerstörte.
Die Weichselbrücke maß 1019 m Länge und war eine Gitterbrücke. 1891 entstand eine neue Eisenbahnbrücke über die Weichsel, eine Bogenbrücke. Über die alte wurde nun die Straße geführt. Ähnlich bei Marienburg. Dort hatte auf der Straßenbrücke auch noch ein Kleinbahngleis Platz, und die Fußgänger, wie wir uns erinnern werden, spazierten auf einem Steg außerhalb des Großgitters über den Fluß.

Stichbahn ins Große Werder

Bei der Deutschen Ostbahn gab es die beim Kreisstraßenbau aufgetretenen Finanzierungs- und Planungsschwierigkeiten offenbar nicht.
Nachdem Tiegenhof 1881 die Stadtrechte verliehen worden waren, wuchs der Handels- und Verkehrsplatz noch weiter an. Folgerichtig projektierte man die Werdergroßbahn dorthin auf

der Scheitellinie Simonsdorf - Tiegenhof über Tralau, Neuteich und M a r i e n a u auf einer Länge von 20,810 km.
Unser Dorf hatte dabei diesmal offenbar das große Los gezogen. Es erhielt einen Personen- und Güterbahnhof mit Verladerampe für Vieh, Getreide und Stückgut.



Der Schwentehafen bei Karlchen Fischer auf der Tieger Seite verwaiste allmählich. Die oberschlesische Anthrazit-Steinkohle in Blöcken brachten fortan Güterzüge direkt ans Dorf, die Zuckerrüben-Waggons wurden, von den Bauern bestellt, auf dem Nebengleis geparkt, und so fuhren die beladenen Bretterwagen unmittelbar vom Feld an den Zug, wurden umgeladen, und der nächste Güterzug nahm sie mit zur Neuteicher Zuckerfabrik.

1886

Eigens war, bei Urbanski (Schaldach) abzweigend, der Neue Weg (mit Fußweg) zum Bahnhof gebaut, allerdings nicht gepflastert worden, nur entlang der Geleise an der Verladestrecke.

Der Neue Weg



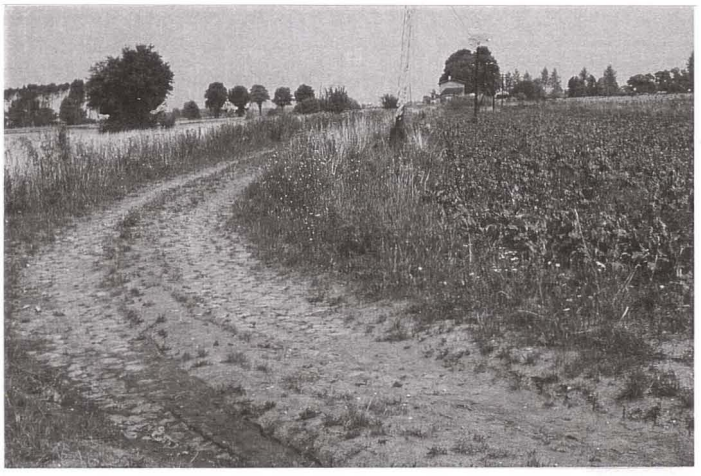
Erst 26 Jahre später (1912) finden wir unter Marienburg, 13. Dezember, die Erläuterung zum Kostenanschlag über Pflasterung der Zufuhrstraße zum Bahnhof Marienau.
»Die Ortschaft Marienau ist mit der Ladestraße des Bahnhofes durch die Bahnhofzufuhrstraße und einen unbefestigten Landweg (Neuer Weg) verbunden. Letzterer ist nun im Herbst und Frühjahr mit schwerem Fuhrwerk nicht zu befahren. Die ausschließliche Benutzung der Bahnhofzufuhrstraße ist aber für die Bewohner Marienaus ein ganz bedeutender Umweg, der vermieden würde, wenn der bestehende 356 Meter lange Landweg gepflastert würde.
Die Kosten einer 4,0 Meter breiten Pflasterung des Weges würden sich wie folgt stellen: Planum, Sand, 1424 qm Kopfsteinpflaster, Kies, Entwässerungsrohre durch den Fußsteig zu 8700 Reichsmark.

gez. Marzahn, Kreisbaumeister«

Manches Mal, wie überhaupt, kommt es anders, als man glaubt. - Weder vor dem ersten noch vor dem zweiten Weltkrieg ist dort je ein Pflasterstein gesetzt worden.

Der Personenverkehr nach Neuteich und Tiegenhof, aber auch nach Marienburg und Danzig, war immer rege.

Die heute noch lebenden Zeitzeugen kennen hier allerdings nur noch die Freistaatzeit zwischen 1920 bis 1939, als die Siegermächte des ersten Weltkriegs den Polen die Großbahnverwaltung übergeben hatten - an Wagen und Waggons das unvergeßliche PKP. Der Volksmund findet ja schnell seine eigene Interpretation für solche Kürzel - irgendetwas mit »Kaluser-Pack« war's. Das drückte eben den Unmut der Bevölkerung aus, daß fremde Herren in ihre deutsche Lebenswelt Fremdartiges hineindiktierten. Ein Stück Versailles, und das Unheil ließ nicht lange auf sich warten.





PERSÖNLICHE ERINNERUNGEN

Persönliche Erlebnisse aus den siebzig Jahren Marienauer Großbahngeschichte liegen unserer Darstellung nicht vor. Jede Generation hätte gewiß etwas anderes Interessantes zu erzählen gehabt, die kaisertreuen Marienauer vor dem ersten Weltkrieg, als die Zuggeschwindigkeit allmählich von 30 auf 60 km/h gesteigert wurde, der neue wetterunabhängige Postdienst, die wechselnden Bahnhofsvorsteher in der blauen Uniform mit dem roten Mützenband, dann die Heimkehrer 1918 aus dem großen Krieg, bevor der Kaiser abdankte und ins Exil nach Holland ging und auf die Wagen PKP geschrieben wurde. Am Bahnbetrieb der Weimarer Zeit änderte sich jedoch wenig, auch wenn die Betriebsherren jetzt in Warschau saßen.

Um 1930 wachen dann schon meine eigenen Erinnerungen auf, sehen den freundlichen Herrn Kowalski am Schalter die kleinen braunen Pappkarten knipsen, indem er sie in einen Schlitz einführte, den Schwenkbügel mitsamt der Karte zurückdrückte, wieder nach vorn federte und schon war die Karte mit Loch entwertet und mit Datum versehen.

Das Bahnhofsgebäude sah wegen des flachen Pappdachs wie eine Baracke aus, war jedoch ein solider Fachwerkbau mit Klinkerfüllung. Der Wartesaal eben ein kleiner schlichter

Raum mit Bänken an drei Seiten und einem Kanonenofen für die Winterszeit. Doch ich habe den 'Saal' nie besetzt gesehen, denn die Marienauer kannten die selten wechselnden Abfahrtszeiten genau und richteten sichs mit preußischer Pünktlichkeit ein.
Die Zahl der Fahrgäste in Richtung Tiegenhof oder nach Süden hielten sich in etwa die Waage. Für die schnellen Bedürfnisse wurde Tiegenhof bald sehr viel mehr angenommen als Neuteich. Industrie- und Geschäftsleben waren dort vielfältig, und auch das Realgymnasium bot allen, die zu höherem strebten und deren Eltern das Schulgeld bezahlen konnten, die einzige Möglichkeit, das Abitur zu machen. Neuteich hatte erst eine junge Realschule im Entstehen, die noch lange nur bis zum Einjährigen führte. Wer verwandtschaftliche Beziehungen nach Marienburg, Elbing oder Danzig hatte, schickte mitunter auch seine Kinder dorthin in Logie oder ins Internat. Zahlenmäßig waren es nicht sehr viele.
Marienburg blieb für die Fahrgäste aus Marienau dennoch trotz der neuen Grenze an der Nogat die alte Kreisstadt mit vielen guten Geschäften, persönlichen oder verwandtschaftlichen Verbindungen und eben dem Flair, daß man dorthin ins Reich fuhr und nicht mit dem Gulden, sondern der getreuen alten Reichsmark bezahlte. Manchmal lag auch ein deutsches Qualitätsfahrrad, in Sackleinen verpackt, im Kohlenwagen hinter der Lok, und mancher Kleiderstoff wärmte den Bahnreisenden, der aus Marienburg kam, geschickt um die Hüfte gewickelt. Es gäbe sicherlich noch manche bunte Schilderung aus jener Eisenbahnzeit.
Mitte der dreißiger Jahre, als ich die acht Jahre Dorfschule komplett durchlaufen hatte, informierte Hauptlehrer Radziwill meinen Vater, daß ein Ukas vom Schulrat gekommen sei, die Neuteicher Realschule würde in eine Aufbauschule umgewandelt, und ab 1935 Schüler aufnehmen, die dort das Abitur machen könnten. Er möge mich doch zur Aufnahmeprüfung dort anmelden. Das hat zunächst nichts mit der Bahn zu tun, doch nachdem ich die Prüfung bestanden hatte, wurde sie in den unwirtlichen Monaten das tägliche Reisegefährt nach Neuteich. Nur über die Geleise mußte man gehen, und schon war man im alten Amtsgericht, dem Provisorium der Aufbauschule, an Ort und Stelle. So blieb die Bimmelbahn für mich fünf Jahre lang mit seinem lustigen Treiben in den Schülerabteilen und seiner Fortsetzung im Neuteicher Wartesaal eine solide und schöne Erinnerung.
Schließlich brachte die Bahn bereits aus Tiegenhof einen halben Waggon Schülermasse aus der jetzigen Kreisstadt in die Konkurrenz, alldieweil das Programm der Begabtenförderung in Aufbauschulen des 3. Reiches mit nur kurzem Verzug aufs Freistaatgebiet übernommen wurde.

Die Kleinbahn

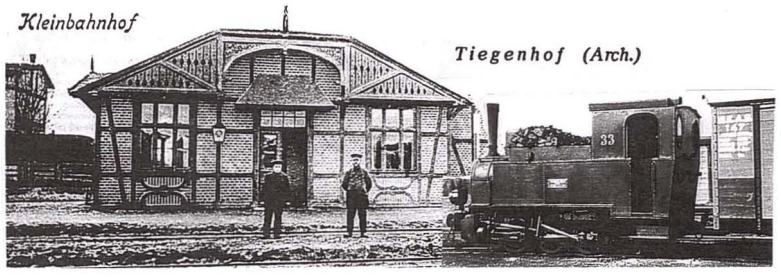
Hatte die Großbahn das Werder fast der Länge nach aufgeschlossen, so blieben noch alle Randgebiete, der Norden und das ganze Oberwerder von dieser Verkehrsentwicklung ausgeschlossen und waren in Gefahr, ins Hintertreffen zu geraten.
Dort ebenfalls Großbahnlinien zu bauen, war kostenmäßig unerschwinglich und auch unnötig, konnte man mit einer Schmalspurbahn doch eben das erreichen, was zur Anbindung der o.g.

1898

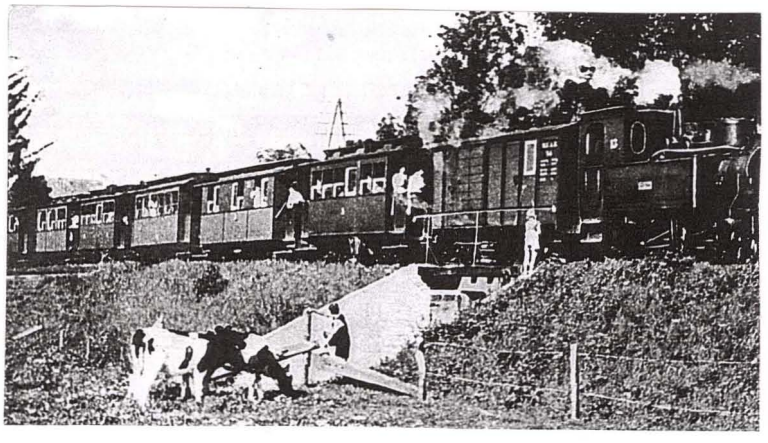
Gebiete ausreichte.
Spät, aber in der verhältnismäßig kurzen Zeit von 14 Jahren erstellte die Königlich-Preußische Regierung mit Vergabe an die Westpr. Kleinbahn AG folgende Strecken:

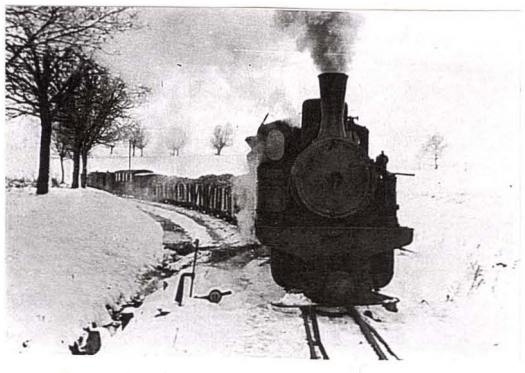
1898 Neukirch - Gr.Lichtenau - Neuteich - Lindenau - Warnau
Ließau - Gr.Lichtenau - Barendt
1899 Marienburg - Neuteich - Schöneberg
Marienburg - Kl.Lesewitz - Lindenau - Tiegenhof -
Schöneberg - Schönsee - Fürstenwerder
1901 bis 1905 Tiegenhof -
Fischerbabke - Steegen
1906 Tiegenhof - Lindenau
1912 Ließau - Mielentz -
Wernersdorf

Anschlüsse an die Großbahn boten Ließau, Neuteich und Tiegenhof.
Die Westpreußische Kleinbahn unterhielt 31 Dampf-Loks, 40 Personen-Wagen und 1011 Güterwagen. 1940 betrug ihr Streckennetz 355,8 km mit einer Spurbreite von 750 mm.


Kleinbahnhof
Tiegenhof (Arch.)

Vorwiegend diente sie als Rübenbahn, doch auf einigen Strecken waren Personen- und Güterverkehr erheblich. Diese eisernen Würmchen regten sich nutzbringend wie Lebewesen. Sie konnten sich bewegen, hatten Glieder, die sich in Kurvenfahrten anglichen, rauchten, pfiffen und schnauften und wurden drum liebevoll Bimmelbahn, Kujel (Schweinchen), Rasender Nehrunger oder Schniefkebahn genannt.





"1 x Steegen -
Hauptbahnhof und zurück"

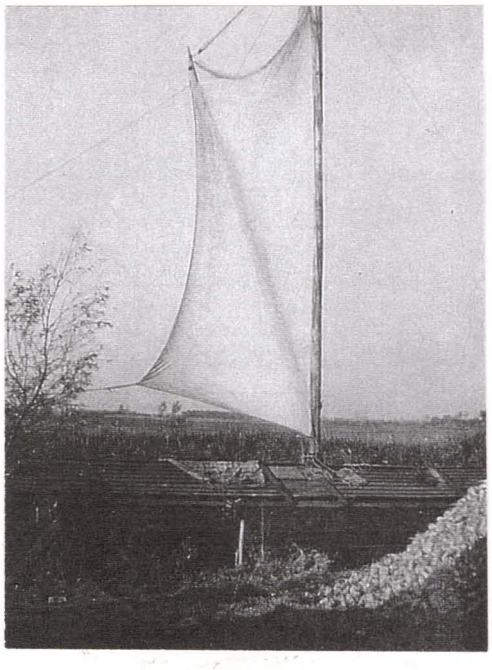
Richtung Neuteich -
Zuckerrübenkampagne

Flußverkehr

Wasser hat keine Balken, sagte man, wenn man Kinder vor möglichen Gefahren warnen wollte; doch beim Thema »Verkehr« schneidet das Wasser gar nicht so schlecht ab.



Auch wenn Regen die Landwege nach Tiegenhof und Neuteich unpassierbar machte, die alte Schwente sorgte schon jahrhundertelang für ungestörten Warenverkehr - solange sie nicht zugefroren war, der Damm gepflegt und die Ränder entkrautet waren. Marienau war also zu keiner Zeit verkehrsmäßig isoliert. Ab 1886 fuhr die Großbahn und ab 1894 stand die befestigte Straße nach Tiege und weiter nach Ladekopp zur Verfügung. Auf diesem Steindamm konnte man nun witterungsunabhängig zum Fluß gelangen, und wir kennen sie alle, die wohlvertraute Brückenstelle.



Mal waren es Fähren, die die Ufer verbanden, mal Brücken. So gab es denn hier beim Brückenfischer an der Schwente ein kleines Verkehrskreuz. Nordsüdlich der Wasserweg zwischen Neuteich und Tiegenhof, ostwestlich die Straße Marienau - Tiege.

Lommen fuhren unter Wind und Segel oder treidelten ihre Fracht wie Rüben, Getreide, Sand, Kies oder Kohlen. Diese Tolkemiter Lastkähne mit dem weißen Bordstreifen waren auf dem Haff und im ganzen Weichseldelta unterwegs. So auch hier.

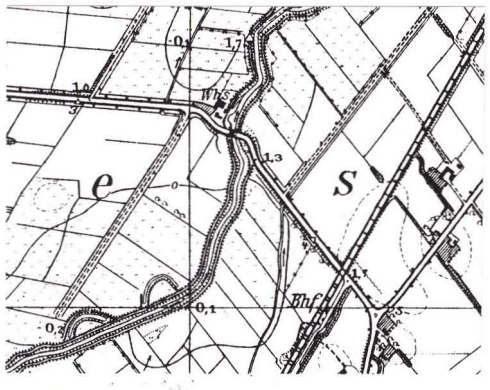
Wer im Dorf wohnte oder noch weiter weg, bekam die Kähne kaum zu Gesicht. Gerade wer im Schwentenfeld ackerte, sah schon mal ein Segel am Mast merkwürdig geheimnisvoll über der Dammkrone entlangziehen. Aber wer auf den Höfen am Fluß wohnte, sah und wußte mehr.

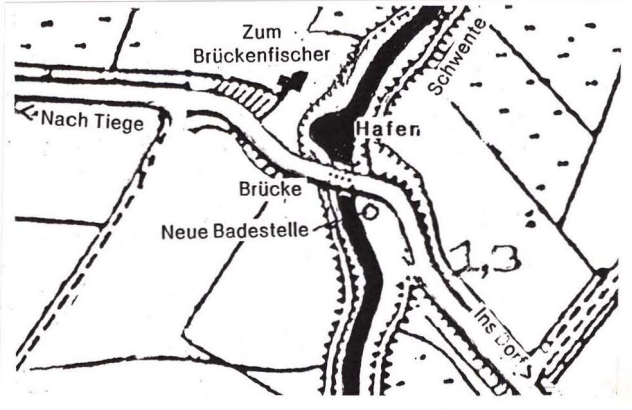
R u t h W i n k l e r : »Wenn ich draußen war und Mast und Segel sah, lief ich gleich zum Schwentenwall und winkte, sobald das Boot näher kam. Im Kopf hatte ich dann einen Spruch, den ich mal von unsern Landarbeitern gelernt hatte, und gab ihn auch lauthals zu Gehör:

Schepper, 'ne Uhl sett op dem Maust,
griep se am Zogel un hol se faust.

Auf seinem Lauf bis Tiegenhof hatte der Fluß immerhin noch ein bißchen Strömung. Das merkten wir auch beim Schwimmen. Fuhr nun ein Lastkahn gegen den Strom nach Neuteich, mußte gestakt werden, damit er vorwärts kam, oder von Treidelknechten von der Dammkrone aus an langen Seilen gezogen. Bei starkem Gegenwind und tiefliegendem Schiff sah man auch schon mal zwei Pferde an langem Tau die Lomme ziehen. In der Regel benutzten die Pferde den Damm auf der anderen Flußseite gegen Mierau zu. Denn auf unserer Seite war es ungünstig, weil die Höfe und hohe Baumgruppen nah ans Flußufer traten. Von uns aus ein Stückchen weiter südlich mündete zudem an der Dorfgrenze nach Brodsack die breite Vorflut in die Schwente. Sie zwang das Gespann zu einem großen Umweg, um das Ziel Neuteich zu erreichen. Ich erlebte einmal so ein Mannöver.
Was nun von Penners Hof eingeschifft wurde, weiß ich nicht so genau. Für die Zuckerrüben vom nahen Feld wäre es ideal gewesen. Aber ich entsinne mich an viele Säcke Raps, die vom Dreschkasten direkt zu einem Lastkahn gekarrt wurden.
Manchmal hielten auch Schiffer bei uns am Hof, um Äpfel und Eier zu kaufen. Ein paar Liter Milch gab's gratis. Einmal durfte ich sogar auf einer Lomme ein Stück mitfahren, doch kurz vor Bartschens setzte man mich einfach ab. Mitten durch die Brennesseln mußte ich den Schwentenwall hochkriechen und kriegte davon Quaddeln bis hoch zum Nabel. Es folgte eine unruhige Nacht.«

Kehren wir nun zur Marienauer Schwentenbrücke zurück. Die Auffahrt durch die niedrigen Wiesen war beidseitig angeschüttet, um die lichte Durchfahrt der Schiffe zu ermöglichen. Dennoch war die Brücke eine Klappbrücke, die geöffnet wurde, sobald sich ein Kahn mit aufrechtem Steven näherte.





Auf beiden Seiten des Flusses tritt der Schwentenwall an dieser Stelle ein Stück vom Flußufer zurück und bildet einen Außendeich - südlich der Straße auf unserer Seite, nördlich auf der Tieger Flur. Hier war um 1878 ein Hafenbecken mit Anlegestelle für Lastkähne und als Weiche gebaut worden.
1881 gab' s Ärger mit der Behörde, denn - die Marjenauer Bengels und Marjellkes hatten das stille Wasser in der Bucht sommers zu einer Badestelle umfunktioniert, und die Gemeinde hatte

diese zum Schutz gegen den offenen Fluß mit einer Barriere versehen. So kam's denn von allerhöchster Stelle schriftlich:

Marienburg den 20 Juni 1882

Der Landrath des Kreises Marienburg
An
den Amtsvorsteher Herrn Driedger
Wohlgeboren

Seitens der Königlichen Regierung zu Danzig ist die Herrichtung einer Anlagestelle (Bassins) am linken Ufer des Schwentenwalls auf dem Marienauer Außendeich über die Marienauer Brücke den Gemeinden Marienau

... und Tiege durch Verfügung vom 29ten Juli 1879 unter der Bedingung gestattet worden, daß die Anlage und deren Benutzung der fiskalischen Strom-, Hafen- und Schiffahrtspolizei unterworfen bleiben. Ich habe den Inhalt dieser Verfügung den vorgedachten beiden Gemeinden durch meine Verfügung vom 5ten August 1879 mitgetheilt.



Bei der vor einiger Zeit erfolgten Uebernahme der Verwaltung des Schwentenwalls durch die Königliche Regierung und der am 12ten Mai stattgehabten Bereisung wurde mißfällig bemerkt, daß die vorerwähnte Badestelle eigenmächtig durch eine Barriere abgeschlossen und so deren volle Benutzung beeinträchtigt war.

Euer Wohlgeboren wollen mir daher baldmöglichst darüber Bericht erstatten, ob inzwischen die Barriere weggenommen ist, ober ob dieselbe noch fortbesteht. Eventl. wollen Sie den Interessenten bemerklich machen, daß die Wegnahme der Barriere im polizeilichen Wege herbeigeführt werden wird.

Die Anordnung wurde ordnungsgemäß ausgeführt, der alte Zustand wieder hergestellt und der Wasserbauinspektor Stiewe bestätigt, daß er »bei Bereisung der Schwente die fraglichen Barrieren geöffnet fand.«

Aus unseren Kirchen

Die Mennoniten verlieren die Wehrfreiheit

Am 9. Nov. 1867 erließ der Norddeutsche Bund ein Gesetz, womit die bisherige Militärfreiheit der Mennoniten aufgehoben wurde. Damit stellte man sie den anderen Staatsbürgern gleich. Dies wollten die Gemeinden natürlich nicht so einfach hinnehmen, und sie schickten eine Abordnung von Ältesten (Predigern) nach Berlin. Dazu Dr. Horst Penner:

»Während einer Audienz beim Kriegsminister von Roon fragte dieser den Mennoniten Bartel: 'Was haltet Ihr denn von unsereinem, der die Waffen des Krieges führt, hinsichtlich Seligwerden?'
Die diplomatische Antwort war, die Mennoniten hätten es gewissermaßen mit der Muttermilch eingesogen, daß Kriegführen und Töten eine Todsünde sei, während Exzellenz und seinesgleichen von ihren Vorfahren übernommen hätten, daß es die erste Pflicht eines Staatsbürgers sei, Staat und Volk zu verteidigen.
Worauf Roon sagte: ' Gut, dann lassen sie mich ja wohl auch noch in den Himmel' .«

Ob dieses Gespräch nun von Bedeutung war, weiß man nicht. Jedenfalls wurde am 3. März 1868 eine Kabinettsordre erlassen, die das Gesetz insoweit abmilderte, daß die Mennoniten, die keinen Waffendienst tun wollten, »zur Genügung ihrer Militärpflicht als Sanitäter oder als Schreiber etc. für die Landwehr-Bezirkskommandos, sowie ... als Trainfahrer auszubilden« waren.
In der Folgezeit nun dienten viele Mennonitensöhne beim Train (volkstüml. Trehn), dem Nachschub also, von dem daraufhin der folgende »schnöde Vers« umging, den Paul Fechter in seinem Buch »Zwischen Haff und Weichsel« für uns festgehalten hat:
»Ganz ungefährlich ist der Train / Du kannst es an dem Säbel sehn./ Zieht er ihn mal in höchsten Nöten / so steht darauf 'Du sollst nicht töten!'«

Vorangegangen waren in den Jahren zuvor mehrere Proteste, so 1861 ein Antrag vom ev. Rentner Michael Lietz in Marienau, daß auch die Mennoniten zur Wehrpflicht herangezogen werden sollten. Nun waren diese in Preußen seit ihrer Ankunft im 16. Jh. immer vom Waffendienst befreit gewesen, und sie hatten sich dieses Privileg von allen polnischen und preußischen Königen immer wieder bestätigen lassen.
Man kann sich schon vorstellen, wie das neue Gesetz nun die Gemüter erregte. In den Städten traf es eher auf eine liberalere Einstellung bei den Mennoniten, die ländlichen, konservativen jedoch reagierten zunächst mit einhelliger Ablehnung. Für viele war es einfach eine Gewissensfrage, und sie sahen nun wieder den einzigen Ausweg in der Auswanderung.

In der Mennonitengemeinde Heubuden war die Unruhe besonders groß. Dort verließ schließlich der Älteste Gerhard Penner mit 55 Familien und 39 Einzelpersonen die Gemeinde und wanderte mit ihnen nach Nordamerika aus.
Die verbliebenen Mitglieder der Gemeinde Heubuden sollten nun von der Gemeinde Rosenort mitbedient werden. Da hiermit der amtierende Älteste, der Marienauer Dietrich Enß, seines hohen Alters wegen (78 J.) wohl überfordert gewesen wäre, stellte man ihm einen zweiten Ältesten zur Seite; man wählte Claas Friesen aus Rückenau für den Heubuder Dienst.

In Rosenort war schließlich die Kabinettsordre von 1868 nach sechsjähriger Meinungsfindung von der Versammlung mit »fast einmütigem Beschluß« angenommen worden. Es wurde auch bestimmt, daß alle diejenigen, die aktiven Militärdienst leisteten, nicht mehr von den Segnungen und Handlungen der Gemeinde ausgeschlossen werden sollten. Dem Marienauer Hofbesitzer Heinrich Wilhelm wurde jedoch noch 1883 wegen geleistetem Militärdienst bei der Predigerwahl das Stimmrecht entzogen.



1. Leibhusaren-Regiment Danzig-Langfuhr
Vier Werderaner, darunter ein Marjenauer

Doch mit wachsendem Nationalgefühl auch unter den preußischen Mennoniten fiel ihnen mit der Zeit die Entscheidung für den Dienst »bei den Preußen« immer leichter, und um die Jahrhundertwende und danach diente man gar mit gewissem Stolz bei den Ulanen oder im 1. Leibhusaren-Regiment in Danzig-Langfuhr.

Die Rosenorter Kirche

Die meisten Mennoniten in Marienau gehörten zur Gemeinde Rosenort. Die erste Kirche dort wurde 1754 gebaut, die aber 1812 ein Opfer der Flammen wurde. Die neue Kirche, die an derselben Stelle erbaut wurde, diente den Gläubigen bis 1945 als Gotteshaus.
Sie war von einem Friedhof umgeben, auf dem aber nur die Verstorbenen von Rosenort und seiner näheren Umgebung begraben wurden. Die verstorbenen Mennoniten von Marienau wurden bis 1872 auf dem katholischen und danach auf dem neu eingerichteten evangelischen Friedhof des Dorfes bestattet.



Das Rosenorter Kirchenbuch

Das Rosenorter Gotteshaus und seinen Friedhof gibt es heute nicht mehr, wohl aber das Rosenorter Kir-

chenbuch, das gerettet wurde und in der Mennonitischen Forschungsstelle auf dem Weierhof in der Pfalz aufbewahrt wird. Es ist das dritte Buch, das 1858 begonnen wurde, und auf einer der ersten Seiten beschreibt der damalige Marienauer Lehrer und Prediger Dietrich Enß die Umstände, die dazu führten:



Kutschen vor der Mennonitenkirche Heubuden

Das erste menn. Rosenorter Kirchenbuch, das *»zufolge hoher Verordnung der Königl. Kriegs- und Domainen-Kammer in Marienwerder vom 1. Novbr. 1772 geführt wurde, vernichtete eine Feuersbrunst, die am 19.Jan.1812 unser Gotteshaus zerstörte.*

Ein folgendes beschädigte die maßlose Überschwemmung des Jahres 1855 in dem Grade, daß es zum fernern Gebrauch nicht mehr geeignet war.

So wurde denn einem gemeinschaftlichen Beschluß sämtlicher Lehrer und Gemeindeglieder zufolge dieses neue Buch beschafft und zum Gebrauch eingerichtet...«

In allen Dörfern, die zur Gemeinde Rosenort gehörten, waren in der darauf folgenden Zeit sog. »Ortseinforderer« unterwegs, die »gewissenhaften Angaben und nothwendigen Datas« bei den Betreffenden zu sammeln, um sie danach dem »Obereinforderer« mitzuteilen. Dieser aber sollte sie dem Dietrich Enß in einer Zusammenstellung zur Eintragung in das Buch überreichen.

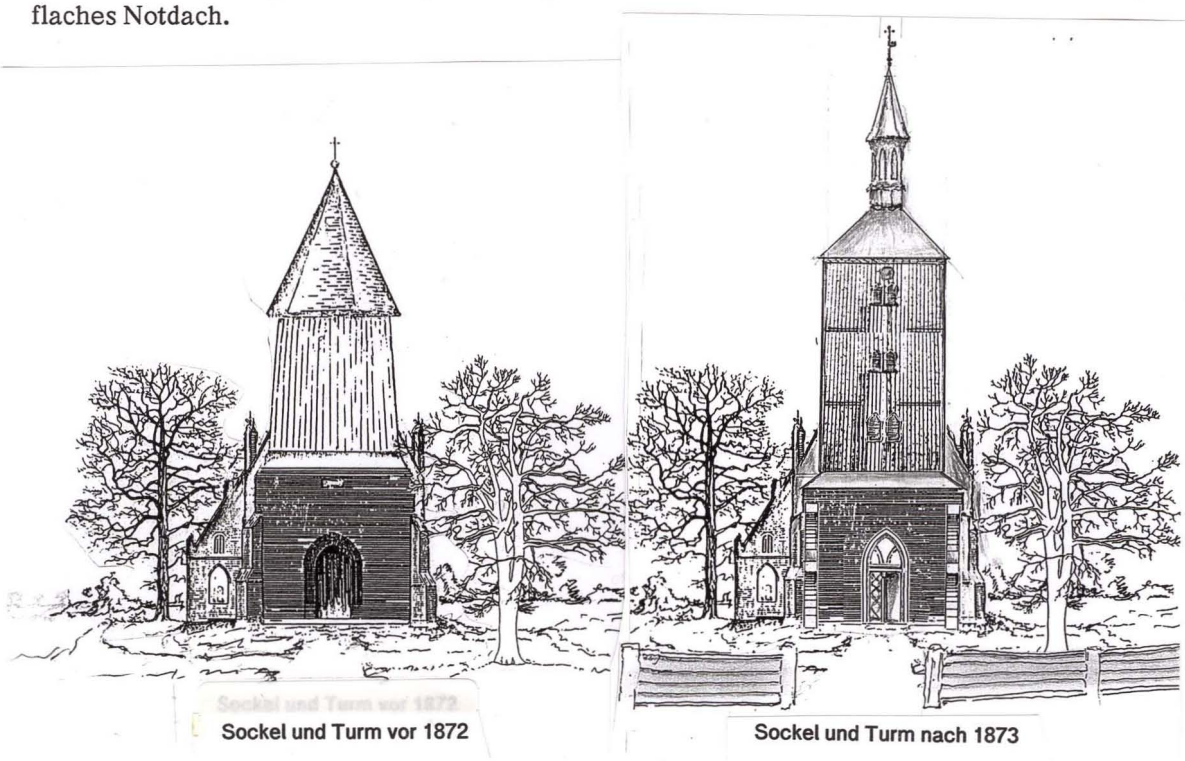
* * *

Es folgen die Marienauer Mennoniten, die von der Gemeinde Rosenort zum Diakon, Lehrer (Prediger) oder Ältesten gewählt wurden; dieses Amt war ehrenamtlich und oblag ihnen bis zum Tode:

1822	Prediger	Berend Epp	*1792	+1853	(Hof Nr. 2)
1832	Prediger	Dietrich Enß	*1796	+1880	(Hof Nr. 1)
1838	Prediger	Aron Peters	*1801	+1861	(Hof Nr. 36)
1852	Diakon	Martin Andres	*1803	+1873	(Hof Nr. 37)
1863	Prediger	Johann Dyck	*1829	+1888	(Hof Nr. 26)
1865	Ältester	Dietrich Enß	*1796	+1880	(Hof Nr. 1)
1870	Prediger	Peter Friesen	*1831	+1908	(Hof Nr. 13)
1886	Prediger	Jacob Buschmann	*1835	+1905	(Hof Nr. 35)
1894	Prediger	Adolf Enß	*1863	+1930	(Hof Nr. 31)
1929	Prediger	Hermann Dueck	*1890	+1980	(Hof Nr. 38)
1935	Prediger	Emil Enß	*1890	+1941	(Hof Nr. 27)

Ein neuer Turm für St. Anna

Nach fünfhundert Jahren wurde der Turm der katholischen Kirche Mitte des 19. Jahrhunderts baufällig. Er war damals als letzter Teil der Kirche errichtet worden, und zwar hatte man ihn nur zur Hälfte massiv, zur anderen Hälfte aus Holz gebaut.
Die Unsicherheit des Baugrundes im Werder mußten die Baumeister immer im Auge behalten. Bei den ersten Massivbauten um 1310 - 1320 in der Niederung (Fischau, Bärwalde) stellte man Risse und deutliche Versackungen fest.
Der alte Turm dieser Kirche (s. vorne) bestand aus einem 9 m hohen massiven Unterbau, darüber ein 7,3 m hoher vierseitiger Holzturm mit achtseitigem Helm von 9 m Höhe, der Glockenhaube. Der Helm trug eine Abdeckung aus Dielen, welche 1619 für 93 m. und 9 gr. erneuert worden waren. So soll es im Kirchenbuch von 1634 gestanden haben.
Nun aber war der Turm nach Jahrhunderten altersschwach geworden, und seit 1862 wurde über seine Instandsetzung verhandelt; dann trug man den Turmhelm ab und ersetzte ihn durch ein flaches Notdach.



Sockel und Turm vor 1872

Sockel und Turm nach 1873

Der Wasserbaumeister C. Brown (Rothebude) fertigte 1870 den Entwurf zum Wiederaufbau an,

1873 freilich in völlig veränderter Form. Die Ausführung erfolgte in den Jahren 1872 - 1873 zur Zeit des Pfarrers Austen.

Den massiven Unterbau des Turmes trug man ein Stück ab, so daß er etwa 2,80 m niedriger wurde. Darauf wurde ein neuer hölzerner Aufbau errichtet, wobei man die brauchbaren Hölzer des alten Turmes mit verwandte. Darüber baute man ein Zeltdach und einen Dachreiter, der in englischer Schieferdeckung ausgeführt wurde.

Bernhard Schmid beurteilte den neuen Turm folgendermaßen: »Die neue Turmkrönung ist im Massenaufbau nicht ungeschickt, aber doch weniger ausdrucksvoll als der alte, schlichte Helm.« Zeitgeschmack!

Weiterhin wurde die Westfront der Kirche instand gesetzt und die Vorhalle an der Südseite neu gestaltet. Sie erhielt 1873 einen gotischen Giebel mit Motiven des alten Ostgiebels.
Auch die ursprünglich flachbogige Eingangstür des Turms wurde im gleichen Jahr spitzbogig umgebaut und der alte Fries auf dem verkürzten Unterbau nachgeahmt.

Im Jahre 1 8 8 8 - unter dem Pfarrer Franz Breyer - wurde das Innere der Kirche, das 1789 und 1796 geweißt worden waren, durch den Maler J. Bornowski im neugotischen Stil ausgemalt.

1 8 9 6 war z.Zt. des Pfarrers Zett noch das Kirchendach an der Reihe. Der First des Kirchenschiffes, ursprünglich etwas niedriger als der des Chordachs, wurde nun durch Auffütterung mit diesem in gleiche Höhe gebracht.
Danach deckte man das Dach neu mit Mönchen und Nonnen unter Verwendung farbiger Glasuren ein.





Oben St. Anna von Norden, links ein Blick ins Innere der Kirche.
In der oberen rechten Ecke sieht man einen Teil des Chores, des ältesten Bauteils. Gotisch spitzbogig ist die Tür, die zur Sakristei führt.
Die barocke Kanzel ist dem Blick durch einen Behang entzogen.
Das Kirchengestühl hat 24 Bänke mit reich geschnitzten Türen und Wangen, welche als Krönung eine große Muschel tragen. Aus einigen Muscheln schauen geschnitzte Engelsköpfe heraus.

Die neue evangelische Kirche

Der Bau einer neuen ev. Kirche in Marienau? Das überrascht ein wenig, hatte doch Pfarrer Zimmermann im Jahre 1838 dem Kirchspiel Marienau keine lange Lebensdauer mehr prophezeit:



»Die evangel. Einsassen in Marienau und Rückenau, deren Vorfahren einst mit sehr großen Schwierigkeiten und Aufopferungen die evangel. Kirche gegründet haben, sind die Patronen derselben, und sie unterhalten auch den Pfarrer und die Kirchgebäude aus ihren Mitteln, da die sämtlichen Kirchgüter sich im Besitz der kathol. Kirche befinden.

Da nun die Zahl der evangel. Einsassen seit einer Reihe von Jahrzehnten immer kleiner geworden ist, so ist dem evangel. Kirchsysteme in Marienau wohl keine lange Dauer, als für sich bestehend, vorherzusagen; ...

... Das Marienauer Kirchspiel ist aber erst seit der Besitznahme Westpreußens durch Friedrich II. in diesen kleinlichen und beengten Zustand gerathen.

Früher war es eins der größten lutherischen Kirchspiele des Werders; denn Tiegenhof und fast alle jetzt in die dortige Kirche eingepfarrte Ortschaften (bis Tiegenort) gehörten dazu.

Bald nach der Besitznahme Westpreußens aber ward in Tiegenhof ein eignes Kirchsystem gegründet und alle jene Ortschaften wurden Marienau abgenommen, so daß ihm blos die ursprünglichen Patronatdörfer blieben.«

Nun fragt man sich, was veranlaßte die Marienauer Evangelischen, ein großes neues Gebäude zu errichten? War das alte so baufällig geworden? Oder war die Kirchspielgemeinde so angewachsen, daß die alte Kirche nicht mehr alle Gläubigen faßte? - Weder noch. Zwar hatte das hölzerne Gotteshaus inzwischen ein Alter von 180 Jahren erreicht, doch diente es wohl immer noch seinem Zweck.

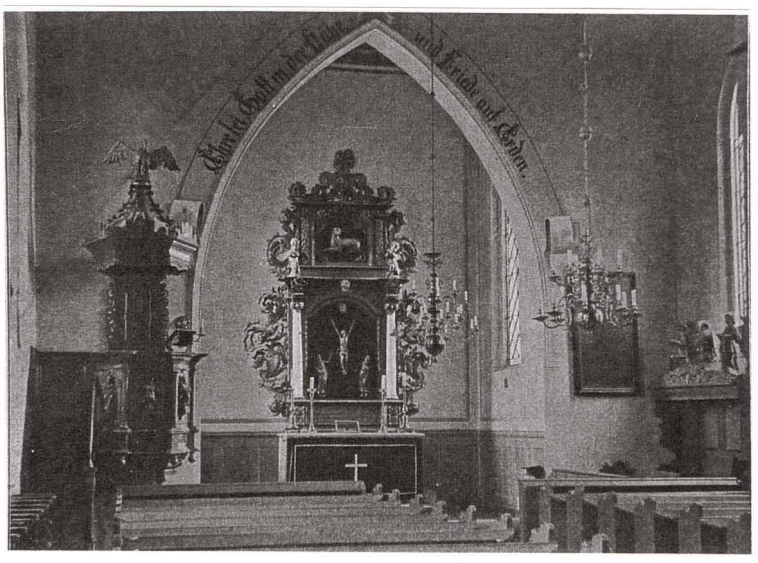
Oder wollte man nachziehen, erfreuten sich die Katholischen des Dorfes doch schon seit fünfzehn Jahren ihrer herausgeputzten Kirche mit dem neuen spitzen Turm und dem kunstvoll ausgemalten Innenraum.

Nun war solch ein Bauprojekt ja auch ein finanzieller Posten,der - wie wir eben erfahren haben -

allein von den Einsassen des Kirchspiels getragen werden mußte. Zu diesen jedoch zählte man nicht nur die Evangelischen, sondern auch die Mennoniten.



Mit preußischem Gesetz von 1874 waren für sie zwar die persönlichen Abgaben für die ev. Geistlichen weggefallen, die allerdings nur aus den Stolgebühren bestanden (für kirchliche Amtshandlungen); dafür dehnte man jedoch eine andere Verordnung von 1846 auch auf die Mennoniten aus, nach der man sie zum T r a g e n d e r B a u l a s t und zur Aufbringung des allgemeinen Kirchenbedarfs in Anspruch nahm, weil man behauptete, sie seien evangelische Glaubensgenossen.
Ob sie nun wollten oder nicht - sie mußten zahlen. In Marienau haben die Mennoniten von 1874 bis 1889 nur im Zuge der Zwangsbeitreibung die ev. Kirchenlasten getragen (Nottarp).



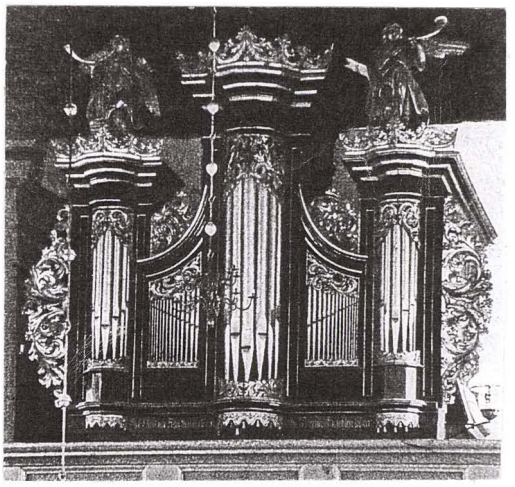
Man kann sich vorstellen, daß bei dem hohen Anteil der Mennoniten unter den Hofbesitzern (in Marienau ca. 2/3, in Rückenau fast alle), die ja die Abgaben nach der Hufenzahl leisteten, immer eine stattliche Summe zusammenkam.
Und da die anfallenden K o s t e n für einen Kirchenneubau ebenfalls n a c h d e r H u f e n z a h l auf die Besitzer als Baulast u m g e l e g t werden konnten, hielt man sich auch nicht länger zurück.

Im Jahre 1888 schritt man denn auch zur Tat. Kaum waren die frostigen Wintermonate vorbei, da begannen die Marienauer mit dem Abbruch ihres alten Gotteshauses.
An dieselbe Stelle setzten sie einen turmlosen roten Backsteinbau in neugotischem Stil - wie ihn

ja noch viele von uns kennen. Es ist kaum zu glauben, doch in wenigen Monaten wurde das ganze Gebäude hochgezogen, so daß schon am 7. Dez. 1888 der Neubau eingeweiht werden konnte.

1888

Nach der inneren Ausgestaltung des Kirchenraums wurde der alte Altar von 1710 in der neuen Kirche wieder aufgestellt, ebenso die jetzt braun gestrichene Kanzel von 1725 und die Orgel aus der Mitte des 18. Jahrhunderts.
Auch der viersitzige Kirchenvaterstuhl von 1708 erhielt wieder seinen Platz im neuen Raum auf der rechten Seite.



Nach der Kirchengeschichte von Neumeyer hatte im Jahre 1890 das ev. Kirchspiel, bestehend aus Marienau und Rückenau, insgesamt 600 Gemeindeglieder. Das war etwa die Hälfte der Einwohnerschaft, denn 1870 hatte der Amtsbezirk Marienau, der sich mit dem Kirchspiel deckte, 1153 Einwohner.

Im Jahre 1848 hatte unser Dorf ein ev. Krankenhaus bekommen. Als erstes Haus dieser Art in der Provinz Preußen wurde in jenem Jahr in Marienau ein Diakonissenhaus gegründet. Hier standen den Kranken 60 Betten zur Verfügung, und 6 Diakonissen und ein Arzt taten ihren Dienst. Wielange es Bestand hatte, konnte nicht ermittelt werden.

Nachdem jahrhundertelang die Dorfbewohner aller drei Konfessionen ihre Toten auf dem katholischen Friedhof bestattet hatten, wurde im Jahre 1872 für die Evangelischen und die Mennoniten ein eigener Friedhof an der Gabelung zwischen Niedauer und Kl.Mausdorfer Trift eröffnet.

1872



Evangelischer Friedhof :

Grabstelle der
Familie Domanski

Hier ruhen Müllermeister Eduard Domanski, gestorben 1937, und seine Tochter Emma, gestorben im Alter von 7 Jahren.

SCHULE im Mennonitendorf

1900 Bekenntnisschulen waren seit der Reformation bis ins 19. Jahrh. die Regel, und so gab es auch in unserm Dorf eine katholische und eine evangelische Schule, in denen die Kinder im Geist ihres Glaubens von Lehrern des gleichen Bekenntnisses erzogen und unterrichtet wurden.
Seit der Reformation nahm der Staat zunehmend das Schulwesen in eigene Verantwortung, zog jedoch bis zum Ende des 1. Weltkriegs kirchliche Personen zur Mitarbeit heran - das war die »geistliche Schulaufsicht«.
Die Dorf-Schulchroniken, wären sie erhalten, würden uns zwar Genaueres bringen; doch so müssen wir uns eben mit Fragmentarischem begnügen.
Die Einwohnerzahl des Dorfes schwankte in jener Zeit zwischen acht- und neunhundert, die der schulpflichtigen Kinder zwischen einhundertsiebzig und zweihundert, wovon ein knappes Drittel die katholische Schule besuchte, die andern zwei Drittel (die mennonitischen Kinder eingeschlossen) die evangelische.

Also lautet ein Beschluß:
Daß der Mensch was lernen muß. –
Nicht allein das Abc
Bringt den Menschen in die Höh;
Nicht allein im Schreiben, Lesen
Übt sich ein vernünftig Wesen;



Nicht allein in Rechnungssachen
Soll der Mensch sich Mühe machen;
Sondern auch der Weisheit Lehren
Muß man mit Vergnügen hören.
Daß dies mit Verstand geschah
War'n Lehrer Jux und Hillbrandt da.-

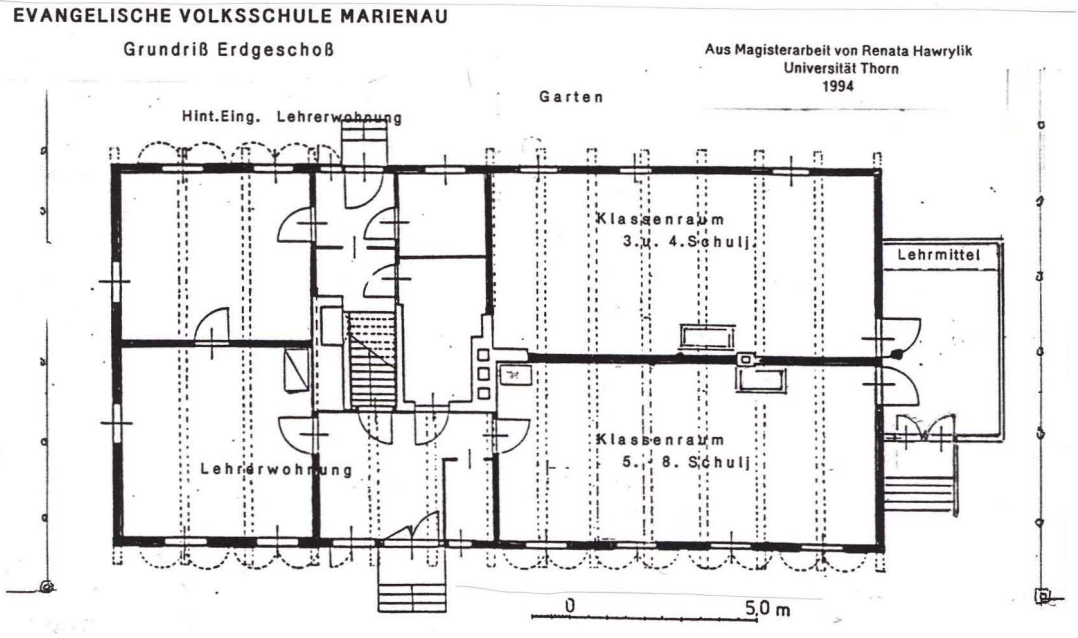
Die katholische Schule mit Lehrerwohnung stand, so lange man sich erinnert, neben der Kirche gegenüber dem großen Gasthaus. Von ihr ist leider kein Bild vorhanden, jedoch der Grundriß - s.u. »Nachrichten aus dem Kath. Pfarramt«. Es war noch das alte Schurzbohlenhaus, das 1824 erbaut worden war. Die Schule war einklassig und hatte etwa 50 bis 60 Schüler, die von Lehrer Joseph Jux unterrichtet wurden. Später ließ er seinen Nachnamen in Juttner umändern. Vielleicht war er die Spötteleien der Schüler leid.

Um 1900, kündigte die »geistliche Schulaufsicht«, die in gewissen Abständen »Visitationen« durchführte, ihren Besuch an und schrieb darüber ein Protokoll, das uns erhalten ist.
Auf der linken Seite stehen gedruckt die lateinischen Fragen, auf der rechten handschriftlich in deutsch die Antworten.
Im Kapitel E. liest man u.a., daß die Knaben und Mädchen getrennt sitzen; in Marienau 27 Knaben und 29 Mädchen die kath. Volksschule besuchen; daß den Religionsunterricht in M. der Pfarrer, in Tiege der Lehrer Karwatzki erteilt; daß Lehrer Jux derzeit 41 Jahre alt ist und seit 1886 hier sein Amt inne hat. Sein Lehrereinkommen mit Alterszulage betrage 1.289,21 Mark, das des Herrn Pfarrers 6.382,86 Mark jährlich.

Die evangelische Schule stand am Angerweg gegenüber dem van Riesen'schen Hof. Das Gebäude war ein geräumiges Schurzbohlenhaus mit zwei Klassenzimmern, durch die Längswand getrennt (siehe Zeichnung). Jedes bot ungefähr 30 bis 40 Schülern Platz, die an meterlangen eichenen Bänken saßen. Das Baujahr des Schulhauses ist uns nicht überliefert. Wegen der großen Schülerzahl unterrichteten um 1900 bereits drei Lehrkräfte etwa 120 Schüler.



Hauptlehrer in der Zeit von 1878 bis 1912 war Max Hildebrandt, und wie damals in größeren Dörfern üblich, war er gleichzeitig Organist der evangelischen Kirche.



Das obige Schulhaus war 1945 nicht altersschwach, doch es entbehrte in den folgenden Jahrzehnten unter den Neusiedlern der Pflege, so daß es in den achtziger Jahren baufällig wurde. Eine deutsch-polnische Architektengruppe erlebte die letzten Monate des alten Baukörpers und zeichnete den Grundriß.

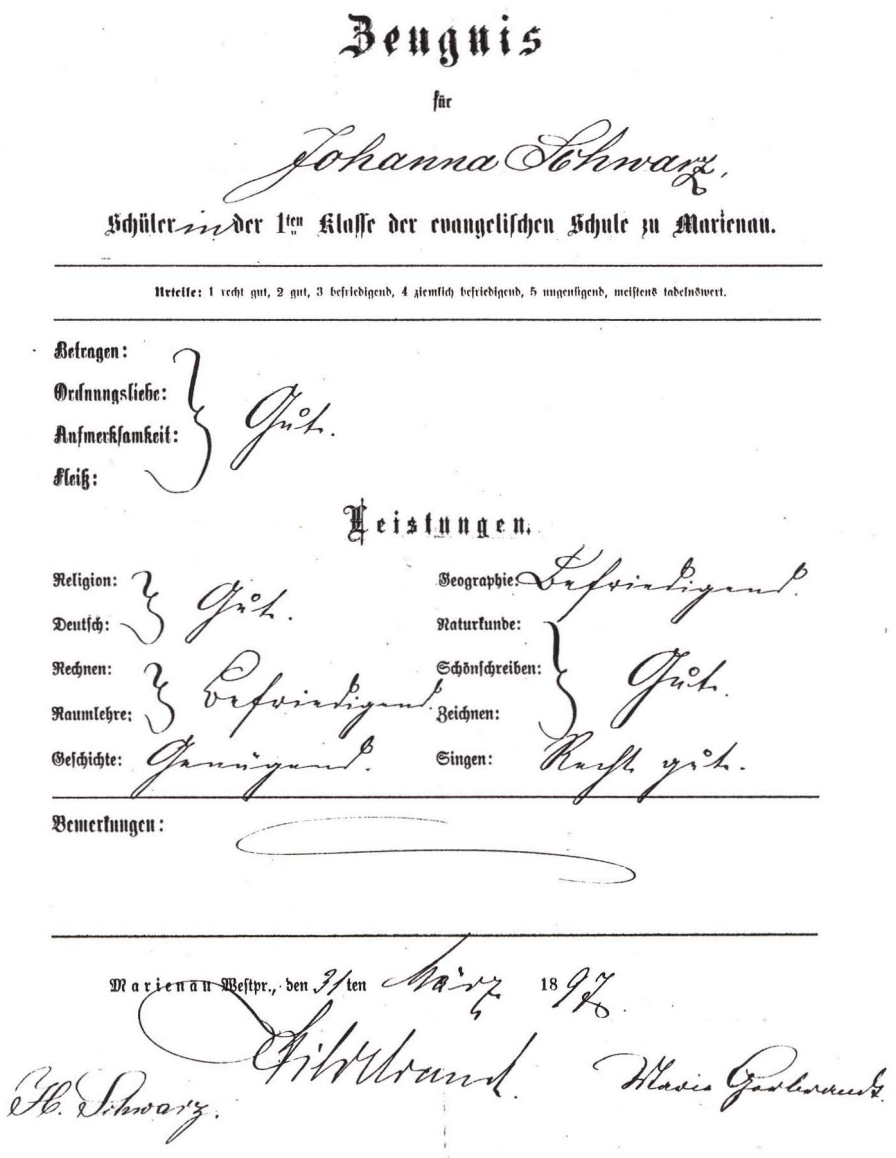
Es folgen nun die 5 ältesten Schulbilder, und wir danken dem so fortschrittlich denkenden Schulleiter Hildebrandt, der den Danziger Hoffotografen Broge nach Marienau bestellte, um für die Nachwelt Dokumente zu erstellen.

Zur Erinnerung an meine Schulzeit.



1897 - Evangel. Volksschule Marienau





Zeugnis

für

Johanna Schwarz.

Schüler in der 1ten Klasse der evangelischen Schule zu Marienau.

Urteile: 1 recht gut, 2 gut, 3 befriedigend, 4 ziemlich befriedigend, 5 ungenügend, meistens tadelnswert.

Betragen: }
Ordnungsliebe: } Göt.
Aufmerksamkeit: }
Fleiß: }

Leistungen.

Religion:	Göt.	Geographie:	Befriedigend.
Deutsch:		Naturkunde:	
Rechnen:	Befriedigend.	Schönschreiben:	Göt.
Raumlehre:		Zeichnen:	
Geschichte:	Genügend.	Singen:	Recht göt.

Bemerkungen:

Marienau Westpr., den 31ten März 1897.

H. Schwarz. Hildebrandt. Marie Gerbrandt.

Wie die Dinge so gehen auf dieser Welt. - Ende November 1997 lag nach gut einhundert Jahren obiges Zeugnis im Original in meinem Briefkasten. Es brachte nicht nur ein Dokument aus jener Marienauer Zeit, ein Zeugnisformular der evangelischen Schule, in Fraktur gedruckt und in schwungvoller Current mit der Spitzfeder geschrieben, es brachte auch das kalligraphische Schriftbild von Schulmeister Max Hildebrandt und der zierlichen Signatur der Roman-Schriftstellerin und Lehrerin Marie Gerbrandt. Es führt uns auch zu der waschechten Marienauerin Johanna Schwarz, damals ein dreizehnjähriges fleißiges, ordnungsliebendes Mädchen, aufmerksam und mit gutem Betragen. Ihr Vater Jakob war der renommierte Maurer und Ziegler, der es später im Werder zum angesehenen Backofenbauer brachte.

Wo aber schließt sich nun der Kreis in der Sache mit dem Briefkasten? Wieder bei den Lehrern, bei Horst Sparing, der früher, wie mir schwante, die Tiegenhöferin Charlotte Theuring geheiratet hatte. Leider ist sie Kriegerwitwe geworden, konnte aber ein Bild ihres Mannes, des gefallenen Leutnants, schicken und erzählte mir am Telefon, als sie das Stichwort Marienau hörte, daß doch ihr Großvater dieser besagte Jakob Schwarz gewesen sei und die Johanna ihre Tante.



1903 - Evangel. Volksschule Marienau



1906 - Evangel. Volksschule Marienau



1912 - Evangel. Volksschule Marienau

Auf Umwegen, die manchmal eine interessante Geschichte haben, sind einige Klassenfotos in unsere kleine Redaktion gelangt. Wir sind froh, daß wir sie haben. Es sind fotographische Fundstücke von hohem Wert.
Alle die vielen auf den Bildern sind Marienauer Schüler, und viele von ihnen sind unsere Eltern oder Großeltern.
Manch ein Betrachter könnte Großmutter oder Großvater als Kind im Schulalter entdecken, hätten wir nicht die Zeit verschlafen, früher auf Suche zu gehen. Die Toten schweigen nun. Nur aus Gesichtsmerkmalen, Vergleiche mit jüngeren Bildern oder Abschätzen nach Geburtsdaten lassen sich einige Schüler mit Sicherheit, einige mit Wahrscheinlichkeit benennen.

Bild 1 - 1897: 1. Reihe. v. oben: 4.v.l. Eduard Lietz (?), 4.v.r. Adolf Claassen, 3.v.r. Emil Claassen
2. Reihe v. oben: 1.v.l. Hauptlehrer Hildebrandt, 2.v.l. Georg Zimmermann, 5.v.l. Georg Lietz (?)
3. Reihe v. oben: 1.v.l. Käthe Claassen, 3.v.l. Minna Enß, 7.v.l. Frl. Gerbrandt, 1.v.r. Schwester v. Frl. Gerbrandt (?), 2.v.r. Margarethe Claassen; 4. Reihe v. oben: 5.v.r. Gertrude Lietz
Bild 2 - 1897: 1. Reihe v. oben: 6.v.l. Peter Schroeder
2. Reihe v. oben: 6.v.l. Otto Lietz (?), 1.v.r. Frl. Gerbrandt
4. Reihe v. oben: 5.v.l. Margarethe Schroeder, 6.v.l. Lehrer Hildebrandt
Bild 3 - 1903: 2. Reihe v. oben: 1.v.l. Frl. Raffel, 3.v.r. Erich Claassen
3. Reihe v. oben: 4.v.r. Wanda Enß (Tochter v. Herm. Enß), 3.v.r. Grete Conrad, 2.v.r. Anna Conrad
4. Reihe v. oben: 3.v.l. Anna Schroeder, 4.v.l. Frida Schroeder, 4.v.r. Elsa Enß
6. Reihe v. oben: 1.v.r. Walter Schroeder
Bild 4 - 1906: 1. Reihe v. oben: 1.v.l. Frl. Raffel, 2.v.l. Wanda Enß (Tochter v. Gerh. Enß), 1.v.r. Lehrer Hildebrandt
Bild 5 - 1912: 1. Reihe v. oben: 1.v.l. Lehrer Hildebrandt, 1.v.r. Lehrer Zitzke
2. Reihe v. oben: 2.v.r. Elise Neumann (Tochter d. Polizisten); 3. Reihe v. oben: 1.v.l. Frl. Kapitzki

Marienau vor dem Ersten Weltkrieg

Ein Schulmeister erinnert sich

Die Aufzeichnungen Max H i l d e b r a n d t s waren für unsere Chronologie genauso ein Glücksfall wie die des Abraham Hartwich aus Lindenau oder des ev. Pfarrers Zimmermann.
In seinem Büchlein mit stark biographisch geprägten Erinnerungen erfahren wir in Vers und Prosa manch eine Begebenheit aus unserm Dorf und hin und wieder seine persönliche Wertung.



Er schreibt alles auf Platt; doch ist es nicht Morjenauer Plaut, sondern ein Gemisch aus noch andern Ecken des Weichseldeltas, so daß ich meine Übersetzung für verständlicher halte.
Mit 34 Dienstjahren in unserm Dorf lag hier seine Lebensmitte, und so haben er wie auch Lehrer Jux alle Schülergenerationen unserer Eltern und Großeltern mitgeprägt.

Nach verschiedenen Gedichten in seinen **»Riemsels onn Vertällkes«** wählt er die Dialogform mit ein paar Ruheständlern, die auf Marjenau neugierig sind. Und so heißt es dann - auszugsweise:
Klütermann kam auf die Schule zu sprechen:

In der Zeit hat wohl mancher von dir das Hinterend' volljeschmiert jekriegt. Ja, Schulmeister hätt ich wohl nicht sein mögen, der muß sich doch so viel die Pluutz vollärgern.

Hildebrandt: Gewiß gab's 'ne Menge Ärger, aber man erlebte auch viel Freude. Ich hab in meinem Leben nicht einen Augenblick bedauert, daß ich Lehrer geworden bin. I n M a r g e n a u h a b e i c h m i t m e i n e r F r a u d i e g l ü c k l i c h s t e n J a h r e v e r b r a c h t. An diese Zeit und an alle meine alten Freunde werde ich immer gern zurückdenken.

Bollke warf ein, er habe sich doch auch mit der ganzen Dorfschaft gut gestanden, und viele seiner Schüler seien ordentliche und tüchtige Menschen geworden, und erinnert an den jetzigen Kaufmann M ö l l e r in Danzig.

Und Hildebrandt fällt sein Schüler Adalbert K a r a u ein, der Gründer der bekannten Schirmfirma, und Gustav R a u t e n b e r g, der in Langfuhr ein großes Geschäft mit Haushaltsartikeln betreibt. Dann Hildebrandt wörtlich: Ich möchte aber auch sagen, daß nicht alle meine Schüler gut eingeschlagen sind. Manche von ihnen sind Losleddersch (Taugenichtse) geworden. Dafür kann ich aber nichts. Mit ihnen gab ich mir mehr Mühe als mit anderen und sagte manches Wort, das mir aus dem Herzen kam und ihnen zu Herzen ging. Aber mancher kam später in schlechte Gesellschaft.

Klütermann: In Marienau muß es sich doch wirklich gut gewohnt haben. Da ist immer ein gemütliches Leben gewesen. Ich bin mit meinen Töchtern viel bei den Aufführungen gewesen, die früher zunächst euer D r a m a t i s c h e r V e r e i n und später der G e s a n g v e r e i n veranstaltete. In letzter Zeit wurde mal »Onkel Bräsig« gegeben, als du noch die Leitung hattest.

Bollke wollte nun wissen, wie es wohl kam, daß sich in Marienau immer die Studenten zusammenfanden. Darauf Hildebrandt: Sie wurden durch den Studenten H a n s E n ß , den Neffen von Gutsbesitzer H e r m a n n E n ß und von Amtsvorsteher van Riesen, und durch unsern Sohn W a l t e r , der damals auch gerade studierte, in die Ferien eingeladen. Wir haben dann im Familienkreis, aber auch bei O h m K r ü g e r (Gastwirtschaft) und bei K a r l F i s c h e r an der Schwentenbrücke viele sehr vergnügte, unvergeßliche Stunden verlebt.
Der liebe alte Freund O t t o v a n R i e s e n , Ohm Paul, Karl Fischer und noch manch anderer haben gerne Opfer gebracht, um eine rechte »Fidelitas« in Gang zu bringen. Ich war natürlich auch kein Spielverderber. Bei Sang und Becherklang wurden wir alle wieder jung.
Ich glaube, der Karl hatte klebriges Pech auf seiner Ruhebank. Wenn man erst drauf saß, kam man nicht sogleich wieder los.

Bei Fischer an der Schwentenbrück,
da hab' ich manchesmal gesessen
mit Freunden, an die ich denk zurück,
bald hab' ich alle nun vergessen:

Bei Fischer man stets gerne saß,
dort war es nett und appetitlich,
man aß und trank da auch noch was,
und immer war es sehr gemütlich.

Der Tierarzt Thiel, der alte Rahn,
Wiens, Wilhelm, Mock, Johann Widowski,
und andre, die schon »aus der Bahn«,
so Reinhold Lietz und Karl Karwatzki.

Aus Marg'nau, Tieg' und Ladekopp
sehr viele haben dort jesoffen
und holten sich 'nen dicken Kopp,
Schulmeister, Bauern und selbst Pfoffen.

Den 'geistigen Getränken' war man im Osten allgemein sehr zugetan. Maß und Fröhlichkeit behielten jedoch zumeist die Oberhand, denn die weiche versöhnliche Gemütsart ließen Streitsucht und Klamauk nicht zu. An die Persönlichkeit der Wirte legte die Verwaltung strenge Maßstäbe. Die Schankerlaubnis war nicht so einfach zu haben. So widmet denn auch Lehrer, Organist und Poststellenhalter Hildebrandt seinem Freund Karl ein Gedicht, das die Problematik etwas beleuchtet oder doch erkennen läßt - Gefälligkeiten machen dem Amtsschimmel Beine.

WIE FISCHER ZU SEINER SCHANKERLAUBNIS KAM
von Max Hildebrandt
(Hochdeutsch von H. Enss)

Beim Brückenfischer an der Schwente,
da traf sich oftmals Nachbarschaft -
und eh' man sich dann wieder trennte,
gab's noch 'nen Korn und Gerstensaft.

Davon auch Landrat Keil was hörte,
der viel im Kreis spazieren fuhr
und sich drob amtlich sehr empörte
und flugs sich setzt auf seine Spur.

Der Schankkonsens für Bier und Bar
war selten schon zu jener Zeit;
doch daß dort Schnaps zu kriegen war,
war längst bekannt hier weit und breit.

So kommt er denn, 's will's das Geschick,
hierher mit seinem Schreiber Krahn
und lenkt den Gaul kurz nach der Brück'
zu Fischer hin - der merkt sein Nah'n

und stellt sich dumm, will sie nicht kennen -
die Forschheit soll die Angst verbrämen -
die Namen sollten sie ihm nennen
und, woher sie denn jetzt wohl kämen.

Nun ja, sie sei'n ja von weit her
und nun vor Hunger müd' und matt,
ob etwas da zu essen wär',
und redeten so dit und dat.

Es war wohl um Sankt Martins Zeit;
Frau Fischer eine Gans g'rad briet
und teilte ab die Schinken beid',
der Duft in Landrats Nase zieht.

Herr Fischer trug das Essen rein,
und beide machten ein Gesicht!
Dem Landrat fiel dann nur noch ein:
»Gibt's auch zu trinken zum Gericht?«

Flugs Fischer einen Rotspon brachte
und schleppt auch gleich die Gläser ran,
der Landrat fast vor Staunen lachte,
Herr Fischer eingießt und stößt an.

Das war für beid' ein Leibgericht,
und Landrat Keil faßt an die Büx.
Er zieht die lange Börs' ans Licht
und sagt: »Bezahlen wir nun fix.«

»Zerreißen Sie sich nicht die Hos',
Herr Landrat!« wirft Herr Fischer ein
und räuspert innen sich was los,
die Hand auf Landrats Schulter fein.

»Was bieten Sie mir Geld denn an?
Hab keine Schankgerechtigkeit.
Geld ich drum nicht verlangen kann,
das geht ja nicht - zu meinem Leid.

Soll's mir mal wieder möglich sein,
daß in Marienburg ich bin,
dann lad ich mich bei Ihnen ein
und komme gleich zum Frühstück hin.«

Der Landrat macht ein dumm' Gesicht,
und Fischer lacht die Huck sich voll - - -
bis er dann Konzession gekriegt,
gedauert hat's - zwei Wochen wohl.

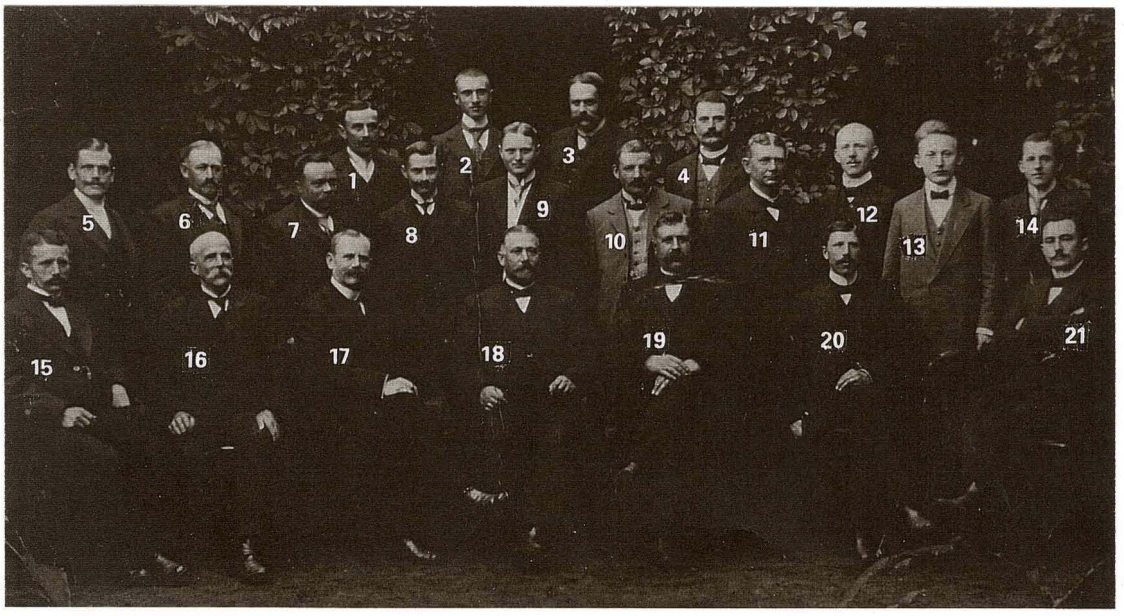
Mit Verehrung und Dankbarkeit denke ich noch an alle Frauen und Fräulein, die bei Spiel und Scherz dabei waren und zur Verschönerung unserer Feste beigetragen haben.



Die Mutter von Student Hans Enß (C a t h a r i n a E n ß - s. Foto) ist immer ganz besonders bemüht gewesen, daß bei öffentlichen Studentenveranstaltungen in Marienau alles gut klappte. Ihre Schwester aber, Frau van Riesen (M a r i a) hat besonders große Verdienste um das Gelingen der Studentenzusammenkünfte. Zu jeder Zeit sind die jungen Leute in ihrem Haus und an ihrem Tisch aufs freundlichste aufgenommen worden. Sie hat für sie Feste und Vergnügen arrangiert. Nichts war ihr zu umständlich oder zu viel. Darum wurde sie auch von den Studenten und von uns allen aufs höchste verehrt und geschätzt. Sie wird allen unvergeßlich bleiben!
Unser Neffe Dr. Julius Hoppenrath wurde Rechtsanwalt und Notar in Tiegenhof.

Klütermann fragte nun nach der Lehrerin Fräulein M a r i e G e r b r a n d t und ihrer Schwester. Die hätten doch auch beim Theater erstklassig gespielt. Und ob Fräulein Marie Gerbrandt noch immer Romane schreibt.
Der Bruder von Fräulein Gerbrandt muß ebenfalls ein kluger Mensch sein. Als er in Marienau bei euch beiden die Schule bis zu seiner Einsegnung besucht hatte, kam er doch nach Elbing in die »Druckerei der Altpreußischen Zeitung« als Setzerlehrling. Dort ist man auf seine Fähigkeiten aufmerksam geworden. Wenn in der Stadt irgendwo was los war, wurde er hingeschickt, um diese Neuigkeit für die Zeitung aufzuschreiben. Später hat er sich weiter fortgebildet. Heute ist er Direktor der Kieler Neuesten Nachrichten. Sich vom Setzerlehrling zu dieser Stellung raufzuarbeiten, verdient Bewunderung und größte Anerkennung.

Hildebrandt: Ja, als »Onkel Bräsig« zum erstenmal gespielt wurde, war ich Dirigent vom Gesangverein und Hans Regehr erster Vorsitzender. Wir beide paßten gut zusammen und haben viel Freude mit dem Verein erlebt. Zuerst wurde immer in der Schule gesungen, und danach hockten wir noch bei unserm Sangesbruder Heinrich Schroeder zusammen. Das waren zumeist sehr vergnügte Stunden.



1. Johannes Wieler, 2. Ernst Fast, 3. Artur Wiens sen., 4. Ernst Esau, 5. Robert Friesen, 6. Hermann Enß, 7. Gerhard Penner, 8. Gustav Brucks, 9. 10. Adolf Enß, 11. Gustav Enß sen., 12. Otto van Riesen, 13. Lehrer Zitzke, 14. Walter Schroeder, 15. Peter Fast, 16. Heinrich Schroeder, 17. Hauptlehrer Max Hildebrandt, 18. Reinhold Lietz jun., 19. Gerhard Enß, 20. Heinrich Heidebrecht, 21. Franz Dyck.

In Marjenau gab es fürs Theaterspielen immer vorzügliche Kräfte. Ich seh' noch den alten Schroeder, wie er als Inspektor Bräsig auf'm Kirschbaum saß und nach so'nem Bengel mit Kirschen klütert und hinterherrennt. Und als er dann zurückkommt, seinen zerbrochenen Knüppel zeigt und erzählt, daß er den Pomuchelskopp ordentlich verwamst hat. Wenn ich daran denke, freue ich mich heute noch. -

Auch als die Studenten 1904 ihre Silvesterfeier bei Ohm Paul (Hotel Krüger) hatten, bin ich dabeigewesen. Schon der Anfang war sehr nett. Ich meine den Einzug der Festgäste mit Musik und die Begrüßung durch »den Wirklichen Geheimen Torschreiber Bezechiel Bierhuber«, der auf ein Faß kroch und von dort seine Rede vom Stapel ließ.



Auch der Jahrmarktsbetrieb mit »Alt Heidelberg«, dem »Raritätenkabinett«, dem Leierkastenmann mit seiner Frau, die eine große Mordgeschichte auf Bildern zeigten und dazu 'schön' sangen, und noch vieles andere mehr war sehr pläsierlich.
Das schönste aber vom ganzen Abend war doch für mich die »Ansprache zur Begehung der Jahreswende« , die mein Neffe, der Vikar Bruno Döhring aus Königsberg, hielt. Die gefiel mir so sehr, daß sie hätte Stunden dauern können. Döhring war aber auch ein lieber Mensch, dem man wirklich gut sein mußte.
Der wurde zunächst Pfarrer in Fischau, dann in der Grafschaft Finkenstein, danach Studiendirektor am Predigerseminar in Wittenburg bei Briesen und von dort von unserm Kaiser nach Berlin als »Königlicher Hof- und Domprediger« gerufen. Er ist auch heute noch dort und hat sich in Berlin sehr bekannt und überall beliebt gemacht.

Ja, die Fräulein Gerbrandts wohnten im Englischen Haus (Johann Epp, neben der Schule), wie die Leute es nannten. Das wurde darum so genannt, weil es mal einem Dr. Schulz gehörte, der sich lange in England aufgehalten hatte. Von ihm erzählt man sich, daß er Alexander von Humboldt auf einer seiner Reisen begleitet hätte.
Und es gab noch mehr bedeutende Leute aus dem Dorf. Ich denke da an Dr. Neufeldt, der vier Jahre in Neuteich gelebt hat und überall im Kreis als ein sehr tüchtiger Arzt geschätzt wurde. Dann an Professor Dr. Max Kling, der zur Zeit Direktor der landwirtschaftlichen Versuchsanstalt in Speyer ist; dann auch an Fritz Wilhelm, der bei der Firma Siemens & Schuckert als Oberingenieur in Tokio angestellt war und zuletzt dort den kaufmännischen Direktor vertreten mußte.
Vergessen will ich auch nicht den Namen eines sehr strebsamen Menschen: ich meine den Oberpostinspektor Wilhelm Dorloff in Stettin. Die letzten drei sind meine Schüler wohl nur ein paar Jahre gewesen, aber Wilhelm Dorloff ist bis zu seinem vierzehnten Jahr bei mir zur Schule gegangen, und dann habe ich ihn noch in der Post beschäftigt und auf die Postgehilfenprüfung vorbereitet. Bei seiner Weiterbildung half er sich dann später aus eigener Kraft.
Erwähnen möchte ich auch noch, daß die verstorbene Frau unseres sehr verehrten früheren Polizeipräsidenten Wessel in Marienau geboren ist. Ihr Bruder, der Gutsbesitzer Reinhold Lietz wurde noch kurz vor seinem Tod Deichhauptmann. Im Deichverband hat er immer eine erste Rolle gespielt. Er wurde nicht nur von den Marienauer Nachbarn, sondern von allen Kreisbewohnern sehr geschätzt.
Ja, dafür war sein Begräbnis ein Beweis. Die kleine (evangelische) Kirche war nicht groß genug, um alle Menschen aufzunehmen. In dem Trauergefolge sah man auch den Landrat und viele andere Persönlichkeiten. Aus fast allen werderschen Dörfern kamen Herrschaften, um dem Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen. So viele Kutschen und andere schmucke Fahrzeuge hatte Marienau wohl noch nicht auf einem Haufen gesehen.
Klütermann: Und Dein Sohn?
Nun der Walter wurde Diplomingenieur und später Dozent an den Staatl. Techn. Lehranstalten in Hamburg.

Paul Fechter über Marienau

Auch ein anderer, ein berühmter Zeitgenosse, kannte sich in unserm Dorf gut aus; denn u.a. auch durch die Familie meines Großvaters in Elbing hatte er Verbindung zu Marienau - Dr. phil. Paul Fechter - Schriftsteller, Dichter, Redakteur und Kunstkritiker.


Paul Fechter

Man findet ihn überall in deutschen Literaturgeschichten, und selber hat er 1940 eine breit angelegte Geschichte der deutschen Literatur geschrieben. Seiner Heimat Westpreußen hat er in den Büchern »Das wartende Land«, »Der Zauberer Gottes« und »Zwischen Haff und Weichsel« ein bleibendes Denkmal gesetzt. Dem letztgenannten Buch ist folgender Text entnommen:

... Marienau ist ein großes, reiches Dorf im Werder zwischen Nogat und Weichsel. Im Sommer wanderten wir über Zeyer und die Nogatfähre in etwa drei Stunden hinüber durch das weite, reiche, grüne Land mit den vielen Entwässerungsgräben und den Weidenwegen, über das am Nogatdamm blau und lockend das Hohe Land von Elbing, die Berge am Haff bis zum Thumberg im Süden herüberblickten. Im Winter zogen wir die Eisenbahn vor, die von Simonsdorf, einer Station hinter Marienburg,

nach Tiegenhof führte; sie verband Marienau auch in härteren Jahreszeiten mit der Welt. - Marienau hatte mancherlei Lockendes. Bruno Doehring hatte einen Onkel dort, den Lehrer H i l d e b r a n d t , der die Stätte der Weisheit von Marienau und die Post verwaltete.



Hof van Riesen 1908 - die Fichten davor noch junge Bäumchen

Er hatte zugleich einen Vetter dort, Walter, der später als Schiffsbauer mit mir auf der Technischen Hochschule studierte.

Der Schule gegenüber, jenseits des weiten Dorfangers, wohnte Herr v a n R i e s e n , Amtsvorsteher und der Familie Hermann Enß nahe verschwägert. Er hatte keine Kinder; aber bei ihm war als Gast, wenn wir mit den Enßschen Kindern (aus Elbing) kamen, eine ebenfalls hübsche Enßsche Cousine, Anna mit Namen, so daß an Weiblichkeit, und zwar von anderer als der gewohnten städtischen Art, kein Mangel bestand.

Ferner gab es in Marienau ein ländliches Gasthaus. Sein Inhaber hieß K r ü g e r . Er verfügte nicht nur über sehr behagliche Kneipräume, sondern auch über einen Saal, und nicht nur über einen gewöhnlichen Saal, sondern über einen mit Bühne. Marienau hatte ein richtiges S a a l t h e a t e r !



Gasthof von Paul Krüger (bis 1910) - Rudolf Jungius (bis 1928) und Walter Richter (bis 1945)

Was das für unsere Theaterleidenschaft hieß, kann man sich vorstellen. Auf dem Lande sein, Gast sein, Ferien haben, ü b e r a l l b e f r e u n d e t s e i n und dann noch Theater spielen können. Es gab wenig Gegenden, die so viel zu bieten hatten. Vom Essen sahen wir dabei noch ganz ab, obwohl das in der gesegneten Gegend des Werders damals wahrlich nicht zu verachten war. Wenn ich zurückdenke, habe ich die Vorstellung, nie und nirgends so viel gegessen zu haben wie dort. Wenn man kaum noch etwas herunterbringen konnte,

hatte man, ehe man sich's versah, noch ein halbes Huhn auf dem Teller, in Butter gebraten und mit Speck umwickelt, und wenn man wirklich am Ende war, ein Stück Schweizerkäse ging immer noch. Nicht mit Brot - Brot war überflüssig, aber mit Butter. Dazu hatte Gott ja dieser Käsesorte die Löcher gegeben, daß man sie mit Butter ausfüllte...

... Überall gab es viel zu trinken im Osten; in Marienau gab es noch mehr, und zwar ging hier das Repertoire etwas weiter als anderswo. Anderswo begnügte man sich meist mit Schnaps und Bier, hier taten sich neue Welten auf. Zum Sekt mit Porter kam der Machandel von Stobbe in Tiegenhof, kamen die Danziger Lachsschnäpse vom Goldwasser bis zum Kurfürstlichen und kamen schließlich Rotweine, vor allem Burgunder, die man auch gern mit Sekt verdünnt als Türkenblut trank...

Zu dem am Mittwoch, den 18. Februar d. Js., im Saale des Herrn Krüger-Marienau stattfindenden

Mittel-Ball

beehrt sich Ew. Wohlgeboren ganz ergebenst einzuladen,

Marienau, im Februar 1903.

L. Boy, Tanzlehrer.
Mitglied der Genossenschaft deutscher anhleTzrér.

Anfang 7 Uhr.
Entree für Herren 1.50 Mk.

Tages Arbeit, abends Gäste / Saure Wochen, frohe Feste -
Diese Empfehlung Goethes galt wohl auch für Marjenaus Goldene Zeit, und man hielt sich offenbar daran.
Damit hier Walzer und Polka sich auch stilgerecht über Ohm Krügers Tanzdiele drehten, gab es damals in Krügers Gasthaus auch eine Tanzschule.

... Es war an einem Sonnabend Ende Dezember, als wir in Marienau d a s F e s t begingen, um dessentwillen wir gekommen waren. Ich weiß nicht mehr recht, worum es sich handelte, ob es ein Jubiläum Vater Hildebrandts, ein größerer Geburtstag oder sonst etwas war. Es war in jedem Fall sehr schön. Die Familien Enß und van Riesen und Hildebrandt waren vollzählig versammelt, einige Dycks, Stobbes, und was es sonst noch dort gab. Ebenfalls wir Gäste aus der Stadt wurden gebührend begrüßt. Es wurde getanzt, gesungen, geredet, und schließlich wurde Theater gespielt.

Bruno Doehring hatte die Regie übernommen. Er tat sein Bestes, und auch die Mädchen gaben ihr Mögliches: das Ganze war ein höchst fröhlicher, gelungener Abend geworden, ohne daß Bier oder Schnaps oder Wein irgendwo Unheil angerichtet hätten. Wir waren vergnügt, waren ausgelassen. Als wir heimgingen, hatten wir das angenehme Gefühl, für den nächsten Morgen höchstens einen minimalen Ansatz von Katzenjammer befürchten zu müssen.

Und der Morgen kam, ein grauer, milder, winterlicher Sonntagmorgen. Wir wachten spät auf, frühstückten spät, aber reichlich, und dann gingen wir zum Frühschoppen wieder zu Ohm Krüger, wie wir den Herrn der gastlichen Stätte nach dem bereits damals populären Burenpräsidenten getauft hatten. Es kamen alle, auch die meisten männlichen Gäste vom Abend vorher waren im Schlitten wieder von draußen hereingekommen, und so ergab sich bald ein gemeinsames Löschen des Nachdurstes.



Ohm Krüger

Der Wirt schlug den Hahn ins Faß. Es schmeckte ausgezeichnet, war gutes Elbinger, Englisch Brunnen Bier...

Gegen halb zwei wurde die Frage des Mittagessens akut, und wir begaben uns zu den gastfreundlichen Penaten. Es gab bei van Riesens, bei Hildebrandts ein gediegenes, kräftiges, reichliches Sonntagsbratenessen...

... Ja, das war noch einmal alter Osten in reinster Form. Es brach zwar etwas von Form- und Maßlosigkeit aus, aber ohne alle Leidenschaft, ohne Dämonie, nur mit einer zähen Beharrlichkeit, wie ich es sonst nie wieder so erlebt habe.

Na endlich!

Die »Zementchaussee« Rückenau - Marienau - Brodsack

Nach Tiege ging's lange schon über das Katzenkopfpflaster, Richtung Tiegenhof und Neuteich jedoch hing weiterhin im Herbst und Frühjahr an den Dorfausgängen das Warnschild: Achtung Blott! Wielange noch?

Die Bauplanung und der ungefähre Beginn der Arbeiten für die elegante Asphaltstraße war zunächst nicht auszumachen.
Dann endlich half auch hier die Dorfbeschreibung des Müllermeisters Robert Domanski, die einen Hinweis enthält: »Bedeutend besser wurde die Verkehrslage für unser Dorf, als die Zement-Chaussee Rückenau-Marienau-Brodsack 1914 fertig wurde.«

Am Ende fand sich dann doch noch etwas Amtliches. Notizen aus den K r e i s b l ä t t e r n des Kreises Marienburg. Erst 1904 beschäftigte sich der Kreistag neben anderem wieder mit den Landwegen zwischen Rückenau und Brodsack, und man liest unter »Landrätliche Bekanntmachungen«:

Nr. 3 - Zum Mitgliede der Landwirtschaftskammer wurde an Stelle des Gutsbesitzers Thiel-Rückenau der Gutsbesitzer Lietz-Marienau gewählt.

Nr. 9 - **Die Wegstrecken**
9. Niedau bis Elbinger Kreisgrenze
10. **Brodsack - Marienau - Rückenau**
sind zu Kunststraßen auszubauen, soweit sich an den Baukosten die Provinzialverwaltung mit einer Prämie von 6 M für den laufenden Meter und die berührten Gemeinden mit unentgeltlicher Hergabe des Baugeländes sowie mit baren Beiträgen von 5 M für den laufenden Meter beteiligen.

23. 9. 1912 Sitzung des Kreisausschusses

1912 Tagesordnungspunkt 17: Bau der Straße Brodsack-Marienau-Rückenau
Beschluß: Es wird in Aussicht genommen, das P l a n u m der Straße im Jahre 1913 herzustellen und 1 9 1 4 zu bauen, unter der Voraussetzung, daß bis dahin die erforderlichen Bedingungen erfüllt sind.

9.08. 1 9 1 3 B e s c h l u ß : Der Beschluß der Gemeinde Marienau vom 8. Juli d. Jrs. über die Aufnahme eines Darlehns von 17 000 M zum Chausseeneubau Brodsack-Marienau-Rückenau wird gemäß § 114 der Landgemeinde-Ordnung genehmigt.

Am 1. 08. 1 9 1 4 **wird die Asphaltstraße Marienau - Tiegenhof fertig.**

1914 Im großen Schuppen (Wiens) war das Maschinen-, Material- und Schlaflager für den Bautrupp.
Die Bauern mußten Sand und Kies fahren.

Während der Bauarbeiten muß von seiten unserer Gemeinde eine Eingabe an den Kreis gemacht worden sein, »... Fußgängersteige außerhalb der Chausseebäume - d.h. hinter dem Straßengraben am Feldrain - anzulegen«. Das allerdings wurde mit nebenstehender Begründung nicht genehmigt:

Kreis-Ausschuss Marienburg Westpr.
Eing.: 26 MAI 1914
...Anl. A Nr. 4055

Marienburg, den 25. Mai 1914

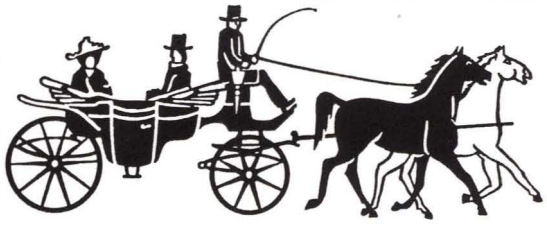
Urschriftlich nebst Anlage dem Herrn Landrat

dürfte die Unterhaltung ziemlich schwierig sein, da erfahrungsgemäß die Schutzstreifen beim Beackern der Felder stark angegriffen werden;

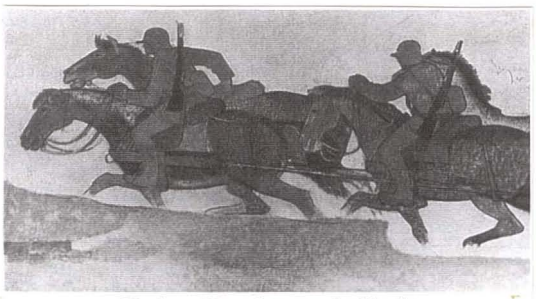
Der Kreisbaumeister

Nitzsche





1914 – 1918
Erster Weltkrieg



Herbert Wegehaupt - Artillerie

Ermordung des österreichischen Thronfolgers durch Angehörige einer serbischen Verschwörergruppe, die vom zaristischen Rußland unterstützt wurde (28.Juni).
Ablehnung der österreichischen Sühneforderung durch Serbien, das sich der russischen Unterstützung gewiß war (25. Juli).
Da Rußland mit Frankreich eine enge und mit Großbritannien eine lockere militärische Vereinbarung getroffen hatte, sah sich dadurch die k.u.k. (kaiserliche und königliche) Monarchie Österreich-Ungarn umklammert.
Gesamtmobilmachung Rußlands - ohne daß eine Bedrohung des Landes vorhanden gewesen wäre (30. Juli).
Mobilmachung Deutschlands und Frankreichs (1. August). Deutschland will den bedrohten Bundesgenossen Österreich-Ungarn nicht im Stich lassen. Dagegen verweigert der dritte Bundesgenosse, Italien, die Waffenbrüderschaft. (Italien schlägt sich dann ganz auf die Seite der Alliierten und tritt im Mai 1915 gegen seine früheren Bundesgenossen Deutschland und Österreich an.)

Aus: G.Heuer, Deutsche Geschichte in Stichworten.

Wir würden zu jenen Schicksalsjahren aus unserm Dorf keine Stimme haben, wenn nicht Verwandte, denen wir herzlich danken, die folgenden sehr persönlichen Briefe zur Verfügung gestellt hätten.

Briefe aus der Zeit des 1. Weltkriegs

Als Elsa, die Tochter von Hermann und Bertha Enß (Hof Nr. 1) im Mai 1913 heiratete, zog sie mit ihrem Mann Eugen Meseck, einem Ingenieur, nach Hildesheim. Viele Briefe gingen nun zwischen »Elschen«, ihren Geschwistern Bruno, Anna, Minna und Wanda und den Eltern hin und her. Mehrere von denen, die Elsa in den Jahren 1913 bis 1915 erhielt, haben die Zeiten überdauert und künden u.a. vom Ausbruch des ersten Weltkriegs am 1. August 1914 und den schwierigen Zeiten danach im Werder und eben in Marienau.

Mein liebes Elschen! *Marienau, 2. 8. 1914*

Annas Geburtstag ist in diesem Jahr ein schrecklicher Tag. Die meisten jungen Männer sind gestern in den Krieg gegangen, darunter Gustav (Penner), Irrgang, und Walter (Enss), Wernersdorf. Beiden kam es so unerwartet, daß sie von keinem als ihrer Frau Abschied genommen. Heute vormittag kam Bruno Abschied nehmen, es war zu traurig ... Adolf Rempel geht morgen.

Für Wanda ist es schrecklich. Ihr habt gar keine Ahnung, wieviele Menschen in den Krieg gehen, und Pferde lassen sie uns nur vier, damit sollen wir alles einernten.

Montag. Papa mußte schon um 4 Uhr morgens nach Schöneberg, die letzten Pferde hinbringen. Nun wollten wir mit Russen (Polen ?) ernten, die wollten durchaus nicht zurück; heute läßt sich aber keiner sehen, es heißt, sie sollen in die Festung gesperrt werden...

Herzliche Grüße an alle *Mutter*

Mit Walter, Wernersdorf, war ihr Neffe, Walter Enss, gemeint, der seinerzeit in W. einen Hof hatte. Er wurde 1918 Nachfolger auf dem Hof Nr. 1 in Marienau.
Bruno war einziger Sohn von Bertha und Hermann Enß. Die Tochter Wanda, verheiratet mit Gustav Penner und wohnhaft in Irrgang, erwartete für Anfang Nov. ihr erstes Kind.

Liebes Elschen! *Marienau, 5.8.1914*

... Von Bruno haben wir noch keine Nachricht.
Wir kommen aus den Aufregungen gar nicht heraus. Gestern kam eine Depesche nach der anderen wegen der französischen Autos, welche mit Gold nach Rußland wollten. Eins ist richtig hier durchgefahren.
Von unsern Besitzern sind nur Papa, Herr Lietz und Onkel Otto (van Riesen) geblieben. (Reinhold) Lietz hat 5 Söhne gegeben, und die beiden jüngsten haben sich freiwillig gemeldet. Wie wird es uns ergehen? Morgen müssen wir alle Tauben schlachten, wegen der Brieftauben, also wenn ich Euch welche schicke, dann sind es meist alte.
Schreibe doch ob es bei Euch sehr schlimm steht. Wollt Ihr auch alle herkommen? Oder sind wir mehr in Gefahr? *Deine Mutter*

Im 1. Weltkrieg hatte man beim Feldheer zur Nachrichtenübermittlung 14 feste Brieftaubenstationen und fahrbare Brieftaubenschläge.

Anna an ihre Schwester Elsa:

... Wenn ich auch am Sieg von uns nicht zweifle, so vergehe ich vor Angst um meinen lieben Mann und Bruno. Gustav ist Krankenwärter, mußte sich in Marienburg melden und dann weiter, weiß noch nicht, wo er steckt.
Walter, Wernersdorf, mußte schon Sonnabend fort, nach Allenstein zu den Husaren und kommt als junger Jahrgang sicher direkt an die Front. Adolf Rempel kommt nach Potsdam zum Einkleiden in sein Ulanenregiment und dann jedenfalls ins Französische.
So weit von den nächsten Verwandten. Fort ist alles, es ist ein trauriger Zustand. Die Wege sind gesperrt und bewacht. Die Brücke bei Fischer aufgezogen...
Grüße alle und sei herzlich gegrüßt von *Deiner Schwester Anna*

Liebe Elsa! *Marienau,17.8.1914*

... Mein Kopf ist so schwindlig vom vielen Denken. Unser armer lieber Bruno, werden wir ihn noch einmal sehen? Bis jetzt hat noch keiner von uns Briefe erhalten.
Hier glaubt kein Mensch, daß die Russen herkommen. Davor habe ich auch keine Angst. Als die Russen, die hier nun noch ernten, in allen Dörfern einige Tage Soldaten sahen, waren sie friedlich und gingen wieder an die Arbeit... *Deine Eltern*

Liebes Elschen! *Marienau, 28. August 1914*

Dienstag wurden schon keine Pakete angenommen, auch bekamen wir mehrere Tage keine Briefe und Zeitungen, heute gibt es wieder Postsachen, aber keine Nachrichten von Rußland. Wenn man nur wüßte, was Bruno und Walter machen. Es muß mit den Russen sehr hart hergehen.
Das Kleine Werder bis an die Nogat soll preisgegeben werden. Viele Orte haben schon ziehen müssen. Gestern kamen so zehn Wagen hintereinander durch Marienau.
Gestern mußte ich mit Schreiben aufhören. Es kamen 16 große Wagen mit Auswanderern, die mußten in Marienau satt gemacht und untergebracht werden. Alle Fuhrwerke gehörten dem Gut v. d. Gröben. Heute fuhren alle weiter. Wir sollen die Bewohner aus der Drausenniederung bekommen, weil dort alles unter Wasser gelassen wird... *Deine Mutter*

Mein liebes Elschen! *Marienau, 13.9.1914*

Gestern haben wir Hildchens (Annas Tochter) Geburtstag gefeiert. Mariechen brachte Briefe von Bruno. Er ist wieder ziemlich auf Deck. Am 5. August hat er zum ersten Mal in einem warmen Stall schlafen können. Mehrere der letzten Nächte hat er auf dem Felde sitzend geschlafen, um sich Leichen. Und das Bruno mit seiner Natur, wird er das aushalten?

Unsere Flüchtlinge ... hatten ein Lager auf dem Stallboden, die Männer blieben bei ihren Wagen. Die Herrschaften waren bei Lietz, Ärzte und Krankenschwestern bei Krügers (Gasthof). Heute reisen die letzten ab...

Papa und ich können wieder alles gut besorgen, man muß nur erst sehen, daß es nicht anders geht. Lene (Kinderfrau) geht es auch wieder besser. Überall wirtschaften die alten Herren, die sich längst zur Ruhe gesetzt hatten. Herzliche Grüße an alle von Papa und Mutter

Liebes Elschen! *Marienau, 4.10.1914*

... Es ist alles so anders als früher, man macht nur, was sein muß und nichts mit Vergnügen. Viele freuen sich sehr, wenn eine Siegesnachricht kommt; ich kann es gar nicht, wenn ich nur sehe, wie viele nach solch einem Sieg unglücklich werden.

Heute erhielten wir eine Karte von Onkel A. aus Tilsit mit der Nachricht, daß Walter wegen Fieber noch nicht gleich operiert werden kann. Wollte der liebe Gott geben, daß es gut ausfällt. Käthe will dort bleiben, bis die Operation vorüber...

Grüße alle, alle sehr. Herzlichen Gruß Deine Mutter

Onkel A. war Adolf Enß, Hermann Enß' Bruder. Der Neffe Walter Enss wurde bei einem Patrouillenritt in Südostpreußen durch einen Steckschuß im rechten Oberschenkel verwundet und lag im Lazarett in Königsberg. Seine Frau Käthe war bei ihm.

Es folgt ein Brief von Bertha E. an ihre Schwester Catharina E., Walter Enss' Mutter:

Liebe Schwester! *Sonnabend, d. 10. Okt. 1914*

Als wir gestern aus Danzig kamen, trafen wir Onkel Adolf, er erzählte, daß Walter in Danzig sei, und Käthe würde Sonntag hin. Heute sagte K. aber zu Riesens, daß Walter in Königsberg bleiben mußte, vielleicht, daß die Reise zu anstrengend ist. Anna und ich bedauerten sehr, daß wir Walter nicht besucht hatten. Bruno wollte Montag auch gleich hin...

Hier wird überall gestrickt und gekocht und Geld gegeben fürs Rote Kreuz. In Schönsee bei M. wird jeden Donnerstag gekocht und dann der große Rollwagen voll nach Marienburg in die Krankenhäuser gebracht.

Marienau hat 1200 M. gegeben, und jeder bringt, was er übrig hat, nach Marienburg, Eier, Geflügel, Obst. Die Eier kosten in der Stadt schon über 2 M., weil alles für die Kranken gegeben wird.

Herzliche Grüße an alle Deine Schwester Bertha

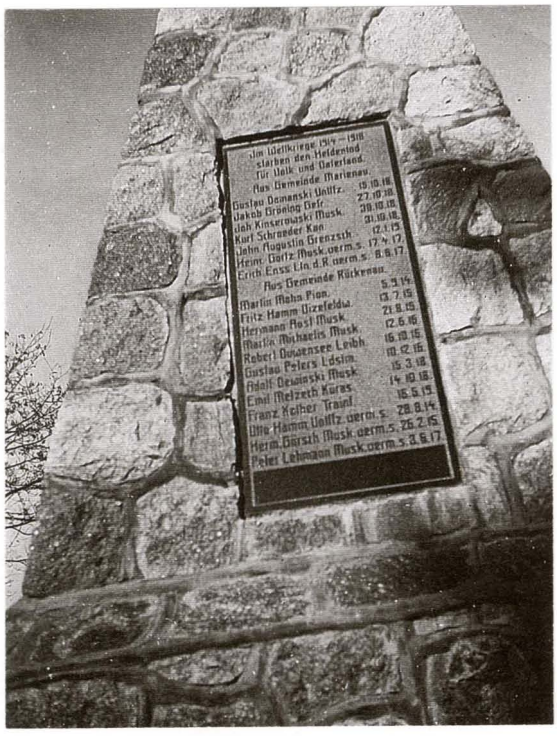
Marienau, 8.2.1915

... Wie ist es bei Euch mit dem Brot? Wir haben viel Roggen, wird aber außer auf den Kopf ein halbes Pfund Brot den Tag mit Beschlag belegt, wogegen die Leute jetzt zu jeder Mahlzeit ein halbes Pfund brauchen.

Ist bei Euch auch die Post für private Sachen geschlossen? Hier werden seit acht Tagen nur Militärbriefe und Karten angenommen und alle gelesen. In Neuteich sind zwei Offiziere bei der Post, um alles zu öffnen und zu lesen. Morgen sollen wir die angestauten Postsachen bekommen.

Wiebes in Tiege haben auch die traurige Nachricht, daß ihr Sohn Hermann in Rußland gefallen. Du weißt doch, die Tante Emilie ist die Cousine von Papa. Hermann war der Stolz, wurde jedes Jahr versetzt und machte, ehe er ins Feld ging, das Abitur, er war 19 Jahre. Sein Freund Fritz Schilling aus Langfuhr, der immer die Sommerferien in Tiege verlebte, wurde am selben Tag begraben.

Herzliche Grüße an alle Mutter



Das Marienauer Ehrenmal

Im Weltkriege 1914 - 1918
starben den Heldentod
für Volk und Vaterland.

Aus Gemeinde Marienau.

Gustav Domanski Untffz.	10. 10. 18.
Jakob Gröning Gefr.	27. 10. 18.
Joh. Kinserowski Musk.	30. 10. 18.
Kurt Schroeder Kan.	31. 10. 18.
Jahn Augustin Grenzsch.	12. 1. 19.
Heinr. Görtz Musk.	verm. s. 17. 4. 17.
Erich Enss L. in d. R.	verm. s. 8. 8. 17.

Außerdem fielen zwei Söhne von Reinhold Lietz:
Artur Lietz b.d. Schlacht von Tannenberg 1914
Victor Lietz bei Lille in Frankreich 1917

Aus Gemeinde
Rückenau.

Martin Mohn
Pion. 5. 9. 14.
Fritz Hamm
Vizefeldw. 13.7.15.
Hermann Aust
Musk. 21. 8. 15.
Martin Michaelis
Musk. 12. 5. 15.
Robert Duwensee
Leibh. 16. 10. 15.
Gustav Peters
Ldstm. 10. 12. 15.
Adolf Dewinski
Musk. 15. 3. 18.
Emil Melzech
Küras. 14. 10. 18.
Franz Kather
Trainf. 15. 5. 15.
Otto Hamm Untffz.
verm. s. 28. 8. 14.
Herm.Görsch Musk.
verm. s. 26. 2. 15.
Peter Lehmann
Musk.verm.s.3.6.17



Dank einer Fotographie von Herrn Gerhard Dyck (vorige Seite) ist uns der Wortlaut einer Tafel bekanntgeworden. Den Text der anderen kennen wir leider nicht.

Bei Kriegsbeginn wurden alle Schrotmühlen bei den Bauern plombiert, und sie erhielten Mahlkarten für die Zuteilung von Mehl und Schrot durch den Müller. Dies wurde streng kontrolliert. Wie Alice Semrau schreibt, wurde ihr Vater, Otto Schritt, einmal wegen Schwarzausgabe von Mehl angezeigt, wofür er zwei Monate ins Gefängnis mußte.

Hildesheim

... gestern, Montag kam das Paket an, es war alles tadellos frisch und schön. ... unseren herzlichsten Dank. Die Butter kostet hier 2,75, Palmin ist schon geraume Zeit nicht zu haben. Schmalz soll 3 Mark kosten und Margarine ist so knapp, daß Marta neulich in 8 Geschäften danach herumlief. Den fetten Speck werden wir gut gebrauchen können. Auch freue ich mich über das Huhn und den Kuchen...

Liebes Elschen! *Marienau, 12.4.1915*

Wanda ist in Irrgang geblieben. Gustav sah mit dem Bart sehr gut aus. Sein Jungchen gefiel ihm wohl sehr, viel zeigen kann er das aber nicht. Überhaupt sind alle, die den Krieg gesehen haben, sehr ernst. Gustav ist zur Erholung zu Hause, er ist Offizier, war vom Schützengraben so nervös geworden, daß er öfter in Ohnmacht fiel... *Viele herzliche Grüße* *Deine Mutter*

Inzwischen hatte Tochter Wanda einen Sohn geboren - im elterlichen Hause in Marienau. Er wurde nach seinem Großvater Hermann genannt. Wanda und Gustav Penner hatten einen Hof in Irrgang.

* * *

1919
Versailles

Das eben ist der Fluch der bösen Tat, daß sie fortzeugend Böses muß gebären (Schiller).
Gemeint ist der »Friedensvertrag«, der Unfrieden stiftete bis zum heutigen Tag. Und dieser Satz gehört auch in unsere Chronik, weil wir direkt Betroffene waren und es wohl noch lange bleiben werden.
Er wurde am 28. Juni 1919 eben in jenem Ort von Deutschen unterzeichnet, zu denen weder Kaiser Wilhelm II. gehörte noch die Reichsregierung, noch die Bundesfürsten; denn das war eine Bedingung der Alliierten für einen Waffenstillstand.
Grundlage sollten die moderaten und auf eine Welt-Rechtsordnung gerichteten 14 Punkte des amerikanischen Präsidenten Wilson werden, die am Ende von England und Frankreich in ein Diktat von Gebietsabtretungen (Danzig, Westpreußen, Posen u.a.), unerfüllbaren Reparationsforderungen, Auslieferungen fast der ganzen Flotte, Wehrbeschränkung und vieler Willkürmaßnahmen (poln. Truppen besetzen Posen vor Vertragsbeginn) umgewandelt wurden.
Für Danzig und das Große Werder wurde Versailles zur gewaltsamen Abtrennung vom Reich.



Versailles und Danzig - der Anfang vom Ende

1918 Im Januar 1918 formulierte der amerikanische Präsident Wilson in 14 Punkten Friedensbedingungen. Der 13. Punkt sollte die Grundlage für die Lösung im Osten sein. Der Wortlaut:

Ein unabhängiger polnischer Staat soll errichtet werden, der die von einer unbestreitbar polnischen Bevölkerung bewohnten Gebiete umfassen soll, denen ein freier und gesicherter Zugang zum Meer gewährleistet werden und dessen politische und ökonomische Unabhängigkeit, sowie dessen territoriale Integrität durch internationalen Vertrag garantiert werden wird.

Das hört sich zwar sehr menschenfreundlich an, aber die Ausführung mußte unweigerlich problembehaftet sein; denn »Gebiete mit unbestreitbar polnischer Bevölkerung« - das wäre für Polen kein so großes Staatsgebiet und auch kein Zugang zum Meer gewesen; denn weder die Deutschen noch die Kaschuben an der Ostsee wollten von Warschau regiert werden.
Nun, Präsident Wilson dachte zunächst für den freien Zugang realpolitisch nur an ein »Wegerecht«, d.h. über Straße, Schiene und Fluß. Die Weichsel sollte internationalisiert werden wie die Elbe für die Tschechoslowakei. Er wollte also die Neutralisierung der Weichsel und die Einräumung eines Freihafens in Danzig.
So wäre die Einheit Westpreußens bis auf südliche, vorwiegend polnisch besiedelte Gebiete gewahrt geblieben; doch der Franzose Clemenceau (bestimmt durch Machtpolitik, Streben nach Rache für 1871) und die Exilpolen Dmowski und Paderewski hatten in Geheimdiplomatie im Westen schon lange für ihr Unrechtskonzept agitiert und wollten unsere Heimatprovinz zerschlagen. Ganz Westpreußen sollte polnisch werden.
Der englische Premier Lloyd George war dagegen: »Das geht zu weit! Danzig muß Freie Stadt werden, und in angrenzenden Gebieten brauchen wir eine Volksabstimmung!«



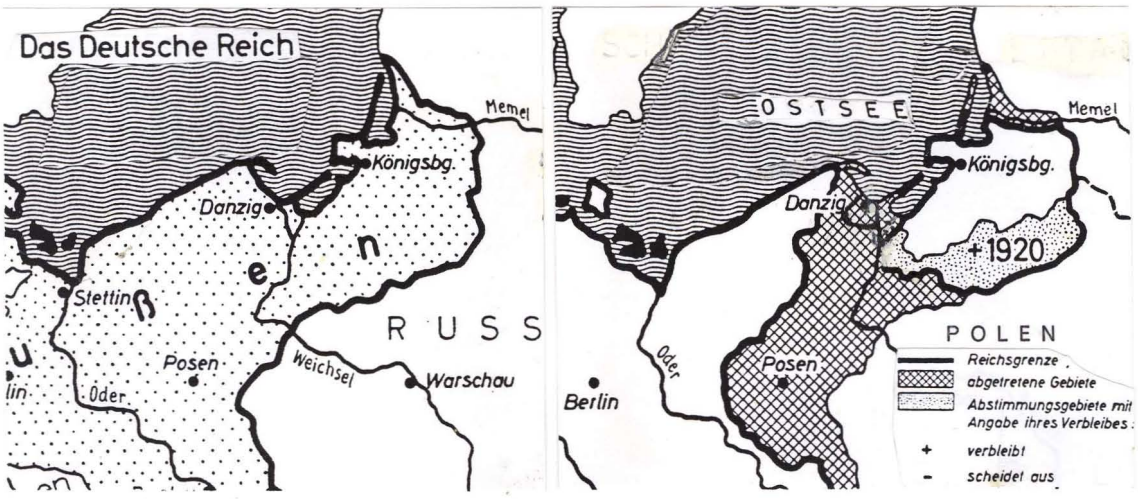
Auch ersteres wollten die Danziger nicht. Eindrucksvolle Kundgebungen im März/April 1919 mit einhelligem

1919 Protest gegen die Abtrennung vom Deutschen Reich mit den unüberhörbaren Anklagen vom 'Gewaltfrieden, Erdrosselungsfrieden, Diktat' blieben am Ende dennoch erfolglos. Die Polen und Clemenceau setzten sich durch, und die konkreten Folgen sind uns bekannt.

Am 28. Juni 1919 wurde in Versailles der Vertrag unterschrieben, der die Gründung des Freistaats Danzig und damit die Trennung vom Deutschen Reich besiegelte.

Die Kaschuben westlich von Danzig wurden auch nicht gefragt. Sie schob man kurzum den Polen zu. So entstand der breite Landkorridor Polens zur Ostsee.
Die Verbindung Ostpreußens zum Reich war unterbrochen. Danzig und Ostpreußen eine Insel.

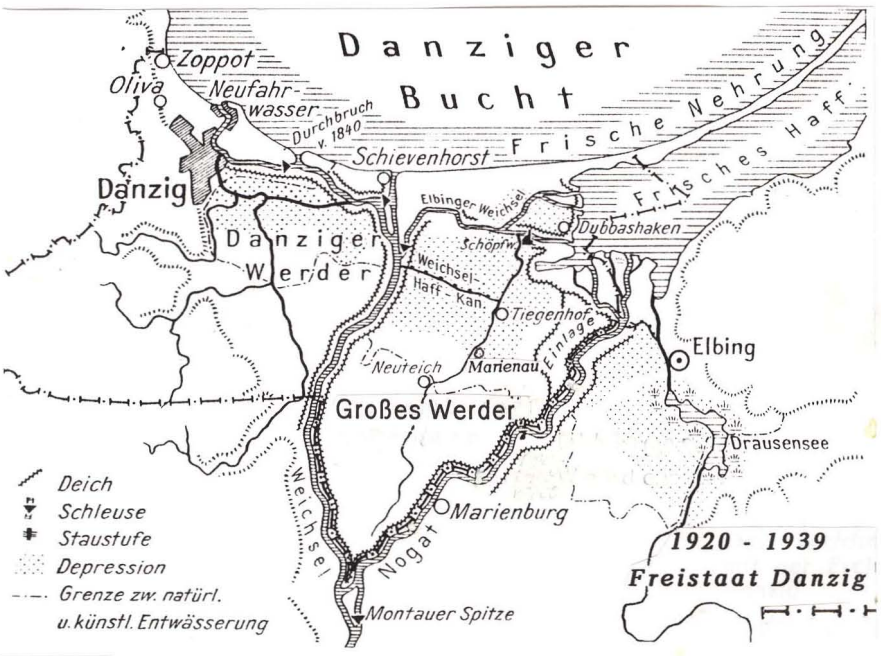
Deutschlands Osten vor 1919 **... und nach Versailles**



Am 15. November 1920 wurde Danzig zur Freien Stadt erklärt - und das Große Werder mit jenem Tage ein Teil des Freistaats.

Unser Kreis Marienburg wurde an der Nogat durchschnitten, und das Große Werder erhielt Tiegenhof als neue Kreisstadt.

Der aufgezwungene Vertrag bestimmte polnische Zollhoheit an unseren Grenzen, polnische Verwaltung der Großbahn, ein polnisches Postamt in Danzig, einen polnischen Stützpunkt auf der Westerplatte, und der neugegründete Völkerbund mit Sitz in Genf erhielt die Oberaufsicht über dieses sonderbare Gebilde. Am 11. Febr. 1920 traf der erste Hohe Kommissar des Völkerbundes in Danzig ein.



Am 6. Dez. 1920 erklärte sich die verfassungsgebende Versammlung zum »Volkstag«, dem ersten Parlament der Freien Stadt Danzig.

IM FREISTAAT DANZIG

Der Danziger Volkstag wählte den S e n a t und den parteilosen Oberbürgermeister Heinrich Sahm zum ersten S e n a t s p r ä s i d e n t e n . Er leitete in der Folgezeit bis 1931 die Politik des Freistaats, soweit seine Vollmachten reichten, doch sie waren begrenzt.
Der Hafenausschuß bestand aus 5 Danzigern und 5 Polen. Von den Hafeneinnahmen erhielt jedoch P o l e n 9 3 %, D a n z i g nur 7 % - im Namen der 'Gerechtigkeit'.
Es gab eine eigene Staatsflagge und seit 1 9 2 3 eine neue Währung, den Danziger G u l d e n . Die Reichsmark verschwand, und die neuen Pomuchels- und andere Köppe sind unserer Generation noch lebhaft in Erinnerung und auch ein wenig vertraut.



Das 5-Pfennigstück zeigt rückseitig eine Flunder, das 10-Pfennigstück einen Pomuchel (nordostdeutsche Bezeichnung für Dorsch).

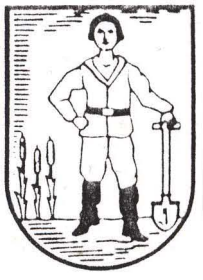
Die politische Entwicklung im Freistaat verlief parallel zu jener im Reich. Das Kaiserreich war tot, und die Parteien schossen wie Pilze aus dem Boden. Die Menschheitsbeglücker saßen überall, rechts, links und in der Mitte. Innenpolitisch waren allen die Hände gebunden. Danzig war ein amputiertes Glied geworden, und das vielfältige Geflecht der Volkswirtschaft des ganzen westpreußischen Raumes bis nach Marienwerder und Schneidemühl, Marienburg und Elbing, nach Berlin und Königsberg war zerschnitten.
Polen glaubte nun, überall hineinreden zu dürfen. Während die Deutschnationalen und rechtsstehenden Mittelparteien polnischen Rechtsbrüchen entschieden entgegentraten, wollten die Sozialdemokraten und die Linksliberalen die Lage Danzigs durch eine Verständigung mit den Polen verbessern. Die Zentrumspartei schwankte mal zu der einen, mal zu der anderen Auffassung.
Zwischen 1920 und 1925 gab es eine Mitterechtskoalition. Danach gab es vorwiegend sozialdemokratische Regierungen, doch deren Programm, Verständigung mit Polen, scheiterte völlig.
Inzwischen war Gdingen gebaut worden, und der Warenumschlag dort entzog dem Danziger Hafen fast alle Lebenskraft. Man klagte im Mai 1930 beim Völkerbund, weil Polen nach einer Völkerbundsentscheidung von 1921 verpflichtet war, »vollen Gebrauch vom Danziger Hafen zu machen«, andererseits versuchten die Polen, den Freistaat als ganzen zu dominieren. So wurde die Eisenbahndirektion am Olivaer Tor zu einer Hochburg des Polentums. Während dort 1921 neben 106 deutschen Danzigern nur 3 Polen arbeiteten, waren es 1929 nur noch 32 Deutsche und 547 Polen. Zudem wurden die deutschen Eisenbahner ohne Rechtsgrundlage gezwungen, die polnische Sprache zu erlernen. Schwierigkeiten über Schwierigkeiten, so daß das reichsdeutsche Gewerkschaftsblatt 1930 schrieb:

»Unsere gesamte Ostgrenze verläuft so, daß sie möglichst viele wirtschaftliche Beziehungen vereitelt! 68 Eisenbahnlinien, 144 große Straßen, 772 Landstraßen wurden zerschnitten . . . Die unmögliche Grenzziehung im Osten, die zum Teil ohne jegliche Volksabstimmung vorgenommen wurde, ist heute, man kann ruhig sagen, in aller Welt als unsinnig anerkannt. . . «

Aus eigenem Erleben schildert Gustav Fieguth sen. die Situation in den Zwanziger Jahren mit folgenden Zeilen:

» ... Wie sah es aber erst in unserer engeren Heimat aus: Dirschau, am Westufer der Weichsel, wurde polnisch, während Marienburg, jenseits der Nogat, beim Deutschen Reich blieb. Und genau auf halbem Wege der 18 km langen Bahnstrecke zwischen diesen beiden Städten und in Sichtweite zu ihnen lag unsere kleine Bahnstation Simonsdorf, die nunmehr zum Freistaat Danzig gehörte.
In Marienburg galt weiterhin das deutsche Geld, in Simonsdorf der Danziger Gulden und in Dirschau der polnische Zloty! Uralte familiäre und wirtschaftliche Bindungen wurden rücksichtslos zerschnitten. Wie konnte man das begreifen?
In Marienburg wohnten die Eltern meiner Frau, dicht bei Simonsdorf lag unser Hof "Fuchsberg", und in der Nähe von Dirschau, in Czattkau, lag der Hof von Walter Willems. Seine Frau war die einzige Schwester meiner Frau. Die Ostpreußen durften nicht nach Polen und die Polen nicht nach Ostpreußen reisen. Ein Treffen unserer kleinen Familie war nur bei uns auf dem Fuchsberg möglich. Wir Danziger Staatsangehörige durften dagegen mit unseren Pässen beide Grenzen überschreiten.
Die Pferde benötigten verschiedene Ausweise für Ostpreußen und für Polen. Pferde, die die polnische Grenze passierten, mußten monatlich amtstierärztlich untersucht werden. Zusätzlich bekamen sie vom polnischen Zöllner bei der Einreise eine Plombe in die Schwanzhaare oder in die Mähne, die bei der Ausreise dann wieder entfernt wurde.
Zollgrenzen und Zollformalitäten in beiden Richtungen. Deutsche Zöllner, polnische Zöllner und Danziger Zöllner, die zudem noch von polnischen Beamten überwacht wurden. Grenzland! Und wir - die Menschen?«

Im Großen Werder



Das nebenstehende Werder-Wappen war keine Neuschöpfung. Wie zur Ordenszeit der »Vogt von Leske« und viel später dann der Marienburger Deichverband, so führte auch der Kreis Großes Werder ab 1930 ein W a p p e n in seinem Siegel, das einen D e i c h g r ä b e r mit einem Spaten in der Hand und im Hintergrund drei Rohrkolben als Sinnbild urzeitlicher Sumpflandschaft zeigt.
Im Gegensatz zu den beiden ersten »Deichgräbern« trug letzterer den Spaten in der linken Hand. Darüber wurde viel gespöttelt, und man sagte, das sei wohl der Ausdruck einer neuen politischen Gesinnung.

Unser neuer Kreis Großes Werder mit Tiegenhof als Kreisstadt schloß die Stadt Neuteich, 87 Landgemeinden und 2 Gutsbezirke ein. Aus dem früheren Landkreis Elbing kamen links der Nogat 21 Landgemeinden und 3 Gutsbezirke hinzu. Der neue Kreis zählte bei Gründung 50.000 Einwohner in 9.800 Haushaltungen.
In Tiegenhof siedelten sich nun die meisten Kreisbehörden an. Das Amtsgericht hatte schon zuvor dort seinen Sitz und mußte nur die Stempel wechseln. Das Königl. Preuß. Siegel mit dem Ad-

ler wurde in Ermangelung des neuen noch eine Weile benutzt, nur schnitt man aus der Gummiplatte das 'Königl. Preuß.' heraus. Wir zeigen hier noch einmal das alte in wehmütiger Erinnerung und auch das neue, das allerdings nicht von langer Dauer war.







In Marienau

Artur Wiens (Jahrg. 1909) schrieb über seine Erinnerungen aus dieser Zeit:
»Aus meiner Kindheit kann ich mich auch noch an den 1. Weltkrieg erinnern, daß unser Hof voll von Flüchtlingswagen aus Ostpreußen stand.
Aus der Schulzeit ist mir in Erinnerung, daß damals Lehrer Wiek und Frl. Rohrberg an der evangelischen und Lehrer Wilke an der katholischen Schule waren.
Lehrer Wiek war Kommunist und konnte alle Bauernkinder nicht leiden. Daher entstanden die Privatschulen bei Brucks und Epp.
Überhaupt war das Leben in den Zwanziger Jahren nicht sehr schön. Es gab immer Spannungen zwischen Arbeitern und Bauern und dazu die vielen Arbeitslosen und die Inflation.
Es war schon schwer für die Menschen damals.
Auch an den ersten Streik 1924 kann ich mich noch erinnern, gerade in der Ernte, die Bauern waren entsetzt, aber die Arbeiter hatten doch wohl recht. Nur keinen Erfolg«.



Privatschule
Oben v. links: Erich Wiebe, Werner Rempel, Hermann Epp, Frl. Unger, Gertrud und Artur Wiens, Waldemar Epp;
unten v. links: Christian Meseck, Siegfried Epp, Kurt Enss und Käte Wiens

Die Privatschulen, in denen Herr Biester und Frl. Unger unterrichteten, befanden sich zwischen 1919 und 1921 bei Gustav Brucks (Hof 17) und Hermann Epp (Hof 10). Als die Oberrealschule in Neuteich eröffnet wurde, hat man sie wieder aufgelöst.

Aus der Landwirtschaft (I.)

1923 - Die Landwirtschaft im Freistaat Danzig
von Doerksen, Vorsitzender d. Danziger Landbundes

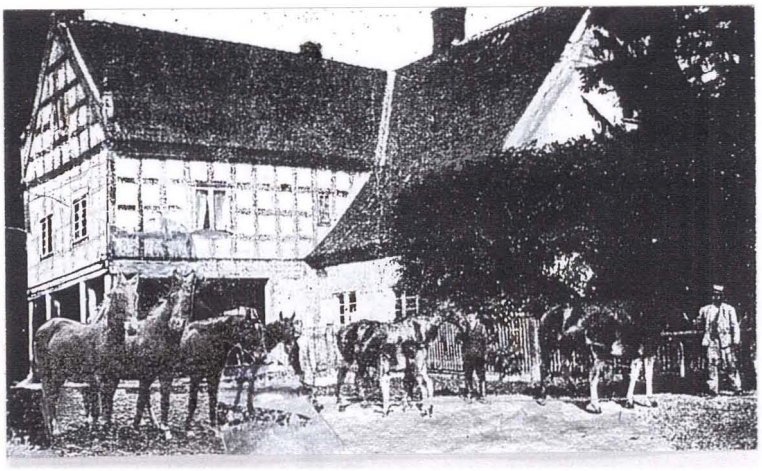
Das Gebiet der Freien Stadt Danzig umfaßt etwa 2.000 Quadratkilometer mit etwa 370.000 Einwohnern. Das sind ca. 180 Einwohner/p. qkm.
Bei der Abtrennung dieses Gebietes von Deutschland ist im allgemeinen die Sprachgrenze genau eingehalten.
Der Grundbesitz ist in den Niederungen restlos in deutschen Händen. An Flächeninhalt überwiegt sie mit etwa zwei Drittel des Areals. Sie besteht aus fruchtbarem Alluvialboden für Weizen und Zuckerrüben, nur der westliche Teil der Danziger Höhe hat durchweg Roggenboden.
Im Freistaat wird mehr angebaut, als verbraucht an Weizen, Ölsaaten und Zuckerrüben. Außerdem hat er einen Überschuß an Rindern (Herdbuch), Zucht- und Gebrauchspferden.
Die Weichselniederungen waren wohl zu allen Zeiten der an Pferden reichste Teil Deutschlands. An Bedeutung mindestens gleichwertig ist die Rindviehzucht.

Der Freistaat hat noch keine Notenpressen, um sich in diesen Notzeiten, wie das Deutsche Reich, beliebig viel Geld zu machen.
Die Abtrennung führte zum Zusammenbruch der Wirtschaft und auch der Umstand, daß wir eine Zwangsbewirtschaftung haben. Wie 1921 sollten wiederum 15.000 Tonnen Brotgetreide abgeliefert werden, obwohl 1922 nur 3.800 Tonnen geliefert werden konnten. Außerdem war die Hauptbrotfrucht, der Weizen, nahezu völlig ausgewintert. Zudem sind die Getreidepreise der freistaatlichen Landwirtschaft niedriger als in Deutschland und Polen. In Berlin würde man 50 % mehr bekommen. Die Erzeugerpreise für Milch waren im verflossenen Jahr 70 % niedriger als in den benachbarten Gebieten Deutschlands.
Wir haben hier immer noch einen diktierten Höchstpreis für Butter, der stets niedriger ist als der Margarinepreis. So ist die Butter vom Markt völlig verschwunden und nur im Schleichhandel für Überpreise zu haben. Auf dem Land wird nur noch Butter verzehrt, da sie das billigste Fett ist.
Noch schlimmer sieht es mit dem Zuckerrübenbau aus. Vor dem Krieg wurden drei Viertel ausgeführt (350.000 Zentner). Jetzt, 1923, ist die Anbaufläche von 5.782 ha auf 2.004 ha (72 %) zurückgegangen. Dafür konnte Polen besser exportieren.
So muß die Landwirtschaft gegen Niedrigstpreise ankämpfen, während die Löhne höher als in Polen und Deutschland sind. Zudem sind Kunstdünger, Kohle teurer als in Deutschland und so wie Maschinen und Kleidungsstücke wegen der hohen polnischen Zölle fast unerschwinglich.
Die Presse vermutet, daß der Freistaat in absehbarer Zeit eine eigene Währung schaffen wird. Die gegenwärtige Anarchie ist unhaltbar.
Anders sieht man die Währungsänderung allerdings, wenn man mit großer Sorge bedenkt, daß sie ein wichtiges ideelles Band zerreißen wird, das uns mit unserm lieben Vaterlande, von dem man uns gegen unseren Willen losgerissen hat, verknüpfte.

Die Pferdezucht

Aus der Zeitschrift »St. Georg«
Offizielles Organ des Reichsverbandes für Zucht und Prüfung deutschen Warmbluts
Nr. 16 - Berlin, September 1923
»Sonderheft über die Zucht des edlen Pferdes Trakener Abstammung im Freistaat Danzig«
Der o.g. Zeitschrift entnehmen wir auszugsweise:

1923 » ... Wenn man einige Tage durch den Freistaat Danzig fährt, so hat man immer wieder das Empfinden, daß zu der Psyche und der Kultur der Bauern das edle, kräftige Pferd Trakener Abstammung ganz besonders paßt. Seit vielen Generationen gehen sie mit edlen Pferden um, und nie kann man sehen, daß ihnen, ihren Söhnen oder Instleuten der Verkehr mit edlen Pferden Schwierigkeiten bereitete. Sie spannen die wertvollen Stuten vor die schweren Rübenwagen, und diese Pferde, seit Generationen im schweren Zuge ausprobiert, leisten auch die anstrengendste Arbeit mit unerschütterlicher Gelassenheit, sind absolut zugfest und fromm, dabei voll des energischsten Temperaments. Wer ein Pferd aus der edlen Zucht der Werder kauft, darf sicher sein, nicht im Stich gelassen zu werden.
Die Bauern des Freistaates sind urdeutsch, seit vielen Generationen auf ihrer Scholle angesessen und mit deren Eigentümlichkeiten verwachsen. Sie sind sowohl gute Ackerwirte wie auch gute Viehzüchter und leisten damit auch auf dem Gebiet der Pferdezucht Hervorragendes...



Reinhold Lietz und seine Pferde (Hof Nr.21)

Im Besitz der Herren L i e t z und E p p - Marienau sind je vier prächtige eingetragene Stuten. Von den Stuten des Herrn Lietz zeichnet sich besonders eine Spanehl-Stute, sowie eine Stute von 'Eckensteher' durch Tiefe und Knochenstärke aus. Prächtige Stuten sind hier von 'Capitain' gefallen.
Der Besitzer zeigt große Passion für die Zucht des edlen Halbbluts, und es verspricht hier mit der Zeit eine größere Zuchtstätte zu werden.
Die Zucht des Herrn Dyck - Brodsack erhielt dadurch einen guten Zuwachs, indem er den Hengst 'Herr', geb. Ostpreußen 1920, von Held a.d. Lotte v. Halunke-Stahl, erwarb.
Schroedter - Tannsee hat u.a. eine prächtige Stute von 'Capitain', desgleichen haben Herr Bielfeldt - Tannsee und die Herren Erich und Gustav Döhring - Tannsee eine Anzahl guter kräftiger Mutterstuten.
Eine weitere bemerkenswerte Zucht ist die des Herrn Max Schroedter - Eichwalde mit 12 eingetragenen Stutbuchstuten.
Die Pferdezucht ist die schwierigste aller Tierzuchten. Einzelne Bauern allein konnten das nicht leisten. So war ein Landgestüt immer eine richtungsweisende Stätte der Zucht, wobei in Westpreußen das Landgestüt Marienwerder diese Stellung einnahm. 157 Jahre, von 1788 bis 1945, war es das Kerngestüt.

Damals hatte Friedrich der Große dem Generalmajor von Lossow, dem Chef der Schwarzen Husaren, einem großen Pferdekenner, vierzig Stuten und vier Hengste zur Anlage einer Stuterei senden lassen. Und das Landgestüt Marienwerder arbeitete nun mit dem schon lange existierenden »Königl. Stutamt Trakenen« zusammen.
Nach der Zerteilung Westpreußens durch Versailles übernahm in der Freien Stadt Danzig die »Danziger Stutbuchgesellschaft« die Landespferdezucht, aber erst 1933. Wertvolle Vorarbeit hierfür hatten mehrere Bauernzüchter im Großen Werder geleistet (s.o.). Den Grundstock bildeten vierzig Warmbluthengste, und ein großer Teil kam vom Gestüt Pr.Stargard (nach 1920 zu Polen). Das Zuchtziel war das schnelle, gängige, kräftige Reit- und Zugpferd.



Walter Enss mit Kaltblut-Hengst Roland

Im Januar 1945 verließ der letzte Teil des Westpr. Landgestüts Marienwerder mit hundert Pferden, 150 Menschen - einschließlich Frauen und Kindern - mit 29 Fahrzeugen mitten in der Nacht bei 20 Grad Kälte, Glätte und Schneesturm die alte Zuchtstätte und ging einen entsagungsvollen Weg in die Altmark.«

400 Landwirte protestieren

1931

Auch im Winter 1930/31 klagten die Bauern über die schlechte Wirtschaftslage; denn die Weltwirtschaftskrise wirkte sich hier durch die Versailler Unfriedensgrenze doppelt stark aus. So berichtete die Elbinger Zeitung am 19. 2. 1931 aus Tiegenhof:

Am Freitag vormittag fand vor dem Amtsgericht in Tiegenhof (neue Kreisstadt) eine Zwangsversteigerung statt. Der Hofbesitzer G u s t a v B r u c k s in Marienau besitzt ein 79 ha großes Werdergrundstück; es stellt nach einer vom Katasteramt aufgestellten Schätzung ohne Inventar ein Wertobjekt von 105.000 Gulden dar. Die Wirtschaft war von der Danziger Hypothekenbank mit rund 60.000 Gulden beliehen. Infolge der besonders die Landwirtschaft treffenden Notlage war Brucks seit einiger Zeit mit der Zins- und Tilgungszahlung im Rückstand geblieben. Da der Schuldner trotz Bemühungen nicht zahlen konnte, sollte das Grundstück zur Zwangsversteigerung kommen. Der Termin war für Freitag, 10 Uhr, festgesetzt.
Die Landwirtschaft des Großen Werders wollte gegen die Zwangsmaßnahme protestieren. Um 9 Uhr setzte ein unerwarteter Zustrom von Besuchern ein. Der Gerichtssaal erwies sich als zu klein. Auf dem Flur, den Treppen, bis zur Eingangstür staute sich die Menge der Landwirte aus dem Großen Werder und teils aus Ostpreußen.
Als der Vorsitzende Amtsgerichtsrat Dr. Kielinger den Termin eröffnen wollte, machte sich große Erregung in der Menge bemerkbar. Man hörte sagen: »Was heute hier geschieht, kann uns morgen auch passieren.« Im Namen der Protestierenden sprach Hofbesitzer Wiebe Rückenau unter Hinweis auf die Verhältnisse das Ersuchen aus, den Termin aufzuheben. Der Vertreter der Hypothekenbank lehnte ab.
Die Erregung wuchs, als die Einzelforderungen verlesen wurden. Bei der Aufforderung zu Geboten, für die eine Stunde Frist angesetzt wurde, herrschte Stille. Niemand rührte sich oder sprach ein Wort.
Der stumme Protest hatte Erfolg. Der Antrag auf Zwangsversteigerung wurde aufgehoben. Anschließend versammelten sich die Landwirte im Deutschen Haus zu einer Protestversammlung, in der die katastrophalen Wirtschaftsverhältnisse erörtert wurden. Es wurde beschlossen, die Angelegenheit im Danziger Volkstag zur Sprache zu bringen.« (Geringfügig verändert)

Neuteich um 1932

Die Weltwirtschaftskrise näherte sich ihrem Höhepunkt. Beim Jahreswechsel 1931/32 registrierte das Neuteicher Arbeitsamt 1.895 Arbeitslose. Vier Wochen später waren es 1.921 Männer und 108 Frauen.
Die Krise traf auch die Landwirtschaft. Auch bei den traditionellen Pferdemärkten war das spürbar. Am 9. Febr. standen kaum 100 Pferde zum Verkauf. Fahrpferde wurden mit 200 bis 300 Gulden gehandelt. Milchwagenpferde erbrachten 80 Gulden. Nur wenige Tiere wechselten den Besitzer, teils durch Tausch, denn Bargeld war knapp geworden.
Mitte Januar mußte die Landkrankenkasse ihre Zahlungen einstellen, weil etwa 416.000 Gulden an Beiträgen nicht eingegangen waren. Die Schulden der Kasse bei Ärzten und Apotheken beliefen sich per 31. 12. 1931 auf 170.000 Gulden.
Am 13.3. 32 protestierten Handwerker, Gewerbetreibende und Eigentümer im Deutschen Haus gegen den Magistrat wegen einer speziellen Wohnungsbau-Abgabe. Sie verlangten u.a., die Preise für Energie und Wasser zu senken.

Im März tagte auch der Lehrerverein Neuteich und Umgebung zu dem Thema »Die Not der Landschulen«.

Nachgelesen in den »Danziger Neueste Nachrichten« von Dr. Kurt Poßekel, wiedergegeben im Neuteichbrief.

Not, Elend und Depression

Im April 1927 erwarben unsere Eltern Hermann und Wilhelmine Dueck den 95 ha großen Bauernhof an der Kl. Mausdorfer Trift von einem Junggesellen Schroedter.
Dieser Bericht wäre nicht vollständig, ohne die ersten Jahre wirtschaftlicher Schwierigkeiten aus Erzählungen unserer Eltern aufzuführen. Mit der Übernahme des neuen Besitzes im April wurde die traurige Feststellung gemacht, daß, während alle Nachbarn mit der Saatbestellung fertig waren, auf unsern Feldern absolut nichts getan war. Dieses führte natürlich zu einer sehr verspäteten Mißernte.
Mit der Inflation kam die schleichende Depression, welche zum allgemeinen Nachteil aller Bauern zu großen Schwierigkeiten beim Absatz landwirtschaftlicher Produkte führte. Allzuoft lagen die Marktpreise dieser Produkte unter den Erzeugerkosten.
So geschah es, daß in einem der folgenden Jahre im Frühjahr der Preis der Erbsen auf einer Höhe von ca. 25,00 Gulden/Ztr. lag. Hieraufhin wurden so viel Morgen wie möglich mit Erbsen eingesät. Es gab eine ausgesprochene Rekordernte. Aber um die Erbsen überhaupt loszuwerden, mußten sie mit Pferd und Wagen 16 km weit nach Marienburg gefahren werden. Der Spottpreis dafür: 5.00 Gulden der Zentner. Solche Katastrophen ließen sich kaum wieder gutmachen. Es waren Jahre des Elends, die sich nachteilig auf Vater, die Familie sowie all unsere Arbeitskräfte und deren Familien auswirkten.
Mit der gesetzlichen Einführung geregelter Preise aller landwirtschaftlichen Produkte nach 1934 begann nach Jahren der Not ein langsamer, aber gesunder Aufstieg.

Reinhard Dueck, Kanada

Amtsträger in Marienau

Schulzen	von - bis - um	
»Der ehrbare Heinrich«	1321	(Schultheiß)
Michael Sommerfeld	1651	
David Zuch	1723	
Thomas Schultz	1759	(Königl. Schultz)
Christian Seeck	1772	(1. Schultz)
Cornelius Froese (Fresh)	1772	(2. Schultz)
Johann Seeck	1772	(3. Schultz)
Joh. Friedrich Willhelm	1790	(Königl. Schulze)
Salomon Meier	1835	(Schulz)
Martin Schülke	1835	
August Pohlmann	1835	
Salomon Philippsen	1835	

Gemeindevorsteher		
Johann Karsten	1870	(Ortsvorstand)
Heinrich Wilhelm sen.	1881	
Hermann Enß	1889	
Gerhard Penner	1911,	1913
Heinrich Heidebrecht	vermutl. um	1915
Emil Enß	1920?-	1926
Gustav Thießen	1926 -	1933
Willy Dyck	1933 -	1945

Amtsvorsteher		
Gerhard Driedger	1881/1889	
Otto van Riesen	1902	
Friesen	1931	(Rückenau)

Schöffen (Schöppen)	
Jacob Buschmann	1889
Heinrich Schroeder	1889

Mitglieder der kreisständ. Versammlung		
Reinhold Lietz sen.	1865	1870/71
Jacob August Pohlmann	1862	
Reinhold Lietz jun.	1902,	1913

Standesbeamte	
Michael Lietz	1874 - 1878
Gerhard Driedger	1878 - 1885
Gustav Pohlmann	1885 - 1890
Heinrich Schroeder	1890 - 1939
Walter Enss	1939 - 1945

Deichamt		
Reinhold Lietz jun.	1889	(Vorsteher d. Deichgenossenschaft Marienau - Niedau)
Reinhold Lietz jun.	1902	(Vorst.d. Ent- u. Bewässerungsverbandes d. Schwente)
Reinhold Lietz jun.	1918	(Deichhauptmann)
Wilhelm Kling	1889	(Schwentengeschworener)
Aron Reimer sen.	1889	(Mühlenherr = Verwalter der Windschöpfwerke)

Polizei	von - bis - um
Hugo Wiedermann	1888
Mietzner	1910 (beritten)
Neumann	1911
Kneffke	20er Jahre
Balnus	1929 - 1933
Schefzig (Seffzig)	1933 - 1936
Fritz Neubauer	1936 - 1941
Blank	1941 - 1945

Poststelle/Posthalter	
Max Hildebrandt	bis 1912
Frau Urbanski	bis 1933
Walter Schroeder	1933 -1945

Postboten	
Friedr. Wilhelm Krause	1889
August Milkowski	1891
Ott	1909
Pelowski	1910
Bolsius	1910
Mielke	
Schulz	
Mühlert	
Heinrich Grabowski	1936/39
Frau August Dodenhöft	
Johanna Harwath, geb. Thießen	
Eva Blesin	1941 - 1945

Bahnhofsvorsteher	
Eduard Lettau	1887
Franz Kurschat	1910 - 1925
Kowalski	bis 1945

Gemeindeschwestern/Hebammen	
Elwine Gerbrandt, geb. Ramminger	1876
Katharina Raddatz, geb. Pfeifer	1881
Karoline Krause, geb. Utasch	1883
Elisab. Rosenwasser, geb.Grübnau	1888
Frl. Hedwig Popp	1912
Ida	1938

Totengräber	
Johann Milkowski (kath.)	1886

Amtsvorsteher: Die Amtsbezirke waren Unterabteilungen der Kreise in den Prov. Ostpreußen, Westpreußen und einigen anderen, geschaffen durch die Kreisordnung von 1872/1881. Der Amtsbezirk wurde geleitet vom Amtsvorsteher und war der Träger der Polizeiverwaltung; nach heutigem Verständnis würde man vom Ordnungsamt sprechen, denn er siegelte und unterschrieb Pässe. Auch das Bauamt war dabei; denn er führte den Schriftverkehr wegen der Einrichtung einer zweiten Fleischerei in Hof Nr.6, die



jedoch nicht zustande kam. Die Bezirke umfaßten manchmal mehrere Ortschaften. Bei uns bildeten Marienau und Rückenau einen Amtsbezirk, und vor Herrn Friesen (Rückenau) war lange Jahre Otto van Riesen unser Amtsvorsteher.

Das Bezirksamt Marienau im Jahre 1913 (Hof Nr. 2)

Gemeindevorsteher: Die Preußische Behördenverfassung kannte bis 1872 den Dorfschulzen. Danach heißt es: ... Obrigkeit in der Landgemeinde ist jetzt der Gemeindevorsteher. Zur Unterstützung stehen ihm ... zwei oder mehr Schöffen zur Seite. ... und der Gemeindevorsteher ist das Organ des Amtsvorstehers für die örtliche Polizeiverwaltung. Aus der Zeit vor dem ersten Weltkrieg haben wir aus einem Schreiben hier die Unterschriften des Vorstehers (Hermann Enß) und der Schöffen Buschmann und Heinrich Schroeder wiedergegeben - in feiner deutscher Currentschrift; weiter hinten dann die Signaturen von Gustav Thießen und Dyck - mit Siegel.

Letztere habe ich beide erlebt und erinnere mich noch gut an die Amtsstube von Herrn »Schnurrbarts-Thießen« in seinem Haus hinter Meckelburger. Er saß behaglich breit in seinem Sessel am Schreibtisch unter dem Fenster, schaute aufs Papier, mit dem mein Vater mich geschickt hatte, sog hin und wieder kurz an der Tabakspfeife, deren Mundstück der üppige Schnurrbart überdeckte und erledigte korrekt und bedächtig die Angelegenheit.

Um 1933, als die Parteien wechselten, übernahm Willy Dyck das Amt in der Stube rechts neben dem Beischlag.



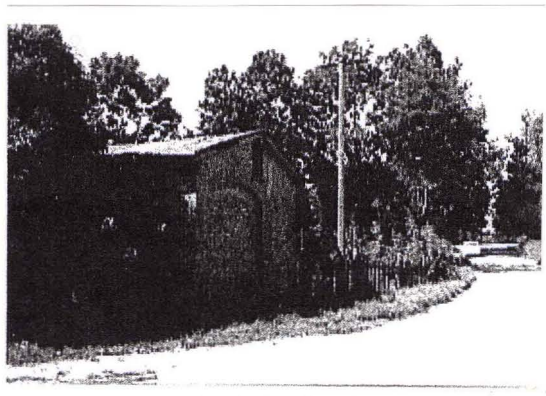
Gemeindevorsteher

Die Aufgaben des Gemeindevorstehers waren vielfältig, und trotzdem schaffte er alle Arbeit alleine oder mit Hilfe seiner Familienangehörigen. Kein Rathaus gab's im Dorf, sondern ein Amtsstübchen im eigenen Haus. Der Amtspflichten waren viele: die Hunde-, Grundstücks- und andere Steuern; Arbeitslosenfürsorge, Gemeindeschwester, Einwohnerzu- und -abgänge, Flächenerhebungen, Aufsicht über Straßen- und Wegedienst, Schriftverkehr mit dem Bezirks- und Landratsamt und - Oberaufsicht über die Abwehr der Spatzenplage und vieles mehr.
Wem Letztgenanntes spanisch vorkommt, dem sei erklärt, daß diese gelehrigen Kulturfolger in Schwärmen von fünfzig und hundert an Haus, Hof und auf den Feldern so kräftige Mitesser wurden, daß man einschreiten mußte. Für jeden toten Spatzen gab's im Gemeindeamt einen Pfennig, und so konnten rührige Knabenjäger ihr spärliches Taschengeld aufbessern, indem sie zum Tesching oder zum Luftgewehr griffen. Die größte Ernte jedoch brachte das Hühnerklatchen mit dicht gestreutem Korn darunter. Ein Ziegelstein an einem Ende unter den Rahmen geschoben, ließ einen Spalt für fünf oder auch zehn Spatzen offen, die sich rasch am reich gedeckten Tisch einfanden. Der Stein wiederum war an ein zehn Meter langes Zodderband gebunden, das die Hand eines Jungen hielt, der durch ein Astloch im Hofzaun lugte und zur rechten Zeit die Falle zuklappen ließ. Die weitere Prozedur kann man sich denken, und der Gang zu Hildchen Dyck brachte das einträgliche Zubrot. Wer diese Nebenerwerbsgeschichte in einer anderen Version lesen möchte, schlage Günther Neubauers Marienau-Biographie auf.

Polizei: Die dörfliche Ordnungsmacht. Bis 1869 hießen sie im Königlichen Preußen Polizeisergeanten, dann Schutzmänner. Wie es amtlich weiterging, entzieht sich unserer Kenntnis; doch im Sprachgebrauch waren zeitweise oder regional - der Gendarm, der Schupo (Schutzpolizist), Landjäger oder auch Wachtmeister.
Stellvertretend für sie alle ist der vorletzte Amtsträger, Polizeimeister Fritz Neubauer, hier ab-



Links: Gendarmeriemeister Neubauer



Mitte: Spritzenhaus



gebildet. Immer waren sie die Autorität in respektheischender Uniform mit Tschako, Säbel und Ledermanschetten.
Das Dienstzimmer jeweils der Schreibtisch im Hause, der Verwahrungsort für die trunkenen Lümmels das Spritzenhaus neben der Schmiede und des Landjägers Bewegungsart der bürgernahe Kontrollgang durch das Dorf, aber auch ein gutbereiftes Fahrrad stand betriebsbereit im Schuppen.

P o s t : Frau Urbanski (Hof Nr. 6) betreute eine lange Zeit unsere Briefe, Postanweisungen und Pakete. Sie war die Witwe des verstorbenen Bauern Wilhelm U. und wußte sich nach dessen Tod in ihrem Amt gut zu behaupten.
Ich habe sie persönlich erst um 1930 kennengelernt als kleiner Stepke. Sie saß vom Hausflur aus rechts hinter einem kleinen Schalterloch, sortierte Schreibsachen, gab Briefe und Briefmarken aus und war in meinen Kinderaugen eine weißhaarige gütige alte Frau wie in Grimms Märchen. Viele Falten, die Spuren eines langen, vielleicht anstrengenden Lebens im Gesicht, die schmalen Wangen, ein vorstehendes Kinn, eine etwas gebogene Nase und - was dem Jungen als auffällig in Erinnerung blieb - um Ober- und Unterlippe ein spärlicher Schnurrbart.
Nichts weiter könnte ich sagen, als daß ich nur noch den Flügel der schweren, grau verwitterten Eichentür in unangenehmer Erinnerung habe: ich weiß nicht, wie es an jenem dunklen Novemberabend kam, daß die Tür sich schloß, und zwischen ihrem eisenharten Holz und dem Rahmen steckte mein Mittelfinger. Ich schrie, und es blutete, und die Kuppe samt Nagel waren zerquetscht.
Das nächste Erinnerungsbild sind dann nur in einem Glas mit Essigsaurer Tonerde eingelegte Pflanzenblätter, die alle paar Stunden neu auf die Wunde gelegt wurden, mit einem Verband darum. Alles ist wie durch ein Wunder nachgewachsen, auch der Nagel.







Die Poststelle a b 1 9 3 3 lag im Lietz'schen Rentierhaus. Man ging den Überweg zwischen zwei Teichen hindurch, und dort am Ende eines Steges lag das idyllische rote Backsteinhaus. Zur Veranda hin hatte man für die Schalteröffnung die Mauer vom Wohnzimmer durchbrochen. Da saß dann manchmal der Posthalter Walter Schroeder, doch viel öfter meine liebe Schulkameradin Lena mit schönen langen blonden Zöpfen und fertigte Geschäfts- und Liebesbriefe gleichermaßen korrekt ab.
Sie hatte dort sicher einen guten Arbeitsplatz, doch etwas, was sie störte, hat sie nachfolgend selbst beschrieben. Lena Wächter, geb. Dodenhöft:

»Die Post für Marienau wurde über das Postamt Neuteich abgewickelt. Mit diesem Postamt mußte auch abgerechnet werden. Die Postsachen wurden morgens und abends zum Bahnhof gebracht und die ankommenden abgeholt.
Die Post wurde in die Haushalte ausgetragen, auch nach Niedau und Klein Mausdorf. Dafür waren zwei Postboten da, die in dem roten Ziegelhaus zwi-



schen dem evangelischen Friedhof und G. Thießen wohnten. Die beiden Boten - zu meiner Zeit Mühlert und Grasowski - hatten allerhand zu leisten, vor allem, wenn sie im Winter bei hohem Schnee nicht mit dem Rad fahren konnten. Die Post für das Schwentenfeld hat eine ältere Witwe - Frau Augustin - ausgetragen; denn zu den Einzelhöfen und -häusern führten lange, oft beschwerliche Feldwege.
Meine Arbeit war vielseitig und machte in der Regel Spaß; nur habe ich noch die Schalterstunde am Sonntag von 8 - 9 Uhr in unguter Erinnerung. Hauptsächlich im Sommer, wenn ich den polnischen Erntearbeitern die Postanweisungen ausfüllen mußte. Weil es dabei doch immer später wurde, haben mir damals schon die Polen Kummer gemacht, zum Beispiel, wenn ich zum Baden nach Steegen fahren wollte.«

Standesamt: Jungen Menschen in Hochstimmung den Beginn ihrer langen liebevollen Gemeinsamkeit bescheinigen zu dürfen, amtlich mit Brief und Siegel - in der Tat ein schönes Amt. Ob es alle Beamten so empfunden haben, wissen wir nicht. Meinem Vater wurde dieses Amt nach Heinrich Schröder angetragen, und er hat es während der Kriegszeit vor allem aus Pflicht und Neigung, wie ich meine, ausgeführt. Daß er eine ausdrucksvolle klare und schöne Schrift besaß, kam wohl dem Amt zugute. Daß er nicht vor der kaiserlichen, sondern vor der neuen Staatsflagge die Anzutrauenden in unserer Sommerstube nach ihrem Ja befragen mußte, ist ihm vielleicht nicht so behaglich gewesen.



Geburtsbescheinigung

(Nur gültig zum Zwecke der Taufe)
(§ 226 DA.)

Vor- und Zuname: Ingrid Hilda Dewinski
Geburtstag: 26. Juli 19 41
Geburtsort: Marienau

Standesbeamter Marienburg Westpr.

Gebührenfrei.

Der Standesbeamte
(Unterschrift)

A 1a. Geburtsbescheinigung zum Zwecke der Taufe. Nachdruck verboten!
Verlag für Standesamtswesen G. m. b. H., Berlin SW 61, Gitschiner Straße 109.

EINWOHNERZAHLEN VON MARIENAU

Jahr	Einw.	Quelle
1510	325	(Marienau + Rückenau) Kirchspiele d. Großen Marienburger Werders aus »Atlas des Preußenlandes«
1772	657	»Contributions Catastrum von der Dorfschaft Marienau«
1790	626	»Vom Zustande d. platten Landes in anno 1790 Nahme des Kreyses Marienburg«
1818	724	»Geschichte der Ökonomie Tiegenhof«
1820	724	»Bestandtheile u. Verzeichniß aller Ortschaften d. Danziger Regierungsbezirkes«
1869	864	»Zusammenstellung d. Ortschaften d. Marienburger Kreises...«
1871	834	»Die Gemeinden und Gutsbezirke der Provinz Preussen und ihre Bevölkerung«
1900	794	»Kreis-Blatt für den Kreis Marienburg Westpr.« (Nr. 71 v. 1905)
1927	881	»Marienburger Heimatbuch«
1936	919	»Ortsverzeichnis der Freien Stadt Danzig«
1944	854	»Gemeinde- u. Wohnplatzlexikon des Reichsgaus Danzig-Westpreussen«

Evangelische Pfarrer

Name	von - bis	Herkunftsort/Bemerkungen
Blasius Macer (1. evang. Prediger)	um 1574	(vorher kath. Pleban in M.)
Brosius Melzer	- 1575	
Georg Willich	1613 -	
Martin Schnell (Schnellius)	1627 - 1650	Nürnberg
Martin Schmechelius	1637 - 1639	
Petrus von Haltern	1650 - 1651	Elbing
Georgius Schebell (Schebellius)	1651 - 1655	Thorn
Johannes Baumann	1655 - 1693	Ladekopp
Jacob Hillert	1693 - 1698	Zinthen (Preußen)
Samuel Schroeder	1698	Marienburg
Gottschalk Steinenboehmer	1698 - 1711	Bielefeldt
Johann Friedrich Moser	1711 - 1725	Jahkendorf
Johannes Jacobus Stroby	1725 - 1753	Danzig
Ephraim Gottlob Brauer	1753 - 1758	Fischau
Johann Friedrich Heermann	1758 - 1796	Marienfelde
Carl Gottfried Wegner	1792 - 1825	Marienburg
Carl Friedrich Zimmermann	1825 - 1836	Lauck (Ostpr.)
Otto Leopold Claaß	1836 - 1855	Königsberg
Carl Heermann	1856	(gest. 1873)
Fabricius	- 1887	
Ernst Preul	1887 - 1927	
Rehfeld	1927 - 1929	
unbesetzt	1929 - 1945	zuständig: Pachnio (Neuteich)

Baumann, Johann, * Glogau/Schlesien 1621, + Marienau 20.4.1693 im 73. Lebens- und 45. Amtsjahr.

Brauer, Ephraim Gottlob, * Fischau 1728 oder 1729, + Dirschau 8.1.1807 im 78. Lebensjahr. Fünf Kinder. 1. Kind Regina 1756 in Marienau geboren.

Preul, Ernst, pensioniert n. Berlin, sein erster Täufling: Ed. August Herbst, Sohn von Johann Herbst.

Rehfeld, 1929 nach Tiegenhof, später nach Berlin.

Evangelische Kirchenbücher von Marienau

1.)	1627 - 1704	Taufen, Trauungen, Bestattungen	Archiwum Państwowe (Staatsarchiv) in Danzig
2.)	1707 - 1773	Taufen, Trauungen, Bestattungen	Archiwum Państwowe in Danzig
3.)	1773 - 1810	Taufen	Ev. Zentralarchiv (EZA) in Berlin
4.)	1811 - 1856	Taufen	EZA in Berlin
5.)	1857 - 1925	Taufen	EZA in Berlin
6.)	1925 - 1944	Taufen	EZA in Berlin
7.)	1773 - 1856	Trauungen	EZA in Berlin
8.)	1773 - 1824	Bestattungen	EZA in Berlin
9.)	1824 - 1856	Bestattungen	EZA in Berlin
10.)	1857 - 1910	Bestattungen	EZA in Berlin

Der evangelische Kindergarten

»Ich war von 1936 bis 1939 im Kindergarten tätig. Aber auch, als ich noch zur Schule ging, war ich schon öfter dort zum Helfen. Ich habe dort keine Lehre gemacht, sondern war nur Kindergarten-Helferin. Später, als wir schon in Dirschau wohnten, besuchte ich die Kinderpflegerinnenschule in Danzig.
Seit wann der Kindergarten im evangelischen Pfarrhaus war, weiß ich nicht, bestimmt aber schon seit 1930. Zu meiner Zeit leitete ihn Charlotte Endruhn. Früher sagten ja die Kinder 'Tante' zur Erzieherin, und die 'Tante Lotte' Endruhn war eine sehr nette Tante. Danach kam eine Christel Momber, die aus Danzig stammte. Sonst war niemand dort angestellt. Das Sauberhalten der Räumlichkeiten machten wir gemeinsam.



Wir hatten mehrere Räume zur Verfügung: die hinteren zwei großen, von denen einer der Aufenthaltsraum und der andere der Schlafraum war, und daneben ein kleiner Raum, der als Küche diente.
An die genaue Kinderzahl kann ich mich nicht mehr erinnern. Es war jedenfalls ein riesengroßer Kreis, wenn wir das Morgenlied gesungen haben. Es kamen ja nicht nur evangelische Kinder, sonst wären es wohl nicht so viele gewesen.
Damals nannte sich der Kindergarten ja noch Spielschule, später wurde er dann Kindertagesstätte. Wir fingen morgens um acht Uhr an und mittags gingen die Kinder eine Stunde nach Hause. Am Nachmittag hatten wir dann noch einmal ein volles Haus, wenn die Kinder der ersten und zweiten Klasse zum Spielen und Singen kamen. Es dauerte meistens bis 16°° oder 17°° Uhr. Wenn es Schulferien gab, machten auch wir im Kindergarten Ferien.

Ja, und was haben wir nun mit den Kindern den ganzen Tag gemacht? Wir haben uns viel mit ihnen beschäftigt. Das allgemeine Spiel stand im Vordergrund: Familienspiel, freies Gestalten usw. Sehr gerne wurden Kreisspiele gemacht in dem schönen Garten hinter dem Pfarrhaus. Hier ein paar Beispiele:

'Es war einmal ein kleiner Mann ...';
'Dornröschen war ein schönes Kind ...';
'Rote Kirschen eß ich gern ...';
'Mädel heirat' mich, ich bin ein Bauer ...'

und noch viele andere mehr. Auch Fingerspiele wurden viel gepflegt, davon gibt es ja eine ganze Reihe. Und bei jeder Gelegenheit wurde gesungen. Wenn die Kinder z.B. laut waren, dann sangen wir einfach:

'Stille, stille, das Schwatzen hört jetzt auf.
Nun seid alle ganz fein still,
weil's die Tante haben will.
Stille, stille, das Schwatzen hört jetzt auf.'

Dieser Vers wurde nach der Melodie 'Hänsel und Gretel ...' gesungen. Das wirkte nämlich mehr als Rufen oder Schimpfen. Oder wir sangen auch: 'Leis, leis, leis, ihr Kinder kommt zum Kreis ...' nach der Melodie 'Summ, summ, summ, Bienchen...'.
Oft haben wir auch bei Festlichkeiten ein Programm mit Liedern und Spielen vorgeführt. Einmal sind wir sogar alle mit dem Pferdewagen von Fast nach Tiegenhof gefahren. Ich glaube, es fand dort ein Frauentreffen statt.
Es wurde auch viel gebastelt, überwiegend aus Naturmaterial wie Kastanien, Eicheln usw. Bastelten wir einen Igel aus Kastanien, lernten die Kinder gleich einen Reim dazu: 'Stacheln hab' ich wie ein Igel ...'. Als Spielzeug dienten vor allem Puppen, Puppenstuben, Baukästen, Bilderbaukästen, Pferdeställe, viel Holzspielzeug usw.

Genutzt wurde das Pfarrhaus auch für Frauennachmittage, dann natürlich für den Konfirmandenunterricht, und außerdem wurde hier viel musiziert. Vorne links war ein sehr schön eingerichteter Raum, in den wir mal mit den Kindern hineingeschaut haben, denn auch sie sollten ja Schönes sehen und erleben.
Auf der Rückseite des Pfarrhauses befand sich ein Treppenaufgang, der auch zu den Räumen des Kindergartens führte. Ganz besonders liebten die Kinder auch die Laube, die hinten im Garten stand. Darin spielten sie gerne. Abends haben sich dort auch schon mal die großen Kinder eingefunden!! Auf dem Feld hinter dem Garten ließen wir im Herbst mit den Kindern Drachen steigen.

Jeden Sonntag war Gottesdienst, soweit ich mich erinnere. Aber der Pfarrer Preul wohnte ja schon nicht mehr dort. Meine Mutter war vor 1920 bei der Familie Preul als Kindermädchen. Danach waren sie nach Berlin gezogen. Mit der einen Tochter Hanna in Hamburg stand meine Mutter noch lange in Verbindung.«

Hanna Mender - Augustin



Bild links (eingesch.v.Ch. Görtz)

Konfirmation in Marienau 1939
mit Pfarrer Martz aus Ladekopp.

1. Reihe Mädchen v. links:
Käthe Claaßen, ein Mädchen aus Rückenau, Käthe Guttmann, Olga Koschke, Charlotte Görtz, Lena Görgens;
2. Reihe Mädchen v. links:
Charlotte Herbst, Irmgard Hippler, ein Mädchen aus Rückenau;
2. Reihe Jungen v. links:
Herbert Krause, Heiner Schmidt, Erich Ganth, Otto Thießen, Junge hinterm Pfarrer unbekannt;
3. Reihe Jungen v. links:
Ernst Hooge, Junge unbekannt, Erwin Kinserowski.



Siegel

i. A.

Kirchenbuchführer

Katholische Pfarrer

Name	von - bis	Herkunftsort/Bemerkungen
Nikolai Stargaste	1416	
Matthaeus Bruns	vor 1653	Parochus in Mariaenav et tieg verst. Anno 1653, 19. Jan.
Jacob Franciscus Pohl	1693, 14. Maji,	Candidat Vicariats..Marinovien et Tiegensis
Franz Barnicki	1720 bis 1730	Domherr v.Wenden in Livland, Dekan zu Marienburg
Wladislaus Stokowski	1730 bis 1754	Domherr v. Kulm
Joannes Gehrman	1730, 22. Jan.	Commendarius
Joannes Rochus Petrykowski	1730	
Antonius Camaj	1734	
Ignatius Joannes Schapki	1734/36	
Petrus Rautenberg	1742	
Stephanus Mey	1749	
Antonio Gruhnwaldt	1750	
Franciscus Beckert	1763	
Josephus Wirth	1766	
Franciscus Grünenberg	1800 1808	Domherr u.Pfarrer
Franz Schwensfeuer	1823 bis 1837	* 1789 Probst
Jagielski	1841 bis 1850	Dekan
Anton Kleiboecker	1851 bis 1863	* 1803 +1866
August Bargel	1862	Kaplan
Austen	1863 bis 1875	
Franz Breyer	1875 bis 1891	*1826
H. Zett	1891 bis 1903	*1844
Paul Anhuth	vor 1909 bis 1923	* 1866 +1923
Hugo Spohn	1923 bis 1935	Geistl. Rat
Arthur Gendreizig	1935 bis 1938	
Heribert Kiewert	1938 bis 1958	
Victor Chodorski	1958 bis 1972	
Brunón Hebel	1972 bis 1989	gest.10.6.1989
Tadeusz Balicki	1989 bis 1992	
Czeslaw Nowaczyński	1992	

Katholische Kirchenbücher von Marienau

1.)	1693 - 1944	Taufen	Bischöfl. Zentralarchiv in Regensburg
2.)	1693 - 1944	Trauungen	Bischöfl. Zentralarchiv in Regensburg
3.)	1742 - 1922	Beerdigungen	Bischöfl. Zentralarchiv in Regensburg

Bernhard Schmid erwähnt in »Die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Marienburg« ein kath. Kirchenbuch in Marienau von 1634, dessen Verbleib uns aber nicht bekannt ist.

Hochwürden - aus der Knabenperspektive

Es muß etwa 1932/33 gewesen sein, als mein Vater oft ins Pfarrhaus ging, weil er als Zimmermann dort gefragt war. Ich durfte ihn immer begleiten. Das tat ich gerne, denn zu dieser Zeit hatten die Marienauer einen sehr beliebten Pfarrer. Es war ein älterer Herr, schon im Rentenalter.



Pfarrer Hugo Spohn

Wenn wir eintraten, sagte mein Vater: »Grüß Gott, Hochwürden!«. Pfarrer S p o h n wurde von den Leuten immer mit Hochwürden angesprochen. Ich werde ihn nie vergessen; das hat auch noch andere Gründe. Waren wir im Haus, sprach Hochwürden: »Herr Hausmann, jetzt trinken wir erstmal einen Machandel mit Grün«, während mir ein gefüllter Schokoladenriegel zugesteckt wurde. Diese Zeremonie vollzog sich immer im Arbeitszimmer neben dem Aktenschrank, in dem hinter der Glastür der Tabak, der Schnaps und die Schokolade lagerten. Der Schlüssel dazu hatte einen sicheren Platz in seiner weiten Tasche.

Dieser nette alte Herr hatte eine englische Dogge, liebevoll sein guter Freund genannt. Fehlte etwas im Haushalt, schrieb Hochwürden einen Zettel und legte diesen in einen Henkelkorb. Der Hund nahm den Bügel in die Schnauze und trottete damit zum Kaufmann. Walter Richter las, packte die gewünschten Sachen in den Korb, und die Dogge trug ihn ins Pfarrhaus zurück.

Als der Geistliche Rat Hugo Spohn 1935 in den Ruhestand nach Danzig zog, war das ganze Dorf traurig.

Zum Umzug war morgens ein Lastwagen vorgefahren. Grönings Paul, Hooges Arnold und ich durften manchmal mit anpacken. Nach dem Abschied standen zunächst Türen und Fenster offen, und wir Jungen, neugierig wie immer, durchstöberten alle Räume.

Im Keller waren noch einige Gläser Blaubeeren und Marmelade zurückgelassen, und in einem Sandhaufen stießen wir auf einige Mohrrüben und ein paar volle Flaschen mit vergilbtem Etikett. Unsere Väter erkannten sofort die gute Qualität edelsten Meßweins.

Hans Hausmann

Pfarrer Kiewert, später in den Amtsräumen Spohns als Seelsorger in unserm Dorf tätig, war damals bereits als Kaplan in Werdergefilden unterwegs.
Jahrzehnte nach der Flucht stand ich kurze Zeit in Verbindung mit ihm und erhielt als Briefbeilage einen Zeitungsartikel aus seiner Feder.

Der Kaplan beim Geistlichen Rat Spohn

Heribert Kiewert über Pfarrer Hugo Spohn:

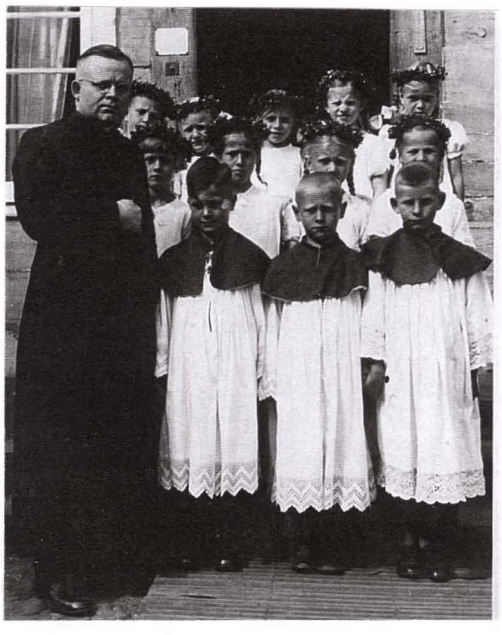
Als neugebackener Kaplan in Neuteich machte ich per Fahrrad - von Energiesparen war damals aber noch keine Rede - Besuch bei den Nachbarpfarrern. Und so kam ich an einem schönen, sehr warmen Sommertag auch nach Marjenau. Am Dorfeingang begrüßten mich vier riesige, uralte Silberpappeln.

Das Pfarrhaus, abseits der Dorfstraße gelegen, hatte geschlossene Fensterläden. Die Herr-

schaften sind sicher verreist, dachte ich mir. Aber bei dieser sommerlichen Hitze bleiben die Zimmer bei geschlossenen Läden einigermaßen kühl, das war mir auch klar.
Auf mein Läuten öffnete Frau Blaschy die Tür und begrüßte mich freundlich: »Der Herr Pfarrer sitzt in seinem Amtszimmer bei einem Gläschen heißen 'Groch'. Gehn Sie nur weiter!«
Und so war es. Pfarrer Spohn saß neben seinem Glase lesend im Amtszimmer und freute sich, Besuch zu bekommen. Er rief Frau Blaschy zu: »Bitte bringen Sie für den Herrn Kaplan ein Glas!« Dann braute er mir einen 'Groch' nach dem alten bewährten Rezept: Rum muß, Zucker kann, Wasser braucht nicht ...und meinte: »So ein richtiger, heißer 'Groch' ist doch das beste Mittel gegen diese afrikanische Hitze!«



Nach dem ersten Schluck meinte er dann ganz unvermittelt: »Übrigens, Herr Kaplan, wie ist das? Sind Sie heute auch gut rasiert? Bei der elektrischen Beleuchtung kann man das nicht genau sehen.« Mit dem Handrücken strich er über meine linke Wange. »Na, hab' doch recht. Ich muß noch etwas nachrasieren.«
Mit allem Möglichen hatte ich gerechnet. Aber daß Hochwürden von Marjenau sich als Barbiermeister betätigen und das Amtszimmer als eine Art Frisiersalon umfunktionieren würde, das hatte ich nun wirklich nicht erwartet.
Er holte seinen brandneuen elektrischen Rasierapparat und begann mit der Arbeit.



Befriedigt stellte er anschließend fest: »Ja, der neue Apparat ist wirklich gut. Entschuldigen Sie, Herr Kaplan, ich wollte ihn auch nur mal ausprobieren!«
Nach einiger Zeit angeregter und froher Unterhaltung konnte ich dann auf meinem 'Drahtesel' die Heimfahrt antreten.

Bild links
Vorkommunion in Marienau 1940 (?)
bei Pfarrer Heribert Kiewert

hintere Reihe v. links:
Anneliese Harwath, Helga Gröning, Eva Gröning, Erika Milkowski, Hilde Widowski;

mittlere Reihe:
Herta Fröse, Elisabeth Harwath, Martha Dodenhöft, Hedwig Harwath;

vordere Reihe, Meßdiener:
Kurt Sommer, Albert Widowski (?), Erich Milkowski.

Ehret die Meister!

»Handwerk hat goldenen Boden« - das war auch in unsern Dörfern so, vorausgesetzt, die Landwirtschaft hatte nicht allzuschwere Zeiten, wenn man mit Notbehelf lebte und Reparaturen wie Neuanfertigungen und Neubauten immer wieder auf später verschob.
Marienau als bevölkerungsreiches Dorf mit vielen Höfen hatte immer auch eine große und gute Handwerkerschaft, nachgewiesen in einer Statistik vom Domänenrentamt Tiegenhof aus dem Jahre 1818:

Marienau	bei 724	Einw.	26 Handwerker	Rückenau	bei 212	Einw.	5 Handwerker
Tiege	bei 431	"	15 "	Orloff	bei 145	"	8 "
Ladekopp	bei 640	"	17 "	Schönsee	bei 536	"	10 "

HANDWERKER IN MARIENAU

Schmiede	von - bis - um
Michel Fedderau	1684
Kund	1654
Michael Rogge	1758, 1762
Johann Adam Müller (Huf-und Waffenschmied)	1763
Michael Seraphim	1756, 1773, 1790
Johann Hingßler	1819
Johann Döring	1877
Carl Gutjahr	1879
Otto Popp Mstr.	1897/1910
Erich Helwig Mstr.	1910
Emil Raap Mstr.	1935 -1945

Stellmacher	
Heinrich Engel	1875
Johann Obermiller	1876
Carl Engel	1877
Johann Harder	1878
Johann Borowski (u.Gastwirt)	1878
Eduard Harder Mstr.	1910 bis 1945

Maurer	
Christian Dams	1777
Johann Gröning Mstr.	1870
Christian Hooge	1877
Andreas Hoog	1880
Jacob Schwarz	1882
Carl Wilhelm Pleger (u.Böttcher)	1888 - 1910
Hermann Hooge	bis 1945

Ziegler	
Wolf	1846, 1848, 1876
Franz Patzer(Ziegelbrenner)	1877
David Patzer(Zieglermeister)	1887
Julius Weiß Mstr.	1891
Friedrich Patzer Mstr.	1890
Otto Timm (Brennermeister)	1910
Stobbe	1891

Tischler	von - bis - um
Schmidt	1773
Jakob Krüger	1822
Johann Krause	1875
Jacob Wilhelm Wittulski	1881 - 1910
Rudolf Wittulski (u. Glaser)	1930 - 1942

Zimmerleute	
Jakob Witt Mstr.	1763
Jacob Gerbrandt (u.Mühlenbauer)	1876
Andreas Widowski	1879
Johann Laschinske	1880
J.David Taubensee (u.Mühlenwärter)	1880
Joseph Marquardt	1882
Salomon Kohn	1882
Jacob Stein	1882
Franz August Pohlmannke	1884
Joseph Konzorowski	1886
Heinrich Handtke	1888
Paul Hausmann	1930 - 1945

Böttcher	
Karl Rautenberg Mstr.	1882
Carl Wilhelm Pleger (u. Maurer)	1891 - 1910

Seiler/Sattler/Schirrmacher	
Nathanael Bielfeldt (Schirr-u.Rademacher)	1760
Michael Budde (Schirrmeister)	1773
Johann Otto Adischkewitz	1881
Carl Muehler (Sattlermeister)	1882
Arthur Blodau (Seilermeister)	1883
Leopold Raabe (Polsterermeister)	bis 1945

Maler	
Raddatz	1881

Weber	
David Grabowski	1874

Schneider	von - bis - um
Andreas Schrödter	1760
Peter Preush	1760
Johannes Behl	1763, 1773
Michael Tush	1770
Martin Kieckebusch Mstr.	1773
Samuel Insh (Ensh)	1777
Abraham Hoepner	1816
Michael Müller	1820
Christian Kollaczewski Mstr.	1824
Erdmann Hooge	1870, 1874
Salomon Frohwerk	1876
Jacob Rabaus	1877
Johann Rabaus	1879
Theodor Thomas Schritt	1884
Ida Krause (Schneiderin)	1885
Johann Brommer	1887
Jacob Dyck	1905, 1910
Eduard Böhnke	1910
Johannes Brommer	1910 - 1944
2 Frl. Raabe (Schneiderinnen)	bis 1945

Schumacher	von - bis - um
Jacob Bestvater	1683
Michel Brandt	1685
Johann Michael Kriesen	1762
Johann Berg Mstr.	1870
Eduard Mulinski	1875
George Dorloff	1876
Ludwig Berg Mstr.	1878
Johann Dyck	1889
Cornelius Krause	1889
Dorloff	1910
Johannes Kutschinski	bis 1945
Gustav Hooge	bis 1945

Nebenstehend das Haus von Schumachermeister Johannes Kutschinski. Leider sind Abbildungen der Häuser von Schumacher Hooge, Sattlermeister Raabe und Schneidermeister Brommer nicht vorhanden.





Hier (Bild links) wohnte der Tischler- und Glasermeister Rudolf Witulski.
Inzwischen ist auch sein Haus den Aufräumarbeiten der 'Nachmieter' zum Opfer gefallen.



Nebenstehend eine alte Ansicht des Wohnhauses der Fleischerei in Marienau. Sie grenzte an unsern Hof (Nr.1), und so sind mir die drei letzten Fleischermeister in unserm Dorf persönlich bekannt gewesen. Am besten ist mir die Familie von Artur Doerks in Erinnerung, da die Kinder Eberhard, Heinz und Waltraut zu meinen Spielkameraden gehörten.

Auch der Schmied begleitet das Leben des Menschen schon jahrtausendelang. Wie bei vielen anderen Gewerken mußte er kunstfertig sein; denn das Ornament am Bronzeschwert diente der Zierde, die gute Klinge aber dem Zweck. Seine Aufgaben waren vielfältig und wechselten immer im Laufe der Zeiten und im Wandel der Kulturen und spezialisierten sich bis heute.

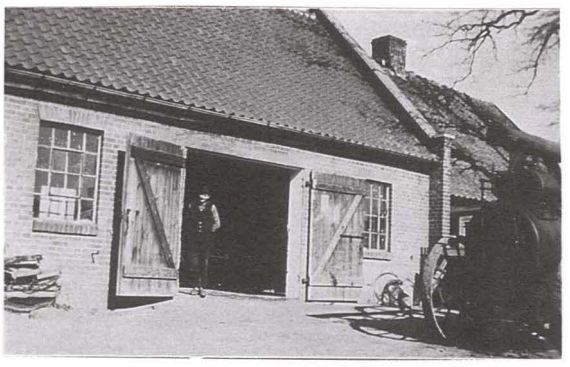




Emil Raap und Ehefrau

Unser Dorfschmied in Marjenau war nun beileibe kein Waffenschmied mehr, auch kein Goldschmied, sondern ein H u f - und W a g e n s c h m i e d , Reparatur der eisernen Ackergeräte, Schärfen der Pflugschar u.a. mit inbegriffen.





Die Schmiede - Wohnhaus und Werkstatt

Der Stellmacher in unserm Dorf war Eduard Harder. Hier, an Rempels Hof angrenzend, führte täglich mein Schulweg vorbei; ein schöner Sandweg, durch einen Graben von der eschenbestandenen Dorfstraße getrennt. Vor seinem Haus hörte der Graben auf, und auf einer grasbewachsenen Böschung war Platz, um Räder oder Wagengestelle zu montieren. Einige Male bin ich auch in seiner Werkstatt gewesen. Ein ständig flackerndes Holzfeuer machte den Raum behaglich warm, und angenehm empfand ich den Geruch nach frisch geschnittenem Holz. Vor dem großen Fenster zur Straßenseite hin stand die Hobelbank und an der Wand hing wohlgeordnet das Werkzeug, die Grad-, Rund- und Schrubhobel, die Stemmeisen, Raspeln und Sägen. Das also war der Arbeitsplatz, wo die Radnaben aus Rüster- oder Eschenholz gefertigt wurden, die Speichen aus der festen Eiche und die Felgen gewöhnlich aus Buche. Holzarbeiten faszinierten mich, und diese Faszination hat mich auch das Leben lang begleitet.



Stellmachermeister Harder

Bäcker	von - bis - um
Karl Gnatt (Mstr.u.Schankwirt)	1906
Michael Korschetz	1910
Wilhelm Habedank	1910
Peter Meckelburger Mstr.	bis 1945
Hugo Kornowski	bis 1945

Fleischer	von - bis - um
Carl Ferdinand Skock	1880
Kowalski	1914
Arthur Doerks	1930
Leo Wittenberg	1933/35
Rabenhorst	1942 - 1944

Gasthof Walter Richter

Das Gasthaus neben der Kirche - immer Dorfmittelpunkt. Etwa an dieser Stelle muß es gewesen sein, wo der Großkomtur Werner von Orseln unser Dorf gründete und als ersten Schulzen, Hof- und Gastwirt, den »ehrbaren Heinrich« einsetzte. Bis zum »ehrbaren Walter« verläuft ein großer Spannungsbogen von 605 Jahren Marienauer Dorfgeschichte.
Was unter diesem langen Zeitbogen liegt, verbirgt das Dunkel der Vergangenheit; denn die Geschichte der kleinen Leute fiel immer durch das große Sieb der Historiker.
Wir aber müssen diesen Ort würdigen, denn hier pulsierte Dorfleben, hier gab's Farbe und Bewegung, Trauriges und Lustiges, Mangel und Fülle.



Heute - das war 1993, als ich dort hineindurfte - ist das alte Haus mit Runzeln und Falten ein Denkmal. Der Verkaufsraum ein Grabmal, geplündert, dunkel und verstaubt. Wehmut rührte mich merkwürdig an, Gedankenbilder aus der Jugendzeit stiegen auf, ein unwirklich anmutender Kontrast, als wäre Wandel wohl immer möglich gewesen, aber niemals Absturz und Ende.



Marienau (fr. Mergenau) hatte von 1321 bis Ende 1944 zunächst einen, dann zwei und zeitweise sogar drei G a s t h ö f e mit etwas Landbesitz; aber in allererster Funktion versorgten sie, in Angermitte gelegen, das große Dorf über einen langen Zeitraum mit Gästebetten und Mahlzeiten für Durchreisende, mit Ausschank und Geselligkeit für die Durstigen und - im Verbund mit der H a k e n b u d e - mit Waren des täglichen Bedarfs.

Der bedeutendste Gasthof seit eh und je war jener gegenüber der katholischen Kirche und an der Rosengasse. In unserer Erinnerung eine große Gaststätte, ein Kaufmannsladen mit Kohlenhandlung, Fuhrbetrieb und Saal, von der Familie Richter bewirtschaftet.
Die hier gezeigten Fotos sind Dokumente jener Zeit, als der ganze Komplex von Rudolf Jungius zu W. Richter überwechselte,

denn der alte Name ist auf dem Schild noch deutlich sichtbar. Um 1927 nach schlechten Wirtschaftsjahren während der Inflation war, zumindest an dem verputzten Gebäudeteil, nicht sonderlich viel ausgebessert, wie auf dem einen Bild ersichtlich. Das blieb dem nächsten Wirt vorbehalten. Der Saal wurde dem Anwesen bereits um 1900 von dem damaligen Wirt Ohm Krüger hinzugefügt.



Bild oben:
Der neue Inhaber (rechts) und die Angestellten präsentieren sich der Kamera.



Bild rechts:
Es war ja sicher ein zweckdienlicher Gedanke, neben dem Eingang zu Saal und Gaststube ein simples Pinkulatorium an die Saalwand zu setzen, um den torkelnden Duhnen, die hier frische Luft schnappen wollten, auch gleich einen Abfluß für ihr Bier anzubieten; allein für den nüchternen Besucher war diese unangenehme Duftschleuse eine Zumutung.

Die nebenstehende Fotografie zeigt in der Zeit der Übernahme um 1927 die alte Wirtin und den neuen Wirt. Man sitzt festlich gekleidet im Garten und gedenkt am 18. Sept. 1927 des 13. Jahrestages der Schlacht bei Tannenberg.



Bild rechts stehend von links: Walter Richter, Gust.Regehr (Czattkau), Bruno Wiens; sitzend: Frau Helwig, Frau Helene Epp (Hermann), Frau Käthe Penner, geb. Dyck (Orloff), Frau Marie Brucks, Frau Jungius (Gastwirtschaft).

Zu unserer Zeit also führte Walter Richter zusammen mit Frau Erika und Frau Wiehler weniger einen Geschäftsbetrieb als vielmehr ein betriebsames Geschäft. Die Gehilfen in Scheune und Speicher bekamen wir nicht zu sehen.

Das L a d e n g e b ä u d e war wohl in jener Zeit das älteste Haus im Dorf, gebaut 1754, wie aus dem Firmenzeichen mit seiner uralten Hof- und Hausmarke zu ersehen ist: Schurzbohlenwände, hohes Dach, Vorlaube, geräumiger Laden mit niedriger Balkendecke, vollbepackt mit Waren und auch die Pfeiler und Wände behängt. Die Fenster,von außen teils baumbeschattet, lagen nach Osten, und darum herrschte drinnen fast immer ein knappes Dämmerlicht.

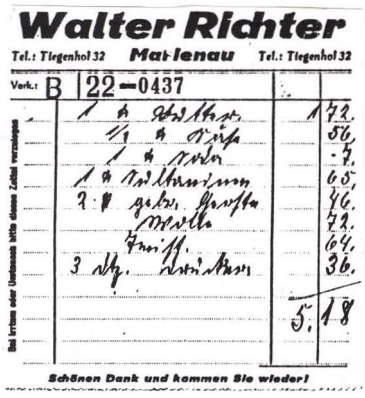


Der Gang zum Ladentisch an der Stirnseite bot jedoch Raum für allerlei Kundschaft, und im Bedienungsgang dahinter wirbelten die beiden Damen und der Chef rastlos umher. Dieser, immer mit einem Bleistift hinter dem rechten Ohr, begrüßte freundlich den Kunden: »Guten Tag, Heil Hitler, junger Mann, was darf es sein?«, wohlachtend auf die politische Neutralität als die Diplomatie aller Handelsherren. Der Wirt und der Kaufmann waren überall zugleich, hatten alles im Griff und im Auge und den rechten Spruch zur rechten Zeit.



v.links: Walter Richter, Wolfgang, Frau Erika Richter, Eugen, Frau Wiehler, Inge-Lore; dahinter Rosemarie.

Am Ladentisch drängten sich mitunter die Barzahler und die Anschreiber, und nach einem Verteilerkodex kaufmännischer Gerechtigkeit »gab's manchmal was zu«- ein Tütchen Pracherbonbons war Standard, die glasigen süßsauren in Rosa und Grün. Die Pfefferminzstange mußte man schon kaufen, jene mit der Bleistiftüberlänge, bunt und mit feinen schwarzen Lakritzlinien durchzogen. Die nächst höhere süße Qualität war eine nackte Tafel Schokolade, edle Freistaatqualität, in Pergamentpapier eingeschlagen. Die kostete bereits vier


Walter Richter
Tel.: Tiegenhof 32 Marienau Tel.: Tiegenhof 32
Verk.: B 22-0437
1 ℔ Streichk. 1.72
½ ℔ Grieß .56
1 ℔ Reis .7
1 ℔ Rollgerste .65
2 ℔ gebr. Gerste .46
Nudeln .72
Zwiebeln .64
3 Mg. Heringe .36
5.18
Schönen Dank und kommen Sie wieder!

Dittchen und war für uns Jungen als Hilfsarbeiter auf dem Feld manchmal der Halbtagslohn fürs Rübenverziehen, mit den Knien rutschend auf grobem Jutesack.

Die Bezeichnung K o l o n i a l w a r e n l a d e n war schon im Jahrhundert zuvor üblich geworden, seit die europäischen Kolonialmächte aus Afrika, Indien und Südamerika verstärkt die dort heimischen Produkte wie Kaffee, Tee, Kakao, Vanille, Rohrzucker, Reis, Gewürze und anderes mehr importierten. Supermärkte, die den Wirtschaftsbedarf unseres und zum Teil auch der Nachbardörfer befriedigten, waren diese Kaufhäuser schon lange Zeit. Bindegarn, Nägel, Kardätschen und Striegel, Peitschen, Melkfett, Wagenschmiere, Kohlen und Holz, Butter und Käse, Gelatine und Haferflocken, Flaschenbier, Bonbons und Schokolade, Nähgarn und Strickwolle, Sauerkraut und Heringe - alles gab's bei Walter Richter. Schroeder/Radtke hatten da schon ein eingeschränkteres Warensortiment, vorwiegend Lebensmittel. Dem Handwerk ließ man damals noch den Alleinverkauf. So gab's Brötchen, Brot und Kuchen nun mal nur bei Meckelburger und Kornowski und Fleischwaren bei Doerks, Wittenberg oder Rabenhorst.
Aus W. Richters verlassenem Laden habe ich 1993 eine Handvoll Einkaufsquittungen mitgebracht, denen das umseitig abgedruckte Blatt entnommen ist. Sie stammen von 1940/41, also RM-Beträge. Aus diesen zusammengestellt die folgende Preisübersicht aus jenen Tagen; jene aus der Freistaat- und Guldenzeit steht uns leider nicht zur Verfügung.

1 Pfd. Zucker	38	1 Pfd. Sauerkohl	15	1 Pk. Seifenpulver	22
1 Pfd. Puderzucker	49	1 Pfd. Bonbon	1.40	1 Pfd. Soda	7
1 Pfd. Salz	13	1 Pfd. Marmelade	32	1 Pk. Sil	17
1 Pfd. Butter	1.72	1 Pk. Kakao	25	1 Pk. Schweden	35
1 Pfd. Margarine	74	1 Pfd. Sultaninen	65	1 Pk. Tabak	60
1 Pfd. Käse	1.12	Pfefferkuchengewürz	1.20	Zigaretten	60
1 Pfd. Kathreiner	44	1 Pk. Backin	8	1 Kaffeesieb	15
Mühlenfrank	22	Lorbeerlaub	10	1 Schaumlöffel	45
1 Pfd. gebr. Gerste	23	Pfeffer	70	Schuhkrem	25
1 Pfd. Nudeln	47	1 Pfd. Roggen	20	Senkel	17
1 Pk. Stärke	28	1 Ltr. Essigsprit	60	1 Topf Bohnerw.	25
1 Pfd. Grieß	24	1 Ltr. Petrol	40	1 Federhalter	18
1 Pfd. Grütze	23	1 Ltr. Spiritus	57	1 Feder	3
1 Pfd. Haferflocken	26	1 Pk. Ata	12		

Über die G a s t s t u b e wüßten der Wirt und die Generation der Eltern mit Sicherheit mehr zu erzählen, obwohl diese kleinen Begebenheiten nur Farbtupfer in einem langen oft grauen dörflichen Arbeitsjahr waren. Während der Saalfeste war immer auch in den Gaststuben Hochbetrieb.
Wenn alltags ein Bauer seine Schritte zu diesem feuchten Ort lenkte, dann hieß es, er müsse zur Börse gehen. Das war dann ein Ausdruck der Verschleierung und als solcher auch wohl bekannt. In der Börse konnte man Nachbarn treffen, reden, Skat spielen und natürlich auch einen heben.
Ich kann mich nur an das eine Mal erinnern, als ich als Junge meinen Vater dort besuchen durfte, um ihm das häusliche Abendbrot anzukündigen.

Der S a a l , etwa um 1900 angebaut, war für diese Ortsgröße auch erforderlich. Äußerlich unscheinbar und baulich mit dem Gaststubenkomplex verbunden, hatte er dennoch innen einen

ganz anderen Zuschnitt: hohe Decke, lichte Fenster, vorn der dunkelrote Bühnenvorhang, lange Stuhlreihen - eben der Marienauer Kulturpalast.
Die weiter vorne eingedruckte Anzeige offenbart, daß es - allemal zu Ohm Krügers Zeiten - eine Tanzschule gab; ferner Dorfbälle aller Art und die beliebten Gemeinschaftsfeiern zu Weihnachten. Eine komplette Bühneneinrichtung erlaubte Theateraufführungen auf gutem Niveau und war, neben dem Saalparkett, eine Plattform für den beliebten Volkstanz mit Variationen, wie unsere wertvolle Fotodokumentation anläßlich eines Raiffeisen-Jubiläums zeigt.



Bild links:
Volkstanzgruppe bei Raiffeisen - Jubiläum

stehend v. links:
Irmgard Brucks
Anneliese Enß
Eva Rempel
Willi Penner
Hildegard Enss
Ernst Reimer;
sitzend:
Liesbeth Dyck.

Die Darstellung verkörperte deutsche wie europäische Kultur- und Stilepochen. Großmütterchen mit dem Strickzeug in der Hand erzählte von alten Zeiten, vom Rokkoko, dem Biedermeier und endete bei der Moderne, und die Paare stellten die Zeitabschnitte in sichtbarem und lebendigem Ausdruck dar.

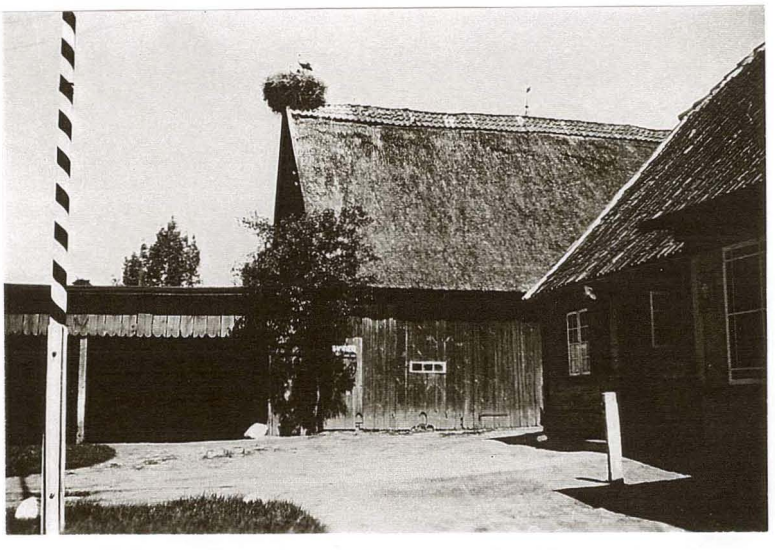


Gasthof Schroeder/Radtke

Zunächst die Überschrift. Sie beschreibt weder bei Richter noch hier präzise, was man auf diesen zwei Grundstücken in den Jahrhunderten jeweils vorfand. Mal waren es Herbergen für Gäste, mal auch Ausschank und Restaurant, mal war es auch ein wenig Landwirtschaft, mal war es Hökerei (Laden), mal alles zusammen oder auch von diesem mehr, von jenem weniger.
Deshalb findet der Leser Teilinformationen ebenfalls im Kapitel 'Höfe'.
Unser Bericht über dieses Anger-Grundstück als Laden und Gaststube setzt mehr oder weniger willkürlich um 1 8 3 8 ein, als der ev. Pfarrer Zimmermann eine recht genaue Beschreibung dieser Hakenbude (Laden) in seinen Erinnerungen an das Kirchspiel Marienau veröffentlicht:

»... eine Hakenbude mit denen dazu gehörigen Gewerbszweigen, einer Grützmühle und einer Bäckerei, welche von ihrem gewesenen Besitzer, dem gegenwärtigen Mitnachbar und mennonitischen Lehrer E n s zu einem hohen Grade merkantilistischer Vollkommenheit gebracht worden (s. Höfe Nr. 13).
Hier findet der Ortsbewohner alle seine täglichen Bedürfnisse vereint dargeboten, ja noch mehr als dies. Wie alle Getränke, so sind auch alle Materialwaaren, Gewürze und Spezereien in kleinern und größern Quantitäten, dann Oel, Lichte und Töpferwaaren, und von der andern Seite, Leinwand, Wolle, Baumwolle und Seidenzeuge selbst sehr feiner und theurer Art, und fertige Kleidungsstücke für das Landvolk zu haben. Selbst Hüte und Schuhe sucht man nicht vergebens, wie alles Eisenwerk und Ackergeräthe, Sicheln, Sensen ... Da holt die Käthnerfrau täglich ihre Grütze, ihr Abmachsel (Butter, Speck, Fett) ihr Loth Cichorienkaffee, ihr Oel zur Lampe ...«

Wir sehen also, daß man hier so gut wie alles kaufen konnte, nur k e i n e n A l k o h o l. Dessen Ausschank war dem Krugvorbehalten.
Da es sich bei dem Anwesen um 1865 nicht mehr um einen Hof handelte, wurde auch keine Hofmarke mehr in die Sammlung von Carl Parey aufgenommen. Leider ist sie uns dadurch nun nicht überliefert worden. Die alte Hofnummer 13 und die Hypothekennummer 11 sind uns durch die Kalende-Listen bekannt geworden.
Zwischen dem letzten Hakenbüdner und dem ersten Gastwirt besteht eine Lücke von vierzig Jahren, in der wir keinen Besitzer dieses Grundstücks ermitteln konnten.
Heinrich **S c h r o e d e r** übernahm 1905 dann dieses Grundstück, nachdem er seinen Hof Nr. 25 (zuletzt Meta Goertz) verkauft hatte. Inzwischen war zu der damaligen Hakenbude (Kaufladen) auch eine Gastwirtschaft hinzugekommen und eine Bäcke-



Teilansicht; rechts Gaststube und Laden, hinten Scheune

rei in einem besonderen Gebäude mit Wohnung. Dazu gehörten noch etwas über 2 ha Garten- und Ackerland und ein Wirtschaftsgebäude.
Der Wert dieses Grundstücks war vom Steueramt mit 19.500 Reichsmark festgesetzt worden (Dokum. »Erbschaftssache Schroeder« v. 1947).



In Schroeders Gaststube

Ein Blick in Schroeders Wirtsstube um 1908. Auf dem Sofa sitzt rechts der älteste Sohn Peter im Gespräch mit Ohm Krüger, dem Gastwirtskollegen aus dem nachmalig Richterschen. Sie stoßen auf ihr Wohl und ein gutes Geschäftsjahr an; 'denn Rotwein ist für alte Knaben eine von den besten Gaben' - der »Machandel 00«, der gute Stobbsche aus Tiegenhof, steht im Schrank; doch die Werbung an der Wand ist nicht zu übersehen. Aber wenn seine Stunde gekommen ist, wird er nach altem Ritus zelebriert:
»Erst die Flaume mang die Zähne ... «.

Die nun folgende Trinkanleitung wurde vom Staatsschauspieler Gustav Nord dargestellt.
Na, denn Prost!

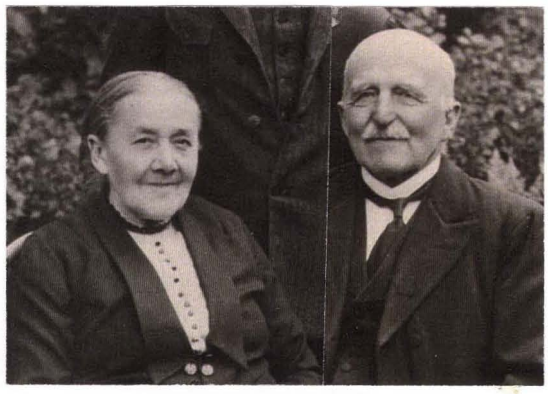






Nord stellt hier den Welutzke dar, die volkstümliche Danziger Witzfigur. Stobbes Machandel 00 gab es seit 1776, begehrt wegen seines schönen Wacholdergeschmacks, aber auch wegen der Prozente; denn der Werderaner aß fett, bevor er trank, und trank zünftig, ehe er fett aß - sagte man.

Heinrich Schroeder war in unserm Dorf 'eine Institution', weil er über lange Zeit als Persönlichkeit, als Gastwirt und Kaufmann und 50 Jahre als Standesbeamter ein dörflicher Mittelpunkt war, seine Familie mit eingeschlossen. Mittelpunkt auch mancher Schnurren und Vertellkes wie die folgenden, die Anna Ganth - Conradt so trefflich in Versform gebracht hat:



Catharina und Heinrich Schroeder

Marienauer »Supermarkt«

Kaufmann Schroeder, uns allen bekannt -
der Heinrich wurd' »Kussenschroeder« genannt.
Als der Hof an Wieler verkauft mit Gewinn,
erwachte in ihm der Kaufmannssinn,
und zwischen Kohlen, Grütze und Wein,
da richtete sich der Heinrich ein.
Op den Anger tweschen de beiden Karken,
doa fung de Schroeder an to warken.
Meine Mutter die brauchte nur sagen:
»Zu Schroeder«, dann sind wir gerannt;
denn kein Kind verließ den Laden mit leerer Hand.
Es gab dort aber auch alles zu kaufen:
Salzhering, Spiritus, Schuhbänder und Wurst -
in der Gaststub' Schnäpschen und Bier für den Durst.
Das war immer ein Stückchen Gemütlichkeit
bei Heinrich und seinem Käthchen -
wahrlich erinnernswert
das Marjenauer Lädchen.

Wie das Petroleumfaß dem Heinrich zum Verhängnis wurde

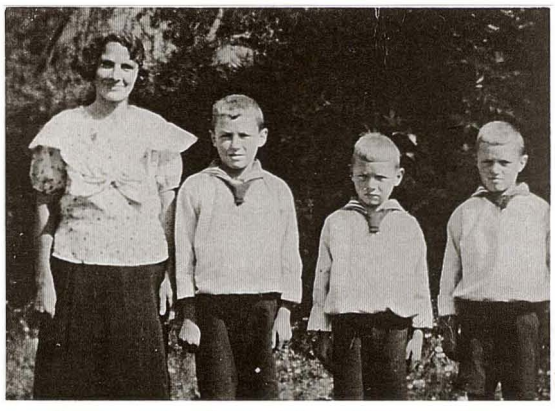
Mittags zwölf Uhr, die Sonn' stand hoch am Himmel:
da kam es Heinrich in den Sinn:
Wieviel Petroleum ist in dem Faß wohl noch drin?
Der Spunt ist zu, der geht nicht auf,
nimmt den Schlorren vom Fuß und haut einmal drauf.
So, offen ist's nun, doch der Inhalt ist dunkel.
Ein Streichholz er zündet und - leuchtet hinein.
O Schreck! Drauf folgt ein Riesengefunkel,
durch die Lüfte fliegen Arm' und Gebein,
durchs ganze Dorf schallt ein lauter Knall,
und der Heinrich landet vorm Kirchenportal.
Gesicht und Hände schwarz wie ein Mohr.
Heinrich, o Heinrich, du armer Tor!



Ab 1931 verpachteten Schroeders dieses Grundstück, und zwar die Gastwirtschaft und das Kolonialwarengeschäft an August Radtke, die Bäckerei war schon länger verpachtet, zunächst an Habedank und dann an Hugo Kornowski.
Selbst mieteten Schroeders das Rentierhaus von Lietz/Daniel, wo der Sohn Walter die Poststelle inne hatte, die er 1931 von Frau Urbanski übernommen hatte. Hier konnte das Ehepaar Schroeder 1940 die Diamantene Hochzeit feiern, doch ein Jahr darauf verstarb Heinrich Schroeder.

Freizeit, Fest und Feier

Freizeit in einem Bauerndorf alten Stils, das waren der Sonntag und der kurze Feierabend, allein das Vieh mußte nach seinen Bedürfnissen versorgt werden.
Der S o n n t a g also, der Tag des Herrn, blieb frei von Feldarbeit, war fast immer ein Tag der Familie. Man ging zum Gottesdienst in die Kirche, und die Mennoniten spannten Dogcart oder Kutsche an und fuhren zu ihren weit verstreut liegenden Gotteshäusern; allerdings nicht regelmäßig; so gab es auch Hausandachten.
Man zog sich 'sonntagsch' an. Die saubere und adrette Kleidung hob aus dem Alltag heraus, unterstrich die feierliche große Pause nach der Arbeitswoche. Das war Gesetz.



Margarethe Genditzki mit ihren 3 Söhnen Heinz, Horst und Fränzchen im »Sonntagsstaat«

Dann die F e s t t a g e , sie waren Glanzlichter im Jahreslauf. Von den kirchlichen Feiertagen und Familienfesten bis zum Jahrmarkt gab's alle Stimmungslagen von besinnlich - ernst bis fröhlich - ausgelassen.

Die Schuljugend fügte sich sittsam in die Ordnung der Erwachsenen ein; doch sie nutzte immer auch ihre eigenen Freiräume, wo immer sich Gelegenheit dazu bot.
Vielgestaltig und dem Bewegungstrieb förderlich war fast alles - vom Balancieren auf den eichenen Scheunenbalken und den Sprüngen ins frische Weizenstroh, dem Versteckenspielen in Speicher und Garten, dem Schlittschuhlaufen auf Teichen und Gräben bis zum Reiten, Angeln, Ballerbüchsen basteln aus ausgehöhltem Holunder und Kalmuspfropfen und vielem mehr.

Ostern



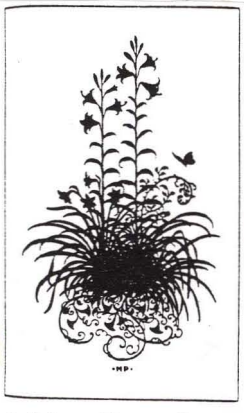
Brauchtum hat seine Stunde oft nach Sonnenaufgang, wenn am Ostermorgen die jungen Mädchen zur Quelle gingen, um Osterwasser zu schöpfen und feine Haselgerten brachen. Dann ging's an die Betten der Schläfer.
Schmackostern war nicht nur in unsern Dörfern, sondern in allen osteuropäischen Ländern verbreiteter österlicher »Schlag- und Heischebrauch«; denn 'schmacken' hieß schlagen. Interessant ist schon, daß die Bezeichnung 'schmacken' erstmals 1409 im Ausgabenbuch des Deutschen Ordens in unserer damaligen Komturei Marienburg erscheint, als den Viehmägden des Wirtschaftshofes eine Spende dafür gegeben wurde, daß sie den Hochmeister 'schmackosterten'.
In dem Brief einer Ostpreußin unserer Tage an ihren Enkel heißt es: »Deine Mami war ein trautstes Marjellchen. Am Ostersonntagmorgen, wenn ihre Elterchens noch schliefen, schlich sie sich ins Schlafzimmer, hob die Bettdecke auf, schlug mit einem Büschel Zweige sanft auf die

Beine und rief fröhlich: 'Oster, Schmackoster, schenk Eier und Speck, sonst geh ich nicht weg!'«
Zwischen den beiden genannten Ereignissen liegen sechshundert Jahre, und im Marjenau meiner Kindheit war das Wort ein fester Begriff und auch der Brauch; denn meine Schwester streichelte nicht die Eltern, sondern ihren kleinen Bruder, ohne Eier und Speck zu heischen, sondern wohl mehr, um aus (Schaden)freude den Langschläfer aus dem Bett zu treiben. Je nach Gegend, Dorf und Familie kannte die Sitte andere Formen der Ausführung.
Das Ostereiersuchen in Haus und Garten je nach Wetterlage nach dem Frühstück war damals und ist auch heute noch alter gemeingermanischer Brauch.
Erinnern kann ich mich außerdem noch an eines, daß zweimal auf dem Frühstückstisch neben den obligaten Hühnereiern auch fünf oder sechs der kleinen gesprenkelten Kiebitzeier - kurz gekocht - auf einer Untertasse lagen. Die Weide hinterm Stall war ab März in Grasmulden ein bevorzugtes Brutgebiet der schwarz-weißen Gesellen aus der Regenpfeiferfamilie.



Für das Schulleben brachte Ostern die Jahreswende. Man wechselte die Klassen oder blieb auch sitzen, und nach der achten Klasse war Schluß; doch wer sich berufen fühlte oder die Eltern das Schulgeld am Tiegenhöfer Gymnasium zahlen konnten, der durfte die Weihen höherer Bildung bis zum Einjährigen empfangen oder Abitur machen, die grünsamtene Schülermütze mit dem silbernen oder goldenen Streifen tragen und am Ende ein großes Fest feiern, wie auf dem Foto von 1930 nebenan zu sehen: Gerda Brucks (sitzend) im Kreis ihrer Kameradinnen.
Nachdem dann die österlichen Tage vorüber waren, nahmen wir Kurs auf 'Plumepingste'.

Sommer



»Die schönste Zeit im Jahr ist mein; da singen alle Vögelein . . . «, wußte Luther einer seiner Dichtungen an den Anfang zu stellen. Aus Frühling und Sommer gibt es daher von den vielfältigsten Freizeitaktivitäten zu berichten.
Während bei den Erwachsenen der Zwölf-Stunden-Arbeitstag die Regel wurde, hatte die Schuljugend Vergnügen die Fülle. Die Krone waren die Großen Ferien, und wer auf einem Hof aufwuchs und Verwandte in der Stadt hatte, kriegte dann häufig seine Vettern und Cousinen aus Berlin, Danzig und Elbing zu sehen. Wenn der rotblonde Hans-Peter aus Berlin-Steglitz in den hellen Knickerbockern seine Fahrradrunden bis Meister Harder, dann zwischen den Teichen hindurch zu Daniels, bei Koschkes vorbei und kurz hinter Fleischer Doerks beendet hatte, dann wußte alle Nachbarjugend in Marjenau-Süd : Hans-Peter ist da - und holte den immer gleichen Begrüßungsvers hervor »Berliner, Berliner, was machen die Hühner? Was macht der Hund, ist die Katz gesund ?«

Auf den Sommer im Osten war Verlaß. Er war rechtzeitig da, zog ab und zu ein kräftiges Gewitter mit Blitz und Schlag in einem über die weite Werderbühne, so daß wir nachts, wenn wir im Dachbodenzimmer schliefen, im Nachthemd und barfuß die Treppe hinunterstolperten, um Mutters und Vaters Nähe zu suchen.

Prasselnder warmer Regen leitete die Szene ein und schloß sie auch immer ab. Wenn es tags geschah, ohnehin, wenn nachts, dann waren auch am nächsten Tag noch soviel blottige Erde und Wasserpfützen in den Gleisspuren der Wagenräder übrig, um den Barfüßlern das wohlige Vergnügen zu verschaffen, den warmen Matsch zwischen den Zehen aufquellen zu lassen. Elementare Freuden, die Stadtkindern entgingen! Auch als künftige Wasserbaumeister übten wir uns im Bewässern und Trockenlegen, im Aufstauen und Ableiten, mit einem Stock Rinnen ziehen und Wasser auf viele Gräben verteilen.
Sommererlebnisse gab es in unglaublich vielen Facetten. So erzählt Ruth Winkler:

»Während der großen Ferien habe ich viel mit den Kindern der Familie Klein zusammengespielt, an Regentagen im Speicher auf der Werkbank gebastelt, und bei schönem Wetter ließen wir die gebastelten Schiffe, mit Segeln versehen, auf der Schwente schwimmen.
Und war das schön, in der Scheune im Stroh zu rutschen! Wir dachten nicht daran, daß das abends beim Füße- und Beinewaschen ganz schön schrimmen würde.
Auch mit den Mädchen aus Bartschens Kate spielte ich viel. Einmal waren wir in der Scheune. Ich weiß nicht mehr, wie die Majell hieß, jedenfalls flog ich mit dem Kopf zuerst in ein tiefes Loch im Heu und wäre ohne ihre Hilfe jämmerlich erstickt. An den Augenblick denke ich nicht so gerne zurück.«

Badewasser gab's überall

Sommer bedeutete vor allem Wasserfreuden. Das begann schon beim Duschbad unter der Schwengelpumpe auf dem Hof. Mein Bruder oder auch meine Spielkameraden aus der Nachbarschaft mußten pumpen, und in Hockerstellung saß man unter dem eiskalten Wasserstrahl in der Abflußrinne. Schnell wechselten wir die Rollen; ich ergriff den Schwengel, und Goertzen oder Genditzkis Heinz sprangen unter den erfrischenden Strahl.
Wenn die schnelle Abkühlung nicht ausreichte, dann gab's da noch im Dorf die großen Teiche, die sich auf dem Anger reihten, wie Perlen an einer Schnur. Dennoch eigneten sich zum Baden nicht alle so gut wie der Teich zwischen Rempels und der Schule. Die van Riesens müssen ihn einmal ausgebaggert haben, denn an drei seiner Seiten fiel das Ufer steil ab, und wenn man sich, durch den Modder watend, bis in die Mitte vorwagte, stand einem das Wasser buchstäblich bis zum Hals, und man traute sich nicht einen Schritt weiter in der Furcht, in eine modrige Untiefe zu geraten.
Nun hatte das Wasser auch nicht gerade die Wasserqualität A, denn unter den Badegästen waren doch zur Hauptsache kräftige Trakehner-Pferde, Enten und Scharen von Martins-Gänsen. Für das Wassergeflügel war der Teich an seiner Oberfläche nicht gerade erste Wahl, denn sie liebten den Entenflott, schwammen dann unter dem Schulbrücklein hindurch, und in dem Verbindungsarm in Richtung Eppschem Überweg fanden sie diese Delikatesse in Hülle und Fülle. Für uns Jungen war besagtes Bad auch wahrlich nur ein Notbehelf an glühendheißen Tagen, wenn wir dort in der Nähe waren.
Die Krone aller Badeangebote zu dörflichem Hausgebrauch lieferte die Schwente. Wer des Schwimmens kundig war, für den gab es an allen Stellen einen Seiteneinstieg durch Binsen, Rohr und Schilf.
Wo unser Flurstreifen an die Schwente stieß, lag ein Kiefernstamm im Wasser. Mein Begleiter - ich selbst bin etwa zehn Jahre alt gewesen - muß ihn quer über den Fluß geschoben haben. Dann, durch Anhangeln und Loslassen, vertraute man sich für Augenblicke dem Element an, umpelte wild wie ein verängstigter Hund und war froh, zwischendurch immer wieder die rettende Baumrinde zu fühlen.

Noch einmal darf ich nun Ruth Jetter-Winkler mit sinnverwandtem Inhalt zu Wort kommen lassen:

»Das Baden in der Schwente war für mich zunächst einmal ganz tabu. Da Großmuttchen einen Sohn verloren hatte durch Ertrinken in der Schwente, glaubte ich bis zum siebenten Lebensjahr, daß der »Wassermoder« in der Tiefe sei und die Kinder fressen würde. Das verlor sich erst, als ich mal beim Pferde-auf-die-Weide-Reiten vor dem Tor zwischen die Pferde in ein Blodloch flog. Armes Großmuttchen mußte das von der Sommerstube aus beobachten. Na, dem Schütz (Verwalter) war das nicht recht, daß ich danach so schief auf dem Pferd saß. Er ging mit mir auf den Steg an der Schwente, ich wurde gewaschen, und zum »Wassermoder« meinte er nur kopfschüttelnd »Quatsch«.

Dann aber im nächsten Jahr begannen herrliche Zeiten in der Schwente. Bei Hochwasser kam einmal ein herrenloses Floß angeschwemmt - von Süden her - gerade, als Herr Kreklau (Verwalter) sich die Fluten ansah, und er hangelte das Floß an Land.

Und so erlernte ich und noch viele Mädels aus dem Dorf bei Omi das Schwimmen: an einem blauen Küchenhandtuch wurde an jeder Ecke ein Strang angebunden. Das Handtuch bekamen wir um den Leib, und Omi ging auf dem Floß hin und her und hielt die Stränge in der Hand. Einmal plantschen, was wir kraulen nannten, und einmal rückwärts schwimmen. Hilda Mierau, die lange bei Omi war, machte eine so seltsam komische Figur beim Schwimmen, und eines Tages, als sich wieder einige Schwimmerinnen in der Schwente vergnügten, wäre sie doch beinahe abgesoffen. Ich schob ihr noch gerade rechtzeitig vom Ufer aus ein Brett zu.



Die Schwente beim Penner'schen Hof

Wir tummelten uns viel in der Schwente. Wieder waren wir ein paar versammelt, als sich jemand beschwerte, da würden Klieter geschmissen. Ich bekam auch einen auf die Backe, aber dachte mir nichts Böses. Da waren doch ein paar Bengels, darunter auch Driedgers, an der anderen Schwentenseite entlanggefahren, um uns Badenixen mit Dreck zu beschmeißen.

Und nach dem Abendbrot, wenn die Leute sich gewaschen hatten, ging's wieder in die Schwente, und es wurde auf dem Floß geschaukelt. Fippa Augustin und ein Herbst waren dabei und die Blutegel nicht weniger knapp. Einmal vermehrte sich so ein dickes Biest bei mir auf dem Fuß, nachdem ich den Fluten entstiegen war.«

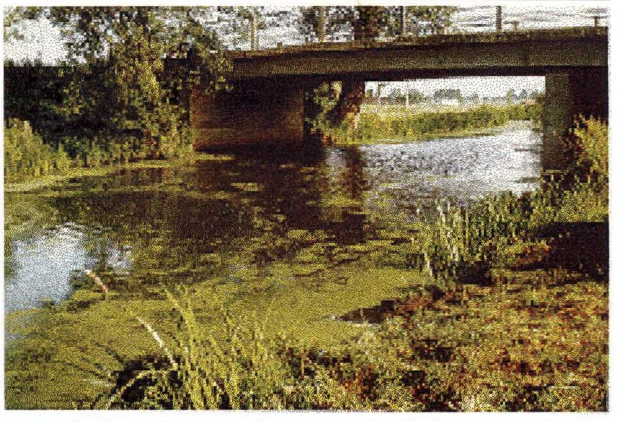
Die Brücken-Badestelle

Der allgemeine Badeplatz war der Flußabschnitt an der Brücke nach Tiege. Die Ufer, auch um das kleine Hafenbecken bei Karl Fischer auf der andern Seite, waren fast völlig entkrautet, und der kleine Außendeich links von der Pflasterstraße umschloß ein ebenes Wiesenstück mit Pappeln, wo man sich auskleiden, tummeln und auch gleich den Einstieg über die Uferpfähle ins Wasser tun konnte. Die Frei- und Fahrtenschwimmer zog es in Flußmitte, und dann ging's erst mal ein ganzes Ende gegen den Strom. Ein Stückchen weiter, wo der Schwentenwall wieder eng ans Wasser rückte, gab es noch zwei, drei weitere Badestellen, wo das Gras abgetreten war, man in sanfter Rutsche ins Naß glitt und schon nach zwei Schritten den Boden unter den Füßen verlor. Blutegel schreckten uns nicht. Sobald es sich einer der Sauger am Oberschenkel bequem machte, bemerkte man sehr schnell den Schmarotzer und wischte ihn von der Haut.

An warmen Sommertagen lag Fahrrad an Fahrrad am Schwentenwall, und dann gab 's ein Fest für die Turmspringer, denn das Publikum war reichlich. Die alte deutsche Brücke war eine Holzkonstruktion von 1888, bei der man von der Brückenplattform springen konnte, aber auch vom Geländer. Dort sah man dann hin und wieder die Meister - Hanna Augustin, die Jopps und nur noch wenige außer ihnen. Da war der Kopfsprung Meisterklasse.

Bleiben wir jedoch noch etwas beim Wasser; denn sie soll nicht unerwähnt bleiben, die Krone marinen Erlebens, die Ostsee und Steegen, Inbegriff sommerlicher Badefreuden für alle Werderaner.

Hier erinnert sich Anna Mertinat-Claaßen:



Die Badestelle an der Schwente (Aufnahme von 1990)

Schulausflug nach Steegen

»Jedes Jahr im Sommer machte unsere ganze Schule einen Ausflug an die Ostsee nach Steegen. Das war immer ein Freudenfest. Bis Anfang der dreißiger Jahre sind wir noch mit einem langen Leiterwagen gefahren, mit grünen Zweigen geschmückt. Lange Bretter wurden der Länge nach zwischen die Leitern gelegt, auf denen wir saßen, oft in vier Reihen. Auch unsere Mütter durften mitkommen. Vier Pferde zogen die bunte fröhliche Gesellschaft, und bei der Abfahrt sangen wir: »Nun ade, du mein lieb' Heimatland«.

Die Fahrt dauerte gut zwei Stunden, bis wir die See erreichten, aber Langeweile kam nicht auf.



Die Strandhalle in Steegen

Als ich zum erstenmal die Ostsee sah, blieb mein Mund offen stehen vor Staunen. So viel Wasser und kein Ende zu sehen! Ich erinnere mich, daß ich ein weißes Spitzenkleid anhatte, mit dem ich zuerst gar nicht wagte, an den Strand zu gehen. Ich verkroch mich hinter einer Düne und horchte nur auf das Rauschen der Wellen. Es war ein sehr heißer Tag, und mir wurden bald Schuhe und Strümpfe zu warm. Barfuß traute ich mich nun an den Strand und spazierte mit angehobenem Kleidchen am Wasser entlang. Plötzlich kam eine große Welle, und vor Schreck bin ich hingefallen. Pitschenaß und voller Sand, liefen mir die Tränen über das Gesicht. Von der Ostsee wollte ich im Augenblick nichts mehr wissen. Meine Mutter hatte



Familie Hermann Dueck am Strand in Steegen

Mühe, mich zu trösten. Ich durfte mir in der Strandhalle eine rote Limonade kaufen. So etwas hatte ich noch nie getrunken. Zu Hause gab es nur Pumpenwasser gegen den Durst.
Später wurden dann unsere Ausflüge mit der Kleinbahn gemacht. Sie wurden immer üppiger. Sogar mit dem Dampfer nach Cadinen, allerdings vorher sieben Kilometer zu Fuß nach Tiegenhof. Dennoch, das war eine schöne Zeit.
Auch an einen Ausflug mit der Bahn nach Marienburg erinnere ich mich, wo wir die Burg besichtigten.
Ja, Jugend und Heimat, deine Sterne - in der Erinnerung leuchten sie so hell.«

Nun, das Wasser war für die Werderschen immer ein starker Bezugspunkt. Dennoch, wir waren jedoch keine Amphibien und hatten auf der wohlgegründeten dauernden Erde gleichwohl unsere Freuden, Jung und Alt.

Jahrmarkt

Einmal im Jahr, vielleicht auch unregelmäßig, zog ein kleiner Dorfsjahrmarkt auf den Anger gegenüber der Käserei. Ein Kettenkarussell war die große Attraktion, ein nervenprickelndes Erlebnis, wenn die Zentrifugalkraft dich unwiderstehlich in die Lüfte hob, fast schöner noch als Fliegen. Und einer flog noch weiter, das können viele Augenzeugen beweisen - Jopps Günther. Beherzt wie immer, hatte er sich dem kreisenden Kettensitz anvertraut; doch mit des Geschickes Mächten . . . löste sich etwas im Getriebe - ein Kettenglied, der Haltering oder hatte Günther auf die Sperrkette vor dem Bauch großzügig verzichtet - er flog - noch weiter als wir alle - er flog durch Marjenau und landete, so wollte es die Schwerkraft, im Binsenmodder des Angerbachs, kopfüber !!! Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heute - er lebt.

Auch ein paar Buden waren jedesmal aufgebaut. Uns Jungen hatten's die Schießbuden angetan. Mit dem Luftgewehr galt es, ein Porzellanröhrchen zu treffen, in dem eine Rose stak. Stolz, Ehrgeiz und ein gutes Auge, so ließen wir die Nieten meistens hinter uns. Schließlich waren wir bereits im Zeitalter der Wehrertüchtigung, und Scheibenschießen war im Jungvolk eine der liebsten Pflichten.

Der Sportverein »Lustige Brüder«

Der Fußballverein wurde im Jahre 1921 gegründet und trug mit Recht den Namen »Lustige Brüder«. Denn in dieser Mannschaft haben vor allem Brüder gespielt: die Brüder Genditzki Franz, Fritz und Otto und die Brüder Ziemens Reinhold und Herbert. Ferdinand Kollien war der Vorsitzende des Vereins.
Nach Angaben meiner Mutter spielte die Mannschaft in der Kreis-Liga. Der Sportplatz war eine Wiese von Bauer Lietz. Da der Verein das Geld für die Pacht nicht zahlen konnte, verlangte der Bauer von jedem Spieler des Vereins einen freiwilligen, unbezahlten Arbeitstag in der Heuernte.
Auch ein Sport-Heim wurde durch Eigenleistung der Spieler gebaut. Die Bretter und Kanthölzer holten sie auf dem Fahrrad oder auch mal - ohne Wissen des Bauern - mit einem Bretterwagen heran.
Die Ausrüstung zum Spielen mußte jeder Spieler selbst bezahlen. Es wurden auch Sportfeste veranstaltet, verbunden mit einer Tombola. An diesen Tagen war mein Vater, Franz Genditzki, immer schwer gefordert. Tags mußte er Fußball spielen und abends in der Kapelle zum Tanz aufspielen. Das ganze war freiwillig und ohne Bezahlung. An die Namen der anderen Spieler kann sich meine Mutter leider nicht mehr erinnern.
Nach einer feuchtfröhlichen Siegesfeier im Vereinsheim wollten sich die Spieler für den ihnen

auferlegten unbezahlten Arbeitstag beim Bauern Lietz rächen. Sie fanden sich ungerecht behandelt, denn im Sommer ließ er jeden Tag seine jungen Rinder auf dem Sportplatz grasen, und vor jedem Fußballspiel mußten die Sportler erst einmal alle Kuhfladen vom Rasen wegräumen.

Einige Männer schlichen sich also zum Hof des Bauern, zogen die Splinte der Räder aus den Achsen der Wagen und lockerten die Halterungen.

Am Montag in der Frühe fuhren vier Gespanne mit den Leiterwagen, um die Ernte heimzuholen. Doch nach kurzer Fahrt verloren alle vier Wagen ihre Räder.

Der Bauer war natürlich darüber sehr ärgerlich. Er konnte aber niemandem etwas nachweisen und erfuhr so auch nicht, wer die Täter waren.

Heinz Genditzki



Sportverein »Lustige Brüder« 25. 9. 1921
stehend v. links: Reinhold Ziemens, Herbert Ziemens,
Ferdinand Kollien, Franz Genditzki, Gustav Thießen;
liegend v.links: Otto Genditzki, Gustav Claaßen und Fritz Genditzki

Unsere Musikkapelle

Im Jahre 1929 ist eine Musikkapelle in Marienau gegründet worden. Die Namen der Gründungsmitglieder waren:

Wilhelm Guttmann: er war Kapellmeister und zuständig für die Beschaffung der Noten und die Festlegung der Termine. Er spielte Trompete und Geige. Franz Genditzki: er spielte Tenor-Horn, Trompete und Klarinette. Otto Genditzki: er spielte Akkordeon und schlug die Pauke. Fritz Kinserowski: er spielte Tenor-Horn. Hermann Grabowski: er spielte die Tuba.



Die Musiker v. links: Wilhelm Guttmann, Franz Genditzki, Otto Genditzki,
Fritz Kinserowski und Hermann Grabowski

Musiziert wurde auf Hochzeiten in der näheren Umgebung, bei Tanzveranstaltungen im Saal bei Richter und auf Wunsch der Hinterbliebenen auch bei Beerdigungen. Am Heiligen Abend zogen die Musiker von Haus zu Haus und spielten Weihnachtslieder.

Gefährlich war es, in der Zeit bis 1933 auf Parteiveranstaltungen zu spielen. Die Gegner der Parteien stürmten manchmal unverhofft herein, und es entwickelte sich eine Saalschlacht. Von den fliegenden Stühlen blieb manchmal auch die Kapelle nicht verschont. Dann mußten die Männer sich und die kostbaren Musikinstrumente rasch in Sicherheit bringen.
Bei schönem Wetter wurden die Musikproben im Freien hinter unserm Haus durchgeführt, und im Schuppen neben unserm Stall wurde bei schlechter Witterung geübt. Die Musikproben lockten immer viele Kinder und Erwachsene an. Dann wurde getanzt und gelacht.
Da das Geld knapp war, wurden die Musikinstrumente meistens auf Abzahlung gekauft. 1940 wurde die Kapelle wegen der Einberufungen der Musiker zum Kriegsdienst aufgelöst.

Heinz Genditzki

Der Marienauer Gesangverein

Anfang der zwanziger Jahre - wie sich meine Mutter erinnert - wurden der Gesangverein und eine Theatergruppe gegründet. Der Leiter dieser Gruppen war der Lehrer Wieck. Zweimal in der Woche wurde geprobt, und die Theateraufführungen fanden auf der Bühne im Saal von Rudolf Jungius statt. Um mehr Zuschauer anzulocken, wurde auf Wunsch des Gastwirts nach den Theateraufführungen getanzt. Bei besonderen Feiern wie Erntedankfest oder Maifeiern tanzten die Mitglieder der Theatergruppe Volkstänze in ländlicher Tracht. Die Füße der Frauen schmückten dann Holzschlorren und die Köpfe geflochtene Kränze aus Ähren und Blumen. Dabei waren auch immer die Sense, die Sichel und die Heuharke. Der Gesangverein sang Heimatlieder.
Bei den Aufführungen spielte meine Mutter meistens die Rolle des armen, unschuldigen Mädchens vom Lande, während mein Vater den Liebhaber oder den reichen Mann darstellte. Die Texte der Mutter waren auf Plattdeutsch geschrieben. Mein Vater aber mußte Hochdeutsch sprechen, was ihm nicht immer leicht fiel, denn er sprach viel lieber Platt.
Auch Couple haben beide gesungen. Trotz vieler Entbehrungen hat die freiwillige Arbeit den Teilnehmern der Gruppe viel Spaß und Freude gemacht.

Heinz Genditzki

Nach Lehrer Wiek übernahm von 1923 bis 1927 Gustav Eichholz die Hauptlehrerstelle.
Ihm folgte Herbert Radziwill, der sich um die dörfliche Kulturarbeit allgemein große Verdienste erwarb. Da Musik eine seiner starken Seiten war, machte er jungen Frauen und Männern das Angebot, eine Gesangsgruppe zu bilden (siehe nebenstehendes Bild).
Wegen der so unterschiedlichen Berufsgruppen der Teilnehmer waren die zeitlichen Verpflichtungen nicht gut abzustimmen, und so löste sich die Gruppe leider bald wieder auf.
Einen zweiten Versuch, diesmal mit Jüngeren zwischen siebzehn und zwanzig, unternahm der zweite Lehrer Alfred Grosselbeck (siehe Bild nächste Seite).



Gesangsgruppe; hinten v.links: Marie Brucks, Herbert Radziwill, Fr. Kowalski, Lena Fast, ? , Fr. Kurschat; Mitte: Fr. Helwig, Liesbeth Dyck, Else und Erich Heidebrecht; vorne: Charlotte Radziwill und Anna Schroeder

Gesangsgruppe (1933)

obere Reihe:
Walter Schroeder, Ernst Esau, Liesbeth Radtke, Edith Epp;

mittlere Reihe:
Charlotte Rempel, Liesel Harder, Käthe Esau, Irmgard Brucks, Gerda Brucks, Lehrer Grosselbeck, Hildegard Enss, Magdal. Wiehler, Lena Fast, Kurt Enss;

vordere Reihe:
Gretel Harder, Gertrude Wiens, Frau Kowalski, Meta Kurschat



»Wir freuen uns, daß du geboren bist und hast Geburtstag heut'«

Der Geburtstag hat die Menschen immer schon fasziniert, und seit Jahrtausenden - genauer gesagt, seit der Kalender es möglich machte, ein Datum exakt festzuhalten - wurde dieser Tag festlich begangen. So auch in Marienau. Wir sind glücklich, einige wenige erhaltene Aufnahmen von Kindergeburtstagsgesellschaften in unserm Dorf zeigen zu können.



Hint.v.li.: Annemarie Daniel, Annem. Fast, Edith Daniel, Wanda Raap, Elisab.Fast, Maria Dueck; vorn.: Ruth Dueck, Margrit Fast

Und Geschenke? Da schenkte jeder Gast sich selbst, um Geselligkeit bei Spaß und Spiel miteinander zu haben. Materiellen Klimbim schenkte man nicht, denn ihn gab es gar nicht.. Bestenfalls etwas Eßbares, eine Tafel Schokolade war achtbarer Standard. Wie herrlich das Gefühl und die Vorfreude auf den Genuß, wenn sich so zehn, zwölf Tafeln am Ende übereinanderstapelten!

Nicht jeder hatte einen elterlichen Garten als Geburtstagsspielplatz zur Verfügung. Ganz besonders reizvoll waren in den offenen Jahreszeiten

die parkähnlichen Bauerngärten mit Rasen, Steigen, Obstbäumen, Blumen und Büschen. Das machte sich dann auch gut für ein Erinnerungsfoto, wie man sieht. Einige aus Dycks, Fastens und Driedgers Familienalben sind erhalten geblieben, gottlob.



Bild oben v. links: Irmgard Hippler, ?, ?, Gerhard Driedger, Frau Helene Driedger, Klaus Driedger, Walter Driedger senior, Walter Driedger junior;

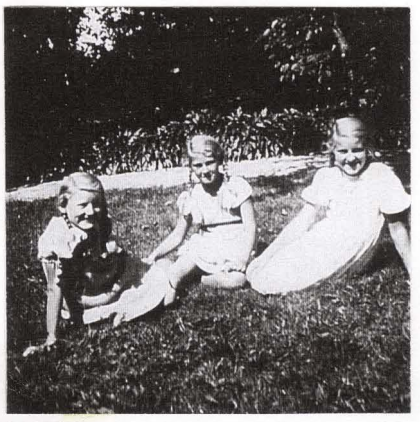


Bild rechts v. links: Hildegard Dyck, ?, Erika Wiens



Bild links obere Reihe: ?, Meta Claaßen, Wanda Raap, Erika Wiens, Christel Raap, Lena Dodenhöft;

mittlere Reihe: Hilda Esau, Hildegard Dyck, Annemarie Fast, Annemarie Daniel, Gerda Esau;

untere Reihe: Elisabeth Fast, ?, ?, Margrit Fast, Edith Daniel, Ruth Winkler;

ganz unten: Ralf-Udo Winkler



AUSFLUG DER ÄLTEREN

Nebenstehendes Bild v. links: Mathilde Fischer, Herm. Reimer, Gustav Fischer, Gustav Enß, Emil Enß, Käthe Wiebe, Helene Enß, Käthe Reimer, Lena Fast, Liesbeth u. Willy Dyck, Ernst Fast, Erwin Kreklau, Frieda und Erich Heidebrecht

Feierabend An lauen Sommerabenden hielt es niemanden in den engen Stuben. Man saß zusammen - Eltern und Kinder und Nachbarn. Man saß auf dem Beischlag, hockte auf Treppen und hölzernen Bänken. Damals wurden wir noch nicht unterhalten, wir unterhielten uns selbst. Und was gab es nicht alles an Neuigkeiten zu erzählen über die Kinder und die Verwandten und Bekannten, über die tägliche Arbeit, über Nachrichten aus dem Tiegenhöfer Wochenblatt und den Danziger Neuesten Nachrichten und wo Laue Edard wohl im Augenblick steckte. Ein Mosaik an Leben, Fröhliches und Komisches und manches, was nachdenklich machte. Immer aber war man innerlich eng beieinander, und diese feste menschliche Brücke trug über den nächsten Tag und wohl auch noch weiter.



Bild rechts
Vor Kestners Kate

von links:
Fritz Genditzki
Frau Genditzki, Alfred Genditzki, Minna Genditzki
Otto Genditzki
Otto Kestner, Frau Kestner
Otto Hooge
Hans Schlesinski mit Erich Schlesinski
Emma Hooge, Marie Kestner
Dora Ott, Erna Kestner
Charlotte Ziemens



Bild links
Bei Familie Goertz

von links:
Grete Goertz, Frieda Goertz, Frau Goertz (Mutter) Mädchen ?, Heinrich Goertz (Vater) und Heinz Goertz



Bild rechts
Am Überweg zur Kirche

von links: Frau Kock und Sohn Horst, Frau Anna Gröning und Sohn Hans, Frau Dora Hooge mit Pflegesohn Konrad

Herbst



Bunt sind schon die Wälder, gelb die Stoppelfelder, und der Herbst beginnt . . .
Bunte Blätter fallen, graue Nebel wallen, kühler weht der Wind.
Die Übergänge von der einen zur anderen Jahreszeit waren fließend, und es gab immer auch im September/Oktober eine Reihe genußvoll schöner Herbsttage und -abende. Kartoffelkrauthaufen wurden geschichtet und angezündet, und bläulicher Qualm zog über die nahen Felder. In die Glut warfen wir Kartoffeln und probierten die gegarten Erdäpfel, doch mit der Kostprobe durfte es sich bewenden lassen.
Auf Fahrrädern blieb die reifere Dorfjugend auch im Herbst gut beweglich. So um 1930 erleuchteten noch Carbidlampen vor der Lenkstange die sandbestreuten Fußwege an Dorfstraße und Angerweg, wenn man Ausschau hielt nach langen Zöpfen bei Dämmerung und Mondenschein.
Tanzschule war bei einigen angesagt - in Platenhof bei Epp oder im Gesellschaftshaus in Marienburg. Die größte Tanzschule jedoch waren die Dorffeste in Ohm Krügers, dann in Jungius und schließlich in Walter Richters Saal.

Wo man singt, da laß dich ruhig nieder, böse Menschen haben keine Lieder

Wenn diese Redensart wahr ist, dann hatte Marjenau keine bösen Menschen, denn überall durfte gesungen werden, wenn man »singen« großzügig auslegt - solo im Pferdesattel beim Ackern, beim Abwaschen oder im Chor nach Feierabend vor der Haustür. Stilvoll und auf höherem Niveau mit schönen Volksliedern ging's im Klassenzimmer und beim Gesangverein zu. Hier wurde das deutsche Kulturgut gepflegt: die Wanderlieder, die Choräle, die Weihnachtslieder und die Schnurren und zu Kaisers Zeiten die vaterländischen Weisen . Es braust ein Ruf wie Donnerhall' war in der Weimarer Republik passé.
Auch aus der Zeit der alten mythischen Heldengestalten war in jenen Tagen nicht mehr viel übriggeblieben, ausgenommen vielleicht »Jung Siegfried war ein stolzer Knab, stieg von des Vaters Burg herab ...« .
Aber aus der Zeit der Moritaten und Bänkelsänger gab's noch Relikte seelenvoller Soli, die dann von Kulturbesessenen etwas zu Unrecht Schnulzen genannt wurden. Hin und wieder, auch heute noch, tut Naives gut. Ein Beispiel aus den 'Visionen' von Rudi Schlenger belegt dies:

» . . . Nicht weit entfernt zieht ein Ackergespann mühselig seine Furchen und bricht die feucht glänzende Erdkrume auf. Schwer stampfend reißen die vier Ackergäule an den Sielen, legen sich schweißdampfend und schnaubend ins Zeug, um den zähen Boden zu bewältigen. Ein Ackerknecht sitzt im Sattel, nicht stolz aufgerichtet, wie ein Dragoner, sondern leicht in sich zusammengesunken, die Schiebermütze tief in die Stirn gezogen, fest in seine Wolljacke gehüllt, leicht vorn übergebeugt, g'rad so, als müsse er einen Teil der Last mittragen, die seine Pferde bewältigen müssen. Er singt. Laut und schön falsch und ein wenig wehmütig, im Takt der langsamen Schritte seiner Pferde: „Wa-ha-haldes Lu-hu-hust ...oh wie einsam schlägt die Brust". So spiegelt das Lied wohl auch ein Stückchen seiner Seele und seiner Empfindungen wieder. Ab

und zu schwingt er seinen gedrehten biegsamen Peitschenstiel und die meterlange Peitschenschnur, am Ende mit einem Stückchen Aalhaut versehen.«

Ich wiederum habe die gleiche wehmütige Weise in Erinnerung, gesungen von einer schönen Marjenauerin in unserer Abwaschkammer mit Blick auf Blumengarten und die stämmige Roßkastanie auf dem Stallvorplatz.



Ich weiß nicht mehr, wann und wo und bei welcher Gelegenheit sonst einige uralte Bänkellieder und Jahrmarktsballaden an mein Ohr gedrungen sind. Jedenfalls hat sie das damals junge Gedächtnis in einem Winkel aufbewahrt. Mal melancholisch in Moll, mal heiter in Dur -

'Warum weinst du, holde Gärtnersfrau ...' oder 'Sabinchen war ein Frauenzimmer, gar fromm und tugendhaft. Sie diente treu und redlich immer bei ihrer Dienstherrschaft, usw.'

Zimperlich war man mit den Textinhalten nicht, wie das seinerzeit bekannte »Lott ess doot . . .« zeigt:



Lott ess doot, Lott ess doot,
Liesge licht em Starwe!
Dat ess goot, dat ess goot,
war wi uck wat arwe.

Die Weise selbst klingt aber doch ganz rhythmisch-fröhlich - volkstanzgeeignet.
Etwas makaber setzen sich die nächsten zwei Strophen fort; dennoch klingt alles versöhnlich aus mit Kehrreim und Abtanz:



Se segge emmer 'Lott ess doot,
onn Lott ess weeder hier.

Ebenso beschwingt sind

Herr Schmidt, Herr Schmidt, was kriegt die Jule mit ?
Ein Schleier und ein Federhut,
das steht der Jule gar zu gut !

und



Ach lieber Schuster du, komm flick mir meine Schuh
und wenn sie dann nicht fertig sind, dann schuster ich un d du.
Wer weet wie dat noch koame deit, wer weet, wie dat noch kemmt,
Wer weet, wer mi noch nehme deit, wer weet, wer mi noch nemmt.

Ein ganzes Stück derber hört sich's schon im nächsten Text an:

En Morjenau jesunge

Et well de Buer op Laund rop gohn,
et well de ...
mol seene, wie de Schocke stohn,
fiderititi, fiderallala,
mol seene ...

Und auls de Buer op Laund rop kaum,
do funk et aun to regne aun.
Refrain

De Buer de docht en sienem Senn:
wie koum eck jetz no Huse hen?
Refrain

On auls de Buer no Huse koam,
do funk em aun to hungre aun.
Refrain

Marie de koakt em Hoawerbrie
un schleiht ne Maundel Eier bi.
Refrain

Un auls de Buer nu saut un fraut,
do ruschelt en de Koamer waut.
Refrain

Marie de sähd, dat es de Wend,
de oakert met de Koamerklenk.
Refrain

De Buer, de docht en sienem Senn:
daut mott ek mi moal selvs besehn.
Refrain

Un auls de Buer nu kikke jing,
do stund de Poap em schwarte Rock.
Refrain

Waut wellst du hier en mienem Hus?
Ek koam je nech en dienem Hus.
Refrain

Ek woalt din Fru dat Oawntmoal jewe
un foarts doabie de Bicht vörlese.
Refrain

Do naum de Buer dem Bassemsteel
un schloach dem Poape green un gel.
Refrain

Do moak de Buer dem Hund noch lous;
de moak dem Poap de Socke lous.
Refrain

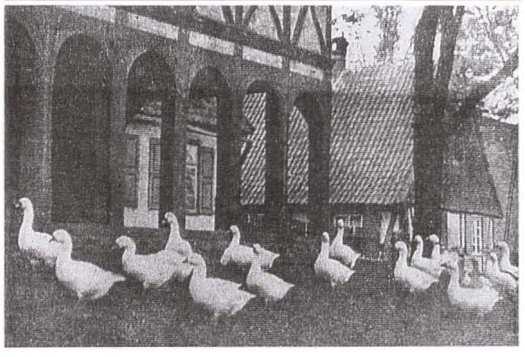
De Poap de raan dat Darp entlang
un sung dobie sin Lobgesang.
Refrain

So mott et aule Pope gaon,
de emmer no aundre Wiewer goan.
Refrain

(Auf Tonband gesungen von Eduard Goertz und von Charlotte Schmirler-Goertz eingesandt.)

Verwürfelungen

In der kühler werdenden Jahreszeit war die wohligwarme Wohnstube mit Petroleumlampe (-funsel) der Zufluchtsort am Abend. Wenn sie blakte, schraubte man den Docht herunter oder schnitt den verkohlten Oberstreifen ab. Doch immer reichte ihr Lichtschein zum Zeitunglesen, Hausaufgaben machen, oder man verspeiste einen duftenden Bratapfel aus der Ofenröhre.



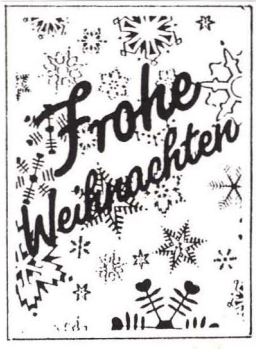
Gesellschaftlich wurde die trübe Jahreszeit manchmal durch Gänse- und Marzipanverwürfelungen in den Gaststätten unterbrochen.
Robert Domanski: »Dabei ging es oft recht lustig zu, es wurde Stobbes Machandel 00 getrunken noch und noch - und ein Klavier sorgte für Tanzmusik...«
Die Gänse waren fett, und der Martinstag, der 11. November, war der Stichtag für nahrhafte Festlichkeiten. Im Danziger Ratskalender von 1592 steht schon:

Martin schlacht fette Gans und Schwein,
dafür wird auch der Most zum Wein.

Es war auch seit dem 9. Jahrhundert schon der 11. Nov. der allgemeine Zinstag und in den Handfesten des Ritterordens der Ablieferungstag des Zehnten und der Ziehtag des Gesindes. Im Werder hieß es noch zu unserer Zeit: da geht er mit seinem Martinspungel (Bündel) auf dem Rücken.

Dann wurden also bei uns Gänse, Enten und Marzipan unter den Beteiligten ausgewürfelt. Für die Teilnahme mußte ein Einsatz entrichtet werden, und dann hat manch einer für ein paar Gulden eine fette Weihnachtsgans nach Hause getragen. Einer mußte vorlegen, d.h. als erster würfeln. Drei Würfel lagen im Becher, und die 18 war das große Los. Manchmal fing's mit 13 an. Dann kam plötzlich zweimal die 14. Mancher war schon ausgeschieden. Und dann ging's ans Stechen: dreimal die 5. Die Spannung stieg. Dann 6, 5 und 6, und das blieb der Sieger.
Und spannend vor Erregung blieb die Atmosphäre bis nach Mitternacht. Mucksmäuschenstill blieb alles, wenn der letzte Becher gerüttelt wurde und die Entscheidung fallen mußte. Keiner glaubte mehr an dreimal die 6, und doch kam sie. Ein Hallo, glückliche glänzende Augen, und der Machandel tat das seine.
Doch so billig wurde die Gans nun auch wieder nicht; denn für den Gewinner war jetzt die große Runde fällig.

Bald nun ist's Weihnachtszeit



Schon Ende November stimmten uns die Lieder in der Schule auf die kommende Festzeit ein. Schneeflocken, die vor dem Schulfenster niedergingen und den Schulhof weiß überzogen, ließen eine eigenartig schöne Stimmung und Erwartung aufsteigen. Die Adventskränze wurden angebracht, ein großer in der Schule, ein kleiner zu Hause. Dort begann auch die Weihnachtsbäckerei, aber wohl eher erst Anfang Dezember.
Am 6. Dezember war Nikolaustag. Der Nikolaus persönlich war nirgends zu sehen, er kam des Nachts, und so war es Brauch, die Schuhe besonders sorgfältig geputzt vor die Schlafzimmertür zu stellen. Am nächsten Morgen waren sie dann gefüllt mit Thorner Katharinchen und Nüssen. Inzwischen war eine große Menge Pfefferkuchenteig vorbereitet worden.
In Marienau, in allen Werderdörfern und fast im ganzen Osten ging es ähnlich zu. Eine der treffendsten Schilderungen der Weihnachtsbäckereien kommt jedoch von Agnes Miegel, der »Mutter Ostpreußen«, wenn sie schreibt:

»Der Pfefferkuchenteig für die Kuchen stand schon seit dem September-Neumond in einer großen, gelben, irdenen Schüssel, mit schneeweißem Tuch zugedeckt, auf dem Schrank im dunklen Durchgangszimmer. Er 'verruhte' sich, und erst am ersten Sonnabend im Dezember, wo man ihn weckte, wurde feierlich das weiße Leinentuch abgehoben und dann die dicke Schicht Mehl, die wie Sahne über der lehmgelben, zähen, honigduftenden Teigmasse lag. Die wurde dann gewalkt, gebreitet, gerollt und geschnitten. Alle hatten hoch aufgekrempelte Ärmel und große Schürzen um...
Aber dann bekam jeder sein Amt: Zuckersieben und Mandelschluppen, Zitronatschneiden und Blechformen bereitlegen: den Stern, den Halbmond und die drei Herzen. Und wenn dann die ersten Pfefferkuchen auf dem Blech lagen und wir alle von dem Pottaschegeruch niesten - dann kamen die 'feinen' Kuchen dran. Da wurde Zucker mit Honig und Honig mit Sirup geläutert, da duftete es nach Mandeln, nach Rosenwasser nach siedender Butter und kleingehackter Pomeranzenschale für die aus langen, dünnen Rollen zierlich geschnippelten Pfeffernüsse, in die immer noch wirklich Pfeffer kam, zur Aufmunterung der überirdisch duftenden auf der kleinen Hornwaage abgewogenen Gewürze, die ich in dem alten glänzenden Messingmörser stampfen und in den heißen Teig schütten durfte. Es kribbelte in der Nase, es roch verlockend, aber man hatte nicht mal Zeit zum Schlecken, so eilig ging es zu: der Ofen glühte, es glühte die Küche, der Schneesturm stieß in den Rauch-

fang, wir traten uns die Hacken ab vor Eifer, wir rollten aus und pinselten mit Rosenwasser, wir legten die uralten Sternmuster auf den glänzenden braunen Teig, wir mischten Gänseschmalz mit Korinthen und Kakao für das letzte Meisterstück, und die Tanten gingen herum in der kühleren Nebenstube und rührten den Guß. Denn keiner konnte den Schokoladenguß so abpassen wie Tante Usche, und Tante Lusche verstand den rosenwasser-duftenden Zuckerguß für die kleinen rechteckigen 'Holländer' so zu rühren, daß er fest und glatt wurde, wie der gefrorene Schloßteich. Dabei sangen sie leise, glockenrein und heimchensüß die Weihnachtslieder.
Ach, es war zu schön, alle Weihnachtsfreude in diese Lieder zu legen: Wir sangen uns heiser vor Hitze und Zuckerdunst bis tief in die Nacht.
Das Abendessen war sehr eilig und bestand aus einem rasch gegessenen Schmalzenbrot und gewärmtem Kaffee mit wenig Bohnen und sehr viel Zichorie. Aber wie froh ging man zu Bett, wenn dann in der eiskalten Guten Stube alles ausgebreitet lag und es durchs ganze Haus duftete und jeder von uns einen Schmeckhappen bekam...«

✲ ✲ ✲

»Es war bei uns Sitte, Weihnachten von der Schule her zu feiern. Alle Gutsbesitzer beteiligten sich daran mit Geld und Sachspenden. Milchkannen voll Gebäck wurden Wochen vorher in der Schule abgeliefert, Äpfel, Nüsse und auch Süßigkeiten. Jedes Kind durfte einen Wunsch äußern bis zu einem bestimmten Betrag, und für jeden wurde daraus eine bunte Tüte gefüllt.
Wir taten auch das Unsrige dazu und übten Weihnachtslieder und Theaterstücke ein. Dann wurde in Richters Saal eine Weihnachtsfeier veranstaltet. Da ich damals schon recht groß war, durfte ich einmal den Weihnachtsengel spielen, schon der langen blonden Haare wegen. Nur einmal war ich sehr traurig, da hatte mir jemand die großen Engelflügel versteckt, aber Frau Radziwill, die uns alle putzte und fertigmachte, sorgte dann doch dafür, daß ich sie wiederbekam. So war alles wieder im Lot «
Anna Conradt - Ganth

✲ ✲ ✲

»Die Weihnachtsfeiern in Marjenau waren aufregend. Schon ab November übten wir Lieder und Theaterstücke. Wer bei einem dieser Stücke mitspielen durfte, war sehr glücklich und kam gerne zu den Proben am Nachmittag. Auch durfte jedes Kind einen Wunschzettel schreiben für kleine Geschenke im Werte bis zu drei Gulden.
Einige Tage vor Heiligabend war es denn da, das Weihnachtsfest im großen Saal. Unsere Eltern und Geschwister waren eingeladen und hatten die Stuhlreihen voll besetzt, so daß oft hinten viele stehen mußten. Alle waren freudig erregt. Zuerst wurden Weihnachtslieder gesungen, die vor allem Herr Radziwill mit sicherem Strich auf seiner Geige eingeübt hatte. Verschiedene Kinder sagten Gedichte auf, und dann kam das Hauptstück im Programm, dasWeihnachtsspiel.
Zu guter Letzt erschien der Weihnachtsmann mit den Geschenken. Jeder von uns bekam eine Tüte mit Pfeffernüssen und Pfefferkuchen, Nüssen und Äpfeln. Oft war auch ein Stück Marzipan darin und natürlich der erfüllte Wunschzettel. Häufig standen darauf Handschuhe, Schals oder Schürzen. Ich wünschte mir meistens eine Handarbeit oder ein Wunderknäuel; denn so etwas konnte ich zu Hause nicht bekommen, dafür war kein Geld da.
Zum Schluß sangen wir alle zusammen 'O du fröhliche...', und dann ging's glückselig durch die frostklare Winternacht nach Hause.«
Anna Mertinat - Claaßen

✲ ✲ ✲

»Vielleicht können sich noch einige Marienauer daran erinnern, als etwa 1937 zum Weihnachtsfest im Dorf ein kleines blondlockiges Mädchen das Gedicht 'Großvater als Weihnachtsmann am Telefon' aufsagte. Es wurde in der Klasse von allen gelernt. Wer es am besten machte, sollte es zur öffentlichen Feier auf der Bühne aufsagen. So kam es, daß ich, die etwa siebenjährige Ruth, wohl mit guter Betonung und begleitet von vielen Gesten und Gebärden folgendes Gedicht vortrug:

Großvater als Weihnachtsmann am Telefon

Horch, mit welch' besond'rem Ton
klingelt da das Telefon?
Schnell die Fußbank, und das Rohr
hält die Kleine an das Ohr.

Stottert leise: »Hier!« -
Und dorten,
wie von des Himmels Pforten,
tönt es tief und feierlich:
»Kind, der Weihnachtsmann ist hier.«
O, wie zittern da die Beinchen,
und wie knickst da unser Kleinchen.
»Artig bin ich sehr gewesen.« -

»Gut, daß ich das hör', mein Kind.
Weiter muß ich wie der Wind,
Hab' noch vieles zu besorgen.«
Schluß!

Ach Gott, wie da in Hast
sie sich an das Köpfchen fast.
Dieser Schrecken, dieser Kummer:
Ach, ich hab' nach seiner Nummer
nicht gefragt. - Sie klingelt an:
»Bitte, Fräulein, Weihnachtsmann.«

Dieses Gedicht soll wohl großen Beifall gefunden haben, wie mir später berichtet wurde. Auch unsere älteste Schwester Christfriede hat es mir erzählt und die Verse dann so aufgesagt, wie ich es getan haben soll.«

Ruth Ainslie - Dueck

Heiligabend - Fest der Familie

Schon vom Morgen her liegt Spannung über dem Tag. Im Stall ist die Vorsorge für das Vieh während der Feiertage beendet, der Tannenbaum, wohlgeformt, für den Einlaß im Ständer zugerichtet und eingesetzt. Solches war immer für Vater reserviert. Er prüfte dann noch einmal die Harmonie, und wo er Unebenheiten bemerkte, wurde ein Ast versetzt oder ein neuer in ein Bohrloch im Stamm eingefügt. Dann kam der Baum in die große Stube, und für die weiteren Zeremonien war der Ort für uns Kinder versperrt. Hier schmückte Mutter den Baum und richtete den großen Tisch für die Bescherung ein.

Am Nachmittag gab es im Haus noch allerlei Geschäftigkeit. Früh dunkelte es, und wir mußten uns fein machen: Waschen, Kämmen, Maniküre - und die Festkleidung hing schon bereit.

Das erste Läuten mit der Handglocke zeigte die sich nähernde Bescherung an. Die letzten Handgriffe wurden noch getan. Das zweite Läuten ein paar Minuten später trieb die Spannung weiter in die Höhe, und stehend vor der Tür zur großen Stube, überlas man noch mit einiger Unruhe das vorzutragende Gedicht, das in feinstem Sütterlin in die vorgedruckten Linien des am Rande bebilderten Weihnachtspapiers geschrieben war.

Dann die dritte, die erlösende Glocke, und der Lichterbaum strahlte bis unter die Decke. Wir Kinder betraten das weihnachtliche Heiligtum, und in stummem Staunen wanderten die Blicke sehr bald vom Glanz des Baumes über den Gabentisch, der für uns drei Geschwister so gedrittelt war, daß Hilde in der Mitte, Kurt den Fensterplatz und ich das andere Ende erhielt. Schnell brachte man Auge und Herz mit den sehnlichst erwünschten Geschenken in Verbindung, und manchmal entfalteten sofort auch die unverhofften Gaben - war es einmal ein Luftgewehr mit bunten Puscheln und Korkscheiben - die größte Anziehungskraft. Mal war es aber auch ein neuer Mantel, warme Handschuhe oder eine schicke Pudelmütze, die am nächsten, am ersten Feiertag in Schnee und Frost kurzfristig ihre Bewährung zeigen mußten.

Die an der Längstseite aufgestellten Bunten Teller waren immer ein reizvoller Abschluß der Bescherungszeremonie. Erster Blickpunkt die leuchtenden Orangen, das große Marzipanherz mit dem weißen Zuckergußfeld und der grünlichen Sukkade. Rasch gefolgt von Mutters selbstgemachten Pralinées, die man schon mit Wonne auf der Zunge zu schmecken verspürte. Pfeffer-, Hasel- und Walnüsse waren begehrt, aber wir wußten ja: Massenware war gespeichert in großen und kleinen Milchkannen.
Langsam schoben die Eltern das christlich festliche Programm an, denn wenigstens drei Weihnachtslieder: O Tannenbaum ..., O du fröhliche ... und Stille Nacht ... sollten gemeinsam gesungen sein, bevor die erste Kerzengarnitur herunterbrannte. Zwischen den Liedern war unser Auftritt mit den Gedichten vom gestalteten Weihnachtsbogen geplant. Mal konnte man sie auswendig, mal holprig mit kurzem Blick auf die rettende Zeile. Dann wurden sie den Eltern übergeben, und ich meine, sie haben sich immer sehr darüber gefreut, schenkten wir ihnen doch nichts Materielles, sondern allein dieses Schmuckblatt als Zeichen der Zuneigung und Dankbarkeit.
Die Stube wurde in den Weihnachtstagen geheizt; so war auch der Aufenthalt in dem großen Zimmer mit den grünen mit Plüsch bezogenen Sitzmöbeln eine angenehme Besonderheit dazu.
Dann lockerte sich die Spannung zu gelöster Freude. Man nahm dieses oder jenes vom Gabentisch noch einmal in die Hand, und die Leckereien vom Bunten Teller schmeckten vorzüglich.

Das alte Jahr geht nun hinab

Wie so häufig - auch Silvesterbrauchtum begann in der Küche. 'Man bereite ein Hefestück, dann Eier, Zucker, Salz, Rosinen, ein Messerspitzchen Zimt und Hirschhornsalz' - am Ende haben wir eine Schüssel voll leckerer P o r z e l n . Um Mitternacht gibt' s das B l e i g i e ß e n ; denn man ist doch neugierig, was die Zukunft bringen wird.
Porzeln und Bleigießen haben schon mal eines gemeinsam, sie werden aus einem Eßlöffel in Flüssigkeit geworfen und erstarren zu skurrilen Formen - die einen weich und wohlschmeckend, die andern hart und spröde.
So weit, so gut. Silvester ist eben wieder etwas Besonderes; denn das Jahr als naturzeitlicher Raum ist fest eingebaut in unser Dasein, und wenn es endet, möchten wir das Neue beschwören und durchleuchten. Weil es seine Geheimnisse nun aber nicht offenbart, bedrängen wir es zu gerne mit allerlei Brimborium und haben unsere Freude daran. Pfannkuchen und Rotwein sind da noch das prosaischste; Bleigießen und Brummtopfziehen rühren da schon eher an unsern archaischen Unterboden, immer mit bäuerlich-ländlichem Bezug. »Denn jedem Anfang liegt ein Zauber inne, der uns beschützt und der uns hilft zu leben . . . (Hesse) «.

Am Nachmittag kroch dann so richtig die Silvesterstimmung in die Menschen. Kindergruppen machten sich auf, an den Türen Glück und Gesundheit zu wünschen, wo Aussicht war, daß Wünschen auch belohnt wurde:

Eck komm hierher geraant,
mine Bexe send mi upgetraant,
mine Mutter haft de Necke,
se well se mi nich flecke.
Da naum eck mi an Weschke Stroh
and stoppt daut Lochke too.

Geve se mi een (Porzeln), dann bliev eck stohn,
geve se mi twee, dann well eck gohn,
geve se mi dree toglick (zugleich),
dann wensch eck se daut gaunze Hemmelrick.

Charlotte Schmirler - Goertz meint:
»Meine Eltern sahen es ja nicht so gerne, daß ich auch Neujahrwünschen gehen wollte, aber nach einigem Bitten gaben sie denn doch nach. Man ging nun von Hof zu Hof oder überall dorthin, wo es aussichtsreich war, für das Aufsagen eines Gedichtes etwas zu bekommen. Ich habe heute noch meinen Vers in genauer Erinnerung und schreibe ihn hier auf:

Weiße Flocken fallen nieder.
Erde deckt das Winterkleid,
und ein Neues Jahr kommt wieder
nach der schönen Weihnachtszeit.

Weiterhin gab es noch viele Gedichte auf Plattdeutsch zu diesem Anlaß. Aber die Hauptsache war, daß man mit Pfefferkuchen, Äpfeln, Nüssen, selbstgemachtem Marzipan und vielen, vielen 'Dittchen' nach Hause kam, über die man dann auch noch alleine verfügen konnte.«

Früh dunkelte es. Vater hatte für Silvesterabend seinen speziellen Salat vorbereitet, der etwas säuerlich schmeckte und Appetit auf Punsch und Porzeln machte. Nun erwartete man schon mit einiger Ungeduld die erste Partie, wie wir sagten. Man hörte zunächst ein Rumohren an der dem Hof zugekehrten Hauswand, wenn der Brummtopf mit seiner offenen Seite angesetzt wurde. Dann kam das dumpfe Streichen. Das ganze Holzhaus war zu einem großen Resonanzkörper geworden, in dessen Mitte wir saßen und zunächst andächtig und ein bißchen unheimlich angerührt lauschten.
Bedächtig gingen wir in Richtung Flur, Vater öffnete die obere Hälfte der 'Klöhntür', hielt die Stalllaterne nach außen, und da standen sie dann, die abenteuerlich gekleideten Gestalten mit viel zu langen Krempelhosen mit seitlich eingenähten Flatterfetzen. Helle Hemden wehten unter gebauschten Strohhelmen oder umgestülpten Kalabresern. Das Weiß der Augen glotzte aus roten, schwarzen Greuelgesichtern hervor, und knallbunte Halstücher schlangen ihre wilden Knoten um die kurzen Hälse. Der Brummtopf mit Pferdehaar oder Rasselkette war der magische Mittelpunkt:

Wie kome hierher ohn aalen Spott,
een scheen gooden Oawent geev uns Gott.
Een scheen gooden Oawent, eene frehliche Tiet,
de ons de Brummtopp hat beriet.

So dröhnt der Rummelpott im Rhythmus zu den Weisen, und alle singen das alte Brummtopflied:

Wi wensche dem Härrn een goldnen Däsch,
op aule veer Aeke een gebrodnen Fäsch.
Wi wensche de Fru eene Goldkron schön,
opt aundre Johr eenen jungen Sehn.

Wi wensche de Jungfru e Kutschgespann,
dat bennem uck sett de Briedegam.
Wi wensche dem Jungharr en gesattelt Peerd,
twee Pistole dorto on een blanket Schwert.

Wi wensche de Keksche en rode Rock,
opt andre Johr mit dem Bässemstock.
Dem Futtrock, dem wensch wi, twälf schlägt de Klock,
dat de Keksch äm triggan schlägt medm Bässemstock.

(Dem Futterknecht wünschen wir, zwölf schlägt die Klock,
daß die Köchin zurückschlägt mit dem Besenstock.)

Einer der vier Burschen tritt jetzt in die Haustür mit den Worten:

Wat well ju ons gewe?
't es alles tum Lewe.
Geew ju ons een Schwienskop,
steek wim enn de Brommtopp,
gew ju ons e Endke Licht,
de lewe Gott verlät ons nicht.
Und dann:
Wi keene hier nich länger stohn,
wi meete hiet noch wiedergohn.

Die Spannung legte sich nun sichtbar unter den Rummelleuten und den Angesungenen, ein Sack und eine Hand öffneten sich, die Gaben anzunehmen, und im Scheiden hieß es dann meistens - Prost Niejohr, schiet dat ole Johr - Goode Nacht !

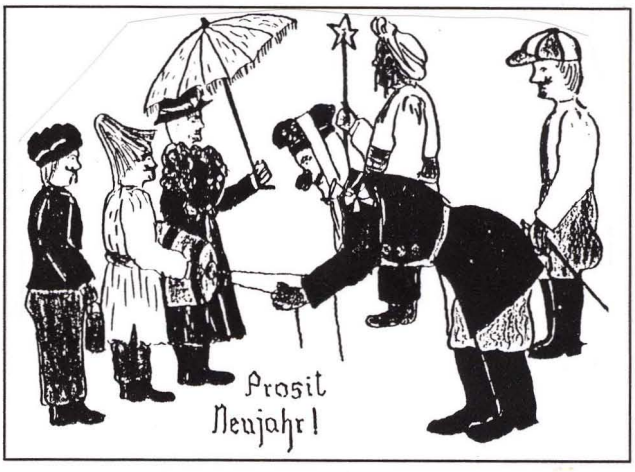


Ein vorschriftsmäßiger Brummtopf ist ein ausgedientes Heringstönnchen. Der Boden wird herausgeschlagen und die Öffnung an seiner Stelle mit angefeuchtetem Leder bespannt. In die Mitte des Leders wird ein Loch gebohrt und ein Bund (dreifingerdick) Pferdehaare eingeknotet. An seiner Stelle kann man auch einen Ring befestigen, durch den eine lose Kette laufen kann.
Ein Junge hält beim »Brummtopfziehen« das Fäßchen gegen die Außenwand, ein zweiter gießt langsam Wasser auf die Pferdehaare, der dritte übt im Rhythmus der Verse die melkende Bewegung an dem Roßhaarschweif aus, wodurch das dröhnende Gebrumm erzeugt wird. Ist der Schwanz durch eine Kette ersetzt, so zieht der Junge nur mit beiden Händen die Enden dieser Kette, die durch den Ring läuft, hin und her.
Der oder die Hauptsänger sind sogleich auf das Einsammeln von Gaben bedacht, die nachher brüderlich geteilt werden.

Brummtopfzieher 1943/44 in Marienau

»Die auf nebenstehendem Bild (1944 gemalt von Hilda Esau) dargestellten Personen von links nach rechts:

Margrit Fast
Elisabeth Fast
Klaus Driedger (mit Schirm und in Mutters Kleid)
Walter Driedger (als Brummtopfzieher)
Hilda Esau (als Araber)
Hildegard Dyck (als Jockey)



Wir benutzten damals eine alte Fahrradkette, aber ursprünglich wurden Pferdehaare durchgezogen. Margrit hält die Sammelbüchse für das Winterhilfswerk. Es muß Silvester 1943 gewesen sein.
Meine Schwester, Käte Esau, ist auch mal mit einer Gruppe junger Leute Brummtopfziehen gegangen. Das Geld, das sie dafür bekamen, schickten sie an das 'Wunschkonzert' des Landessenders Danzig und wünschten sich den Marsch 'Alte Kameraden' für die Marienauer Brummtopfzieher.«
Hilda Driedger - Esau

Verschneit liegt rings die ganze Welt

Der Schnee war sicher, und das Dorf oft ein Wintermärchen. Dorfstraße und Angerweg liefen am Ortsbeginn auseinander und am Ausgang wieder zusammen, und an die zehn Überwege verbanden die beiden Seiten, oft baumbestanden und zwischen Teichen, hier auch mal ein Pflasterweg und über den Dorfbach ein kleines hölzernes Brückchen. Wo Tannen und Fichten waren, traten sie dunkel aus dem Weiß des Winterbildes heraus, und die stämmigen Eschen an der langen Dorfstraße wie auch die Eichen, Kastanien und Pappeln an den Überwegen ergaben die vielen dunklen Senkrechten in dem vielfach strukturierten Bild.

Die größte Winterattraktion für die Jugend waren die Teiche und die unzähligen Gräben. Daniels, Brucksen und Rempels Teich, wie auch der breite Verbindungsgraben bis in Höhe der Käserei bildeten unser Eissportzentrum. Gerade nach Weihnachten gab's immer die Reichbeschenkten, die ihre neuen Schlittschuh, den neuen Schlitten oder auch nur die neuen Fausthandschuhe, Schals und Mützen hier ausprobierten. Da traf sich alles. Die Schlittschuhläufer vor allem, die Könner und die Anfänger, die große Mittelgruppe, die Eishockeyspieler, die Rodler, die Glitscher und die Zuschauer.

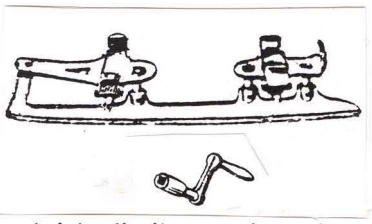


Auf Brucks Dorfteich, im Hintergrund Rempels Tannen; Eissportler in der Ruhepause: v. links Heinz Kowalski, Hildegard und Helmut Enss, Harry Kowalski; sitzend Irmgard Brucks



Stehend v. links: Harry Kowalski, Irmgard Brucks, Helmut Enss; sitzend: Heinz Kowalski, Gerda Brucks

War Neuschnee gefallen, so brauchte kein behördlicher Räumdienst in Aktion zu treten, das besorgten schnell ein paar kräftige Burschen mit ihren Schaufeln und groben Stallbesen.



Schon Ende der Zwanziger benutzten fast alle Metallschlittschuhe, deren gezähnte Klammern mit einem Zangenmechanismus sich an Absatz und Sohle der derben Schnürschuhe festhielten. Mit einem Vierkantschlüssel wurde der Mechanismus zum Andrücken und Loslassen betätigt. Den kleinen Schlüssel steckte man gewöhnlich in die Hosentasche, und manche Mädchen sah ich, die ihn an einem langen Band um den Hals gehängt hatten. Da kam es dennoch schon

mal vor, daß er nach dem Anschrauben auf dem Eis liegen blieb oder mit dem Taschentuch aus der Tasche gezogen wurde. Wenn ein zweiter noch auf dem Eis war, konnte man dessen Hilfe beim Abschnallen gut gebrauchen, sonst mußte man über Wiese und Fußsteig nach Hause stolpern, um sich der Schlittschuhe mitsamt den Schuhen zu entledigen.
Einige gab es, die noch 'Holländer' besaßen, Holzschlittschuhe mit eingelassener Eisenkufe und vorne zu einem Kringel aufgebogen. Mit Lederriemen, die man durch Öffnungen im Holz zog, wurde der Schlittschuh um Fuß und Fessel festgeschnallt. Einmal fand ich im Gerümpel des Dachbodens ein solches Paar. Das waren 'Langstreckenfahrzeuge'. Während die modernen vorne eine Spitze hatten, mit der man sich abstoßen konnte, Haken schlagen und die doppelte Acht laufen, waren die runden für lange Strecken auf Gräben und Flüssen geeigneter, wo sich Eisschollen manchmal versetzt hatten oder Risse bildeten. Man blieb durch die Rundungen nirgendwo hängen. Wir hatten kilometerweite Rennstrecken auf Schwente und Mühlengräben, und so kann ich mich an einen Wintertag erinnern, wo ich mit ein paar Jungen aus dem Dorf die fünf Kilometer bis Tiegenhof bewältigte, den wollenen Schal gegen den eisigen Ostwind zweimal um Hals und Mund geschlungen. Auf dem Rückweg dann nur bis zu unserer Wassermühle und von dort schnurstraks bis zu Hermann Duecks Hof. Dort endete der Wasserlauf. Man mußte abschnallen, die Schlittschuhe wurden über die Schulter gehängt, und der Rest war eine schöne Wanderung entlang der Trift nach Hause.



R o d e l n war im flachen Werder so eine Sache. Die Alpenländler würden lachen. Wir Kinder suchten uns dennoch die winzigen geneigten Ebenen am Speicherberg von Lietz/Daniel, wo man die fünf Meter mit 45 Grad Neigung und nochmals fünf Meter über den Angerweg hinunterbrauste. Ein herrliches Vergnügen. Und wenn der Schlitten lang war und noch mit vier Personen besetzt, dann waren Andruck und Geschwindigkeit so hoch, daß man immer fürchtete, voll in die Weißdornhecke zu fahren. Zwei weitere Möglichkeiten gab es noch an Rempels und Enssen Teich, wo man zum Ausgleiten noch die Eisfläche des Teichs hatte.



Da Schlittenfahren bei den schönen dicken Schneedecken so unendlich viel Spaß brachte, nutzten wir oft den Durchgangsverkehr auf der Dorfstraße dazu, uns an die Pferdeschlitten anzuhängen - entweder auf die Kufenenden zu springen oder bequem auf dem gepolsterten Notsitz Platz zu nehmen. Waren wir zu zweit und einer hatte einen Rodelschlitten, so drosselte der Kufenspringer diesen an der Sitzhalterung an und der andere sprang auf den kleinen Schlitten. Das nannten wir ' A n b o m m e l n '. Da kamen die Pferdeschlitten aus Richtung Brodsack in allen Varianten, die Kasten- und die Schwanenschlitten, die einen die Transportschlitten, die anderen die Spazierschlitten. Meistens bommelte man bis zur Dorfmitte an, bedankte sich und nahm für den Rückweg den Gegenverkehr.





Bild links
Bei Fastens gibt's Winterfreuden auf dem Hof. Der Rodelschlitten, nun ja, der müßte von jemandem gezogen werden, doch der seltsame Korbkinderschlitten ist ja viel interessanter.

Bild unten
Eine jungfräuliche Geburtstagsriege auf dem Stamm einer gefällten Esche:
Lotta Rempel, Irmgard Brucks, Irmchen Helwig, Grete Goertz, Eva Rempel und Gerda Brucks.



Den größten Spaß in Gemeinschaft vermittelte eine sogenannte Rodelpartie. Rodelschlitten wurde an Rodelschlitten gebunden, und vorne zog ein Pferd mit Schwengel und Ketten, gelenkt vom ersten Schlitten aus tief unten.
Die andere Möglichkeit war, einen größeren Spazierschlitten anzuspannen und die lange Raupe mit ihren Schlittengliedern daran hinten festzuzurren. Für Schulausflüge eine Attraktion !

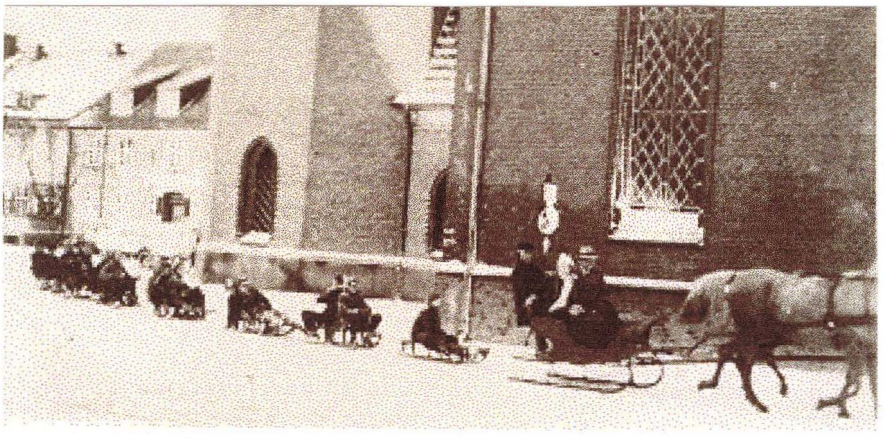
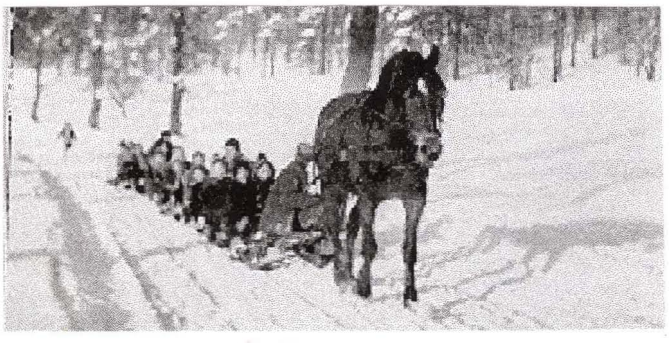


Bild links
Ein Schlittenzug der Aufbauschule Neuteich auf dem Friedensmarkt.

Auch privat verschaffte man sich mitunter diese Winterfreuden, wenn auf einem Hof der 'junge Harr' eine Partie zusammen hatte. Kam das Pferd dann auf der Straße in strammen Trab, so schlingerten die letzten Schlitten wie ein Schlangenschwanz, und wer mit Zodderband angebunden hatte, mußte damit rechnen, beim Anrucken plötzlich auf der Stelle stehen zu bleiben.



Treibjagd



»Jedes Jahr zur Winterszeit fand auch in Marienau eine große Treibjagd auf Hasen und Füchse statt. Schon am frühen Morgen trafen sich Jäger und Treiber auf dem Platz zwischen Kirche und Gasthaus zur Einsatzbesprechung. Nachdem die Reihenfolge der Kessel festgelegt und die Erwachsenen ihren obligatorischen 'Machandel' zum Aufwärmen bekommen hatten, bestieg man die zur Personenbeförderung umgebauten Bretterwagen, und zweispännig ging's zum ersten Einsatzort.

Hier angekommen, bildeten die Treiber eine Linie, z.B. den Weg zu Gustav Enß und bis zur Grenze von Tannsee. Die Jäger stellten sich entlang der Grenze zu Niedau und Tannsee auf, eine zweite entlang der Niedauer Trift bis zum Großen Graben. Eine dritte Linie postierte sich an diesem Graben entlang bis auf Höhe der Weißbäume, um dann im sicheren Abstand von der Straße nach Brodsack den Kessel zu schließen. Hier handelte es sich um einen großen Kessel, der meistens in zwei Etappen bejagt wurde.



Die Schützen sind gerade dabei, ihren Stand einzunehmen

Ein Hornsignal war das akustische Zeichen für die Treiber, sich in Marsch zu setzen. Mit Krückstöcken und Weidenknüppeln bewaffnet und dem Schlachtruf 'Hoooos opp! Hoooos opp!' setzten sie sich in Richtung Niedauer Trift in Bewegung. Die ersten 'Mümmelmänner', aufgeschreckt durch das Gegröhle der Treiber, verließen die schützende Sasse und stoben überwiegend in Richtung Jäger davon. Es muß hier allerdings erwähnt werden, daß einige der Hasen den Sinn der Sache erkannten, deshalb todesmutig die Linie der Treiber durchbrachen und somit für den Fortbestand ihrer Art sorgten.

Bald aber krachten die ersten Flinten, und die Hasen, die sich seitwärts in die Büsche schlagen wollten, wurden von den dort postierten Jägern erlegt, soweit diese nicht vorbeischossen, weil das 'Begrüßungsmachandelchen' die Feinde etwas ruckeln ließ. Es war nun Aufgabe der Treiber, die erlegten Tiere aufzunehmen und sie, wenn notwendig, mit einem Schlag ins Genick endgültig in den Hasenhimmel zu schicken. Es kam allerdings häufig vor, daß ein totgeglaubter Hase plötzlich mit allerletzter Kraft sich dem Zugriff der Treiber entziehen wollte und damit den Jagdhund auf den Plan rief. Dieser holte den Flüchtling rasch ein und brachte ihn seinem Herren.

Langsam wurde der Kessel kleiner, und die Jagd erreichte ihren Höhepunkt. Eine große Anzahl fliehender Hasen näherte sich der Niedauer Trift und rannte direkt auf die hinter Weiden stehenden Jäger zu. Es krachte an allen Ecken und Enden, und manch alter oder junger 'Meister Lampe' wurde zur Strecke gebracht. Aber auch hier gelang es einigen durchzubrechen, womit sie allerdings noch lange nicht gerettet waren, weil auf der anderen Seite der Trift ein neuer Kessel gebildet wurde und der ganze Zauber sich wiederholte.

Nachdem das erste Treiben beendet und die Beute eingesammelt war, trat der Hasenwagen in Erscheinung. Ein Zweispänner-Kastenwagen mit einem Stangengerüst sorgte für den Abtransport der erlegten Tiere. Diesen wurde zuerst ein Schnitt längs der Sprungsehne gemacht, der andere Lauf durch den entstandenen Schnitt gezogen, und fertig war die Aufhängevorrichtung. Jetzt wurden die Hasen schön reihenweise mit dem Kopf nach unten auf die Stangen gehängt und abtransportiert. Irgendwie war es ein faszinierender Anblick, der sich hier bot, ein Dorfereignis. - Nach mehreren Treiben und bei Anbruch der Dunkelheit fand auch diese Treibjagd ihr Ende.



Gustav Brucks und Erich Heidebrecht in voller Jagdausrüstung mit ihren Jagdhunden; vorne drei erlegte Füchse

Wir trafen uns wieder beim Gasthaus Richter, um unseren Lohn abzuholen, den der Jagdherr zu zahlen hatte. Ich kann mich noch erinnern, daß es damals 1,50 Gulden waren. Wieviele Tiere geschossen wurden, vermag ich nicht genau zu sagen. Ich glaube aber die Zahl lag bestenfalls zwischen 150 und 200 Hasen und 1 bis 3 Füchsen. Jäger und Treiber waren keine dabei.
Mit dem Lohn und ein paar leeren Patronenhülsen, die so interessant nach Pulverdampf rochen, machten wir Jungen uns auf den Heimweg. Die Erwachsenen erhielten zum Lohn wieder ihren 'Stobbes Machandel', doch die meisten gingen ebenfalls ins traute Heim. 'Was nützt mir ein trautes Heim, wenn ich mich nicht heimtraue', sagten sich die anderen und blieben noch etwas. Die Jäger beendeten den Tag mit einer deftigen Erbsensuppe und einer gemütlichen Runde, in der das Jägerlatein seine Blüten trieb.
Die 'Strecke' aber fand guten Absatz; denn ein Marjenauer Hasenbraten war eine Delikatesse.«

Hans Harwath

»Wir Schüler der Oberstufe (Hptl.Radziwill) konnten nach Vorstellung beim Jagdbeauftragten Brucks als Treiber an der Hasenjagd teilnehmen. Als Entgelt erhielten wir ein oder zwei Gulden. Uns hat es großen Spaß gemacht. Jäger aus umliegenden Ortschaften waren dazu geladen. Wir durften laut 'Hoos opp!' schreien, damit die Hasen vor die Flinten kamen. Die geschossenen Tiere schleppten wir dann zu den bereitgestellten Ackerwagen. Hier wurden sie an den Hinterläufen in Reih und Glied auf Stangen gehängt. Es gab auch damals schon gute und schlechte Schützen. Wir Treiber haben dann unsern Ulk über Fehlschüsse gemacht. Hingegen in der Nähe von guten Schützen waren wir nicht so gerne, da mußten wir nämlich dauernd über die gefrorenen Ackerschollen rennen und Hasen schleppen.
Wenn die Jagd gegen Abend vorbei war, hatten um die 200 Hasen und mehrere Füchse ihr Leben verspielt. Dann ging es zum Schüsseltreiben auf den Saal bei Richter. Der Jagdkönig mußte dort kräftig einen ausgeben. Wir Treiber erhielten unsern 'Sold' und verschwanden auf müden Beinen nach Hause. - In der Schulklasse haben wir dann an den folgenden Tagen nach unseren Vorstellungen die Hasenjagd ausgewertet. Heute könnte ich das besser.«

Günther Jopp

Onns Plaut

Erminia von Olfers-Batocki:

Plaut is wie Vogelsang,
Plaut is wie Senseklang,
wer kann daut schriewe?
Aul de Tiet wohnt doarenn
Heimatleew, Heimatsenn,
drom mott et bliewe.

Plaut is wie Flochteschlag,
Plaut is wie Well' am Bach,
wer kaun daut lehre?
Waut uns leew Mutter sung,
waut anne Weeje klung,
daut bliwt op ewig jung,
daut well wi ehre!

Plaut ist platt und platt ist flach - sprachlicher Ausdruck der Menschen in der weiten niederdeutschen Ebene. Bei weitem aber nicht flach in des Wortes übertragener Bedeutung, sondern tief voller Lebenssinn und menschlicher Eigenart. Auch regional unterschiedlich, aber aus einem Holz geschnitzt.
Unser Werderplatt ist schwer und breit wie die Erde. Lehm und Kluten hängen daran und knorrige Weiden, denen unser Weichsellandmaler Felix Meseck urige Gesichtsprofile in die Köpfe malte. Aber auch Gemüt - bedripst und gluubsch, gnatzig und rachullig. Es kann gniddern und rumjachern; doch die feinsten und leisesten Töne sind nicht seine Stärke. Da muß es Anleihe machen bei all seinen Verwandten bis hin zur Nordsee und manches (vieles) aus dem östlichen Preußen, das sich früh schon mit dem Prussischen und Masurischen verschwägert hat.

Sein wichtigstes Sprachfeld ist der ländlich-bäuerliche Alltag. Da gibt es fürs Reden reiche Auswahl und nicht wenige für den Untugendsamen, den Lorbaß und Losledder, den Leidack und Luntrus, der immer wieder auf den geraden preußischen Weg gebracht werden muß.
Das U herrscht über weite Gebiete in Lunz und Pluutz, in muggrich und prunen, und das bullrige AU verteidigt an der Weichsel seinen Platz, wo an der Elbe das A steht -

Waut for een sproak es daut,
daut Morjenauer Plaut?
Glumse onn glubsch, Luschke onn Klietersupp,
aullens weer enn de Morjnauer Fupp.

Wer auf Hof, Acker und Wiese arbeitete, sprach vorwiegend P l a u t . Wer im Schulunterricht lehrte und lernte, wer auf den Kanzeln predigte, sprach H o c h d e u t s c h . Das herrschte auch in den meisten Bauernfamilien vor; aber dazwischen lag das sehr verbreitete D i t t c h e n - D e u t s c h , das mit Einzelausdrücken aus Plaut, aus allgemeinem ostischem Niederdeutsch und Lehnwörtern von wer-weiß-woher durchsetzt oder von Fall zu Fall ergänzt war: Dwatsch und Deetz und duster und Deffert, waren in Luthers Sächsischer Kanzleisprache (Hochdeutsch) nicht vorgesehen, es mußte diese Zugaben aber erdulden, und nicht nur in Marjenau.

Jenseits der Weichsel und Nogat gab es andere mundartliche Einfärbungen, doch das alles steht auf einem anderen Blatt.

A

anbommeln	*sich an einen fahrenden Schlitten hängen, sich auf die Kufen stellen*
anpummeln	*warm anziehen*
akern	*rütteln*
ausbaldowern	*ausfindig machen*
Aust	*Ernte*

B

barfte Feet	*nackte Füße*
bedripst	*traurig*
begnubsen	*ungestalt beschneiden*
belämmert	*unordentlich mit Sachen vollgepackt*
beschickt haben	*etwas geschafft haben*
betatschen, sich	*s. befühlen, begrabbeln*
blaren	*heulen*
Blott	*Morast, Modder*
bölken	*schreien*
bossig	*ärgerlich*
braseln, vor sich hin-	*undeutlich reden*
Brennabor	*Schnaps*
Brims	*große Menge (Essen)*
Bruusch	*Beule an der Stirn*
beschwie melt	*angetrunken*
bibbern	*frieren*
behnen	*unterm Tuch inhalieren*

D

Dämsack	*Dummkopf*
Deetz	*Kopf*
Drosel	*Seil, Band*
Dubbas	*etwas Großes, Grobes*
Dups	*Hintern*
dwatsch	*dümmlich*
duster	*dunkel*
Duw, Deffert	*Taube, Täuberich*

E

ei der Deikert	*o weih, o weih!*
Eemske	*Ameise*

F

fleien	*stapeln, schichten*
Fleidrusch	*liederliches Frauenzimmer*
Fludder	*dünnes Kleid*
»Friedrich«	*Wärter, Wächter beim Ausspann*
Fupp	*Hosentasche*
Futtrock	*der das Vieh füttert*

G

glubsch	*böse dreinschauen*
Glupsch	*böser Blick*
Glumse	*Quark*
gniddern	*kichern*
Gnuffkes	*unreife Äpfel*
Gnussel	*Schimpfwort*
Gulle	*dicke Brotschnitte*
Gramusel	*undefinierbares Gekrümel*
gnatzig , Gnatzkopp	*widerborstig, schrullig,*

H

hucke blieve	*sitzen bleiben*
Huckfleisch	*Sitzfleisch*
helterblessig	*unbeholfen*
hin-kafojt	*achtlos, unordentlich hingeworfen (Kleidung)*

J

jachern, rum-jankern	*albern, lachen lechzen*
Jungsmajell	*Mädchen mit jungenhafter Art*

K

kafojen	*unordentlich hinwerfen*
Kätel	*Kessel, Wasserkessel*
Keilchen	*Nudeln*
Kest	*Hochzeit*
kietern	*Wasser plempern*
Kietereimer	*Eimer mit Leck*
Klemp	*magere Kuh*
Klotzkorken	*Holzschuhe*
klünken	*treten, stampfen*
Knief	*Messer*
koddrig	*elend*
Koddern	*Flicken, Lappen, Kleidung*
Kodderpupp	*Stoffpuppe*
Kos	*Ziege*

kregeln	*jemanden ärgern, zanken*
Kres	*Kuh*
Kret	*Schimpfwort (Kröte)*
kraufen	*kriechen*
Kriesel	*Kreisel, Wirbel im Haar*
krupen	*kriechen*
Kruschkes	*Äpfel*
Kulpen	*grünes Obst*
Kummchen	*kleine Schüssel*
Kumst	*Kohl*
kwautschen	*reden, quatschen*
Kest	*Kest (Hochzeit)*
Kätel	*Kessel*
Knossen	*Beine, Füße*
Knubbel	*rundlicher Vorsprung*

L

Labommel	*Faulenzer*
Lachodder	*Schimpfwort*
Laps	*Bengel*
Leidack	*Strolch*
Lorbaß	*Lümmel*
Losleder	*Tunichtgut*
Lucht, op de	*auf dem Boden*
Luntrus	*gerissener Bursche*
Lunz	*Lappen*
Luschke	*Korb*

M

maijetrich	*einfältig, farblos*
mang	*zwischen*
Mischpoke	*s. Muschpoke*
Modder	*Morast*
molsch	*faul*
muggrich	*mager*
Mulkus	*Kosename*
Muschkote	*abwertend (Musketier, einfacher Soldat)*
Muschpoke	*Mensch (abwertend)*

N

nachzageln	*nachhinken, hinterherhinken*
nuscht	*nichts*
niekottig	*neugierig*
nicksch	

O

Ooken, onner de	*auf dem Dachboden*

P

Paslack	*Diener*
prachern	*betteln*
peesen	*rennen*
Peluschken	*Hülsenfrucht, Erbsen*
Penunje	*Geld*
pesern	*etwas verbrennen, mit Feuer hantieren*
Pflaumenkreide	*Pflaumenmus*
Pluch	*Bett*
Pluutz	*Lunge*
Pog	*Frosch*
polken	*pulen*
Pomuchelskop	*Schimpfwort*
Pracherbonbon	*billige, saure Glasbonbon*
prekeln	*prickeln*
Prüll	*unnützer Kram*
premsen	*mit Gewalt hineindrücken*
prunen	*nachlässig zusammennähen*
Possekel	*dicker Stock, Knüppel*

Q

quaaren	*schreien (Baby)*
Quartierchen	*Schnäpschen*

R

rachullig	*gierig*
Rosmock	*gründlich aufräumen*
runterschorren	*runterfallen*

S

Schabbeln	*Bohnen*
schabbern	*reden, unterhalten*
Schleef	*Rührholz*
Schlorren	*Pantoffeln*
Schlubberchen	*Schlückchen*
schlunzig	*unordentlich, abgetragen*
Schmand	*Sahne*
schobbern	*sich scheuern, kratzen, kraulen*

Schocke	*Kartoffeln*	***U***	
schorren	*rutschen*	*umpeln*	*schwimmen*
Schubjak	*Schimpfwort*	*Unnosel*	*Nichtsnutz*
du best woll schucker	*verrückt*	*unnoselig*	*unordentlich*
schulpern, über-	*überplempern*		
schurgeln	*hin- und herschleifen,*	***V***	
	reiben, geräuschvoll auf	*verbiestern, sich*	*sich verirren*
	Dielen scheuern	*verdattert*	*verwirrt, irritiert, für*
Schurrmurr	*Gerümpel, wertloses*		*kurze Zeit völlig aus*
	Zeug		*demGleichgewicht*
schurren	*scharrendes Geräusch*	*verkriemeln, sich*	*sich davonmachen, aus*
	hervorrufen		*dem Staube machen*
Schussel	*Dussel, Dummkopf*	*verpliesert*	*zerzaust*
Schätel	*Schüssel*	*verquasen*	*vergeuden*
Schlawittchen,a.S.nehmen	*am Kragen, im Nacken*		
	packen	***W***	
		Wruken	*Steckrüben*
ST		*wurrachen*	*schuften*
stiemen	*tüchtig schneien (dabei*	*wraggeln*	*loswackeln*
	windig)		
e Stootske	*ein Weilchen*	***Z***	
Stremel	*Streifen*	*Zagel*	*Schwanz*
stiepern	*sich dagegen stemmen,*	*Zallach*	*Leutetanz*
	»Jungsge, stieper di!«	*zerdäppern*	*zerschlagen (döppe =*
Strunz	*Stichling*		*Töpfe)*
stuckern	*über hartes unebenes*	*zermurcheln*	*unästhetisch zerkleinern*
	Pflaster fahren		
stankern	*liegend mit den Beinen*		
	stoßen		

Nun hast du, lieber Leser, die Vorrede und die vielen merkwürdig anmutenden Ausdrücke gelesen, die in unserer Heimat noch halbwegs in Gebrauch waren und doch wenigstens ein langes Leben auf dem Buckel hatten. Dort im Werder und in unserm Marjenau sind sie verstummt. Tröstlich ist, daß vieles aus unserer 'Ursprache' woanders lebt. Beispielsweise bei den Nachkommen der mennonitischen Bauern, die in verschiedenen Wellen ausgewandert sind - nach Rußland und Kanada und Südamerika.
Ich hörte in den sechziger Jahren zu meinem Erstaunen das Werderaner Platt inmitten des eigentlich lebensfeindlichen paraguayischen Chaco, wo sich 10 000 der obengenannten Wanderer seit 1927 durch Buschrodung ein neues Zuhause geschaffen haben. Aber nicht nur die meisten von ihnen sprechen es, sondern es verblüffte mich, an einem Baumwollfeld zwischen Flaschenbäumen und Lapacho unter sengender Sonne aus dem Mund von Chulupi-Indianern, die bei unsern Landsleuten arbeiten, den Satz zu hören: »Daut es miene dochter, de hätt meist een joar!«

So möchte ich denn diese sprachliche Besinnung mit einem Briefzitat eines Marjenauers schließen, dessen Eltern 1928 durch widrige wirtschaftliche Umstände den Hof verkaufen mußten, und der über einen späteren Besuch im Dorf schreibt:

»Enge Freundschaft und tägliches Zusammensein verbanden mich mit Willi Krause, dessen Großvater auf unserem Hof arbeitete. Willi sagte zu ihm nicht 'Großvater', sondern in Platt Voader, und natürlich sagte auch ich 'Voader' zum alten Krause.
Meine letzte Erinnerung an ihn stammt aus dem Jahre 1935, als ich in Tiegenhof als Führer des Jungbannes tätig war und Ließer Hippler (Irmgards Mutter) besuchte. Da sagte nach einer noch in Platt geführten Unterhaltung der alte Krause zum Abschied zu mir, während er mit seiner Hand auf meine Schulter schlug: „Bliev koarsch, Waulusch!" Waulusch hatte er mich stets genannt.
Dieser Ausspruch scheint mir heute wie eine Aufforderung, die mich mein ganzes Leben begleiten sollte, denn oft und oft habe ich an dieses „Bliev koarsch, Waulusch!" gedacht.«

Dr.Waldemar Epp

Namen, Neck- und Spitznamen

In früheren Zeiten, als die Menschen in Sippen oder kleinen Gruppen zusammenlebten, genügte unsern Vorfahren ein einziger Name. Damit wurde jede Person eindeutig angesprochen.
Die ständig wachsende Bevölkerung machte es ab dem 12. Jahrhundert notwendig, dem einzelnen Menschen einen Beinamen zur besseren Unterscheidung zu geben. Dabei griff man zunächst auf Berufsbezeichnungen zurück, von denen sich viele bis heute erhalten haben, wie Müller, Schneider, Richter, Schulze, Schmidt oder Fischer. Andere wurden nach der geographischen Herkunft gebildet, wenn jemand zuzog, z.B. Meckelburger oder Dirschauer. So entwickelten sich allmählich unsere heutigen Familiennamen, und sie werden von Generation zu Generation weitergegeben.
In neueren Zeiten mit immer größerem Bevölkerungswachstum, aber ohne Neubildung von Familiennamen, kehren verschiedene so häufig wieder, daß nur noch der Vorname zur Unterscheidung hilft, manchmal auch dieser schon nicht mehr. Das Telefonbuch hat Beispiele genug.
Im kleinstädtischen oder gar dörflichen Umgang, wo es dann mehrere Schulz, mehrere Fast und mehrere Hausmann gab und der Vorname zur Unterscheidung doch manchmal ausgereicht hätte, griff der Volksmund zu B e i n a m e n , die aus dem Augenblick entstanden waren. Manchmal ging's um Äußerliches, wie 'de lohme Enss', mein Vater - in diesem Falle eine Behinderung durch Schußverletzung im 1. Weltkrieg - 'de Lüttjebuer', der eben klein war, oder der 'Schmandbart', glatt und mit etwas vorstehendem Kinn, oder 'Schnurrbarts-Thießen' (Gustav), der modisch eben aus Kaiser Wilhelms II. Zeit kam. Da wir schon bei Bärten sind, fügt sich hier noch gut mit seinem gräulichen Spitzbart Peter Fast als 'Moses' ein. Manchmal auch nach 'inneren' Eigenschaften, wie der 'rauhe Esau', der 'Gilz-Faust' (Fast) oder der 'heilje Dueck'. Absonderheiten eben brachten den Volkshumor auf den Plan, mal neckisch, mal spöttisch - und plötzlich war er da, der Spitzname.
Wer in Marjenau nicht eine Kopfbedeckung trug, wie sie die meisten trugen, sondern einen Hut nach bayerischer Art mit Gamsbart, der war ab einem gewissen Augenblick eben der 'Alpenjäger' (Daniel). Wer häufig in den berühmten Klotzkorken (Holzpantoffeln) zu sehen war, wurde der 'Kussen-Schroeder'. Nach der Geschichte vom Till Eulenspiegel im Bienenkorb kriegte Emil Enß an derBrodsacker Vorflut den Namen 'Till', weil er es mit den Bienen hatte. Zuweilen ging's auch recht einfallslos zu, indem eine Sprachspielerei 'der Rempel mit dem Strempel' auftauchte, was man aber nicht als Spitznamen bezeichnen kann. Es gab auch Geläufigkeitsformen, die die Kinder als Koseform mit auf den Schulhof brachten, wenn sie von 'Omi Käthchen' erzählten. Der Hermann an der Mühle bekam wegen seiner hervorragenden Bullenzucht den Spitznamen als Auszeichnung, das war der 'Bullen-Reimer'. Der Beispiele gab's natürlich noch mehr, und manche wie 'Spirkelschieter' und 'Schüerbüdel' sind einer Erklärung schwer zugänglich.

In Umlauf waren noch der Glaser 'Witulla', 'Schlosser-Fritz', 'Rentier-Epp', 'Plenke-Fried', 'LaueEdard', 'Plume-Ed', 'Späner-Fried' (der Ofensetzer), 'Trudel-Ernst' (Esau), der 'Starnke-Kucker' (ein kleiner Harwath), 'Eke-Fidel', der 'Schultebuller met dem Jorschtetruller', 'Pieper-Janzen', 'Putt-putt', 'Sullei', der 'Elke(Iltis)-Guttmann', 'Schnodder-Konowski' und 'Gummi-Gusch'.

Die Neue Zeit

Das Ende der Weimarer Republik kündigte sich Anfang der Dreißiger Jahre auch in den Werderdörfern an. Verschwommen, dann immer deutlicher bildeten sich die Verhältnisse in unserm kleinen Freistaat Danzig nach: Beklemmende wirtschaftliche Lage. Arbeitslosigkeit und die gleichen politischen Parteien, vierunddreißig an der Zahl ! Die Erschütterungen der Wahlkämpfe innerhalb der sonst friedlichen Dorfgemeinschaft pflanzten sich zuweilen auch bis auf unsern Schulhof fort.
Einige Jungen malten die drei Pfeile der SPD in den Sand des Schulhofs, die andern ritzten barfuß mit dem großen Zeh das Hakenkreuz daneben ein. Die Vierzehn-, Fünfzehnjährigen prügelten sich mitunter nach Schulschluß. Die einen riefen »Heil Moskau«, die anderen »Heil Hitler«. Ich habe noch einen Satz im Ohr, den Ernst Harder von den Großen (8.Schulj.) zu hören kriegte, nachdem er bei einer Rauferei siegreich geblieben war: »Pauß op, wi waare di opluere, denn haut wi di de Jack voll !«
Die im Elternhaus aufgenommenen Parteigesinnungen wurden in die Schule mitgeschleppt und ohne Denk- und Überzeugungshintergrund in einen manchmal willkommenen Jungenstreit umgemünzt. Etwas blieb also auch immer an uns Kindern hängen.

Das früher so gute soziale Klima wurde rauher. Alle Parteien versprachen den Himmel auf Erden. Die Wahlpropaganda in der Presse und an den Litfaßsäulen zündete, und der handgreifliche Terror steigerte sich von Monat zu Monat.
Die Parteien veranstalteten in den Gaststätten mit Saal Wahlversammlungen, und hier setzte der Gegner mit seinen militanten Kolonnen den Hebel an. In manchen Dörfern waren die Kommunisten stark wie beispielsweise in Jungfer und Tannsee, anderswo die Braunhemden. Man mietete ein Lastauto und steuerte die Wahlversammlungen der politischen Gegner an. Schnell war der Tumult in Gange, Stuhlbeine flogen durch den Saal, und Radau ersetzte die Argumente. Von Zuständen ähnlicher Art um 1930 berichtet sehr anschaulich Hans Joachim Stahnke aus unserm Nachbardorf Mierau:

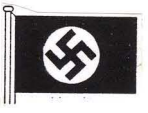
»... Viele der in Armut und Enge lebenden Landarbeiter waren fanatische Kommunisten. Der Haß dieser Menschen auf die Besitzenden nahm Formen an, daß man sich auf der Straße nicht mehr sicher fühlen konnte. Die kommunistische Gefahr brauchte nicht erst propagandistisch ausgemalt zu werden. Wir haben sie am eigenen Leibe erlebt.
Als unsere Familie an einem Sonntagnachmittag auf dem Weg nach Tiege spazierenging, kam uns ein Trupp vom „Arbeiter-Schutzbund", das war die halbmilitarisierte Schlägertruppe der KPD, auf Fahrrädern entgegen. Einer aus der Truppe reckte die Faust, schrie „Freundschaft" und sprang vom Rad. Die anderen machten es ihm nach und umringten uns mit drohenden Gesichtern und erhobenen Fäusten. Mein Vater sagte kein Wort - zehn Sekunden Stille. Dann rief der Anführer: Weiterfahren. Es waren fremde Leute aus Nachbardörfern.
SA-Trupps hatte ich zu dieser Zeit noch nicht zu Gesicht bekommen. Die lernte ich erst bei einer Wahlschlacht auf unserem Schulhof kennen.
Die Schulklasse war Wahllokal. Vor dem Eingang saßen zwei SA-Männer in einer herausgestellten Schülerbank. Sie sollten wohl für den Schutz ihrer Sympathisanten unter den Wahlberechtigten verantwortlich sein.
Es geschah damals nämlich durchaus nicht selten, daß Wähler, deren politische Gesinnung bekannt war, beim Betreten oder Verlassen des Wahllokals von Herumstehenden, die meist noch gar nicht selbst wählen durften, angepöbelt wurden.

Letztere unterschieden sich schon durch ihre betont arbeitsmäßige Kleidung von den sonntäglich angezogenen Bürgerlichen. Dieses junge Arbeitervolk, das sich stolz Proletarierklasse nannte, frozzelte die beiden SA-Männer auf der Schulbank.
Ich stand dabei und hörte: „Kick di moal dä Swinshut an! Wenn ek dem in min Swinstall hätt, dem Kuijjel mecht ek afmurksen." Ob solcher Reden sammelte sich immermehr Volk und lachte sich schief auf Kosten der Uniformierten. Denen wurde es immer ungemütlicher, bis einer seine Mütze aufsetzte, aufstand und im Wahllokal verschwand.
Später hörte ich vom Vater, der zum Wahlvorstand gehörte, daß der SA-Mann telefonisch Hilfe aus Neuteich anfordern wollte. Dazu mußte er zum Vorderausgang des Schulhauses, unseres Wohnflurs, schräg über die Straße zum Bauern Wiens gehen, der eines der drei Telefone in Mierau hatte.
Es dauerte nicht lange, da begann ein großes Getümmel auf Hof und Straße. Ich stand im Chausseegraben und hätte gerne den weiteren Verlauf der Dinge beobachtet, denn inzwischen war ein SA-Rollkommando per Lastauto eingetroffen, und ca. 20-30 Mann formierten sich zur Räumung der Umgebung des Wahllokals: Sturmriemen unterm Kinn, Schulterriemen in der Faust, die Eisenschnallen als Schlagwaffe schwingend.
Da rief meine Mutter mich ins Haus. Den weiteren Schlachtverlauf habe ich aus einer Bodenluke beobachtet: Die Arbeiter wehrten sich mit Messern und Steinen. Einzelne wurden eingekreist und verdroschen.
Die SA-Männer waren auch mit kleinen Pistolen bewaffnet, wie Damen sie in Handtaschen trugen, aluminiumfarben mit Kaliber 3,5 mm. Damit verschafften sie sich Respekt, wenngleich die Geschosse nicht durchschlugen. Der Lärm war unbeschreiblich bei diesem Aufeinanderprall von ca. 50 Männern.
Inzwischen hatte Bauer Wiens, selbst im Wahlvorstand, telefonisch das Neuteicher Überfallkommando herbeigerufen. Auf eine Begegnung mit der Polizeieinsatztruppe ließ es die SA aber nicht ankommen: Ein scharfer Pfiff, und die Braunen enterten ihr Auto.
Ein Mann in Zivil fiel beim Anfahren wieder herunter, dem Vernehmen nach der Arzt der Gruppe. Er lief wie um sein Leben, denn die ganze Arbeiterschar wollte sich auf ihn stürzen. Der Laster hielt, der Mann wurde mit knapper Not heraufgezogen, und das Auto verschwand in Richtung Tiege.
Da rollte von der andern, der Neuteicher Seite die Polizei herein, und jetzt gab's Prügel mit Gummiknüppeln. Sogar ein völlig unbeteiligter älterer Mann, der mit der Sense Gras für Ziege und Kaninchen gemäht hatte, wurde verprügelt, denn er trug eine Waffe des Landvolks wie die anderen auch: Sensen und Dreschflegel sind die klassische Bewaffnung der Unterdrückten. Ihm liefen die Tränen, als er meinem Vater von seinem Pech erzählte. Es war der Flickschneider Kornath.
Das war die Volkstagswahl im November 1930. Ich war 9 1/2 Jahre alt und seit einem halben Jahr Sextaner der Realschule in Neuteich.«

Zwischen Malteser- und Hakenkreuz



Es mag Anfang 1932 gewesen sein - da fallen einige Dinge ungegliedert in mein Gedächtnis an eine Stelle, an der sie auch heute noch liegen: die Eltern sprechen davon, daß morgen die Arbeiter auf dem Hof nicht zur Arbeit erscheinen wollen - oder sollen. Ich spüre die



Sorge meines Vaters. Wer wird das Vieh versorgen ? Wielange wird der Streik dauern ? Wozu das überhaupt, wir haben doch keinem etwas Böses getan.
Irgendwann ist dann Onkel Gustav zu Besuch, und bei den munteren Reden bei Kaffee und Kuchen kriechen einige Wörter ins Ohr, wie 'Jungdeutscher Orden', 'Stahlhelm', 'Rotfront' und die Braunhemden.
Was mich betrifft, so müssen zunächst Vaters Überzeugung und die von Onkel Gustav, beide Mitglieder im Jungdeutschen Orden, auf mich eingewirkt haben; denn ich sehe mich noch mit den Kindern aus der Nachbarschaft, den Goertzen und Genditzkis auf einer Weide hinter dem

Stall die weiße Ordensfahne mit dem Malteserkreuz hissen. Das war dann für uns Jungen ein Stück Räuberromantik: zwei greise mächtige Kopfweiden, etwa drei Meter voneinander entfernt, innen morsch und hohl. Ein Feuer in ihrem Leib hatte den Stamm inwendig holzkohleartig eingeschwärzt. Da mußten wir uns hineinzwängen und uns mit Rücken- und Beinarbeit hochstemmen. Das tat der Kleidung sicherlich nicht gut; aber wer fragt danach, wenn er zu Hause eine gütige Mutter hat. Mit zwei Brettern vom Speicherboden wurde der Raum zwischen den zwei Weidenköpfen überbrückt. Das eine war dann die Ordensbastion, und die mußte gegen die Angreifer, die in der anderen Weide mit der schwarz-weiß-roten Fahne hochgekrochen waren, verteidigt werden.

*

Irgendwann in der Pause auf dem Schulhof zeigte Horst Kock seine neue kurze schwarze Hose mit einem überbreiten Lederriemen und dem blinkenden 'Koppelschloß' vorne mit einem 'Blitz' darauf, der 'Sigrune', wie man bald darauf lernte. Das machte Eindruck, und so formierten sich die Ideen. Die braune Welle aber wurde größer und stärker, und so kam es damals in Marienau, daß der Horst zum Helmut sagte und der Erich zum Hans: »Wir treffen uns heute abend an der Post bei Frau Urbanski. Dann marschieren wir durchs Dorf und singen 'Siehst du im Osten das Morgenrot, ein Zeichen zur Freiheit, zur Sonne ... '
Hier gab es Aktion, Gemeinschaft, Altersgenossen. Da war was los! Die Marjenauer Pimpfe waren geboren. Der Zufall fügte vieles. So kam ich ins Jungvolk. November 1932.

Schule und Jungvolk

Inzwischen war im Reich der 30. Januar 1933, der 'Tag der Machtergreifung', über die Bühne gegangen. Auch für die Jugendlichen änderte sich fortan einiges. Hatten bisher Schule und Alltag auf den Höfen unser Leben bestimmt, belegte nun das Jungvolk (10 - 14jährige) ein Stück unserer Freizeit. Für die Mädchen, die Jungmädel im BDM (Bund deutscher Mädchen) verlief alles parallel.
Und die neue Zeit spielte auch in die Schule hinein. Leider wirbeln nach Jahrzehnten die Bilder, die Monate und die Jahre im Gedächtnis durcheinander, und so gibt es nur Momentaufnahmen.
Fräulein Erika Lenz, Junglehrerin im Dorf, sehe ich allenfalls mit einer Blume in der Hand uns die Morphologie der Pflanze erklären. Eine sogenannte »Kletterweste« auf Taille und ein dunkler Rock deuten darauf hin, daß die »braune Zeit« bei ihr schon früher begonnen hatte. Wir befanden uns wohl im Übergang vom 4. zum 5. Schuljahr. Ebenfalls in dieser Zeit erscheint das schöne Fräulein Kling hinter dem Katheder, die vollbusige Steegnerin im dunkelblauen Kostüm mit Kriemhild-Gesicht und blondwelligem Bubikopf - dies jedoch keine politische Wertung !

Veränderung lag in der Luft. Heute fragt man sich: kam die Schule, kamen die Lehrer da noch mit? Ich zitiere einen wohl zutreffenden Gedankengang aus dem Buch »Der helle Tag bricht an«, 1984, dtv, von Margarete Hannsmann:

»Ein bißchen schwierig war das mit der Schule geworden; die Lehrer hatten die Macht mit uns teilen müssen. Ob sie es überhaupt merkten? Niemand half uns, erklärte uns unsere Situation: Wir waren Schüler und Führer zugleich. Wir turnten, wir sangen bei unseren Veranstaltungen, anders zwar, aber nicht schlechter als in der Schule. Wir lehrten Sport, Gymnastik und Spiele, Leistungssport, der zu Abzeichen führte und den Schulsportabzeichen entsprach, aber mit der Ehrenbezeichnung HJ davor. Wir hatten mehr und bessere Stoppuhren als die alte Turnlehrerin.

Der alte Musiklehrer konnte sich anstrengen, so viel er wollte: 'Nun eilet mit schwachen doch emsigen Schritten ...' - wenn unsere Marsch- und Wanderlieder, unsere Jugendchöre ertönten, gab ich Beethoven, Bach und Mozart dafür her. Immer mehr entfremdete ich mich meinen Lieblingslehrern. Wo waren sie denn, die noch mithalten konnten? In Deutsch? In Geschichte? Arbeiteten sie tagaus tagein mit einem Schulungsmaterial wie wir ?'

Was fragt ihr dumm, was fragt ihr klein, warum wir wohl marschieren!
Setzt nicht vergebens Mühe drein, ihr werdet's doch nicht spüren.
Ja, hört doch unsre Hörner schrein, hört doch unsre Trommeln grollen,
ja, dann wißt ihr, wer wir seien, ja, dann wißt ihr, was wir wollen.

Wir waren persönlich angesprochen. Aufgerufen. Das ist was für Kinder. Wir wurden bestätigt, benötigt, wir waren plötzlich jemand, von uns hing manches ab.

Im 4. Schuljahr agiert Ulrich Böttger, häufig in Reitstiefeln, das semmelblonde Haar mit der Pomade glatt über den Kopf gestrichen. Die großen graublauen Augen disziplinieren streng das Klassenfeld. Mit der Nase besaß er eine Besonderheit, die sich dem Schüler, der sie Tag für Tag anschauen durfte, schnell einprägte. Sie hatte eine gewisse Überlänge, war schmal und das kantig hervortretende Nasenbein nach links leicht abgeknickt - oder auch nach rechts - Standortsache.
Ulli Böttger war in der Person so etwa das Gegenstück von Herrn Mielke, meinem ersten Grundschullehrer. Er gehörte schon voll der Generation der Marschierer an. Wenn irgendein Anlaß es erlaubte, erschien er bereits in SA-Uniform in der Schule, sehr zum Verdruß von Hauptlehrer Herbert Radziwill, der die Zugehörigkeit zu einer politischen Partei nie zu erkennen gab, wohl aber, daß er mit der NSDAP nicht unbedingt sympathisierte. Herr Böttger war auch der Mann mit der »kurzen Linken«. Bei seinen Schritten durch den Mittelgang zog er blitzschnell seine linke Hand aus der Hosentasche und landete sie zielsicher auf der Backe eines überraschten Schwätzers.
Er imponierte dennoch manchem von uns kleinen Steppkes. In seiner Sportstunde ließ er uns »in Linie zu drei Gliedern antreten«, wie das Kommando lautete. Wir mußten die Hände an die Hosennaht legen, gerade stehen, die Schultern zurück, die Ellbogen nach vorne durchdrücken, mit dem nach rechts gewandten Kopf die Nase des Flügelmanns als Richtmarke suchen und dabei Zentimeterchen vor- oder zurücktrippeln, um sich linealgerade in die Front einzufluchten. Herr B. schritt in eine Position seitlich und musterte die Linie unserer Zehenspitzen mit einem zugekniffenen Auge wie ein Zimmermann, der die Kante einer Leiste prüft, ob sie gerade ist.
Herr Böttger war diszipliniert, soldatisch, korrekt, war »zackig«. In einigen Sportstunden marschierten wir aus dem Dorf hinaus in die Feldmark. Wir lernten »Orientierung im Gelände«, Anschleichen, Tarnen. In den Biologie- und Erdkundeunterricht baute er Erkennungsspiele nach Pfadfinderart ein, z.B. Baum- und Pflanzen-Kim und Erkennen von Geländeformen. Ein Grundkurs für den späteren Jungvolkführer.
Das war dann wohl die Zeit, wo auch ich meine Eltern um eine Uniform gebeten habe. Alles war zwar vordergründig, aber spannend. Da war der fünf Kilometer lange Fußweg bis Tiegenhof nicht zu weit, um Koppel und Schulterriemen einzukaufen, und der Duft des neuen Leders blieb noch lange Zeit angenehm in der Nase.

In Pflicht und Freude



Dann aber lief auf der politischen Bühne alles nach Plan. Und der Ruf »Deutschland erwache!« erfaßte das Volk diesseits und jenseits der Grenzen bis in den letzten Winkel. Der Klassenkampf war zu Ende, und die Losung hieß »Volksgemeinschaft«.
Was unser Marienau betrifft, so stehen mir für diese Chronik leider nur - mehr oder weniger - Nachrichten aus der Jugendbewegung zur Verfügung, und das Erlebnis ist eben etwas ganz Persönliches und läßt sich nur schwer verallgemeinern. Dennoch läßt sich aus den Aussagen vieler Zeitgenossen herausfiltern: es war eine schöne Zeit. Warum wohl?
Es galt, einer Idee in den gelebten Alltag zu verhelfen. »Wer auf sein Elend tritt, steht höher«, lernten wir von Hölderlin und packten an, faßten uns an den Händen und sagten WIR. Wir zogen hinaus in die Natur, durchstreiften Acker, Wiese und Wald, bezwangen den Baum und den Fluß, sammelten Kräfte auf langem Marsch, und das schöne Land, durch das wir zogen, wurde unser, innerlich und liebevoll:

Nichts kann uns rauben, Liebe und Glauben zu unserm Land.
Es zu erhalten und zu gestalten sind wir gesandt.

Auch fühlte man sich in bester Gesellschaft in der Tradition deutscher Patrioten, wie Max von Schenkendorf 1814 in einem Vers sagte:

Ihr Sterne seid uns Zeugen, die ruhig niederschaun,
wenn alle Brüder schweigen und falschen Götzen traun.
Wir woll'n das Wort nicht brechen und Buben werden gleich,
woll'n predigen und sprechen vom heil'gen deutschen Reich.

Es war der Idealismus der Freiheitskriege, der hier mitschwang. Nicht gegen äußere Feinde, diesmal gegen innerlich Zögernde. Begeisterung griff um sich. In wenigen Wochen waren Liederhefte mit altbewährtem Volksgut und neuen Texten und Melodien von R.A. Schröder, Walter Rein, Heinrich Spitta, Karl Bröger, Hans Baumann, Baldur von Schirach u.a. gedruckt und verfügbar.

Glaube schafft das Neue, Glaube tilgt das Alte; deutscher heil'ger Glaube
nie in uns erkalte; neu ist er geboren aus der Dunkelheit;
Wimpel wehend künden: Deutschland ist befreit.

So kann man sich unschwer vorstellen, daß Wohlgefühl, ja Begeisterung wuchsen. Gemeinschaft schafft Stärke. Der Zank der Parteien war überwunden. Der Wettstreit auf dem Rasen im »Reiterkampf« und »Wagenrennen« war Messen der Kräfte unter Freunden.
Daß alles organisiert und dirigiert werden mußte, das nahm man nicht nur hin, das mußte sein, der Wille des Einzelnen mußte sich einordnen und der Harmonie des Ganzen dienen. Ja, das Dienen, das preußische Dienen konnte man gut mit christlichen Ethen verbinden.

Und handeln sollst du so, als hinge von dir und deinem Tun das Schicksal ab der deutschen Dinge und die Verantwortung wär dein. (Fichte / Matthäi)

Alle diese Prinzipien schlossen selbstredend das Opfer ein, das der Einzelne der Gemeinschaft mitunter bringen müsse. Gemeinnutz geht vor Eigennutz.

Ich schlief und träumte, das Leben wäre Freude.
Ich erwachte und sah, das Leben ist Pflicht.
Ich handelte, und siehe: die Pflicht ward Freude. (Tagore)

Wer unsere Gegenwart heute mit jenem Lebensbau vergleicht, wird ohne Mühe erkennen, daß uns Welten davon trennen. Aber zugleich auch sei dem Leser gesagt, daß die hier dargestellte und auch gelebte preußische Idee nichts gemein hat mit späteren oder uns seinerzeit noch nicht bekannten Überspitzungen.

Tradition bewahren, heißt nicht Asche aufheben,
sondern eine Flamme am Brennen erhalten. (Jean Jaurès)

Die Rückbesinnung auf die eigene Geschichte und die Pflege unserer Sprache waren Selbstverständlichkeiten, ja lebenserhaltend, wie sie jedem anderen Kulturvolk eigen sind. Das überkommene Liedgut weiterzutragen, sah man als eine edle Verpflichtung an und auch, die neue historische Stunde in neuen Versen zu besingen. Wir wollten nicht träumerisch in der Vergangenheit, sondern aus der Vergangenheit leben.
Noch lange Zeit schöpfte die Hitlerjugend aus der Tradition der Wandervogelbewegung, der Bündischen Jugend und vor allem der Pfadfinder. Deren internationales Umarmen verdrängte sie allerdings. Nein, es war eine Atmosphäre, die auf Nation und Volk ausgerichtet war, ohne Haß auf andere Völker beizumischen. Solches entwickelte sich erst in Ansätzen im Zuge der außenpolitischen Entwicklung, war der Marienauer Jugend jedenfalls fremd.

Organisationsebenen



Wie überall, so gab es auch bei uns eine Befehlspyramide, und ein dünner Gedankenfaden verband den Marjenauer Pimpf mit dem Gipfel. Dort auf dem Olymp saß, unnahbar, der Reichsjugendführer Baldur von Schirach - der Name allein schon ein altgermanischer Edelstein - und schrieb Gedichte:

Ihr seid viel tausend hinter mir,
Und ihr seid ich und ich bin ihr.
Ich habe keinen Gedanken gelebt,
Der nicht in euren Herzen gebebt.

Und forme ich Worte, so weiß ich keins,
Das nicht mit eurem Wollen eins.
Denn ich bin ihr und ihr seid ich,
Und wir alle glauben, Deutschland, an dich !

Die Jugendorganisation bestand bereits seit 1926, er aber führte die Hitlerjugend erst seit dem 30.10 1931. Ab August 1941 bis zum Kriegsende war es Artur Axmann.
Die Rangordnung für Jungvolk und Jungmädel:
Reichsjugendführer - Gebietsführer - Jungbannführer - Jungstamm/JM-Ring (weiße Schnur) - Fähnlein/JM-Gruppe (grün-weiß) - Jungzug/JM-Schar (grün) - Jungenschaft/JM-Schaft (rot-weiß) - Pimpf/Jungmädel

Die Altersgruppe von 15 - 18 Jahren bildete die Hitlerjugend - HJ. Sie war in unserm Dorf genauso aktiv wie anderswo; nur kann ich hier keinen schriftlichen Beitrag über ihre Aktivitäten bringen. Nebenstehend Helmut Jopp als Scharführer, der zeitweise auch die Gefolgschaft führte.



Zur Vorgeschichte der HJ ist zu sagen, daß sich am 1. Oktober 1932 100.000 Jugendliche in Potsdam zum »Reichsjugendtag gegen Marxismus und Reaktion« versammelten.

Die gleiche Altersgruppe bei den Mädchen bildete der BDM - Bund Deutscher Mädchen. In Gesprächen mit Eva Blesin-Smukal erhellte sich einiges. Demnach ist Gerda Brucks-Penner die erste BDM-Führerin in Marienau gewesen. Andere Mitglieder mit oder ohne Dienstgrad waren Eva Friesen (Rückenau), Käthe Wiens, Eva Blesin, Anna Claassen, Charlotte Rempel, Eva Rempel, Hildegard Enss, Irmgard Brucks, Christel Raap, Hanna Karsten u.a.
Es ist bitter schade, daß die Jahrgänge zwischen 1910 und 1920 zu diesem späten Zeitpunkt kaum noch eine Stimme haben, und wenn, dann sind die Erinnerungen leider verblaßt.

Jungbann 128 - Gr. Werder

Die Dienststelle für das Große Werder richtete man in Tiegenhof in der Heinrich-Stobbe-Str. 12 ein. Das war der Bann oder Jungbann 128, dem Marienau unterstellt war. Uns betreute bis etwa 1936 Jungbannführer Willi Thiessen, der schmucke dunkelhaarige Petershagener, der in Marienau mit Horst Kock das erste Fähnlein aufbaute und mir mit damals zwölf Jahren eine Jungenschaft und bald darauf einen Jungzug übertrug. Günther Jopp, auch Pimpf der ersten Stunde, führte den zweiten Jungzug und später das Fähnlein Ladekopp.



Willi Thiessen
1941 als Leutnant

Nachdem Willi Thiessen in Königsberg das Lehrerstudium aufgenommen hatte, leitete der Neuteicher Jungstammführer Benno Hinz zunächst kommissarisch den Jungbann. Beide meldeten sich freiwillig zum Kriegsdienst. Willi Thiessen kehrte vom Rußlandeinsatz 1942 nicht mehr zurück, und Benno Hinz wurde schon beim Frankreichfeldzug 1940 schwer verwundet. Nach langsamer Genesung trat er um 1941 wiederum seinen Dienst in Tiegenhof als Jungbannführer an und wurde 1944 noch einmal Soldat.

Das »Fähnlein Hünefeld« - Marienau

Fähnlein war die eigentliche Stammeinheit in unsern Dörfern, vergleichbar mit der Gefolgschaft in der Hitlerjugend. Es gliederte sich in drei bis vier Jungzüge zu je rund 25 - 35 Jungen und hatte somit eine Stärke von 100 - 140 Jungen im günstigsten Fall. Diese Stärke etwa erreichten Marienau, Ladekopp oder Tannsee als einzelne Dörfer. Vier dieser Fähnlein bildeten einen Jungstamm.
Zur Sonnenwendfeier 1936, die die SA organisierte, traten wir zum erstenmal als komplette Ein-

heit mit drei Zügen an (etwa 100 Jungen). Auf dem Sammelplatz zwischen Gasthof Richter und der kath. Kirche waren alle Marienauer Organisationen angetreten, auch der Spielmannszug Tiegenhof unter dem Tambourmajor Helmut Hein mit Fanfaren, Trommeln und Flöten. Feierlich wurde unserm Fähnlein von Jungbannführer Willy Thiessen die Fahne mit der weißen Sigrune und dem Namen »Fähnlein Hünefeld« übergeben.





Auch die Jungzüge hatten Namen wie Frundsberg, Florian Geyer, Bundschuh u.a. und erhielten entsprechende schwarze Wimpel mit Emblem und Namen. Freiheitsführer aus den Bauernkriegen hatten Vorbildfunktion.

Die Führer des Fähnleins Marienau waren

1933 - 1935	Horst Kock	1942 - 1943	Heinz Genditzki
1935 - 1939	Helmut Enss	1943 - 1944	Hans Harwath
1939 - 1942	Walter Driedger	1944 - 1945	Klaus Driedger



Horst Kock



Bild links
Nebenstehend ein zufällig erhaltenes Foto der Jungvolkführer-Riege etwa um 1938

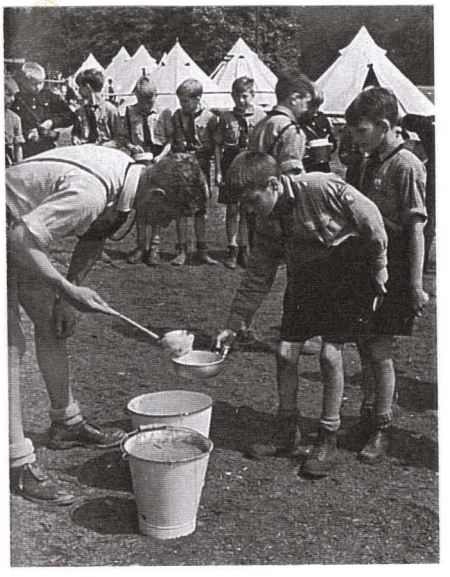
hintere Reihe
Alfred Genditzki, Walter Driedger
Helmut Enss, Günther Jopp
Otto Janzen

vordere Reihe
Gerhard Driedger, Helmut Jopp
Helmut Jansson (Tiege)
Reinhard Dyck

Meine Zeit im Jungvolk

Es mag im Sommer 1935 gewesen sein, als man die Vorbereitungen zu einem Sportfest der Jugend in Marienau traf. Austragungsort war die Wiese von Ernst Fast hinter Epps Garten. Neugierig geworden, rannten wir hin, halfen feste mit und durften an dieser Veranstaltung teilnehmen.
Es war am Sonntagmorgen, als wir uns im damaligen Heim in der alten katholischen Schule gegenüber Richter trafen, um von hier zur Sportwiese zu marschieren.
Bevor es aber losging, mußten wir 'Neuzugänge' erst einmal eingeteilt werden, damit wir wußten, zu welcher Jungenschaft wir gehörten. Danach erfolgte die Übernahme der Fahne und der Wimpel und der Abmarsch zur Wiese, wo mit Begeisterung Sport und Spiele wie Völkerball, Handball, Reiterkämpfe, Tauziehen, Bockspringen u.a. stattfanden.
Nachdem die Veranstaltung beendet und wir uns so richtig ausgetobt hatten, wurden die Vorbereitungen zum Abmarsch getroffen. Dazu gehörte natürlich auch das Umziehen von Sport- auf Dienstkleidung, die fein säuberlich an Johann Epps Gartenzaun aufgehängt war.
Womit wir absolut nicht gerechnet hatten, waren Epps Bienen, die sich zum Leidwesen der Betroffenen in den Kleidern festgesetzt hatten und diese partout nicht kampflos wieder hergeben wollten. Es gab auf unserer Seite einige Opfer einschließlich meiner Person, die sich aber bald wieder von ihrem Schrecken erholt hatten.
Das nächste Ereignis war ein Treffen der Danziger Jugend im Beisein von Albert Forster 1936 in Jenkau, an dem auch eine kleine Gruppe aus Marienau teilnahm.





Ein Ferienlager folgte etwa 1937 in Steegen, an das ich mich noch gut erinnern kann. Es war am Siebenschläfertag, an dem wir uns mit gepacktem Tornister zur Abfahrt nach Steegen an der Käserei trafen. Wir hofften, daß es nicht regnen würde und blieben gottlob auch trocken. Der Lastwagen der Spedition Dampfer 'Brunhilde' brachte uns an diesem Tag sicher bis Steegen.
Nun begann eine wunderschöne Zeit mit Sport und Spielen und Baden in der Ostsee. Das Lager befand sich auf einer Lichtung mitten im Wald, wo schon eine große Zahl Zelte standen.

Unser Zelt mit etwa 16 bis 18 Jungen Besatzung befand sich in der ersten Reihe links vom Eingangstor, das rustikal aus dünnen Kiefernstämmen gebaut war. Rechts vom Tor befand sich eine Takelage mit Fahne und Wimpel , die von Pimpfen 'Speer bei Fuß' Tag und Nacht bewacht wurde.

Eine Untersuchung durch angereiste Amtsärzte, vor allem Zahnärzte, unterbrach für einige Zeit das fröhliche Lagerleben. Es war festgestellt worden, daß die Beißer vieler Lagerteilnehmer nicht mehr dem neuesten Stand entsprachen und somit einer Behandlung bedurften.
An einem Nachmittag machten wir uns auf ins Lager nach Stutthof, in dem es eine Zahnarztpraxis gab. Der Arzt in HJ-Uniform ließ sofort klar erkennen, wer Chef im Ring war, und räumte aus, was das Zeug hielt. An diesem Nachmittag büßte ich vier Milchzähne ein und sechs wurden plombiert. Im nachhinein muß ich anerkennen, daß dieser Mann eine gute Arbeit geleistet hat, denn meine Zähne sind immer noch in Ordnung.
Die Dämmerung war hereingebrochen, als der letzte von uns endlich behandelt war. Wir machten uns auf den Heimweg durch den Wald, der eigentlich ganz interessant war. Da gab es z.B. die großen Kiefern, die keilförmig eingeritzt waren, so daß das auslaufende Harz in einen Behälter unten am Baum fließen konnte. Nun im Dunkeln aber waren es die Glühkäfer, die uns auf unserm Weg faszinierten und für Gesprächsstoff sorgten.
Endlich waren wir im Lager angelangt, wo wir schon ungeduldig erwartet wurden, weil wir unsere Verpflegung in Empfang nehmen sollten. Wir breiteten eine Decke unter der Laterne aus, um darauf unsern Hunger zu stillen. Doch das wurde ein Fiasko. Unsere geschundenen Kiefer hielten diese Belastung nicht aus, und so gaben wir trotz riesigem Hunger unsere Ration an Kameraden weiter, die sie freudig verspeisten.

Am letzten Sonntagnachmittag gab es eine Veranstaltung, die überwiegend von den Fanfarenzügen aus Tiegenhof und Neuteich gestaltet wurde. Und es waren vor allem die Brüder Wagner aus Neuteich, die das Publikum mit ihren Vorträgen begeisterten.
Danach gab es noch einige Ferienlager, die sich meinem Gedächtnis leider nicht so einprägten.

1940 wurde ich zum Jungenschaftsführer ernannt und 1941 von der H.J. übernommen. Im Jahre 1943 schickte man mich zum Standortführer-Lehrgang nach Bodenwinkel, wurde danach zum Oberkameradschaftsführer befördert und übernahm nach der Einberufung von Heinz Genditzki auf Anweisung von Stammführer Rudolf Kienapfel die Führung der Marienauer Jugend.
Während dieser Zeit bekamen wir unseren langersehnten Sportplatz zwischen Rempel und Walter Enss, den wir uns einrichten, aber mit kriegsgefangenen Engländern teilen mußten.
Die Heimabende fanden wegen Brennstoffmangel im Winter nicht im Heim, sondern wieder in der Schule bei Radziwill statt.
Eine zusätzliche Aufgabe wurde uns zuteil, indem wir den allabendlichen 'Streifendienst' übernahmen und somit ziemlich ausgelastet waren.
1944 wurde ich einberufen, und Klaus Driedger wurde mein Nachfolger.

Hans Harwath



Hans Harwath - der vorletzte Fähnleinführer von Marienau



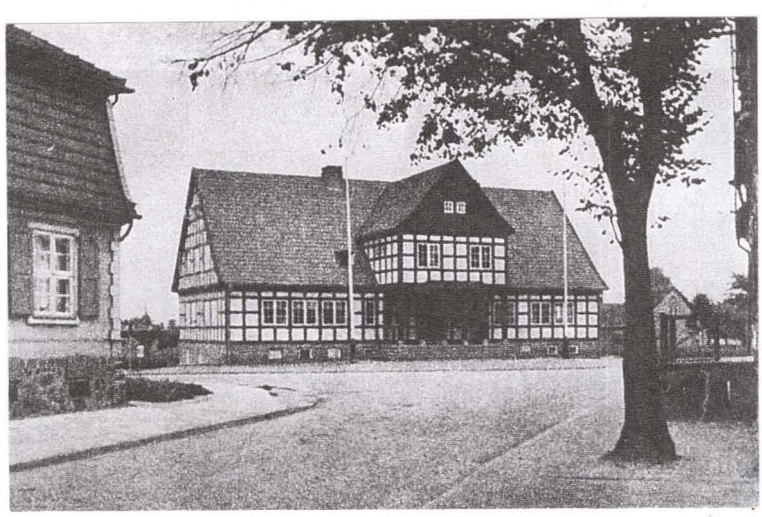
Klaus Driedger - der letzte Fähnleinführer von Marienau

Pimpf im Dienst

Als Marienau bereits eine Ortsgruppe der NSDAP geworden war, sorgte man für ein J u g e n d - h e i m . Willy Dyck stellte dreiviertel seines Speichers zur Verfügung (geräumig, im Winkel), und Marjenauer Zimmerleute verkleideten Wände, zogen einen Fußboden ein und stellten einfache Holztische und Bänke auf. Nach wie vor konnten wir jedoch auf die Schulräume für die Heimnachmittage nicht verzichten, da auch die Jungmädel Räume belegten.
Inzwischen erfaßte das organisierte System unser Leben so selbstverständlich, als wäre es immer dagewesen. » P i m p f i m D i e n s t « war der Leitfaden für alle Lebenslagen von der Körperpflege über Anzugordnung, Zeltlager, Verhalten beim Marsch und im Gelände.
Die H e i m a b e n d e waren der Geselligkeits- und Schulungstreff. Hier wurde gesungen; nach den berühmten Schulungsheften Geschichte lebendig erzählt, Landkartenlesen geübt, Tornisterpacken, Decken legen, Sportfeste, Fahrten und Zeltlager angesagt und vorbereitet. Und selbst Spiele, Scharaden und Laienspiel kamen nicht zu kurz. Auch Aktionen fürs Winterhilfswerk wurden besprochen, d.h. wer wann und wo mit der Sammelbüchse klappern mußte.
Um 1935/36 wurde ich vom Jungbann hin und wieder aufgefordert, für bedürftige Jungen Schuhe und Uniformstücke der warmen Winterkleidung von der Dienststelle in T'hoff abzuholen und im Fähnlein zu verteilen. Da sah man unmittelbar, wo die Spendengelder blieben. Die Eltern gewannen Vertrauen.
In Gedanken sehe ich manchmal noch das kleine Dienstzimmer neben unserm Vorderflur vor mir: ein leichter heller Kiefernschrank für diverse Ablagen, Schreibtisch und später, als ich den Jungstamm übernehmen mußte, auch eine Schreibmaschine. Es waren Personallisten für die verschiedenen Einheiten zu führen, Beitragslisten, Auswerten der Leichtathletik-, Schwimm- und Schießergebnisse für Urkunden und Dienstleistungsabzeichen. Ferner Gerätebetreuung, Lagerplanung, Schriftverkehr mit vorgesetzten Dienststellen etc.

Sportfeste, Zeltlager und Fahrten

In diese Zeit fallen eine Reihe gut organisierter Jungbannsportfeste in Tiegenhof wie auch mehrere Sommerzeltlager in S t e e g e n (Wiese), Steegen (Wald), S t u t t h o f und B o d e n w i n k e l . In der dortigen Jugendherberge fanden auch Führerdienstlager statt.
Als das »Haus der Jugend« in Tiegenhof im Stil des Werderaner Bauernhauses fertiggestellt war, hatten wir einen vornehmen, zweckdienlichen Ort für Arbeit, Fest und Feier. Möglicherweise hatte man be-

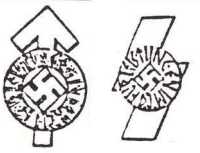


Das »Haus der Jugend« in Tiegenhof

wußt das Haus in die Nähe des Sportplatzes gebaut. Dort fand ein Großteil der Aktivitäten zur körperlichen Ertüchtigung statt. Die Jungbannsportfeste waren immer ein großes Ereignis, und die Siegerehrungen Schluß- und Höhepunkte.
»Gesundheit ist Grundstein des Glücks«. Die alten Römer drückten das gleiche nur etwas anders aus: Mens sana in corpore sano - Gesunder Geist in gesundem Körper. Es gab plötzlich eine Flut von Wettkampfabzeichen, und wer möchte nicht gerne eine Ehrung seines Könnens blinkend auf der Brust tragen.



Bild rechts
HJ-Leistungsabzeichen und
DJ-Leistungsabzeichen;
Bild links
Die Driedger-Jungs zu Pferde



Das Leistungsabzeichen in Silber oder Bronze war für einen Jungvolkjungen schon eine olympische Auszeichnung für sportliche und weltanschauliche Prüfungen. Dann kamen das Schießabzeichen; solche für Schwimmen, Reiten und Segelfliegen. Am Ende gab es in der Leichtathletik 'Leistungsbücher', die auch von den Schulen abgenommen und unterschrieben werden konnten. Dazu schreibt Hans Harwath:

»Die Jahre 1938/39 standen im Zeichen des Sports. Eine kleinere Gruppe machte das Leistungsabzeichen und der Hauptteil des Fähnleins den Schwimmschein 1 oder 2. Den Schwimmschein 2 erwarb man durch eine Stunde Brustschwimmen, während für den Schwimmschein 1 zwei Stunden Freistil erforderlich waren. Die ganze Aktion fand in der Schwente bei der Brücke statt, weil von dieser noch Kopfsprünge absolviert werden mußten.«

1936, im Jahr der Olympiade in Berlin, wurden von der Reichsjugendführung 1000 Pimpfe und Hitlerjungen aus dem Freistaat Danzig zu einer großangelegten Deutschlandfahrt eingeladen. Es wurden fünf Gruppen zu je 200 Teilnehmern zusammengestellt, die auf verschiedenen Wegen (Bahn und Schiff) Berlin erreichten und dort die neuen olympischen Stätten besichtigten, wie auch bei Feldübungen der Wehrmacht in Döberitz zuschauten.
Als Vertreter unseres Fähnleins nahmen Günther Jopp und ich teil. Wir waren jener Gruppe zugewiesen, die von Zoppot aus mit dem Seedienst Ostpreußen Swinemünde anliefen und dann mit dem Zug Berlin erreichten. Unsere weiteren Stationen waren das Rheinland mit Boppard (in Privatquartieren), Koblenz, Feste Ehrenbreitstein und von Andernach zu Fuß nach Maria Laach. Weiter ins Ruhrgebiet und zur Endstation Hamburg (Boxveranstaltung in der Messehalle), dann wieder von Travemünde mit dem Seedienst Ostpreußen zurück.



Helmut Enss beim Führerlehrgang i.d.Jugendherberge i.Bodenwinkel

Im folgenden Jahr ging eine Fahrt von Danziger Pimpfen nach Schleswig - Holstein. An Erich Dodenhöft kann ich

mich gut erinnern; denn bei hohem Seegang auf dem Seedienstdampfer »Kaiser« nach Travemünde nahm das 'Reihern' kein Ende, und Günther hat uns Deckleichen mit Tüten und trockenem Brot versorgt.
Von Lübeck dann in 10tägigem Fußmarsch über Timmendorfer Strand und Pönitz nach Eutin. Weiter zum Selenter See, nach Plön und schließlich nach Kiel (Jugendherberge). Hier durften wir das Panzerschiff 'Admiral Scheer' besichtigen und kurz auf einem 28 cm Kanonenrohr reiten. Von dort fuhr uns ein Bus in die Heide bei Nortorf, um Feldübungen der Wehrmacht zu beobachten. Großen Spaß machte es, hinter einem Maschinengewehr zu liegen und die ganze Trommel mit Platzpatronen leerzuballern. - Wer dachte dabei schon an den Ernstfall!

Ein letztes Unternehmen von HJ- und DJ-Führern, bei dem wir allerdings in Zivil erscheinen mußten, führte uns 1938 wiederum mit dem Seedienst Ostpreußen (»Tannenberg«) ins Ausland zur Insel Ösel (Estland) und dann nach Riga (L e t t l a n d), wo geheime Treffen mit der dortigen Jugendorganisation in nahegelegenen Wäldern stattfanden.

Erinnerungen



Sie werden immer blasser, aber manches kommt langsam zum Vorschein. An die Großveranstaltung »Verpflichtung des Jungvolks und Fahnenweihe« am 20. April auf der Marienburg kann ich mich noch gut erinnern.
Ich glaube, wir waren zweimal dabei und haben zur Begrüßung von Baldur von Schirach vor der alten Ordensburg Spalier gestanden. Einmal brachte er die Führerin von »Glaube und Schönheit« mit - Clementine zu Castell, so ist es mir noch in Erinnerung. Von den Zinnen der Burg erklangen dann Fanfarensignale - es war ja zugleich auch der Tag von Führers Geburtstag. Endlos war der Einmarsch der Einheiten mit den neuen Fahnen aus dem ganzen Gebiet 1 - Ostland. Die Reden wurden auf den Burgvorplatz übertragen.
Als Helmut Enß Fähnleinführer wurde, war ich sein »Adjudant«. Ich trug als Hauptjungzugführer eine grün-schwarze Schnur. An Heimabende, Märsche, Sportfeste und auch einen Elternabend im Saal von Richter kann ich mich erinnern. Vom Jungbann in Tiegenhof holten wir zwei sehr gute Luftgewehre und haben mit den Pimpfen dann Scheibenschießen für das Schießabzeichen gemacht.
Vom Jungbann Tiegenhof wurde ich dann als Fähnleinführer nach Ladekopp abkommandiert. Hier 'regierte' ich in dieser Funktion bis Anfang 1940, dann ging ich nach Graudenz zur Lehrerbildungsanstalt. Mai 1941 erfolgte meine Einberufung zu den Soldaten.
Unsere beiden Deutschlandfahrten und die nach Lettland mit der »Tannenberg« waren ein großes Erlebnis. Während der Deutschlandfahrt 1936 waren wir auch im Olympischen Dorf und haben weltbekannte Sportler gesehen u.a. Jesse Owens. In Düsseldorf waren wir noch privat untergebracht. In Andernach haben wir Handball gespielt gegen die dort ansässige Jugend.
Bei den Sportfesten in Tiegenhof wurden sogar in einigen Fällen Schau- und Kunstflüge mit Sportflugzeugen durchgeführt und von leitenden Funktionären 'feurige Reden' gehalten.
Auch wir Pimpfe waren aktiv eingespannt in die sportlichen Wettkämpfe. Zu Hause hatte ich einige Urkunden, unterschrieben von 'von Hindenburg' und Kränze an der Wand hängen.
In der Jungbannmannschaft haben einige von uns Fußball und Handball gespielt. Hans Hausmann war auch dabei. Wir haben uns bei unserem Marienauer Treffen darüber unterhalten.

Zeltlager hatten wir erst in Steegen auf der Wiese und dann in Stutthof in der Zeltstadt im Wald. Hier fanden mehrere Durchgänge während der Ferien statt. Einmal wurde ich für zwei Durchgänge eingeteilt. Am Lagerfeuer mußte ich mehrere Male über bestimmte Themen sprechen, z.B. Bauernkriege, Befreiungskriege, über »Bundschuh« oder »Meine Ehre heißt Treue«. Es gab damals so kleine Informationshefte vom Jungbann, das war unser Leitfaden. *Günther Jopp*



* * *

1 9 3 9 - am ersten September 1939 dröhnten drei Ju 88 im Tiefflug übers Dorf. Helle Aufregung, doch ohne Furcht. Man konnte es ahnen. Der Feldzug der deutschen Wehrmacht gegen Polen begann. Die markigen Worte im Radio »Hier sind alle Reichssender, angeschlossen der Landessender Danzig ... « brachten die Gewißheit.

Es traf nicht nur die Hitlerjugend wie ein Blitz aus heiterm Himmel. 1938 war von Baldur von Schirach als »Jahr der Verständigung« proklamiert gewesen. Wehrtüchtig zu sein, hieß in der Jugendbewegung nie kriegslüstern sein, auch wenn 'Langemarck' Vorbild für Einsatzbereitschaft war.

Dennoch, seit diesem Morgen stand unser Volk im Krieg, auch um unserer Heimat willen. Drei Tage später erklärten England und Frankreich Deutschland den Krieg, und damit war aus dem lokalen Brennpunkt ein europäisches Feuer entflammt.

Wir in Marienau und der deutsche Osten überhaupt blieben noch über Jahre hinaus dem Kampfgeschehen fern, und dennoch - Väter und Brüder zogen an die Front, die Kriegswirtschaft begann im Alltag zu greifen, und ein Jahr später zum Frankreichfeldzug meldeten sich die ersten HJ-Kameraden freiwillig. Der hochgeschätzte und beliebte Bannführer Fritz Wiens gab dort sein Leben, andere kehrten verwundet heim; doch Deutschland siegte an beiden Fronten und fand dennoch keinen Frieden.



H. Enss als Jungstammführer (1939-41)

Ich drückte zu dieser Zeit noch die Schulbank in der Staatlichen Aufbauschule Neuteich und sollte in eineinhalb Jahren das Abitur machen.

Inzwischen hatte Walter Driedger die Führung des Fähnleins Marienau übernommen, und mir war die Leitung des Jungstamms übertragen worden, welches zwar auch Arbeit machte, doch größtenteils direktive Funktionen hatte. Ende Februar 1941 wurde ich zum Kriegsdienst eingezogen.

Ungestört aber lief die Jugendarbeit in unserm Dorf weiter.

Die Jungmädel im BDM

Auch die Marienauer Jungmädel waren Glied dieser großen Gemeinschaft. Schon weiter vorne hatten wir gehört, daß die neue Jugendbewegung in den Dörfern vielerorts von der jungen Lehrergeneration geweckt und gefördert wurde. Was Ulrich Böttger für die Jungen, das war Erika Lenz für die Jungmädel.

Ziele des Jungmädelbunds sollten nach den Aussagen von Dr. Jutta Rüdiger, damals Reichsreferentin des BDM, sein, » ...zu lernen, in den ihrem Alter angemessenen Aufgabenbereichen Verantwortung zu tragen, sich in eine größere Gemeinschaft einzuordnen, d.h. frühzeitig auf egoistische Wünsche im Interesse des Ganzen zu verzichten und Kameradschaft zu üben.«

Können und Wissen sollten in Heimabend, beim Sport und auf Fahrt erworben werden.



Die Organisation der JM im Dorf aufzubauen, halfen vor allem Eva Rempel und Irmgard Brucks.

Eva sehen wir hier als Führerin der älteren Mädelgruppe bei ihrem Aufenthalt im Steegener Wald.

Es sind vorwiegend die Geburtsjahrgänge 1924/26.

Sie sehen so satt und zufrieden aus, als kämen sie gerade vom Blaubeeren pflücken.

Der Erkennungsdienst benennt in der unteren Reihe sitzend Edith Daniel, Hildegard Dyck, Gustel Herbst, Ruth Winkler und Erika Kinserowski.

Die mittlere Reihe von links nach rechts zeigt Annemarie Daniel, Gertraut Enß, Irmchen Hippler und Annemarie Fast.

Hinten stehend erkennen wir Hilda Esau, Charlotte Görgens und Gerda Esau neben der Jungmädel-Gruppenführerin Eva Rempel.

Die Aufzählung hat viele Lücken. Wer aber noch jemand Ungenanntes namentlich kennt, möge ihn der Redaktion melden.

Vermutlich stammt die Fotografie aus den Jahren 1937/38.

Ein echt deutsches Mädel,
Sei frisch, froh und frei
Wie ein jubelndes Vögelein,
Im sonnigen Mai.

Und wo es auch weile,
Sei Trübsal verbannt,
Sei Friede und Freude
Und sonniges Land.

Zur Erinnerung an
Annemarie Daniel.
Marienau, d. 13.10.1935.

Aus dem Poesiealbum von Hildegard Dyck

Herr Reichsmarschall gibt sich die Ehre ...

Marienau bekommt hohen Besuch. Das Ereignis mag sich etwa zur gleichen Zeit abgespielt haben, als das Steegen-Bild aufgenommen wurde, denn Hildegard Dyck, in Bildmitte, findet sich hier wie dort. Wir stehen in Höhe ihres elterlichen Wohnhauses. Der Stall ist noch in der oberen linken Ecke zu sehen, und davor auf dem Wiesenstück wie auch an der rechten Straßenseite sind die Marienauer zusammengeströmt, um den hohen Besuch in unserm Dorf zu begrüßen, den Reichsmarschall H e r m a n n G ö r i n g auf seiner Fahrt von Marienburg nach Danzig. Umflochtene Pfosten, zu einem Girlandentor hergerichtet, sollten den beliebten Dicken aus der Führerriege des Reiches unter dem Transparent »Wir wollen heim ins Reich« begrüßen. Gespannte Stimmung herrscht, SA sichert die ganze Szenerie, und Hildegard mit dem schönen Blumenstrauß im Arm rezitiert im stillen noch einmal aufgeregt das Sprüchlein, das ihr wahrscheinlich Papa Willy in den Mund gelegt hat. Halstuch, Knoten und Kletterweste, alles sitzt perfekt, und das sagenhafte Kopfsteinpflaster auf der Dorfstraße ist frisch gefegt.



Das Bild bietet aber dokumentarisch im Hintergrund einen einzigartigen Blick auf die nunmehr verschwundene alte Dorfstraße mit dem Sommerweg und den hochstämmigen Eschen an der Seite. Zur Linken trifft unser Blick auf den Giebel von Dycks Speicher mit der hellen Bretterwand, dem neu eingerichteten HJ-Heim. Im Hintergrund ein Stück vom Dach der evangelischen Kirche und links vom Speicher das hohe evangelische Pfarrhaus, zu jener Zeit bereits Kindergarten.



Gleich wird Herr Reichsmarschall kommen und sich mit aller Kraft bemühen, sich aus den tiefen Ledersitzen des komfortablen 8-Zylinder-Mercedes hochzustemmen.

Was dann geschah, hat der Film leider nicht mehr erfaßt, und wir vermuten, daß die Marienauer ein kräftiges Sieg-Heil erschallen ließen, daß der Chauffeur kurz auf die Bremsen trat, um Hermann zu ermöglichen, den schönen Strauß aus dem Marienauer Bauerngarten lobpreisend in Empfang zu nehmen. Doch leider - wie wir wissen - gab der Adjudant im Fonds seinem Paladin einen Wink, weiterfahren zu lassen; denn vermutlich hatten jedes weitere Dorf und Tiegenhof eine Begrüßungszeremonie erhofft und das Tagesprogramm mit Danzig über den Haufen geworfen.

Die Bitte um Heimkehr ins Reich hat er dann allerdings wohl vernommen und ein paar Jahre später - zusammen mit seinem Führer - prompt eingelöst, doch die Geschichte ließ uns den ersehnten Zustand nicht lange genießen.

Marienauer Jungmädel und BDM zur Kriegszeit

Mit den folgenden Bildern machen wir bereits einen Sprung in die Kriegszeit. Nach unserer Lehrertabelle unterrichtete im Jahre 1943 Frau Holzhaus-Meckbach in unserm Dorf und setzte sich in ihrer Freizeit als Gruppenführerin gleichzeitig für die Jungmädel ein. Sie hat für die Aufnahmen eine schöne Kulisse gewählt, und ihr verdanken viele, daß sie sich an dieser Stelle im unbeschwerten Jungmädchenalter wiedersehen können.



Bild links

Marienauer Jungmädel
an der Vorlaube von Brucks

vordere Reihe
von links nach rechts
Eva Widowski
Vera Hooge
Christel Fröse
Lore Philippsen
Elsa Harwath

hintere Reihe
Frau Holzhaus-Meckbach (Lehrerin)
Magdalena Gröning
Gerda Budweg
Hertha Claaßen
Margrit Fast
Ruth Dueck
Charlotte Schulz

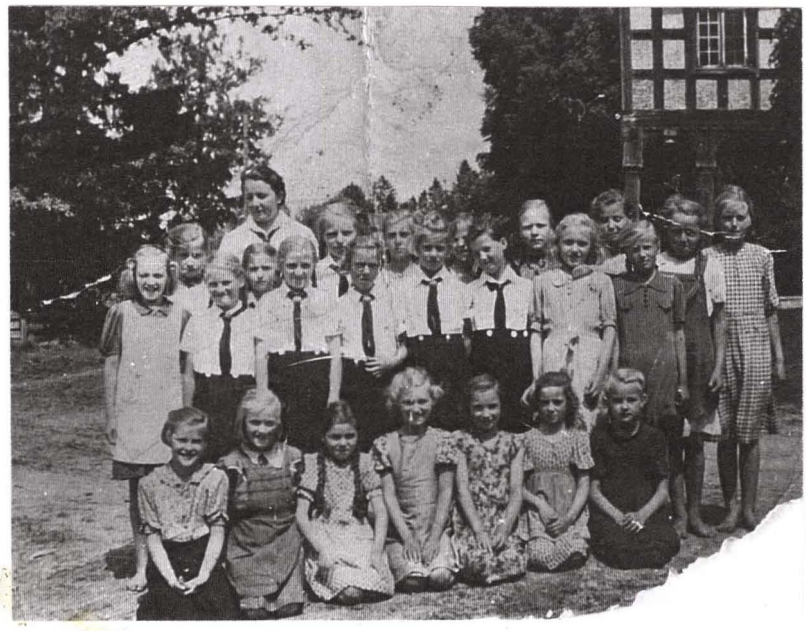
Bild rechts



hinten von links
Elisabeth Harwath
Margrit Fast
Anneliese Grandt
Hedwig Harwath
Magdalena Gröning
Eva Widowski
Hertha Claaßen
Vera Hooge
Lore Philippsen
Christel Fröse
Charlotte Schulz
Elsa Harwath

vorne
Annemarie Schwarz
Liesbeth Claaßen
?
Else Krause
Wanda Petrinski
Irmgard Hausmann, Erna Claaßen, Hertha Fröse, Gerda Budweg, Inge-Lore Richter, Helene Petrinski, Ruth Dueck, Elisabeth Petrinski, Irma Schwarz, Frau Holzhaus - Meckbach

Bild rechts



hintere Reihe von links
Erna Grandt
Irmgard Hausmann
Frau Holzhaus - Meckbach
Elsa Harwath
Gerda Krause
Hedwig Harwath
Magdalena Gröning
Hertha Claaßen, ? ,
Charlotte Schulz

mittlere Reihe
Wanda Petrinski, ? ,
Vera Hooge
Christel Fröse
Hertha Fröse
Erna Claaßen
Elisabeth Petrinski
Anneliese Grandt

vordere Reihe
Inge-Lore Richter
Helene Petrinski, Irma Schwarz, Eva Ziemens, Ruth Budweg, Else Krause, Charlotte Kinserowski

Amüsierte, ernste und gelangweilte Mienen - was mag der Walter wohl 1941 der Marjenauer BDM-Riege erzählt haben ? Offenbar weiß aber die kecke Hedwig auch etwas zu sagen. Die BDM-Scharführerin weiter hinten hat den Herrn Fähnleinführer nicht bemerkt, oder ... ?



Bild links
von links nach rechts

Irmgard Hinz
Elisabeth Manfraß
Hedwig Petrinski
Toni Widowski
Hilda Esau
?
Gertraut Enß
Annemarie Daniel
?
?
?
?
?
?
davor
Walter Driedger

Viele Fotografien gingen verloren, viele schöne Erinnerungen sind geblieben.
HJ und BDM sind Geschichte; doch im gewissen Sinne lebt das Gefühl der Jugendbewegung, zusammenzugehören, in unserer Dorfgemeinschaft Marienau fort.

Die Höfe



Wenn nach der Fülle die Sense greift,
ist aus der Stille die Tat gereift.
Aus viel Beschwerde erwächst das Brot;
ich breche die Erde, ich breche die Not.

Die Marienauer Bauernhöfe

Hof-marke	Hof-Nr.	Hof-größe	Besitzer	Bemerkungen
	1	53,01 ha	Walter Enss	
	2	50 ha	Adolf Rempel	
	5	65 ha	Willy Dyck	
	6	35 ha	Otto Schaldach	
	7	53 ha	Geschw. Wiens	
	9	6 ha	Geschw. Widowski	Wohnhaus Ewler
	10	80 ha	Gebr. Thiessen	Pächter Walter Driedger
	11	ca. 6-8 ha	Walter Richter (Gastw.)	
	13	gut 2 ha	Heinrich Schroeder (Gastw.)	Pächter August Radtke
	15	52,5 ha	Ernst Fast	
	17	70 ha	Gustav Brucks	
	21	91,6 ha	Adolf Daniel	
	24	55 ha	Ernst Esau	
	25	ca.30-35 ha	Meta Goertz	
	26	ca. 40 ha	Gustav Enß	
	27	57 ha	Emil Enß	
	28	41,58 ha	Anna Penner	(Käte Wiebe)
	30	45 ha	Johannes Bartsch	
	31	ca. 45 ha	Gustav Fischer	Hof wurde 1941 aufgelöst
	32	1 Morgen	Johann Hausmann (Mühle)	Heinrich Blesin (Wohnhaus)
	33	37 ha	Hermann Reimer	
	35	15,71 ha	Hedwig Bielfeldt	(Artur Bielfeldt)
	36	40 ha	Gerhard Fast	
	37	58 ha	Erich Heidebrecht	
	38	95 ha	Hermann Dueck	
	40	ca. 10 ha	Peter Buchholz	
	41	40,2 ha	Gebr. Budweg	
	42	15-20 Morgen	Gebr. Domanski (Mühle)	

Das Dorf

Das Dorf ist die älteste und erfolgreichste Siedlungsgemeinschaft der Menschen. In seiner Struktur bilden die Höfe den Kern. Ackerbau und Viehzucht zur Ernährung seiner Einwohner waren Sinn und Zweck von Anbeginn.
Seine Menschen bilden eine Lebensgemeinschaft, die sich in Arbeit, Kultur, Fest und Feier ergänzt.
Sie war nicht starr; sie gewährte dem einzelnen nach Tüchtigkeit und Talent einen persönlichen Freiraum, besaß jedoch Ordnungsformen, die notwendigerweise eine bescheidene Hierarchie erforderten.
So gab es Stände - den Bauern, den Landmann, den Handwerker, den Pfarrer, den Lehrer und den Krüger, eingebunden in und gestützt von ihren Familien, waren und sind sie die tragenden Lebensorgane.
Der Bauer ist Herr der jeweils größeren Landfläche. Je nach Zeitepoche, Flurgröße und Gegend nennt die Sprache sie Bauern, buren, Wirthe, Einsassen, Landwirte, Nachbarn, Mitnachbarn oder Gutsbesitzer. Kleinere Grundstücke hatten die Gärtner, Eigengärtner oder Mietsgärtner.
Der Landmann, der auf dem Hof arbeitete, war natürlich auch der Bauer selbst. Die dort halfen, unterschiedlich in ihren Vollmachten, waren Deputanten, Instleute, Vorarbeiter, Knechte, Burschen, Gehilfen, Jungen, Hirten, Schnitter, Melker, Gespannführer, der Sämann und andere.
Weibliche Mitarbeiter waren Mägde und Mädchen (Köchin, Kinderfrau), die in Wohnung, Küche und Keller, doch auch im Garten, im Stall und auf dem Feld ihre unschätzbar wichtigen Aufgabenbereiche fanden.
Mit der Güterversorgung verbunden war der Hakenbüdner oder Kaufmann, mit leiblich-geselligen Bedürfnissen der Gastwirt , Schankwirt (Schänker) oder Krüger.
Für Kleidung sorgten die Hausfrauen selbst oder aber der Schneider.
Die dinglichen Bedürfnisse des Hofes erfüllten der Stellmacher und der Schmied, der Sattler und Zimmermann, der Kornmüller und der Wassermüller.
Wer für wen schaffte und lieferte, läßt sich nicht immer auseinanderhalten. Der Dorfgemeinschaft dienten alle, wie auch die Hebamme, der Glaser, der Fleischer und der Bäker, obwohl viel Brot und Kuchen in den Familien gebacken und manch ein Schwein in der Hausschlachterei seinen ihm vorbestimmten Weg nahm.
Das ist das Dorf in den Bereichen, wo körperlicher und organisatorischer, aber auch geistiger Einsatz im Vordergrund standen.
Nicht zuletzt jedoch war auch der Cultus immer ein wichtiger Teil der Gemeinschaft - lernen und lehren, predigen und seelsorgen. Kirche und Schule bauten an der geistigen Basis, vermittelten die Werteordnung und zeitgemäßes Wissen.

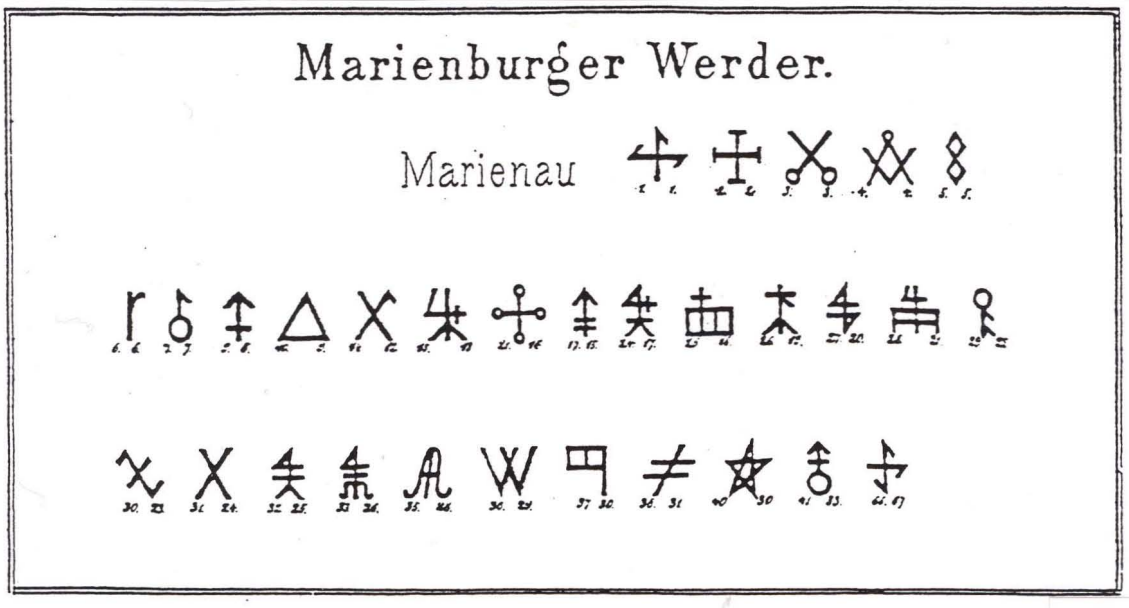
(Karte s. Anhang)

Bemerkungen zur Karte

» Dorfgemarkung Marienau - Kreis Großes Werder 1938 «

(Karte siehe Anhang 8 u. 9)

Auf dieser Karte sieht man die Grenzen der Dorfgemarkung Marienau, wie sie von 1321 bis zur Flucht 1945 im wesentlichen unverändert geblieben sind.
Es war also immer noch der gleiche Schauplatz, auf dem sich in mehr als 600 Jahren die Geschichte des von Werner von Orseln gegründeten Dorfes abspielte.
Sein Lebensquell und seine Wirtschaftsbasis waren die B a u e r n h ö f e , deren Z a h l während der ersten Jahrzehnte nach der Gründung unbekannt ist, jedoch nach den Treßler-Listen des Deutschen Ordens bei einer anfangs durchschnittlichen Hofgröße von 1 - 2 Hufen zwischen 40 und 60 geschwankt haben dürfte.
Im Laufe der Jahrhunderte veränderten sich häufig Lage und Größe der Flurstücke, die zu einem Hof gehörten, und schließlich auch die Anzahl der Bauernstellen. Nach den ältesten aufgezeichneten und glaubhaften Quellen finden wir auf der Dorfgemarkung Margenau (frühe Bezeichnung) 3 9 H o f s t e l l e n . Hier wird die Mitgliederliste der Feuerversicherung von 1727 zugrunde gelegt.
Die zeitlich dann folgende Auflistung ist das Contributions-Kataster Friedrichs des Großen von 1772. Es unterteilte die Dorfschaft nach 3 6 landbesitzenden » W i r t h e n oder Bauren« und nach Eigengärtnern, von denen vier je 2 Morgen hatten.
Vierzig Jahre später überliefert uns der evangelische Pfarrer Carl Gottfried Wegner durch Eintragung im Kirchenbuch für Marienau die Zahl von 3 1 L a n d w i r t e n .
Zwischen 1830 und 1850 stehen 3 2 L a n d b e s i t z e r in den Kalende-Listen der katholischen Kirche.
Nach der Hofmarkensammlung des Landrats Parey existierten um 1865 in Marienau 30 Hofmarken, die jeweils einem Hof zugeordnet waren.
Die hier abgedruckte Karte enthält die höchste Zahl von 44 Hofstellen.



Die Flurkarte

der Dorfgemarkung Marienau ist eine Dokumentation der Acker- und Weideflächen, die um 1934 zu 26 Bauernhöfen gehörten. Die Flurstücke, des 1936 wiederbelebten Hofes Nr. 6 - Otto Schaldach - sind auf einer Sonderskizze bei der Darstellung des Hofes gezeigt.

Die Ländereien des Dorfes liegen in einer gewissen Parallelität in Richtung Schwente zwischen den Wasserabzugsgräben - teils verstreut, teils auch komplex um die Höfe gruppiert.

Um die Karte einigermaßen übersichtlich zu machen, wurden vorwiegend zwei Farbgruppen mit Abstufungen gewählt, die sich im Rhythmus wiederholen. Die Flurstücke haben durchgängig die damals benutzten amtlichen Nummern der Höfe erhalten, zu denen sie gehörten (s. Hofkarte).

Eine Ausnahme bilden die 4 Hufen im Nordwestteil der Gemarkung, die schon bei der Dorfgründung als »Pfarrland« der Kirche zueigen gegeben waren. Dieses Land wurde ganz unterschiedlich groß und wechselnd verpachtet, so daß in der Skizze Pachtflächen nicht zu erkennen sind.

Die zu den Höfen gehörenden Ländereien sind eine ungefähre Momentaufnahme aus der obengenannten Zeit, gehörten also nicht ständig und in diesem Umfang zu den betreffenden Grundstücken. Es wurde gekauft und auch verkauft, vergrößert, verkleinert, je nach Zweck, Lage und der Finanzlage des Besitzers.

Wie aus vorhergehenden Tabellen ersichtlich, hat sich die Zahl der Höfe in den Zeiten verändert. Einige sind eingegangen, andere wieder neu belebt worden.

Die Dokumentation dieser Karte beruht auf den Angaben der in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts dort wirtschaftenden Besitzer oder ihrer Nachkommen. Da uns der Zugang zu den Grundbüchern verwehrt ist, ist sie nicht in allen Einzelheiten katasteramtlich verbürgt.

Bei einigen Fluren mag es daher Ungenauigkeiten in der rechtmäßigen Zugehörigkeit eines Feldstücks geben, weil die eingesandten Angaben in einigen wenigen Fällen widersprüchlich sind. Es gibt jedoch zwei Landstücke, die ohnehin mit Fragezeichen versehen wurden, weil es hierzu entweder keine oder keine verläßlichen Auskünfte gab.

Im nachhinein können begründete abweichende Meinungen eingesandt werden, die zu neuen Erkenntnissen und zu Berichtigungen führen würden.

Farbige Flurkarte siehe Anhang 10 !

Höfe - Quellen

Die Texte zu den Höfen setzen sich wie ein Mosaik aus vielen geschichtlichen Quellen zusammen, die hier vorweg genannt werden sollen.
Ein großer Teil der persönlichen Daten ist den Kirchenbüchern aller drei im Dorf vertretenen Konfessionen entnommen, ein weiterer Teil den Standesamtsbüchern bzw. Ahnenlisten, -pässen und Familienchroniken. Die Angaben über die letzten Hofbesitzer stammen vorwiegend von deren Nachkommen.
Die Zuordnung der Besitzer zu den Höfen und deren Lage erfolgte zumeist über die Sammlung der H o f m a r k e n des Marienburger Kreises von Landrat Carl Parey, wo unter allen Marken die entsprechenden H o f - u n d H y p o t h e k e n n u m m e r n aufgeführt sind. Für die Zuordnung der Hofmarken zu den Höfen und somit die Entschlüsselung der Nummern waren Erinnerungen ehemaliger Marienauer hilfreich, vor allem aber die L i s t e n über »Kalende und Witteltag von der Dorfschaft Marienau« aus dem k a t h . P f a r r a m t des Dorfes.
Nicht nur die Hofmarken, sondern auch die Hofnummern sind offenbar schon sehr alt; denn auch in der M i t g l i e d e r l i s t e der »Großen Werderschen Brandordnung« von 1727 scheinen die Hofbesitzer in der Reihenfolge der Hofnummern aufgeführt zu sein. Da aber seither verschiedene Höfe eingegangen sind, ist ihre Zuordnung leider nur noch im ersten Drittel möglich.
Im Kontributionskataster von 1772 sind die Höfe der Größe nach aufgeführt, so daß man daraus nur wenige Rückschlüsse auf ihre Lage ziehen kann.
Die sog. »Consignation« von 1776 ist ein reines Mennonitenverzeichnis, und auch die »General-Nachweisung mennonitischer Besitzungen« beschränkt sich auf Aussagen über diesen Personenkreis.
Eine vollständige Aufreihung der Landbesitzer im Dorf zwischen 1830 und 1851 hingegen enthalten die Listen über »Kalende und Witteltag von der Dorfschaft Marienau«, da alle sog. »Einsaaßen« abgabepflichtig gegenüber der kath. Kirche waren. Den Besitzern vorangestellt sind die zu den Grundstücken gehörigen Hypotheken- und Hofnummern, die nachweislich mindestens bis 1912 Gültigkeit hatten, vermutlich aber bis zur Freistaatzeit. Auch Pachtverträge, kath. Pfarrland betreffend, und Pächter-Listen waren ergiebig.
Der ev. Pfarrer Zimmermann erwähnt in seiner »Skizze einer Schilderung des Kirchspiels Marienau« von 1838 ebenfalls verschiedene »Gutsbesitzer bzw. Mitnachbarn«.
Die Folge der Hofbesitzer wird vervollständigt bzw. bestätigt durch einen Antrag von 1870 zum Bau der Kreisstraße von Marienburg nach Tiegenhof, der zunächst von allen Grundbesitzern und zum Schluß von einigen Handwerkern des Dorfes unterschrieben worden ist. Die U n t e r s c h r i f t e n f o l g e läßt vermuten, daß jemand mit dem Antrag von Hof zu Hof geschickt wurde, und die Reihenfolge führt zu interessanten Rückschlüssen.
Hieran schließt die Zeit, in die noch so manche E r i n n e r u n g oder schriftliche Information der letzten Bauern reichte, die an noch lebende Nachkommen weitergegeben wurde.
Flächendeckend sind dann erst wieder die Aufzeichnungen des Müllermeisters Robert D o m a n s k i , der ausführlich Marienau im Jahre 1 9 1 0 beschreibt und dabei der Reihe nach sämtliche Hofbesitzer mit Namen benennt.
Die Namen und Daten der folgenden Zeit bis zur Flucht 1945 entstammen zumeist den Informationen noch lebender ehemaliger Marienauer Dorfbewohner.

Genaueres siehe im Quellenverzeichnis !

Hof Nr 1

Walter Enss

BESITZER/	vermutl. um 1650	Michael Sommerfeld	ev.
Pächter:	vermutl. um 1711	George Brenckel	ev.
	um 1830	Franz Friesen	men.
	ab 1835	Dietrich Enß	men.
	ab 1852	Peter Enß	men.
	ab 1881	Hermann Enß	men.
	ab 1918	Walter Enss	men.

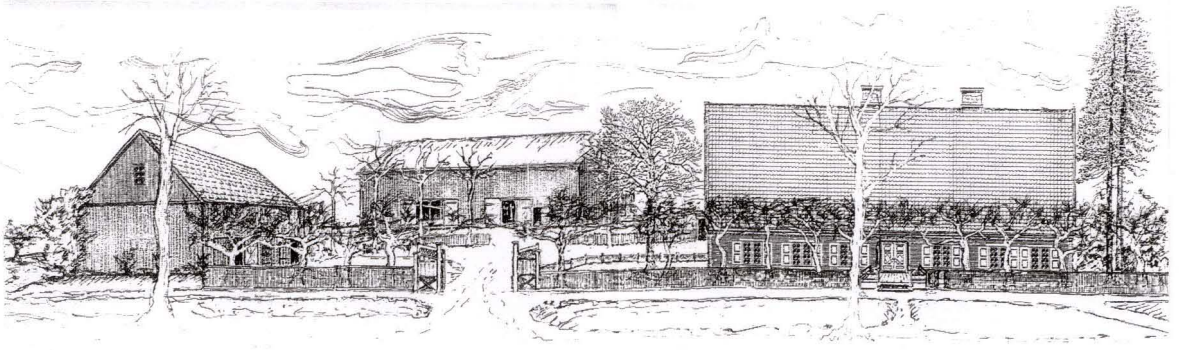


Hofmarke

Die Nummer 1 in der Zahlenreihe bedeutet kein Privileg, allerdings einen markanten Zählpunkt - von Brodsack kommend, der erste Hof zur Linken an der Dorfstraße. Vom Dorfzustand in unsern letzten Jahren in der Heimat ausgehend, war die Hofstelle ein sehr geräumiges Areal mit Wohn- und Wirtschaftsgebäuden einzeln stehend. Von der Scheune abgesehen, hatten sie alle ein beträchtliches Alter.

Im ersten ev. Kirchenbuch ist zu lesen, daß im Jahre 1637 »die Dorfschaften Margenau und Rücknau sich zum Gottesdienst ein absonderlich Gebäude gekauft vor 600 Mark.« Und weiter heißt es: »Wie ich sonsten gehöret, so hat der Besitzer gedachten Gebäudes Michael Sommerfeld geheißen, welcher in dem Hofe gewohnet, in welchem jetzund George Brenckel wohnt. J.F.Moser «.

Von Michael **Sommerfeld** erfahren wir zum erstenmal 1633 im Zusammenhang mit einem Prozeß. 1656 war er »Kirchenvater«, gehörte also zum ev. Kirchenvorstand. Im Jahre 1684 war er »Schulz in Marjenau«, und zu seinem Schulzenhof gehörte eben das Gebäude, in dem sich die Lutherischen zu ihren Gottesdiensten versammelten. So mag hier wohl das »absonderlich Gebäude« gewesen sein.



Um 1711, als der Prediger Johann Friedrich Moser die Gemeinde übernahm, gehörte dieser Hof George **Brenckel**. Er führt in der Schreibweise »Görgen Brengckel« die Mitgliederliste der Großen Werderschen Brandordnung an, die 1727 alle Marjenauer Hofbesitzer erfaßte. Da aller Wahrscheinlichkeit nach die Anordnung der Namen auf der Liste der Reihenfolge der Hofnum-

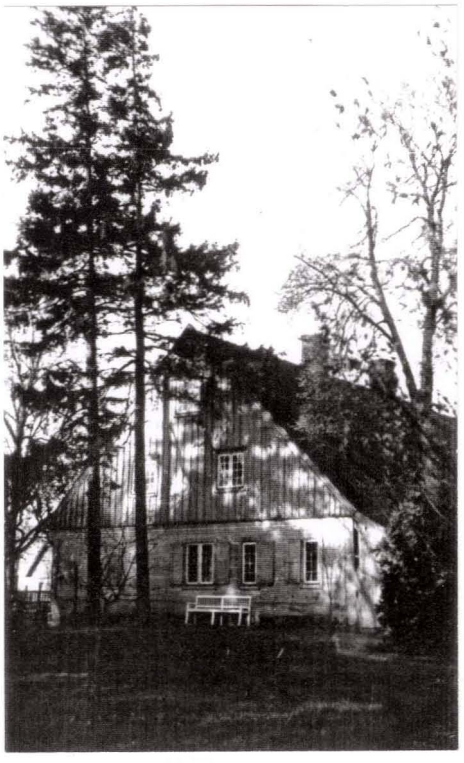
mern entspricht, müßte Görgen Brengckel Besitzer dieses Hofes Nr. 1 gewesen sein, der 1727 zwei Hufen und 15 Morgen (42 ha) Land hatte. Zum letzten Mal erfahren wir 1758 von dieser Familie, als »Fr. Christina Brenckelin der Kirche 100 F.(Gulden) geschenket« hat.



Scheune und Stall - vom Wohnzimmerfenster aus

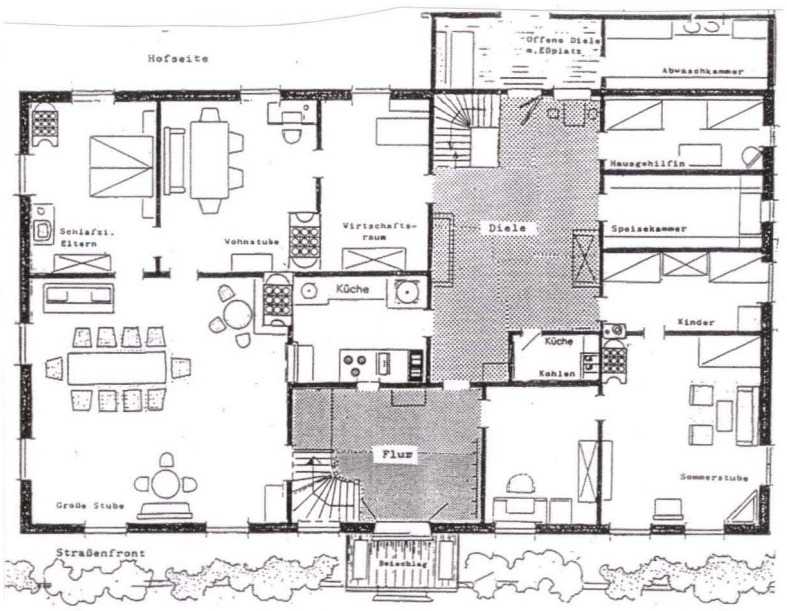
In der Kalende-Liste von 1830 steht als Besitzer dann Franz **Friesen**, der 1808 als Witwer Catharina Enß geheiratet hatte, die Schwester von Dietrich Enß, dem Nachfolger auf diesem Hof. 1789 gab es in Marienau einen Johann Friesen, der 4 Hufen, 4 Morgen besaß und vermutlich der Vater des Franz Friesen war.

1835 wechselte er von diesem Hof auf den Hof Nr. 25 (zuletzt Meta Goertz), wo er wenige Jahre später verstarb. Sowohl 1840 als auch noch 1850 wird als Besitzerin die Witwe Friesen genannt.



Diesen Hof Nr.1 übernahm nun Dietrich **Enß** von seinem Schwager. Bisher hatte er als Hakenbüdner den Kaufmannsladen im Dorf und die dazugehörige Landwirtschaft (Hof Nr.13) geführt, die er bereits von seinem Vater übernommen hatte. Schon seit 1818 hatte er zusätzlich zu seinem eigenen Land 4 Morgen, 150 Ruthen, und später 8 Morgen Pfarrland von der kath. Kirche gepachtet.
Er war seit 1817 mit Anna Hamm verheiratet, der Tochter eines Bieressigfabrikanten in Orloff. In ihrer Ehe wurden 5 Söhne und eine Tochter geboren, die aber schon im Kleinkindesalter starb.
1832 wurde Dietrich Enß zum Lehrer und Prediger und 1865 zum Ältesten der Mennonitengemeinde in Rosenort gewählt. Dieses Amt übte er bis zu seinem 84. Lebensjahr aus.
Folgendes schreibt der ev. Pfarrer Zimmermann in seiner Schilderung des Kirchspiels Marienau: »...Auch die Mitnachbarn mennonitischer Konfession stehen auf gleicher Stufe der Bildung und Herzensgüte. Dahin gehören die beiden Lehrer Herren Epp und Ens, von denen des letztern Söhne in körperlicher Tätigkeit mit denen meines Freundes Schülke (Hof Nr. 5) lobenswerth wetteifern.«
Die beiden jüngsten Enß-Söhne Peter und Cornelius waren Zwillinge und heirateten auf einer Doppelhoch-

zeit 1852 die beiden Schwestern Gertrude und Margarete Konrad aus Schönsee. Cornelius bekam den Hof Nr.25 seiner verwitweten Tante.



Grundriß Wohnhaus Erdgeschoß

Peter **E n ß** übernahm den elterlichen Hof. Nach einem polnischen geographischen Lexikon war »Piotr Enss« einer der sechs größten Gutsbesitzer in »Marynowy«.
1863 pachtete er 4 Morgen Wiesenland von der kath. Kirche, deren »Kirchenkollegium« er angehörte.
Seine persönliche Unterschift ist auf einem Antrag von 1870 zum Bau der Kreisstraße nach Tiegenhof erhalten.
Peter Enß und Gertrude hatten vier Kinder. Der älteste Sohn Abraham, Walter Enß' Vater, wurde Kaufmann und Hermann war der Hoferbe. Wilhelmine heiratete nach Tiege, und für den jüngsten Sohn Adolf kaufte der Vater den Hof Nr. 31 an der Schwente (zuletzt Gustav Fischer). Peter Enß starb als Rentier im Jahre 1887.

Hermann **E n ß**, der auch Gemeindevorsteher war, heiratete 1881 Bertha Wiebe aus Fürstenwerder und übernahm den Hof. Sie hatten einen Sohn und vier Töchter, von denen keine in Marienau blieb. Elsa heiratete den Bau-Ing. Eugen Meseck und zog nach Hildesheim. Anna, Minna und Wanda heirateten drei Penner-Brüder aus Irrgang.
Der Sohn Bruno hatte in Schönhorst einen Hof bewirtschaftet, starb aber schon 1918 mit 36 Jahren.


Bertha und Hermann Enß


Kinder v. Bertha u. Hermann Enß: Wanda, Elsa, Minna u. Anna

Er hatte einen Jagdpachtvertrag, zunächst für Marienau und später für Schönhorst.

Als Hermann und Bertha Enß nun aus Altersgründen ihren Hof verkaufen wollten, traf es sich glücklich, daß der Neffe Walter nach einem Wohnhausbrand auf seinem Hof in Wernersdorf die Familientradition auf diesem Hof fortsetzen konnte.

So kauften **Walter Enss** und seine Ehefrau Käthe, geb. Claassen, 1918 den Marienauer Hof von Onkel Hermann.
Walter, 1887 in Elbing geboren, weil seine Eltern dort ein Konfektionsgeschäft am Alten Markt besaßen, war nach dem Einjährigen 1903 in die landwirtschaftliche Lehre nach Marienau zu seinem Onkel Otto van Riesen (Hof Nr. 2) gegangen. Während dieser Zeit wohnte gegenüber im Brucks'schen Hof (Nr. 17) die aus Palschau stammende Familie Gerhard Claassen. Walter lernte die Tochter Käthe kennen. Sie heirateten 1912 in Wernersdorf, wohin die Familie Claassen gezogen war, nachdem sie 1909 Marienau verlassen hatte.


Käthe und Walter Enß (Enss)

Zwischen 1907 und 1910 hatte Walter Enss seine Militärzeit beim 1. Leibhusaren-Regiment in Danzig-Langfuhr abgeleistet. Anschließend war er bis 1911 als landwirtschaftlicher Beamter tätig. Nach der Hochzeit übernahm er mit seiner Frau deren väterlichen Hof in Wernersdorf.
Schon im ersten Kriegsjahr 1914 wurde Walter Enss bei einem Patrouillenritt im südlichen Ostpreußen durch einen Steckschuß im rechten Oberschenkel verwundet, was zu einer lebenslangen Behinderung führte.

1918 brannte das Wohnhaus in Wernersdorf ab, und der Nachbar kaufte die Wirtschaft dazu. Etwa zur gleichen Zeit bot der Onkel Hermann Enß in Marienau ihm seinen 53 ha großen Hof zum Kauf an, der sich bereits seit gut hundert Jahren im Familienbesitz befand.
Walter und Käthe Enss hatten vier Kinder. Kurt und Hilde wurden noch in Wernersdorf geboren, Gerhard und Helmut in Marienau. Der Sohn Gerhard starb jedoch 1920 schon im Kleinkindesalter.Der älteste Sohn Kurt besuchte die Landwirtschaftsschule in Marienburg und half danach auf dem elterlichen Hof, den er später übernehmen sollte. Der Krieg änderte alles. Nach überstandenem Polen- und Balkanfeldzug fiel Kurt 1941 während der Winteroffensive vor Moskau.


Kinder von Käthe u. Walter Enss: Kurt, Hildegard u. Helmut

Angaben zum Hof von Walter Enß:
»Der Hof wurde 1918 durch Kauf erworben für 210.000 RM. Er hatte eine Fläche von 53,01 ha. Davon waren 43,83 ha Ackerland (Güteklasse I), auf dem vorwiegend Raps, Weizen, Zuckerrüben, Bohnen, Mohn, Saatgut und Kartoffeln angebaut wurden. 3,01 ha waren Wiesen, zusätzlich 1,99 ha gepachtet. Obst-, Gemüse- und Blumengarten waren 0,56 ha groß und Hof, Wege und Gräben nahmen 5,60 ha ein. An Personen waren auf dem Hof beschäftigt der Inhaber, ein Familienangehöriger, 7 ständige fremde Arbeitskräfte und in der Erntezeit 10 Saisonarbeiter. Das Wohnhaus gehörte zu den ältesten im Dorf, schätzungsweise erbaut vor 1730. Es war ein Schurzbohlenhaus mit einem Beischlag zur Straßenseite und einer Küchenlaube zur Hofseite und hatte 8 Zimmer und Küche.
Der Stall, der gesondert stand, war an den Giebeln aus roten Backsteinen gemauert und mit vielfältigen Ziegelmustern reliefartig verziert. An den Seiten war das Fundament massiv ziemlich weit hochgezogen, ehe die Verbretterung begann. Der Hühnerstall war rundum aufgemauert.
Der Speicher und die Scheune waren Holzbauten. Letztere war neueren Datums und stammte

aus der Zeit der Jahrhundertwende, als man auf die sehr hochgezogenen Seitenwände ein relativ flaches Dach mit geteerter Pappe setzte. Ferner gehörten zum Hof ein Saisonarbeiterhaus und eine Instkate.
Lebendes Inventar: 11 Arbeitspferde, 3 Jährlinge, 3 Füllen, 12 Milchkühe, 1 Zuchtbulle, 12 Jungrinder, 15 Schweine, 3 Schafe, 29 Hennen, 15 Hähne, 9 Gänse.
Zur maschinellen Ausrüstung gehörten Binder, Grasmäher, Getreidemäher mit Garber, dazu kompl. Ackergeräte, Wagen und Schlitten.



Vorne Joh. Schlesinski, Heinz Genditzki und Franz Genditzki, hinten 2 engl. Kriegsgef., Erich Schlesinski und Kurt Enß

Als Beschäftigte dem Hof in Treue verbunden Franz Genditzki (Vorarbeiter) mit Sohn Heinz, Fritz Genditzki, Johann Schlesinski und Erich Schl., Otto und Willi Jakobson, Friedel Blesin und Max Koschke, Justine Daniels (Seidelmann), Minna Daniels (Boldt), Eva Blesin und Elisabeth Manfraß, Meta Claassen. Margarete Genditzki (Ehefrau v. Franz G.) half sehr häufig aus bei Familienfesten, beim Melken, zur Erntezeit und beim Schlachten (Schweine, Gänse, Enten).

Nach Abschluß des Frankreich-Feldzugs 1940 ab Juni kamen hinzu die englischen Kriegsgefangenen Ali Mc. Donald und Jok.

Familiendaten der Besitzer:

Dietrich Enß
*1796 +1880
∞ 1817
Anna Hamm
*1794 + 1870

Eltern: Jacob Enß
Catharina, geb. Dyck
(Klein Mausdorf)
Eltern: Michael Hamm
Helene, geb. Esau
(Orloff)

Kinder:		
	Michael	*1818
	Jacob	*1821
	Dietrich	*1824
	Peter	*1828 (Zwil-
	Cornelius	*1828 linge)

Hermann Enß
*1854 +1939
∞ 1881
Bertha Wiebe
*1858 +1944

Eltern: Peter Enß
Gertrude, geb. Conrad
(Marienau)
Eltern: Isaak Wiebe
Anna, geb. Dyck
(Fürstenwerder)

Kinder:		
	Bruno	*1882
	Anna	*1883
	Minna	*1888
	Elsa	*1892
	Wanda	*1894

Peter Enß
*1828 +1887
∞ in I. Ehe 1852
Gertrude Konrad
*1831 +1866

Eltern: Dietrich Enß
Anna, geb. Hamm
(Marienau)
Eltern: Abraham Konrad
Margarethe, geb. Dyck
(Schönsee)

Kinder:		
	Abraham	*1853
	Hermann	*1854
	Wilhelmine	*1857
	Adolf	*1863

∞ in II. Ehe
Maria Warkentin
*1825 +1896

Eltern: Peter Warkentin
Margarethe, geb. Dyck

Walter Enss
*1887 +1960
∞ 1912
Käthe Claassen
*1887 +1965

Eltern: Abraham Enß
Katharina, geb. Wiebe
(Elbing)
Eltern: Gerhard Claassen
Auguste, geb. Harder

Kinder:		
	Kurt	*1913
	Hildegard	*1916
	Gerhard	*1919
	Helmut	*1921

Hof Nr 2

Adolf Rempel

BESITZER/	vermutl. um	1727	David Wilhelm	ev.
Pächter:	vermutl. um	1790	Joh. Friedr. Wilhelm	ev.
	um	1804	Jacob Dircksen	men.
	um	1830	Bernhard Epp	men.
	um	1860	Johann Enß	men.
	um	1880	Gerhard Enß sen.	men.
	vor	1910	Otto van Riesen	men.
	ab	1910	Adolf Rempel	men.



Hofmarke

In der Mitgliederliste der Tiegenhöfer Feuerversicherung von 1727 steht an zweiter Stelle David **Wilhelm** mit 3 Hufen Land. Es müßte sich dabei um die Hofnummer 2 handeln, wenn man davon ausgeht, daß die Reihenfolge den Hofnummern entspricht (wie 1830 - 1850). Diese Vermutung liegt nahe, da keine andere Ordnung zu erkennen ist, nicht die der Größe nach (wie 1772) und auch nicht die dem Alphabet nach (wie 1789).
David Wilhelm wurde 1730 zum ev. Kirchenvorsteher gewählt. 1753/54 werden Jungfr. Maria Wilhelmin und Frau Catharina Wilhelmin als Paten erwähnt. 1790 stiftete Anna Christina Willhelmen der ev. Kirche 1500 Gulden, 1000 für den jedesmaligen Prediger und 500 für die Armen. 1802 starb ihr Ehemann, der Königl. Schulz Johann Friedrich Willhelm, und die ev. Kirche erhielt durch sein Testament noch einmal 1500 Gulden, die in gleicher Weise aufgeteilt wurden.

Den Hof kaufte nun Jacob **Dircksen**. Und wie so oft, wenn ein neuer Hof übernommen wird, es wurde erst einmal gründlich renoviert bzw. neu gebaut. Noch heute steht am Laubenbalken des Vorlaubenhauses:

»Jacob Dircksen Bauherr Anno 1804 Herrmann Hekker Baumeister«

Der Bauherr und Hofbesitzer scheint aber schon zur 2. oder 3. Generation der Familie in Marienau zu gehören; denn sowohl 1727 als auch 1789 wird ein Jacob Dircksen mit 3 Hufen genannt.



Nach den Dircksen ist uns erst wieder die Familie Bernhard **Epp** auf diesem Hof bekannt, Vater und Sohn gleichen Namens, der Sohn auch Behrendt genannt. Er war laut Kalendeliste zwischen 1830 und 1850 hier Hofbesitzer und heiratete die 22 Jahre jüngere Justine Esau aus dem Nachbardorf Tiege. Die Ehe blieb kinderlos. 1822 wurde er zum mennonitischen Lehrer und Prediger in Rosenort gewählt. Der ev. Pfarrer Zimmermann bescheinigt ihm in seiner

Schilderung des Kirchspiels Marienau Bildung und Herzensgüte. Im Jahre 1853 starb Bernhard Epp.
Seine Witwe heiratete nun Johann **Enß** aus Schmerblock im Danziger Werder. Nachdem der einzige Sohn dieser Ehe Johann nicht das Säuglingsalter überlebt hatte, starb 1858 auch sie selbst.



Johann Enß heiratete dann 1859 in zweiter Ehe Justine van Riesen aus Neumünsterberg. Es war eine kurze Ehe, in der jedoch drei Töchter geboren wurden. 1864 starb Johann Enß.

Justine heiratete drei Jahre später Johanns Bruder, Gerhard **Enß**, nachdem dieser in Heubuden verwitwet war. Er brachte sechs Kinder mit in diese Ehe, sie drei, und gemeinsam bekamen sie noch sieben. Sie hatten insgesamt also sechzehn Kinder.

Dazu schreibt Gertraut Woelcke, geb. Enß, deren Großvater Gerhard eines der sechs Kinder aus der ersten Ehe von Gerhard Enß war: »Mein Großvater hatte manchmal einen schweren Stand zwischen 'meine, deine und unsere Kinder'. Die Kinder von Helene (erste Frau) waren etwas ruhiger veranlagt, während die Kinder von Justine vor Energie und Lebenskraft überschäumten, so wie auch Justine groß und kräftig war und zwei Ehemänner überlebte.« Denn 1885 war auch ihr zweiter Mann, Gerhard Enß, gestorben und hinterließ die Witwe mit sechs noch unmündigen Kindern.

1889 heiratete der Sohn ihres Bruders in Neumünsterberg, Otto **van Riesen**, die Marie Wiebe aus Fürstenwerder, und die Tante Justine verkaufte ihm ihren Hof in Marienau. Gut zwanzig Jahre wirtschaftete er hier, und Walter Enß (Hof Nr. 1) und Adolf Rempel erhielten bei ihm ihre landwirtschaftliche Ausbildung. Letzteren nahm er als Pflegesohn an, da seine Ehe kinderlos blieb. Otto van Riesen war viele Jahre Amtsvorsteher in Marienau.



Um 1914 - Ehepaare Rempel und van Riesen

Adolf **Rempel** heiratete 1910 Marie Fast, die Tochter des Hofbesitzers Peter Fast von gegenüber (Hof Nr. 15). Die Mitgift seiner Frau diente als Anzahlung für den Hof, den er von seinem Pflegevater kaufte. »Ohm van Riesen«, wie man ihn nannte, und seine Frau richteten sich in der Sommerstube ein. Sie starb aber schon 1921.
Rempels hatten drei Kinder, Werner, Charlotte und Eva .

B e s c h ä f t i g t e auf dem Hof waren Andreas Dodenhöft, der mit Familie im Rempelschen Insthaus wohnte, und ein alter Herr Ewler. Weitere konnten nicht mehr ermittelt werden.

Es folgt eine Aufstellung von Adolf Rempel, nach der Flucht wohnhaft in Lübeck, zum Antrag auf Lastenausgleich:
... Marienau Band I. Blatt II. jetzt Marienau Blatt 136.

50 ha 187 500 Mark (6 ha Pachtland von Wirtschaft Gustav Fischer, M.)

a)	Wohnhaus	24 000 M.	c)	16 Kühe (Herdbuch)	
	Stall	18 000 M.		8 Jungvieh (Herdbuch)	
	Scheune	11 500 M.		8 Kälber (Herdbuch)	22 000 M.
	Speicher	2 000 M.		9 Pferde	
	Hühnerstall	300 M.		2 - 3 Jährlinge, Füllen	16 000 M.
	Insthaus	5 000 M.	d)	Ackergeräte	
b)	Maschinen	12 000 M.			

Hausrat:

a)	2 Schlafzimmer, 1 Herrenzimmer, 1 gutes Zimmer, 2 Fremdenzimmer, 1 Speisezimmer	3 800 M.
b)	Kleider, Wäsche	3 500 M.
c)	Betten	800 M.
d)	Küche, Wirtschaft	3 500 M.
e)	Verschiedenes	700 M.

Schulden: Danz.Hyp.Bank 37 500 Gulden = 30 400 Mark



Andreas Dodenhöft, der Hofmeister

Familiendaten der Besitzer:

Bernhard (Behrendt) **Epp**
*1792 +1853
∞
Justine Esau
*1814 +1858
Kinder: keine

Eltern: Bernhard Epp
Maria, geb. Bergmann

Eltern: Dietrich Esau
Justine, geb. Claaßen
(Tiege)

Johann Enß
*1811 +1864
∞ in I. Ehe
Justine Esau
*1814 +1858
∞ in II. Ehe 1859
Justine van Riesen
*1838 +1906
Kinder aus II. Ehe:
Justine *1860
Maria *1862
Johanna *1864

Eltern: Heinrich Enß
Helene, geb. Harder
(Schmerblock)
Eltern: Dietrich Esau
Justine, geb. Claaßen
(Tiege)
Eltern: Abraham van Riesen
Sara, geb. Froese
(Neumünsterberg)

Gerhard Enß sen.
*1817 +1885
∞ in II. Ehe 1867
Justine van Riesen
*1838 +1906

Kinder aus II. Ehe:
Johannes *1868
Heinrich *1870
Hermann *1872
Louise *1873

Eltern: Heinrich Enß
Helene, geb. Harder
(Schmerblock)
Eltern: Abraham van Riesen
Sara, geb. Froese
(Neumünsterberg)

Anna *1874
Gustav *1876
Arthur *1881



Von oben - Werner u. Ehepaar Rempel
Eva und Charlotte
Peter Fast und Otto van Riesen

Otto van Riesen Eltern: Abraham van Riesen
*1863 +1948 Anna, geb. Klaaßen
∞ 1889 in Fürstenw. (Neumünsterberg)
Maria Wiebe Eltern: Isaak Wiebe
*1862 +1921 Anna, geb. Dyck
(Fürstenwerder)

Kinder: keine
Pflegesohn: Adolf Rempel

Adolf Rempel Eltern: Peter Rempel
*1887 +1966 Helene, geb. Andres
∞ 1910 in Marienau
Marie Fast Eltern: Peter Fast
*1888 +1954 Anna, geb. Froese
(Marienau)

Kinder: Hans Werner *1911 +1970
Charlotte *1914 +1996
Eva *1918

Hof Nr 3

BESITZER/	vermutl. um 1727	Jacob Hein	vermutl.men.
Pächter:	um 1830	Michael Geißler	ev.
	um 1849	Martin Staeckel	



Hofmarke

Um 1727 hatte diesen kleinen Hof von einer Hufe wahrscheinlich Jacob **Hein** »der Jünger«, wie er in der Mitgliederliste der Tiegenhöfer Feuerversicherung steht.

Die Kalende-Liste von 1830 nennt Michael **Geißler** als Besitzer des Hofes. Er wurde 1814 im Kirchenbuch als ev. Lehrer und Organist aufgeführt.
In den Pächterlisten der kath. Kirche wird er zwischen 1818 und 1848 als Pächter von zunächst zwei Morgen und 298 Ruthen Pfarrland zu einem Zins von 28 Thalern jährlich genannt. 1827 sind es vier Morgen und 1835 zwei Morgen und 150 Ruthen zu 20 Thalern jährlich.

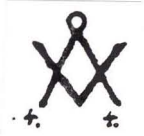
1849 war Besitzer dieses Hofes Martin **Staeckel**, der zuvor den Nachbarhof Nr. 4 besaß.

Diesen Hof hat es in unserer Zeit nicht mehr gegeben, doch muß er den alten Hofnummern nach zwischen Rempel und der Käserei gelegen haben. Bis 1865 muß er noch bestanden haben, da er mit Hofmarke in die Sammlung von Carl Parey aufgenommen worden ist.

Hof Nr 4

Besteht ebenfalls nicht mehr

BESITZER/	vermutl. um 1727	Hans Penner	men.
Pächter:	um 1830	Martin Staeckel	
	um 1849	Thomas Schulz	



Hofmarke

Wahrscheinlich war Hans **Penner** im Jahre 1727 der Besitzer dieses Hofes von einer Hufe und 15 Morgen, da er an vierter Stelle der Mitgliederliste zur Tiegenhöfer Feuerversicherung steht.



Die Kalende-Liste von 1830 nennt für diesen Hof dann Martin **Staeckel**, der später auf den Nachbarhof Nr. 3 wechselte.

1849 steht als Hofbesitzer in der Kalende-Liste Thomas **Schulz**.

Dieses Anwesen war noch mindestens bis 1865 ein richtiger Bauernhof mit dazugehöriger Hofmarke. Es muß ein Langhof gewesen sein, dessen Giebel zur Straße lag. Das kann man glaubhaft daraus schließen, daß die Gebäudeanlage noch heute vorhanden ist.
Nach 1870 hat man in den ehemaligen Hofgebäuden eine Molkerei eingerichtet, und deren jeweiliger Verwalter bezog das Wohnhaus an der Dorfstraße.

*

Wenn der Leser, der das Dorf persönlich gekannt hat, zuerst einen Blick auf das Haus wirft und dann den Text liest, wird er den hohen Schornstein vermissen und gleich dabei denken, wie kommt die Molkerei zwischen die Bauernhöfe; aber das haben wir nun aufgeklärt. Hier wurde nicht nur die Milch des ganzen Dorfes verarbeitet, sondern vor 1865 auch die eigene Kuh im Stall gemolken. So ist auch das eingefügte Gedicht hier nicht so ganz falsch am Platze.

Biem Kohkalwe.

En Plehnendäerp bie eenem Bur,
Do ſtunne ſe mol opp de Lur:
De Buer nämlich on ſien Sehn,
To ſehne, wat dor wull geſcheh'n;
Däen kalwe ſull de olle Kräſ,
De Schworke met dem witte Bläſ. —
Nu ſtunne ſe met deepem Senn,
On dat Ereignis trat nich en.

Klock ſiew, Klock ſäes, Nuſcht kemmt!
Dat mookt dem Oll kriezkraz verſtemmt,
He ſäegt tum Sehn: „Du goh man rut!
Du driwſt ehr bloß dat Kalwen ut,
Se dreiht ſich emmer no die om,
On ſitt ſe die dor ſtohn' ſo domm,
Denkt ſe en ehrem Kräſebreegen:
Se häewt dat Kalw jo ſchon gekregen.

Verfasser - leider unbekannt

Hof Nr 5

Willy Dyck

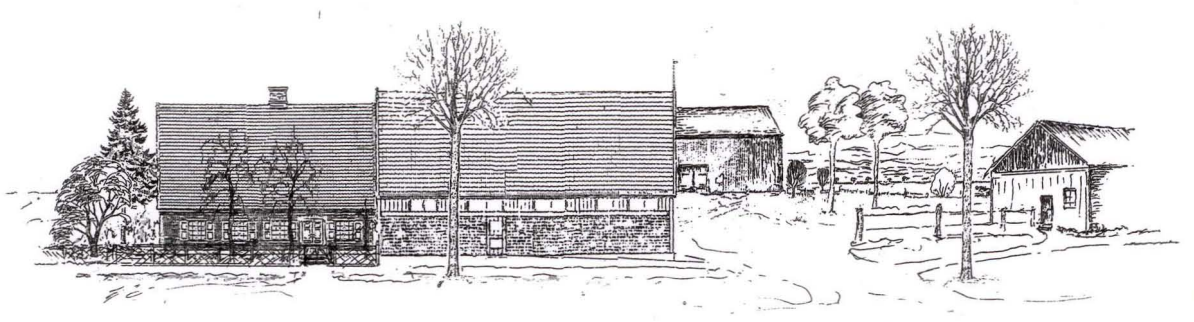
BESITZER/ Pächter:	vermutl. um	1727	Görgen Barck		
	um	1820	Martin Schuelke	ev.	
	um	1835	Johann Penner	vermutl. men.	
	um	1850	Johann Karsten	ev.	
	ab	1878	Johann Th. Zimmermann	ev.	
	ab	1908	Franz Dyck	men.	
	ab	1934	Erbengemeinschaft Dyck		
	ab	1939	Willy Dyck	men.	



Hofmarke

Die so frühe Gründung der Tiegenhöfer Feuersozietät ist für die Dörfer unseres Heimatgebietes ein Markstein. Ihre Mitgliederliste ist der erste konkrete Ordnungsrahmen, und hinter jedem Namen steht ein Menschenschicksal in unserm Dorf und mit ihm ein Hofschicksal in einer bestimmten Reihenfolge, die sich nicht mehr ändern sollte.
Nach der Folge dieser Hofnummern saß also 1727 auf der Nr. 5 ein Görgen **Barck**. Er nannte 15 Morgen Land sein eigen.

Etwa hundert Jahre müssen wir nachrichtlich nun überspringen. Danach begegnet uns Martin **Schuelke**, der 1830 den Hof bewirtschaftete. Diese Familie lebte wohl mehr als hundert Jahre in Marienau. Schon 1750 steht im ev. Kirchenbuch, daß ein Thomas Schuelke in den Kirchenvorstand gewählt wurde.
Laut »Verzeichniß der Pächter aus Marienau von 1818 bis 1821« pachtete Martin Schuelke vier Morgen kath. Pfarrland zum Jahreszins von 32 Reichstalern. Er war ev. Kirch- und Schulvorsteher und als Schulze der damalige Bürgermeister von Marienau, der acht Kinder hatte, vier Söhne und vier Töchter.



Hof Nr. 5 - Joh.Th. Zimmermann - Franz Dyck - Willy Dyck

Pfarrer Zimmermann beschreibt ihn in seiner Schilderung des Kirchspiels Marienau: »Ein Mann von einem so bedächtigen Ernste und einem so seltenen Scharfsinn ist mir sonst wo kaum vorgekommen.« Dann schreibt er von allerhand Diebereien und gewaltsamen Raubtaten, »die in den letzten Jahren von einer ordentlich organisierten Räuberbande begangen und mühsam, hauptsächlich durch des Herrn Schülke rastlose Thätigkeit entdeckt wurden.« Und weiter »die aeltern Söhne läßt er nicht in trägem Müßiggange einrosten, wie so manche sogenannte junge

Herren auf dem Lande ... Er läßt seine Kinder arbeiten, tüchtig, nicht etwa nur zum Zeitvertreibe..., im Schweiße ihres Angesichts müssen sie schon jung sich ihr Brot verdienen.«

Martin Schuelke besaß neben diesem auch den Hof Nr. 15 (zuletzt E.Fast). Als er nach 1830 diesen Hof Nr. 5 verkaufte, erwarb er dafür das Grundstück Nr. 16 (zuletzt Johann Epp).

Danach übernahm ein Johann **P e n n e r** diesen Hof. Vielleicht ist er identisch mit dem Besitzer des Hofes Nr. 10.



Ehepaar Zimmermann - Kinder Georg, Clara u. Paul

In der Kalende-Liste von 1849 steht Johann **K a r s t e n** für Nr. 5. Einen Antrag von 1870, die Chaussee von Marienburg nach Tiegenhof auszubauen, hat er als Ortsvorstand unterschrieben.

1878 kaufte Johann Theodor **Z i m m e r m a n n** diesen Hof. Er hatte ein Jahr zuvor Charlotte Luise, geb. Buchhorn, geheiratet, die aus Eschenhorst stammte. Nach den Angaben ihres Enkels Wolfgang Z. hatten sie ihren Hof in Lupushorst verkauft, bevor sie nach Marienau kamen.

Hier wurden dann alle vier Kinder geboren. Im Besitz der Familie befindet sich eine schmuckvolle Familienchronik aus der Feder des Johann Th. Zimmermann.



Familien-Chronik

Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes. Amen

Ich will der Güte des Herrn gedenken und des Lobes des Herrn in allem, das uns der Herr gethan hat. Jes. 64, 7.

Hauseltern.

Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen. Jos. 24, 15.

Hausvater (Name, Stand, Ort, Geburtstag):

Johann Theodor Zimmermann geb. d. 6. März 1847. z. Lupushorst Kr. Elbing. Besitzer z. Marienau

Hausmutter (Name, Ort, Geburtstag):

Charlotte Louise Zimmermann geb. Buchhorn geb. in Eschenhorst Kr. Marienburg d. 12. Februar 1854



Kinder- und Patenkinder.

1. Eigene Kinder.

„Siehe, Kinder sind eine Gabe des Herrn, und Leibesfrucht ist ein Geschenk."
Psalm 127, 3.

Name und Geburtstag der Kinder:

1. Paul Zimmermann geb. 25. Januar 1878 z. Marienau
2. Hermine Caroline Clara Zimmermann geb. 2. November 1879 z. Marienau
3. Bruno Zimmermann geb. 12. August 1881 in Marienau
4. Theodor Georg Willy Zimmermann geb. 9. März 1889 in Marienau b. Elbing

An diese Familie erinnert auch der einzige erhaltene Grabstein auf dem ev. Friedhof des Dorfes. Es ist das Grab der Tochter Frida, die 1891 im zehnten Lebensjahr verstarb. Die Inschrift auf dem Stein lautet: »Kurz war das Glück, kurz war dein Lauf, wir zogen nur für Gott dich auf.«
1908 verkauften Zimmermanns den Marienauer Hof und erwarben einen größeren wieder in Lupushorst.



Justine und Franz Dyck

Der Käufer dieses Hofes war **Franz Dyck**. Er hatte 1896 in Orlofferfelde Justine, geb. Dyck, geheiratet, und sie hatten drei Kinder.
Vermutlich ist bei der Auflösung der Höfe Nr. 3 und 4 Land hinzugekauft worden, so daß dieser Hof inzwischen wesentlich größer als im 18. Jahrhundert geworden war.
Der Marienauer Hauptlehrer Hildebrandt erinnert sich in seinen »Riemsels onn Vertällkes«: »...Und im Herbst wurde auch bei Jungius die Silberhochzeit von meinem Freund Franz Dyck gefeiert (1921). Das war eine feine Sache und es ging sehr vergnügt zu.«

Nach dem Tode des Franz Dyck 1934 gehörte der Hof zunächst der Erbengemeinschaft Dyck, bis 1939 der Sohn **Willy Dyck** alleine Hofbesitzer wurde. Er war verheiratet mit Liesbeth, geb. Rahn. In dieser Ehe wurden zwei Kinder geboren, Hildegard und Reinhard. Willy Dyck war von 1933 bis 1945 Bürgermeister des Dorfes.



Ehep. Liesbeth u. Willy Dyck, Hildegard u. Reinhard

Die Tochter Hildegard Reinhardt, geb. Dyck, machte folgende Angaben zum Hof:

Fläche: 65 ha

Beschäftigte Personen: 8 ständige Arbeitskräfte, 5 Saisonarbeiter

Gebäude: Wohnhaus: 7 Zimmer, Küche, Dachzimmer
Stall, Scheune, Speicher, Saisonarbeiterhaus, Instkate, Rentierhaus (später Kurschat)

Gärten: 1 Obst- und Blumengarten, 1 Gemüsegarten

Bodennutzung:
Getreide, Raps, Kartoffeln, Zuckerrüben, Saatgutanbau

Lebendes Inventar:
11 Arbeitspferde, 2 Jährlinge, 2 Füllen; 18 Milchkühe, 1 Zuchtbulle, 14 Jungrinder; 18 Schweine, 15 Schafe, 30 Hühner, 1 Hahn

Maschinelle Ausrüstung:
Dreschmaschine mit Lokomobile, Binder, Grasmäher, Getreidemäher, Traktor, div. Ackergeräte, Wagen, Schlitten.



Erntezeit - Erich Augustin mit dem Viergespann vor dem Leiterwagen

Die Beschäftigten auf dem Hof waren zuletzt: Fritz und Erich Augustin und der engl. Kriegsgefangene Charles. Im Hause half Elisabeth Lau.

Erntezeit - Erich Augustin mit dem Viergespann vor dem Leiterwagen

Familiendaten der Besitzer:

Johann Theodor Zimmermann Eltern: Ferdinand Zimmermann (Lupushorst)
*1847 +1924 Elisabeth, geb. Krüger (Krebsfelde)
∞ 1877 in Elbing
Charlotte Luise Buchhorn Eltern: Richard Buchhorn (Terranowa/Laase)
*1849 +1913 Caroline, geb. Rettig (Subkau, Kr.Dirschau)
Kinder:

Richard Ferdinand Paul	*1878
Caroline Clara	*1879
Hermine Frida	*1881
Theodor Georg Willy	*1889

Franz Dyck Eltern: Franz Dyck
*1870 +1934 Agnete, geb. Dyck
∞ 1896 in Orlofferfelde
Justine Dyck Eltern: Peter Dyck
*1877 +1960 Helene, geb. Reimer
Kinder: Erich *1897
Willy *1899
Kaethe *1900

Willy Dyck Eltern: Franz Dyck
*1899 +1965 Justine, geb. Dyck
∞ 1923 in Ladekopp
Liesbeth Rahn Eltern: Hermann Rahn
*1903 +1993 Grete, geb. Froese

Kinder: Hildegard *1924
Reinhard *1926

Hof Nr 6

Otto Schaldach

BESITZER/ Pächter:	vermutl. um 1727	Hans Nieß	ev.
	um 1818	Reinhold Schulz	ev.
	um 1830	Erdmann Schulz	ev.
	um 1865	B. Wilhelm	
	um 1870	Johann Regehr	men.
	um 1890	Wilhelm Gerbrandt	ev.
	um 1910	Paul Gerbrandt	ev.
	um 1914	Wilhelm Urbanski	ev.
	um 1930	Frau Urbanski	ev.
	um 1936	Otto Schaldach	ev.



Hofmarke

Hans **Nieß** steht mit 2 Hufen und 15 Morgen an sechster Stelle in der Mitgliederliste der Tiegenhöfer Feuerversicherung von 1727, vermutlich handelt es sich um den Besitzer des Hofes Nr. 6. Im Jahre 1725 gehörte er zum ev. Kirchenvorstand. Ein Hans Nieß wird schon 1684 im ev. Kirchenbuch genannt. Hier findet man zwischen 1721 und 1762 immer wieder Personen mit dem Namen Nieß, vermutlich aus der gleichen Familie. Zum letzten Mal taucht der Familienname in Marienau 1772 auf: Witwe Nieshen, 4 Hufen, 11 1/4 Morgen; 5 Kinder unter 12 Jahren.

Anfang des 19. Jahrhunderts bewirtschaftete Reinhold **Schulz** diesen Hof. Von 1818 bis 1821 pachtete er 12 Morgen Pfarrland zu einem Zins von 96 Thalern jährlich.
Die Familie Schultz gab es schon um die Mitte des 17. Jahrhunderts in Marienau. 1727 hatte ein Jacob Schultz einen Hof mit 5 1/2 Hufen, 1751 wird Thomas Schultz als Königlicher Schulze (d.h. Gemeindevorsteher) genannt, 1772 hatte die Witwe Schultzen 4 Hufen, und von 1795 bis 1805 war Johann Jacob Schultz ev. Kirchenvorstand.

1830 besaß diesen Hof dann Erdmann **Schulz** (*1784), der Sohn des Reinhold. Er bewirtschaftete ihn auch noch 1852. Der ev. Pfarrer Zimmermann bezeichnet ihn als »meinen lieben ehrlichen Nachbarn zur Linken, bei dem ich einst so manches geschäftsfreie Abendstündchen verplaudert habe.«
Auf dem katholischen Friedhof des Dorfes steht noch heute hinter der Kirche das Metallkreuz seines Grabes. Danach ist er 1858 verstorben.



Sein Bruder, Dr. phil. Johann Reinhold Schultz, bewohnte als Rentier das sog. »Englische Haus«, das zuletzt Johann Epp gehörte (Nr. 16) .

Von Erdmann Schulz muß nach 1858 ein B. **Wilhelm** diesen Hof erworben haben; denn im Dez.1865 bietet er ihn im »Marienburger Kreisblatt« Nr.51 zum Verkauf an: »Mein Grundstück Marienau Nr. 6 ... 36 Morgen kulmisches Land, bin ich Willens aus freier Hand, mit, auch ohne Inventarium zu verkaufen ... «.

Käufer war Johann **Regehr**. Er lebte hier mit seiner dritten Frau Margaretha, geb. Bergen, und seinen beiden Töchtern aus zweiter Ehe Renatha und Catharina. Letztere starb bereits 1867 achtzehnjährig. 1870 unterschrieb Johann Regehr einen Antrag zum Bau der Chaussee nach Tiegenhof. Drei Jahre später starb er, 1888 dann auch seine Frau.

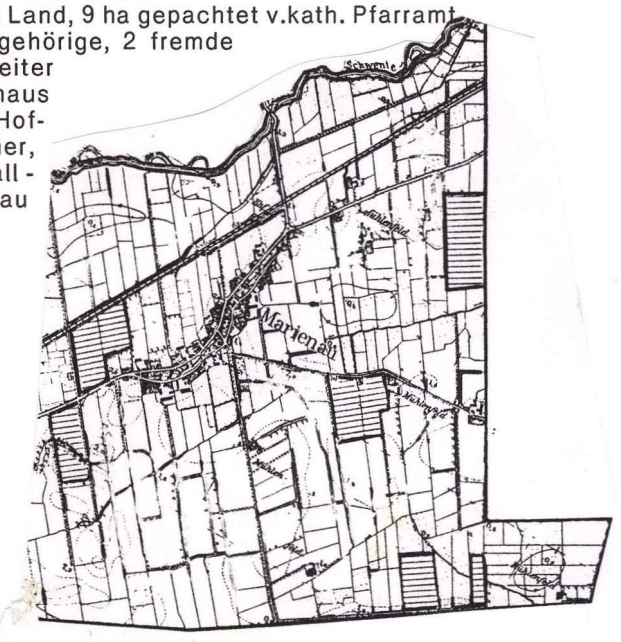
Im Jahre 1890 gehörte dieser Hof Wilhelm **Gerbrandt**, verheiratet mit Marie, geb. Werner. Zwanzig Jahre später war ihr Sohn Paul (* 1890) der Hofbesitzer. Dessen Schwester Marie war nicht nur Lehrerin an der ev. Schule in Marienau, sondern auch Romanschriftstellerin. Ein Bruder brachte es nach Absolvieren der Dorfschule vom Setzerlehrling in Elbing bis zum Direktor der Kieler Neuesten Nachrichten, wie wir von Lehrer Max Hildebrandt erfahren.

1914 hat der Besitzer dieses Hofes wiederum gewechselt: Wilhelm **Urbanski** stellte in diesem Jahr beim Landrat in Marienburg den Antrag auf Errichtung einer Schlachterei für den Fleischermeister Kowalski als Pächter. Nach dem uns vorliegenden Plan sollte der vorhandene Stall zu einer kleinen Wohnung, Laden und Schlachtstätte umgebaut und ein kleiner Viehstall nach Norden zu angebaut werden. Wegen Krankheit seiner Frau mußte er aber von diesem Plan Abstand nehmen.
Anfang der dreißiger Jahre lebte Frau Urbanski als Witwe allein auf diesem Hof. Die Ländereien hatte sie verpachtet. Sie verwaltete bis 1935 die Poststelle des Dorfes in ihrem Haus.



1936 wurde die Hofstelle an Otto **Schaldach** verkauft. Folgende Angaben zum Hof machte dessen Sohn Edgar:

Hof erworben:	durch Kauf am 6. 1. 1936 von Urbanski
Fläche:	35 ha, 1 ar u. 3 qm eigenes Land, 9 ha gepachtet v.kath. Pfarramt
Beschäftigte:	Inhaber und 2 Familienangehörige, 2 fremde Arbeitskräfte, 3 Saisonarbeiter
Gebäude:	Wohnhaus - Schurzbohlenhaus mit Beischlag und Vorbau Hofseite, erbaut 1900 (5 Zimmer, 2 Kammern, 2 Küchen); Stall - massiv; Scheune - Holzbau mit 2 Tennen (Neubau); alles ziegelgedeckt;
Gärten:	Obst-, Gemüse- und Blumengarten
Bodenbenutzung:	Äcker 36 ha; Wiesen 8,01 ha (Gütekklasse 1 - 2) Raps, Weizen, Zucker- und Futterrüben, Gerste und Hafer und Kartoffeln
Einheitswert:	ca. 50 - 51.000,-- Gulden
Lebendes Inventar:	6 Arbeitspferde, 1 Jährling; 10 Milchkühe, 16 Jungrinder; 40 Schweine; 2 Schafe; 20 Hennen, 1 Hahn, 15 Puten, 1 Puter, 6 Gänse.



Die schraffierten Flurstücke gehörten ab 1936 zum Hof Nr.6

Nach der Flucht am 24. 1. 1945 verblieben auf dem Hof:

80 Ztr. Hafer, 60 Ztr. Gerste, 30 Ztr. Weizen, 20 Ztr. Roggen, 6 Ztr. Rotkleesamen, ca. 1.200 Ztr. Futterrüben, 60 Ztr. Peluschken, 70 Ztr. Gemenge, 300 Ztr. Naßschnitzel, 250 Ztr. Kartoffeln in Mieten, 180 Ztr. Heu, 400 Ztr. Stroh.

Familiendaten der Besitzer:

Johann Regehr Eltern: Peter Regehr
*1805 +1873 Aganetha,geb.Bergen
∞ I. Ehe 1837
Helene Braun +1840
Sohn: Peter *1839 in Reimerswalde

∞ II. Ehe 1841
Catharina Enß
*1821 +1855
Kinder: Renatha *1844 in Herrenhagen
Catharina *1849 in Herrenhagen
∞ III. Ehe
Margaretha Bergen Eltern: Johann Bergen
*1816 +1888 Maria, geb. Enß
(Neunhuben)



Otto u. Margarete Schaldach



Langhof mit neuer Scheune

Otto Schaldach Eltern: Gustav Schaldach
*1887 +1965 Emma, geb. Feyerabend
∞ 1910 Lakendorf (Kampenau)
Margarete Krause Eltern: Johann Krause
*1887 +1971 Johanna, geb. Gründemann
(Fürstenau)

Kinder:

Helmut	*1911 in Lakendorf	gefallen 1945
Edgar	*1919 in Scharpau	
Oswald	*1921 in Nickelswalde	gefallen 1944



Hof Nr 7

Artur Wiens

BESITZER/ Pächter:	vermutl. um 1727	Jacob Zuther	ev.
	um 1790	Johann Penner	men.
	um 1811	Abraham Neufeld sen.	men.
	ab 1840	Abraham Neufeld jun.	men.
	vor 1870	Heinrich Wilhelm sen.	men.
	um 1880	Heinrich Wilhelm jun.	men.
	bis 1902	Gerhard Conrad	men.
	ab 1902	Artur Wiens sen.	men.
	ab 1933	Witwe Clara Wiens	men.
	ab 1943	Erbengemeinsch. Wiens (alle 7 Kinder)	men.



Hofmarke

Diesen Hof hatte 1727 offensichtlich Jacob **Zuther**, denn er steht an siebenter Stelle in der Mitgliederliste der Tiegenhöfer Feuerversicherung, die wohl in der Reihenfolge der Hofnummern aufgestellt worden ist. Ihm gehörten 3 Hufen und 15 Morgen Land.
1726 hatte Jacob Zuther die Altarbekleidung für die ev. Kirche gespendet. Der Name Zuter wird schon 1644 erwähnt, und zum letzten Mal wird er 1761 genannt. Im Jahre 1727 hatte auch ein Reinhold Zuther einen Hof im Dorf mit 5 Hufen und 15 Morgen.

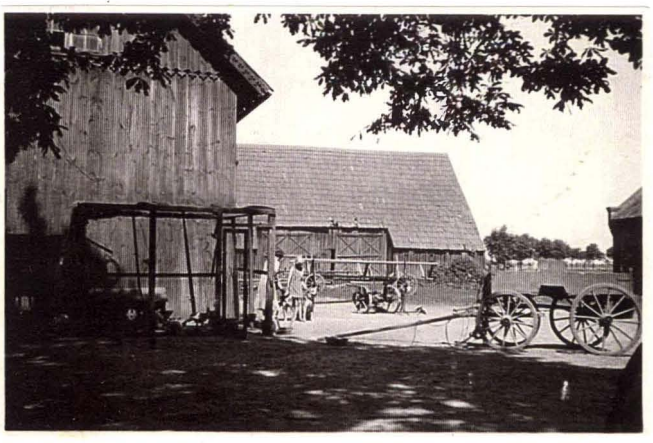
Um 1789 war Johann **Penner** Besitzer dieses Hofes. In der Generalnachweisung mennonitischer Besitzungen steht er mit 3 Hufen Land. Er muß vor 1811 gestorben sein, denn in diesem Jahr starb seine Frau Christine, geb. Wiebe, damals bereits Witwe. Beim Tod der Mutter war Tochter Christine schon mit Abraham Neufeld sen. verheiratet. Ihre Geschwister Barbara und Johann blieben unverheiratet ebenfalls auf dem väterlichen Hof (Angaben v. Anna Andres).



Abraham **Neufeld sen.** steht 1830 in der Kalende-Liste der kath. Kirche als Besitzer dieses Hofes. Der ev. Pfarrer Zimmermann nennt ihn in seiner Schilderung des Kirchspiels Marienau einen »höchst verständigen mir sehr befreundet gewesenen Gutseigner«.

1840 übernahm den Hof sein Sohn Abraham **Neufeld jun.** Auch 1849/50 kam dieser noch für die Abgaben an die kath. Kirche auf. Dessen einziger Sohn Hermann wurde Arzt und ließ sich in Neuteich nieder.

Neuer Hofbesitzer wurde nun Heinrich **Wilhelm sen.**, dessen Frau eine geborene Neufeld war. Möglicherweise gehörte sie zur Verwandtschaft des Vorbesitzers. 1870 war Heinrich Wilhelm sen. Mitunterzeichner eines Antrags zum Ausbau der Chaussee von Marienburg nach Tiegenhof.



Er übergab den Hof seinem Sohn Heinrich **Wilhelm jun.** Dessen einziger Sohn Fritz wurde als Oberingenieur stellvertretender kaufm. Direktor der Niederlassung von Siemens & Schukkert in Tokio.

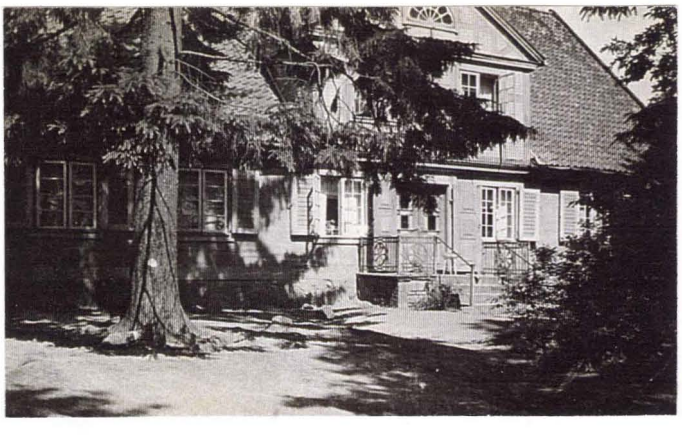
Um die Jahrhundertwende wechselte dieser Hof zur Familie **Conrad**. Gerhard Conrad, geb. 1863 in Hauskampe, hatte 1888 in Barenhof Marie Schulz aus Bärwalde geheiratet. Sie hatten sechs Kinder. Allerdings fühlte sich Gerhard Conrad mehr zum Kaufmann berufen als zum Landwirt, und so verkaufte er 1902 diesen Hof wieder und eröffnete ein Getreide- und Futtermittel-Handelshaus in Marienburg.



Artur, Bruno u. Erika Wiens; Mitte: 2 Ferienkinder aus Berlin u.Leipzig; rechts: Mutter u. Käthe Wiens

Seine Tochter Gertrud, die 1992 in Kiel 100jährig starb, erinnerte sich 1991 in einem Brief an ihre Marienauer Zeit: »...Ich weiß nur, daß unser Hof dort sehr schön war, er war der erste im Dorf und hatte vom Bahnhof bis zu uns einen Tannensteig, und vor dem Beischlag war ein Rondell mit hohen Tannen und schöner Auffahrt. In unserm großen Garten war ein Pavillon mit hoher Treppe zu einem quadratischen Sitz mit Bänken ringsherum. Das war meine ganze Wonne, und ich habe mich immer nach dem allen zurückgesehnt...«.

Der nächste Besitzer war Artur **Wiens sen.**, der 1879 auf dem Riesen'schen Hof in Tiege geboren wurde. Weil sein Vater früh verstarb, wuchs er bei seinem Onkel Adolf Enß (Bruder von Hermann Enß, Hof Nr.1) in Marienau auf, der seinerzeit den Gustav Fischer'schen Hof (Nr. 31) bewirtschaftete. Nachdem Artur Wiens sen. 1902 Clara Andres aus Mierau geheiratet hatte, kaufte er den Hof in Marienau von der Familie Conrad für 102 000 Mark.



Folgende Angaben zum Hof machten Artur Wiens jun. und Erika Jung, geb. Wiens:
»Es waren 53 ha Land, und dazu ka-

kamen 20 ha Pachtland von der katholischen Kirche und von den drei Geschwistern Widowski, die gegenüber wohnten.
Zum Viehbestand gehörten 14 Arbeitspferde und dazu 6 Fohlen und Jährlinge, um die 20 Milchkühe und dazu 20 - 25 Stück Jungvieh. Artur Wiens sen. hat immer zusammen mit zwei Mädchen selber gemolken und es fast nie versäumt. Er war ein großer Kuhliebhaber. Die Kühe waren seit 1908 im Herdbuch eingetragen, und er hatte viel Erfolg in der Rinderzucht. Ihm gehörten 15 Anteile an der Genossenschaftsmolkerei in Marienau von insgesamt 188.
Schweine hatte er so viele, daß der eigene Bedarf gesichert war. Auch zwei weiße und ein schwarzes Schaf gehörten zum Hof, denn die Mutter hat gesponnen und gestrickt für die große Familie.
Als Artur Wiens sen. 1933 starb, war seine Frau Clara Hofbesitzerin, und die Söhne Bruno und Artur jun. leiteten den Hof. Das Melken übernahm Artur. Als Bruno 1937 nach Kl.Mausdorf heiratete, war Artur alleine Leiter, bis er 1939 Soldat wurde.« 1943 starb Frau Wiens. Danach gehörte der Hof der Erbengemeinschaft, bestehend aus allen sieben Kindern.



Artur Wiens sen. und Frau Clara, geb. Andres



... und ihre sieben Kinder - v. links: Otto, Bruno, Ernst, Artur, Gertrude, Käthe und Erika

Als B e s c h ä f t i g t e gehörten zum Hof die Familien Franz Widowski, Hans Harwath sen. und Fritz Augustin. Außerdem Eduard und Kurt Widowski und Hermann Harwath.
Meta Claaßen und Justine Daniels waren die weiblichen Angestellten.

Familiendaten der Besitzer:

Johann Penner Eltern: Peter Penner
+ vor 1811 Barbara, geb. van Riesen
∞ (Einlage)
Christine Wiebe
*1756 +1811

Kinder:	Christine	*1784	+1833	Barbara	*1790		
	Anna		+vor 1811	Johann	*1794	+1862	

Abraham Neufeld sen. Eltern: Herrmann Neufeld
*1786 +1864 Catharina,
∞ geb. Dück
Christine Penner Eltern: Johann Penner
*1784 +1833 Christine,
Kinder: Abraham *1814 geb. Wiebe
Barbara *1817

Abraham Neufeld jun. Eltern: Abraham Neufeld
*1814 Christine,
∞ 1840 geb. Penner
Maria van Riesen Eltern: Michael van Riesen
*1820 +1846 Helene,geb.Suckau
Kinder: Hermann *1841
Justine *1843

Heinrich Wilhelm sen. Eltern: Cornelius Wilhelm
*1823 Anna, geb. Penner
∞
Catharine Neufeld Eltern: Jacob Neufeld
*1825 +1895 Anna, geb. Andres
Kinder: Heinrich *1850
Catharine *1852
Elise *1860

Heinrich Wilhelm jun. Eltern: Heinrich Wilhelm
*1850 Catharine,
∞ geb. Neufeld
Anna Wiebe Eltern: Johann Wiebe
*1855 Emilie, geb. Wiebe
Kinder: Anna *1876
Fritz *1880

Artur Wiens sen. Eltern: Peter Wiens
*1878 +1933 Justine, geb. Enß
∞ 1902 in Ladekopp (Ladekopp)
Clara Andres Eltern: Martin Andres
*1881 +1943 Anna,geb.van Riesen
Kinder: Otto *1903 (Mierau)
Bruno *1904
Ernst *1906
Gertrude *1908
Artur *1909
Käthe *1912
Erika *1922

Artur Wiens jun. Eltern: Artur Wiens
*1909 Clara, geb. Andres
∞ (Marienau)
Edith Fried Eltern: Wilhelm Fried
*1914 +1983 Else, geb. Liehzeit
(Köthen, Anhalt)
Kinder:
Waltraud *1938 in Marienau
Gerlinde *1940 " "
Dietrich *1941 in Tiegenhof
Gisela *1943 " "
Barbara *1948 in Köthen

Hof Nr 8

BESITZER/Pächter: vermutl. um 1727 David Pletner ev. (später kath.)

Der mutmaßliche Besitzer dieses Hofes, David **Pletner**, hatte 1727 zwei Hufen Land. 1723 hatte er der ev. Kirche einen Kronleuchter gespendet. 1761 trat er zum kath. Glauben über.
Schon 1633 wird im Zusammenhang mit einem Prozeß ein Paull Pletner in Marienau genannt. In den folgenden 130 Jahren kommt der Name Pletner (Plettner) im Dorf immer wieder vor.
1762 ist im ev. Kirchenbuch wieder ein David Plettner als »beliebter Mitnachbahr in Marjenau« verzeichnet, vermutlich der Sohn auf demselben Hof. Er ist verheiratet mit Christina Dehwert. Ihren Sohn Jacob lassen sie in jenem Jahr evangelisch taufen.
Die Lage dieses Hofes muß am nördlichen Ausgang des Dorfes gewesen sein, also nicht im Feld. Allerdings weiß man nicht, auf welcher Seite.
Da dieser Hof keine Hypotheken-Nummer mehr erhalten hat, kann man davon ausgehen, daß er bereits vor 1781 , als in Preußen die Hypothekenbücher eingeführt wurden, aufgelöst worden ist. So ist auch leider die Hofmarke nicht überliefert.

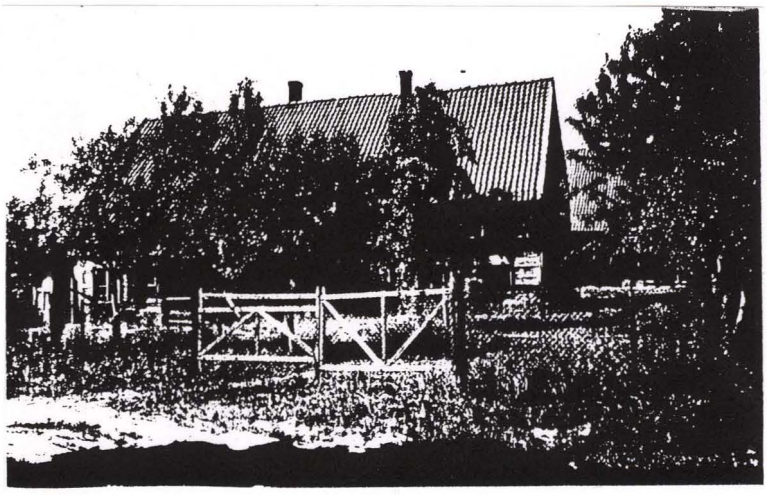
Hof Nr. 9

Geschwister Widowski

BESITZER/	vermutl. um 1727	Hans Gröningsche	vermutl. kath.	
Pächter:	um 1818	Johann Goerke	kath.	
	um 1850	Peter Widowski	kath.	
	um 1910	Geschw. Widowski	kath.	
	um 1936	Hans Ewler	kath.	**Hofmarke**

An 9. Stelle in der Mitgliederliste der Tiegenhöfer Feuerversicherung, die vermutlich in der Reihenfolge der Hofnummern aufgestellt worden ist, steht die Hans **Gröningsche**, wie man damals die Frau oder Witwe des Hans Gröning nannte. Sie besaß 2 Hufen Land (33,6 ha).
Gleichzeitig hatte auf den »Marjenauschen Gärtner-Huben« ein Hans Gröhning noch 15 Morgen (1/2 Hufe).
Die Familie Gröning ist zwischen 1706 und 1945 ununterbrochen in Marienau nachweisbar, gehört also zu den ältesten Familien des Dorfes.

Der erste nachgewiesene Besitzer dieses Hofes war Johann **Goerke**. Er steht im Verzeichnis der Pächter von Pfarrland für das Jahr 1818, wonach er 6 Morgen und 155 Ruthen Land gepachtet hatte, für das er einen Zins von 39 Reichstalern und 60 Groschen jährlich zu zahlten hatte.
Elf Jahre später gehörte er zu den Geschädigten »wegen des erlittenen Wasserschadens durch den Nogath Damm Durchbruch bei Schadewalde im Jahr 1829«. Von seinen in jenem Jahr gepachteten 4 Morgen sind zwei im Frühjahr nach Abtrocknung wieder zur teilweisen Benutzung geeignet, die anderen zwei sind überschwemmt geblieben und ohne Ertrag.
Im kath. Kirchenbuch steht er 1809 als Schullehrer mit Ehefrau Elisabeth Schwiderowske und den Töchtern Anna und Catharina. Die Kalendelisten von 1830 bzw. 1840 führen ihn als Besitzer dieses Hofes.



1849/50 steht neben der Hof-Nr. 9 ein neuer Name, nämlich Peter **Widowski**. Er hat in diesen Hof eingeheiratet, denn seine Frau heißt laut Eintragung von 1878 im Standesamtsbuch Anna, geborene Goerke, also die Tochter des Vorbesitzers.
Auch 1870 steht er noch als Hofbesitzer mit seiner Unterschrift auf einem Antrag zum Bau einer Kreisstraße nach Tiegenhof.

Für das Jahr 1910 nennt der Müllermeister Robert Domanski aber bereits die **Geschwister Widowski** als Hofbesitzer. Es handelt sich um die drei ledigen Töchter des Peter Widowski, Julianna, Rosalia und Elisabeth, die ihre Ländereien an mehrere Bauern im Dorf verpachtet hatten.

Im Jahre 1926 legte Rosalia Widowski in einem Testament, das sich noch heute im kath. Pfarramt des Dorfes befindet, die Erbfolge fest, wonach später ihre vier Nichten das Grundstück der drei Geschwister erben sollten.
600 Gulden aber vermachte sie der kath. Kirche zu Marienau, die zum Lesen von Heiligen Messen an den Geburts- und Sterbetagen der Geschwister W. und zur Pflege ihrer Gräber bestimmt waren.

Nach dem Tode der Geschwister Widowski bekam Hans **E w l e r** als Patensohn die Gebäude zur Nutzung, wo er mit Familie bis 1945 wohnte. Er arbeitete zunächst in der Ölmühle Schlenger in Tiegenhof und nach 1944 auf der Schichau-Werft in Danzig.
Die Nichten der Geschwister Widowski wohnten in Danzig und kamen nur auf den Hof in Marienau, um Obst zu ernten.
Die 6 ha Land, die noch zu dem Hof gehörten, waren zuletzt an Wiens (Hof Nr. 7) verpachtet.

Familiendaten der Besitzer bzw. Bewohner:

Peter Widowski
∞
Anna Julianna Goerke

Kinder:	Julianna	*1858	+1936
	Rosalia	*1861	+1935
	Elisabeth		+1926

Hans Ewler
*1907 +1970
∞
Marie Karsten
*1912 +1994

Kinder:	Hans	*1930
	Siegfried	*1933
	Manfred	*1935
	Victor	*1938
	Lieselotte	*1940



Hof Nr 10

Walter Driedger

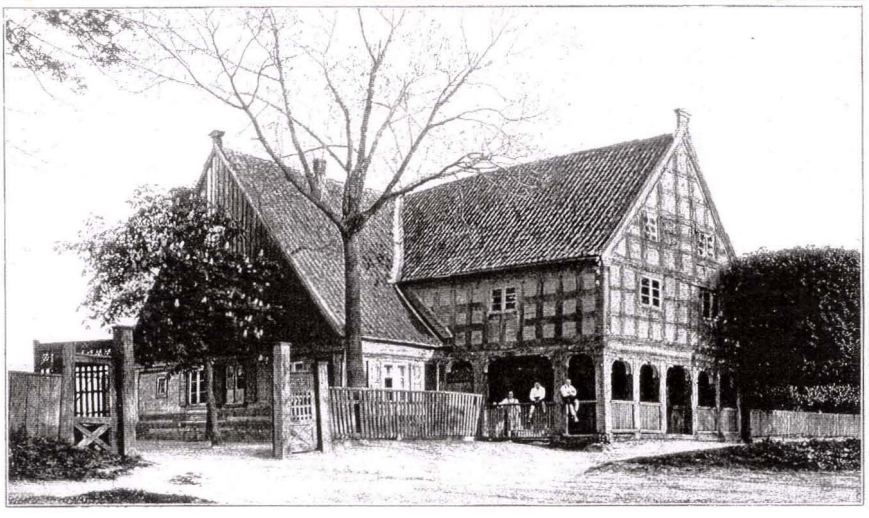
BESITZER/	um 1773	Conrath Froes	men.
Pächter:	um 1830	Johann Penner sen.	men.
	ab 1856	Johann Penner jun.	men.
	ab 1893	Max Penner	men.
	ab 1909	Hermann Epp	men.
	ab 1928	Walter Driedger	men.



Hofmarke

»Anno 1773 den 16. Jvnivs Conrath Froes Bavherr Conrath Froes Bav-Meister«

steht im Sturz der Hintertür dieses Vorlaubenhauses. Der Name **Froese** kommt im 19. Jahrhundert im Dorf in verschiedenster Schreibweise vor, zumeist in niederdeutscher Form. So kann man davon ausgehen, daß 1772 der eine der drei Schulzen, Cornelius (Conels) Fresh, der Vater des Bauherrn war, zu dessen Landbesitz 1 Hufe, 24 1/4 Morgen (zinspflichtig) gehörten und 2 Hufen, 10 Morgen als Schulzengut. Schon 1727 gab es in Marienau einen Cornels Fröhse, der 2 Hufen besaß. Vermutlich sind es seine Initialen, die auf einem Eckstein der Scheune standen: C.F. 1701 .
Der Bauherr und Baumeister Conrath Froes erscheint dann wieder 1776 als Hofeigentümer Conrad Frese, verheiratet, eine Tochter. Er gehörte der Mennonitengemeinde Orlofferfelde an, also der friesischen Richtung. 1789 gab es den Namen Froese in Marienau nicht mehr, entweder die Tochter hatte den Hof übernommen, so daß der Name nach der Eheschließung gewechselt hatte, oder der Hof war verkauft worden.



Wir kennen aber erst wieder den Hofbesitzer von 1830. Es war Johann **Penner sen.**, von dem der Pfarrer Zimmermann schreibt: »... und der sehr feine und unterrichtete Herr Penner in Marienau, ein Sohn des im ganzen Werder bekannten sehr begüterten Schulz Penner in Rückenau«.
Im Jahre 1835 heiratete Johann Penner sen. Marie Kroecker, die Witwe seines verstorbenen Bruders. Zwischen 1846 und 1848 pachtete er von der katholischen Kirche 4 Morgen, 150 Ruthen Weideland.
Von ihm ging der Hof auf den Sohn gleichen Namens über, Johann **Penner jun.** Seine Unterschrift steht auf einem Antrag von 1870 zum Ausbau der Kreisstraße nach Tiegenhof. In einem

polnischen geographischen Lexikon wird er 1885 als »Jan Penner« unter den sechs größten Gutsbesitzern des Dorfes erwähnt. Im selben Jahr ließ er den in Fachwerk errichteten Speicher bauen, der inzwischen verfallen und abgerissen ist.
Er war verheiratet mit Maria Conrad aus Einlage. In dieser Ehe wurden zehn Kinder geboren, von denen aber nur fünf überlebten. Im Jahre 1893 starb Johann Penner jun.
Den Hof erbte der Sohn Max, der 1903 Maria Penner aus Kl.Lesewitz heiratete. Im Jahre 1905 wurde er als Gutsbesitzer in Marienau und Rückenau bezeichnet, der an Grund- und Gebäudesteuer 370,73 Mark bezahlt hatte, den zweithöchsten Betrag in Marienau. Er hatte also im Nachbardorf einen zweiten Hof, vermutlich den alten Stammhof der Familie Penner.

Ab 1909 bewirtschaftete diesen Hof Hermann **E p p** . Sein Sohn Dr. Waldemar Epp schrieb über seine Familie folgendes:
»Mein Vater stammte aus Neumünsterberg und meine Mutter aus Orloff. Er war einziges Kind, da seine Mutter gleich nach seiner Geburt starb. Mutter war Jüngste von sechs Geschwistern. Mit 17 Jahren heiratete sie meinen Vater, und beide legten ihre Mitgift zusammen, was bei ihr 40.000,-- und bei meinem Vater 30.000,-- Goldmark ausmachte, wofür sie sich 1909 den Bauernhof in Marienau in einer Größe von 86 ha kauften. Der Hof kostete insgesamt 150.000,-- Goldmark.
Als mein Vater 1914 zum Kriegsdienst einberufen wurde, führte meine Mutter den Hof allein, was mit den ihr zur Arbeit zugewiesenen russischen Kriegsgefangenen und den kleinen Kindern sicherlich nicht immer ganz einfach gewesen sein dürfte. Sie erhielt dafür das Kriegsverdienstkreuz. Mein Vater war mit dem Eisernen Kreuz II. Klasse ausgezeichnet worden.
Durch unglückliche Investitionen beim Bau einer Ölmühle in Tiegenhof und mancherlei andere widrige Umstände verlor mein Vater beträchtliche Mittel, so daß er 1928 glaubte, den Hof verkaufen zu müssen.
Wir zogen dann zuerst nach Elbing, anschließend einige Monate nach Marienwerder und schließlich im Herbst 1929 nach Danzig. Eine gesicherte Anstellung erhielt mein Vater erst im Frühjahr 1934. Für uns waren dies wirtschaftlich sehr schwierige Jahre.
Und dennoch war es eine Zeit, die ich heute rückblickend als schön bezeichnen kann. Der Zusammenhalt innerhalb unserer Familie war ungewöhnlich stark und trotz der völlig unterschiedlichen Interessen, denen jeder von uns nachging, waren die Eltern stets der Mittelpunkt, um den wir uns zusammenfanden...«
Hermann Epp besaß 1910 eine der beiden Lohndreschmaschinen in Marienau. Er hatte auch das erste Auto im Dorf.

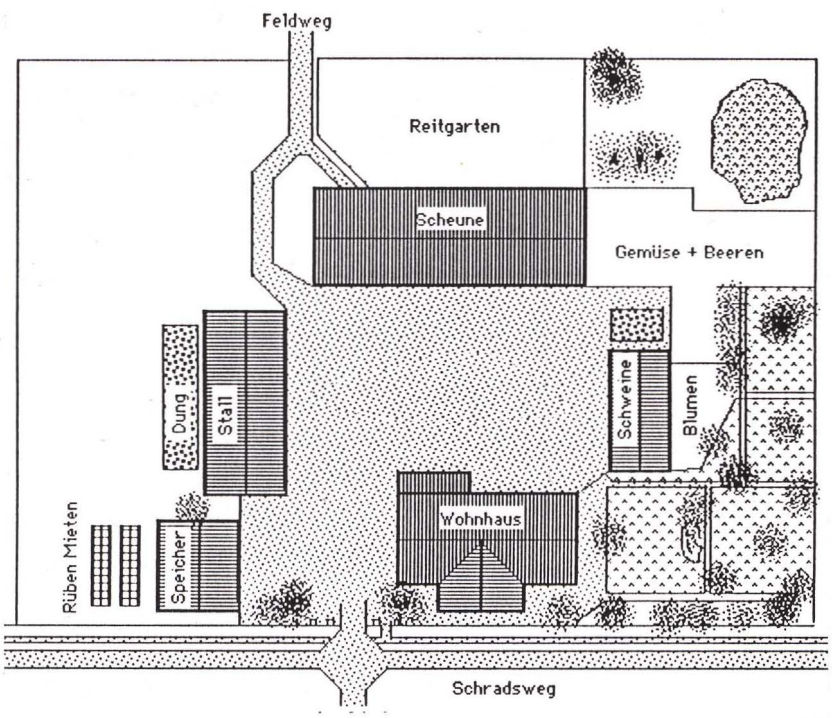


Im Wohnhaus befand sich Anfang der zwanziger Jahre eine kleine P r i v a t s c h u l e . Dort unterrichteten Fräulein Unger und Herr Biester. Sie wurde aber geschlossen, als Anfang der zwanziger Jahre in Neuteich die Oberrealschule eröffnet wurde.

Als Hermann Epp den Hof verkaufte, erwarben ihn die Gebrüder **Thiessen**. Das waren Hermann Thiessen in Brunau und Bernhard Thiessen, der Kaufmann in Berlin war. Dessen Sohn Heinz sollte einmal den Hof erben.

Von Thiessens pachtete Walter **Driedger** den Hof, den er bis 1945 bewirtschaftete. Sein Sohn Klaus machte dazu folgende Angaben:

Besitzer: Gebr. Thiessen (Brunau und Berlin). 1928 von Hermann Epp gekauft
Inhaber: Walter Driedger und Helene Driedger, geb. Dau
Kinder: Walter *1924, Gerhard *1925, Klaus U. *1928



Lage: im Dorf, am Schradsweg, 100 m von der Dorfstraße
Fläche: 80 ha

Beschäftigte: 3 Verheiratete mit Familie: Schmidt, Hausmann, Petrinski (Melker);
2 Landwirtschaftslehrlinge: Horst Schlottke, Lothar;
4 Unverheiratete: Helmut und Heinz Krause, Otto und Heinz Schmidt
1 Treckerführer: Augustin
2 Hauswirtschaftslehrlinge: Käthe Harwath, Gerda Krause;
1 Dienstmädchen
22 Saisonarbeiter

Gebäude: Wohnhaus: Fachwerk - 12 Zimmer, Wirtschaftsräume;
Inschrift an der Innentür: »Anno 1773 den 16. Junius Conrat Fröes Bauherr «

Insthaus: massiv Saisonarbeiterhaus: massiv Stall: massiv
Speicher: Fachwerk
Scheune: Holzbau Schweinestall, Traktorschuppen, Schlachtküche: Holzbau

Gärten: Blumengarten und Rasenflächen
Gemüsegarten und Obstgarten

Lebendes Inventar: 18 Pferde, 1 Hengst, 3 Zweijährige, 4 Einjährige, 4 Fohlen;
12 Schweine;
24 Milchkühe (Herdbuch),
1 Zuchtbulle, 8 Stärken, 4 Jungbullen, 12 Stück Jungvieh,
14 Kälber;
20 Hühner und Hähne, 20 Enten,
4 Gänse; 4 Schafe


Küchenlaube - Hofseite

Maschinen: 1 Drittel Anteil an einem Traktor mit Zubehör (Gemeinschaftsnutzung)
Binder, Dreschsatz, Presse, elektr. Motor dazu Getreidegebläse usw.

Anfang der vierziger Jahre wurde die Vorlaube des Wohnhauses baufällig. Da aber für eine fachgerechte Restaurierung keine staatlichen Mittel zu bekommen waren, ließen Driedgers die Vorlaube um die Hälfte verkürzen und in den Wohnbereich einbeziehen.

Familiendaten der Besitzer bzw. Pächter:

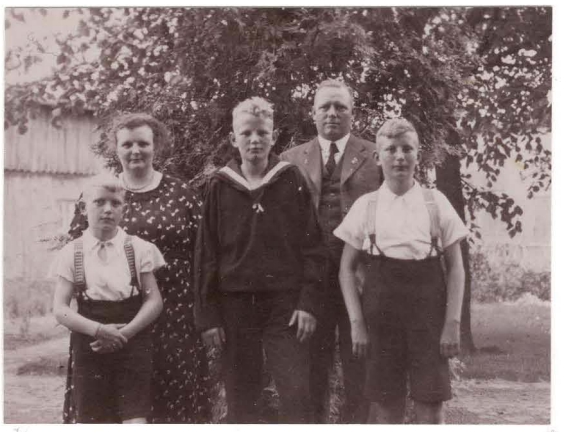
Johann Penner sen.
*1801 +1856
ꝏ1835
Marie Kroecker
*1806 +1878

Sohn: Johann *1842

Eltern: Johann Penner
Agnete, geb. Kroecker
(Rückenau)
Eltern: Jacob Kroecker
Elisabeth, geb. Wiebe
(Einlage)

Johann Penner jun.
*1842 +1893
ꝏ 1864
Maria Conrad
*1843 +1882
Kinder: Johann *1865
Martha *1867
Friedrich *1868
Max *1869

Eltern: Johann Penner
Marie, geb. Kroecker
(Marienau)
Eltern: Peter Conrad
Elisabeth, geb. Kröker
(Einlage)



Walter u. Helene Driedger - v.l. Klaus, Walter u. Gerhard

Hermann Aron Epp
*1882 +1945
ꝏ 1909 in Orloff
Helene Dueck
*1892 +1946

Kinder: Hermann *1909
Waldemar *1912
Siegfried *1913
Erwin *1918

Eltern: Hermann Isbrand Epp
Marie, geb. Penner
(Neumünsterberg)
Eltern: Johann Dueck
Marie Wilh., geb. Epp
(Orloff)

Walter Driedger
*1899 +1972
ꝏ 1922
Helene Dau
*1902 +1985

Kinder:
Walter *1924
Gerhard *1925
Klaus U. *1928

Eltern: Cornelius Driedger
Marie, geb. Wiens
(Fürstenwerder)
Eltern: Heinrich Eduard Dau
Anna, geb. Wiebe
(Barenhof)



Nr 11

BESITZER/	um 1905	Albert Krüger		
Pächter:	um 1910	Cornelius Wiens	men.	
	um 1912	Johannes Fieguth	men.	
	bis 1928	Rudolf Jungius		
	bis 1945	Walter Richter	ev.	Hofmarke

Auf diesem Grundstück schräg gegenüber der katholische Kirche stand eine Gastwirtschaft mit Kolonialwarenladen, Holz-, Kohlenhandlung und Saalbetrieb. Dazu gehörte etwas Land, das an Bauern verpachtet war.

Schon bei der Gründung des Dorfes 1321 wurde dem ersten Schultheiß ein »creczschme« verliehen, ein Kretschem also, wie man damals den Krug nannte.
Um 1400 hatte das Dorf drei Krüge, 1772 nur noch zwei, deren Besitzer Michael Eltermann und David Reincke hießen.

Der erste aber, von dem wir mit Sicherheit wissen, daß er den Krug auf diesem Grundstück hatte, war Albert **Krüger**. Die Marienauer nannten ihn liebevoll »Ohm Krüger«, und dessen Gastwirtschaft hieß »Hotel Krüger«, was auf viele Übernachtungen schließen läßt.

Um 1910 bekam der Kaufmann Cornelius **Wiens** die Konzession zum Betrieb dieses Gasthofs. Er wurde auch im selben Jahr zum Kreissparkassen-Einnehmer bestellt.

1912 wechselte der Besitzer wieder. In der Sitzung des Kreisausschusses in Marienburg faßte man folgenden Beschluß: »Dem Kaufmann Johannes **Fieguth** in Marienau wird die nachgesuchte Konzession zum Betriebe der Gast- und Schankwirtschaft auf dem Grundstück Marienau Nr. 11 erteilt.«
Auch Müllermeister Domanski berichtet über ihn. Nachdem er zunächst von Heinrich Schroeder erzählt, dem die zweite Gastwirtschaft im Dorf gehörte, schreibt er: »Fieguth hatte eine bedeutend größere Gastwirtschaft mit Saalbetrieb, etwas Landwirtschaft war auch noch dabei, etwa 6 ha. Das gesamte Gebäude war mit Karbidlicht ausgerüstet, das hatte gegenüber den Petroleumlampen einen großen Vorteil.«
Johannes Fieguth ging später nach Danzig-Oliva, wo er Senatsangestellter wurde.

Nach ihm gehörten die Gastwirtschaft, das Kolonialwaren-Geschäft und der Saalbetrieb Rudolf **Jungius**. Er hatte zwei Kinder: Helmut (* 1920) und Erna (*1922).
Der Marienauer Hauptlehrer Max Hildebrandt erzählt von ihm in seinen »Riemsels onn Vertällkes« auf Platt, was ins Hochdeutsche übertragen folgendermaßen heißt: » ... Das ist auch ein tüchtiger Kaufmann und im Geschäft immer hinten und vorne. Im Saal hat er einen Parkettboden legen und sonst alles frisch malen lassen. Das hat ihn ein schönes Stück Geld gekostet...«.

1928 kam Walter **Richter**, der bis zur Flucht 1945 das Geschäft besaß.
(Näheres hierzu siehe beim Kapitel Gasthöfe.)

Familiendaten der Gastwirte und Kaufleute:

Johannes Fieguth	Eltern: Aron Fieguth		**Walter Richter**	Eltern: Franz Richter	
*1886	Elisabeth,		*1900 +1988	Caroline, geb. Zitzlaff	
∞ 1912	geb. Wiens		∞ 1932	(Elbing)	
Louise Enß			Erika Schumacher	Eltern: Gustav Schumacher	
*1888			*1905 +1970	Elise, geb. Klein	
				(Mahlau, Kr.Stuhm)	
Sohn: Johannes	*1915		Kinder: Inge-Lore	*1932	
			Brigitte	*1934	
			Gisela	*1936	+1937
			Rosemarie	*1939	
			Eugen	*1940	
			Wolfgang	*1943	

Nr 12

BESITZER/ Pächter:	um 1818	Michael Hannemann sen.	kath.

Dieses Grundstück läßt sich nicht genau lokalisieren. Es lag vermutlich auf dem Anger zwischen den beiden Gastwirtschaften, also zwischen Nr. 11 und Nr. 13 .
Der damalige Besitzer Michael **Hannemann** pachtete 1818 acht Morgen Pfarrland und zahlte dafür laut »Verzeichniß der Pächter aus Marienau« jährlich einen Zins von 36 Talern. In den darauffolgenden Jahren gehörte er laufend zu den Pächtern von mal 7 Morgen, 75 Ruthen, und mal 10 Morgen, 75 Ruthen.
Die Kalende-Listen der Jahre 1830 bis 1850 nennen ihn als Besitzer dieses Grundstücks. Das letzte Mal erscheint er 1848 in der Pächterliste mit 4 Morgen Weideland zu 26 Talern. Zu dieser Zeit besaß sein Sohn Michael das Grundstück Nr. 14.

Nr 13

BESITZER/ Pächter:	um 1806	Jacob Enß	men.
	um 1818	Dietrich Enß	men.
	um 1835	Abraham Rahn	men.
	um 1860	Cornelius Kröker	men.
	ab 1905	Heinrich Schroeder	men.
	ab 1931	August Radtke/Kornowski	ev.

Auf diesem Grundstück stand früher die sogenannte Hakenbude, wie bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts der Kaufmannsladen im Dorf genannt wurde. Sie lag auf dem Dorfanger gegenüber der evangelischen Kirche.
Schon 1727 gab es »David Zuch seine Hackenbude«, zu der 15 Morgen Land gehörten. In den Jahren 1772, 1776 und 1789 wird Hermann (Harm) Klaashen (Claassen) als Hakenbüdner in Marienau genannt, der 16 Morgen besaß.
Aber erst die Pfarrakten der kath. Kirche geben uns Kenntnis darüber, daß sich die Hakenbude auf diesem Grundstück Nr. 13 befunden hat.
Ihr Besitzer um 1806 war **Jacob Enß**, der aus Klein Mausdorf kam, wo er einen Hof von zwei Hufen hatte. Hier in Marienau übernahm er die Hakenbude, zu der auch eine Bäckerei und eine Grützmühle gehörten, bei der es sich nach einer Statistik des Marienburger Kreises aus dem Jahre 1820 um eine Grütz-Roß-Mühle handelte, also eine Mühle, die mit Pferdekraft betrieben wurde.
Zu seinem eigenen Land von einer halben Hufe (15 Morgen) pachtete er zusätzlich Pfarrland.
Aus dem Jahre 1806 stammt der Vertrag, der »zwischen dem Herrn Dohmherrn Pfarrer zu Marienau und Tiege Franciscus Grünenberg und dem Wohlgeachteten Jacob Ens Hakenbüder und Nachbaren zu Marienau« geschlossen wurde:

»Es verpachtet vorgedachter Herr Pfarrer... von seinen Marienauschen im Marienauerfelde liegenden Vier Diensthufen dem Wohlgeachteten Jacob Ens eine Tafel Landes, teils zum Ackerbau, teils zu Heu und Weide, welche mehr oder weniger als Vier und Einen halben Morgen in sich enthält, ... Pächter verspricht für die Nutzung dieses Landes ... Sechs und Dreißig Reichsthaler im preuß. Courant ... zu bezahlen.«

Als Jacob Enß im Alter in sein Geburtsdorf Mierau zurückkehrte, wo er 1826 verstarb, wurde sein Sohn **Dietrich Enß** Nachfolger auf diesem Grundstück. Dies geht auch aus einer Eintragung im ev. Kirchenbuch von 1818 hervor: »... Diederich Ens, Mennonit. Mitnachbar und Hakenbüdner in Marienau ...«. Eine recht genaue Beschreibung dieser Hakenbude von Pfarrer Zimmermann befindet sich im Kapitel »Gasthöfe«. 1835 gab Dietrich Enß die Hakenbude ab und übernahm den Hof Nr. 1 (zuletzt Walter Enss).

Für das Jahr 1835 steht dann in der Kalende-Liste für dieses Grundstück ein neuer Eigentümer: Abraham **Rahn**. Er war verheiratet mit Helene, geb. Riesen. Um 1860 übergab er seinem Schwiegersohn Cornelius **Kröker** das Geschäft. Dieser war mit Justine, geb. Rahn, verheiratet, und sie hatten sechs Kinder.
Weil es sich bei diesem Grundstück um 1865 nicht mehr um einen Bauernhof handelte, wurde auch keine Hofmarke mehr in die Sammlung von Carl Parey aufgenommen. Leider ist sie uns dadurch nicht überliefert worden. Hofnummer 13 und die Hypothekennummer 11 sind uns durch die Kalende-Listen bekannt geworden.
Der nächste uns bekannte Besitzer dieses Anwesens ist dann erst Heinrich **Schroeder**, der 1905 dieses Grundstück übernahm, nachdem er seinen Hof Nr. 25 (zuletzt Meta Goertz) verkauft hatte. Inzwischen war aus der damaligen Hakenbude eine Gastwirtschaft geworden, zu der nach wie vor eine Kolonialwarenhandlung gehörte und eine Bäckerei in einem besonderen Gebäude mit Wohnung. Ferner besaß er noch etwas über zwei ha Garten- und Ackerland und ein Wirtschaftsgebäude. Das Ehepaar Schroeder hatte acht Kinder, drei Töchter und fünf Söhne.

1931 verpachteten Schroeders dieses Grundstück mit Gasthaus und Kolonialwarengeschäft an August **Radtke**. Die Bäckerei war schon seit längerer Zeit verpachtet, zuerst an Habedank und dann an Hugo **Kornowski**.
Schroeders mieteten das Rentierhaus von Lietz/Daniel, wo ihr Sohn Walter die Poststelle inne hatte, die er 1931 von Frau Urbanski übernahm.
1940 konnte das Ehepaar Schroeder hier die Diamantene Hochzeit feiern, doch ein Jahr darauf verstarb Heinrich Schroeder. Seine Frau starb nach der Flucht über die Ostsee in Dänemark.
(Weitere Informationen beim Kapitel »Gasthöfe«.)

Familiendaten der Gastwirte und Kaufleute:

Jacob Enß Eltern: Enß
*1760 +1826 (Mierau)
∞ um 1785
Catharina Dyck Eltern: Dietrich Dyck
*1757 +1832 Maria, geb. Penner
Kinder: (Krebsfelde)
u. a. Peter *1787
Catharina *1790
Dietrich *1796

Dietrich Enß (Familiendaten siehe bei Hof Nr. 1)

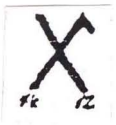
Cornelius Kröker Eltern: Cornelius Kröker
*1829 geb. Epp
∞
Justine Rahn Eltern: Abraham Rahn
*1838 Helene, geb. Riesen
Kinder: Hermann *1858
Eliese *1861
Marie *1862 (Jan.)
Anna *1862 (Dez.)
Helene *1864
Franz *1865

August Radtke
*1874 +9.7.1947 in Oksböl/Dän.
∞ Berta
*1884

Heinrich Schroeder
(Familiendaten siehe bei Hof Nr. 25)

Hof Nr 14

BESITZER/ um 1818 Johann Baecker
Pächter: ab 1833 Michael Hannemann jun. kath.



Hofmarke

Es finden sich Aufzeichnungen, nach denen 1818 Johann **Baecker** der Eigentümer dieses Hofes war und 4 Morgen Pfarrland zu einem Zins von 80 Talern gepachtet hatte. Als Pächter von 4 bis 12 Morgen wird er laufend bis 1830 aufgeführt.

Danach gab es einen neuen Besitzer. Die Kalende-Liste nennt Michael **Hannemann** junior auf diesem Grundstück, den Sohn des Besitzers gleichen Namens von Nr. 12.
Auch er pachtete fortlaufend Pfarrland. Die letzte Notiz von ihm finden wir im »Verzeichniß des Pfarrlandes und deßen Pächter« von 1846 - 48, die besagt, daß er 11 Morgen und 5 Ruthen Weideland zu einem Zins von 35 Reichstalern gepachtet hatte.
1819 baute Michael Hannemann jun. als Zimmergeselle den Zaun um den kath. Friedhof. 1824 steht bei der Taufeintragung seines Sohnes Thomas im kath. Kirchenbuch, daß er Gastwirt sei. Auch 1838/39 wird er immer noch als Gastwirt bezeichnet.
Dieses Grundstück muß um 1865 noch ein richtiger Hof gewesen sein, da Carl Parey die dazugehörige Hofmarke mit Hofnummer und Hypothekennummer (12) in seine Sammlung aufgenommen hat. Jedoch die Lage dieses Grundstücks konnte nicht festgestellt werden. Man kann aber davon ausgehen, daß es sich im Bereich zwischen Gastwirtschaft Radtke, der Schmiede und dem Hof Nr. 15 von Ernst Fast befunden hat.

Hof Nr 15

Ernst Fast

BESITZER/ Pächter:			
um 1818	Martin Schuelke	ev.	
ab 1849	Witwe Schuelke	ev.	
um 1870	Rudolph Penner	vermutl. men.	
um 1895	Reinhold Lietz jun.	ev.	
um 1900	Peter Fast	men.	
um 1925	Ernst Fast	men.	

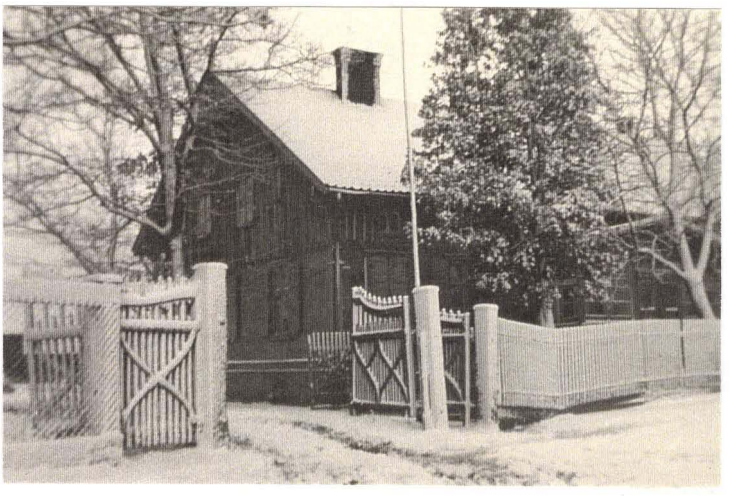


Hofmarke

Von der Familie **Schuelke** hören wir zum erstenmal, als 1750 Thomas Schuelke in den ev. Kirchenvorstand gewählt wird.
Dann aber erst wieder 70 Jahre später. Zwischen 1818 und 1821 pachtete ein Martin Schuelke vier Morgen Pfarrland zum Jahreszins von 32 Reichstalern, und 1821 übernahm er 16 Morgen zum Jahreszins von 150 Reichstalern. Nach der Kalende-Liste von 1830 besaß er nicht nur den Hof Nr.15 in Dorfmitte am Anger, sondern auch den Hof Nr. 5 schräg gegenüber an der Dorfstraße. Als er letzteren 1833 an Johann Penner abgab, erwarb er das Grundstück Nr. 16, das Nachbargrundstück.
Martin Schuelke war zwischen 1823 und 1838 einer der beiden Schulzen (Dorfvorsteher) von Marienau. Der Pfarrer Zimmermann beurteilte ihn folgendermaßen:

> *»Da bleibt mir denn zuerst unvergeßlich der Schulz, Kirch- und Schulvorsteher, Herr Schülke, welcher mir von dem ersten Augenblick an ... eine unveränderlich warme und thätige Freundschaft erwiesen hat. Ein Mann von einem so bedächtigen Ernste und einem so seltenen Scharfsinn ist mir sonst wo kaum vorgekommen. Er übersieht schnell und klar, wovon die Rede ist, und urtheilt nimmer über etwas, wovon er nicht genaue Kenntniß hat... Herr Schülke ist Familienvater, 4 Söhne und ebenso viele Töchter erziehen er und seine verständige Gattin trefflich. Die ältern Söhne läßt er nicht in trägem Müßiggange einrosten ... Er läßt seine Kinder arbeiten, tüchtig, nicht etwa nur zum Zeitvertreibe... Im Schweiße ihres Angesichts müssen sie schon jung sich ihr Brot verdienen.«*

1847 spendete Martin Schuelke der ev. Kirche einen wertvollen Leuchter. Kurz darauf muß er verstorben sein, denn die Kalende-Liste von 1849 nennt als Eigentümer für diesen Hof und das Nachbargrundstück die Witwe Schuelke.



1870 muß Rudolph **Penner** Besitzer dieses Hofes gewesen sein. Seine Unterschrift finden wir auf dem Antrag zum Bau einer Kreisstraße nach Tiegenhof, auf dem die Hofbesitzer auf der Angerseite der Reihe nach unterschrieben haben.

Nach ihm hat Reinhold **L i e t z sen.** (*1819) das Grundstück erworben. Ihm gehörte ja schon der Hof Nr. 21, also der uns bekannte große Lietz-Daniel'sche am Anger.1894 steht er als Gutsbesitzer im »Handbuch des Grundbesitzes des Deutschen Reiches« mit insgesamt 177,65 ha Land, wovon 160,08 ha Ackerland und 17,57 ha Wiesenland waren.

Drei Jahre später kam **Peter F a s t** aus Krebsfelde nach Marienau. Nach Aussagen seiner Enkelin Elisabeth kaufte er das Grundstück von Reinhold Lietz sen., der aber auf diesem Hof nicht gewohnt hatte, sondern auf dem Familienbesitz Nr. 21. Das Wohngebäude hier schien ziemlich verfallen gewesen zu sein, denn Peter Fast baute 1897 ein neues Wohnhaus mit halber Geschoßhöhe fürs erste Stockwerk und flacherer Dachneigung, das 1995 noch stand.

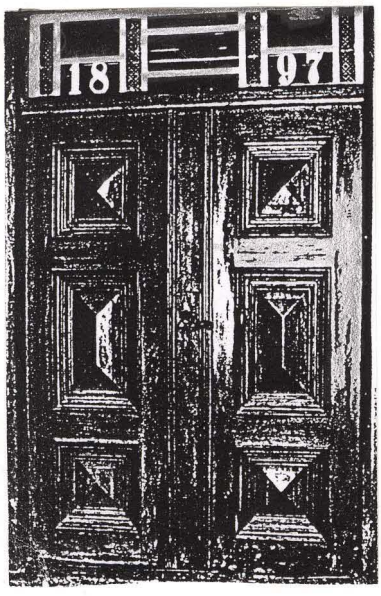


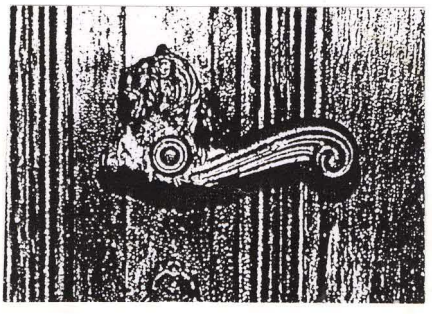
1925 heiratete sein Sohn **Ernst F a s t** Magdalena Wiehler. Den Hof hatte er vom Vater schon einige Jahre früher übernommen. Sie hatten drei Töchter.



Zum Hof machte Elisabeth Scheffel, geb. Fast, folgende Angaben:

»Lage: Dorf, Angerweg
Fläche: 52,5 ha
Beschäftigte Personen: a) Inhaber und Familienangehörige; b) 6 ständige fremde Arbeitskräfte; c) 10 Saisonarbeiter; Gebäude: Wohnhaus: zur Straßenseite mit Veranda , zur Hofseite mit Beischlag, 8 Zimmer, Küche; Stall: 2/3 massiv, Ziegeldach; Scheune: Holzbau mit Strohdach; Speicher: massiv; 1 Instkate: massiv (3 Familien); Hühnerhaus und Klosett: massiv Außer der Scheune waren alle Gebäude ziegelgedeckt.

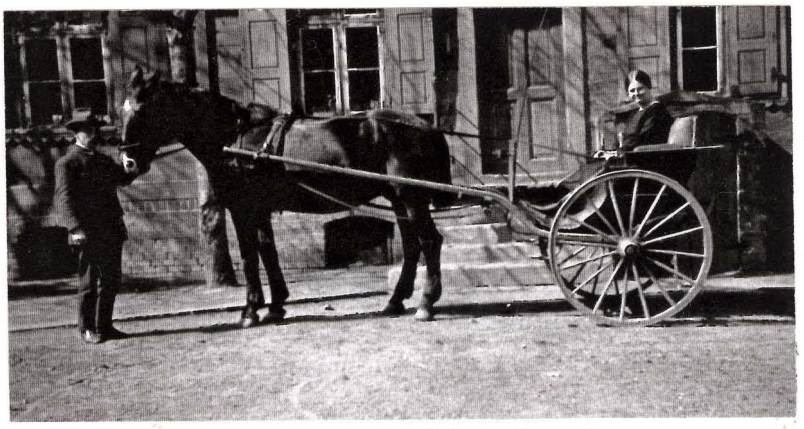




Gärten:
1 Obstgarten, 1 Gemüsegarten (ca. 0,60 ha)
Bodennutzung:
Raps, Weizen, Zuckerrüben, Mohn, Saatgutanbau.
In den letzten Jahren wurde auch Senf angebaut.

Lebendes Inventar:
13 Pferde, 2 Jährlinge, 2 Fohlen; 14 Milchkühe, 1 Zuchtbulle, Jungrinder; 13 Schweine;
30 Hennen, 10-15 Hähne (am Ende des Winters waren davon noch drei übrig); 8 Gänse, 17 Enten;

Maschinen:
Getreidemäher mit Garbenbinder, Grasmäher, kompl. Ackergeräte, Dreschmaschine, Lokomobil, Strohgebläse, Schrotmühle,
3 Arbeitswagen;



Von der Spazierfahrt zurück - im Dogcart

Im Speicher standen noch etliche Wagen, da Peter Fast und Frau gerne spazieren fuhren: 2 Kutschen, 1 Landauer, 2 Schlitten und noch 1 Zweisitzer.«
Zum Hof gehörten 13 Anteile an der Genossenschaftsmolkerei von insgesamt 188.



Als B e s c h ä f t i g t e gehörten zum Hof die Familien Hermann Grabowski und Eduard Gröning.

Familiendaten des letzten Besitzers:

Ernst Fast
*1897 +1978
∞ 1925 in Elbing
Magdalena Wiehler
*1901 +1975

Kinder: Anna Marie *1925
Elisabeth *1927
Margrit *1929

Eltern: **Peter Fast** *1858
Anna, geb. Froese
(Krebsfelde)
Eltern: Rudolph Wiehler
Marie, geb. Suckau
(Krafohlsdorf)





Bild oben: Ernst und Lena Fast mit Margrit, Annemarie und Elisabeth

Bild links: Wohnhaus mit Veranda nach 1945

Hof Nr 16

Johann Epp

BESITZER/	um 1830	Kauffmann	
Pächter:	um 1833	Martin Schuelke	ev.
	um 1850	Witwe Schuelke	ev.

Martin **Schuelke** erwarb nach 1830 dieses Grundstück von einem Herrn **Kauffmann**, während er schon seit mindestens 1818 Hofbesitzer auf Nr. 15 (zuletzt E. Fast), also dem Nachbargrundstück, war.
Welche Ländereien und in welcher Größe damals noch dazu gehörten, konnten wir nicht feststellen. Daß auch dieses Grundstück einmal ein vollständiger Hof war, davon kann man ausgehen. Es besaß ja noch die Hofnummer 16 und hat nach 1781 die Hypothekennummer 14 erhalten. Um 1865 allerdings kann es sich hier nicht mehr um einen Hof gehandelt haben, sonst hätte Carl Parey die dazugehörige Hofmarke in seine Sammlung aufgenommen.
Ab 1849 wird in der Kalende-Liste als Besitzerin die Witwe Schuelke genannt, da ihr Mann kurz vorher verstorben war.

Das »Englische Haus«

BESITZER oder	um 1870	Dr. Johann Reinhold Schultz	ev.
Bewohner:	um 1897	Frl. Marie Gerbrandt u. Schwester	ev.
	um 1910	Richard Karnapp	men.
	ab 1925	Johann Epp	men.



Der langjährige Marienauer Hauptlehrer der ev. Schule Max Hildebrandt schreibt in seinen Lebenserinnerungen, daß man dieses Rentierhaus das »Englische Haus« genannt habe, weil es ein Dr. **Schultz** besessen, der sich lange in England aufgehalten habe. Er soll - so wurde erzählt - Alexander von Humboldt auf einer seiner Reisen begleitet haben. Die Unterschrift des Dr. J. R. Schultz ist uns überliefert auf einem Antrag von 1870 zum Bau der Kreisstraße nach Tiegenhof. Im Standesamtsbuch wird im Jahre 1876 sein

Tod dokumentiert: Rentner Dr. phil. Johann Reinhold Schultz, 90 Jahre, ledig, Sohn des Hofbesitzers Reinhold Schulz (Hof Nr. 6).

Wahrscheinlich baute er sich dieses »Englische Haus« als Altersruhesitz, das sich im Stil ein wenig von dem der andern Häuser des Dorfes abhob. Es war ein Holzhaus, in warmem Ocker gestrichen, mit einem Dachgiebel über dem Eingang, das Krüppelwalmdach mit roten Pfannen gedeckt.

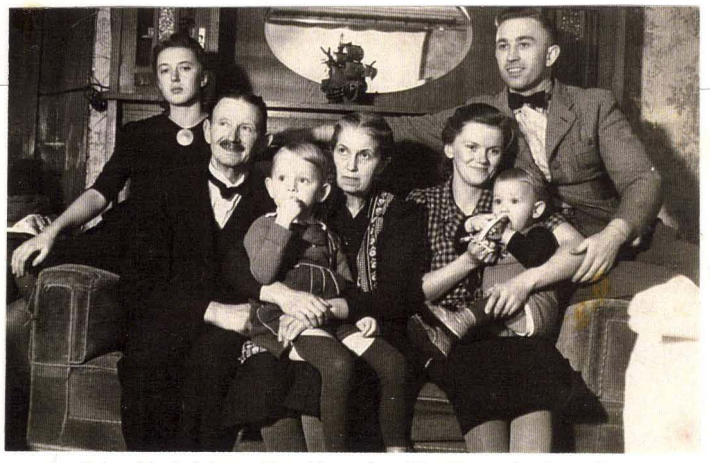
Von Lehrer Hildebrandt erfahren wir auch etwas über die nächsten Bewohner dieses Hauses: nämlich, daß danach seine Kollegin Marie **Gerbrandt** mit ihrer Schwester im »Englischen Haus« wohnte. Sie waren die Töchter des Hofbesitzers Wilhelm Gerbrandt (Hof Nr. 6). Frl. Marie Gerbrandt war nicht nur Lehrerin, sondern auch Romanschriftstellerin und spielte gerne zusammen mit ihrer Schwester bei Theateraufführungen mit. Als sie den Schuldienst beendet hatte, zog sie mit der Schwester nach Berlin-Steglitz, wo sie noch weitere Romane verfaßte.

Robert Domanski berichtet uns in seinen Aufzeichnungen, daß um 1910 in diesem Rentierhaus Richard **Karnapp** wohnte, der laut menn. Kirchenbuch später in Elbing verstorben ist.

Wie Hildegard Scheiffarth, geb. Penner, Enkelin von Hermann Enß (Hof Nr. 1) erzählte, war die Bezeichnung »Englisches Haus« noch zur Zeit des 1. Weltkrieges im Dorf gebräuchlich. Danach ging sie offenbar verloren.

1925 kaufte dieses Haus mit Grundstück Johann **Epp**, der mit Familie aus Gr. Mausdorf kam, wo er seinen Hof verkauft hatte. Er zog in das Rentierhaus mit Frau, Sohn Bruno und den Töchtern Edith und Anni ein. Bruno wohnte allerdings während der Schulzeit im Internat in Tiegenhof. Nach dem Abitur studierte er zunächst in Königsberg, später in Marburg Theologie.
Tochter Edith hatte Martin Kosseda geheiratet und lebte mit ihren drei kleinen Söhnen bis zur Flucht im Hause der Eltern; auchTochter Anni, seit 1943 mit Rolf Daude verheiratet, wohnte mit ihrem Sohn zu Hause, derweil die beiden Familienväter Kriegsdienst leisteten.

Zum Haus der Familie Epp gehörte ein recht großer Garten mit vielen Obstbäumen. Hier betrieb Johann Epp auch eine Bienenzucht.



v.links: Anni, Johann Epp, Hans-Joachim Kosseda, Anna Epp, Edith Kosseda, geb. Epp, Martin Kosseda, Wolf-Dietrich Kosseda

---

Johann Epp — Eltern:Dietrich Epp
*1875 +1945 — Anna, geb. (Gr.Mausdorf)
ω1903 — Eltern: Aron Reimer
Anna Reimer — Barbara, geb.Wiebe (Niedau)
*1884 +1964

Kinder: Bruno *1909
Edith *1911
Anni *1921

Hof Nr 17

Gustav Brucks

BESITZER/ Pächter:	um 1723	David Zuch	ev.
	um 1803	Johann Jacob Ziemer	ev.
	um 1830	August Pohlmann	ev.
	um 1875	Wilhelm Kling	ev.
	ab 1996	Gerhard Claassen	men.
	ab 1909	Gustav Brucks	men.



Hofmarke

Der hier beschriebene Hof ist einer von denen, die sich chronologisch am besten erfassen ließen. Zudem bildet er seit rund zweihundert Jahren, als das Vorlaubenhaus entstand, mit dem Teich, dem Überweg und den Baumgruppen einen äußerst malerischen Anblick, der früher manch einen Künstler anzog und seit dem Fluchtjahr immer noch die Fotografen.

Sein erster uns namentlich bekannter Besitzer war David **Zuch**, dem 1727 vier Hufen Land gehörten. Seine Initialen D.Z. in Verbindung mit der Hofmarke finden wir auf einer Sanduhr, die er 1723 der ev. Kirche gestiftet hatte (abgebildet bei Schmid: Die Bau- und Kunstdenkmäler Marienburgs). Dadurch ist er als damaliger Besitzer dieses Hofes nachgewiesen.

Im ev. Kirchenbuch wird er als Schulze und Mitnachbar in Marienau bezeichnet. Es handelte sich offensichtlich um einen sehr wohlhabenden Hofbesitzer, denn auch die Kanzel der lutherischen Kirche war eine Spende dieser Familie. Darauf fand man die Inschrift: »...Diese Cansel hat Gott zv Ehren Her Dawied Zvchin baven vnd zieren lassen 1725.« Dem David Zuch gehörten 1727 außerdem eine »Hackenbude« (Hakenbude = Kaufmannsladen) und eine »Kaate« auf den Marjenauschen Gärtner Huben. Zu beiden gehörten je 15 Morgen Land, also zusammen 1 Hufe (16,8 ha). Zwischen 1751 und 1759 wird mehrmals Johann Zuch im ev. Kirchenbuch erwähnt, bei dem es sich um den Sohn des David Zuch handeln könnte.



Als nächster Eigentümer verbürgt ist Johann Jacob **Ziemer**, der 1803 das uns heute noch bekannte Vorlaubenhaus erbauen ließ. Name und Jahreszahl, in den Laubenbalken geschnitzt, haben die Zeiten überdauert.

Auch der Namenszug des im Werder damals wohlbekannten Baumeisters ist dort zu finden.

»Johan Jacob Ziemer Bauherr Anno 1803 Peter Loewen Baumeister«

Über der Eingangstür am Balken ist dem Namen des Bauherrn noch der Name der Ehefrau hinzugefügt: Regina Elisabeth Ziemerin.
Der ev. Prediger Carl Friedrich Wegner schrieb über den Besitzer dieses Hofes folgendes: »1801 wurde die gegenwärtige Widdem (Pfarrhaus), wie Scheune und Stall ganz neu gebauet ... bey welchem Bau der regierende Kirchen Vorsteher Johann Jacob Ziemer Bauherr war.«

Im Jahr 1830 hatte der Hof dann den Eigentümer August **Pohlmann**. Er besaß auch das Grundstück Nr.42 im Mühlenfeld, auf dem später die Holländermühle gebaut wurde. Beide Grundstücke gehörten ihm auch noch 1850. Der ev. Pfarrer Zimmermann schreibt 1838, Herr Pohlmann sei Schulze und stamme »aus einer Familie, die im Werder ebenso wegen ihrer ansehnlichen Besitztümer wie wegen ihres amtlichen Einflusses bekannt« sei.
1862 war als Mitglied der Kreisständischen Versammlung in Marienburg anwesend: »der Freiköllmische Gutsbesitzer Jacob August Pohlmann aus Marienau, 8 Hufen, 5 Morgen.« Vermutlich handelte es sich immer noch um den gleichen Besitzer. Durch diese Notiz im »Kreis-Blatt« erfahren wir von der damaligen Größe seines Besitzes: es waren 137,2 ha.
Auf dem Antrag von 1870 zum Bau der Kreisstraße von Marienburg nach Tiegenhof, den alle Marienauer Hofbesitzer unterschrieben haben, ist auch die Unterschrift von August Pohlmann zu finden. Dieser Hof war also mehr als vier Jahrzehnte im Besitz der Familie Pohlmann gewesen. Viel später, als der Besitzer längst gewechselt hatte, hieß es immer noch, wenn es irgendwo im Haus rumorte: »Horch, der alte Pohlmann geht um!« (Ausk.v. Gerda Penner, geb. Brucks).

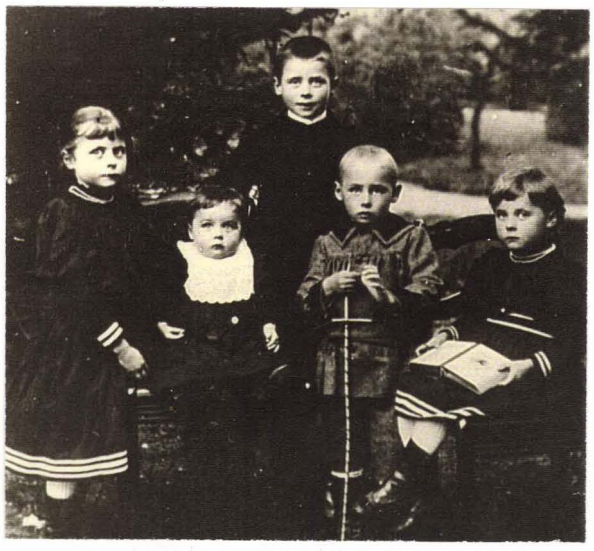
Von Pohlmann wechselte der Hof zu Wilhelm **Kling**, der 1875 als Hofbesitzer in Marienau im ev. Kirchenbuch steht. Ein polnisches geographisches Wörterbuch aus dem Jahre 1885 nennt ihn als einen der sechs größten Gutsbesitzer in »Marynowy« (Marienau). 1894 steht er im »Handbuch des Grundbesitzes im Deutschen Reich« mit 80,05 ha, davon 69,20 ha als Ackerland und 10,80 als Wiesen. Danach besaß er nun auch die Ziegelei, die vor- und nachher zum Nachbarhof Nr. 21 gehörte. 1889 bekleidete Wilhelm Kling das Amt eines Schwentengeschworenen. Der Hauptlehrer Max Hildebrandt hat Wilhelm Klings Sohn Max unterrichtet und erinnert sich in seinen »Riemsels onn Vertällkes« später an seinen Schüler: Er sei ein tüchtiger Mensch geworden, der »Professor Dr. Max Kling, der zur Zeit Direktor der Landwirtschaftlichen Versuchsanstalt in Speyer ist.«
Im Jahre 1896 war dann der Zeitpunkt, als Gerhard **Claassen** den Hof kaufte. Seine fünf Kinder Adolf, Käthe, Margarete Emil und Erich wurden noch in Palschau geboren. Dort bekleidete er das Amt des Schulzen. Er hatte auch dort schon einen Vorlaubenhof, den er einem Verwandten übergab.



Nebenstehend sieht man 1898 Frau Auguste Claassen vor d. neuen Wohnhaus. Die Giebelkronen sind hier noch erhalten. Vorne der Gemüsegarten.

Die fünf Claassen-Kinder sind auch auf den ältesten Schulbildern von Marienau festgehalten worden, die aus den Jahren 1897 und 1902 stammen.





Auguste und Gerhard Claassen und ihre Kinder v. l.: Käthe (meine Mutter), Erich, Adolf, Emil und Margarete

Gerhard Claassen wurde im Jahre 1903 als einziger Marienauer Züchter von Herdbuchvieh im »Westpreußischen Herdbuch« geführt.
1905 nennt das »Kreis-Blatt« die größeren ländlichen Grundbesitzer. In Marienau ist Gerhard Claassen (hier fälschl. Klaaßen) einer der vier genannten Gutsbesitzer, der Grund- und Gebäudesteuer in Höhe von 258,- Mark gezahlt hatte, den dritthöchsten Betrag. Ob die Steuer für ihn drückend war, wissen wir nicht.
Sonst aber alles gute Nachrichten, bis auf die Zeit, bis auf den Tag, als seine noch junge Frau krank wurde und 1909 im vierundvierzigsten Lebensjahr sterben mußte. Es wird auch für meine Mutter, gerade zweiundzwanzig Jahre alt, ein schweres Los gewesen sein, als älteste der beiden Mädchen, ihrem Vater und den vier Geschwistern auf dem großen Grundstück eine Stütze sein zu müssen.

Wenn wir auf diesen Seiten recht kühl und tabellarisch das über die Höfe zusammengetragene Wissen ausbreiten, fehlt fast immer das Erzählerische, das Leben, an dem sich die Menschen erfreuten und die Schicksalsschläge, in die sie sich fügen mußten.

Ein solcher war für Gerhard Claassen ganz gewiß der frühe Tod seiner geliebten Frau und Anlaß, diesen großen Hof zu verkaufen, um einen kleineren in Wernersdorf zu übernehmen. Seine Tochter Käthe kehrte jedoch als Ehefrau von Walter Enss (Hof Nr.1) 1918 nach Marienau zurück.

Der neue Besitzer dieses Hofes wurde Gustav **Brucks**, zugezogen aus Altenau bei Heubuden, nachdem er Marie Kroecker geheiratet hatte. In der Ehe wurden drei Töchter geboren, die älteste starb im Säuglingsalter.

Anfang der zwanziger Jahre befand sich im Wohnhaus eine kleine Privatschule. Nach kurzer Zeit wurde sie in den Hof Nr. 10 verlegt.

Gegenüber dem Hof auf dem Anger stand das alte Backhaus, ein zum Gehöft gehöriges Fachwerkhaus.



Marie und Gustav Brucks

Folgende Angaben zum Hof machte Brigitte Penner, Enkelin von Gustav Brucks:

Besitzer:	Gustav Brucks und Marie, geb. Kroecker
Kinder:	Gerda * 1913, Irmgard * 1918
Hof erworben:	1909 durch Kauf
Lage:	Dorf, Angerweg
Fläche:	ca. 70 ha
Gebäude:	Wohnhaus: Vorlaubenhaus Inschrift am Giebel: »Johan Jacob Ziemer Bauherr Anno 1803 Peter Loewen Baumeister« Das Haus stand unter Denkmalschutz. Stall: massiv Scheune: Holzbau
Garten:	Blumen-, Gemüse- und Obstgarten; ein Teich
Anbau:	Getreide, Zuckerrüben, Mohn, Kartoffeln, Raps Saatgutanbau und Braugerste
Lebendes Inventar:	Pferde, Kühe, Schweine, Hühner, Gänse und Enten Jungbullenzucht



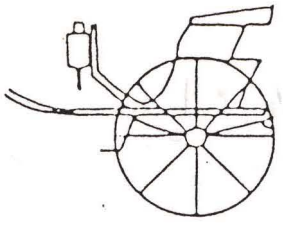
Die Kinder Gerda und Irmgard



Die Beschäftigten auf dem Hof waren Herr Augustin und Otto Kestner. Frau Augustin hat gelegentlich eingewartet, und »Minnchen« half im Haus.

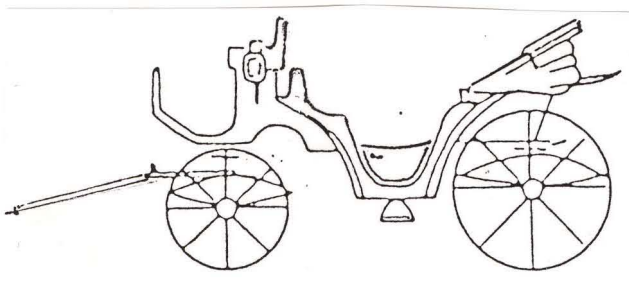
Familiendaten der Besitzer:

Gerhard Claassen		Eltern:	Gerhard Claassen	**Gustav Brucks**		Eltern:	Heinrich Brucks
*1843 +1912			Helene, geb. Klaaßen	*1884 +1961			Anna, geb. Neufeld
∞ 1885 in Ladekopp			(Palschau)	∞ 1909 in Heubuden			(Altenau)
Auguste Harder		Eltern:	August Adolf Harder	Marie Kroecker		Eltern:	Paul Kroecker
*1865 +1909			Catharina, geb. Warkentin	*1890 +1945			Anna, geb. Bergmann
			(Palschau)				
Kinder:	Adolf	*1885		Kinder:	Gerda	*1913	
	Käthe	*1887			Irmgard	*1918	
	Margarete	*1888					
	Emil	*1890					
	Erich	*1893					



Nr 18 Nr 19 Nr 20

Von diesen drei Grundstücken kennt man weder die Lage noch die Hofmarken. Sie müssen schon vor 1781 aufgelöst worden sein, da man ihnen keine Hypotheken-Nummern mehr zugeteilt hat. Vermutlich existierten sie jedoch auch 1727 schon nicht mehr.



Hof Nr. 21

Adolf Daniel

BESITZER/ Pächter:	um 1830	Salomon Philipsen	ev.	
	ab 1845	Reinhold Lietz sen.	ev.	
	um 1890	Reinhold Lietz jun.	ev.	
	ab 1919	Otto Lietz	ev.	
	ab 1930	Adolf Daniel	men.	



Hofmarke

Wir kennen den in nachgewiesener Zeit größten Hof von Marienau am südlichen Angerweg mit Lietzens Teich und zuletzt Daniels Teich. Wie an einer Perlenkette lagen mehrere Dorfteiche am Angergraben, der sie verband, und den Namen erhielten sie jeweils nach dem Besitzer, an dessen Seite der flache Eintrieb zum Abspülen der Pferde lag. So denn auch Rempels Teich oder Enssen Teich.
Bis auf die Scheune waren alle Gebäude massiv. In roten Ziegeln um 1870 errichtet sind Stall, Speicher und Rentierhaus. Das Wohnhaus mit ungewöhnlich starkem Mauerwerk muß älter sein, wahrscheinlich in den Jahren nach Erwerb der Ziegelei gebaut. Die uns noch bekannte Vorlaube mit schlichten quadratischen Ständern und einfachem Bindwerk stammt wahrscheinlich auch noch aus der Zeit vor 1800, eine genaue Datierung ist nicht möglich. Da die Steinfüllung der Fächer weiß gekalkt wurde, ist anzunehmen, daß man das übrige Mauerwerk diesen mit Tünche angeglichen hat.

Der erste nachgewiesene Besitzer war Andreas Salomon **Philipsen**, der im Jahre 1830 diesen Hof bewirtschaftete, wie es in der Kalende-Liste der kath. Kirche heißt.



Pfarrer Zimmermann beschreibt ihn 1838 als einen »Mann von wirklich höchst feiner Weltbildung und vielen Kenntnissen, der sich im Kreise selbst höherer Gesellschaften ganz ungezwungen und als ganz dahingehörig bewegt.« Er wäre nicht nur »Guts- und Ziegeleibesitzer«, sondern auch »Schulz, Kirch- und Schulvorstand« gewesen.
Salomon Philipsen, auch Bürger und Kaufmann zu Danzig, war verheiratet mit Adelgunde Lietz, die 1792 in Marienau geboren wurde.
Das läßt vermuten, daß ihr Vater jener »Einsaße« Reinhold Lietz war, dem 1793 die Erlaubnis erteilt wurde, hier auf seinem Lande von 7 Hufen eine Ziegelbrennerei anzulegen. So hat wahrscheinlich der Danziger Kaufmann Philipsen in diesen Hof eingeheiratet.

Von Philipsens ist nur eine Tochter bekannt, eine mit vielen Namen, Julie Christine Adelgunde Cäcilie, wobei der Rufname wohl der erste war. Ihr Ehemann **Reinhold Lietz sen.** gehörte zur entfernten Verwandtschaft und zur Nachbarschaft. Er stammte vom Hof Nr. 38 (zuletzt Hermann Dueck), dessen Besitzerin zu dieser Zeit seine verwitwete Mutter war.

1845 hatten Reinhold und Julie geheiratet und 1858 starb die junge Frau mit achtunddreißig Jahren. Auf dem kath. Friedhof in Marienau steht noch heute ihr kunstvoll behauener Grabstein. Die Inschrift besagt, daß sechs ihrer Kinder »ihr in die Ewigkeit vorangegangen« seien.
Außer den 6 Kindern wurden in dieser ersten Ehe von Reinhold Lietz sen. noch drei weitere geboren, ein Sohn gleichen Namens und die beiden Töchter Julie und Berta. Erstere heiratete Max Wessel, Polizeipräsident von Danzig, die zweite dessen Bruder Albert in Stüblau.

Reinhold Lietz sen. war jahrelang Mitglied der kreisständischen Versammlung in Marienburg. »Freiköllmischer Gutsbesitzer Reinhold Lietz in Marienau, 7 Hufen, 1 Morgen«. So wurde er 1862 in den Kreistagsakten unter den Anwesenden genannt.
In einer Familienchronik, die sein Enkel Reinhold (*1893) verfaßt hat, wird er wie folgt beschrieben:
»Großvater Johann Reinhold Lietz war, wie es die Photographie zeigt, ein mittelgroßer, untersetzter - später korpulenter - Mann. Mein Onkel Herm. Lietz in Losendorf hatte . . . einen alten Herrn Dr. Wegener als Tierarzt. Dieser Herr Wegener hat mir selbst erzählt, er hätte im Werder nur zwei vornehme Männer gekannt: den dicken Lietz und den dicken Pohlmann (Nachbar zur Linken), die wären immer mit Kutscher gefahren. ...und Mutter schmunzelte, wenn sie erzählte, daß sowohl Großvater wie auch seine Wirtschafterin, Frau Boschke, nur mit Mühe sich in den Verdeckwagen oder Verdeckschlitten zwängen konnten und auch das nur seitwärts.«


Aufnahme nach 1945 gemacht: Wohnhaus ohne Vorlaube

Auf einem Antrag von 1870 ist seine persönliche Unterschrift erhalten. Nach einem polnischen geographischen Lexikon aus dem Jahre 1885 gehörten Reinhold Lietz sen. wie auch sein Sohn gleichen Namens zu den sechs größten Gutsbesitzern des Dorfes. Zum Lietz'schen Besitz gehörten nicht nur dieser Stammhof im Dorf am Anger und der sog. »Feld'sche« Hof Nr.38 (sein elterlicher), sondern auch der Fast'sche Hof (Nr. 15) und noch ein weiterer Hof in Fürstenwerder.

Reinhold Lietz sen. hatte noch ein zweites Mal geheiratet, und zwar eine Frau aus einer angesehenen Elbinger Familie. Dazu steht in der Familienchronik:

»So glücklich die erste Ehe verlief, so böse endete die zweite... Die Schönheit der beiden Frauen war ganz verschiedener Art. Während die Züge der Großmutter Philipsen mehr Güte und Ruhe ausstrahlten, wiesen die der zweiten Frau mehr Selbstbewußtsein und eine gewisse Kälte auf...
Die neue Frau war wohl nicht nach dem Geschmack der Familie und führte ein großes Haus, in dem Offiziere etc. verkehrten...
Als Hausarzt fungierte ein junger, ansehnlicher Arzt. Als nun einstmals unser Vater krank war, soll sich dieser Herr wohl um den Kranken, aber wohl mehr noch um dessen ansehnliche Stiefmutter gekümmert haben, jedenfalls überraschte Großvater die beiden und ließ seine Reitpeitsche tanzen. Es kam zur Scheidung, die damals großes Aufsehen erregt haben muß.«

Die Frau hätte den besseren Rechtsanwalt gehabt.

»So wurde Großvater für den schuldigen Teil erklärt und mußte die Frau mit zwei Töchtern standesgemäß unterhalten. Bei dem großen Haus, das geführt worden war, wird die festgelegte Summe nicht klein gewesen sein; die Frau zog nach Berlin!
Ich nehme an, daß durch diese Zahlungen so viele Verpflichtungen entstanden sind, daß Vater zeit seines Lebens mit dem Geld hat kämpfen müssen, und während unserer ganzen Jugendzeit war Geld - Mangelware. Obwohl bei dem Hof in Marienau ein sehr nettes, damals sicher modernes und bequemes Rentierhaus mit Garten stand, zog Großvater nach Zoppot...«,
wo er 1889 verstarb.

Im »Handbuch des Grundbesitzes im Deutschen Reiche« (der Druck hatte sich wohl einige Jahre verzögert) steht noch 1894 Reinhold Lietz senior mit 177,65 ha (160,08 ha Ackerland, 17,57 ha Wiesen), die sich auf den Stammhof und den Fast'schen Hof verteilten.

Sein Sohn **Reinhold Lietz, jun.** wird mit 95,62 ha aufgeführt (53,26 ha Ackerland, 42,36 ha Wiesen), gemeint ist der Feld'sche Hof Nr. 38.
Als Folge der Scheidung mußte nun ein Hof nach dem anderen verkauft werden, zuerst der Feld'sche Hof, dann der Fast'sche Hof (1897) und vermutlich auch der in Fürstenwerder.

In einer Aufstellung der größeren ländlichen Grundbesitzer im Kreis-Blatt von 1905 ist unter den vier genannten Marienauer Gutsbesitzern Reinhold Lietz, der von allen aber immer noch die höchste Summe an Grund- und Gebäudesteuer zahlte, nämlich 403,21 Mark.


Reinhold Lietz junior

Er war verheiratet mit Ottilie, geb. Schroedter, aus Neumünsterberg. In ihrer Ehe wurden neun Kinder geboren, zwei Töchter und sieben Söhne, von denen zwei im 1. Weltkrieg fielen.

Auch Reinhold Lietz jun. war jahrelang Mitglied im Kreisausschuß und außerdem im Vorstand der ev. Kirche. 1877 trat er als Trauzeuge bei der Vermählung seiner Schwester Bertha auf. Im Standesamtsbuch ist vermerkt: »Öconom Reinhold Lietz, 23 Jahre alt...«. 1889 war er Vorsteher der Deichgenossenschaft Marienau-Niedau.
Aus den Kreistagsakten in Marienburg von 1911 geht hervor, daß in Marienau von der Jagd-Verpachtung ausgeschlossen sind »die einen eigenen Jagdbezirk bildenden Ländereien des Gutsbesitzers R. Lietz.«
Laut Güter-Adreßbuch gehörten ihm 1912 insgesamt 95 ha, wovon 87 ha Ackerland und 8 ha Wiesen waren. Auch die »Ringelofenziegelei«, von der aus Feldgeleise bis zur Schwente führten, gehörte noch immer zu diesem Hof, wurde aber in den folgenden Jahren abgebrochen und das Land an die benachbarten Bauern verkauft. Reinh. Lietz jun. verstarb im Jahre 1919.

Der Marienauer Hauptlehrer Max Hildebrandt schreibt in seinem Buch »Grootwardersche Riemsels onn Vertällkes«, daß der Gutsbesitzer Reinhold Lietz noch kurz vor seinem Tode Deichhauptmann geworden ist. Im Deichverband habe er immer eine erste Rolle gespielt. Er sei nicht nur von den Marienauer Nachbarn, sondern von allen Kreisbewohnern sehr geschätzt worden.
Hildebrandt (ins Hochdeutsche übertragen):

»Ja, dafür war sein Begräbnis ein Beweis. Die kleine (ev.) Kirche war nicht groß genug, um alle Menschen aufzunehmen. In dem Trauergefolge sah man auch den Landrat und viele andere Persönlichkeiten. Aus fast

allen werderschen Dörfern kamen Herrschaften, um dem Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen. So viele Kutschen und andere schmucke Fahrzeuge hatte Marienau wohl noch nicht auf einem Haufen gesehen.«

Nach dem Tode von Reinhold Lietz jun. geriet die Familie in eine finanziell schwierige Situation, in der der Sohn **Otto Reinhold Lietz** die Wirtschaft übernehmen sollte.

Aus diesem Grunde gewährte der in Oliva lebende Rentier Heinrich Brucks, der Vater von Gustav Brucks (Hof Nr. 17), im Jahre 1919 eine Hypothek in Höhe von 113 000 Reichsmark zu 5 % Zinsen.
Wenig später starb Heinrich Brucks, und Anfang 1921 bildeten die Erbengemeinschaft seine fünf Kinder, u.a. auch die Witwe Johanna Harder, geb. Brucks (Mielenz). Sie heiratete 1923 in zweiter Ehe Adolf Daniel und übernahm den Lietz'schen Hof 1930. Zu diesem Zeitpunkt hatte er immer noch 91,6 ha.

Otto R. Lietz hatte aus finanziellen Gründen in der Zeit allgemeiner schwieriger wirtschaftlicher Verhältnisse den Hof 1930 verkaufen müssen und war mit seiner Schwester nach Ostpreußen gezogen. Die unverheiratete Schwester Gertrud blieb noch kurze Zeit im Rentierhaus des Hofes wohnen.

Die neue Hofbesitzerin **Johanna Daniel**, verw. Harder, geb. Brucks, brachte aus ihrer ersten Ehe mit Max Harder, geb. 1888 in Wernersdorf, Hofbesitzer in Mielenz und dort 1919 gestorben, fünf Kinder mit nach Marienau. In zweiter Ehe mit **Adolf Daniel** wurden noch vier weitere Kinder geboren.



Nebenstehend v.links:
Fritz Harder
Annemarie Daniel
Liesel Harder
Kurt Daniel und seine Frau Susanne
Johanna Daniel
Herbert Daniel
eine Bekannte
Adolf Daniel
Edith Daniel



Margarethe Harder



Wilhelm Harder

Das Wohnhaus war ein Vorlaubenhaus, massiv gemauert, die Wände so dick, daß in einer Fensternische ein Nähtischchen Platz hatte (Annemarie Daniel).
Dazu noch einmal die Lietz'sche Familienchronik:

»Das alte Vorlaubenhaus war sehr groß und geräumig, mit großer Diele und Treppe zum 1. Stock, in dem ein großer Raum - mehr ein Saal - anfangs für größere Feste bestimmt war.
Die Wirtschaftsgebäude müssen zu ihrer Bauzeit durchaus als fortschrittlich betrachtet worden sein. Auch der Maschinenbesatz: Dampf-Lokomobile mit Dreschkasten, Schrotmühle (auf Futterspeicher über Stall), Häckselmaschine mit Elevator (wahrscheinlich vom Hofstellmacher selbst gearbeitet) zeigte, daß Großvater Neuerungen gegenüber recht aufgeschlossen war und

auch kaufmännisch (Ziegelei) dachte bzw. rechnete. Aber das alles war kein Hindernis dafür, daß er nach meiner Meinung mehr Schulden hinterließ, als sein gesamter Besitz wert war.«

An der Tür zum Speicher befand sich ein großes Tresorschloß, an dem man die Buchstaben R.E.I.N.H.O.L.D einstellen mußte, damit sie sich öffnete (L.Harder).

Den Parkgarten, der 2 kulm. Morgen, also 1 ha maß, hatte Reinhold Lietz sen. anlegen lassen. Auch darüber kann man in der Familienchronik lesen:

»Den Freuden des Lebens scheint er (Großvater) sehr zugetan gewesen zu sein; aus der Anlage des Gartens spricht viel Liebe zur Natur und seltenen Bäumen...
Der Garten war durch einen breiten Gang, der auf den großen Balkon auslief, in zwei Teile geteilt. Links Gemüse und Beerensträucher, rechts Parkanlage mit Rasen, Blumenrabatten, Lauben, Obst- und seltenen Bäumen. Ein Gärtnerhäuschen ließ erkennen, daß man in den guten Zeiten auch viel für die Pflege des Gartens übrig hatte; selbst ein Klo war verschwiegen hinter Flieder aufgestellt. Die Hof-, Haus- und Gartenanlage wies also eine gewisse Großzügigkeit auf.«

Auch die Nachfolger wußten das zu schätzen: »Im schönen großen Garten standen einige exotische Gewächse, die Familie Lietz von großen Reisen mitgebracht haben soll, z.B. eine Pyramideneiche (Liesel Harder).


Schrank aus Marienau (Familie Lietz)
Eschenholz, gewachst.

1943 schlug der Blitz in Daniels Scheune ein, die, obwohl man alle Marienauer Teiche leerpumpte, nicht zu löschen war und bis auf die Grundmauern niederbrannte. Man baute eine Behelfsscheune auf, und die Schweine waren derweil im Pferdestall untergebracht. Als im Jahr darauf dort wiederum der Blitz einschlug, wurde durch einen kalten Blitz nur eine Sau getroffen, ohne daß Feuer entstand.

Als ein Bruder von Otto Lietz in Danzig von den Blitzschlägen erfuhr, kam er nach Marienau und zerschlug im Wohnhaus eine dicke Marmorplatte, um die sich darunter befindliche Urkunde in Sicherheit zu bringen.

An den einstigen Reichtum der Familie Lietz - man erzählte sich im Dorf, sie lebte »auf großem Fuße« - erinnerte noch immer eine alte mächtige, kunstvoll gearbeitete Truhe, mit vielen Intarsien verziert. Zwei große Bauernschränke aus der Diele dieses Hauses vom Ende des 18. Jahrhunderts mit reicher Intarsienverzierung standen als Musterstücke im Marienburger Schloß.

Zu den B e s c h ä f t i g t e n auf dem Hof gehörten Paul Hartwig, der alte Claassen, und Toni Gröning half im Hause.

Familiendaten der Besitzer:

Reinhold Lietz sen. Eltern: Cornelius Lietz
*1819 +1889 Christine Gertrude,
∞ in I. Ehe 1845 geb. Lietz
Julie Christine Adelgunde
Cäcilie Philipsen Eltern: Salomon Philipsen
*1820 +1858 Adelgunde, geb. Lietz

Kinder: Reinhold *1854
Bertha *1855
Julie
weitere 6 Kinder vor 1858 verstorben
∞ 2. Ehe
Töchter: Grete
eine weitere Tochter

Reinhold Lietz jun. Eltern: Reinhold Lietz
*1854 +1919 Julie, geb. Philipsen
∞1883 (Marienau)
Ester Johanna Eltern: Gottlieb Schroedter
Ottilie Schroedter ? , geb. Pohlmann
*1856 +1944 (Neumünsterberg)

Kinder:

Otto Reinhold	* 1885
Michael Eduard	* 1887
Georg Gottlieb	* 1888
Emilie Juliane Gertrud	* 1889
Arthur Andreas	* 1890
Victor	* 1892
Reinhold	* 1893
Ernst	* 1895
Eva	* 1898

Adolf Daniel aus Kampenau, Krs.Mohrungen
*1888
∞ 1923
Johanna, geb. Brucks Eltern: Heinrich Brucks
verw. Harder Anna, geb. Neufeld
*1886 +1956

Kinder aus I.Ehe mit Max Harder (*1888 +1919):

Margarete	*1913	+1938
Wilhelm	*1915	
Walter Fritz	*1916	+1991
Liesbeth	*1917	
Ernst	*1919	+1940

Kinder aus II. Ehe mit Adolf Daniel:

Anna Maria	*1924	
Edith Johanna	*1925	+1968
Herbert Adolf	*1927	
Kurt Werner	*1928	

Hof Nr 22

Hof Nr 23

Von diesen beiden Höfen kennt man weder die Lage noch die Hofmarken. Sie müssen schon vor 1781 aufgelöst worden sein, da ihnen keine Hypotheken-Nummern mehr zugeteilt worden sind.

Hof Nr. 24

Ernst Esau

BESITZER/ Pächter:	um 1830	Abraham Regier	men.
	ab 1840	Witwe Maria Regier	men.
	ab 1842	Dietrich Reimer	men.
	ab 1883	Agnethe Reimer	men.
	ab 1898	Wilhelm Claaßen	men.
	ab 1911	Ernst Esau	men.

Hofmarke



Aus dem alten deutschen Langhof war im Laufe der Zeit durch Landkauf und gute Wirtschaftsführung ein mehrgeteilter Hof geworden.
Eine der um die Jahrhundertwende üblichen hohen Holzscheunen mit dem recht flachen mit Teerpappe gedeckten Dach nahm große Mengen an Garben auf, und Ernst Esau ließ einen zweiten Speicher und 1931 einen neuen vergrößerten Stall bauen.
Nach 1945 unter polnischer Verwaltung blieb dieser Hof lange Zeit als intakter Familienbetrieb erhalten.
Neuerlich allerdings hat sich einiges durch Abriß, Zu- und Umbauten verändert.

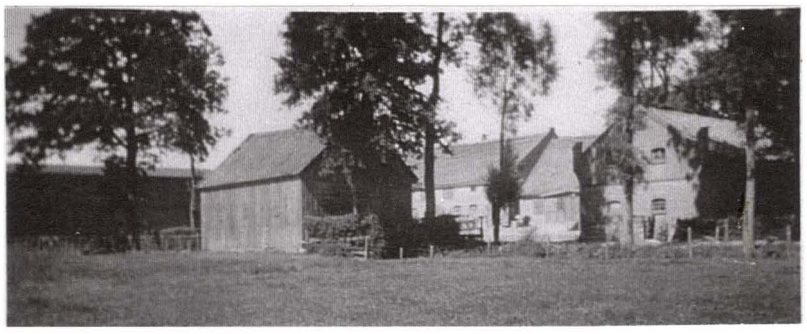


Beginnen wir aber nun mit seiner personellen Geschichte, soweit man sie in Erfahrung bringen konnte.

Abraham **Regier**, der aus Heubuden-Gurken kam, wo er Ältester der dortigen Mennonitengemeinde war, besaß diesen Hof um 1830.
Schon zehn Jahre darauf starb er im vierzigsten Lebensjahr und hinterließ Frau und sechs Kinder.

Die Witwe Maria Regier heiratete jedoch bald darauf Dietrich **Reimer**. In dieser zweiten Ehe wurde die Tochter **Agnethe** geboren. Sie blieb unverheiratet und bewirtschaftete den Hof, nachdem die Eltern verstorben waren.

Ihre Halbschwester Helene hatte Peter Claaßen in Niedau geheiratet und inzwischen elf Kinder, davon sieben erwachsene Söhne. Da bot es sich an, daß die Tante Agnethe in Marienau einen von ihnen als ihren Hoferben einsetzte. Dazu erzählt man sich in der Familie Claaßen folgende Geschichte: Tante Agnethe hatte Cornelius als ihren Erben vorgesehen. Dieser ließ sich aber im Gasthof zu Marienau zu einer etwas geringschätzigen Äußerung über den zu erwartenden Hof verleiten. Als das der Tante Agnethe zu Ohren kam, wurde er kurzerhand wieder enterbt. Den Hof bekam nun sein Bruder Wilhelm (Ausk. v. Ernst Eduard Claaßen, Sohn v. Wilhelm C.).



Als Wilhelm **Claaßen** 1898 heiratete, übernahm er den Hof in Marienau. Seine Frau war Anna Regehr, die vom Hof Nr. 31 an der Schwente (zuletzt Gustav Fischer) stammte. Die Ehe währte nur gut zwei Jahre. Mit dem zweiten Kind starb sie im Jahre 1900.
Doch 1904 heiratete Wilhelm Claaßen wieder. Die zweite Frau war Henriette, geb. Wiens, aus Mierau. In dieser Ehe wurden sechs Kinder geboren, drei davon noch in Marienau.
Wilhelm Claaßen bewirtschaftete den Hof dreizehn Jahre, bis ihm 1911 ein günstiger Bankkredit geboten wurde und er einen größeren Bauernhof in Neukirch kaufen konnte.



Silberhochzeit der Eltern u. Hochzeit von Tochter Mariechen.
H.R. - Kurt-Peter, Mariechen m. Ehem. H.Penner, Ernst, Käthe
V.R. - Gerda, Ehepaar Marie u. Ernst Esau, Hilda

Er war einer der drei Jagdpächter im Dorf gewesen und behielt seinen Pachtvertrag noch, während er schon in Neukirch wohnte.

Den Hof in Marienau von 35 ha übernahm nun Ernst **Esau** und bewirtschaftete ihn bis zur Flucht 1945. Er heiratete 1911 Maria Peters aus Rehwalde. Sie hatten sechs Kinder, zwei Söhne und vier Töchter. Von 1914 bis 1918 war er Soldat in Frankreich. 1917 kaufte seine Frau von der stillgelegten Ziegelei Land hinzu, und 1941 vergrößerte sich der Hof wiederum, als das Land von Gustav Fischer (Hof Nr.31) wegen der Autobahnprojektierung aufgeteilt wurde, so daß er schließlich 55 Hektar hatte.

Folgende Angaben zum Hof (1940) machten Kurt Peter Esau und Gerda Neumann, geb. Esau:

Besitzer:	Ernst Esau und Maria, geb. Peters
Kinder:	Marie *1913, Ernst *1914, Käthe *1918, Kurt Peter *1920, Hilda *1924, Gerda *1926
Hof erworben:	durch Kauf 1911 von Wilhelm Claassen

Fläche: 55 ha
Beschäftigte Personen: 3 Familienangehörige, 5 ständige fremde Arbeitskräfte, davon 2 weibl., und Saisonarbeiter
Gebäude: Wohnhaus mit Veranda; 9 Zimmer und Küche
Stall: massiv; Scheune: Holzbau; 1 Speicher: Holzbau; 1 Speicher: massiv
Instkate: massiv mit 2 Wohnungen
Alle Gebäude mit Dachziegeln gedeckt, außer Scheune
Gärten: Blumen-, Obst- und Gemüsegarten
Lebendes Inventar: 12 Zugpferde und Nachzucht; 18 Milchkühe und Jungvieh; Schweine, Hühner, Enten, Gänse und Schafe
Maschinen: Alle, die gebraucht wurden, außer Dreschkasten.

Als B e s c h ä f t i g t e waren auf dem Hof Heinrich Blesin, Heinrich Schulz, Gustav Klaaßen, Heinrich Kestner, der später zu Daniel ging, und Auguste Schulz, die Tochter von Eduard Schulz.

Familiendaten der Besitzer:

Abraham Regier Eltern: Abraham Regier
*1800 +1840 Catharina, geb. Goossen
ꝏ (Heubuden-Gurken)
Maria Reimer Eltern: Dietrich Reimer
*1805 +1879 Helene, geb. Enß

Kinder:
Abraham *1829
Aron *1832
Peter *1835
Helene *1837
Marie *1838
Cornelius *1840

ꝏ in II. Ehe
Dietrich Reimer Eltern: Heinrich Reimer
*1814 +1883 Maria, geb. Penner

Tochter: Agnethe *1843

Wilhelm Claaßen Eltern: Peter Claaßen
*1869 +1925 Helene, geb. Regier
ꝏ in I. Ehe 1898 (Niedau)
Anna Regehr Eltern: Gerhard Regehr
*1875 +1900 Anna,geb.Bestvater

Sohn: Friedrich Wilhelm *1898

ꝏ in II. Ehe 1904
Henriette Wiens Eltern: Peter Wiens
*1881 +1954 Anna, geb.

Kinder:
Otto *1905
Anna *1906
Erich *1907
Grete *1911
Ernst Eduard *1913
Peter *1918

Ernst Esau Eltern: Franz Esau
*1887 +1968 Marie, geb. Janzen
ꝏ 1911 in Tiegenhagen
Marie Peters Eltern: Johann Peters
*1885 +1949 Margareta, geb. Claassen
(Rehwalde)

Kinder:
Marie *1913
Ernst *1914
Käthe *1918
Kurt Peter *1920
Hilde *1924
Gerda *1926



Die Hofmarke, wie sie in den letzten Jahrzehnten gebräuchlich war. Entweder sie ist stark verändert worden oder es hat hier eine Verwechslung stattgefunden (Nr.26 sehr ähnlich).

Hof Nr. 25

Meta Goertz

BESITZER/	um	1830	Tobias Nickel	men.
Pächter:	um	1835	Franz Friesen	men.
	um	1840	Witwe Friesen	men.
	ab	1852	Cornelius Enß	men.
	ab	1866	Peter Wiens	men.
	um	1875	Abraham Enß	men.
	ab	1880	Heinrich Schroeder	men.
	ab	1903	Johannes Wieler	men.
	ab	1918	H. Petzel	
	um	1925	Wilh. Heinrich Regehr	men.
	bis	1945	Meta Goertz	ev.



Hofmarke

Dieser Langhof liegt zur linken Hand an der Straße nach Brodsack. Es ist der Hof in Marienau, auf dem seit Anfang des 19. Jahrhunderts die Besitzer am häufigsten gewechselt haben.

Im Jahre 1818 wanderte Johann Nickel aus Marienau nach Rußland aus. Ein Tobias **Nickel**, vermutlich aus derselben Familie, war Eigentümer dieses Hofes bis 1835. Danach kommt der Name Nickel im Dorf nicht wieder vor.

Der nächste Besitzer wird Franz **Friesen**, der vorher den Hof Nr. 1 (zuletzt Walter Enss) gehabt hat, welchen er seinem Schwager Dietrich Enß übergeben hatte.
Zwischen 1835 und 1840 starb Franz Friesen, denn die Kalende-Liste von 1840 nennt seine Witwe als Besitzerin dieses Hofes, und auch in der von 1850 steht noch ihr Name.

Ihr Neffe Cornelius **Enß** wurde der Nachfolger. Er war der Zwillingsbruder von Peter Enß (Hof Nr. 1). Cornelius Enß heiratete 1852 Margarethe Konrad. Es wurden hier fünf Kinder geboren.
1866 ging die Familie nach Schönsee, um den Hof der Schwiegereltern zu übernehmen. Dort kamen noch zwei Kinder hinzu.



Der dann folgende Hofbesitzer war Peter **Wiens**, der aus Bärwalde kam. Seine Unterschrift ist erhalten auf einem Antrag von 1870 zum Bau der Kreisstraße nach Tiegenhof. Kurz darauf verließ er Marienau wieder.

Auch der nächste Besitzer blieb nur wenige Jahre. Es war Abraham **Enß**, der 1876 als Marienauer Hofbesitzer im ev. Kirchenbuch genannt wird. Eine verwandtschaftliche Beziehung zum früheren Besitzer namens Enß ist nicht zu erkennen.

Im Jahre 1880 übernahm diesen Hof Heinrich **Schroeder** nach seiner Heirat mit Catharina Penner. Sie hatten zusammen acht Kinder.
Er bewirtschaftete den Hof bis 1905. In den letzten Jahren geriet er offensichtlich in wirtschaftliche Schwierigkeiten. Nach dem Wortlaut eines Sitzungsprotokolls des Kreisausschusses in Marienburg stellte er 1903 ein Gesuch um Erlaß seines Notstandsdarlehns. Doch das Gesuch wurde abgelehnt und beschlossen, »falls Schroeder die fällige Rate nicht ungesäumt hier einzahlt, das ganze Darlehn einzuziehen«. Daraufhin sah er sich gezwungen, den Hof zu verkaufen.
Er übernahm die eine der beiden Gastwirtschaften im Dorf mit dazugehörigem Kolonialwarenladen und einer Kohlenhandlung. 1889 oblag ihm das Amt eines Schöffen. Danach war er fünfzig Jahre lang Standesbeamter von Marienau und Rückenau (1890 - 1939).
Er hatte auch eine Begabung zum Theaterspielen, wie Lehrer Hildebrandt in seinem Büchlein »Grootwardersche Riemsels onn Vertällkes« schreibt.



Catharina u. Heinrich Schroeder
mit Sohn Walter u. Tochter Anna



Alle Schroeder-Kinder
stehend: Otto, Anna, Kurt, Heinrich, Frida;
sitzend: Peter, Margarethe und Walter

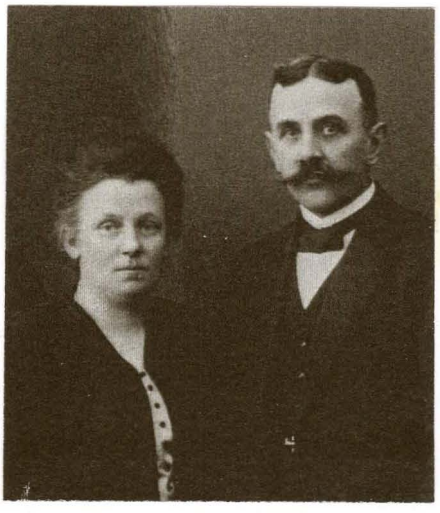
Von Heinrich Schroeder kaufte 1905 diesen Hof Johannes **Wieler** aus Petershagen. Dort hatte er den etwas kleineren väterlichen Hof bewirtschaftet. Seine Frau war Hedwig, geb. Mäckelburger, die aus Tiegenhagen stammte.

In ihrer Ehe wurden sieben Kinder geboren, die letzten vier in Marienau. Zwei Söhne starben jedoch schon im Säuglingsalter.
Johannes Wieler bewirtschaftete diesen Hof bis 1918 und verkaufte ihn dann, um einen größeren in Grenzdorf B zu übernehmen.

Der Käufer dieses Hofes war ein H. **Petzel**. Er steht Anfang der zwanziger Jahre im Telefonverzeichnis fürs Große Werder. Diese Familie blieb jedoch nur kurze Zeit und ging dann nach Jungfer.

Der nächste Hofbesitzer war Wilhelm Heinrich **Regehr**. Er bewirtschaftete ihn auch nur wenige Jahre, bis er nach Altmünsterberg verzog.

Danach kaufte ihn Meta **Goertz**, die mit dem Bürgermeister in Brunau verheiratet war. Sie wirtschaftete auf dem Hof mit Hilfe des Verwalters Willi Wiens. Ihre Ländereien umfaßten etwa 30 - 35 ha.



Hedwig und Johannes Wieler

Familiendaten der Besitzer:

Cornelius Enß Eltern: Dietrich Enß
*1828 +1907 Anna, geb. Hamm
ꝏ1852 (Marienau)
Margarethe Konrad Eltern: Abraham Konrad
*1832 +1908 Margarethe, geb. Dück
(Schönsee)

Kinder: (in Marienau geb.)
Dietrich *1854
Cornelius *1856
Gustav *1858
Elise *1862
Herrmann *1865
(in Schönsee geb.)
Otto *1868
Johanne Marg. *1872

Peter Wiens
ꝏ
Anna Claaßen

Kinder: Albert *1867
Richard *1868
Eugen Gustav *1869

Abraham Enß

Kinder: Abraham *1875
Theodor *1878
Artur *1879

Heinrich Schroeder Eltern: Peter Schroeder
*1854 +1941 Anna, geb. Schroeder
ꝏ 1880 in Orlofferfelde (Platenhof)
Catharina Penner Eltern: Franz Penner
*1862 +1945 Margaretha, geb.Penner

Kinder: Peter *1884
Margarethe *1885
Otto *1888
Heinrich *1890
Anna *1892
Frida *1893
Walter *1895
Kurt *1899

Johannes Wieler Eltern: Johann Wieler
*1874 +1945 Justine, geb. Braun
ꝏ 1899 in Tiegenhagen (Reinland)
Hedwig Mäckelburger Eltern: Heinr.Mäckelburger
*1879 +1958 Anna, geb.Penner
(Petershagen)

Kinder: (in Petershagen geb.)
Hedwig *1901
Johannes *1902
(in Marienau geb.)
Käte *1904
Grete *1906
Herta *1913

Wilhelm Heinrich Regehr Eltern: Jakob Regehr
*1902 Helene, geb. Dyck
ꝏ1925 in Heubuden
Minna Regehr Eltern: Cornelius Regehr
*1904 Kaethe, geb. Neufeldt
Kinder: Gerda *1926
Wilhelm *1928

Meta Goertz, geb. Kling
*1878 in Nickelswalde
+1945 auf der Flucht

Sohn: Arno
+1988 in Wilhelmshaven



Die Wieler-Kinder
Johannes, Käte, Hedwig u. Grete

Hof Nr. 26

Gustav Enß

BESITZER/ Pächter:	um 1830	Abraham Penner sen.	men.
	ab 1835	Anton Fieguth	men.
	ab 1852	Abraham Penner jun.	men.
	ab 1859	Johann Dyck	men.
	ab 1874	Anton Fieguth	men.
	ab 1891	Gustav Enß sen.	men.
	ab 1920	Gustav Enß jun.	men.



Hofmarke

Kurz bevor südwestlich die Straße nach Neuteich die Grenze zu Brodsack erreicht, liegt zur Linken die Zufahrt zum Hof Nr. 26; idyllisch an einer sich schlängelnden Lake gelegen, die das Wasser vom Tannseer ' Hochland ' aufnimmt und über die Vorflut zur nahen Schwente bringt.

Die erste greifbare Nachricht über das Anwesen liest man in den kath. Kirchenakten des 19. Jahrhunderts. Wer wieviel zum Kalendetag an Abgaben an das Pfarramt leisten mußte, kam mit diesen Angaben in die Liste.
Dort steht noch heute in Marynowy zu lesen: Abraham **Penner** ist 1830 der Besitzer dieses Hofes Nr. 26 gewesen.
Seine Frau, die er 1827 geheiratet hatte, war Helene Busenitz und stammte aus Brodsack.



Als Abraham Penner 1834 starb, heiratete die Witwe in zweiter Ehe Anton **Fieguth**, der von nun an als Hofbesitzer in den genannten Listen verzeichnet ist.

Über ihn schreibt der ev. Pfarrer Zimmermann 1838 in seiner »Schilderung des Kirchspiels Marienau«:
»Die Stallfütterung hat, soviel ich weiß, nur ein Nachbar auf dem Schwentefeld eingeführt, welcher Schwiegersohn des rühmlich bekannten, seine Wirthschaft nach rationellen Prinzipien treibenden Schulz, Herrn Busenitz in Brotsack ist.«

Die Frau des Anton Fieguth hatte in beiden Ehen zusammen acht Kinder geboren, von denen vier im Säuglingsalter starben. Anton Fieguth zog 1852 mit seiner Familie nach Prangenau.



Zur gleichen Zeit hatte Abraham **Penner**, der Sohn aus der ersten Ehe der Frau Fieguth, den elterlichen Hof übernommen.

Er war verheiratet mit Maria Reimer und hatte vier Kinder. Im Frühjahr 1859 gab er den Hof auf und zog ins Danziger Werder.

Johann **Dyck** war der nächste Hofbesitzer. Seine Unterschrift finden wir 1870 auf einem Antrag für die Kreisstraße nach Tiegenhof. 1863 wurde er zum mennonitischen Lehrer und Prediger gewählt. Zehn Jahre später verließ er Marienau und ging nach Altenau.

Sein Nachfolger wurde Anton **Fieguth** aus Kl.Lichtenau. Er war der Vetter der zweiten Frau von Johann Dyck und gleichzeitig der Neffe des früheren Hofbesitzers gleichen Namens. Seine Frau Agneta stammte aus Gottswalde. Nachdem sie das dritte Kind geboren hatte, starb sie in Marienau 1875.



Zwei Jahre später heiratete der Witwer Helena Enß vom Hof Nr. 2. In dieser zweiten Ehe wurden neun Kinder geboren. Später gaben sie diesen Hof auf und übernahmen einen anderen in Kriefkohl in der Danziger Niederung. Hier kam Anton Fieguth im Jahre 1905 auf tragische Weise ums Leben. Er wurde in seinem Haus durch einen von draußen abgegebenen Gewehrschuß durchs Fenster getötet.
Der älteste Sohn aus erster Ehe, Gerhard Anton, ertrank 1896 beim Baden in der Weichsel während eines Urlaubs vom Militärdienst.

1891 wurde Gustav **Enß sen.** aus Mierau Hofbesitzer, nachdem er Justine Peters geheiratet hatte. Sie hatten nur einen Sohn, der den Namen des Vaters erhielt.



Dieser Sohn Gustav **Enß jun.** übernahm 1920 den Hof, als seine Mutter starb. Kurz vorher hatte er Marie Reimer geheiratet, doch ihre Ehe blieb kinderlos.

Gertraut Woelcke, geb. Enß, die oft auf diesem Hof zu Besuch war, erinnert sich:
»Der Vater Gustav blieb auf dem Hof seines Sohnes und half tüchtig mit. Er stand täglich um vier Uhr morgens auf, ging in den Stall und versorgte das Vieh noch bis kurz vor seinem Tode im Jahre 1935.«

Das Wohnhaus des Hofes war aus roten Ziegeln gebaut mit breitem Gang zum ebenfalls aus Ziegeln gemauerten Stall.

Weitere Angaben zum Hof fehlen. Geschätzte Größe: 40 ha.

Familiendaten der Besitzer:

Abraham Penner sen.
*1798 +1834
ꝏ1827
Helene Busenitz Eltern: Abraham Busenitz
*1801 +1862 Helene, geb. Klaaßen (Brodsack)

Kinder: Abraham *1828
Helene *1829
Johann *1831
Johann Abr. *1834

ꝏ 1835 in II. Ehe
Anton Fieguth Eltern: Abraham Fieguth
*1803 +1863 Catharina, geb. Fieguth (Kl.Lichtenau)

Kinder: Helene *1836
Anton Ferd. *1838
Catharine *1838

Abraham Penner jun. Eltern: Abraham Penner
*1828 Helene, geb. Busenitz
ꝏ
Maria Reimer Eltern: Bernhard Reimer
*1828 +1894 Anna, geb. Fieguth

Kinder: Maria Antoinette *1853
Abraham Eduard *1854
Helene Wilhelmine *1855
Anne Elise *1857

Johann Dyck
*1829 +1888
ꝏ I. Ehe
Maria Suckau
*1835 +1866

Kinder: Johann *1857
Bernhard *1860
Heinrich *1862
Marie *1863
Cornelius *1866

ꝏ II. Ehe 1867
Margarete Fieguth Eltern: Johann Fieguth
*1836 +1923 Anna, geb. Fast (Gnojau)

Anton Fieguth Eltern: Gerhard Fieguth
*1850 +1905 Anna,geb.Busenitz
ꝏ 1872 in I. Ehe (Kl. Lichtenau)
Agneta Willems
*1850 +1875

Kinder: Gerhard Anton *1873
Helene *1874
Johann *1875

ꝏ 1877 in II.Ehe
Helena Enß Eltern: Gerhard Enß
*1857 +1915 Helena, geb. van Riesen

Kinder: Ernst Johannes *1878
Johanne Louise *1880
Käthe Emma *1882
Otto Emil *1884
Anna *1886
Marie *1888
Gustav Adolf *1889

Gustav Enß sen. Eltern: Heinrich Enß
*1867 +1935 Anna, geb. Rahn (Mierau)
ꝏ 1891
Justine Peters Eltern: Aron Peters
*1871 +1920 Helene, geb. Klaaßen

Sohn: Gustav *1896

Gustav Enß jun. Eltern: Gustav Enß
*1896 + 1976 Justine, geb. Peters
ꝏ 1920
Marie Reimer Eltern: Jakob Reimer
*1899 + 1991 Margarete, geb. Klaaßen

Kinder: keine

Hof Nr 27

Emil Enß

BESITZER/	um	1830	Peter Penner	men.
Pächter:	um	1865	Hermann Penner	men.
	um	1890	Gerhard Enß	men.
	ab	1929	Emil Enß	men.
	ab	1944	Gertraut Enß	men.



Hofmarke

Dieser Vorlaubenhof am südwestlichen Rand der Marienauer Flur lag an der Tannsee-Tragheimer Vorflut, wo diese fünfhundert Meter weiter in die Schwente mündete. Er wurde in den dreißiger Jahren 200 Jahre alt, ist also zwischen 1730 und 1740 erbaut worden. Laut Familiengeschichte soll der Hof auch schon seit dieser Zeit der Familie Penner-Enß gehört haben.

Und tatsächlich finden sich 1727 in der Marienauer Mitgliederliste zur Großwerderschen Brandordnung zwei Familien Penner, ein Hans (1 H. 15 M.) und ein Heck Claas Penner (2 H. 15 M.). 1772 gab es derer sogar drei, Hermann (3 H.), Jacob (2 H. 6 M.) und Heinrich Penner (2 H.). Auch im Mennonitenverzeichnis von 1776 stehen zwei Penner als Landwirte in Marienau, Jacob und Hermann Penner, der erste mit zwei Töchtern, der zweite mit zwei Söhnen. Und 1789 sind es wieder drei Penner, die einen Hof in Marienau besitzen: David (3 H.), Jacob (1 H. 20 M.) und Johann (3 H.). Jedoch findet sich kein Hinweis darauf, welcher der Penners auf dem Hof an der Vorflut, der Grenze zu Brodsack, saß.

Die erste verbindliche Aufzeichnung für diesen Hof finden wir erst 1830 in der Kalende-Liste der kath. Kirche. Danach war der Besitzer dieses Hofes Nr. 27 ein Peter **Penner** . Ihn finden wir auch noch als Hofbesitzer in der Kalende-Liste von 1850. Seine Ehefrau war Anna, geb. Pauls.



1863 starb Peter Penner im zweiundsiebzigsten Lebensjahr. Der Grabstein ist bis heute auf dem kath. Friedhof des Dorfes erhalten.

Sein Sohn Hermann **Penner** heiratete 1861 Catharina Bestvater. Vermutlich war es der Zeitpunkt, als er den Hof übernahm. Seine Frau starb schon 1865 nach der Geburt der zweiten

Tochter. Auch ihr Grab ist mit Gedenkstein bis heute auf dem kath. Friedhof erhalten. Auf der Rückseite des Steins ist folgender Spruch eingraviert:

Sei mir heilig stiller Hügel, trauernd ruht auf dir mein Blick;
Denn du birgst in deinem Schooße meines Erdenlebens Glück.
Doch ich werd in fernen Höhn Dich, o Gattin, wiedersehn.

Als Hermann Penners Tochter Catharina 1887 Gerhard **Enß** vom Hof Nr. 2 in Marienau heiratete, wechselte der Name des Hofes von Penner auf Enß.



Catharina u. Gerhard Enß mit Kindern Erich, Liesbeth, Emil u. Wanda

Gertraut Woelcke, geb. Enß, schreibt über ihren Großvater folgendes:
»Gerhard Enß kaufte 13 kulm.Morgen dazu, so daß der Hof sich auf 57 ha und 24 ar vergrößerte. Sechs Morgen Land waren tiefliegende Dauerwiesen in der Nähe von Niedau, wohin man das Jungvieh für den Sommer brachte. Von Zeit zu Zeit mußte man dort nur die Zäune und das Trinkwasser überprüfen.
Er baute auch zusammen mit seinem Schwager Gerhard Penner vom Nachbarhof an der Schwente eine Ziegelkate an der Chaussee neben der Vorflut. Zwei Wohnungen in der Kate waren für die Instfamilien des Enßenhofes bestimmt. Dazu gehörte noch ein massiver Stall und Gartenland. Da die Bezahlung der Leute nicht nur mit Geld, sondern auch mit Naturalien geleistet wurde, war es für sie üblich, Schweine und Geflügel zu halten.«

Und zu ihrem Vater und dem Hof fährt sie fort:
»1919 heiratete Emil **Enß**. Doch da zu Hause noch zwei unverheiratete Schwestern, Liesbeth und Wanda, nicht versorgt waren, konnte er den elterlichen Hof noch nicht übernehmen. Darum kauften seine Eltern ihm ein Rentierhaus gegenüber der Mühle Schritt von August Wiens und Frau (Hof Nr. 32). Es war früher ein kleiner Hof gewesen, und das dazugehörige Land war schon vorher an umliegende Höfe verkauft worden.
Hier baute Emil Enß Bienenstöcke mit 80 Völkern, pflanzte eine Maulbeerhecke und versuchte sich mit Seidenraupen.
Auch kaufte er drei Brutapparate, die er mit Petroleumhitze betrieb. Auf Wunsch sterilisierte er Hähnchen, um sie in Kapaune umzuwandeln.
Emil Enß war viele Jahre hindurch Gemeindevorsteher von Marienau und ebenfalls Raiffeisenvorsitzender. In Saat- und Erntezeiten half er auf dem elterlichen Hof. Dazu wurde ihm ein Fuhrwerk gestellt. Sonst fuhr er mit dem Fahrrad.
Nachdem die Schwestern geheiratet hatten,übergab Gerhard Enß 1929 seinem Sohn Emil den Hof und zog selbst mit seiner Frau ins Rentierhaus gegenüber der Mühle. Hier kümmerte er sich anfangs noch um einige Bienenstöcke, aber zehn Völker nahm Emil mit auf den Hof.



Emil und Helene Enß

Als 1935 Gerhard Enß pflegebedürftig wurde, zog er mit seiner Frau wieder auf den Hof zurück in die Sommerstube. Er starb 1938, ein Jahr nach der Goldenen Hochzeit. Das Rentierhaus wurde 1935 an Heinrich Blesin verkauft.
Der Erlös aus dem Hausverkauf wurde wegen der Geldentwertung sofort für die Verbesserung des Hofes eingesetzt. Mein Vater nahm eine größere Überholung am altgewordenen Haus vor. Die schöne Vorlaube wurde wegen Altersschwäche abgerissen, und das Dach wurde unter den holländischen Dachpfannen mit Brettern verschalt. Ein neuer Giebel wurde gebaut, etliche Balken neu eingezogen, Hausecken abgestützt und das ganze frisch gestrichen. Vater ließ auch einen breiten Verbindungsbau zum Stall errichten, in dem das Klosett und der Hühnerstall untergebracht waren. Ein Teil war für Waschküche mit Grapen gebaut, wo auch im Herbst die Gänse gerupft wurden und die Schweineschlachtung stattfand. Es war auch der Platz zum Sauerkrautmachen.«
In die Brandmauer zwischen Haus und Stall wurde eine feuersichere Eisentür eingesetzt. Die Holzscheune stand getrennt quer zum Stall. Ein Speicher nach der Ostseite wurde unten als Wagenremise und zur Kohlenlagerung benutzt, oben war die Getreideschüttung. Auf der Nordseite stand die Schrotmühle. Den Hinterhof grenzte der Schweinestall vom Dunghaufen ab. Der untere Teil war wegen der Ratten zementiert. Auf dem Boden wurden die Bunde mit Strauch und das kleingemachte Holz für die Herdfeuerung gelagert. Holz und Strauch machte man im Spätherbst nach der Feldarbeit klein. Im Winter wurden die Kopfweiden gestemmt. Weidenholz und -strauch wuchsen genug den Ausweg entlang oder an zwei Weidenplätzen, die extra tief angelegt waren.
Emil Enß bekleidete in den dreißiger Jahren noch weitere Ämter. Für die Tiegenhöfer Feuerversicherung war er Brandschulze und in der Rosenorter Mennonitengemeinde wurde er 1935 zum Prediger berufen.
1941 starb er dann plötzlich, und der Hof wurde der Tochter Gertraut Enß überschrieben.«


Gertraut u. Anneliese Enß

Familiendaten der Besitzer:

Hermann Penner
*1836 +1915
∞ 1861
Catharina Bestvater
*1836 +1865

Eltern: **Peter Penner** (*1791 +1863)
Anna, geb. Pauls

Eltern: Jacob Bestvater
Catharina, geb. (Eschenhorst)

Kinder: Anna *1862
Catharine *1865

Gerhard Enß
*1864 +1938
∞1887
Catharine Penner
*1865 +1946

Eltern: Gerhard Enß (Heubuden)
Helene, geb. van Riesen (Schmerblock)
Eltern: Hermann Penner
Catharina, geb. Bestvater

Kinder: Emil *1890
Erich Willi *1895
Liesbeth *1897
Wanda *1902

Emil Enß
*1890 +1941
∞ 1919
Helene Esau
*1897 +1968

Eltern: Gerhard Enß
Catharina, geb. Penner
Eltern: Gustav Esau
Auguste, geb. Fast (Zeyersvorderkampen)

Kinder: Anneliese *1920
Gertraut *1924

Hof Nr 28

Anna Penner

BESITZER/	um 1830	Franz Jantzen	men.
Pächter:	ab 1883	Gerhard Penner	men.
	ab 1930	Anna Penner	men.
		(Käthe Wiebe)	men.



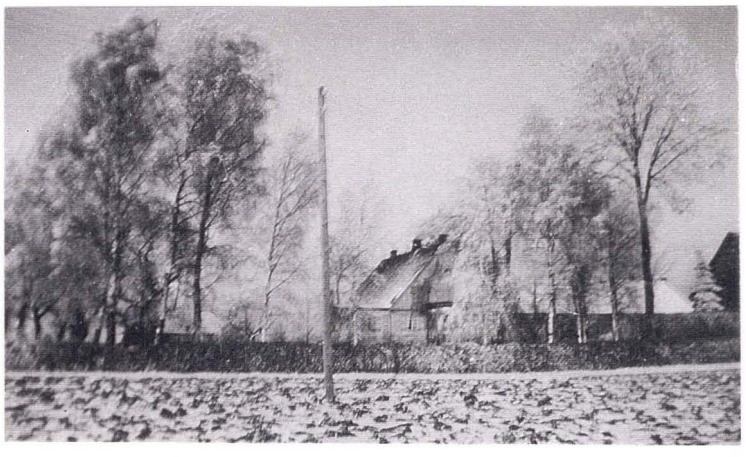
Hofmarke

Der ev.Pfarrer Zimmermann schrieb 1838 in seiner »Schilderung des Kirchspiels Marienau«:

» ... *So giebt es östlich ein ganzes Niederungsdorf, 8 Nachbarn, lauter Mennoniten gehörig, welche sich längst des Marienburger Weges, der Vorfluth und der Schwente angebaut haben, und da recht romantisch für den Anblick, ein in der That patriarchalisches Stillleben mit ihren Kindern und Gesinde führen. Dies Dorf heißt Schwentefeld, gehört aber doch zum Kommunal-Verband und Schutzamt Marienau ...* «.

Nach der Kalende-Liste der kath. Kirche war 1830 Franz **Jantzen** Besitzer dieses Hofes. Auch noch 1870 unterschrieb als Besitzer ein Franz Jantzen. Ob es sich um denselben handelte oder seinen Sohn gleichen Namens, war nicht zu ermitteln.

1883 aber wechselte der Hof den Besitzer: der neue hieß **Gerhard Penner**. Sein Großneffe Dr. Horst Penner aus Neuteich (Historiker u. Verfasser d. Gesch. d. Ost- u. Westpr. Mennoniten) erinnert sich gerne an ihn:



»Für uns Kinder war Onkel Gerhard - wir verkehrten viel mit den 'Marienauern' - das Abbild eines gütigen älteren Herrn, der einen Vollbart trug, wie ihn in seiner Jugend Kaiser Friedrich getragen hatte.
Wenn ich in späteren Jahren in der Hast der Großstadt an die Weltabgeschiedenheit eines heimischen Bauernhofes dachte, so hatte ich meistens diesen einsam gelegenen Hof draußen im Marienauerfeld an der Schwente vor Augen. Unter hohen Lindenbäumen lag hingeduckt das Haus mit seinen niedrigen, aber großen Stuben. In der Mitte des Hauses lag noch wie in alten Niedersachsenhäusern die dunkle Küche.
Draußen im großen gepflegten Garten summten über den vielen Obstbäumen in der Mittagssonne die Bienen und trugen emsig den Honig zu ein paar im Garten stehenden Körben.
Am Stall und Garten floß im trägen Lauf die Schwente vorbei, die Uferränder bedeckt mit breiten Mummelblättern, vereinzelt mit den weißen Sternen der Seerosen. Da war es für uns Jungens gut, Stichlinge zu angeln.

Ein langer Ausweg verband den Hof mit der Chaussee, die zum Dorfe führte. Professor Meseck, ein entfernter Verwandter des Hauses, hat hier manches Motiv zu seinen Werderbildern gefunden.«

Auch Ruth, die Urenkelin von Gerhard Penner und Enkelin von Käthe Wiebe, hat uns einiges zu diesem Hof geschrieben:

»Hermann Penner (Hof Nr. 27) kaufte diesen Hof 1883 für seine älteste Tochter Anna, als sie Gerhard Penner aus Irrgang heiratete. Nachdem ihr Mann 1930 verstorben war, blieb **Anna Penner** die Besitzerin bis 1945, obwohl längst ihre Tochter **Käthe (Wiebe)** den Hof mit Hilfe eines Verwalters bewirtschaftete.



Anna und Gerhard Penner

An einem Stein des Hauses stand die Jahreszahl 1806, mag also das Baujahr des Gebäudes gewesen sein. Zum Hof gehörten 46 ha einschließlich des Landes von Gustav Fischer, das zwischen Käthe Wiebe und Ernst Esau (Hof Nr.24) aufgeteilt wurde, als der Fischer'sche Hof (Hof Nr.31) 1941 wegen der Autobahnprojektierung stillgelegt wurde.

An Gebäuden gab es neben dem Wohnhaus eine Holzscheune, einen Speicher und einen sog.'schwedischen' Hühnerstall für 80 Hühner.

Zum Vieh gehörten ferner ein Herdbuch-Bulle und meistens 14 Kühe. Die Kuh Zandra erhielt viele Medaillen, denn sie gab 10.000 Liter Milch im Jahr und mußte viermal täglich gemolken werden.

Selbstgemachte Butter und Eier wurden auf dem Markt in Neuteich verkauft. Um den Buttervorrat im heißen Sommer zu kühlen, sägte man im Winter Eisblöcke aus der zugefrorenen Schwente und lagerte sie unter einer Strohschicht in der Scheune.

8 Arbeitskräfte halfen auf dem Hof. Sie bekamen 9 - 13 Gulden die Woche und Deputat. In der Küche waren zwei Hauswirtschaftslehrlinge angestellt.«

Ralf-Udo Winkler, Enkel von Käthe Wiebe, fügt diesen Angaben noch folgendes hinzu:

»Beschäftigte: 1 Inspektor (zul. Erwin Kreklau) meist 2 weibl. Hauswirtschaftslehrlinge
1 Melker, 3 ständige Arbeitskräfte, 3 Saisonarbeiter

Gebäude:
a) Wohnhaus: Schurzbohlenhaus auf Findlingsfundament mit Beischlag, Veranda und Anbau auf der Gartenseite;
7 Zimmer, 1 Küche, 1 alte Küche;
b) Stall: 1/3 massiv mit Wohnraum für Melker;
c) Scheune:Holzbau m.Teerdach;
d) Speicher: (Holz) mit Anbau für Saisonarbeiter;
e) Hühnerstall und Klo unter einem Teerdach; die anderen Gebäude mit Ziegeldach.



Garten:	1 Obstgarten, 1 Gemüsegarten		
Bodennutzung:	Zuckerrüben, Futterrüben, Weizen, Raps, Bohnen, Flachs (einmal), Weiden.		
Vieh:	9 Arbeitspferde (meistens)	2 Jährlinge	1 Fohlen
	12 Milchkühe	1 Zuchtbulle	6 Jungrinder
	12 Schweine	2 Schafe	
	80 Hühner, die von 200 Eintagsküken übrigblieben.		20 Enten.«

Der Hofbesitzer Gerhard Penner, der auch Gemeindevorsteher gewesen sein soll, hatte zwei Töchter. Margarethe blieb unverheiratet und Käthe heiratete 1905 den Hofbesitzer Arthur Wiebe in Fürstenwerder. Sein Hang zum Spekulieren hatte ihm Ende der zwanziger Jahre den finanziellen Ruin gebracht. Als er 1930 starb, kehrte Käthe Wiebe als Witwe nach Marienau zurück. Danach bewirtschaftete sie den elterlichen Hof.





Käthe Wiebe und Tochter Lisbeth mit ihren Kindern Ruth und Ralf-Udo

Gerhard Penner hatte noch einen unverheirateten Bruder namens H e i n r i c h . Dieser war Apotheker und lebte viele Jahre in Buenos Aires. Seinen Lebensabend aber verbrachte er auf dem Marienauer Hof und baute sich ein Zimmer als Alterswohnsitz an. Er starb 1925.
Ein ausführlicher Erinnerungsbericht über ihn aus der Feder seines Großneffen Dr. Horst Penner ist in einem der hinteren Kapitel zu lesen.

Als B e s c h ä f t i g t e gehörten zum Hof zunächst Inspektor Emil Schütz und, nachdem er Käthe Wiebes Tochter Lisbeth geheiratet hatte und sie nach Neukirch gezogen waren, ab 1938 Inspektor Erwin Kreklau. Außerdem Herr Claaßen (Vorarbeiter), Herr Klein, Herr Ewert (aus Tannsee), Fritz Augustin und Sohn »Fippa« und als Gespannführer ein Herbst und Hans Schulz (aus Niedau) und Otto, der Melker - In der Kriegszeit kamen die Ukrainer Iwan, Mikosch und Maria. Im Haus half Auguste Gutmann. - Es kamen jedes Jahr die beiden Polenmädchen Maria und Gertrud.

Familiendaten der Besitzer bzw. Bewohner:

Gerhard Penner		Eltern:	Abraham Penner		
*1858 +1930			Louise, geb. Wiebe		
∞1883			(Irrgang)		
Anna Penner		Eltern:	Hermann Penner		
*1862			Catharina, geb. Bestvater		
			(Marienau)		
Kinder:	Käthe	*1885			
	Margarethe	*1887			

Arthur Wiebe		Eltern:	Johann Wiebe
*1879 +1930			Anna, geb. Friesen
∞ 1905			(Fürstenwerder)
Käthe Wiebe,		Eltern:	Gerhard Penner
geb. Penner			Anna, geb. Penner
*1885 +1969			(Marienau)
Kinder:	Lisbeth		*6. 1. 1906
	Alfred		*6. 10. 1906

Hof Nr 29

BESITZER/ Bewohner:	um 1830	Claas (Nikolaus) Esau	men.
	ab 1845	Witwe Maria Esau	men.
	ab 1858	Julius Harder	men.
	ab 1865	Abraham Penner	men.
	um 1872	Jacob Dück	men.
	um 1920	Andreas Dodenhöft	ev.



Hofmarke

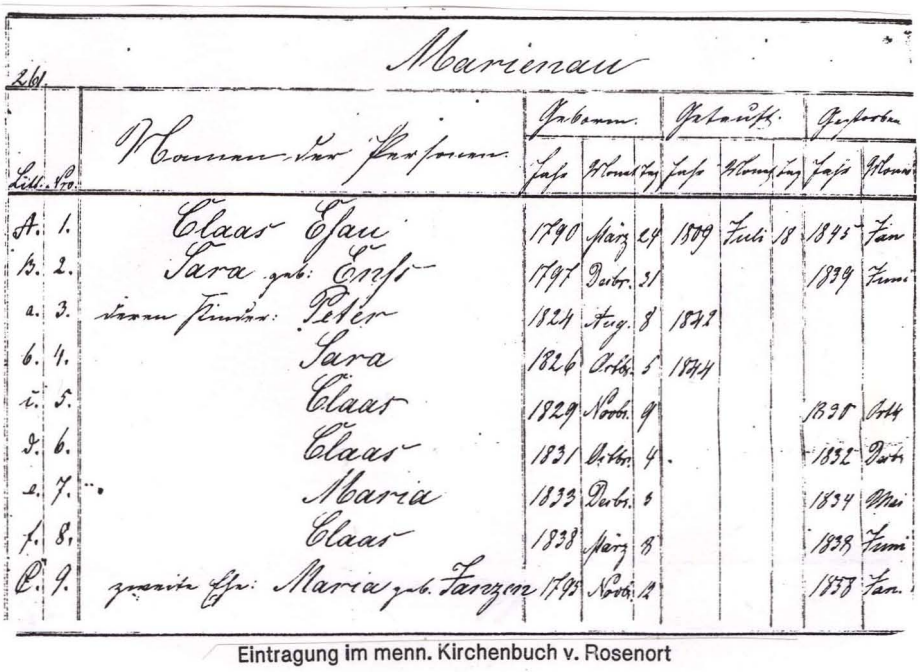
Bei diesem Hof handelte es sich damals um einen Vorlaubenhof, wie Gerda Neumann, geb. Esau, berichtet, deren Urgroßmutter hier geboren wurde.

Die Kalende-Listen der kath. Kirche von 1830 bis 1845 nennen jeweils **Claas Esau** als Besitzer dieses Hofes. Er war in erster Ehe seit 1822 verheiratet mit Sara Enß. In dieser Ehe wurden sechs Kinder geboren, doch vier davon überlebten nicht das Säuglingsalter. Sohn Peter zog nach Petershagen und die Tochter Sara heiratete nach Tralau.
1839 starb die erste Frau, und er heiratete Maria Janzen. Es war eine kurze Ehe, denn 1845 starb Claas Esau. Darum steht in der Kalende-Liste von 1850 als Hofbesitzerin **Maria Esau**, seine Witwe.

Im Jahr 1858 verstarb sie, und danach übernahm den Hof ein Julius **Harder**. Dieser zog jedoch schon 1865 nach Altenau.

Nun wurde Abraham **Penner** Besitzer dieses Hofes. 1870 hat er einen Antrag zum Bau der Kreisstraße nach Tiegenhof mitunterzeichnet.

Der nächste Besitzer wurde Jacob **Dück** aus Halbstadt. Seine Frau Justine schenkte acht Kindern das Leben. Sohn Paul wanderte später nach Amerika aus. Die Tochter Johanna Marie heiratete 1904 Heinrich Wiens (*1876), Sohn von Peter Wiens. In dieser Ehe wurden vier Söhne geboren. Es ist anzunehmen, daß der Schwiegersohn den Hof weiter bewirtschaftet hat.



Marienau

261.

Litt.	Nro.	Namen der Personen	Geboren Jahr	Monat	Tag	Getauft Jahr	Monat	Tag	Gestorben Jahr	Monat
A.	1.	Claas Esau	1790	März	24	1809	Juli	18	1845	Jan
B.	2.	Sara geb: Enß	1797	Decbr.	31				1839	Juni
a.	3.	deren Kinder: Peter	1824	Aug.	8	1842				
b.	4.	Sara	1826	Octbr.	5	1844				
c.	5.	Claas	1829	Novbr.	9				1830	Octb
d.	6.	Claas	1831	Octbr.	4				1832	Decb
e.	7.	Maria	1833	Decbr.	3				1834	Mai
f.	8.	Claas	1838	März	8				1838	Juni
C.	9.	zweite Ehe: Maria geb. Janzen	1795	Novbr.	12				1858	Jan.

Eintragung im menn. Kirchenbuch v. Rosenort

Als Nachfolger zog dann hier Andreas **D o d e n h ö f t** mit seiner Frau Cornelie, geb. Urban, ein. Ihnen wurden hier zwei Kinder geboren, Andreas und Lena, der Sohn jedoch starb schon im Kindesalter. Später zog Familie Dodenhöft ins Dorf.

In den letzten Jahren gab es auf diesem Grundstück keinen Hof mehr. Nach den Angaben von Ruth Jetter, geb. Winkler, der Enkelin von Käthe Wiebe (Nachbarhof Nr. 28) sind hier einmal Gebäude einem Brand zum Opfer gefallen. Das Wohnhaus jedoch blieb stehen und diente in den letzten Jahren dem Nachbarhof Nr. 30 (Bartsch) als Insthaus.
Heute steht von diesem einstigen Hof nichts mehr, und es ist auch nur schwer zu erkennen, wo er sich einst befunden hat.

Familiendaten der Besitzer bzw. Bewohner:

Claas (Nikolaus) Esau
*1790 +1845
∞ in I. Ehe 1822
Sara Enß
*1797 +1839

Kinder: Peter *1824
Sara *1826

∞ in II. Ehe
Maria Janzen
*1795 +1858

Eltern: Dirk Esau
Ida (Judith), geb. Epp (Petershagen)
Eltern: Gerhard Enß
Maria, geb. van Bergen (Heubuden)

Eltern: Jacob Janzen
Catharina, geb. Grunau

Julius Harder
*1830
∞
Catarina Harder
*1839
Tochter: Catarina *1862

Eltern: Julius Harder
Anna, geb. Claaßen

Eltern: Johann Harder
Catarina, geb. Wall

Abraham Penner
*1841 +1917
∞
Helena Harder
*1842

Eltern: Johann Penner
Maria, geb. Dyck

Eltern: Aron Penner
Maria, geb. Regehr (Tiegenort)

Kinder: Maria Helena *1869
Catharina Helena *1872

Jacob Dück
*1841 +1915
∞1870
Justine Dyck
*1848

Eltern: Gerhard Dück
Elisabeth, geb. Janzen (Halbstadt)
Eltern: Dietrich Dyck
Agnetha, geb. Janzen (Poppau)

Kinder:

Margaretha	*1871	Franz	*1879
Gerhard	*1872	Heinrich	*1881
Johannes	*1874	Johanne Marie	*1884
Paul	*1875	Käthe	*1885

Andreas Dodenhöft
*1882 +1963
∞ 1908
Cornelie Urban
*1883 +1971

Eltern: August Dodenhöft
Wilhelmine, geb.

Kinder: Andreas *1909?
Lena *1922

Hof Nr 30

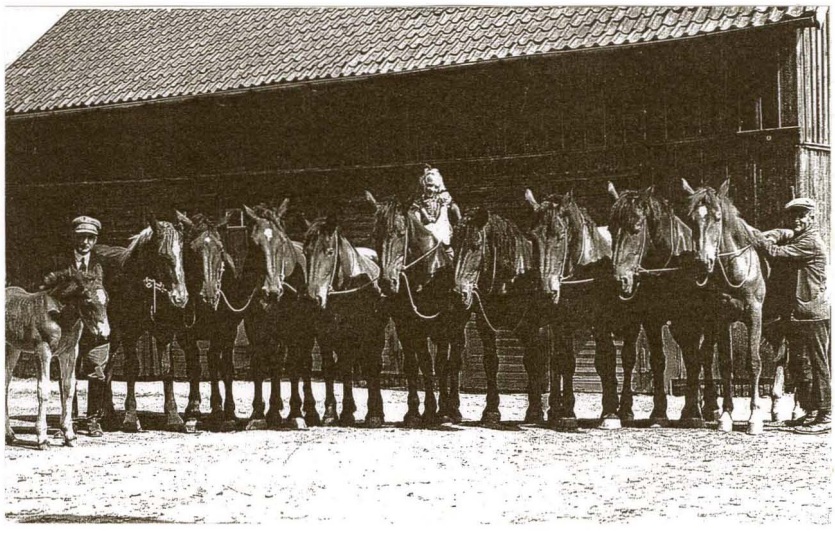
Johannes Bartsch

BESITZER/ Pächter:	um 1830	Heinrich Quiring	men.
	um 1861	David Fröse	men.
	ab 1886	Franz Knels	men.
	um 1907	Franz Heidebrecht	men.
	um 1910	Robert Friesen	men.
	um 1920	Julius Harder	men.
	ab 1929	Johannes Bartsch	ev.



Hofmarke

Eine Gesamtaufnahme vom Hof fehlt. Stellvertretend steht hier ein Foto aus der Zeit von Johannes Bartsch, wo er den Stolz eines jeden Hofes zeigt - die Pferde.



Erst für das Jahr 1830 entdecken wir in der Kalende-Liste den Besitzer dieses Hofes an der Schwente, Heinrich **Quiring**.
Zwei Jahre zuvor wurde im ev. Kirchenbuch folgende Eintragung zu dieser Familie gemacht: »1828, den 24. July wurde im Schwente-Feld dem Mennonitischen Mitnachbar Heinrich Quiring von dessen Ehefrau Anna geb. Ollwitz ein Zwillingspaar geboren...«, wobei es sich um zwei Jungen handelte.

Um 1861 heiratete deren Tochter Susanna den David **Fröse**, und dieser übernahm den Hof. 1870 unterschrieb er zusammen mit allen Marienauer Hofbesitzern einen Antrag zum Ausbau der Kreisstraße nach Tiegenhof.

Fröses hatten zwei Töchter. Marie heiratete nach Damfelde und Anna den Franz **Knels** aus Schöneich im Kreise Kulm. Wieder ging der Hof auf den Schwiegersohn über. Sie hatten drei Kinder, zwei Söhne und eine Tochter.

Der nächste Hofbesitzer war Franz **Heidebrecht**, (*1882) der 1907 in Fürstenwerder Auguste Dyck (*1884) geheiratet hatte. Doch er blieb nur wenige Jahre hier.

Um 1910 dann übernahm den Hof Robert **Friesen**. Seine Frau war eine geborene Froese, vielleicht eine Verwandte der vormaligen Besitzer. Er mußte den Hof Anfang der zwanziger Jahre aus wirtschaftlichen Gründen aufgeben.
Nebenstehendes Porträt ist eine Ausschnittvergrößerung aus einem Gruppenbild, vom Einsender benannt als »Die Mitglieder der Marienauer Molkereigenossenschaft von 1912«.



Robert Friesen

Wer 34 Jahre im Dorf Hauptlehrer war und danach auch immer wieder besuchsweise zu seinen Freunden zurückkehrte, kannte seine Pappenheimer und alle Geschichtchen, die dort kursierten: Max Hildebrandt schrieb die folgenden Verse.

DAT STURE PEERD

De Feldsche Fries' een Suupsack weer,
He soop sick väl de Koddre voll,
Keem he eenmoal noahm Derrp to Beer,
Ging emm dat meerschtens nich to doll.

Sien Foß denn anem Wollem (Walm) steiht,
Freert, schoort onn schettelt metem Kopp,
Onn wenn dat denn noa Hus eerscht geiht,
Denn rennt he strackswech em Galopp.

Doch manchmoal weer he städig (stur) sehr,
Emm kreeg dann keener vonem Fleck;
Denn hollp keen pietsche, schachte mehr,
He leet de Koar denn enem Dreck. -

De Fries' nu wedder soope had,
He steernduhn enne Schläde kreep,
Opp dem Gesäß nich faust he sät,
De Foß kajähr noa Hus foorts leep.

As dat nu suust so omm de Eck,
Onns Fries' koppheister ruter schoot,
Reet met sick Geißel onn uck Deck;
He lag eerscht stell, as weer he doot.

Doch kam he wedder bold to sick:
He sett sick an de Groawekant
Onn rollt sick en de Deck nu glick,
Nahm Gorrt staat Lien onn Pietsch torr Hand.

He glotzt nu noa de andre Sied:
Doar stunn, gleew he, sien krätscher Foß;
Doch weer dat eene olle Wied,
He schmeert se, »jäh!« bröllt he voll Boß.

Doa keem sien Noaber Knells värbie,
De wull emm foorts nu hellpe opp,
Doch Friese säd: »Loat senne mi,
Foat du de Foß man anne Kopp!

De Bock bleew niksch met mi hier stoahn,
Ek kreech emm nich tom loope rann,
De Kreet, de wull nich wiedergoahn,
Ek weet nich, Knells, waut fang eck an?« -

De Noaber lacht de Huck sick voll,
He freit sick lichtingsch ei der Dus.
Denn packt he Friesen biem Wischkoll,
Brocht emm, de Deck onn Pietsch noa Hus.

Keine schmeichelhaften Verse; aber wohl eine wahre Geschichte, die M. Hildebrandt aus Marjenau schrieb und auch drucken ließ. Da hatten wir dann neben den Schroedters auch bei den Friesen einen »dollen Robert«. Er würde bei diesen Zeilen - lebte er noch - ganz sicherlich schmunzeln und uns die gleiche Freude gönnen.

* * *

Nach Robert Friesen übernahm den Hof Julius **Harder**, der ihn aber auch schon bald wegen finanzieller Schwierigkeiten in der Inflation und unseligen Freistaatzeit wieder verkaufen mußte (Ausk. v. Artur Wiens).

Im Jahr 1929 nun erwarb das Grundstück Johannes **Bartsch**. Er kam aus Osterwiek, Kreis Danzig Land. Dort besaß sein Vater einen Hof, den aber der Bruder Friedrich bekam.
1933 starb seine erste Frau Charlotte, die zwei kleine Kinder hinterließ (Erika und Irmgard). In seiner zweiten Ehe mit Meta, geb. Lange, aus Hochzeit wurden noch zwei Mädchen geboren, Hilde und Traute.

Nach den Angaben von Hilde Beckmann, geb. Bartsch, hatte der elterliche Hof eine Größe von 45 ha. Zum lebenden Inventar gehörten 13 Perde, 10 - 11 Kühe (mitunter auch mehr), ca. 20 Schweine, Schafe und Jungtiere. Außerdem hatten sie an Federvieh Gänse, Enten, Hühner, Puten und Tauben.



Bild rechts: Johannes Bartsch und Frau Meta, geb. Lange, mit ihren vier Kindern Erika, Irmgard, Hilde und Traute;
hinten links: Küchenmädchen Emma;
hinten rechts: Stubenmädchen Frl. Seide.

Familiendaten der Besitzer:

David Fröse
*1836 +1886
∞
Susanna Quiring
*1826 +1896

Eltern: Heinrich Quiring
Anna, geb. Ollwitz

Kinder: Marie *1862
Anna *1864

Franz Knels
*1852
∞
Anna Fröse
*1864

Eltern: Jacob Knels
Anna, geb. Bartel
(Schöneich, Kr. Kulm)
Eltern: David Fröse
Susanna, geb. Quiring
(Marienau)

Kinder: Heinrich *1887
Anna *1888
Franz *1890

Robert Friesen
*1886
∞1910 in Niedau
Margarethe Froese
*

Eltern: Aron Friesen
Anna, geb. Fast

Eltern: Johann Froese
Renate, geb. Wiens

Kinder: Elsa *1911
Hans *1912
Margot *1913

Johannes Bartsch
*1899 +1945
∞1925 in I. Ehe
Charlotte Behrend
*1899 +1933

Eltern: Friedrich Bartsch
Johanna, geb.Lange
(Osterwiek)
Eltern: Gustav H. Behrend
Maria E., geb.
Schwichtenberg
(Müggenhahl)

Kinder: Erika *1931
Irmgard *1933

∞ 1934 in II. Ehe
Meta Lange
*1897 +1987

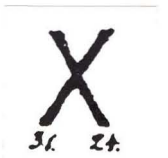
Eltern: Hermann Lange
Auguste,geb.Woelke
(Hochzeit)

Kinder: Hilde *1936
Traute *1939

Hof Nr 31

Gustav Fischer

BESITZER/	um	1830	Johann Bestvater	men.
Pächter:	um	1857	Gerhard Regehr	men.
	ab	1888	Adolf Enß	men.
	ab	1911	Johann Fischer	ev.
	ab	1916	Gustav Fischer	ev.



Hofmarke

Idyllisch an der Schwente gelegen, fand man bis zum 2. Weltkriegs diesen mittelgroßen Langhof.

Der erste uns mit vollem Namen bekannte Besitzer war um 1830 Johann **Bestvater**. Wie wir aus dem ev. Kirchenbuch entnehmen, wurde 1828 »im Schwente-Feld dem Mitnachbar Johann Bestvater von dessen Ehefrau Kaethe, geb. Froese, ein Sohn geboren, der den Namen Johann führen« sollte.
Der Name Bestvater taucht aber schon hundertfünfzig Jahre früher in Marienau auf. So ließ bereits 1685 ein Jacob Bestvater, Schuster in Marjenau, sein Töchterlein Anna Maria taufen und ins ev. Kirchenbuch eintragen.
In der Mitgliederliste der Großwerderschen Brandordnung steht ebenfalls ein Jacob Bestvater, dem 1727 drei Hufen Land gehörten. Drei Jahre später stiftete er, der »Mitnachbar auf Marienauer-Feld« war, der ev. Kirche eine silberne Kanne, wie im Kirchenbuch berichtet wird. Und im Jahre 1751 »zur Fastenzeit hat Fr. Cordula Bestvaterin das obere Theil des Altars mit schwartzem Tuch bekleiden laßen«.

1789 gab es einen Johann Bestvater mit 2 Hufen und 2 Morgen Land, der gewiß der Vater des Hofbesitzers gleichen Namens von 1830 war. Auch 1850 weist die Kalende-Liste Johann B. noch als Besitzer dieses Hofes aus. Die Familie Bestvater gehörte zur friesischen Mennonitengemeinde in Orlofferfelde.



Im Jahr 1857 heiratete die Tochter des Hofbesitzers, Anna Bestvater, den Gerhard **Regehr** aus Ladekopp, der dann den Hof übernahm.

Ein Antrag zum Bau der Kreisstraße nach Tiegenhof trägt seine Unterschrift. In seiner Ehe wurden sechs Kinder geboren, von denen zwei Söhne zehn- und vierzehnjährig 1879 in der Schwente ertranken.Die übrigen vier heirateten nach Niedau.

1 8 8 8 wurde Adolf **E n ß** der nächste Hofbesitzer, der ein Bruder von Hermann Enß (Hof Nr. 1) war. Er wurde 1894 zum mennonitischen Lehrer und Prediger der Gemeinde Rosenort gewählt und übte dieses Amt über dreißig Jahre lang aus. Bei ihm wuchs sein Neffe Artur Wiens sen. (Hof Nr. 7) auf, weil dessen Vater in Tiege sehr früh verstorben war.
Adolf Enß war mit seiner Cousine Catharine, geb. Enß, verheiratet und hatte zwei Kinder. 1911 starben kurz nacheinander seine Frau sowie seine Tochter Frieda. Danach verkaufte er den Hof und zog zunächst nach Kl.Mausdorf.
1913 starb auch sein Sohn Hugo. Adolf Enß heiratete in zweiter Ehe die verwitwete Marie Reimer, geb. Froese, mit der er später nach Elbing zog. Er starb 1930 und wurde auf dem mennonitischen Friedhof in Rosenort begraben, wo die Gräber von Adolf und Marie E. noch lange Zeit von der Familie Wiens gepflegt wurden.



Adolf Enß

Nachfolger auf diesem Hof wurde **Johann F i s c h e r .** Dieser wird in den Kreisausschuß-Akten, die Jagdverhältnisse im Kreis Marienburg betreffend, 1911 als Jagdpächter in Marienau genannt.

1916 heiratete der Sohn **Gustav F i s c h e r** Mathilde Jochem und übernahm den Hof. Er wurde »Schwenten-Fischer« genannt im Unterschied zum »Brücken-Fischer«, dem Gastwirt neben der Brücke nach Tiege. Fischers hatten vier Kinder, drei Söhne und eine Tochter.

Zum Hof machte Willy Fischer, Sohn von Gustav Fischer, folgende Angaben (Stand 1939):

»Fläche: 79 kulmische Morgen (ca. 45 ha)
Beschäftigte: a) Inhaber und 3 Familienangehörige
b) 6 ständige fremde Arbeitskräfte
c) Polnische Saisonarbeiter
Gebäude: a) Wohnhaus - Schurzbohlenhaus mit Stall als Langhof verbunden
c) Scheune - Holzbau
d) Speicher - Holzbau
Bodennutzung: a) Acker - Güteklasse I ca. 50 Morgen (Raps, Weizen, Rüben, Hafer, Bohnen, Kartoffeln)
b) Wiesen - 29 Morgen
Lebendes Inventar: 12 Arbeitspferde, Jährlinge, Fohlen, Hengst; 14 Milchkühe, Bulle, Jungvieh; Schweine, Schafe; Hühner, Gänse, Enten;
Maschinelle Ausrüstung: Ackergeräte, Wagen, Schlitten, Lokomobile, Dreschkasten, Strohpresse, Häckselmaschine, Grasmäher, Schrotmühle.«



Gustav Fischer und Frau Mathilde

1941 mußte Gustav Fischer seinen Hof aufgeben, weil geplant war, über dieses Grundstück die Autobahn Berlin-Königsberg zu führen. Das nicht verplante Land kauften zu einem Teil Ernst Esau (Hof Nr. 24) und zum anderen Anna Penner (Hof Nr. 28). Gustav Fischer übernahm in Warnau bei Marienburg einen neuen Hof. Zum Autobahnbau kam es allerdings nicht mehr.

Familiendaten der Besitzer:

Johann Bestvater Eltern: Hans Bestvater
*1787 +1870 ? verw. Hein
∞
Katharina Susanna Froese Eltern: Abraham Froese
*1803 +1877 Maria, geb. Funk
(Stobbendorf)

Kinder: u.a.
Johann *1828
Anna *1833

Gerhard Regehr Eltern: Gerhard Regehr
*1821 +1900 Katharina,geb.Sudermann
∞1857 (Ladekopp)
Anna Bestvater Eltern: Johann Bestvater
*1833 +1904 Katharina S., geb. Froese
(Marienau)

Kinder:
Gerhard *1858
Johannes *1864
Gustav *1865
Hermann *1869
Albert *1871
Anna *1875

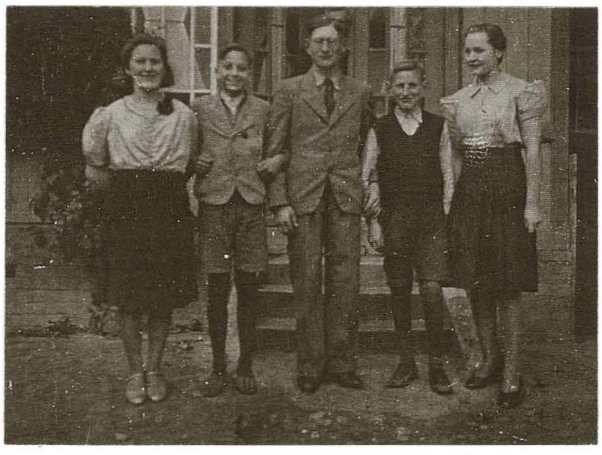
Adolf Enß Eltern: Peter Enß
*1863 +1930 Gertrude,geb. Conrad
∞ in I. Ehe 1888
Catharine Enß Eltern: Michael Enß
*1861 +1911 Catharina, geb. Esau

Kinder: Hugo *1889 +1913
Frieda *1892 +1911

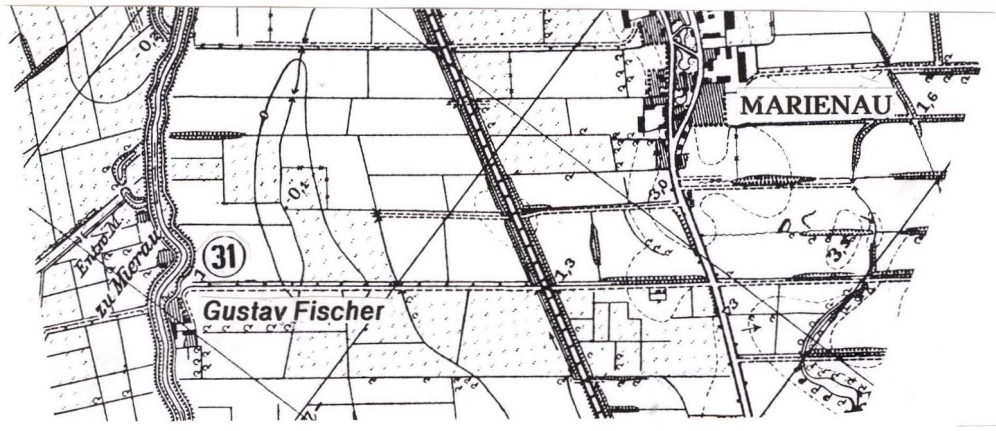
∞ in II. Ehe 1915
Marie Froese, verw. Reimer

Gustav Fischer Eltern: **Johann Fischer**
*1887 +1971 Henriette, geb. ?
∞ 1916
Mathilde Jochem Eltern: Gustav Jochem
*1894 +1984

Kinder: Willy *1917
Hugo *1920
Elsa *1924
Gustav Adolf (genannt Gert) *1927



v.l.: Elsa Fischer, ein Ferienjunge, Hugo Fischer
Gustav (Gert) Fischer, Hilde Mirau (angestellt
b. Penner/ Wiebe Hof Nr.28)



Hof Nr 32

Johann Hausmann

BESITZER/ Pächter:	ab 1760	Johann Klempnauer	
	ab 1800	Erdtmann Wunderlich	
	um 1830	Salomon Meier	ev.
	um 1870	Richard Jacobsen	ev.
	vor 1910	August Wiens	men.
	ab 1910	Otto Schritt	ev.
	ab 1930	Johann Hausmann	kath.
		Wohnhaus:	
	um 1920	Emil Enß	men.
	ab 1929	Gerhard Enß	men.
	ab 1935	Heinrich Blesin	kath.



Hofmarke

Dies war ein kleiner Bauernhof an der Straße nach Tiegenhof, auf dessen Grund und Boden die älteste der beiden Kornwindmühlen im Dorf 1760 erbaut wurde. Über die Umstände damals haben wir weiter vorne im Buch berichtet.
Der erste Mühlenpächter war Johann **Klempnauer**.

»Den 18. August 1800 wurde diese Mühle dem Erdtmann **Wunderlich** nebst 1 Morgen kulmisch Obst- und Geköchsgarten ... vererbpachtet« (Dormann). Wann die Mühle nebst Grundstück in Eigentum überging, konnte nicht ermittelt werden.

Salomon **Meier** jedenfalls war schon Besitzer dieses Grundstücks, sowohl im Jahre 1830 als auch noch 1850 (Kalende-Listen d. kath. Kirche). Nach den Aufzeichnungen des ev. Pfarrers Zimmermann aus dem Jahre 1838 war Salomon Meier nicht nur »Guts- und Mühlbesitzer« in Marienau, sondern auch »Schulz und Kirchvorstand«.
Ein Grabstein auf dem kath. Friedhof erinnert noch an diese Familie. »Hier liegt begraben Maria Elisabeth Meier, geb. Preuß, geb. 1774, gest. 1834«, vermutlich die Mutter des Besitzers.



Um 1870 war Richard **Jacobsen** Besitzer dieses Hofes. Im ev. Kirchenbuch wird er 1875 Jacobson genannt. Ob er auch Besitzer der Mühle war, konnte nicht nachgewiesen werden, ist aber anzunehmen.

Dann erfahren wir erst wieder 35 Jahre später durch die Aufzeichnungen des Mühlenbesitzers Robert Domanski von diesem Hof. 1910 war August **Wiens** der Besitzer, dem auch die Mühle gehörte, die er aber im selben Jahr an Otto Schritt verkaufte.
Er besaß um 1910 auch eine der zwei Lohndreschmaschinen von Marienau, zu deren Besatzung rund zwanzig Mann gehörten. Das Dreschen war den Winter über die einzige Verdienstmöglichkeit für Freiarbeiter und kleinere Handwerker (R. Domanski).

Anfang der zwanziger Jahre verkaufte August Wiens auch sein Land an die umliegenden Bauern (Artur Wiens, Willy Dyck und Heinrich Heidebrecht) und riß Stall und Scheune ab. Nur das Wohnhaus mit Remise blieb stehen. Vom Erlös, mit dem er seinen Lebensabend finanzieren wollte, blieb ihm durch die Inflation jedoch nur ein Bruchteil.

Seit1908 hatte der Müllermeister Otto **Schritt** als Angestellter in der Mühle gearbeitet. Er hatte vorher einen eigenen Mühlenbetrieb besessen, zuerst in Nickelswalde und dann in Tiegenhagen. Als er aber eine größere Menge Weizen gekauft hatte und der Preis hierfür innerhalb kurzer Zeit auf ein Minimum sank, war er finanziell ruiniert und mußte seine Mühle verkaufen.



von rechts: Großmutter Anna Schritt, Otto Schritt, Tochter Alice, Bertha Schritt

In Marienau ließ er sich neben der Bockmühle ein massives Wohnhaus bauen, das 1909 bezugsfertig wurde. Während der Bauzeit stellte ihm Reinhold Lietz (Hof Nr.21) sein Altenteilshaus zur Verfügung. Ein Jahr darauf bot August Wiens ihm die Mühle zum Kauf an zusammen mit einem 'kleinen Morgen' Land für Kartoffeln, Rüben und etwas Getreide.
Seit 1910 war er dann wieder Mühlenbesitzer und hatte viel Arbeit, da auch Bauern aus Tiege und Rückenau ihr Korn brachten. Es wurde entweder zu Mehl gemahlen, oder es wurde Schrot oder Grütze daraus gemacht.
1914 bei Kriegsbeginn wurden die Schrotmühlen bei den Bauern plombiert. Sie erhielten Mahlkarten für die Zuteilung von Mehl und Schrot durch den Müller. Es fanden auch Kontrollen statt. Einmal wurde Otto Schritt von einer Frau im Dorf angezeigt wegen Schwarzausgabe von Weizenmehl - er erhielt zwei Monate Arrest (Angaben d. Tochter Alice).
Otto Schritt kaufte jedes Jahr 80 Zentner Kohlen für den Winter, die mit Lastkähnen auf der Schwente bis zum Flußhafen beim Brückenfischer gebracht wurden.
Als 1922 seine Frau starb, führte ihm die vierzehnjährige Tochter Alice den Haushalt, bis er 1925 wieder heiratete. Im Jahre 1930 verkaufte er dann sein Mühlengrundstück und zog nach Neuteicherhinterfeld.



von rechts: Johann Hausmann, Elisabeth Hausmann, Sohn Benno, Herm. Kutschinski, Tochter Martha

Johann **Hausmann** und seine Frau Elisabeth, die aus Marienau stammten, hatten 1912 in Neuteicherhinterfeld eine Landwirtschaft gekauft. 1930 tauschten sie diese gegen die Mühle von Otto Schritt ein.
Zu dieser gehörten das Wohnhaus mit Stall, ein Maschinenhaus, ein Getreidespeicher und ein Morgen Land, der zwischen dem Hof von Hermann Reimer und der Mühle lag. Zusätzlich hatte er Pfarrland gepachtet, 1935 waren es 2 ha.
Hans Hausmann, Enkel des Müllermeisters, schreibt dazu weiter: »Auch Pferd und Wagen gehörten zur Mühle, womit das Mehl ausgefahren wurde, z.B. zum Bäcker Meckelburger.
Mein Opa hatte in Marienau auch die Aufgabe, bei Entbindungen die Hebamme zu fahren, die er von Ladekopp mit seinem Spazierwagen holen mußte.«
J. Hausmann behielt den Mühlenbetrieb bis zur Flucht.

Das Wiens'sche Wohnhaus

Anfang der zwanziger Jahre kaufte von August Wiens **Gerhard Enß** (Hof Nr. 27) das Haus mit Grundstück für seinen verheirateten Sohn Emil. Hier wohnte dieser mit seiner Frau und den beiden Kindern Anneliese und Gertraut. Auf dem Grundstück befand sich ein großer Garten und im Hinterhof ein Ziehbrunnen und zwei mächtige Kastanien. Emil Enß beschäftigte sich hier u.a. mit Bienenzucht und baute einen Stock von 80 Völkern auf.



1929 konnte **Emil Enß** den elterlichen Hof übernehmen. Vater und Sohn tauschten die Wohnung, und so wurde dieses das Rentierhaus für Gerhard Enß und seine Frau Catharine. Als er pflegebedürftig wurde, zogen sie zurück auf den Emil Enß-schen Hof (Angaben von Gertraut Woelcke, geb. Enß).

Das Rentierhaus aber gehörte seit 1935 Heinrich **Blesin**. Der Landrat Jansson aus Tiege, ein Schulkamerad von ihm, war beim Kauf des Hauses behilflich gewesen. Familie Blesin wohnte bis 1945 darin (Angaben von Eva Smukal, geb. Blesin).
1936 zog Polizeiwachtmeister Fritz Neubauer mit seiner Familie in dieses Haus und blieb bis 1941. Auch eine Familie Gustav Braun hatte hier ihre Wohnung, und Gemeindeschwester Ida Bigalski wohnte im ersten Stock (Angaben von Günther Neubauer).

Familiendaten der Besitzer:

Otto Schritt
*1872 +1950
∞ in I. Ehe Bertha Prohl
*1877 +1922
Kinder: Erich *1897
Gustav *1900
Alice *1908
∞ in II. Ehe Helene Ediger
*1894
Tochter: Elfriede *1926

Die Familiendaten von
Gerhard und **Emil Enß**
siehe Hof Nr. 27.

Johann Hausmann
*1873 +1965
∞
Elisabeth Löpke
*1875 +1965

Kinder: Elisabeth *1895
Johann *1900
Paul *1902
Bernhard *1906
Bruno *1910
Albert *1913
Martha *1915
Benno *1918

Heinrich Blesin
*1889 +
∞
Maria Ewler
*1893 +

Kinder: Bernhard *1915
Eva *1919
Friedel *1921
Charlotte *1923
Gertrud *1925
Heinz *1928
Hugo *1929
Willy *1931
Brigitte *1935

Hof Nr 33

Hermann Reimer

BESITZER/	um 1818	David Enß sen.	men.
Pächter:	um 1855	David Enß jun.	men.
	um 1860	Aron Reimer sen.	men.
	bis 1914	Aron Reimer jun.	men.
	ab 1914	Hermann Reimer	men.



HOFMARKE

Dieser Langhof im Mühlenfeld zur Linken am Weg nach Tiegenhof gehörte Anfang des 19. Jahrhunderts einer Familie Enß, und der erste nachgewiesene Besitzer war David **Enß sen.** Seinem Vater Abraham, der laut ev. Kirchenbuch ebenfalls Mitnachbar auf Marjenauer Feld war, gehörte wahrscheinlich auch schon derselbe Hof.
In der Pächterliste der kath. Kirche von 1818 steht, daß David Enß sen. neun Morgen Land zu einem Zins von 67 Reichstalern und 45 Silbergroschen gepachtet hatte. Pächter dieser 9 Morgen blieb er zumindest bis 1835. In jenem Jahr bekam er die Auflage, das Land die ersten zwei Jahre zu pflügen und im dritten zu weiden.
David Enß sen. war verheiratet mit Margarethe Enß, die zusammen vier Kinder hatten. Margarethe starb 1826 schon mit 34 Jahren. Die zweite Ehe mit Justine Bergen blieb kinderlos.

Nachdem auch sie 1848 verstorben war, übernahm der Sohn David **Enß jun.** den Hof. Er wurde aber nur 33 Jahre alt.



Seine Witwe Susanna heiratete Aron **Reimer sen.** Auch er unterschrieb 1870 den Antrag zum Kreisstraßenbau.
1889 oblag ihm als »Mühlenherr« die Verwaltung der Windschöpfwerke in Marienau. Dieses Amt hatte er 1876 übernommen.

Von ihm erbte der Sohn gleichen Namens, Aron **Reimer jun.**, den Hof. Dessen Ehe mit Helene Esau aus Zeyersvorderkampen blieb kinderlos.

Er verkaufte seinen Hof 1914 an Hermann **Reimer**, mit dem er nicht verwandt war, und zog mit seiner Frau nach Elbing.

Folgende Angaben zum Hof machte Ernst, Sohn von Hermann Reimer:
»Der Hof hat 120 000 Goldmark gekostet. Er war 1777 als Winkelhof gebaut, und es gehörten 37 ha Land dazu. Das Wohnhaus war ein Schurzbohlenhaus mit Beischlag und einem Vorbau zur Gartenseite. Das Haus hatte fünf Zimmer und Küche, Speisekammer, Leute-Eßraum und Mädchenzimmer. Oben waren noch zwei Zimmer, eines davon ausgebaut.

Der Stall war zu zwei Dritteln gemauert und die Scheune ein Holzbau. Alle Gebäude waren mit Reet eingedeckt. Später wurde eine Brandmauer zwischen Wohnhaus und Stall gezogen, und das Haus bekam ein Ziegeldach. Etwa um 1930 wurden ein Getreidespeicher und ein Schweinestall als Holzbauten mit Ziegeldach errichtet. Die Scheune wurde durch ein neues alleinstehendes Gebäude von der Größe 20 x 30 x 9 Meter aus Holz mit einem Teerpappendach ersetzt.
Im Dorf lag das zum Hof gehörige Insthaus, ein Ziegelbau mit Reetdach, das aber 1942 abbrannte. Außerdem gehörte ein Obst- und Gemüsegarten zum Hof.



Frieda und Hermann Reimer









oben: Liesbeth und Käthe; unten: Erich und Ernst

Beschäftigte Personen: Inhaber und 3 Angehörige

Bodennutzung:
Weizen, Raps, Futter- und Zuckerrüben, Erbsen, Gerste, Hafer, Leinen und Spinat (Saatgut)

Lebendes Inventar:
8 Pferde, 2 Jährlinge, 2 Fohlen, 14 Milchkühe, 2-3 Bullen (Zucht), 10 Jungrinder; 8 Schweine, 4 Schafe; 17 Hühner und Hähne

Arbeitsgerät:
1 Dreschkasten, 1 Presse, 1 elektr. Motor (21 PS), 1 Stein- und 1 Walzenschrotmühle, 1 Selbstbinder, 1 Getreidemäher mit Ableger, 1 Grasmäher, alle notwendigen Ackergeräte und Wagen«

Hermann Reimer wurde wegen seiner Bullenzucht auch Bullen-Reimer genannt. Er hatte viele Ehrenämter: Feuerversicherung, Deichgenossenschaft Marienau-Niedau, Bauerngenossenschaft und die Gemeindekassen-Verwaltung.

David Enß sen.
*1789 +1866
∞ in I. Ehe
Margarethe Enß
*1792 +1826
Kinder: Abraham *1819
Justine *1820
Margarethe *1823
David *1824

Eltern: Abraham Enß
Sara , geb. Penner
(Marjenauer Feld)
Eltern: Peter Enß
Justine, geb. Friesen

∞ in II. Ehe
Justine Bergen
*1788 +1848
keine Kinder

Eltern: Johann Bergen
Maria, geb. Greb

David Enß jun.
*1824 +1857
∞
Susanna Loewen
*1825
Kinder: Anna *1856
David *1857
∞ 1858 in II. Ehe
Aron Reimer sen.
*1829
Kinder: Catarina *1859
Helene *27.1.1861
Marie *27.1.1861
Aron *1862

Eltern: David Enß sen.
Margarethe, geb.Enß
(Marienau)
Eltern: Daniel Loewen
Catharina, geb. Dück

Aron Reimer jun.
*1862
∞ 1895
Helene Esau
*1865

keine Kinder

Eltern: Aron Reimer sen.
Susanna, geb.Loewen

Eltern: Jacob Esau
Marie, geb. Janzen
(Zeyersvorderkampen)



Hermann Reimer
*1890 +1979
∞1914
Frieda Jantzen
*1892 +1992

Kinder: Liesbeth *1916
Käte *1918
Erich *1919
Ernst *1920

Eltern: Johann Reimer
Margarete, geb. Peters
(Fürstenwerder)
Eltern: Jakob Jantzen
Luise, geb. Bergmann



Hof Nr 34

Dieser Hof im Mühlenfeld ist vermutlich zwischen 1781 und 1830 aufgelöst worden. Er hat noch eine Hypotheken-Nummer (Nr. 27) erhalten, jedoch wird er in der Kalende-Liste von 1830 nicht mehr geführt. Auch die Hofmarke ist uns nicht überliefert.

Hof Nr 35

B i e l f e l d t

BESITZER/ Pächter:	um 1818	Witwe Wiebe	vermutl. men.
	um 1840	Geschw. Wiebe	vermutl. men.
	um 1849	Cornelius Wiens	men.
	bis 1862	Cornelius Regier	men.
	um 1870	Jacob Buschmann	men.
	um 1910	Ernst Bielfeldt	ev.
	bis 1945	Hedwig Bielfeldt	ev.
		(Artur Bielfeldt)	ev.



Hofmarke

In der Kalende-Liste der kath. Kirche von 1830 steht eine **Witwe W i e b e** als Eigentümerin dieses Grundstücks. 1789 hatte Jacob Wiebe einen Hof mit 22 Morgen, bei dem es sich um den gleichen Hof gehandelt haben könnte.
Zu ihrem eigenen pachtete Frau Wiebe noch Pfarrland hinzu. 1818 schloß der kath. Pfarrer mit der »Wittwe Wieben« einen Pachtvertrag über 8 Morgen, 176 Ruten zu einem Zins von 57 Reichstalern und 72 Silbergroschen ab. Dieses Pachtland behielt sie zumindest bis 1835, als der Vertrag sie dazu verpflichtete, jeweils im ersten und zweiten Jahr zu pflügen und im dritten auf diesem Land weiden zu lassen.

Die Kalende-Listen von 1840 - 43 nennen als Eigentümer die **Geschwister W i e b e**, sicherlich die Kinder der Witwe.



1849 wechselte der Besitzer. Der neue war ein Cornelius **W i e n s**.

Danach übernahm den Hof Cornelius **R e g i e r**, der mit Margarethe, geb. Rahn, verheiratet war. 1862 gab er den Hof wieder auf und zog mit Familie nach Schönsee.

Nachfolger wurde Jacob **B u s c h m a n n**, der 1862 in Rosenort Elisabeth Siemens geheiratet hatte. 1886 wurde er zum mennonitischen Prediger gewählt. Auch er hat 1870 einen Antrag zum Bau der Kreisstraße nach Tiegenhof mitunterzeichnet. 1889 oblag ihm das Amt eines Schöffen. Buschmanns hatten fünf Kinder, von denen drei, u.a. ein Zwillingspaar, schon kurz nach der Geburt starben. Der Sohn Gerhardt wurde Organist. Im Jahre 1905 starb Jacob Buschmann.

Nun übernahm **Ernst B i e l f e l d t** diesen Hof. Es ist ein Langhof, Wohnhaus und Stall durch eine Brandmauer getrennt, die 1913 durch »Ausnahme-Baukonsens für die Anlage einer Tür« durchbrochen werden durfte.

Ernst Bielfeldt war verheiratet mit Hedwig, geb. Wiens (*1882), und sie hatten drei Kinder.



Meta und Artur Bielfeldt

Nachdem Ernst Bielfeldt in den dreißiger Jahren verstorben war, wurde seine Witwe **Hedwig Bielfeldt** Hofbesitzerin.
Bewirtschaftet haben den Hof ihr Sohn **Artur** und dessen Frau Meta, geb. Heinrichs, deren Sohn Klaus Hoferbe werden sollte. 1944 ist Artur B. bei der Invasion in der Normandie gefallen. Seine Mutter Hedwig B. ist auf der Flucht ums Leben gekommen und im Febr. 1945 in Zoppot beerdigt worden.

An der Straße nach Rückenau auf Bielfeldtschem Land stand ein Haus, das dem Straßenwärter Kinser (fr. Kinserowski) gehörte, der für die Strecke von Rückenau bis Brodsack zuständig war (Ausk.v. Robert Domanski).



Sohn Klaus Bielfeldt

Frau Meta Bielfeldt, Witwe von Artur B., machte zum Hof folgende Angaben:

»Fläche:	15,71 ha	
Beschäftigte Personen:	Inhaber und 2 Familienangehörige, 2 ständige fremde Mitarbeiter; 5 Saisonarbeiter	
Gebäude:	Wohnhaus und Stallgebäude massiv mit Glasveranda (mit Ziegeln gedeckt)	
	Scheune - Holzbau (Dach aus Teerpappe)	
Gelände:	Obst- und Gemüsegarten	0,25 ha
	Hof- und Wegefläche	1,35 ha
	Viehweide	4,50 ha
	Ackergelände	9,61 ha
Bodennutzung:	Getreide, Raps, Zuckerrüben, Futterrüben, Kartoffeln	
Lebendes Inventar:	8 Kühe, 1 Färse, 2 Kälber; 4 Ackerpferde, 1 Fohlen; 8 Schweine, 25 Hennen, 15 Gänse	
Maschinelle Ausrüstung:	Drillmaschine, Pflüge, Ackerwagen, Schlitten, Grasmäher, Häckselmaschine.«	

Laut Auskunft von Gertraut Wölcke, geb. Enß, hatten Bielfeldts deshalb verhältnismäßig große Wirtschaftsgebäude, weil sie immer viel Land von der kath. Kirche gepachtet hatten.

Familiendaten der Besitzer:

Jacob Buschmann
*1835 +1905
∞ 1862
Elisabeth Siemens
*1834 +1914

Eltern: Jacob Buschmann
Catarina, geb.Wiebe

Eltern: Hermann Siemens
Helene, geb. Penner

Kinder:
Marie *1863
Gerhardt *1864
Jacob *1867
Hermann *1867
Elisabeth *1869

Artur Bielfeldt
*1909 +1944
∞ 1938
Meta Heinrichs
*1909

Eltern: **Ernst Bielfeldt**
Hedwig, geb. Wiens (Marienau)

Eltern: Johannes Heinrichs
Justine, geb. Rings (Neustädterwald)

Sohn: Klaus *1938

Geschwister von Artur Bielfeldt:
Kurt *1908 +1962 in Vechta/Old.
Erna *1913

Hof Nr. 36

Gerhard Fast

BESITZER/ Pächter:	um 1830	Aron Peters sen.	men.
	ab 1862	Aron Peters jun.	men.
	ab 1868	Johann Penner	men.
	ab 1872	Abraham Penner	men.
	ab 1887	Martin Bergmann	men.
	ab 1911	Gerhard Fast	men.



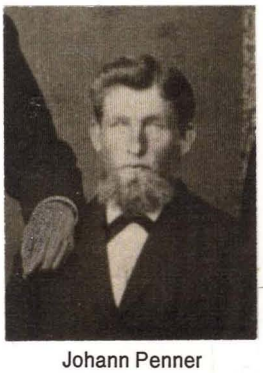
Hofmarke

Der Hof Nr. 36 war ein Langhof mit separater Scheune und einer Größe von 35 - 40 ha. Er lag im Mühlenfeld rechts der Straße nach Tiegenhof mit einem nur kurzen Ausweg, einseitig von Pappeln besetzt.



1830 war **Aron Peters sen.** aus Mierauerwalde der Besitzer dieses Hofes, wie die Kalende-Liste der kath. Kirche dokumentiert.
Seine erste Ehe mit Maria Enß war kurz und kinderlos. 1835 heiratete er in zweiter Ehe Helene Warkentin vom Hof Nr. 37. Aus dieser Ehe ist nur ein Sohn bekannt, wieder ein Aron.
1838 wurde Aron Peters sen. zum mennonitischen Lehrer und Prediger gewählt. Dieses Amt übte er 23 Jahre lang aus.

Er starb im Jahre 1861. Sein Grab und das seines Sohnes Aron sind auf dem katholischen Friedhof in Marienau bis heute erhalten geblieben. Zwei kunstvoll gemeißelte Grabsteine stehen nebeneinander, und der Grabstein von Helene Peters, geb. Warkentin, lehnt an der hinteren Kirchenwand.



Johann Penner



Emilie Penner, geb. Toews

Nach dem Tode seines Vaters übernahm **Aron Peters jun.** den Hof. Er heiratete 1862 Emilie Toews aus Pordenau. Doch schon vier Jahre später starb er. Er hinterließ die Witwe mit zwei kleinen Kindern.

Im Jahre 1868 heiratete die Witwe Emilie Peters, geb. Toews, den **Johann Penner** aus Einlage. Auch er hat 1870 den Antrag zum Bau der Kreisstraße nach Tiegenhof unterschrieben.
Er bewirtschaftete diesen Hof in Marienau aber nur vier Jahre lang. Im Jahre 1872 zog er mit seiner Familie nach Irrgang, wo er einen anderen Hof übernahm.

Hier wurden Penners noch weitere sieben Kinder geboren, von denen drei Söhne (Emil, Walter und Gustav) später drei Töchter (Anna, Minna und Wanda) von Hermann Enß (Hof Nr. 1) heirateten.

Nebenstehendes Bild:

Familie Johann Penner im Jahre 1885
von links:
Anna (*1879)
Emil (*1872)
Emilie, geb. Toews, verw. Peters
Gustav (*1884)
Johannes (*1868)
Johann Penner
Willi (*1883)
Heinrich (*1881)
Aron Peters, Sohn aus 1. Ehe (*1864)
Margarethe (*1873)



Der nächste Besitzer war **Abraham P e n n e r** . Er war verheiratet mit Agnetha, geb. Siemens, einer Verwandten des Vorbesitzers. Sie kamen aus Zeyersvorderkampen, wo sie auch schon einen Hof besessen hatten. Dort wurden fünf ihrer sechs Kinder geboren. Nur Marie kam 1881 in Marienau zur Welt.

Danach übernahm den Hof Martin **B e r g m a n n** . Er hatte 1887 in Elbing-Ellerwald Marie, geb. Martens, geheiratet. Da ihre Ehe kinderlos blieb, hatten sie Helene Pauls (*1883) als Pflegetochter angenommen.

Im Jahre 1911 heiratete Gerhard **F a s t** Agathe Dyck, die vermutlich mütterlicherseits verwandt war mit dem Vorbesitzer, und wurde Nachfolger auf diesem Hof. Ihre Ehe blieb kinderlos.
Er bewirtschaftete den Hof von 1911 bis zur Flucht 1945. Der Hof war 40 ha groß (Ausk.v. Artur Wiens). Zusätzlich pachtete er laufend Pfarrland von der kath. Kirche, 1935 waren es 8 ha.



Ehepaar Gerhard und Agathe Fast
Am Tag ihrer Diamantenen Hochzeit 1971

Gertraut Woelcke, geb. Enß, die häufig bei Fasts zu Besuch war und das Ehepaar und den Hof darum gut kannte, schreibt uns aus Kanada folgendes:

»Gerhard und Agathe Fast waren ein ruhiges, freundliches Ehepaar. Sie waren kinderlos, darum nahmen sie mit den Jahren das Kind ihrer Stütze Jette in das Haus, Erna Sinselewski. Wie ich hörte, ging sie nach dem Krieg nach Schweden und hat dort gut geheiratet.
Gerhard war ein großer Pferdeliebhaber. Diese brachten ihn auch treu von Geselligkeiten (Krug) nach Hause. Im Nachbarverkehr kamen wir auch regelmäßig weiter mit Fasten zusammen, obwohl wir 1929 vom Mühlenins Schwentenfeld gezogen waren. Da durften wir Kinder sogar dabei sein.
Gerhard Fast und Frau Agathe ruhen nun beide auf dem Friedhof in Enkenbach. Für uns leben sie fort im Mosaik der Erinnerung an Marienau als Teil unserer Kinder- und Jugendzeit, verwachsen mit dem Werderboden.«
Und zum Hof schreibt sie:

»Es war ein stattlicher Hof, umgeben von großen Bäumen. Er bestand aus dem Wohnhaus, mit dem Stall verbunden, einer Querscheune, die in der Diele einen Holzfußboden hatte, und einem Speicher, wo Wagen und Maschinen untergestellt waren und im Obergeschoß das Korn lagerte.
Das Wohnhaus war ein Schurzbohlenhaus, mit Dachpfannen gedeckt. Vorne war eine schöne Glasveranda mit bunten Scheiben angebaut und zum Garten hin eine kleine offene Vorlaube. Eine Kate, die zum Hof gehörte, stand im Dorf.



Nachkriegsaufnahme vom Wohnhaus mit Stall

Ständige Arbeitskräfte:
1 Mann,1 Bursche,1 Mädchen, außerdem Saisonarbeiter;
Maschinelle Ausrüstung: Dreschkasten, Presse, Lokomobile, Steinschrotmühle, Selbstbinder, Heuwender, Wagen und Ackergeräte;
Viehbestand: 8 Pferde, 2 Jährlinge, 2 Fohlen, 10 Kühe, 3 Fersen, Kälber, 10 Schweine pro Jahr, Hühner und Gänse«.

Familiendaten der Besitzer:

Aron Peters sen. Eltern: Johann Peters
*1801 +1861 Catharina, geb. Penner
oo in I. Ehe (Mierauerwalde)
Maria Enß Vater: Johann Enß

oo in II. Ehe 1835
Helene Warkentin Eltern: Peter Warkentin
*1810 +1874 Margarethe, geb. Dück
(Marienau)
Sohn: Aron *1836

Aron Peters jun. Eltern: Aron Peters sen.
*1836 +1866 Helene, geb. Warkentin
oo1862 (Marienau)
Emilie Toews Eltern: Peter Toews
*1843 +1921 Margarete,geb.Warkentin
Kinder: Adolph *1863 +1868 (Pordenau)
Aron *1864
oo in II. Ehe 1868
Johann Penner Eltern: Peter Penner
*1832 +1906 Maria, geb. Bergmann
Kinder: Johannes *1868 (Einlage)
Helene *1870 +1871
Weitere 7 Kinder in Irrgang geboren.

Abraham Penner Eltern: Martin Penner
*1836 +1917 Louise, geb. Busenitz
oo1862 in Rosenort
Agnetha Siemens Eltern: Hermann Siemens
*1839 +1932 Helene, geb. Penner

Kinder: Helene *1863
Hermann *1864
Louise *1866
Wilhelm *1869
Johannes *1871
Marie *1881

Martin Bergmann Eltern: Julius Bergmann
*1845 +1913 Marie, geb. Buschmann
oo 1887
Marie Martens Eltern: Peter Martens
*1855 +1933 Maria, geb. Friesen

Gerhard Fast Eltern: Gerhard Fast
*1885 +1977 Maria, geb. Wiens
oo 1911
Agathe Dyck Eltern: Peter Dyck
*1885 +1975 Margarethe, geb.
keine Kinder Bergmann

Hof Nr 37

Erich Heidebrecht

BESITZER/ Pächter:	um 1800	Cornelius Warkentin	men.
	um 1809	Peter Warkentin	men.
	um 1830	Witwe Marg.Warkentin	men.
	um 1864	Martin Andres	men.
	um 1875	Gerhard Driedger	men.
	um 1910	Heinrich Heidebrecht	men.
	um 1938	Erich Heidebrecht	men./ ev.



Hofmarke

Die Vorlaube dieses Schurzbohlenhauses wurde im Jahre 1800 von **Cornelius Warkentin** gebaut, und so stand es am Laubenbalken:

»Cornelius Warkentin Bauherr Anno 1800 Peter Gerbrandt Baumeister«

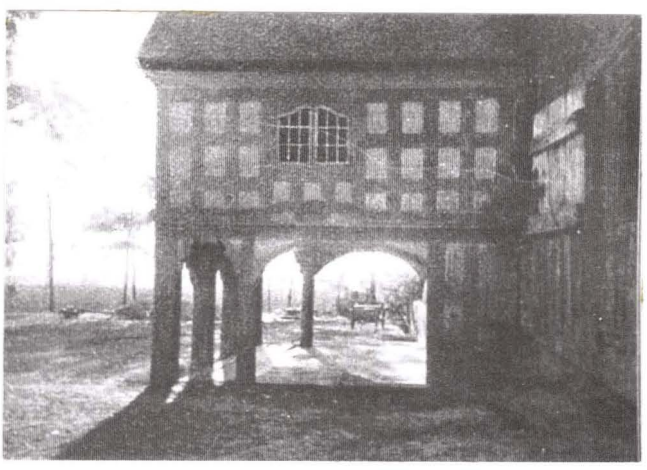
Ein alter Hof, ein Winkelhof, sehr stilvoll und geschlossen. Haus und Stall bildeten das Kernstück des eigentlichen Langhofs, wo sich die Stallräume an die Kammern des Wohnhauses anschlossen.
Die Scheune, in den älteren Winkelhofformen abgeknickt, steht auch hier im Winkel, aber ist von den beiden vorgenannten Bauteilen getrennt.
Wir sind hier glücklicherweise über die Entstehungsjahre der einzelnen Gebäude genau unterrichtet. Das betagte Wohnhaus aus Schurzbohlen mit dem daran anschließenden Stall stammt aus dem Jahre 1722 (ungefähres Ende der Barockzeit) und besaß einstmals keine Vorlaube, sondern einen Beischlag.
1743 erfolgte dann der Bau einer großen reetgedeckten Scheune, und 1773 wurde das stattliche Anwesen noch durch einen geräumigen einen Speicher mit Wagenremise erweitert.

Otto Kloeppel bemerkt mit Blick auf die mennonitischen Bauernhöfe im 18. Jahrhundert:



»Man sieht in dieser Stufenfolge (der Gebäudeerweiterung - d. Verf.) den wachsenden Wohlstand der diesen Hof besitzenden Familie, und das Glück scheint ihr dauernd hold geblieben zu sein, denn im Jahre 1800 ist der damalige Besitzer (Warkentin) imstande, dem Anwesen ein ganz besonderes Schmuckstück, die wunderbar durchgebildete Vorhalle, anzufügen. Den ursprünglichen holländischen Siedlern hatte offenbar der Sinn hierfür gefehlt; ihre Nachfahren aber wollten es ihren Besitzern in den älteren Siedlungsgebieten gleichtun, und ihr Anwesen will ihnen ohne diesen Schmuck nicht mehr würdig genug erscheinen.«

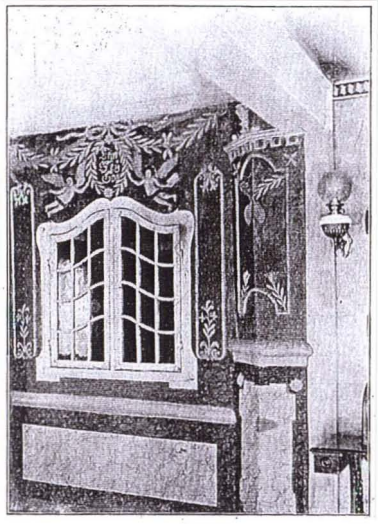
Dieser Hof gehörte Familie Warkentin, die im Dorf schon seit Jahrzehnten ansässig gewesen ist. Zum erstenmal haben wir Kenntnis von ihr 1761 , als Jacob Warkenthin zusammen mit vier anderen Mennoniten zum katholischen Glauben übertrat.



Das Contributionskataster nennt 1772 dann gleich vier Hofbesitzer im Dorf: 2 x Cornelius Warckenthien, der Senior hat 3 Hufen und 13 Morgen und der Junior noch einen halben Morgen mehr. Die andern beiden heißen Jacob Werckenthien, der erste hat 2 Hufen und 1/2 Morgen und der zwei te besitzt 22 Morgen.
In der »Consignation« von 1776 stehen dann gar fünf Familien Warkentin (2 x Cornelius, 2 x Jacob und 1 x Peter) mit insgesamt 10 Kindern.
1789 gab es noch drei Familien: Cornelius mit 3 H, 12 M (vermutl. der Bauherr der Vorlaube) und zweimal Peter Warkentin (3 H, 11 M und 2 H, 5 M).

Der bekannteste der Marienauer Großfamilie war ein Cornelius Warkentin (*1740 +1809), der langjährige Lehrer und Älteste der Mennonitengemeinde Rosenort.
Am 14. Juni 1781 fand eine Konferenz aller »Aeltesten und Diener der Gemeinen Gottes zu Dantzig, Große Werder, Heubooden und Elbing bei unserem Mitdiener Cornelius Warkentin in Margenauer-Feldt« statt.

Im Jahre 1794 fuhr er nach Rußland, um in der neugegründeten ukrainischen Mennonitenkolonie die Gemeindeverhältnisse zu ordnen.
Er soll eine »herzgewinnende imponierende Persönlichkeit« gewesen sein (Geschichts- und Prediger-Tabelle der Mennonitengemeinde Rosenort).
In Berlin hat er sich 1803 mit Erfolg für die Wiedererlangung der verlorengegangenen Freiheit der Mennoniten eingesetzt. Im Alter zog er nach Rosenort, wo er 1809 starb.



Laut Kirchenbuch war ihm zu Ehren an der Nord-West-Ecke der Rosenorter Kirche ein Gedenkstein errichtet worden mit folgender Inschrift:
»1794 - 1894 Zum 100-jährigen Gedächtnis dieses verdienstvollen Mannes, der für seine Glaubensgenossen in Süd-Rußland 1794 mit warmem Herzen und aufopfernder Liebe tätig war, in Dankbarkeit gewidmet von der Kirchengemeinde Rosenort.«

Nach dem Bauherrn der Vorlaube übernahm offensichtlich ein Verwandter diesen Hof, ein **Peter Warkentin**. Er war 1783 geboren und zunächst Hofbesitzer in Platenhof gewesen.

Bild links:
Der Flur mit Fenster zur sog. Schwarzen Küche. Ausgehendes Barock, Neigung zu Kurven und Verschleifungen, Stuck und plastischem Dekor. Über dem geschwungenen Oberrahmen zwischen Girlanden und Kränzen stehen die erhabenen Worte »Ehre sei Gott«.

1809 heiratete er Margarethe Dück aus Orloff. Sie brachte elf Kinder zur Welt, von denen fünf das Säuglingsalter nicht überlebten.

1829 starb ihr Mann, erst 46 Jahre alt. Im Jahre darauf wurde in der Kalende-Liste der kath. Kirche für diesen Hof vermerkt, daß die Besitzerin die **Witwe Warkentin** sei. Als solche steht sie auch noch in der Kalende-Liste von 1850.
Nachdem dann drei ihrer Kinder verheiratet waren und der einzige auf dem Hof gebliebene Sohn Johann 1861 starb, gab sie den Hof auf.



Martin u. Catharina Andres

Nun übernahm ihn Martin **Andres**, der vorher Bauer in Klein Mausdorf gewesen war. Er diente als Diakon der Rosenorter Mennonitengemeinde.
Seine junge Frau Catharina starb in Marienau 1864 im frühen Alter von 45 Jahren.
1870 finden wir Martin Andres' Unterschrift auf einem Antrag zum Bau der Kreisstraße. Doch drei Jahre später starb auch er in Tiegenhof.
Vom Ehepaar Andres ist nebenstehende Fotographie erhalten geblieben, die noch aus der Zeit vor 1864 stammen muß, dem Todesjahr der Frau.



Louise und Gerhard Driedger

Der nächste Besitzer des Hofes kam aus Fürstenwerder. Es war Gerhard **Driedger**, der 1868 Louise, geb. Penner geheiratet hatte. Ihnen wurden sechs Kinder geboren, fünf Söhne und eine Tochter.

Gerhard Driedger übernahm 1878 das Amt des Standesbeamten für Marienau und Rückenau von Michael Lietz und behielt es bis 1885.
Danach wählte man ihn zum Amtsvorsteher. Im selben Jahr, am 13. Sept. 1885, wurde er von der Mennonitengemeinde Rosenort zum Lehrer und Prediger gewählt, nahm das Amt jedoch wohl wegen der Doppelbelastung nicht an.



Heinrich und Anna Heidebrecht

Von Gerhard Driedger übernahm diesen Hof sein Neffe **Heinrich Heidebrecht**, der auch aus Fürstenwerder stammte, wo der Vater David Heidebrecht ebenfalls einen Hof besaß.
Heinrich Heidebrecht heiratete 1899 Anna, geb. Franzen, aus Gr.Mausdorf. In dieser Ehe wurden fünf Kinder geboren, eine Tochter und vier Söhne. Einer jedoch lebte

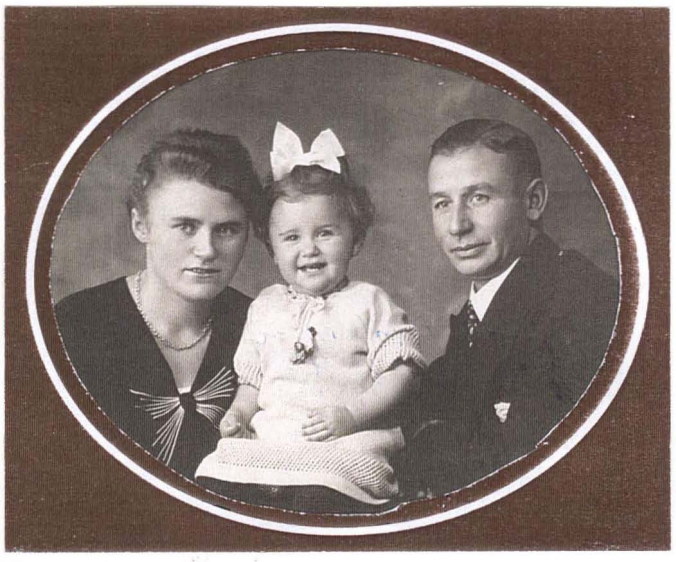


Bild links
Kinder von Heinrich und Anna Heidebrecht: Erich und Frieda



Bild rechts
Kinder von Heinrich und Anna Heidebrecht:
Frieda, Erich, Walter und Kurt

Bild unten
Else und Erich Heidebrecht mit Tochter Ingrid



nur wenige Tage. Die Tochter Frieda wurde noch in Fürstenwerder geboren, der älteste Sohn Erich bereits in Marienau, so daß man daraus schließen kann, daß Heinrich Heidebrecht um 1901 diesen Hof übernommen hat.
Laut Ahnentafel der Familie oblag ihm eine Zeitlang das Amt des Bürgermeisters von Marienau.

Als Heinrich Heidebrecht 1923 mit 49 Jahren starb, trat der Sohn **Erich Heidebrecht** das Erbe an, obwohl er noch sehr jung war.





Die Heidebrecht-Kinder
linkes Bild: Ingrid, Rüdiger, Klaus, Rainer u. Doris; rechtes Bild: Klaus, Doris, Rüdiger, Ingrid u. Rainer

Seine Brüder Walter und Kurt studierten, der erste Landwirtschaft in Königsberg, der zweite Jura in Danzig und Marburg.

Hierzu erzählt Frau Margot Heidebrecht, die Witwe von Kurt: »In den wirtschaftlich harten Zeiten der zwanziger Jahre fiel es Erich Heidebrecht nicht immer leicht, das Geld für das Studium der Brüder aufzubringen. Da hat Frau Urbanski, die damalige Posthalterin, manches Mal bei der monatlichen Überweisung den Betrag vorgeschossen mit dem Hinweis, wenn die Ernte käme, dann gleiche sich das schon wieder aus.«

Nachdem auch die Mutter 1932 verstorben war, heiratete Erich Heidebrecht 1933 Else Wiebe, die aus Mewischfelde bei Marienwerder stammte. Da sie evangelisch war, trat auch er zum ev. Glauben über. Ihnen wurden fünf Kinder geboren, zwei Töchter und drei Söhne, darunter ein Zwillingspaar.

Zu diesem Hof machte Klaus Heidebrecht, Sohn von Erich H., folgende Angaben:

Fläche:	58 ha	Lage:	Abbau

Ständiges Personal: 3 Mädchen, 2 Deputanten, 4 Scharwerker,1 Melker,
10 Saisonarbeiter

Gebäude: Wohnhaus: Holz, Vorlaubenhaus
8 Zimmer, Küche, Bad und Leuteraum
Stall, Scheune, Speicher, Saisonarbeiterhaus, Insthaus für 2 Familien
1 Ziergarten mit Teich, 1 Gemüsegarten.

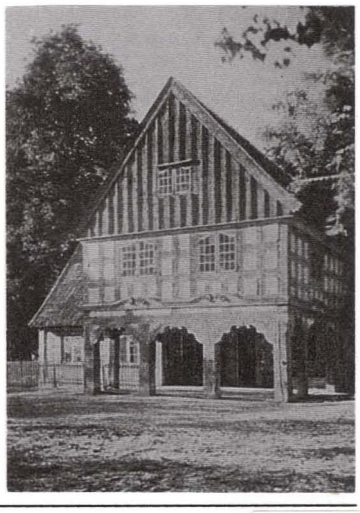
Anbau: Raps, Weizen, Zuckerrüben, Mohn, Kümmel, Kartoffeln für Eigenbedarf

Lebendes Inventar: 14 Arbeitspferde, 4 Jährlinge, 4 Füllen
20 Milchkühe, 1 Zuchtbulle, dazugehörige Jungrinder
25 Schweine, 40 Hühner

Landwirtschaftl. Geräte: 1 Trecker, Binder, Grasmäher, Getreidemäher,dazu kompl.Ackergeräte
Wagen und Schlitten, 1 Verdeckwagen, 1 Landauer, 1 Selbstfahrer

---

Zu den B e s c h ä f t i g t e n auf dem Hof gehörten die Deputanten Herr Schulz und Herr Olfert.



Familiendaten der Besitzer:

Peter Warkentin
*1783 +1829
∞ 1809
Margarethe Dück
*1790 +1870

Eltern: Peter Warkentin
Helene, geb. Suckau
(Platenhof)
Eltern: Johann Dück
Helene, geb. Enß
(Orloff)

Kinder:

Helene	*1810	Johann	*1819
Margarethe	*1814	Peter	*1824
Justine	*1816	Maria	*1825

Martin Andres Eltern: Martin Andres
*1803 +1873 Barbara, geb. Neufeld
∞ 1845 (Poppau b. Steegen)
Catharina Andres Eltern: Johann Andres
*1818 +1864 Christine, geb. Dück
(Klein Mausdorf)

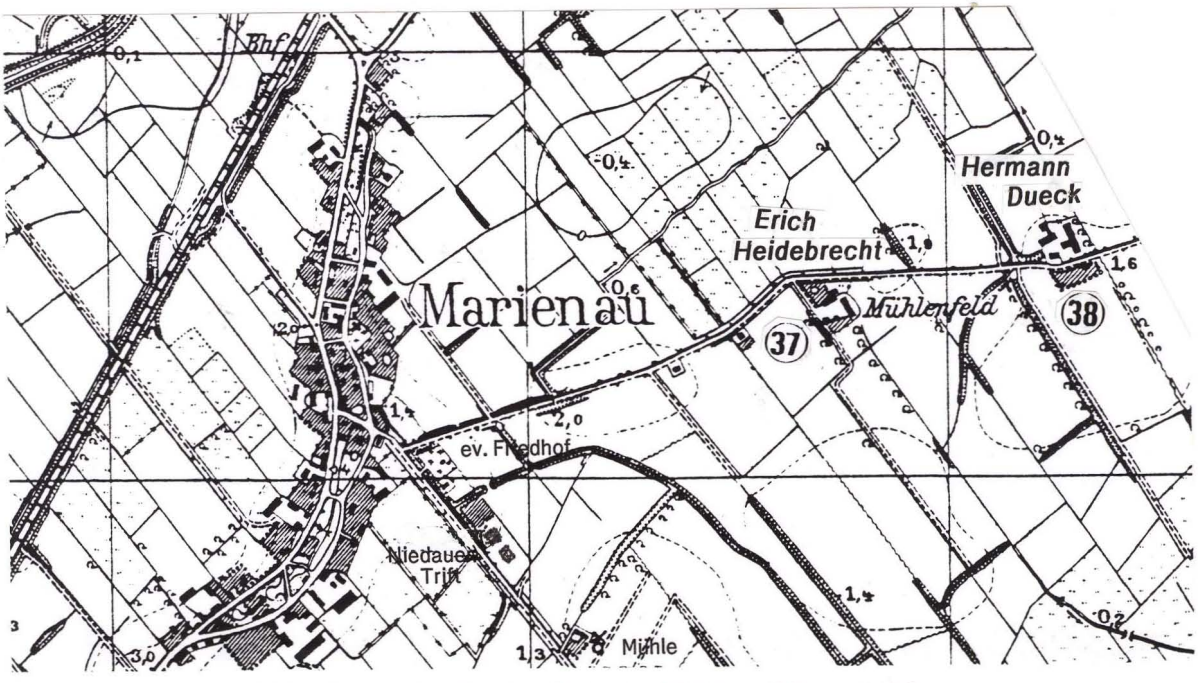
Kinder: Martin *1845
Johann *1850
Barbara Christine *1854

Gerhard Driedger Eltern: Peter Driedger
*1839 +1922 Helene, geb Dyck
∞ 1868 (Fürstenwerder)
Louise Penner Eltern: Martin Penner
*1845 +1921 Louise, geb. Busenitz
Kinder: Gerhard *1868
Herrmann *1869
Gustav *1880
Heinrich *1884
Louise *1886
Bernhard *1888

Heinrich Heidebrecht Eltern: David Heidebrecht
*1874 +1923 Justine, geb. Driedger
∞1899 (Fürstenwerder)
Anna Franzen Eltern: Rudolf Franzen
*1876 +1932 Anna, geb. Pauls
(Gr.Mausdorf)

Kinder: Frieda *1900
Erich *1902
Walter *1905
Kurt *1909

Erich Heidebrecht Eltern: Heinrich Heidebrecht
*1902 +1973 Anna, geb. Franzen
∞ 1933 (Marienau)
Else Wiebe Eltern: Bruno Wiebe
*1909 +1996 Selma, geb.Goertzen
Kinder: Ingrid *1934 (Mewischfelde, Krs.
Doris *1937 Marienwerder)
Klaus *1938
Rainer *1941 (Zwil-
Rüdiger *1941 linge)

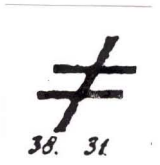


Kl. Mausdorfer Trift mit Höfen 37 und 38

Hof Nr 38

Hermann Dueck

BESITZER/	um 1790	Michael Lietz	ev.
Pächter:	um 1820	Cornelius Lietz	ev.
	um 1830	Wwe. Christine Gertrude Lietz	ev.
vermutl.	um 1870	Michael Lietz	ev.
	vor 1883	Reinhold Lietz sen.	ev.
	um 1910	Robert Schroedter	ev.
	um 1920	Arthur Schroedter	ev.
	ab 1927	Hermann Dueck	men.



Hofmarke

Die Nummer 38 , wie anzunehmen, war immer schon ein stattlicher Hof; lag zudem an der jahrhundertealten West-Ost-Strecke, auf der über Marjenau, vom Reich kommend, einige Kreuzzugsheere in Richtung Nogat - Elbing - Königsberg gezogen waren. Zwischen jenem Jahrhundert und unserm Berichtszeitraum liegt eine längere Spanne im Dunkel. Immerhin beginnt unser Wissen, die Hofherren betreffend, bereits im 18. Jh. und verläuft genealogisch doch ziemlich gleichförmig.
Es war die Familie Lietz, die über mehrere Generationen in Marienau ansässig war, und ihr gehörte über lange Zeit sowohl dieser Hof im Feld als auch der Hof Nr. 21 am Anger im Dorf, der Lietz'sche Stammhof.

Laut Kalende-Liste der kath. Kirche von1830 war zu jener Zeit Besitzerin dieses Hofes im Feld Frau Christine **Gertrude Lietz**, geb. Lietz. Sie war erst drei Jahre zuvor verwitwet nach nur neunjähriger Ehe mit **Cornelius Lietz**. Ihr Vater war **Michael Lietz**, der im ev. Kirchenbuch 1795 als einer der vier neu gewählten »Kirchen-Väter« (Kirchenvorsteher) genannt wird.
Nach Lietz'scher Familienchronik soll dieser Hof aus Nieß'schem Besitz stammen. In der Tat war die Mutter der Ch. Gertrude Lietz eine Regine Nieß. Schauen wir ins Kontributionskataster, so gab es 1772 in Marienau noch keine Familie Lietz, wohl aber eine »Wittwe Nieshen«, die einen Hof von 4 Hufen und 11 1/4 Morgen besaß, das waren immerhin 78 ha, also vermutlich derselbe Hof. Außerdem gehörten zum Haushalt der Witwe Nieshen noch fünf Töchter, zwei über und drei unter 12 Jahren. Eine von ihnen könnte also Regine gewesen sein, die Mutter von Ch. Gertrude Lietz.



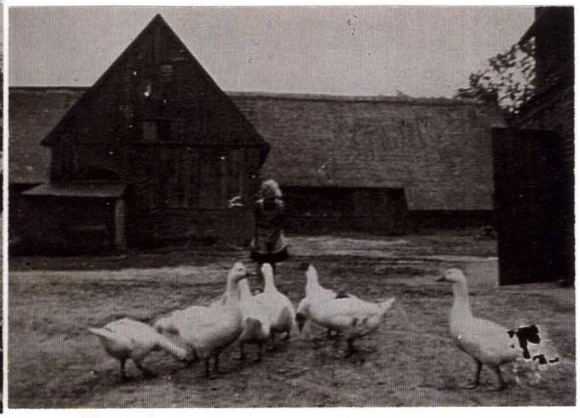
In der Schilderung des Kirchspiels Marienau nennt der ev. Pfarrer Zimmermann die »Gutsbesitzerin Frau Lietz auf Marienauerfeld, eine ebenso gebildete als freundlich gastfreie Frau, deren drei Söhne zum Theil auf dem Elbinger Gymnasium ihre Bildung empfangen haben.«
In der Kalende-Liste von 1850 steht sie noch immer als Besitzerin dieses Hofes, doch drei Jahre später verstarb sie. »Hat ihr Alter gebracht auf 69 Jahre 4 Monate und 9 Tage«, wie man auf ihrem schmuckvoll gemeißelten Grabstein (bis heute erhalten) auf dem kath. Friedhof in Ma-

rienau lesen kann (der evangelische Friedhof wurde erst später eröffnet). Auf der Rückseite des Grabsteins ist folgender Spruch eingemeißelt:

Enthüllt vom Erdenkleide
Ging ich vom Erdenglück
Zum Glück der Himmelsfreude
Lies wehmuthvoll zurück
Die Meinen die Geliebten
Doch wird der gütge Gott
Zum Troste der Betrübten
Hinfürn mich im Tod
In Enkeln lassen leben
Mein Name bleibet hier
Die Hinterbliebnen geben
Gott vielen Dank dafür.

Ob ihr Sohn Johann Reinhold gleich den Hof der Mutter erbte oder ob ihn zunächst der Sohn **Michael Lietz** übernahm, konnte nicht geklärt werden. Die persönliche Unterschrift des letzteren steht jedenfalls bei den Unterzeichnern aus dem Mühlenfeld auf einem Antrag von 1870 zum Bau der Kreisstraße nach Tiegenhof.- 1874, als in Preußen das Führen von Standesamtsbüchern begann, wurde er der erste Standesbeamte für die Dörfer Marienau und Rückenau. Dieses Amt behielt er vier Jahre lang.





Sein Bruder Johann **Reinhold Lietz sen.** hatte 1845 Julie Philipsen auf dem Hof Nr.21 geheiratet (zuletzt Daniel), und er erbte auch diesen »Feld'schen Hof«, wie der Hof in der Familie Lietz bezeichnet wurde. Bewirtschaftet hat ihn der Sohn Reinhold Lietz junior, als er noch unverehelicht war, also vor 1883 (Familienchronik). Darum hat man R.L.jun. auch wohl 1894 in das »Handbuch des Grundbesitzes im Deutschen Reiche« aufgenommen mit 95,62 Hektar (53,26 ha Ackerland, 42,36 ha Wiesen). Der Druck des Handbuchs hat sich offenbar um einige Jahre verzögert, denn genannt wird hier auch noch Reinhold Lietz senior mit einem Besitz von 177,65 ha, obwohl er schon fünf Jahre zuvor verstorben war.



Im Lietz'schen Familienbesitz befand sich seit 1793 die Marienauer Ziegelbrennerei. Das erklärt, warum auch dieser Feld'sche Hof eine so solide, aus roten Backsteinen gemauerte Hofanlage ist, die alle Kriegs- und Nachkriegseinwirkungen überstanden hat.

Aus Gründen, die beim Kapitel »Hof Nr. 21« nachzulesen sind, mußte dieser Feld'sche Hof letztendlich verkauft werden, und zwar wurde Nachfolger

Robert **Schroedter**, der »dolle Robert« genannt (Familienchronik Lietz). 1905 wird er im »Kreis-Blatt« unter den vier größten Hofbesitzern in Marienau erwähnt. Danach zahlte er an Grund- und Gebäudesteuer eine Summe von 350,91 Mark.
R. Schroedter hatte auch eine eigene Jagd. Wie es 1911 in den Kreisausschuß-Akten über die Jagdverhältnisse in Marienau zum Thema Verpachtung heißt : »ausgeschlossen sind die einen Jagdbezirk bildenden Ländereien des Gutsbesitzers Robert Schroedter.«
1912 steht er im Güter-Adreßbuch mit 95 ha, wovon 50 ha Ackerland und 45 ha Wiesen waren.

Der Nachfolger auf dem Hof hieß Arthur **Schroedter**. Ob er mit dem Vorbesitzer verwandt war, ist uns nicht bekannt. Er soll schon bald in finanzielle Schwierigkeiten geraten sein, woraufhin er die Wirtschaft wieder verkaufen mußte (Ausk.v. Artur Wiens).

Von ihm übernahm den Hof Hermann **Dueck**. Sein Sohn Reinhard, 1948 mit seinen Eltern und Geschwistern nach Kanada ausgewandert, berichtet aus seinen Erinnerungen:



Familie Dueck

hint.R.: Maria, Ernst Otto, Hermann, Reinhard;

vord.R.: Magdalena, Frau Wilhelmine Dueck, Christfriede, Elisabeth, Herr Hermann Dueck, Eduard und Ruth

Im April 1927 erwarben unsere Eltern, Hermann Dueck und Wilhelmine, geb. Jansson, an der Kl.Mausdorfer Trift den ca. 95 ha großen Bauernhof von einem Junggesellen Schroeder oder Schroedter. Mit den Eltern zogen die Kinder Christfriede, Hermann, Magdalena, Reinhard und Ernst Otto nach Marienau. Hier wurden den Eltern vier weitere Kinder geboren - Maria, Eduard, Ruth und Elisabeth.
Die ersten Jahre steckten voller wirtschaftlicher Schwierigkeiten. Als die Eltern im Frühjahr den Hof übernahmen, machten sie die traurige Feststellung, daß auf unsern Feldern absolut nichts getan war, während alle Nachbarn die Saatbestellung beendet hatten. Das Ergebnis war eine sehr verspätete Mißernte.
Solches ließ sich im Laufe der Zeit aber regulieren, während die allgemeine Wirtschaftslage in jenen Jahren in unsern Werdern doch deshalb besonders schwer war, weil durch den Versailler Vertrag Danzig zu einem Freistaat gemacht und vom Reich abgeschnitten worden war. So fehlten plötzlich die jahrhundertealten Beziehungen, die Absatz- und die Einkaufsmärkte.

Die Gebäude waren in gutem Zustand. Das Wohnhaus, 1878 in rotem Backstein gebaut, war mit Pfannen gedeckt wie auch Stall, Speicher und Hühnerstall. Allein die Scheune war rohrgedeckt. Zur Hofseite lag ein Beischlag mit Eingang zu Keller und Grundgeschoß. Der Keller hatte eine gewölbte Decke und folgende Räume: Fleischkeller, Kartoffel-, Kohlen-, Pump- und Schlachtkeller mit Grapen und Backofen. Letzterer wurde zu unserer Zeit niemals gebraucht; denn Meckelburger und Kornowski waren unsere Brotversorger für den zuweilen bis zu 36 Personen großen

Haushalt, Kind und Kegel eingeschlossen. Hingegen der Schlachtkeller war uns sehr wichtig, wurde doch selbst im Sommer häufig ein Schwein, manchmal auch ein Rind geschlachtet.
Im Erdgeschoß gab's den Flur quer durchs Haus, das Herrenzimmer, die gute Stube, die Sommerstube und die kleine Stube, auch als Eßstube für ledige Außenarbeiter gebraucht. Dann nach Norden zu die Mädchenkammer und die Speisekammer. Im Vorderhaus führte eine Tür zur Gartenseite auf einen Beischlag mit Seitentreppen und schmalen Säulen, die einen Balkon für die Zimmer im Dachgeschoß hielten.
Im Bodenraum gab es drei große Schlafzimmer, die Bettenkammer, mit der Apfelkammer verbunden, die Einmachkammer, die Buchkammer und das Badezimmer mit W.C.

Im Stall waren 16 Stände für Arbeitspferde und zwei einzelne für die Kutschpferde. Drei Boxen gab's für den Nachwuchs, drei Hocks für Sauen und ihre Ferkel. Die andere Hälfte gab Raum für 25 Milchkühe, 2 Kälberboxen und eine abgeteilte Ecke für Futterrübenvorrat. Darüber der Heuboden und ein Abstellraum.
Die Scheune war noch eine der langen stilvollen reetgedeckten mit drei doppelten Dielen, deren Tore in das Dach eingezogen waren. Auf dem Südende des Daches befand sich ein Storchennest.

Im Speicher war die sogenannte Geschirrkammer, mit Hobelbank, gleichzeitig Werkstatt, und der Abstellraum aller kleinen Geräte (Spaten, Schaufeln, Rübenmesser).
Zuletzt die Wagenremise, in welcher Kutsche, der blaue Wagen, der rote Wagen und der Dogcart aufbewahrt wurden. An der Decke hingen zwei Spazierschlitten, die beim ersten Schneefall schnell nach unten befördert wurden. Das Gebäude als solches war ein Holzbau.

Der Hühnerstall gab Raum für etwa 50 Hühner und 80 Gänse. Er lag an der Westseite und beherbergte das zur Hofseite offene Milchkannenhaus mit Waschbecken. Der Vollständigkeit halber seien auch die beiden Klosetts genannt.

Der ganze Hof war durch Mauern, Staketen und Stacheldrahtzäune, Tore und Zuschläge eingefriedigt.

Viehbestand: Es wurden vier volle Gespanne, das sind 4 x 4 Pferde, gehalten. Dazu kam das nicht nur im Sommer unentbehrliche »Milchpferd«, das die Transportwege von und zur Weide wie auch zur Molkerei besorgen mußte. Jedes Jahr wurden etwa 5 Fohlen geboren. Bei unsern Vorgängern war das ostpreußische Warmblutpferd wohl vorherrschend. Wir gingen allmählich durch Kreuzung zum schweren belgischen Pferd über.
Der Milchkuhbestand vergrößerte sich bis 1944 auf 36 Herdbuchkühe. Ein guter Zuchtbulle sorgte für den Nachwuchs.
Der Schweinebetrieb war schon damals auf moderne Züchtung und Mastwirtschaft ausgerichtet. Die anerkannte Ferkelzucht umfaßte bis zu 15 Zuchtsauen. Die Anzahl aller Schweine betrug manchmal fast vierhundert.

Der Garten muß schätzungsweise einen Hektar groß gewesen sein. Mit seinem vielseitigen Gepräge soll zuerst die parkähnliche Anlage genannt werden. Schaukel, Turnstange mit einer Weitsprung-Sandanlage waren für die vielen Kinder und Kinderbesuche zum Spiel und Zeitvertreib vorhanden.
Neben Äpfeln und Spillen, Birnen und Kirschbäumen gab's drei Beerensorten - alles nur für den Eigenbedarf. Der Gemüseteil schloß auch lange Spargelbeete ein. Zwei Lauben, ein von Holz gebautes Gartenhaus und der kleine Tannenhain im hinteren Teil des Gartens sollen nicht vergessen werden.

Der Landmaschinen-Park: Entsprechend dem vielseitigen Betrieb, waren auch Maschinen im selben Maßstab vorhanden. Dreschkasten und Dampfmaschine (später Elektromotor); Binder.

Die Hofmarke: Unser Hofzeichen war ein einfacher Balken mit zwei Querbalken. Am westlichen Giebel des Oberstalles finden wir diese Hofmarke eingezeichnet. Allerdings sehen wir dort am Ende der Querbalken je einen kurzen senkrechten Balken.
(Die hier für diesen Hof benannte Hofmarke zeigt die Struktur, wie sie um 1865 in der Aufnahme des Landrats Parey aufgezeichnet ist. - Die Red.).

Das Betriebspersonal: In den dreißiger Jahren wurden vier Deputanten als feste Arbeiter beschäftigt. Raderkopp als Vorarbeiter. Dodenhöft, verantwortlich für die Fütterung der Pferde und Schweine, dann Milkowski (alle drei später in Rußland vermißt); und dann Johann Herbst, ein Veteran des ersten Weltkrieges. Zudem zwei kürzlich aus der Schule entlassene Jungen als Gespannführer und zum Anlernen verschiedenster Arbeiten. Ein Melkermeister, meistens verheiratet (zuletzt Herr Kolberg).
Nun folgen die polnischen Saisonarbeiter, welche von Ende April bis in die ersten Tage des November beschäftigt wurden. Zuerst der Unternehmer (Vorarbeiter), verantwortlich fürs Anwerben dieser Arbeiter in Polen. Seine Frau (Kinder wurden mitgebracht) war für das Kochen zuständig. Lebensmittel und Brennmaterial wurden wöchentlich vom eigenen Haushalt herausgegeben. Weitere polnische Arbeiter waren meistens zwei junge Männer und zwölf Mädchen im Alter von etwa zwanzig Jahren. Sie wohnten für diese Zeit in der einfachen Polenbude mit drei Schlafräumen, einer Küche und Eßraum.
Im Haushalt wurden beschäftigt die Köchin (zuletzt Gerda Mezech aus Orloff), das Stubenmädchen (Trudchen Harder, Lotta Herbst), eine Haustochter (Emma Dürksen) und kurzfristig eine Kindergärtnerin. Diese Hilfen und Mutter kümmerten sich auch um den großen Garten. Es war einfach ein verhältnismäßig großer Haushalt.



Maria, Eduard u. Ruth im Garten

Familiendaten der Besitzer:

Cornelius Lietz Eltern: Gottfried Lietz
*1781 +1827 Magdalene, geb.Grunau
∞ 1818 (Fürstenauerfeld)
Christine Gertrude Lietz Eltern: **Michael Lietz**
*1784 +1853 Regine, geb. Nieß
(Marienau)

Kinder: mindestens 3 Söhne

Johann Reinhold *1819
Michael

Hermann Dueck Eltern: Hermann Dueck
*1890 +1980 Marg., geb.Kroecker
∞ 1917 (Ladekopp)
Wilhelmine Jansson Eltern: Cornelius Jansson
*1892 +1968 Marie, geb. Wiebe
(Orloff)

Kinder:

Christfriede	*1920
Hermann	*1922
Magdalena	*1923
Reinhard	*1924
Ernst Otto	*1926
Maria	*1927
Eduard	*1928
Ruth	*1929
Elisabeth	*1933

Hof Nr 39

Dieser Hof, von dessen Lage man nichts weiß, muß schon vor 1781 aufgelöst worden sein, da er keine Hypotheken-Nummer mehr erhalten hat. Auch die Hofmarke ist nicht bekannt.

Hof Nr 40

Peter Buchholz

BESITZER/	um 1830	Johann Lau	vermutl. ev.
Pächter:	ab 1833	Jacob Richter	vermutl. ev.
	um 1910	Peter Buchholz	vermutl. ev.



Hofmarke

Auf den Kalende-Listen sowohl 1830 als auch im Jahre 1840 steht hinter dem Namen des Hofbesitzers der Zusatz »Klein Mausdorf«, ein Hinweis, daß der Hof hart an der Grenze zu Klein Mausdorf lag, aber er gehörte noch zur Gemarkung Marienau .

Der erste uns bekannte Besitzer war 1830 Johann **Lau**, und der zweite im Jahre 1833 hieß Jacob **Richter**. Dieser erscheint auch noch auf der Kalende-Liste von 1850. Laut Standesamtsbuch gab es auch 1876 noch einen Hofbesitzer Richter in Marienau, dessen Ehefrau eine geborene Federau war.

Dann erfahren wir erst wieder 1910 etwas von diesem Hof durch die Aufzeichnungen von Müllermeister Robert Domanski. Danach war der Besitzer um diese Zeit Peter **Buchholz** (*1876).
Gertraut Woelcke, geb. Enß, erinnert sich noch an ihn und sein Gehöft auf der Marienauer Seite der Mausdorfer Chaussee. Er habe seinerzeit auf ihrem elterlichen Hof (Nr. 27) hin und wieder Zimmermannsarbeiten übernommen .
Es habe sich um einen kleinen Wiesenbauern mit einem Pferd, einer Kuh, Kalb und einigen Schafen gehandelt, schreibt Reinhard Dueck aus Kanada (Hof Nr. 38).
Und auch Ernst Reimer in Kanada (Hof Nr. 33) hat ihn gekannt: »Ich war öfters da, weil mein Vater viele Jahre für die Entwässerung zuständig war. Ich fuhr zu ihm vorbei an E. Heidebrecht und H. Dueck bis zur Mausdorfer Straße und dann in Richtung Gr.Mausdorf. Dort war es der erste Hof rechts. Er hatte meiner Meinung nach 10 ha oder weniger und war nebenbei Zimmermann.«

Hof Nr 41

Gebr. Budweg

Besitzer:	um 1760	Abraham Regehr	men.
	um 1830	Johann Janzen vermutl.	men.
	um 1840	Jacob Janzen	men.
	ab 1873	Cornelius Wiebe	men.
	ab 1885	Hermann Janzen	men.
	um 1900	Peter Regier	men.
	ab 1911	Heinrich Philipsen	ev.
	ab 1927	Gebr. Budweg (Hermann u. Emil)	ev.



Hofmarke

An der breiten Trift nach Niedau kurz vor der Gemeindegrenze liegt zur Linken der alte Hof Nr.41, dessen erster uns bekannter Besitzer Abraham **Regehr** (*1728) aus Groß Lichtenau war.
Durch die Hypothekennummer (Bl. 33) in der Stammfolge des Nachkommen Peter Regehr konnte er als Besitzer dieses Hofes nachgewiesen werden.
Im Marienauer Contributionskataster von 1772 ist er mit 1 Hufe und 12 Morgen Land aufgeführt, und zu seinem Haushalt gehörten zu dieser Zeit seine Frau, zwei Söhne und eine Tochter. Der Sohn Abraham wurde 1762 schon in Marienau geboren.
Abraham Regehr war zweimal verheiratet. Die erste Ehefrau Eva, geb. van Bergen, starb 1780. Er heiratete in zweiter Ehe Agathe Epp, die aus Heubuden stammte.
Auch 1789 umfaßt nach der »Generalnachweisung mennonitischer Besitzungen« sein Land immer noch eine Hufe und 12 Morgen.
Nachdem Abraham Regehr 1791 gestorben war, verließ die Familie das Dorf.1813 ist die zweite Ehefrau in Heubuden verstorben.



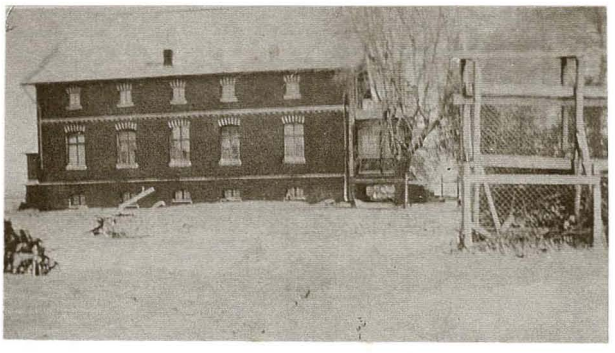
In der Kalendeliste der kath. Kirche von 1830 steht für diesen Hof der Besitzer **Johann Janzen**. Von ihm wissen wir nichts Näheres.

Doch sein Nachfolger, laut Kalendeliste d. Jahres 1840 **Jacob Janzen**, steht auch im Mennonit. Kirchenbuch. Er war in erster Ehe mit Catharina Epp verheiratet, die fast 26 Jahre älter war als er. Vielleicht war sie die Witwe des Vorgängers auf diesem Hof.

Daß ein junger Mann eine wesentlich ältere Frau - eine Witwe zumeist - heiratete, kam zu damaliger Zeit hin und wieder vor, weil den Mennoniten in Preußen der Landkauf untersagt war. Auf diese Weise kam ein junger Mann zu einem Hof und umgekehrt, der Hof blieb in mennonitischem Besitz.

Die Ehe der beiden war kinderlos und endete 1848, als die Frau im Alter von 61 Jahren starb.

In zweiter Ehe heiratete er Catharine Enß, die fünfzehn Jahre jünger war als er. Es wurden acht Kinder in dieser Ehe geboren, von denen aber drei als Säuglinge starben. Die letzte, eine Zwillingsgeburt, überlebte sie nicht. Sie starb im Jahre 1858 dreißigjährig.



Die dritte Ehe mit Barbara Wiebe aus Klein Mausdorf währte nur bis 1865, ihrem Todesjahr.
Jacob Janzen überlebte somit seine drei Ehefrauen und starb selbst 1873 mit 60 Jahren. Seine Unterschrift ist uns auf einem Antrag zum Bau der Kreisstraße nach Tiegenhof überliefert, den er drei Jahre vor seinem Tode unterzeichnet hatte.



Ehepaar Philipsen und
Sohn Heinrich

Da sein Sohn Hermann, als Hoferbe vorgesehen, beim Tode des Vaters erst 17 Jahre alt war, bewirtschaftete vorübergehend Cornelius **Wiebe** diesen Hof.

Hermann Janzen heiratete 1885 die Tochter von Cornelius Wiebe und übernahm den elterlichen Hof.

Nach 1900 war Peter **Regier** Hofbesitzer, seine Frau Emma eine geb. Esau, die Schwester von Ernst E. (Hof Nr. 24). 1907 wurde Tochter Erika geboren. Peter Regier verkaufte den Hof 1911 wieder und zog mit Familie nach Letzkau ins Danziger Werder, von wo aus er noch öfter seinen ehemaligen Hof in Marienau besuchte. Er war Vieh- und Getreidehändler.



Die Kinder:
links Anna, Mitte Heinrich, 2. v. rechts Luise

Die Nachfolger auf dem Hof wurden Heinrich **Philipsen** und Luise, geb. Schulz. Sie hatten schon in Beiershorst einen kleinen Hof, doch als Luise eine Erbschaft machte, waren sie imstande, sich diesen größeren in Marienau zu kaufen.
Sie hatten zwei Töchter und einen Sohn namens Heinrich, der später nach Brunau ging.
Die Töchter Anna und Luise heirateten die Nachbarsöhne Robert und Erich von Müllermeister Eduard Domanski.
Anna und Robert D. übernahmen das Mühlengrundstück und Luise und Erich D. bewirtschafteten einen Hof in Kalteherberge.
Als Heinrich Philipsen 1927 seinen Hof wieder verkaufte, zog auch er mit seiner Frau dorthin.

Danach erwarben die **Gebrüder** Hermann und Emil **Budweg** diesen Hof, für den sie 75.000 RM bezahlten.
Sie waren ebenfalls mit zwei Schwestern verheiratet, mit Grete und Gertrud Meermann. In der Ehe von Hermann Budweg wurden vier Kinder geboren, der Sohn Horst und die Töchter Gerda, Ruth und Margrit, die jedoch 1970 schon mit neunundzwanzig Jahren verstarb. Die Ehe von Emil Budweg blieb kinderlos.

Hermann Budweg, der dem ev. Kirchenvorstand angehörte, führte bis 1945 die Kirchenbücher, nahm das letzte zusammen mit anderen wichtigen Unterlagen auch mit auf die Flucht und rettete sie so vor der Vernichtung.

Angaben zum Hof von Horst Budweg:

»Das Wohnhaus war massiv. 1939 wurden Stall (massiv), Scheune (Holzbau) und Speicher (massiv am Stall) neu aufgebaut. Ferner gehörten dazu eine Instkate und ein Saisonarbeiterhaus, ein Gemüse- und ein Blumengarten.

Fläche: 40,2 ha
Beschäft. Pers.: a) Inhaber 4
b) 6 ständige fremde Arbeitskräfte
c) 5 Saisonarbeiter
Bodennutzung: Äcker Güteklasse I (Raps, Weizen, Zuckerrüben, Mais, Gerste, Hafer)
Lebendes Inventar: 8 Arbeitspferde, 4 Jährlinge, 4 Fohlen;
17 Milchkühe, 16 Jungrinder, 1 Zuchtbulle;
56 Schweine, 12 Schafe;
30 Hühner, 2 Hähne, 50 Gänse;
Maschinelle Ausrüstung: 1 Lanz-Bulldog, 1 Dreschsatz, 1 Binder, 2 Grasmäher, 1 Getreidemäher mit Garber, 4 Ackerwagen, 1 Schlitten, Ackergeräte«.



hintere Reihe: v. l. Robert Domanski, Margarethe und Horst Budweg, Emil Budweg, Hermann Budweg, Margrit Budweg,
vordere Reihe: v. l. Grete Budweg, Luise Domanski und Anna Domanski

---

Beim Neubau des Stalles ließen die Gebrüder Budweg am Giebel die alte Hofmarke ins Mauerwerk einlassen.

Die Beschäftigten auf dem Hof waren Bernhard Hausmann, Bernhard Harwath, Heinrich Thießen und zeitweise auch Otto Karsten.
Im Hause half Elisabeth Hausmann.



Ehepaar Hermann u. Grete Budweg;
links: Gerda und Ruth, rechts: Margarethe und Horst

Familiendaten der Besitzer:

Abraham Regehr Eltern: Michael Regehr
*1728 +1791 Maria, geb. Claassen
ꝏ in I. Ehe 1758 (Gr.Lichtenau)
Eva van Bergen, verw. Reymer
*1723 +1780
Sohn: Abraham *1762
ꝏ in II. Ehe
Agathe Epp Eltern: Jacob Epp
*1759 +1813 Anna, geb. Peters
Kinder: Jakob *1784 (Tiege)
Claaß *1786
Isaac *1787
Elias *1789
Stienke *1791 (genannt Anna)

Peter Regier Eltern: Cornelius Regier
*1876 Maria, geb. Wiens
ꝏ 1900 in Heubuden
Emma Esau Eltern: Franz Esau
*1882 Marie, geb. Janzen
Tochter: Erika *1907

Heinrich Philipsen Eltern: Heinrich Philipsen
*1871 +1961 Dorothea, geb. Wedhorn
ꝏ 1901
Luise Schulz Mutter: Wilhelmine Schulz
*1875 +1938
Kinder: Luise *1903
Anna *1904
Heinrich *1908

Hermann Budweg Eltern: David Budweg
*1897 +1988 Johanna, geb. Segler
ꝏ19.9.1927 in Tiegenort
Grete Meermann Eltern: Heinrich Meermann
*1906 +1971 Johanna, geb. Schulz
Kinder: Horst *1929
Gerda *1931
Ruth *1933
Magrid *1941

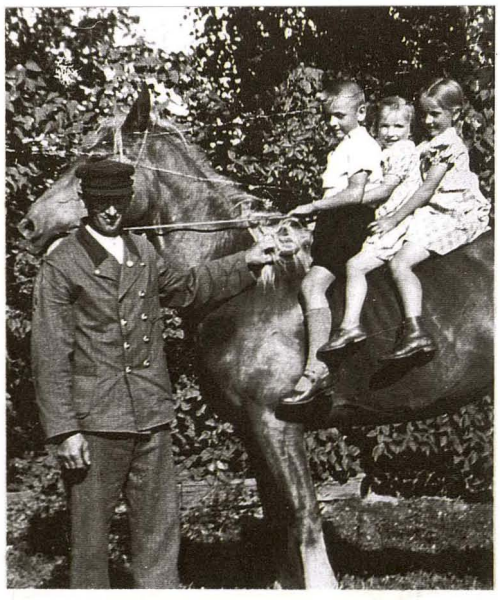
Emil Budweg Eltern: David Budweg
*1896 +1991 Johanna, geb. Segler
ꝏ19.9.1927 in Tiegenort
Gertrud Meermann Eltern: Heinrich Meermann
*1907 +1938 Johanna, geb. Schulz

keine Kinder

Jakob Janzen Eltern: Jacob Janzen
*1813 +1873 Christine, geb. Wiebe
ꝏ in I. Ehe
Catharina Epp
*1787 +1848
ꝏ in II. Ehe
Catharine Enß Eltern: Jacob Enß
*1828 +1858 Anna, geb. Klaaßen

Kinder: Jacob Heinrich *1852
Cornelius *1854
Hermann *1855
Catarine Helene *1858 (Zwil-
David Eduard *1858 linge)
ꝏ in III. Ehe
Barbara Wiebe Eltern: Abraham Wiebe
*1817 +1865 Barbara, geb. Fröse
(Klein Mausdorf)

Hermann Janzen Eltern: Jacob Janzen
*1855 +1932 Catharine, geb. Enß
ꝏ 1885 (Marienau)
Justine Wiebe Eltern: **Cornelius Wiebe**
*1863 +1923 Marie, geb. Schroedter



Hermann Budweg u. Kinder Horst, Ruth u. Gerda

Hof Nr 42

Gebr. Domanski

Besitzer:	um 1830	August Pohlmann	ev.
	bis 1870	David Penner	men.
	um 1888	Peter Bürger (vermutl.)	ev.
	um 1900	Städing	
	ab 1904	Eduard Domanski	ev.
	ab 1927	Gebr. Domanski (Robert u. Otto)	ev.

Wir wissen, daß August **Pohlmann**, dem der Hof Nr. 17 (zuletzt Brucks) gehörte, von etwa 1830 bis zur Mitte der sechziger Jahre auch Besitzer dieses Grundstücks war.
1862 wurde J. August Pohlmann in den Marienburger Kreistagsakten noch als »Freiköllmischer Gutsbesitzer J. A. Pohlmann aus Marienau, 8 Hufen, 5 Morgen« bezeichnet. Wahrscheinlich wurden von Pohlmann jedoch vom Hof Nr. 42 nur die Ländereien genutzt; denn 1865 nahm Carl Parey für diesen Hof keine Hofmarke mehr in seine Sammlung auf.

1866 wurde dieses Grundstück dann in ein Mühlengrundstück umgewandelt und die stattliche Galerie-Holländermühle darauf errichtet. Ein paar Morgen Land blieben auch bei der Mühle.



Als erster Mühlenbesitzer ist uns David **Penner** bekannt, der mit zweiundvierzig Jahren die nagelneue Mühle übernahm. Leider war seine Tätigkeit von kurzer Dauer, denn laut menn. Kirchenbuch ist er bereits 1870, also vier Jahre später, verstorben.

Sein Nachfolger könnte Peter **Bürger** gewesen sein, der laut ev. Kirchenbuch 1888 Mühlenbesitzer in Marienau war. Nun gab es allerdings zwei Mühlen im Dorf, daher ist diese Annahme rein hypothetisch.



Otto Domanski
Der Landwirt



Robert Domanski
Der Müller

Von einem Herrn **Städing** kaufte diese Mühle **Eduard Domanski**. Er kam aus Schöneberg, wo die Eltern ein Fuhrgeschäft und vermutlich auch eine Mühle hatten. 1892 hatte er Wilhelmine Meden aus Fürstenwerder geheiratet. Sie hatten fünf Kinder, die vier Söhne Otto, Gustav, Erich und Robert und eine früh verstorbene Tochter.
Zwischen 1902 und 1904 kaufte Eduard Domanski die Galerie-Holländermühle in Marienau mit dem dazugehörigen Land von 15 - 20 kulmischen Morgen.

Als Domanskis sich Anfang der zwanziger Jahre aufs Altenteil zurückzogen, übergaben sie den Besitz den Söhnen Otto und Robert, den **Gebrüdern Domanski**.

Der Müllermeister Robert übernahm den Mühlenbetrieb, und Bruder Otto kümmerte sich um die Landwirtschaft. Letzterer blieb ledig, Robert aber heiratete die Nachbarstochter Anna Philipsen. Ihre Ehe blieb kinderlos.
Der Bruder Erich heiratete Annas Schwester Luise und bewirtschaftete einen Hof in Kalteherberge.
Bruder Gustav ist 1918 im ersten Weltkrieg gefallen.



Familiendaten der Besitzer:

David Penner Eltern: Peter Penner
*1824 +1870 Helene, geb. Wölke
∞
Agnetha Horn
Töchter: Maria
Anna Helena *1868

Eduard Domanski Eltern: Johann Domanski
*1864 +1937 Justine, geb. Schulz
∞ 1892
Wilhelmine Meden Eltern: Martin Meden
*1871 +1949 Justine, geb. Schößau

Kinder:

Otto	*1893	+1978	
Gustav	*1896	+1918	gefallen
Erich	*1901	+1989	
Robert	*1905	+1986	
Emma	*1910	+1917	

Robert Domanski Eltern: Eduard Domanski
*1905 +1986 Wilhelmine, geb.Meden
∞ 1927 (Marienau)
Anna Philipsen Eltern: Heinrich Philipsen
*1904 +1987 Luise, geb.Schulz
keine Kinder (Marienau)

Otto Domanski Eltern: Eduard Domanski
*1893 +1978 Wilhelmine, geb.Meden
ledig

Ungewohnt für unsere Werdererde

Gustav Enß läßt die Gäule im Stall und rattert mit dem stählernen Deutz über den Acker. Im Hintergrund der Garten von Käthe Wiebe/Penner. Der Trecker war im Gemeinschaftsbesitz von G. Enß, K. Wiebe und E. Enß.



Hof Nr 66



Hofmarke

Dieser Hof, der die Hypotheken-Nummer 67 hat, müßte bis 1865 noch bestanden haben, denn er ist mit Hofmarke in die Parey'sche Sammlung aufgenommen worden. Allerdings erscheint in den Kalende-Listen zwischen 1830 und 1850 weder diese Hofmarke noch ein Besitzer für dieses Grundstück.
Unverständlich ist auch, wie diese Nummer zustande kam, laufen doch die übrigen kontinuierlich bis 42. Da die Hofmarke die gleiche ist, wie die des Hofes Nr. 1, nur auf der Seite liegend, handelt es sich vielleicht auch um einen Irrtum.
Weder Lage noch irgendein Besitzer dieses Hofes ließen sich feststellen.

Hof Nr 74

Besitzer:	um 1830	Witwe Wegner	ev.
	um 1849	Johann Brandt	verm. ev.

Wir wissen heute nicht mehr genau, an welcher Stelle sich dieser Hof in Marienau befunden hat. Aus der Kalende-Liste der kath. Kirche geht nur hervor, daß Eigentümerin dieses Grundstücks im Jahre 1830 eine Witwe **Wegner** war. Es gehörte ihr auch noch bis 1843.
Der ev. Pfarrer Zimmermann vermerkt dazu in seiner »Schilderung des Kirschspiels Marienau« von 1838: »Ein Höfchen am nördlichen Ende Marienaus wird von der Witwe meines Vorgängers, Frau Prediger Wegner besessen, welche würdige Frau ich stets mütterlich geschätzt habe.«
Es ist anzunehmen, daß dieser kleine Hof erst für die Witwe des Pfarrers Carl Gottfried Wegner, der 1825 verstarb, angelegt worden ist; denn 1781 kann es ihn noch nicht gegeben haben, sonst hätte er eine Hypotheken-Nummer erhalten.

Die Kalende-Listen von 1849 und 1850 nennen dann als Hofbesitzer Johann **Brandt**.
Im Jahre 1865 ist von diesem Grundstück keine Hofmarke in die Sammlung von Carl Parey aufgenommen worden. So kann man davon ausgehen, daß entweder zu jener Zeit dieser Hof schon nicht mehr vorhanden war oder ihm nie eine Marke zugeteilt worden ist.

Aus der Landwirtschaft (II.)

Das bäuerliche Jahr

Das Leben, eng eingebunden in die Jahreszeiten, in Saat- und Erntewetter, in die Zeit zum Heu mähen und Pflügen, zum Rüben ducken und Kartoffeln hacken, zum Dreschen oder Dung fahren, zum Weiden stemmen oder Wagen schmieren, Wäsche waschen und Vesperbrote streichen - alles hatte seine Zeit; aber das Jahr des Bauern ist kein mathematisches Regelwerk, vielmehr ein elastisches Wechselspiel in einem losen Zwang der Notwendigkeiten.

Auch der Winter bedeutete nicht Stillstand. Das Vieh im Stall brauchte sein tägliches Futter. In der Rübenmaschine, noch von Hand gedreht, wurden die Futterrüben auf einer großen Trommel geschnitzelt, in der Scheune das Häcksel geschnitten und in großen Kiepen aus der Häckselkammer in den Stall getragen. Das Roßwerk erleichterte die Arbeit des Häckselns. Mit Hafer und Häcksel mengte man Pferdefutter. Heu wurde durch die Luke in den Mittelgang geworfen und dem Vieh in die Krippen gesteckt. Auch die Hühner hatten ihre Futter- und Legezeiten .

In Stallmitte stand eine Handpumpe, mittels derer wir den mächtigen Bottich füllten und das Wasser dem Vieh in die Tröge trugen. Die Drangtonne mit den Essensrückständen aus dem Haus wurde umgerührt, das Schweinefutter ausgeschöpft, mit Schrot und Wasser vermischt und auf die Tröge verteilt.
Die Pferde mußten gestriegelt und gebürstet werden, die Schwänze und Mähnen beschnitten und die Hufe kontrolliert. Schadhafte Sättel, Ledergeschirr und Sielzeug wurde selbst mit Pechdraht ausgebessert oder zu Sattler Hooge gebracht.
Das mit Bretterwagen eingefahrene Weidenstrauch hackten wir zu Brennholz. Eine gute Winterbeschäftigung, selbst für den Gymnasiasten, der die Hausaufgaben unterbrach, um nicht 'von des Gedankens Blässe angekränkelt' zu werden.
Bei Schnee wurden Gehwege geschaufelt. Selbst der Gang zum Örtchen brauchte eine schmale Schneise.
In den Stuben aber mußte es behaglich warm sein. Nicht zum Faulenzen, sondern mancherlei Haus-, Küchen- und Näharbeiten waren vonnöten, bis abends die Petroleumlampen gemütliches Licht im Wohnzimmer verbreiteten, und die Familie nach dem Abendbrot bei Zeitung, Buch, Strümpfe stopfen, Schularbeiten und Erzählen zusammensaß. Der Rundfunk mischte sich erst später ein, zu Zeiten des Volksempfängers, und dann sehr sparsam.

Wenn aber der Kachelofen abkühlte und ehe das Licht erlosch, zündete Vater noch einmal die Stallaterne an und ging in den Stall zum Ableuchten, d.h. er schaute, ob alles seine Ordnung hatte und sagte den Tieren »Gute Nacht«.

Erntezeit

Die hohe Zeit, auf die alles bisher Getane hinauslief. Das Große Werder war Weizenland, Rapsland, Rübenland. Dennoch fanden Gerste, Hafer und Roggen auf kleineren Flächen ihren Platz dort, wo der Boden leichter war.

Im hohen Sommer drehte sich alles ums Getreide. Der Blick zum Himmel und auf den Wetterbericht verband sich mit dem großen Weizenschlag 'hinter Pleger'. Die Stunde der Schnitter war fast eine magische Stunde.



Franz Genditzki und Kurt Enss staken Peluschken; die Packer E.Schmidt u. O. Kestner; Gespannführer Fritz Genditzki (Hof Nr.1)

Zuerst wurde rundgehauen, d.h. Platz für den Binder gemacht; doch bleiben wir bei dem althergebrachten Mähen mit der Sense oder dem Ableger, der bewährten Mähmaschine, deren zwei Meter lange Messer wie an einer elektrischen Heckenschere kurz über dem Boden die Halme schnitten und in Schwaden legten. Danach ging ein Trupp Saisonarbeiter an den Schwaden entlang, drehten Handvoll um Handvoll Halme zu Stricken und banden die Garben. Die Nachfolgenden hoben sie auf und stellten sie, mit den Ähren nach oben, zu Hocken zusammen.





Hocken und Hungerharke

Die Zeit der Leiterwagen war gekommen. Die Bretterwagen waren zeitig durch einen Baum zwischen den Achsen verlängert worden, so daß jedes Fuder eine große Menge Korn in die Scheune schaffen konnte. Bei uns wurde grundsätzlich vierspännig und vom Sattel aus gefahren. Auf dem Feld wechselte der Kutscher, der beim Staken helfen mußte, und ein junger Bursche oder auch ein Schuljunge nahm die Zügel zum Weiterrücken von Hocke zu Hocke in die Hand. Alles, was männlich und vieles, was weiblich war, konnte bei uns reiten und lenken. Weiterrücken war meistens eine begehrte Sache. Man fühlte sich wie die Großen, wie ein unentbehrliches Rädchen im Getriebe und war unbändig stolz, wenn beim letzten Wagen der Gespannfüh-

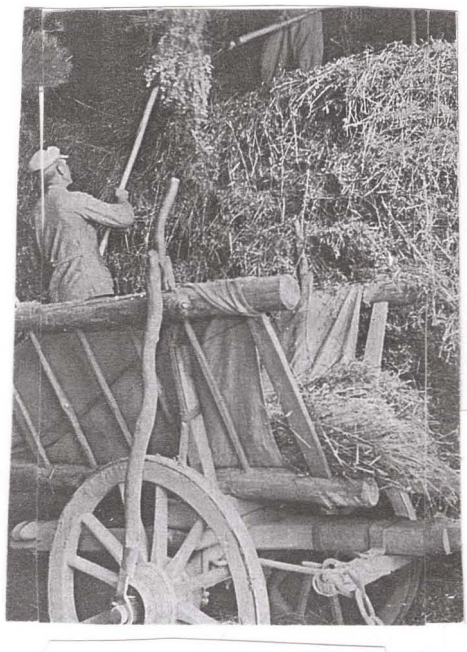
rer dem Weiterrücker erlaubte, das Fuder nach Hause zu fahren. Manchmal, wenn man aus dem Tannsee'schen kam, war der Feldweg am Grabenrain lang und uneben. Die Leiterbäume knarrten unter der Last des schweren Fuders, und wenn man auf die Fahrstraße bog, auf den etwas erhöhten Fahrdamm und einschwenkte auf den glatten Asphalt, wo die Wagenlast leicht rollte und den Pferden Ketten und Tau auf die Hacken schob, da gab es schon nervöse Augenblicke, bis die Ketten wieder straff und alle vier Pferde fest am Zügel waren. Dann wurde mitunter für den geschickten Kutscher auch ein leichter Trab möglich. Auch das Einbiegen in die Toreinfahrt unter den überhängenden Lindenästen hindurch die Anhöhe zur Scheunendiele hinauf, wo ein kräftiges Brrrrrr die Aktion zum Abschluß brachte - das zählte dann schon zu den höheren Weihen der Fahrkunst in der Erntezeit.



Erntezeit bei Omi Kätchen

Immer kann ich mich an warmes und heißes, sonniges Erntewetter erinnern, wenn ich weiterrücken und manchmal auch staken durfte und wir während der Wartezeit auf den Leerwagen im Schatten der Hocke saßen.

Otto machte seine Witze mit uns, und die häufig ganz attraktiven Saisonarbeiterinnen verstanden die harmlosen Anzüglichkeiten sehr gut und antworteten mit einem Wortschwall Polnisch. Lachen und gute Laune waren hier immer im Programm. Das war eine schöne Zeit und schön auch die Vesperminuten an der Hocke, wenn die Luschke mit Blümchenkaffee und belegten Broten aufs Feld gebracht wurde.



Abstaken in der Scheune

In der Scheune wurde abgestakt, die Garben weit ins Fach geworfen, und wieder gab es Burschen und Mädchen genug, die die Garben auffingen und in einem Schwung weiterwarfen.

An die Stelle, von der der letzte Leiterwagen leergestakt wurde, fuhr man später den Dreschkasten.

Erntebräuche

Aus Ruth Winklers Erinnerungen: »Einmal nahm mich der Schütz zur 'ersten Garbe' mit dem Dogcart aufs Feld. Na, da fuhr ich aber stolz durch die Geographie mit der langen Schleife, getreidebesteckt und mit Papierrose.

'Das letzte Fuder' brauche ich wohl nicht weiter zu beschreiben, das wissen viele Marjenauer. Manchmal haben die Speichen wie verrückt geklappert, und auf dem halbvollen Fuder schaukelte eine Puppe hin und her.
In Marjenau hatten wir immer dieselben Polenmädchen. Sonntags saßen sie dann auf dem Schwentenwall und drehten die schönen Papierrosen für die Erntekrone. Diese wurde aber erst nach der 'zweiten Wäsche' mit Spruch überreicht.
Aufs letzte Fuder kam schon mal in der Scheune ein Eimer Wasser von oben. Dann blieb aber alles stehen und liegen. Kein Erwachsener war mehr zu sehen. Die Jungens jagten sämtliche weibliche Wesen und ab mit ihnen in die Schwente.
Die pummelige Liesbeth schloß mal die Küchentür ab, aber da war noch ein anderer Eingang. Fritz durch alle Zimmer, Liesbeth aus der Küche geholt, die Treppe runter und ab zur Schwente. Er zog sie die Stufen runter und, weil sie nicht schwimmen konnte, nahm er die Bütt, die gerade auf dem Floß stand, und leerte das lehmige Wasser vom Kartoffelwaschen über die wimmernde Gestalt. Und dann ging die Wascherei von vorne los.



Hermann Dueck erhält Schleifenschmuck bei der ersten Garbe

Wenn alles versorgt war, wurde im Vorhaus gefeiert mit Machandel und so. Einmal war's schon schlimm. Im Hinterhaus wurde zur Zieharmonika getanzt.
Ein andermal schickte uns Omi Kätchen mit einem von Kleins Jungen extra zum Walter Richter. Nicht bloß zwei Buddeln Machandel, sondern wir mußten auch noch Lebensmittel holen. Haben wir geschleppt!«

Das Ernten ging bis in den Oktober hinein noch weiter; aber die Ernte des Brotkorns in der schönen warmen Sommerzeit brachte den Höhepunkt des manchmal ausgelassenen Feierns. Die Abläufe im einzelnen waren von Hof zu Hof, von Dorf zu Dorf etwas unterschiedlich, und doch war das Elementare, waren die Geister der Vorzeit überall zur Stelle.

Laß stehn die Blume, geh nicht ins Korn,
die R o g g e n m u h m e geht um da vorn ...

oder

...die hohen Saaten stehen hoch und dicht,
sie standen nicht so schön seit langen Jahren -
ich sah die Roggenmuhme drüberfahren,
lächelnd und stolz im weißen Mittagslicht.
(Agnes Miegel)

Auf Plattdeutsch war es die »O h l e«.

Klipper, klapper, de Ohle fohrt,
... wi hebben keene Meej gesport,
klippper, klapper, de Ohl es door;
de Aust es ut en dissem Johr.

Das Überkommene aus vorchristlicher Zeit feierte hier fröhliche Urständ, obgleich die aufgeklärte Kühle den Bräuchen nicht viel mehr als das Vordergründige ließ. Dennoch, das Gedankengut lebte, und die M u h m e , de Ohle, war hier die Haupterscheinung. Sie war gut und bewahrte das Korn, die Gabe der Götter - und wenn auch in ihrem Bannkreis die Nahrung für den Menschen gedieh, so konnte sie auch den Fluch über ihn und das Brot legen, wenn er Frevel tat, sie störte und verhöhnte, Mißachtung zeigte und schlecht arbeitete - dann wehe, dann wurde sie zornig :

Goot stoaken (staken), goot stoaken, sonst jeiht di de Ohle auls Gicht en de Knoaken !

So nahm man sie mit auf dem letzten Fuder in die bergende Scheune, die Strohgestalt, mit

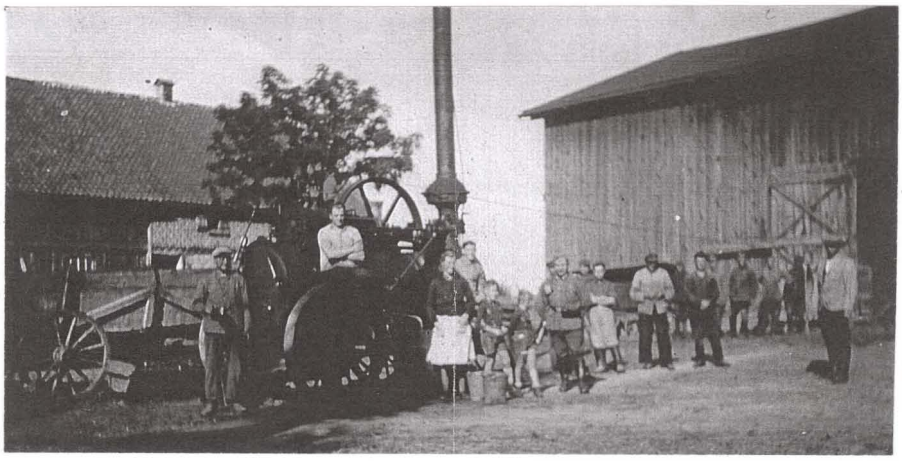
Schleifen geschmückt, nun vor Sonne und Regen 'behütet', und ihr Kragen war ährenbesetzt mit üppig quellendem Korn.
Federndes Holz streifte bei der Heimfahrt des letzten Fuders die Speichen, und der Lärm hielt das Böse fern. Das Leben und Wachstum spendende Wasser ergoß sich bei der Einfahrt in Kübeln über die Schnitter, und alles war gut und fröhlich und freigebig und der Segen nahe !

Unser Ostlanddichter Max Halbe (1865 - 1944) aus Güttland an der Weichsel faßt noch einmal in Prosa zusammen:

»Ich höre im Geiste bereits das letzte Fuder, ...von der Trift heranrollen, heranjagen. An den Rädern sind Klappern angebracht, die kündigen es schon von weitem an. Obenauf schwankt eine Gestalt, einer Vogelscheuche gleich, eine Strohpuppe, mit alten Fetzen bekleidet. Schnitter und Schnitterinnen sitzen rings um sie herum in den Garben.
Auf den Pfosten des offenen Hoftores hocken Knechte, Mägde mit vollen Wassereimern, um sie über den einfahrenden Erntewagen und seine Insassen auszuschütten. Das Fuder jagt herein, Peitschen knallen, die Gäule schäumen, die geschwungenen Eimer leeren sich, Jubel und Halloh, um so gellender, je besser mit den Wasserkübeln gezielt wird und je gründlicher Fuhrknecht und Schnittervolk durchnäßt werden ...
Der Wagen rast über den Hofraum zur offenen Scheune, wo sich Geplansch und Geschrei noch einmal ausgiebig wiederholen. Gießende und Begossene, alle triefen von Wasser.
Der Wettergott, dessen Puppe hoch oben jetzt melancholisch die ausgestopften Arme sinken läßt, hat sein Dankopfer erhalten, weil er es gnädig mit Regen abgehen ließ.
Am Abend aber werden die bis auf die Haut Durchnäßten mit Fleisch, Speck, Keilchen, Schnaps wieder ins Leben zurückgerufen, die Erntekrone aus Weizenähren, mit bunten Bändern durchzogen, wird im Hausflur anstelle der verdorrten vom Jahr zuvor aufgehängt, und nicht lange, so spielt eine Harmonika eine fremde Weise zum Tanz auf.«

Dreschen

Auch Dreschen war eine spannende Zeit. Nicht jeder Hof besaß einen Dreschsatz, und so bediente uns Herr Andreas aus Tiegenhof, der früher eine eigene Landwirtschaft besessen hatte, mit seinem Leihsatz, der in unserm Dorf bei einigen Bauern die Runde machte.
Der Umzug dieser schweren Maschinen auf stählernen Rädern von einem Hof zum andern war eine Tagesarbeit. Sechs Pferde zogen die schwere Lokomobile wie auch den Dreschkasten. Zum genauen Einrichten der ganzen Anlage bedurfte es viel Erfahrung und großer Sorgfalt. Millimetergenau war der Abstand von Lokomobile zu dem Transmissionsblock am Scheunentor und von dort wieder zum Dreschkasten bemessen, um die Hanf-Ledergurte und das Stahlseil, das um das Schwungrad der Lokomobile lag, exakt in der gewünschten Spannung zu halten. Auch Abweichungen nach links oder rechts waren gefährlich, da das Seil abspringen konnte. War alles so weit einjustiert, wurden zwölf Räder mit Keilen und mächtigem Vorschlaghammer fest blockiert.
Dann am zweiten Tag begann das Anheizen, bis der Dampfdruck auf der Anzeige so weit angestiegen war, daß ein kurzer Probelauf beginnen konnte. Das waren schon spannende Augenblicke. Jetzt mußte Schiebkarre um Schiebkarre mit dicken Brocken oberschlesischer Kohle aus dem Speicher angefahren werden, die Wassertonne neben dem dampfenden schwarzen Kessel mußte immer gefüllt sein.

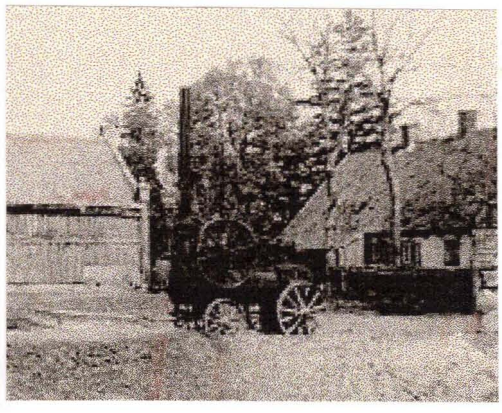


Dreschpause auf Anna Penners Hof (Nr. 28)

unt.li. Eduard Dueck fährt Wasser zur Lokomobile

unt.re. Auf Hof Nr. 1





Stapel von Säcken wanderten jetzt in die Scheune, vier zugleich wurden an die Auslaßrinnen geklemmt, und neben den sich dann später füllenden Hanfsäcken stand die Waagschale. Zwei Zentner waren für Otto Jakobsen, den Langen, und Fritz Genditzki, den Stämmigen, offenbar kein Problem, auch der lange Weg über den Hof damit nicht und die ziemlich steile Treppe auf den Getreideboden über den Wohnzimmern.

Wer auf dem Dreschkasten stand, die zugeworfenen Garben aufband oder -schnitt und in das Dreschgetriebe warf, trug ein schweres Los. Den ganzen Tag über stand er in einer dichten Staubwolke, und manch einer hatte Tücher um Hals und Nase gebunden. Ich sehe sie noch herabsteigen und graubraun von Schweiß und Staub im Gesicht aus der Scheunentür treten. Ein schwerer, undankbarer aber verantwortungsvoller Posten, denn weder Leerlauf noch Überlastung durften den Dreschvorgang stören.



Otto Jacobsen u.Fritz Genditzki, die Sackträger (Hof 1)

Eine Hymne aufs Zodderband

Ich habe es später in Südamerika erfahren, in einem ganz andersartigen Lebenskreis, wie etwas Fadenartiges, etwas Auf- und Abzuwickelndes in der Alltagswelt improvisationsfreudiger Menschen zum Unentbehrlichen gehören kann: der Draht. »Con un alambrito se arregla todo«, sagte der Tankstellenwart am Rio Bermejo, als eine herausgeruckelte Schraube den Seitenspiegel flattern ließ, »mit einem Drähtchen kann man alles in Ordnung bringen«.
Was den Südamerikanern der Draht, war uns im Weichseldelta das Zodderband: fädig, geschmeidig, lang und zäh.
Das Zodderband gab's in festen maschinengewickelten Knäulen, fußballhoch und schwer, locker gedrehtes Naturgarn aus Hanf, mal goldglänzend, mal stumpf und ockerfarben. Bindegarn hieß es wohl im Raiffeisenladen oder im Text der Rechnung auf Vaters Schreibtisch.



Mähen mit Binder - Walter Driedger sen. und jun.

Die Rolle konnte man in den mechanischen Binder einpassen, das war eine landwirtschaftliche Maschine, von Pferden gezogen, die das Korn schnitt, auf einem 'Tisch' zu Garben bündelte, sie in deren Mitte stramm zusammenband und auf das Stoppelfeld auswarf. Saisonarbeiterinnen aus dem 'Korridor' folgten zu Fuß und setzten die Garben zu Hocken zusammen. Was also früher ein aus Halmen gedrehter Strang bewirkte, die Garbe in der Taille fest zu verknoten, das besorgte nun, maschinenverarbeitet, das Bindegarn.
Auf dem Dreschkasten angekommen, hatte es seine Aufgabe erfüllt. Der Mann obenauf, der das Getreide in die Maschine einfütterte, durchschnitt das Band und hängte die meterlangen Enden mit dem Knotenknubbel über einen Sporn.
Und wo blieb es später dann? Wer Hof- und Feldarbeiten verrichtete, hatte doch meistens ein paar Kringel Zodderband in der Jackentasche nach dem Motto »daut bruckst du emmer moal!« - Wenn am Zaumzeug der Stirnriemen gerissen, wenn der Bauchgurt unterm Pferdesattel zu kurz war, wenn der Holländerschlittschuh zu lose um den Stiefel schlotterte, wenn am Fahrrad das Schutzblech klapperte oder das Zodderband hatte etwas 'Verbindendes', war oft ein schneller Retter in der Not, ja, auch das Zodderband ist ein Stück Reminiszenz aus meinen Bauernjungentagen.

Raps

Für die Rapsernte Ende Juli wurden die sieben Meter langen Leiterwagen mit Hanfplanen ausgelegt und an den oberen Leiterbäumen angebunden. Denn der reife Raps streute leicht, und so verhinderte man Verluste der kostbaren Ölfrucht.
Nach dem Abladen fuhr der Wagen auf die leere Tenne nebenan, dort kroch ein Mann unter die Plane und mit nach oben ausgebreiteten Armen schritt er den Wagen ab und schüttete die Körner auf den Boden, die danach säuberlich zusammengefegt wurden.

Ich kann mich auch an ein Jahr erinnern, als der Dreschsatz erst für Wochen später versprochen war und wir auf der Scheunendiele Rapsreiten mußten. Das war für uns eine tolle Sache. Vier Pferde und Reiter setzten im Kurzgallopp draufgängerisch gegen den aufgetürmten Rapshaufen an, die jungen Dreijährigen bäumten sich auf und schlugen mit den Vorderhufen den Raps nieder. Immer kleiner wurde der Haufen, bis alles platt war. Ein paar Männer mit der Forke schüttelten dann das Rapsstroh aus und wendeten es. Noch einmal die Reiterattacke , noch einmal das Knacken des harten Rapsstrohs und die Diele voller Staub. Wieder kamen die Forkenmänner und trugen nun das Ausgerittene beiseite. Ein neuer Hügel wurde aufgetürmt, und der Ansturm begann von neuem.

Kartoffeln und Rüben

Nie gab es Leerlauf. Die Stoppelfelder wurden geschält, gedüngt, tief gepflügt und wieder geeggt. Die Gräben wurden gekrautet und die zerfahrenen Wege für die Kartoffel- und Rübenernte geebnet.



Kartoffeln behäufeln, Erich Schmidt und Helmut Enss

Im September war Kartoffelernte. Das waren höchstens zwei Tage, denn nur der Eigenbedarf mußte gedeckt werden. Die Landarbeiter hatten in der Regel eigenes Kartoffelland auf dem Anger oder hinter dem Haus. Dennoch, das Verbrennen des Kartoffelkrauts, die qualmenden Feuer, in die wir Kartoffeln warfen, um sie zu grillen und zu essen, sind noch lebhaft in Erinnerung.
Die Rüben waren dann schon eine größere Angelegenheit, und oft half auch ein Trupp Saisonarbeiter mit.
Mancher aus unserer Generation hat da so seine eigenen Erinnerungen und Sorgen, nicht nur die Herren Gutsbesitzer. Als Beispiel darf ich nur Ruth Winkler zitieren: »Ans Rübenverziehen habe ich schlechte Erinnerungen. Das Kreuz tat weh, die Hände auch, und man hatte nie ausgeschlafen. Und noch schöner war Hädrich ziehen. Und das alles für 75 Pfennig am Tag.«
Wenn im Herbst die Ernte los ging, duckte man mit der kurzen Rübengabel die tief sitzenden Zuckerrüben mit kraftvollem Hebelschwung aus der lehmigen Erde, während die linke Hand die Blätter beim Schopf faßte und die Rüben in Reihen legte. Später kam ein Trupp mit langen Koppmessern in der Hand und schlug die Blätter am Rübenkopf ab, reinigte die Frucht grob vom Lehm und warf sie auf Haufen. Die Blätter wurden mit Forken ebenfalls auf Haufen geworfen und als Viehfutter abgefahren.
Dann der Abtransport der kostbaren Zuckerfrucht - in schon kühler, regnerischer Jahreszeit oft eine quälerische Angelegenheit für Mensch und Tier, und man machte drei Kreuze, wenn die schweren vollbeladenen Bretterwagen mitunter mit sechs Pferden aus dem Blott gezogen waren und der bestellte Waggon auf dem Güterbahnhof für den Abtransport nach Neuteich zur Zuckerfabrik bereitstand. Die Zuckerrüben wurden in der Fabrik gewaschen und die Schmutzprozente vom Preis abgezogen.
Für die Futterrüben wurden in einer Ecke des Hofplatzes große Mieten angelegt, mit einer dicken Strohschicht belegt und mit Erde abgedeckt. Sie waren dann die wichtigste Nahrung fürs Rindvieh bei der Stallfütterung im Winter.
Um aus dieser Chronik kein landwirtschaftliches Lehrbuch werden zu lassen, wollen wir hier abbrechen und es bei einigen Schwerpunkten belassen.

Milchwirtschaft

Neben Ackerbau, Pferde- und Rinderzucht war die Milchwirtschaft eine wichtige Ergänzung für die landwirtschaftlichen Betriebe. Butter und Weichkäse sind wohl in allen Betrieben zunächst für den Eigenbedarf und für den Handverkauf in den umliegenden Städten hergestellt worden.
Mit der planmäßigen Verbesserung der Rinderzucht - schon vor den Herdbuchgesellschaften - konnten die Betriebe mehr erzeugen, als sie belbst brauchten. Bei der damaligen Verkehrslage konnten die Überschüsse die Abnehmer nicht rechtzeitig erreichen. Sie mußten daher in der Nähe der Erzeuger bereits verwertet oder haltbar gemacht werden. Größere Betriebe hatten schließlich eigene Käsereien, bei denen auch die Nachbarn ihre Überschüsse mitverwerten lassen konnten. Als der Milchanfall mehr und mehr stieg, kamen in der Mitte des vorigen Jahrhunderts Fachleute, vormehmlich aus der Schweiz, in unsere Heimat und gründeten Molkereien und Käsereien. Wir brauchen nur an die Namen Krieg, Gynax, Howald oder andere zu denken. 1842 stellte in der Memelniederung ein Schweizer (Mennonit) den ersten Hartkäse im Osten her, dem er den Namen »Tilsiter Käse« gab. Damals ging man von der Herstellung von Weichkäse zu dem haltbareren Hartkäse über. In unserem Kreis war aber auch die Herstellung von Werder Käse, mit und ohne Kümmel, Tilsiter Käse, Limburger Käse und Zwergen üblich. Zwerge waren ein Weichkäse in Form und Größe eines Bratklopses mit Kräutern, ebenfalls mit Kümmel zubereitet.
Die Schweizer in den Betrieben stellten auch einen Emmentaler her, der bei uns Schweizer Käse hieß. Alle diese Käsesorten hatten einen guten Ruf und wurden weit über das Freistaatgebiet hinaus versandt. Fast die Hälfte aller Hartkäse in Deutschland wurde in Ostdeutschland produziert, woran unser Kreis maßgeblichen Anteil hatte.
Schließlich schlossen sich die Landwirte zu Molkereigenossenschaften zusammen, um ihre Milchüberschüsse schneller verwerten zu können. Im Laufe der Jahre war der Kreis Großes Werder mit vielen Molkereien besetzt...
Die Leistungen der Kühe waren soweit gestiegen, daß eine Kuh zwischen 8 und 12 Liter Milch täglich gab. Aus Marktbereinigungsgründen wurden in den dreißiger Jahren kleinere genossenschaftliche Molkereien zusammengelegt. Seither fand eine Umstellung auf größere Butterherstellung statt, worunter die Käseproduktion aber nicht zu leiden hatte.

Die Westpreußische Herdbuchgesellschaft

Die Basis solcher Erfolge jedoch war die W p r . H e r d b u c h g e s e l l s c h a f t , von der Landwirtschaftskammer am 20. Nov. 1889 gegründet. Ihr Ziel war »die Herauszüchtung der heimischen Holländer-Rinderrasse in eine reinblütige in Bezug auf Körperformen, Eigenschaften und Leistungen mit besonderer Berücksichtigung höchster Milchergiebigkeit, Mastfähigkeit und Körperschwere begründete Zuchtrasse des westpreußischen Rindes. Zuverlässiger Ausweis für die reinblütigen, konstant vererbungsfähigen Zuchttiere ist die Eintragung in ein Herdbuch«.

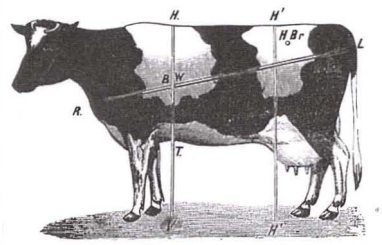


Melkzeit in Marienau

Die von den Mennoniten aus der alten Heimat importierten holländischen und ostfriesischen Zuchttiere ergaben nach der Kreuzung mit dem vorhandenen Landvieh gute Resultate.
Die westpr. Landwirtschaftskammer baute sehr bald eine Organisationsform für die Züchtung auf. Sie errichtete Zuchtstationen und erwarb hierfür Zuchtbullen, wofür sie

den Ankaufspreis von 500 Mark trug und den Rest der Stationshalter zahlen mußte. Die Stationen waren mit den Genossenschaften und auch einzelnen Besitzern in Verbindung, deren Herden genügend weit durchgezüchtet waren. Laut Liste der Herdbuchgesellschaft von 1903 war es in Marienau nur Gerhard Claassen (Hof Nr. 17), der Herdbuchvieh züchtete.

Für die Körperabschnitte waren »Gardemaße« vorgeschrieben, die zu einer entsprechenden Bewertung führten.



1 te Zahl R. L. = Rumpf-Länge.
2 te „ V. H. = Vordere Höhe.
3 te „ H. H. = Hintere Höhe.
4 te „ B. T. = Brustkasten-Tiefe.
5 te „ B. W. = Brustkasten-Weite.
6 te „ H. Br. = Hüften-Breite.
7 te „ B. Br. = Becken-Breite.

Den Züchtern wurden seitens der Landwirtschaftskammer sog. Elitebullen zu Zuchtzwecken überlassen; sie waren erstklassige Tiere von hohem Ankaufspreis. Hierbei zahlte der Stationshalter eine jährliche Abnutzung von 250 Mk. sowie 100 Mk. Versicherungsprämie. Nach dreijähriger Benutzung mußte das Vatertier an die Kammer zurückgegeben werden. Im Kreis Marienburg besaß die Station 25 dieser Elitetiere.

Eine zweite Einrichtung zur Besserung der Rindviehzucht waren die Kontrollvereine. In unserer damaligen Provinz entstand ein solcher Rindvieh-Kontrollverein im Jahre 1912. Sie hatten Kontrolleure eingestellt, die bei den Herden die Leistung prüften und für rationelle Fütterung geeignete Vorschläge machten. Die angestellten Kontrollassistenten überprüften 14täglich jede Herde, maßen Milchmenge und Fettgehalt.
Bis zum ersten Weltkrieg wurde Pionierarbeit geleistet, während sich bald darauf Kontrollsystem und Herdbuch allgemein ausbreitete.

Marienauer Erlebnisse mit den Rindviechern gibt es reichlich. Doch auch die erzählenswertesten sind in unserer Situation nach fünfzig Jahren nicht mehr in unsere Redaktion gelangt. Ich persönlich kann mich an die vielerlei Routinearbeiten erinnern, die mit Pferden, Kühen und Schweinen zu tun hatten, für einen interessierten Bauernjungen und auch die Kinder unserer Landarbeiter war fast alles alltägliches Leben.
Als ich dreizehn oder vierzehn Jahre alt war, hielt ich mich gerne zur Melkenszeit im Kuhstall auf. Hier war es mollig warm, gab's Kannen- und Eimergeklapper, die Melkfrauen, zu denen oft auch meine Schwester gehörte, banden sich Tücher ums Haar, eine Schürze um, und mit dem Melkschemel in der Hand ging's an die Arbeit. Ich mochte da nicht abseits stehen, sondern der Nachahmungstrieb und die Kraft in den Armen drängten mich dazu, mitzumachen. Mutter hatte mir wie die berufsmäßigen Melker einen blau-weiß gestreiften Kittel gekauft, und meine Schwester Hilde lehrte mich die rechten Griffe an den Zitzen, die die Kuh erst fühlen ließ, daß ein Fachmann unter ihr saß. Dann hieß es »stripp, strapp, strull, ist der Eimer nicht bald vull« und der starke Strahl im Wechsel der Züge schäumte im Eimer zwischen den Knien, und das Herz freute sich und war stolz, wenn man den vollen Eimer in die 20-Liter-Kanne gießen konnte.
Die Fachfragen von Fütterung, Fell putzen und Schwanz waschen kann man in einer Anleitung für Rindviehpflege nachlesen.
Die Jungs und die Marjellchens beteiligten sich dann noch oft und gern, oft nur pflichtgemäß, am Transport der Kannen in die Molkerei. Der Gaul wurde vor den Milchwagen gespannt, und bald begegnete man auf der Dorfstraße der Gertraut aus dem Feld oder dem Hugo von Fischers.

In der Käserei angekommen, polterte der Wagen über das holprige Kopfsteinpflaster, und dann gab's Stau. Vier Wagen vor mir, und auf der Rampe sah man die Riesen mit aufgekrempelten Ärmeln die vollen Kannen schwingen, als wären sie nur Liter-Kannen. Herr Jopp überragte alle. Er war für mich der Inbegriff von Kraft. So stellte ich mir dann in der Schule bei den griechischen Sagen den Herkules vor. Ja, so hat jeder seine Erlebnisse und Erinnerungen.

P e n n e r s R u t h , geb. W i n k l e r , hatte wieder andere:
»Einmal ging es Herrn Kreklau richtig koddrig. Aus irgendeinem Grunde war der Bulle den Sommer über nicht auf der Weide, sondern in einem großen Hock. So kam der Schmiedemeister Raap, um ihm die Hufen zu schneiden. Der Bulle aber wurde verrückt und ging auf Herrn Kreklau los und drückte ihn an die Wand. Geistesgegenwärtig schlug Herr Raap dem Bullen mit dem Fuß ins Auge, und er ließ von Herrn Kreklau ab. Dieser kam, schwer angeschlagen, ins Haus. Auf viel Stroh gelagert, wurde er mit dem Kastenwagen nach Tiegenhof ins Krankenhaus befördert, wo er die gebrochenen Rippen ausheilte.«

Molkerei/Käserei Marienau

	von - bis - um			von - bis - um	
Gregor Bammert	1881	(Käsefabrikant)	Alois Walliser	1910	(Molkereiverw.)
Carl Joseph Strobbe	1885	(Käser)	Bruno Heidebrecht	1930 - 32	(Molkereiverw.)
Christian Schütz	1890	(Molkereiverw.)	Ernst Jopp	1932 - 45	(Molkereiverw.)

Für die Einrichtung einer Molkerei im Dorf können wir aus Mangel an Quellenmaterial keine genauen Daten angeben. Es ist aber davon auszugehen, daß dieses nach 1870 geschah.
In den Standesamtsbüchern erscheint 1881 als Käsefabrikant Gregor Bammert, für 1885 ein Carl Joseph Strobbe als Käser.



Der Betrieb war eine Genossenschaftsmolkerei mit dem Einzugsgebiet Marienau und Rückenau. Mitglieder waren 16 Marienauer Bauern, die je nach der Größe des Milchviehbestands zwischen 7 und 16 Anteilen besaßen von insgesamt 188.
Der letzte Pächter war E. Völzing aus Zoppot, ein schweizer Staatsbürger.
Die letzten beiden Verwalter sind uns persönlich bekannt. Die Töchter Gisela und Elisabeth H e i d e b r e c h t waren noch kurze Zeit mit uns in der Schule. Die spätere Frau Dr. Gisela Vogt erzählte uns, daß ihr Vater aus Tiege stammte (sieben Jungen in einer Familie), wo seine Eltern zwei Grundstücke besaßen.
Der letzte Verwalter war Ernst J o p p , der zuvor eine Molkerei in Käsemark geleitet hatte.

Das Einzugsgebiet für Milch erstreckte sich auch auf Rückenau und Tiege, nachdem während des Krieges die Käserei in Tiege geschlossen wurde.



Man produzierte Butter, Tilsiter und Butterkäse. Aber auch Schweizer Käse, der größte hat einen Doppelzentner gewogen (Günther Jopp).

Dem Molkereibetrieb war eine Schweinemästerei angeschlossen, um u.a. die Molke zu verwerten. Es gab zwei Schweineställe, einer entlang der Dorfstraße. Der letzte Teil dieses Stalles wurde im Krieg zum Lager für Kriegsgefangene umgebaut.

Von Fäulein Käthe O h l , jetzige Frau Ewald, erhielten wir die folgenden Informationen und auch einige dokumentarisch wichtige Bilder.
Sie schreibt: »In den letzten Kriegsjahren war die Belegschaft international, denn alle deutschen männlichen Arbeitskräfte waren eingezogen: deutsche Mädchen, Ukrainerinnen, engl. Kriegsgefangene, ein Pole und Volksdeutsche. Der Käser war schweizer Staatsangehöriger.
Wir waren eine gute Mannschaft. Mit nur zwei Fachleuten haben wir Qualitätsware produziert.
Ein Mann war für die Schweine verantwortlich.





ob.li.: Molkerei, vom Feld aus gesehen

Mitte: Auffahrt zur Milchrampe

unten: Im Betriebsraum, Verw. Ernst Jopp m. Sohn Günther u. Gehilfen





Betriebsleiterin Käthe Ohl

daneben: v. li. Gerhard Jopp, Käser Kurt (Schweizer), Büroangestellte Irene Strongowski (Volksdeutsche),Maschinist Jan Bullmann (Pole), 2 engl. Kriegsgef., Käthe Ohl, William Mortemer, ein Käser (weißes Hemd), 1 Russin, 3 Deutsche, 1 Russin

Die zwei betriebseigenen Pferde versorgte ein engl. Kriegsgefangener. Er hatte die Aufgabe, mit gummibereiftem Wagen die Milch aus Rückenau abzuholen und unsere Produkte zum Bahnhof zu bringen; denn die Butter wurde täglich verladen, Käse und Schweine auf Abruf.
Per Bahn kam das Futter für die Schweine (Futtergerste und Zuckerrübenschnitzel) sowie die Kohlen für den Betrieb. Zum schnellen Entleeren der Waggons stellten die Bauern oft Fuhrwerke zur Verfügung.
Erinnern kann ich mich noch an das Ehepaar Johann Epp gegenüber am Angerweg, das den Milchverkauf für die Dorfbewohner übernommen hatte. Ich bewohnte den Vorderteil des katholischen Pfarrhauses, nachdem Herr Pfarrer Kiewert nach Neuteich gezogen war. Am 24.Jan.1945 verließen wir mit dem Treck Marienau.«

Zwei Kommentare zum Schweineverladen folgen. Günther J o p p , Sohn des letzten Verwalters, schreibt:
»Wir hatten bis maximal 400 Mastschweine in den Ställen. Viele von ihnen gingen zur Hapag nach Hamburg. Beim Verladen war man immer sehr bemüht, jedes Schwein ohne Beschädigung auf den Rollwagen mit Pferdanspannung zu bugsieren. Wollte eines nicht, so standen Gehilfen zu beiden Seiten, um das Schwein mit einem ausgebreiteten Sack, der unter dem Bauch des Schweins hindurchgezogen war, auf den Wagen zu heben.
Die Schweine wurden dann zum Marienauer Bahnhof transportiert und in Viehwaggons verladen. Auf den Boden des Waggons schütteten wir in Essig getränkte rohe Kartoffelstücke, die wir in großen Milchkannen vorbereitet hatten, damit die Schweine sich während der Fahrt ruhig verhielten. Sie stammten ja aus ganz verschiedenen Buchten, und einige konnten sich nicht leiden.«

Käthe Ohl-Ewald ergänzt:
»Viel Aufregung brachte immer die Verladung der Mastschweine mit sich - da büxten oft einige aus, und das Einfangen war nicht einfach; denn der Zug, an den der Waggon angehängt wurde, wartete nicht. Der mußte pünktlich zu den Anschlüssen in Simonsdorf sein. Zielbahnhof der Schweinetransporte war meistens Köln-Deutz oder Köln-Nippes.«





oben: Ehepaar Jopp

unten: Geburtstagsfeier mit Stobbes Machandel, Günther und Helmut müssen zuschauen



Liste der Mitglieder und ihrer Anteile bei der Molkereigenossenschaft Marienau

Wiens	Artur	15	Anteile	Wiebe(Penner)	Käthe	8	Anteile
Fast	Gerhard	9	"	Bartsch	Johannes	8	"
Fast	Ernst	13	"	Goertz	Meta	7	"
Dyck	Willy	10	"	Reimer	Hermann	9	"
Dueck	Hermann	16	"	Heidebrecht	Erich	14	"
Enß	Walter	13	"	Budweg	Gebr.	12	"
Enß	Emil	14	"	Daniel	Adolf	16	"
Enß	Gustav	10	"	Rempel	Adolf	14	"

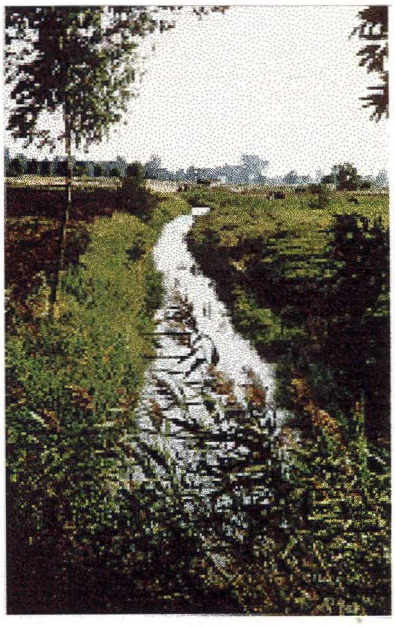
insges. 188 Anteile

Die Wassermühle

Das Wasser war unser Schicksal, im Guten wie im Bösen. und der Wassermüller trug ein gutes Stück Verantwortung. Seine Mühle war durch lange Zeiten weithin sichtbar, ein Wahrzeichen über dem flachen Land und ein Stück meisterlicher Architektur.
Laut Verzeichnis des Regierungsbezirks Danzig aus dem Jahre 1820 befanden sich in Marienau seinerzeit drei Wasserabmahlwindmühlen. Hundert Jahre später war nur noch eine nötig, und auch diese wurde nicht mehr mit Wind betrieben. Sie beförderte in der nordwestlichsten Ecke des Mühlenfelds das Wasser aus den Gräben in die Schwente, und sorgte so dafür, daß die Wiesen und Felder nicht zu naß waren. 1930 mußte die Wasserpumpe ausgewechselt werden. Ernst Reimer, der das miterlebte, schreibt dazu:

»Unsere alte Kreiselpumpe hatte vor den zwanziger Jahren bessere Zeiten gesehen; sie war alt und schwach geworden und wollte ihren Dienst nicht mehr getreu ausführen.
Am 1. Sept. 1930 wurde das neue Linau-Schöpfwerk in Kalteherberge in Betrieb genommen, welches für die Entwässerung eines Gebiets von 22.000 ha zuständig war. Demzufolge wurden mehrere Wassermühlen überflüssig.

Durch die Mithilfe von Amtsrat Mintel vom Deichamt Tiegenhof erwarben wir für unser Dorf eine noch sehr gut erhaltene Mühle von Baarenhof. Die alte Wassermühle wurde abgerissen, und die beiden Schlosserbrüder Kestner aus Fürstenau bekamen den Auftrag, den dortigen Kessel auf Räder zu stellen und ihn bei uns auf einem Zementsockel wieder aufzubauen. Die Brüder Budweg fanden sich bereit, für 45 Gulden den Transport von Dampfkessel und Pumpen zu übernehmen, aber die Baarenhöfer mußten mit Pferden helfen, den Kessel auf den Damm und danach auf die Straße zu bugsieren. Dann zogen Budwegs ihn mit sechs Pferden nach Marienau.
Der Weg zur Mühle an uns vorbei führte durch Willy Dycks Wiesen, über unser Land und dann direkt an der Schwente



Die »Marienauer Vorflut«, von d. Pflasterstraße n.Tiege aus gesehen. Im Hintergrund die Weißbäume. Sie ent- und bewässerte d. ganze Schwentenfeld u. einen Teil d. Mühlenfelds.

entlang. Das letzte Ende war so kurvig, daß kaum ein Wagen mit zwei Pferden passieren konnte. So wurde für den Transport des Dampfkessels ein neuer Weg gebaut. Für diesen nahm man Land von der katholischen Kirche und Bauernland. Auch eine zusätzliche Brücke fehlte zu bauen. Nachdem nun noch Reimers von Marienau zwei Pferde zur Verfügung stellten, schaffte man es, den riesigen Kessel mit acht Pferden an seinen Bestimmungsort an der Schwente zu bringen.



Der mächtige Mühlengraben a.d. Ortsgrenze zu Rückenau

Als die neue Mühle aufgestellt war, wurden die Seiten mit Holz verkleidet und oben ein Dach aufgesetzt. Der Schornstein stand auf dem Kessel und ging gerade hoch durch das Dach. Als man mit allem fertig war, wurden zwei Waggons Kohlen geholt.
Es handelte sich hier um eine doppelte Schneckenpumpe mit zwei Saugrohren von je 65 cm Durchmesser. Sie hatte eine Leistung von 48.000 Liter pro Minute. Doch wenn die Mühle mahlen sollte, mußte auch genügend Wasser vorhanden sein. Darum wurden die letzten hundert Meter des Mühlengrabens verbreitert. Man brachte ihn in der Höhe des Wasserspiegels auf fünf Meter Breite und auf eine Tiefe von eineinhalb Metern. Begann man nun, das Wasser auszumahlen, lief es aus den kleineren Gräben sofort nach. Und im Frühjahr, wenn die Wiesen unter Wasser standen, stieg der Wasserspiegel im letzten Ende des Mühlengraben leicht auf zwei Meter an.



Mit der Maschinenzeit starb auch hier die geliebte Romantik, und man verbarg ein kleines Aggregat in einem Schuppen. Der ist auch heute noch sichtbar. Im Hintergrund das Wohnhaus des Wassermüllers.

Mit der neuen Mühle wechselte auch der Wassermüller. Gustav Preuß übernahm die Arbeit, der Sohn vom früheren Müller Ernst Preuß. Er bekam das Haus dort bei der Mühle mit Stall und einer Wiese für seine Kuh. Daß er auch Lohn erhielt, glaube ich nicht, da er doch nur tageweise zu tun hatte und nur bei Bedarf.«

Wassermüller in Marienau

Jacob Preish	1767	Michael Hammerschmidt	1817
Johann Lucht	1768	Peter Hooge	1879
Jakob Ziesmer	1772	Ernst Preuß	1912 - 1930
Joh. Michael Lucht	1773 - 1812	Gustav Preuß	1930 - 1945

Gustav Preuß
*1902 +1989
∞ Johanna Dodenhöft
*1909 +15.7.1945
in Dänemark
Sohn: Paul
+ durch Unfall

Bessere Zeiten für die Landwirtschaft

1933/34 - Die Entschuldung

Die Landwirtschaft hatte turbulente Jahrzehnte hinter sich, und sie war doch die Basis unseres Lebens im Werder. Besonders die Weimarer Zeit führte viele Bauern in den Ruin oder zumindest doch in existenzbedrohliche Schwierigkeiten. Im Deutschen Reich gab es deshalb eine Entschuldungs-Aktion zugunsten der hochverschuldeten ostdeutschen Großbetriebe, die 1933 auf das gesamte Reichsgebiet ausgedehnt wurde. Jetzt kamen auch, obgleich immer noch Freistaat, unsere Bauern in den Genuß der Umschuldung.
Für unseren Bereich war dafür das Amtsgericht Danzig zuständig.

Freie Stadt Danzig
Das Amtsgericht, Abt 29
— Entschuldungsstelle —

Es wird gebeten, bei allen Eingaben die nachstehende Geschäftsnum. anzugeben.

Geschäftsnummer:
29 LwE. 2128.

Danzig, den 12. Sep. 1934.
Neugarten 30/34 Erdgeschoß
Fernruf 27851.

In dem Verfahren zum Zwecke der Entschuldung des Grundstück
Karlsau Blatt 104 und Blatt 116

— werden — gemäß §§ 12 — 33 der Verordnung vom 22. September / 21. Dezember 1933 (Gesetzblatt Seite 414/626) Ihre Hypotheken — Grundschulden auf 40 v. H. des Grundvermögensteuerwertes:

Betrag (Gesamtbetrag der früheren Kapitalsforderung und rückständige Zinsen bis 31. 12. 32)	Davon		Neuer Zinssatz	Verwaltungskostenbeitrag	Tilgungssatz ab 1. 10. 36
	erstwertige Forderung	zweitwertige Forderung			
4000.-	110.-		4%		½%

AMTSGERICHT * DANZIG *

Danzig, den 21. September 1934.
Wrupp, Justizangestellte
als Urkundsbeamter der Geschäftsstelle des Amtsgerichts

Hofkarte

der Danziger Bauernkammer
für den Betrieb

Genaue Hofbezeichnung .....

Name / Vorname des Bauern / Landwirts Anna Penner

Ortsbauernschaft Marienau

Die einzige erhaltene Hofkarte aus Marienau. Die Besitzer waren verpflichtet, zum 1. Juli jeden Jahres einen detaillierten Gesamtüberblick über die Wirtschaftssituation des Hofes zu erstellen. Jeder Hof wird andere Daten gehabt haben, und dennoch kann man in etwa auf die Struktur auch anderer Höfe im Dorf schließen. Unentbehrlich waren diese Angaben für Einblick und Entscheidung der Bauernkammer.

IV. Anbauverhältnis auf dem Ackerland

1. Getreide:	1.7.1938 ha	ar	%	1.7.1939 ha	ar	%	1.7.1940 ha	ar	%	1.7.1941 ha	ar	%	1.7.1942 ha	ar	%
Roggen															
Winterweizen	5			8			–			5			1		
Sommerweizen	1						5			1			4	50	
Wintergerste							–								
Sommergerste	1			1	50		4			2	50		2	50	
Hafer							–								
Menggetreide	2.	50		2	50		2.	50					9	50	
Körnermais					50		–								
Zusammen:	9	50		12	50		11	50		11	50		17	50	
2. Hülsenfrüchte zum Reifen:															
Erbsen							–								
Gemenge, Futtererbs., Wicken	~~1~~	~~50~~					2	50					2	50	
Süß-Lupinen							–								
Lupinen, bitter							–								
Pferdebohnen	2	50		2	50		2	50		2	50		2		
Zusammen:	4	00		2	50		5	00		2	50		4	50	
3. Gartengewächse auf dem Ackerland:															
Sonstige															
Zusammen:															

4. Oel- u. Faserpflanz., Handelsgewächse:															
Raps und Rübsen	3	50		–			–	–		2	50				
Lein, Flachs							–	–							
Zusammen:	3	50					–	–		2	50				
5. Hackfrüchte:															
Kartoffeln		~~75~~			35		0	85			50			50	
Zuckerrüben	2.	50		2	.		2	50		2			1	50	
„ zum Trocknen		50			~~50~~										
Futterrüben	2	50		2	50		2	50		2	50		2	50	
Wruken															
Futtermöhren															
Zusammen:	5	35		5	35		5	35		5	00		4	50	

V. Erträge dz je ha

	1938/39	1939/40	1940/41	1941/42	1942/43
Roggen	~~32~~				
Winterweizen	~~27~~	40			
Sommerweizen	26		35	35	
Wintergerste					
Sommergerste	40	42	43	30	
Hafer					
Menggetreide	27	42	45	40	
Körnermais					
Zusammen:					
2. Hülsenfrüchte zum Reifen:					
Erbsen					
Gemenge, Futtererbs., Wicken					
Süß-Lupinen					
Lupinen, bitter					
Pferdebohnen	24	30	30	30	
Zusammen:					
3. Gartengewächse auf dem Ackerland:					
Sonstige					
Zusammen:					

4. Oel- u. Faserpflanz., Handelsgewächse:					
Raps und Rübsen	36			37	
Lein, Flachs					
Zusammen:					
5. Hackfrüchte:					
Kartoffeln	200	200	200	150	
Zuckerrüben	300	300	250	285	
„ zum Trocknen					
Futterrüben	650	500	630	600	
Wruken					
Futtermöhren					
Zusammen:					

6. Futterbau (Hauptfrucht):																						
Luzerne																						
Klee in Reinsaat . . .																						
Kleegrasgemenge, Ackerweide	2	50		4	25		3	~~00~~		2	50		4	50		125						
[illegible]	1	50			75					1			1									
Zusammen:	2	50		5	~~00~~		3	~~00~~		3	50		5	50								
7. Verschiedenes:																						
8. Deputatland:		15			15			15														
Gesamt-Ackerland (Hier muß die unter Ziffer II eingetragene Ackerfläche im einzelnen nachgewiesen werden)	25		100	25	00	100	25	00	100	25	00	100	32	00	100							

VIII. Viehbestand (Stückzahl)

	1. 7. 1938		1. 7. 1939		1. 7. 1940		1. 7. 1941		1. 7. 1942	
	schwer	leicht	schwer	leicht	schwer	leicht	schwer	leicht	schwer	leicht
Pferde insgesamt	5	4		10		10		11		9
Unter 1 Jahr alt (Fohlen) . . .	1			-		1		2		
1 Jahr bis unter 3 Jahre				1		7		1		2
3 Jahre bis unter 14 Jahre . . .	5	2		7		6		6		5
14 Jahre und älter		2		2		2		2		2
Von den über 3 Jahre alten Pferden sind Zuchtstuten . . .	3			3		3		3		3
Rindvieh insgesamt	24		27		30.		24		25	
Kälber, Jungvieh unter 1 Jahr .	8		8		9		6		7	
Jungvieh 1 bis unter 2 Jahre . .	8		4		6		6		3	
Zuchtbullen	1		1		1		1		1	
Zugochsen										
Schlacht- und Mastitiere 2 Jahre und älter										
tragende Färsen 2 Jahre u. älter (Kalbinnen, Stärken)			2		2					
Kühe zur Milchgewinnung . . .	13		13		13		12		14	
Davon Arbeitskühe										
Schweine insgesamt . . .	45		40		11		34		12	
Ferkel unter 8 Wochen	28		22		-		22			
Jungschweine 8 Wochen bis unter ½ Jahr	5		6		-		3		5	
Mastschweine ½ Jahr und älter .	5		5		4		4		6	
Zuchtsauen a) und Eber b) . . .	a) 6	b) 1	a) 6	b) 1	a) 6	b) 1	a) 4	b) 1	a) 1	b)
Schafe insgesamt					4		4		4	
Mutterschafe a) und Böcke b) . .	a)	b)	a)	b)	a) 2	b)	a) 3	b) 1	a) 3	b) 1
Hammel					-					
Lämmer					2				3	
Ziegen insgesamt					-					
Hühner insgesamt	120		200		250		80		62	
Davon Legehennen	52		29		70		48		62	
Gänse, Enten und Puten . .	32		2. 70		2 32		8 70		2 45	

IX. Viehbestand in Stck. Großvieh

Wirtschafts-Jahr	Insgesamt	Je 100 ha der landw. Nutzfläche
1938/39		
1939/40		
1940/41		
1941/42		
1942/43		

X. Milcherzeugung

Wirtschafts-Jahr	Durchschnittlich. Milchertrag je Kuh und Jahr	Milcherzeugung insgesamt
1938/39	5444	70722
1939/40	5300	58300
1940/41	4638	50903
1941/42	4628	51986
1942/43		

XI. Kälber- und Ferkelgeburten

Wirtschafts-Jahr	Kälbergeburten. Zahl	Ferkelgeburten. Zahl
1938/39	13	130
1939/40	13	107
1940/41	14	85
1941/42	14	25
1942/43	14	

XII. Mastschweine-Erzeugung einschl. Hausschlachtungen

Wirtschafts-Jahr	Zahl	insgesamt dz Lebendgewicht
1938/39	10	30
1939/40	10	30
1940/41	5	12
1941/42	5	8
1942/43		

XIII. Lämmergeb. u. Wollerzeug.

Wirtschafts-Jahr	Lämmergeburten Zahl	Wollerzeugung dz
1938/39		
1939/40	2	-
1940/41	-	
1941/42	3	
1942/43		

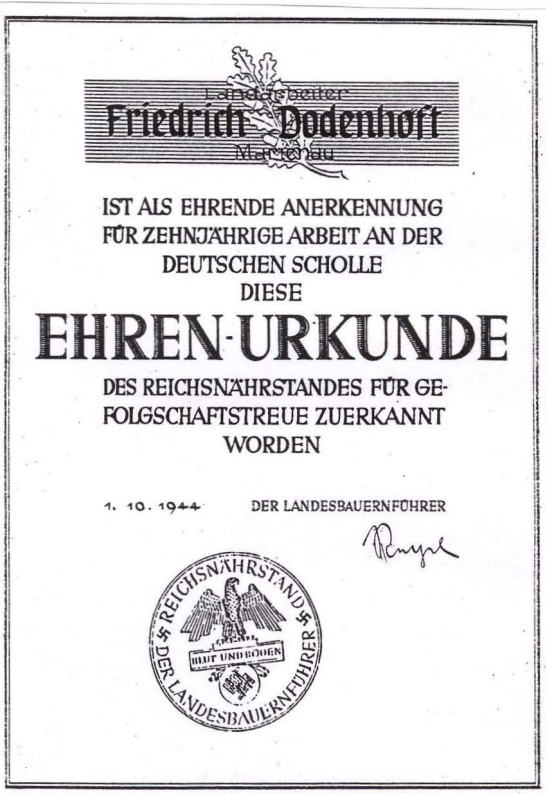
Der Bauer und das Erbhofgesetz



Im Rahmen der Blut- und Bodenpolitik des Dritten Reiches kam der Landwirtschaft eine besondere Rolle zu. Mit dem Reichserbhofgesetz vom 29.9.1933 wurden mehr als ein Drittel der deutschen Bauernhöfe zu Erbhöfen erklärt, und ihre Besitzer wurden zu Erbhofbauern. Ein Erbhof durfte weder veräußert noch beliehen oder geteilt werden und mußte an einen Erben übergehen. Dies diente dem Schutz vor Zersplitterung der Höfe und vor Überschuldung. Sie waren unterschiedlich groß - zwischen 8 und 120 Hektar.

G r u n d g e d a n k e n - Der Eigentümer eines Erbhofs heißt Bauer. Mehrere Erbhöfe hat ein Bauer nicht. Der Bauer hat nur ein Kind, welches den Hof übernehmen kann. Das ist der Anerbe. Einen Erbhof kann ein Bauer nur besitzen, wer deutscher Staatsbürger oder wer deutschen oder stammesgleichen Blutes ist. Ein Erbhof muß mindestens zur Ernährung und Erhaltung einer bäuerlichen Familie ausreichen (Ackernahrung).

Der Landmann


Landarbeiter
Friedrich Dodenhoff
Marienau

IST ALS EHRENDE ANERKENNUNG
FÜR ZEHNJÄHRIGE ARBEIT AN DER
DEUTSCHEN SCHOLLE
DIESE

EHREN-URKUNDE

DES REICHSNÄHRSTANDES FÜR GEFOLGSCHAFTSTREUE ZUERKANNT WORDEN

1. 10. 1944 DER LANDESBAUERNFÜHRER

REICHSNÄHRSTAND DER LANDESBAUERNFÜHRER
BLUT UND BODEN

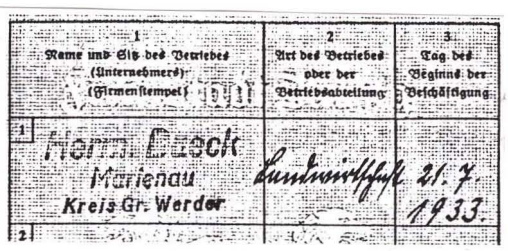

Arbeitsbuch

(Verordnung vom 1. Juni 1938 Ges. Bl. S. 150)

Nr. D II/ 2739

Friedrich Dodenhöft

(Vor- und Zuname, bei Frauen auch Geburtsname)


1 Name und Sitz des Betriebes (Unternehmers) (Firmenstempel)	2 Art des Betriebes oder der Betriebsabteilung	3 Tag des Beginns der Beschäftigung
1 Herm. Leeck Marienau Kreis Gr. Werder	Landwirtschaft	21. 7. 1933.
2		

Die Ehre und Achtung des deutschen Arbeiters schloß selbstverständlich auch den deutschen Landarbeiter ein. Fleiß, Pflichtgefühl und Treue als alte preußische Tugenden wurden besonders betont, und manch einer, der sich in dieser Weise als besonders würdig erwies, wurde sichtbar mit einer Urkunde geehrt. Erhalten ist eine solche Anerkennung, die dem Marienauer Friedrich Dodenhöft 1944 zuteil wurde.

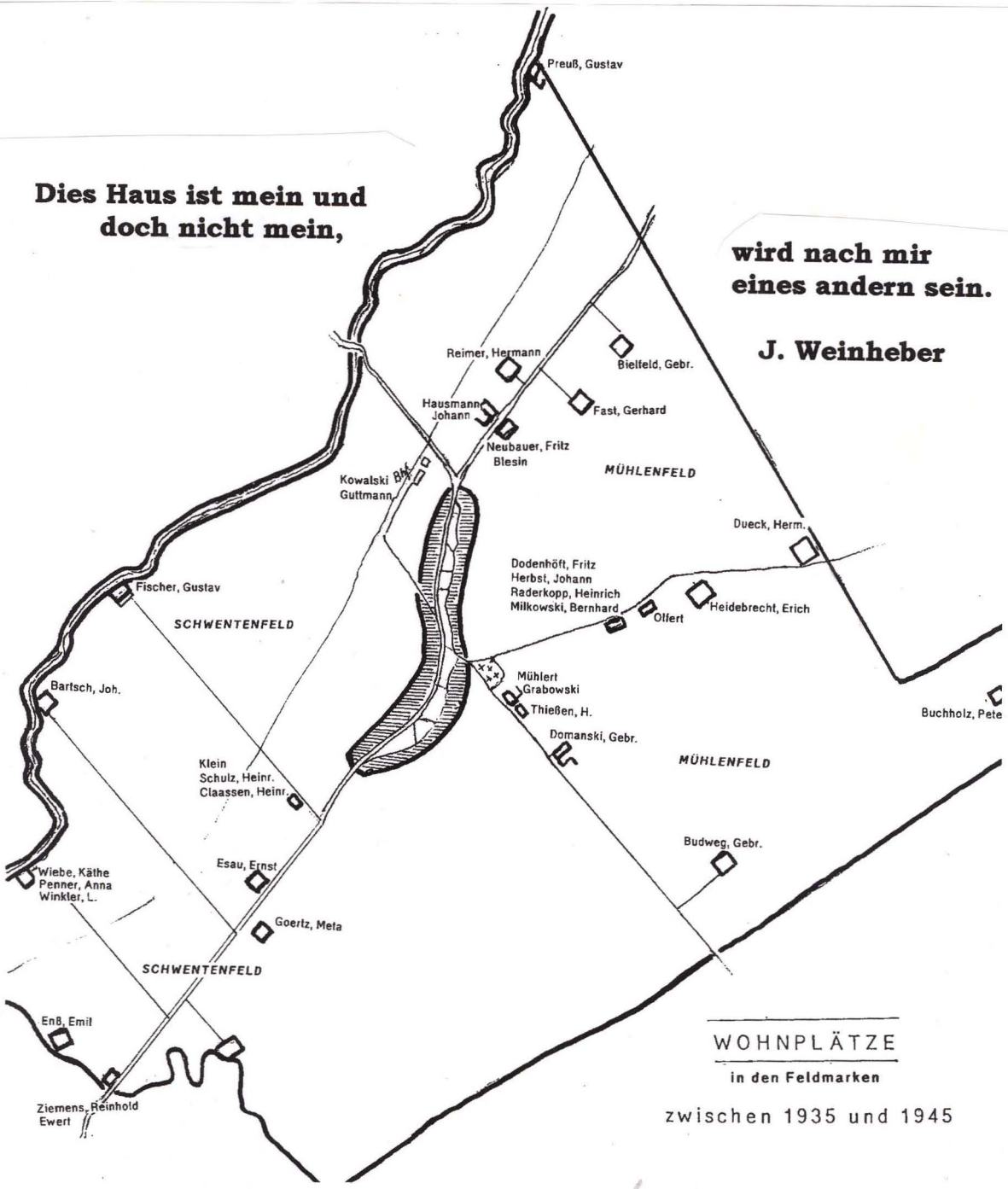
Wohnplätze in Marienau

in den Feldmarken

Dies Haus ist mein und doch nicht mein,

wird nach mir eines andern sein.

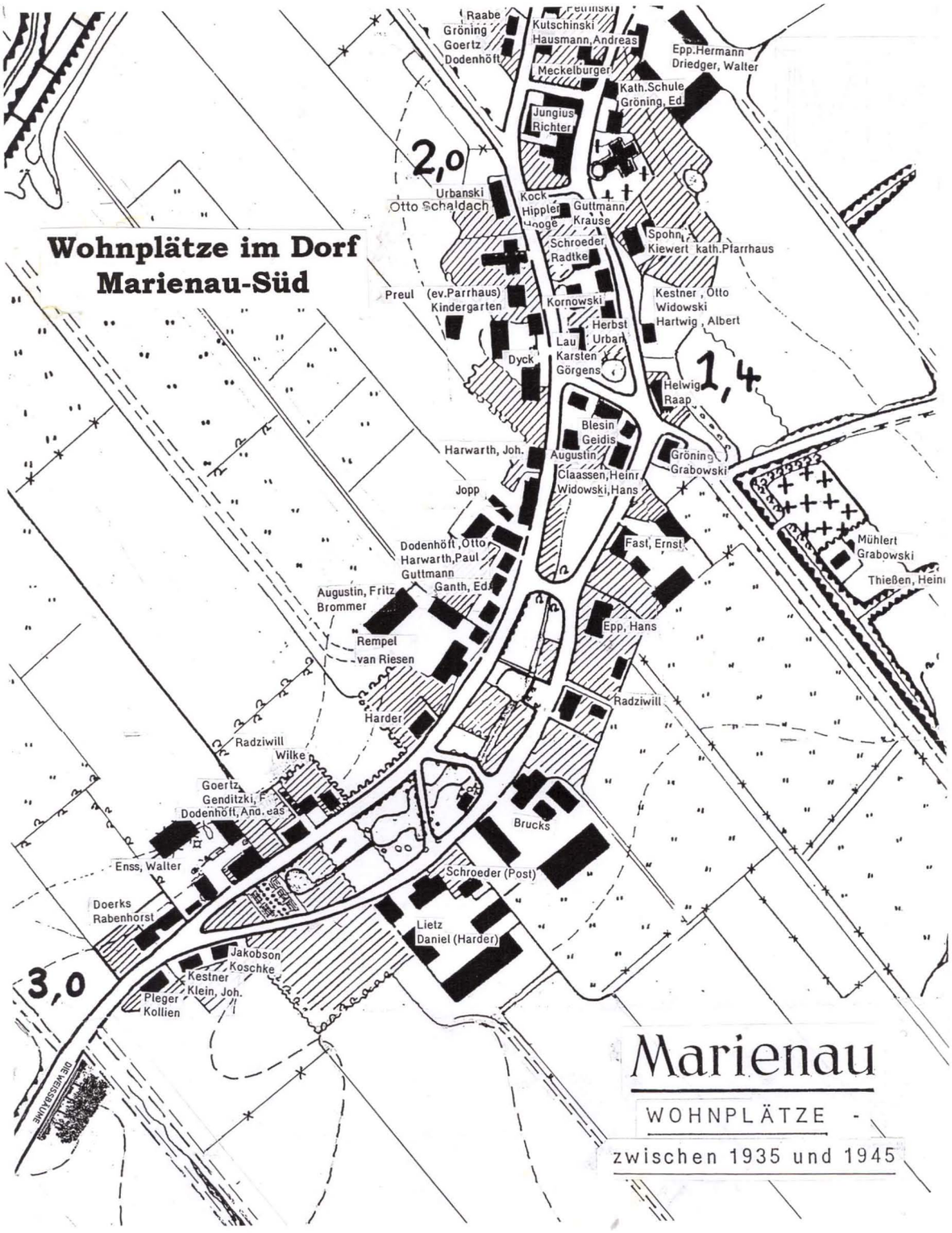
J. Weinheber

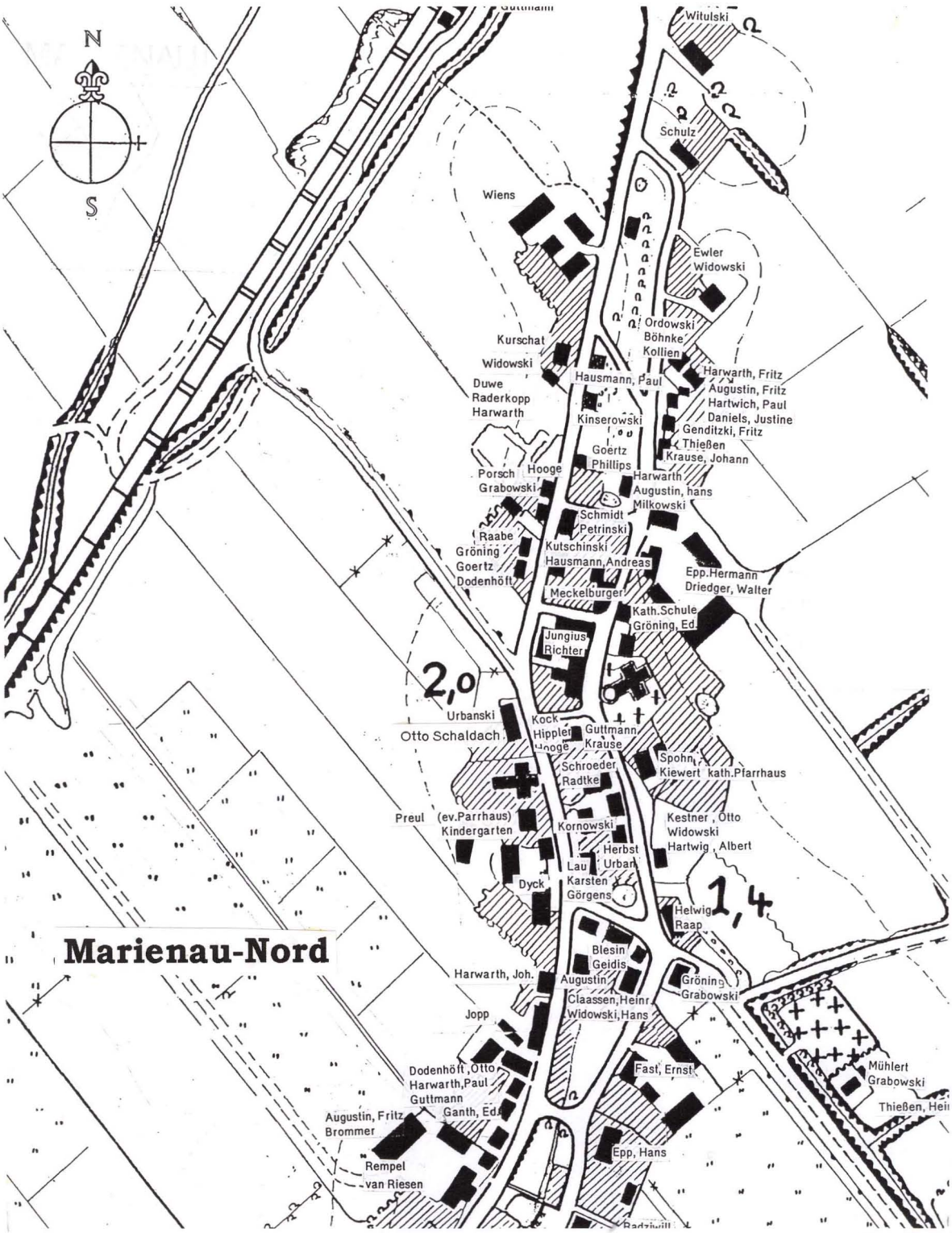


WOHNPLÄTZE

in den Feldmarken

zwischen 1935 und 1945


Wohnplätze im Dorf
Marienau-Süd
Raabe
Gröning
Goertz
Dodenhöft
Kutschinski
Hausmann, Andreas
Epp. Hermann
Driedger, Walter
Meckelburger
Kath. Schule
Gröning, Ed.
Jungius
Richter
2,0
Urbanski
Otto Schaldach
Kock
Hippler
Guttmann
Krause
Spohn
Kiewert
kath. Pfarrhaus
Schroeder
Radtke
Preul
(ev. Parrhaus)
Kindergarten
Kornowski
Kestner, Otto
Widowski
Hartwig, Albert
Herbst
Urban
Lau
Karsten
Görgens
Dyck
1,4
Helwig
Raap
Blesin
Geidis
Harwarth, Joh.
Augustin
Gröning
Grabowski
Claassen, Heinr.
Widowski, Hans
Jopp
Fast, Ernst
Mühlert
Grabowski
Thießen, Hein
Dodenhöft, Otto
Harwarth, Paul
Guttmann
Ganth, Ed.
Augustin, Fritz
Brommer
Epp, Hans
Rempel
van Riesen
Radziwill
Harder
Radziwill
Wilke
Goertz
Genditzki, F.
Dodenhöft, And. eas
Brucks
Enss, Walter
Schroeder (Post)
Doerks
Rabenhorst
Lietz
Daniel (Harder)
Jakobson
Koschke
Kestner
Klein, Joh.
3,0
Pleger
Kollien
Marienau
WOHNPLÄTZE -
zwischen 1935 und 1945


N
S
Marienau-Nord
Witulski
Schulz
Wiens
Ewler
Widowski
Ordowski
Böhnke
Kollien
Kurschat
Widowski
Hausmann, Paul
Harwarth, Fritz
Augustin, Fritz
Hartwich, Paul
Daniels, Justine
Genditzki, Fritz
Thießen
Krause, Johann
Duwe
Raderkopp
Harwarth
Kinserowski
Goertz
Phillips
Porsch
Grabowski
Hooge
Harwarth
Augustin, hans
Milkowski
Schmidt
Petrinski
Raabe
Gröning
Goertz
Dodenhöft
Kutschinski
Hausmann, Andreas
Epp.Hermann
Driedger, Walter
Meckelburger
Kath.Schule
Gröning, Ed.
Jungius
Richter
2,0
Urbanski
Otto Schaldach
Kock
Hippler
Hooge
Guttmann
Krause
Schroeder
Radtke
Spohn
Kiewert
kath.Pfarrhaus
Preul
(ev.Parrhaus)
Kindergarten
Kornowski
Herbst
Urban
Lau
Karsten
Görgens
Dyck
Kestner, Otto
Widowski
Hartwig, Albert
1,4
Helwig
Raap
Blesin
Geidis
Augustin
Claassen, Heinr
Widowski, Hans
Gröning
Grabowski
Harwarth, Joh.
Jopp
Dodenhöft, Otto
Harwarth, Paul
Guttmann
Ganth, Ed.
Augustin, Fritz
Brommer
Rempel
van Riesen
Fast, Ernst
Epp, Hans
Mühlert
Grabowski
Thießen, Hei

RUNDGANG DURCHS DORF

Unser Dorf in den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts. Eine Momentaufnahme also. Der Text zu den Ansichten der Häuser wird zwangsläufig lückenhaft oder zuweilen ungenau sein, da aus der Erinnerung entnommen. Auch damalige Wohnwechsel konnten nicht berücksichtigt werden.
Der Rundgang beginnt von Süden her, von Brodsack kommend, an den Weißbäumen.



Fam. Paul Daniels, Otto Genditzki



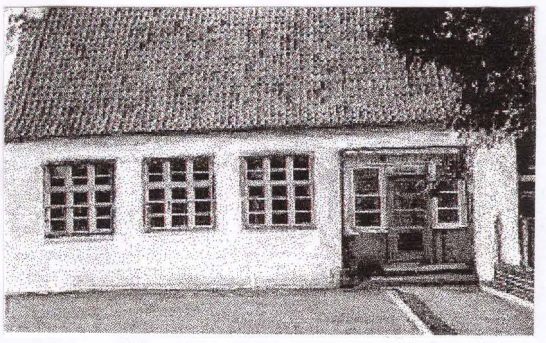
Wohnhaus und Laden Fleischerei Artur Doerks



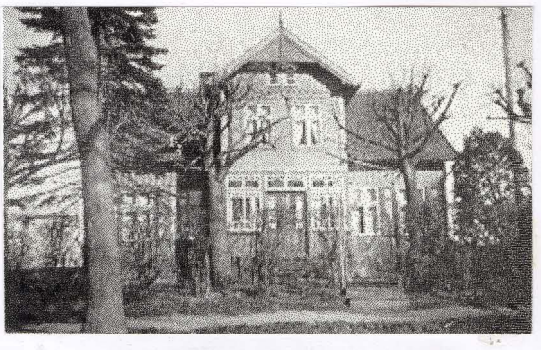
Hof Walter Enss - Straßenseite



Blick übern Anger mit Teich auf Rempels Kate



1935 - Kath. Volksschule, später Gemeinschaftssch.



Lehrerwohnhaus Wilke/Radziwill - früher »Zollhaus«



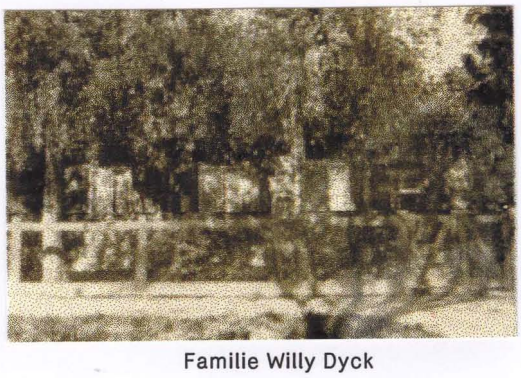
Stellmachermeister Eduard Harder



Fam. Adolf Rempel - Nachkriegsaufnahme



Links: Fam. Otto Dodenhöft - rechts: Fam. Ernst Jopp



Familie Willy Dyck



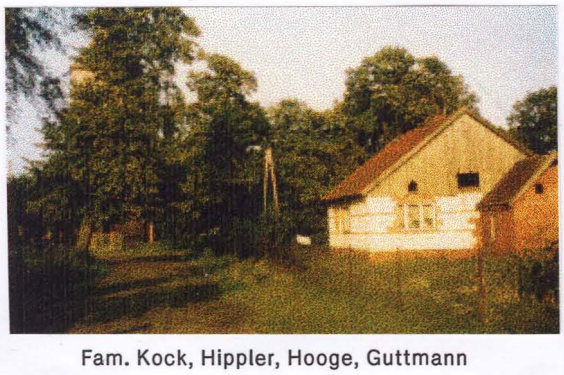
Evangelische Kirche



Gasthof August Radtke



Fam. Otto Schaldach



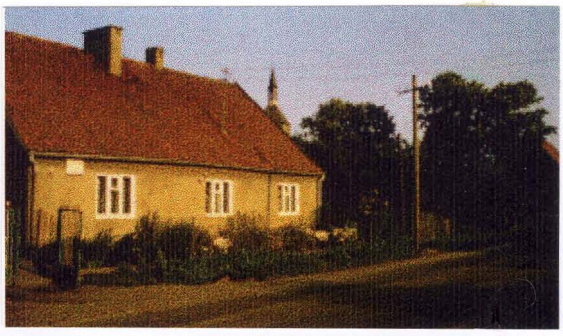
Fam. Kock, Hippler, Hooge, Guttmann



Scheune Gasthof Richter, v. d. Dorfstraße aus



Fam. Kutschinski, Andreas Hausmann



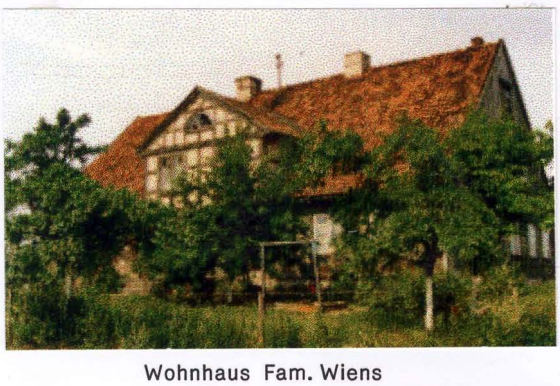
Fam. Schmidt, Petrinski



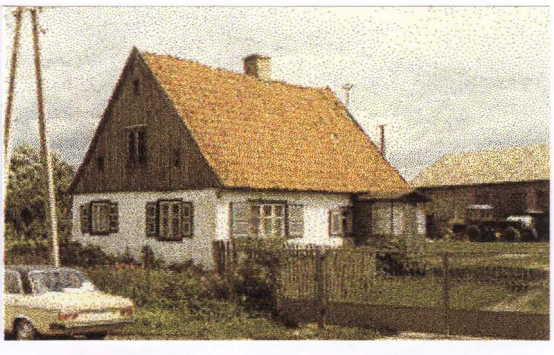
Bewohner unbekannt



Überweg



Wohnhaus Fam. Wiens



Tischler und Glaser Witulski



Fam. Blesin, Neubauer



Fam. Johann Hausmann



Bahnhof - Fam. Kowalski, Guttmann



Ehrenmal f. Gefallene d. 1.Weltkriegs



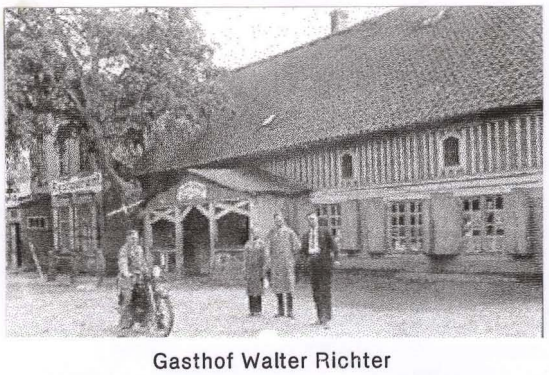
Links Feldweg - hinten Haus Fam. Schulz



Hof Walter Driedger - vom Kirchturm aus



neben Meckelburger - Bewohner unbekannt



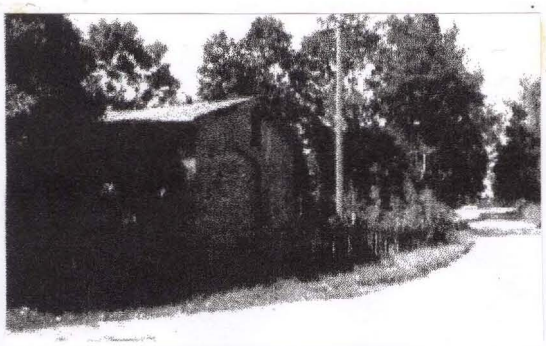
Gasthof Walter Richter



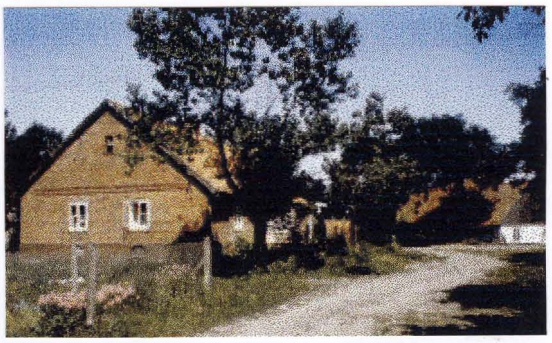
Kath. Kirche mit Pfarrhaus



Angerweg mit Schmiede



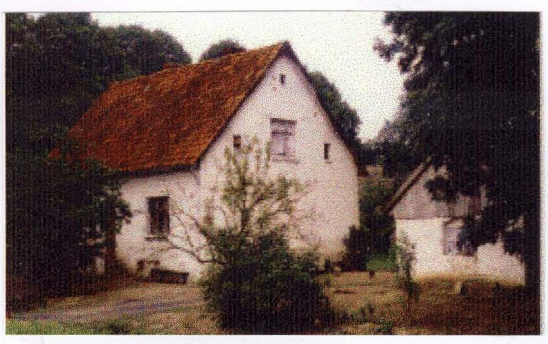
Überweg mit Spritzenhaus



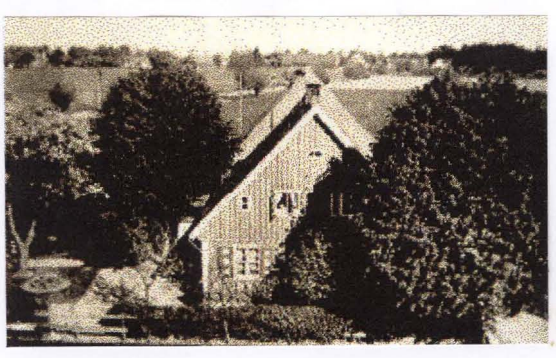
Fam. Heinrich Claassen und Hans Widowski



Fam. Mühlert und Grabowski



Fam. Heinrich Thießen



Fam. Domanski



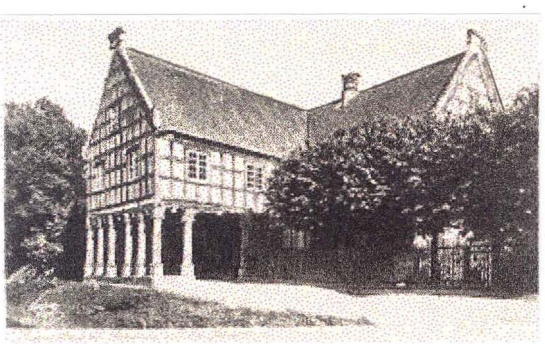
Fam. Ernst Fast



Fam. Johann Epp



Evangelische Volksschule



Fam. Gustav Brucks



Fam. Heinrich Schroeder



Hof Fam. Adolf Daniel



Fam. Hans Jacobson, Koschke, Hooge



Hier endet der Rundgang wieder an den uns so vertrauten Weißbäumen, wo wir Frau Lena Fast antreffen, in einen warmen Mantel gehüllt - vor langer Zeit.
Leider können wir nicht mehr alle Häuser vorzeigen, fehlen doch die alten Bilder.
Einige Gebäude sind in den 80er Jahren fotografiert, und sie sind baulich oder farblich verändert.

Schule in den Dreißigern



Mein altes Schulhaus

Ein Haus wie viele Häuser - Wand, Fenster, Tür und Dach.
Doch schau ich`s eine Weile an und sinne nach -
es ist dir nächst dem Elternhaus vertraut.
Was um und in ihm war, das hat an dir gebaut
und baut noch heute an die sechzig, siebzig Jahr.

Ich spüre vieles, was da blieb,
was Äste trieb und Blätter, Frucht.
Nach Maß und Form,
in Freiheit und in Zucht.

Dich blick ich heute dankbar an
auf diesem Bild.
In Wirklichkeit man´s nimmer kann.

Ev. Volksschule Marienau 1. Schulj. 1933



Lehrer Ulrich Böttger

Obere Reihe: (v. links n. rechts) Lehrer Ulrich Böttger, Reinhard Dyck, Guttmann, Erich Ganth, _____, _____, Georg Genditzki, Hugo Kruck;
zweite Reihe: _____, _____, Ruth Winkler, _____, Charlotte Görtz, _____, Maria Dueck;
dritte Reihe: _____, Herbert Dodenhöft, Guttmann, _____, Thießen, _____, _____, Ganth, Käthe Claaßen, Erna Schulz, Erich Augustin, _____, Heinz Genditzki;
vierte Reihe: _____, Petrinski (?), _____, _____, _____, _____;
untere Reihe: Guttmann, _____, _____, _____, Reinhard Arndt oder Hans Grabowski (mit Tafel), Heinz Augustin, Herbert Koschke, Heinz Urban.



Im Jahr 1933, bald nach Ostern, wurde der Schulphotograph bestellt, um den aktuellen Stand der Dinge festzuhalten - dokumentarisch für die Nachwelt, wie wir heute sehen.
Das Schulgebäude, vor dem die Kinder stehen, beherbergte bis vor kurzem die einklassige katholische Schule, die 1931 ihren Neubau (massiv, verputzt) neben der Rempelschen Kate beziehen konnte.
Fortan war obengenanntes Haus Bildungsstätte für die Erstkläßler der evangelischen Schule.

So fing es an...

Ostern 1928 begann mit prall gefüllter Schultüte mein erstes Jahr bei Herrn Mielke, einem gütigen Junggesellen mit vollem Gesicht, lebhaften Augen, üppigem dunklen Lockenschopf und einer reichen Gebärdensprache. Er brachte uns das Lesen und Schreiben nach der alten synthetischen Buchstabiermethode bei. Ich sehe noch den hölzernen Lesekasten mit den Stellzeilen und den großen und kleinen weißen Buchstabenkärtchen vor mir. Herr Sütterlin ließ grüßen. Alles schön kerzengrade und mit Rund-Es!

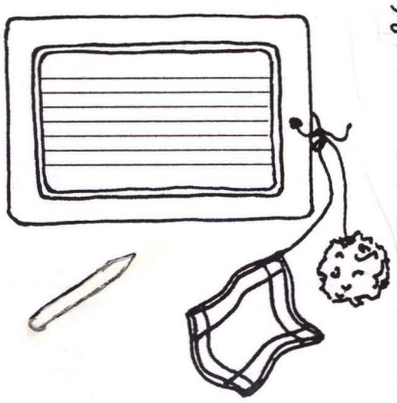
Die Schiefertafel

1. Was die Tafel zum Abc-Schützen sagt

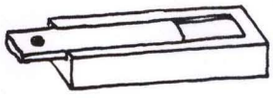
Zum Büchlein leis die Tafel spricht:
Ich hab' wohl nur ein schwarz Gesicht;
Doch schau mich an, – wie bin ich blank!
Willst du vom Lehrer keinen Zank,
Dann halt mich immerdar so rein!
Und weißt, die Mode ist nicht fein,
Zu spucken mir ins Angesicht.
So etwas schickt sich wirklich nicht.
Drum kaufe nur ein Schwämmlein schnell
Und binde dann, mein Schulgesell',
Geschickt es an die Seite mir!
Auch rat' ich, liebes Freundchen, dir:
Ein trockenes Läpplein knüpfe noch
Mit einer Schnur ans Rahmenloch.
Das wird als Handtuch stets benützt,
Hast du mich tüchtig überspritzt.
Und wenn du schreibst, mein Kamerad,
Bedenk: Es ist doch jammerschad,
Gräbst du zu tief mir ein die Schrift!
Zerkratz mich nicht mit deinem Stift!
Mach doch mein Antlitz nicht zu bald
So runzelig und – kurzum – alt!
Was ich geraten, halt es ein!
Es wird uns beiden nützlich sein.

aus: H. Zimmermann: Handbuch für den Anschauungsunterricht, Braunschweig 1912

„Immer sauber, ganz und rein
Muß die Schiefertafel sein."



„Den Griffel muß man spitzen,
Sonst kann er uns nichts nützen."



Birgit Carl Doris

Alles war Anschauung und Tun.

Aus dem Rechenunterricht ist mir noch die große »Maschine« in Erinnerung, ein Holzgestell mit glatten waagerechten Eisenstangen dazwischen, auf denen es uns motorisch und akustisch Freude bereitete, die farbigen Kugeln von einer Seite zur anderen zu floppen.

Am nachhaltigsten jedoch haben uns damals Herrn Mielkes improvisierte Szenen auf seiner kleinen Kasperle-Bühne beeindruckt. Ein Schauspieler-Lehrer, das ist wohl das beste, was einem Schüler begegnen kann. Ich glaube, diesen Stücken und vielleicht auch überhaupt der liebevollen Art dieses Lehrers kann ich es danken, daß Schule in meinem Bewußtsein auf die Sonnenseite fiel und sich seither auch immer, von einigen Halbschatten abgesehen, halten konnte.

Schreibschriften

Die Schrift zählt zu den wichtigsten Errungenschaften der Menschheit. Generationen lernten sowohl deutsche als auch lateinische Buchstaben lesen und schreiben, und so war es noch bis vor wenigen Jahrzehnten jedem halbwegs Gebildeten ohne allzu große Mühe möglich, handschriftliche Aufzeichnungen seiner Vorfahren zu entziffern.

Wer beruflich mit handschriftlichen Dokumenten älteren Datums zu tun hat, sich mit Geschichte, Urkunden oder Familienforschung befaßt, wird nicht umhinkönnen, sich auch wieder mit der deutschen Schreibschrift zu befassen.

Do fing ich an...

Ostern 1928 begann mit prall gefüllter Schultüte mein erstes Jahr bei Herrn Mielke, einem gütigen Junggesellen mit vollem Gesicht, lebhaften Augen, üppigem dunklen Lockenschopf und einer reichen Gebärdensprache. Er brachte uns das Lesen und Schreiben nach der alten synthetischen Buchstabiermethode bei. Ich sehe noch den hölzernen Lesekasten mit den Stellzeilen und den großen und kleinen weißen Buchstabenkärtchen vor mir. Herr Sütterlin ließ grüßen. Alles schön kerzengrade und mit Rund-Es!

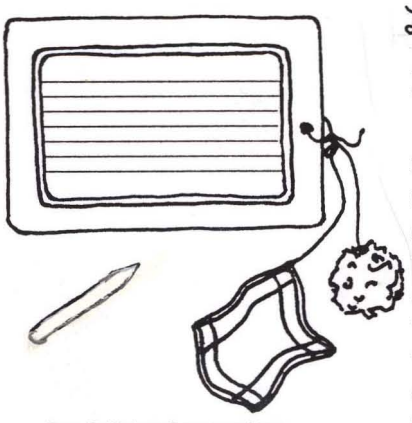
Die Schiefertafel

1. Was die Tafel zum Abc-Schützen sagt

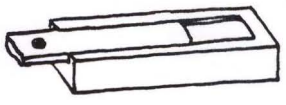
Zum Büchlein leis die Tafel spricht:
Ich hab' wohl nur ein schwarz Gesicht;
Doch schau mich an, – wie bin ich blank!
Willst du vom Lehrer keinen Zank,
Dann halt mich immerdar so rein!
Und weißt, die Mode ist nicht fein,
Zu spucken mir ins Angesicht.
So etwas schickt sich wirklich nicht.
Drum kaufe nur ein Schwämmlein schnell
Und binde dann, mein Schulgesell',
Geschickt es an die Seite mir!
Auch rat' ich, liebes Freundchen, dir:
Ein trockenes Läpplein knüpfe noch
Mit einer Schnur ans Rahmenloch.
Das wird als Handtuch stets benützt,
Hast du mich tüchtig überspritzt.
Und wenn du schreibst, mein Kamerad,
Bedenk: Es ist doch jammerschad,
Gräbst du zu tief mir ein die Schrift!
Zerkratz mich nicht mit deinem Stift!
Mach doch mein Antlitz nicht zu bald
So runzelig und – kurzum – alt!
Was ich geraten, halt es ein!
Es wird uns beiden nützlich sein.

aus: H. Zimmermann: Handbuch für den Anschauungsunterricht, Braunschweig 1912

„Immer sauber, ganz und rein
Muß die Schiefertafel sein."



„Den Griffel muß man spitzen,
Sonst kann er uns nichts nützen."



Birgit Lord Dorib

Alles war Anschauung und Tun.

Aus dem Rechenunterricht ist mir noch die große »Maschine« in Erinnerung, ein Holzgestell mit glatten waagerechten Eisenstangen dazwischen, auf denen es uns motorisch und akustisch Freude bereitete, die farbigen Kugeln von einer Seite zur anderen zu floppen.

Am nachhaltigsten jedoch haben uns damals Herrn Mielkes improvisierte Szenen auf seiner kleinen Kasperle-Bühne beeindruckt. Ein Schauspieler-Lehrer, das ist wohl das beste, was einem Schüler begegnen kann. Ich glaube, diesen Stücken und vielleicht auch überhaupt der liebevollen Art dieses Lehrers kann ich es danken, daß Schule in meinem Bewußtsein auf die Sonnenseite fiel und sich seither auch immer, von einigen Halbschatten abgesehen, halten konnte.

Schreibschriften

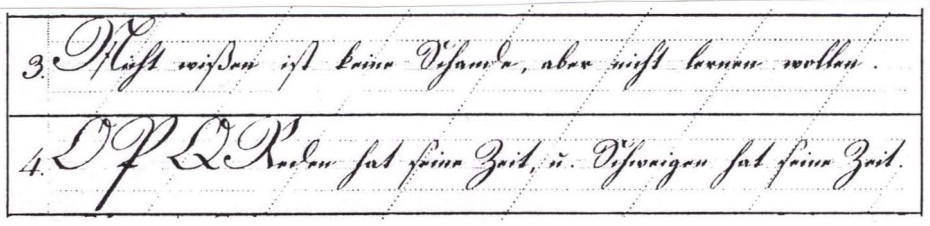
Die Schrift zählt zu den wichtigsten Errungenschaften der Menschheit. Generationen lernten sowohl deutsche als auch lateinische Buchstaben lesen und schreiben, und so war es noch bis vor wenigen Jahrzehnten jedem halbwegs Gebildeten ohne allzu große Mühe möglich, handschriftliche Aufzeichnungen seiner Vorfahren zu entziffern.

Wer beruflich mit handschriftlichen Dokumenten älteren Datums zu tun hat, sich mit Geschichte, Urkunden oder Familienforschung befaßt, wird nicht umhinkönnen, sich auch wieder mit der deutschen Schreibschrift zu befassen.

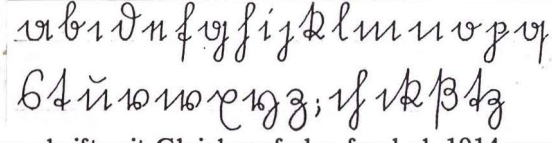
1714 gab es in Preußen erstmals eine Norm der Schulschrift (Vorlagen des Schreibmeisters Hilmar Curas). Dessen spitze Formen bürgerten sich durch Preußens Vorbild bald auch in den anderen deutschen Ländern ein.
Über 300 Jahre lang hatte die breitgeschnäbelte Gänsekielfeder, die die Rohrfeder ablöste, mit ihrem kräftigen Duktus das Erscheinungsbild der deutschen Schreibschrift bestimmt.
Um 1780 kam von England (das schon 100 Jahre vorher den Schritt von der gotischen zur lateinischen Kursive vollzogen hatte) Schreibschrift mit dem kennzeichnenden Schwellzug. Jetzt bedurfte man der langgeschnäbelten Spitzfeder. Ober- und Unterlängen wurden gleich groß geschrieben. Neigungswinkel etwa 60 Grad.



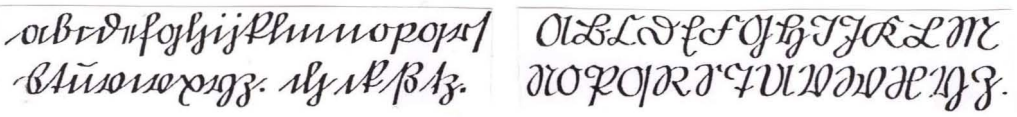
Das zeitraubende Schneiden und die schnelle Abnutzung der Gänsefedern beschleunigte die Einführung der Stahlfeder (1856).
Um 1900 wurde die Lineatur auf das Maß 2 : 1 : 2 festgelegt und die Rechtsneigung auf 60 Grad.



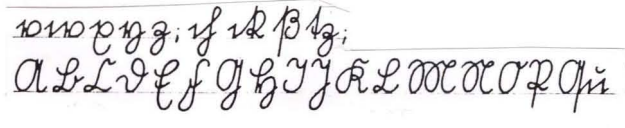
Schrifterneuerer in unserm Jahrhundert - wie Ludwig Sütterlin und Koch - hielten die Spitzfeder als Wurzel des Niedergangs der deutschen Schreibschrift. Zur gleichen Zeit waren auch neue Stahlfedern entwickelt worden, die Gleichzugfeder (Redis oder Schnurzugfeder) sowie die Kugelspitzfeder für gleichbleibende Strichbreiten; daneben die Bandzugfeder (Ly) für wechselnde Strichbreiten.



Sütterlin (1865 - 1917) stellte seine Buchstaben senkrecht, vereinfachte deren Formen auf ein Mindestmaß und legte die Lineatur auf das Verhältnis 1 : 1 : 1 fest. Seine Schulausgangsschrift mit Gleichzugfeder fand ab 1914 versuchsweise Eingang in den preußischen Grundschulen, ab 1924 verbindlich, und wurde bis 1930 bereits in den meisten deutschen Ländern im Unterricht verwendet.
Rudolf **Koch** (1876 - 1934) hatte 1927 mit seiner Offenbacher Schrift mit Bandzugfeder gute Schreibbarkeit und künstlerische Schönheit im Auge: Lineatur 2 : 3 : 2.



Sein Schüler Hermersdorf (1894 - 1981) entwickelte die »Offenbacher« mit Kochs Einverständnis weiter.
In Bayern bis 1971 in Anwendung.



Bis 1934 gab es in Deutschland keine einheitliche Schreibschrift.
Danach ab Schuljahr 1935/36 waren gültige Normen mit weniger Kringel und leichter Rechtsneigung vorgeschrieben.

Ev. Volksschule Marienau 3. u. 4. Schulj. 1933



Lehrerin Erika Lenz

Erich Olfert	Hans Ganth	Günther Jopp	Kurt Klaaßen	Hans Grabowski	Max Koschke	Walter Driedger	Erich Schlesinski	Kurt Schmidt	Heinrich Goertz	
Reinhard Dueck	Kurt Hirsch	Alfred Genditzki	Heinz Goertz	Erich Claaßen	Otto Janzen	Helmut Krause	Gerhard Driedger	Fritz Augustin	Paul Claaßen	Ernst Hooge
Charlotte Ganth	Käthe Petersen	Gertraud Kunkel	Liesbeth Lau	Christfriede Dueck	Erna Klein	Gertraut Enss	Erna Sinselewski	Erna Kestner		
Charlotte Herbst	Hilda Esau	Annemarie Daniel	Hildegard Dyck	Lena Urban	Elly Augustin	Hildegard Thießen	Anneliese Popp	Wally Plenk	Irmgard Hippler	

Das Schulfoto - es wird in Deutschland in diesen Jahren rund einhundertundzehn Jahre alt. Die Marienauer Bilder gehören mit zu den ersten und ältesten. Nach der so einzig schlimmen Katastrophe der Vertreibung sind sie dennoch, wie ein Wunder, auf seltsamen Wegen zu uns gelangt (siehe »Schule um 1900«). Wir wollen sie schätzen und hüten; denn sie schlagen im Augenblick des Anschauens einen Tag im Leben auf, holen ihn zurück mit allem Äußeren, wie man an jenem Tag zur Schule kam: mit dem jungen Gesicht, rund oder schmal, fröhlich oder mürrisch, gleichmütig, mißtrauisch, neugierig oder gespannt. Vieles ist darin geschrieben.

Ev. Volksschule Marienau 5.-8. Schulj. 1933



Hauptlehrer Herbert Radziwill

Franz Thießen	Albert Herbst	Ernst Harder	Erich Reimer	Gustav Jakobson	Hans Urban	Horst Augustin	Erich Schmidt	Willy Thießen
Ernst Reimer	Hermann Herbst	Walter Tetzlaff	Walter Thießen	Adolf Claaßen	Peter Esau	Alfred Helwig	Walter Thießen	Horst Kock	Ernst Thießen
Grete Goertz	Käthe Kinserowski	Auguste Ganth	Auguste Schulz	Johanna Herbst	Meta Claaßen	Gertrude Thießen	Irmgard Helwig	Lucie Koschke
Erika Wiens	Lena Dodenhöft	Hanna Augustin	Anni Epp	Charlotte Görgens	Frieda Kruck	Gustel Herbst	Erika Kinserowski	Magdalena Dueck
	Eduard Goertz	Hans Schulz	Hermann Dueck	Helmut Enss (mit Tafel)	Erich Dodenhöft	Kurt Kestner	Hugo Fischer	

Wie trug man die Haare? Mittelscheitel oder Bubikopf, Zöpfe oder Hahnenkamm? War es Kleidchen- oder Schürzenzeit, trug man Matrosenkragen oder schon Pullover? War es ein Tag für sommerliche Barfüßler oder mußtest du in die kratzigen Wollstrümpfe schlüpfen? Alles ist auf einmal wieder da, die Herren und die Fräulein Lehrer und alle, die in der Pause Ringelreihn mit dir spielten, Seilhüpfen und Greifen, Völkerball und Raufen.
Ein Tag im Leben kommt wieder, vielleicht auch nur ein Augenblick, vielleicht eine ganze Zeit.

Vor der Schultür

Das Dorfleben eines Marienauer Jungen war ein praller farbiger Kosmos. Allein der Schulalltag an der dreiklassigen Dorfschule hatte seine Reize.

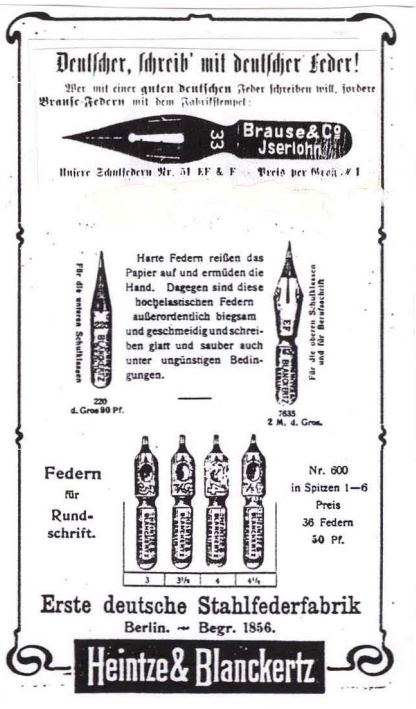
Am besten erinnere ich mich an das H a u p t s c h u l - H a u s am Anger über dem Rempelschen Teich. Am Nordende die Lehrerwohnung mit Beischlag und den Gardinen vor den Fenstern und am Südende parallel und in Längsrichtung zwei gleichgroße Klassenzimmer, deren eines das dritte und vierte Schuljahr und deren anderes das fünfte bis achte Schuljahr beherbergte.

Der Zugang zu den Klassenzimmern führte durch eine geräumige kahle Veranda an der südlichen Stirnseite des Hauses. Hier gab es an der Ostseite einen sehr großen Einbauschrank, in dem die großen Landkarten und Sportgeräte aufbewahrt wurden.

Über eine gemauerte Treppe erreichte man durch eine zweiflüglige Holztür diesen Vorraum. Vorzeitig als Warteraum durfte man ihn nur betreten, wenn starker Regen oder grimmige Kälte solch ein Sonderrecht erforderlich machten. Ansonsten blieben die Türen geschlossen, bis ein Klingelzeichen ertönte, bis das eingedrillte klassenweise Antreten sich vollzogen hatte und die Ordner des achten Schuljahres uns einließen.

Mutter schickte mich immer rechtzeitig auf den Schulweg, so daß vor dem Einlaß noch Zeit blieb. Bei gutem Wetter tollten wir auf dem sandbestreuten Schulhof umher, machten Fangübungen mit dem Lederball, verglichen die Hausaufgaben oder ließen uns auf der besagten Steintreppe vor dem Eingang nieder.

Wozu? Nun, da gab es das gewinnverheißende S t a h l f e d e r - S p i e l. Im Tornister, wie man den Ranzen damals nannte, hatte man einen Federkasten, worin sich ein kleines Fach voller Redis- und Ly-Federn befand, mit diversen Spitzen und Breiten, mal kugelförmig, mal abgeschrägt. Bei manchem steckten sie auch in einer Streichholzschachtel in der Hosentasche. Die kupferfarbene Ly 8 mit mittelbreiter und abgeschrägter Spitze war meine Lieblingsfeder.



Nun brachte jeder der beiden Spielpartner, sagen wir mal fünf Federn zum Einsatz, schüttete sie auf die Treppenstufe, und einer begann mit dem Zeigefinger auf eine der »gegnerischen« Federn zu drücken. Diese mußten dabei auf dem Rücken liegen, so daß ihre scharfen Kanten nach oben zeigten. Der Zeigefinger drückte sich in die Mulde der Feder ein und haftete, wenn man den Finger hob, noch eine Sekunde lang, bis sie sich löste und entweder auf Bauch oder Rücken fiel. »Bauch« war das seltenere. Und wem das Glück hold war, denn Geschick war dabei selten im Spiele, der durfte die Feder des anderen zu den seinen nehmen.

Federhalter, Feder und Tinte waren damals die wichtigste Handwerksgarnitur des Schülers, denn es war sehr wohl von Bedeutung, nicht nur d a ß geschrieben wurde, sondern auch, w i e geschrieben wurde. Die Existenz von Schönschreibheften bezeugt es. Es liegt eben im Menschen der angeborene ästhetische Sinn begründet, dem eine schöngeschriebene Heftseite nicht nur leserlich, sondern auch ordentlich und gefällig erscheinen möchte. Das regte den Ehrgeiz des einzelnen an und die Rivalität unter Mitschülern.

Ev. Volksschule Marienau 5.- 8. Schulj. 1933



a) Gustav Jacobsen
Hanna Karstens
Willy Fischer
Ernst Harder
Erich Reimer
Lucie Koschke
Horst Augustin
Meta Claaßen
Alb. u. Johanna Herbst

b) Hanna Augustin
Käthe Kinserowski
Margarethe Goertz
Lena Dodenhöft
Gisela Heidebrecht
Anni Epp
Auguste Ganth

c) Erich Dodenhöft
Eduard Goertz
Erich Reimer
Kurt-Peter Esau
Ernst Reimer
Walter Thießen
Erich Schmidt

d) Kurt Kestner
Hans Schulz
Hermann Dueck
Helmut Enss
Walter Tetzlaff

Dieses interessante Bild, eine Aufnahme im Innenraum der Schule, hat Erich Dodenhöft in unsere Gegenwart hinübergerettet. Für die damalige Fototechnik schon eine Besonderheit. Der »Hirte« steht hinter seiner »Herde«, die Kamera ist auf dem Lehrerpult postiert, und soeben ist die kurze Anweisung ergangen: Arme auf die Bank, stillsitzen und nach vorne schauen! Frau Radziwill hält den Finger am Auslöser, drückt ab, zählt leise bis drei und hebt die Hand. Die Spannung löst sich und ein Geraune geht durch die Reihen. Niemand ahnte damals, daß dieses Experiment einer Zeitaufnahme uns nach mehr als einem halben Jahrhundert erfreuen würde.

Man sieht, die Zeit des elektrischen Lichts ist auch in die Schulstube eingekehrt. Die Wandschränke - man hatte sie schon aus der Erinnerung verloren - beherbergen die viereckigen großen Tintenflaschen zum Nachfüllen in die Bankbehälter, Kreide, Ersatzschwämme, Arbeitshefte und den großen hölzernen Zirkel für die Wandtafel, Winkelmesser und Lineal. Links vom Eingang hängen die Mützen in Reih' und Glied auf den Knaggen. Die Wandtafel für die Oberstufe in den letzten Bänken - ach ja, an sie könnte ich mich noch gut erinnern, jedoch nicht an das eiserne Ofenrohr, wohl aber an den hohen Kachelofen, den die Optik nicht mehr erwischt hat.

Wer sind wir denn nun dort alle beisammen? Ein Bild von historischem Wert, und je länger ich draufschaue, desto sicherer fallen mir wieder die Namen ein. Nur ist die Gliederung in Reihen der achtsitzigen Holzbänke im hinteren Teil nicht klar auszumachen, so daß ich mein Aufzählmuster pauschalieren muß: ***a)*** *Schüler in den hinteren Reihen von links nach rechts,* ***b)*** *etwa die Mitte und* ***c)*** *und* ***d)*** *die beiden vorderen Reihen, die als solche ziemlich klar zu erkennen sind.*

Unser Herr Hauptlehrer

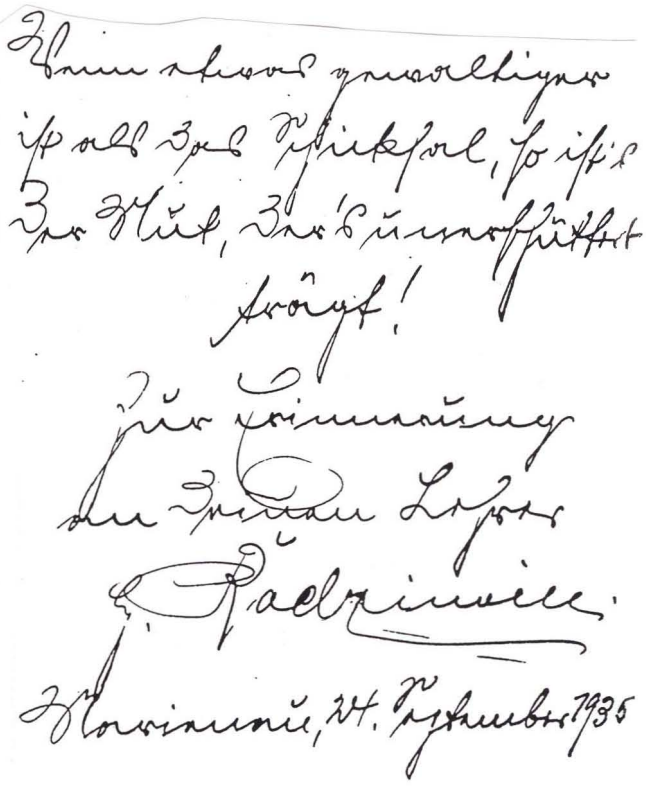
Neunzehnhundertdreiunddreißig - mittlerweile war ich in der evangelischen Volksschule unter die Fuchtel unseres Hauptlehrers Herbert Radziwill gekommen. In der dreistufigen Schule unterrichtete er die Oberstufe. Auch hier saßen mehrere Jahrgänge zusammen in einem großen Klassenraum. Dieser war durch eine Tür direkt mit seiner Wohnung verbunden, und so konnte er wohl sein Frühstück am gedeckten Tisch zusammen mit Frau Charlotte einnehmen. Vielleicht auch so zwischendurch, wenn wir mit Stillarbeit beschäftigt waren; denn ich habe in Erinnerung, daß er während der großen Pausen meistens mit seinem Kollegen von der zweiten Stufe am Maschendrahtzaun unter den großen Linden auf- und abspazierte. Auch da hatte er seine Pappenheimer immer fest im Blick. Das Unterrichten mehrerer Jahrgänge mit Direktansprache oder mit Stillbeschäftigung beherrschte Herr Radziwill meisterhaft.

Deutsch, Geschichte, Rechnen, Religion und Musik, alles wurde sehr elementar und sehr gründlich vermittelt. Straffe Disziplin war Vorbedingung. Er war sicher der Lehrer, der mich im guten Sinne am nachhaltigsten beeinflußt hat. Herr R. war streng, wie Schüler das so nennen, wenn sie zu Pflichtbewußtsein erzogen werden, zur gebotenen Aufmerksamkeit, zur Ordnung im Umgang mit Büchern und Heften und auch dazu, sich die allgemein üblichen Spielregeln von Anstand und Sitte zueigen zu machen.

Daß ich wegen Mißachtung der Schulordnung einmal über die Bank gelegt und mit drei strengen Gertenhieben getadelt wurde, habe ich ihm aber nie verübelt. Es muß wohl seine Richtigkeit gehabt haben. Seine Strenge und sein fachliches Können verschafften ihm Respekt, doch der Zuneigung seiner Schüler hat er sich wohl kaum erfreuen dürfen, dafür kehrte er zu sehr den Pauker heraus.

Ganz stereotype und überdeutliche Bilder hängen in meiner Erinnerung fest: da steht er an einer Ecke des Kachelofens in der Mitte der langen Wand gegenüber den Fenstern, die Hände auf dem Rücken gegen die molligwarme oder sommers kühlende Lasur gedrückt. So hatte er uns fest im Blick, dozierte, gab Denkanstöße, fragte, rügte und lobte sehr selten.

Er war eine große Gestalt mit schmalem Kopf, das dunkle Haar im Bürstenschnitt. Auf der schmalen Nase saßen in dünnem Goldrandgestell die spiegelnden Gläser seiner Brille, die er ganz häufig mit einem Läppchen zwischen Daumen und Zeigefinger auf hohe Sehschärfe polierte.



Aus dem Poesiealbum von Hildegard Dyck - Reinhardt



Evangelische Volksschule im Herbst

Herr Radziwill war allzeit sehr korrekt gekleidet. Wohl immer trug er einen grauen oder braunmelierten Anzug, Weste, weißes Hemd und Krawatte. Es war für ihn aber auch ganz selbstverständlich, daß er auf den Zustand unserer Kleidung achtete und zuweilen bei einer zerrissenen Hose oder schmutzigen Schuhen tadelnd eingriff. Dabei hatten es manche armen Eltern kinderreicher Familien sehr schwer, die Kinder immer ordentlich zu kleiden, mußten doch sehr viele nachmittags bei der Feldarbeit helfen.
Sein Ausdruck von Freude blieb immer verhalten. Die Lippen zogen sich straff, die Zahnreihen, nur leicht geöffnet, kamen zum Vorschein, ein Leuchten trat in die Augen. Das war's.
Seine Handschrift hat mich immer begeistert: genial die Schwingungen der Ober- und Unterlängen, ebenmäßig das Wort, die Zeile, der Block; wie auf der Tafel so auf dem Papier.
Wir, die Schüler der 5. bis 8. Klassen verdanken ihm viel.
Das Erziehungsfeld in einem westpreußischen Dorf in den dreißiger Jahren war eben noch sehr komplex. Die Kirche stand im Dorf und blieb im Dorf. Der Herr Lehrer und die Herren Pfarrer sprachen, wo es angebracht war, ein gewichtiges Wort im Kulturleben des Dorfes mit. Sie hatten traditionell Autorität, und niemand zweifelte diese Position an.

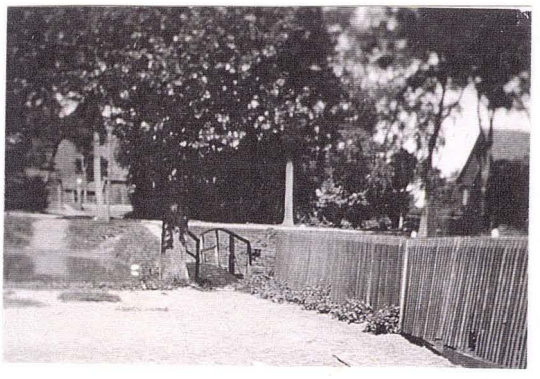


Auf dem Schulhof

Die wir zu erkennen glauben, sind von links nach rechts:

Thießen, Herbert Daniel (?), Emil Schulz, Heinz Goertz, Georg Genditzki, Otto Janzen, Heinz Urban, _____, Reinhold Arndt, _____, Herbert Dodenhöft, Erich Schlesinski

Wir hatten mehrere Schulhöfe im Dorf. Dieser auf dem obigen Bild war der schönste, der eindrucksvollste, wenn man so etwas von einem Schulhof sagen kann. Er lag in Dorfmitte auf dem Anger, ein Sandplatz mit einigen Grasbüscheln an den Seiten.
Im Rücken das Schulgebäude, vor sich Rempels Teich mit einem Holzbrücklein über den Dorfbach. Vier stämmige Pappeln säumten das Teichufer und gliederten den Blick aufs gegenüberliegende Vorlaubenhaus und eine Fichtenreihe. Davor die Dorfstraße mit ausgewachsenen Eschen bestanden. Zur Linken und Rechten lagen die Gemüsegärten von Brucks und Radziwill.
Wer immer hier weilte und den Blick schweifen ließ, schaute auf ein abwechslungsreiches Rundum.



Zwischen Pappel und Gartenzaun der Ausgang über die kleine Brücke weiter am Teich entlang zur Dorfstraße. Rechts das Haus von Brommer/Augustin, links die Hofeinfahrt zu Rempels und in der Mitte das Holundergebüsch vor Rempels Speicher, ein Irrgarten für spielende Kinder.

Kath. Volksschule Marienau 1.-8. Schulj. 1935



Lehrer Anton Wilke

Am Fenster: Martha Wilke

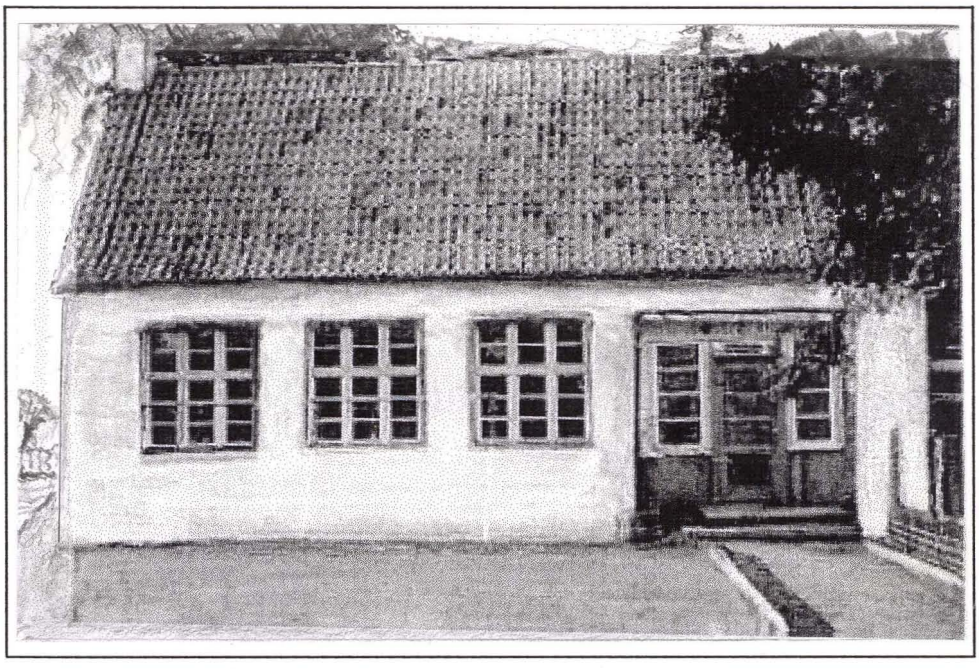
oberste Reihe: v. li. n. re. Hans Gröning, Heinz Blesin, Franz Hausmann, Erich Geidis, Hermann Harwath, Bruno Hausmann, Erich Hausmann, Paul Gröning;

zweite Reihe von oben: Elisabeth Hausmann, Toni Gröning, Lisbeth Klein, Eva Hooge, Elisabeth Widowski, Frieda Geidis, Erika Hooge, Charlotte Harwath, Emilie Harwath, Ernst Gerlewski, Hans Hausmann;

dritte Reihe von oben: Elsa Harwath, Käthe Gröning, Anna Harwath, Lotte Blesin, Toni Widowski, Hildegard Kinserowski, Grete Wehrmann, Gertrud Geidis, Hedwig Petrinski, Käthe Harwath, Erika Geidis, Rosa Gröning, Hans Hausmann;

zweite Reihe von unten: Franz Widowski, Arnold Hooge, Albert Gröning, Harry Kowalski, Walter Wehrmann, Hermann Klein, Kurt Harwath, Gustav Harwath, Eva Widowski;

untere Reihe: Willy Klein, Kurt Geidis, Wehrmann, Georg Milkowski, Bernhard Gröning, Heiner Widowski, Fritz Widowski.



Katholische Schule - ab 1937 Gemeinschaftsschule

Kurz nach 1930 erhielt die katholische Schulgemeinde ein größeres, ein massiv gebautes Schulhaus. Es war weiß verputzt, und mit seinen großen dreigeteilten Fenstern wirkte es ganz modern. Sein Standort: zwischen Hof 1 und Hof 2 auf dem Grundstück des sog. Zollhauses.
Das alte kleine Schurzbohlengebäude neben der katholischen Kirche wurde Klassenraum des 1. und 2. Schuljahrs der evangelischen Schule.

»Die neue katholische Schule wurde ungefähr 1932/33 eingeweiht; denn 1930 wurde ich eingeschult und war bis zum zweiten Schuljahr in der alten Schule an der kath. Kirche.
Zum Unterricht mußten die oberen Klassen um 8 Uhr da sein, und um 10 Uhr kamen die Kleinen. Dann mußten die Großen sich selbst beschäftigen, z. B. Aufsatz schreiben oder rechnen oder Geschichte lernen. Wehe, wenn dabei einer gesprochen hat! Unser Herr Lehrer hatte ein gutes Gehör, einen guten Stock und eine große Faust. Davor hat sich jeder gehütet.
Vor jedem Unterricht und zum Schluß wurde gebetet und am Sonnabend das Evangelium vorgelesen und anschließend besprochen.
Das ging so bis 1937/38, dann bekamen wir den Hoheitsadler unter das Kreuz gehängt und der Herr Pfarrer durfte nicht mehr zum Unterricht kommen.
Einmal im Jahr sind wir nach Steegen gefahren, entweder mit der Kleinbahn oder mit einem Lastwagen der Dampferspedition 'Brunhilde' in Tiegenhof.
Im April 1938 kam ich aus der Schule. Zur gleichen Zeit ging unser Herr Lehrer Wilke in den Ruhestand.«
(Toni Gröning - Steinhart)

Ev. Volksschule Marienau 1. u. 2. Schulj. 1935



Lehrerin Frida Kling

	Herbert	Otto	Erich		Klaus	Helmut	Willi		Erich	Horst	Lieschen
----	Daniel	Thießen	Ganth	----	Driedger	Schmidt	Pleger	Guttmann	Augustin	Genditzki	Grabowski
		Waltraut	Hilde		Olga	Meta			Dorchen	Gretel	Erna	Käthe
----	----	Jacobson	Guttmann		Koschke	Koschke	----	--- ----	Augustin	Augustin	Schulz	---- Claaßen
----	----	---	Reinhold Kollien		----	----	----	Hugo Kruck	----	Gerda Krause	----	----
	Käthe Ganth		Erna Grandt		----	----	----	----	Ganth	----	Charlotte Goertz	
Käthe Olfert				Lotte Thießen		Frieda Schulz				Gertrud Witulski	Ilse Kestner	
Horst Budweg		----	Heinrich Claaßen			Kurt Daniel	----	Guttmann		----	----	----

Als ich Frau Kling, die heute als rüstige alte Dame in Kamen-Heeren wohnt, vor dreizehn Jahren fragte, ob sie noch Erinnerungen an Marienau und möglicherweise Fotos habe, schickte sie dieses mit folgendem Kommentar: »... Leider haben die Russen darauf rumgetrampelt (1945), nachdem sie meine Schreibtischschubladen auf dem Fußboden entleert hatten. Vielleicht aber ergibt es dennoch eine einigermaßen brauchbare Reproduktion. Wenn ich mich recht erinnere, ist die Aufnahme vor der ehemals kath. Schule entstanden, die damals die 1. und 2. Klasse nebst zahlreichen 'Studenten' (vielsemestrige Erstkläßler) beherbergte...«

Zur freundlichen Erinnerung
Poesie in der Schule



Aus Hildegard Dycks Poesiealbum

Sei nicht ein Wind- und Wetterhahn,
daß du stets Neues fangest an!
Was du dir wohl hast vorgesetzt,
dabei beharre bis aufs Letzt!

Zur freundlichen Erinnerung
an deine Lehrer
E. U. Böttger



Marienau, Lenzing 1936.

Wer glücklich ist, der bringt das Glück
und nimmt es nicht im Leben.
Es kommt von ihm und kehrt zurück
zu ihm, der es gegeben.

Zur Erinnerung
an Deine Lehrerin
Frida Kling

Marienau, d. 20. IX. 35.

Woher kommen die höchsten Berge? –
So fragte ich einst. Da lernte ich, daß
sie aus dem Meere kommen.
Dies Zeugnis ist in ihr Gestein
geschrieben und in die Wände ihrer
Gipfel. Aus dem Tiefsten muß das
höchste zu seiner Höhe kommen.

Nietzsche.

Zur Erinnerung an
Deinen Lehrer H. Sperling.

Marienau, 2. 3. 1937.

Ev. Volksschule Marienau 3. u. 4. Schulj. 1935



Hauptlehrer Radziwill und Lehrer Böttger

Erich Claaßen	Erich Schlesinski	Fritz Augustin	Paul Claaßen	Hans Grabowski	Heinz Goertz	Emil Schulz	Heiner Guttmann	Walter Koschke	Kurt Hirsch
Edith Daniel	Trude Schmidt	Charlotte Ganth	Hedwig Claaßen	Erna Schmidt	Lena Görgens	Irmgard Hartwig	Hilde Thießen	Liesa Guttmann	Edith Schmidt
Ernst Otto Dueck	Hugo Kruck	Herbert Dodenhöft	Otto Janzen	Helmut Jopp	Heinz Genditzki	Reinhard Dyck	Heinz Augustin	Willi Pleger	Heinz Urban	Reinhold Arndt
	Peters	Christa Augustin	Ruth Winkler	Charlotte Herbst	Annemarie Fast (mit Tafel)	Traute Jacobson	Ursula Kollien	Gerda Esau	Maria Dueck	

Ev. Volksschule Marienau 4. u. 5. Schulj. 1936/37



Lehrer Horst Sparing

Auf dem Bild sehen wir das vierte und fünfte Schuljahr der evangelischen Volksschule Marienau. Es wird 1936 gewesen sein, als ihr Lehrer Horst Sparing die Klasse von Ulrich Böttger übernommen hatte.
In Sommerkleidung stehen sie auf einer Wiese und waren zum Klassenfoto herausgetreten oder von einer Wanderung zurückgekehrt.
Folgende Schüler lassen sich mit ziemlicher Sicherheit erkennen, die anderen sind wegen der unscharfen Aufnahme leider nicht zu benennen.

Willi Pleger	Herbert Dodenhöft	Christa Augustin	Koschke
Otto Janzen	Heinz Urban	Ruth Winkler	Gerda Esau
Heinz Genditzki		Charlotte Görtz	Elisabeth Fast

Herr Sparing war bis Herbst 1937 an unserer Schule tätig.

Ev. Volksschule Marienau 5.- 8. Schulj. 1935



Hauptlehrer Radziwill und Lehrer Böttger

	Hermann Dueck	Erich Dodenhöft	Walter Thießen	Hans Ganth	Walter Driedger	Erich Olfert	Willi Thießen	Horst Kock
	? Peters	Erika Wiens	Frieda Kruck	Wanda Raap	Gertraut Enß	Gustel Herbst	Charlotte Görgens	
	Lena Dodenhöft	Hanna Augustin	? Tetzlaff	_____	_____	Erika Kinserowski	Erna Klein	
	? Guttmann	Gerhard Driedger	Ernst Thießen	Alfred Genditzki	Reinhard Dueck	Heinrich Görtz	Günther Jopp	
Irmgard Hippler	Erna Kestner	Wally Plenk	Lena Urban	Annemarie Daniel (mit Tafel)	Hilda Esau	Hildegard Dyck	Elly Augustin	Magdalena Dueck

Die Marjenauer Spitzensportler

1937 wurde unter der Leitung des Lehrers Böttger durch seine unbeschreiblich hingebungsvolle und ernsthafte Gesinnung und sein sportliches Bemühen in Marienau eine Völkerballmannschaft aufgebaut, die zu schlagen nur die Schöneberger Mannschaft zustande brachte.
Beim jährlichen Sporttag unseres Schulbezirks in Tiegenhof ging unsere Mannschaft ohne besondere Anstrengung als Sieger hervor. Lauschend hörte ich den Ladekopper Lehrer zu seinen Spielern sagen: »Wenn wir auch bei allen Wettkämpfen bis jetzt ohne Preis geblieben sind, so müßte uns nach meiner Beurteilung ein Sieg im Völkerball sicher sein.« Welch eine Enttäuschung mußte Ladekopp hinnehmen, als von ihrer Manschaft alle elt Spieler rausgeworfen waren, während unsere Mannschaft nur zwei Spieler aufzugeben hatte.
Als Angehöriger dieser Mannschaft ist mir nur noch Alfred Genditzki als bester Spieler in Erinnerung. Alfred war ein ausgezeichneter, willensstarker unersetzlicher Sportler. Er war in allen Sportarten der Beste unserer Schule. Auch bei diesem Sportfest gewann er im Dreikampf - Weitsprung, Werfen, Hundertmeterlauf - den ersten Preis. Hätte Gertraut Enß nicht die Stafettenübergabe verpatzt, wäre uns auch im Staffellauf der erste Preis zugefallen. Gertraut war die beste Läuferin bei den Mädchen unseres Jahrgangs.
Doch zurück zum Völkerball. Als eines Tages eine Klasse der Neuteicher Aufbauschule bei einem Ausflug durch unser Dorf und somit auch an unserer Schule vorbeikam, wurde durch Vereinbarung der verantwortlichen Lehrer kurzentschlossen ein Völkerball-Wettkampf verabredet. Es war ganz ungewöhnlich, daß Hauptlehrer Radziwill den gewöhnlich streng eingehaltenen Stundenplan ignorierte und alle Schüler vom dritten Schuljahr aufwärts bis zur Oberstufe als Zuschauer teilnehmen ließ.
Ferner muß erwähnt werden, daß die bis zu zwei Jahre älteren Neuteicher Spieler sich mit uns körperlich gut messen konnten. Hingegen waren wir ihnen strategisch und im spielerischen Können weit überlegen. Mir gelang es während des Spiels mehrere Male scharfe Bälle abzufangen. Alles in allem gingen wir als Sieger hervor. Ein Lob von Herrn Radziwill meines außerordentlich guten Spielens wegen ist mir angenehm in Erinnerung geblieben.
Nun unsere Bekanntschaft mit Schöneberg. Irgendwie erfuhr unser Sportlehrer von der ausgezeichnet spielenden Mannschaft dieses Dorfes. Ein Spieltag wurde vereinbart. Mit Fahrrädern, begleitet von einer Anzahl Schüler beiderlei Geschlechts als Zuschauer, die zum Anspornen sehr willkommen waren, ging es an einem herrlich sonnigen Nachmittag zum vereinbarten Ort.
Als die Schöneberger auf der Bildfläche erschienen, überkam uns eine nicht geringe Furcht, verursacht durch deren selbstbewußtes Auftreten. Auch im körperlichen Vergleich fiel uns auf, daß die gegnerischen Spieler größer und stärker gebaut waren als wir. Unsere düstere Ahnung war berechtigt.
Von den drei dicht aufeinander folgenden Spielen gewannen wir nur das zweite. Erschöpft und moralisch geschlagen, mußten wir unsere erste Niederlage einstecken. Das anschließende gemeinsame Kuchenessen mit Kaffee und Sprudel in einer Schöneberger Gastwirtschaft trug zur Hebung unserer Stimmung und zur Rückkehr des sportlichen Selbstbewußtseins bei.
Das Rückspiel wurde einige Wochen später in Marienau ausgefochten. Dieses wurde mit besonderer Anstrengung unserer Spieler und unter der ausgezeichneten Anleitung unseres Sportlehrers dann gewonnen. Auch hier fand wieder das anschließende gemeinsame Vespern statt, und zwar im Gasthaus Richter. Der schmackhafte Streuselkuchen unseres Bäckers Meckelburger ist mir heute noch in bester und unvergeßlicher Erinnerung.

Lehrer Böttger ist leider am Anfang des Rußlandfeldzugs als Leutnant gefallen. Auch mein guter Schulkamerad Alfred Genditzki hat - wenn richtig informiert - den Krieg nicht überstanden.

Reinhard Dueck (Gruenthal, Kanada)

Ev. Volksschule Marienau — Mädchengruppe 1936



Hintere Reihe: v. li. n. re. Magdalena Dueck, Wanda Raap, Erna Klein, Erika Wiens, Gertraut Enß, Gertrud Schmidt, Käthe Ganth, Annemarie Daniel, Hildegard Dyck, Wally Plenk, Lena Urban, Hildegard Thießen, ? Peters;

mittlere Reihe: Charlotte Thießen, Lena Görgens, Charlotte Herbst, Hilda Esau, Edith Daniel, Annemarie Fast, Gerda Esau, _____, Christa Augustin, Elisabeth Fast, Elfriede Raderkopp;

vordere Reihe: _____, _____, Olga Koschke, Elly Augustin, Irmgard Hippler, Meta Koschke, _____, _____.

Im Herzen rein,
im Kopfe klar,
im Tun bescheiden,
im Worte wahr;

fleißig mit Händen,
fröhlich im Frieden,
fromm und treu,
so soll mein deutsches Mädchen sein.

Zum ewigen Andenken
deine Freundin Gertraud Enß.

Marienau, den 19. Oktober 1935.

Aus Hildegard Dycks Poesiealbum:

Schule in der Kriegszeit

Der Leser wird's merken: Filme und Fotoapparate waren rar, die Klassenbildserien des Fotografen nicht mehr eingeplant, und man mußte sich auf das Notwendige beschränken.
Dennoch hatten unsere Marienauer Schüler ihre Freuden und Leiden wie zu allen Zeiten, wie auch die Einsendungen zeigen. Doch stand überall das Leben unter Kriegsgesetz. Viele Väter und Geschwister der Jungen und Mädchen taten Kriegsdienst an den Fronten, früher und häufiger als sonst mußten sie selbst auf den Höfen helfen und sahen kriegsgefangene Russen, Engländer und Franzosen bei der Feldarbeit. - Die Lehrer wechselten.

Mädchengruppe Marienau **1942 oder 1943**



Lehrerin Frau Holzhaus - Meckbach

Vordere Reihe sitzend: Elisabeth Dueck, Elisabeth Petrinski, Else Krause, Eva Ziemens;
zweite Reihe sitzend: Eva Widowski, Charlotte Kinserowski, Erna Grandt, Wanda Petrinski, Irmgard Hausmann;
dritte Reihe sitzend: Hertha Claaßen, Erna Claaßen, Elisabeth Harwath, Ruth Budweg, Helene Petrinski, Sonja Zick, Irma Schwarz;
dahinter sitzend: ? , Hertha Fröse, Inge-Lore Richter, Ruth Dueck;
vordere Reihe stehend: Gerda Raderkopp, Gerda Krause, Hedwig Harwath, Vera Hooge, Martha Dodenhöft, Lore Philippsen, Christel Fröse;
hintere Reihe stehend: Gertrud Guttmann, Erika Bartsch, Fr. Holzhaus-Meckbach, Charlotte Schulz, Gerda Budweg, Elsa Harwath, Hildegard Raderkopp, Margrit Fast, Magdalena Gröning, Hedwig Petrinski.

Wanderung ins Schwentenfeld

In meinem letzten Schuljahr wurde Herr Radziwill Soldat, und wir hatten bei Herrn Lehrer Wilke Unterricht, was für den alten Herrn gewiß kein Vergnügen mehr war; doch wird sich mancher an einen schönen Wandertag mit ihm erinnern. Beim Brückenfischer ging's über die Schwente und weiter auf der Tieger Seite den Schwentenwall entlang.

Es war ein herrlich sonniger Tag. Über den Fluß hinweg sahen wir in einiger Entfernung unser geliebtes Dorf liegen und die Ackerflur war das Schwentenfeld. Dort lagen die Bauernhöfe Fischer, danach Bartsch. Dann kam ein altes ehemaliges Bauernhaus, in dem 1826 meine Urgroßmutter Sara Esau und später Lena Dodenhöft geboren wurde.

Wir wanderten weiter, und langsam plagte die Hitze uns. Um die Mittagszeit waren wir auf der Höhe von Penners Gehöft angekommen. Wir waren am Ziel und hatten Hunger, und niemand hatte Lust, den weiten Weg zurückzugehen.

Da erschien Herr Kreklau, Inspektor von Penners, am andern Ufer und rief, er würde uns rüberholen. Mit dem Floß fuhr er mehrere Male und setzte uns über die Schwente.

Doch ohne das folgende Mißgeschick wäre mir der Wandertag wohl nicht so bildhaft in Erinnerung geblieben: bei der letzten Fahrt war das Floß überladen oder die Last nur ungleich verteilt; jedenfalls lag es plötzlich ganz schief, so daß Herr Lehrer Wilke im dunklen Anzug bis zu den Knien im Wasser stand und die bei ihm stehenden Kinder noch tiefer. Alle bekamen einen furchtbaren Schreck, und Herr Wilke war, glaube ich, einem Schlaganfall nahe. Am Ende aber - gottlob - sind doch alle an Land gekommen, wenn auch mancher mit pitschnassen Füßen. Nun war der Rückweg doch wesentlich kürzer, und der alte Lehrer war sicher heilfroh, mit uns Plagegeistern vollzählig wieder im Dorf angekommen zu sein.

Von ihm wurde ich am Ende des Schuljahres dann auch entlassen. *Gerda Esau - Neumann*

Die Einzelkämpfer

Vom 1. und 2. Schuljahr bei Lehrer Wilke ist in meinem Gedächtnis nicht viel hängengeblieben. Wenn, dann sind es Schüler- oder Lehrerstreiche. Hier geht's wohl um letztere. Herr W. hatte es schwer mit der häufigen Unruhe in der Klasse. So gab er sich alle Mühe, sich die Stimmen einzelner Schüler einzuprägen, um sie bei einer kleinen Untat oder Unfrieden leichter zu erkennen und zu bestrafen. Das aber wurde ihm wahrscheinlich zu viel und führte nicht zum Erfolg.

So machte er es anders, und zwar wartete er vor der Tür der Klasse. Wir drinnen waren natürlich etwas laut. Dann stürmte er plötzlich herein. Wir grüßten erschrocken, und die Antwort war: »Ich habe euch etwas Schönes mitgebracht«, stieg auf die hinterste Bank, zog einen Geigenstock aus der Jacke und schlug von hinten bis vorn von oben auf uns ein. Notwehr - Verweiflung. Zorn oder Mitleid mit einem Lehrer, der ja doch eigentlich schon im Ruhestandsalter war.

Im 3. und 4. Schuljahr hatten wir eine Lehrerin, ihr Name ist mir entfallen. Auch sie züchtigte uns, denn wir waren ja wohl eine Rabaukenklasse. So etwas soll's ja geben. Eines Tages aber wurde mein Freund erwischt, und es setzte Schläge. Aber dessen Cousin, des Mitleidens fähig, konnte die Prügel nicht mit ansehen, schlich nach vorne und biß das Fräulein in die Wade. Das war des 'Guten' zuviel.

Von dem Tag an wurden wir bei Straftaten in den Nebenraum zu Herrn Radziwill beordert, um unsere Prügel abzuholen, und zwar 16 Hiebe. *Hermann Grabowski*

Gemeinschaftsschule Marienau 1. Schulj. 1941



Einschulung

Ganz links: Erich Harwath (vorn), Gustav Plenk (dahinter);

hintere Reihe: Gröning, _____, Guttmann, Gerhard Radziwill, Walter Kinserowski;

mittlere Reihe: Margarete Schulz, Rudolf Plenk (hinten), _____, Hildegard Thiessen, _____, Heinz Hartwig (hinten), _____, _____ (hinten), Gerhard Thiessen, Harry Runde (hinten), Manfred Ewler;

vordere Reihe: Hilde Bartsch, _____, Anna Widowski, Anna Schulz, Christa Thiessen, _____.



Hauptlehrers Nachwuchs wächst heran - Gerhard und Sigrid Radziwill beim Ausflug in die Nachbarschaft vor Enssens Garten

Bis zum Jahr 1940 galt die Deutsche Schrift als Erstlese- und -schreibschrift. Seit 1941 ist in Deutschland an die Stelle der »Deutschen Schrift« eine Lateinschrift als Ausgangsschrift eingeführt, die »Deutsche Normalschrift«.

A B C D E F G H I J K

a b c d e f g h i j k l

Lehrer in Marienau

Name	Vorname	von - bis /um	
Evangelische Schule			
Ottonis	Andreas	1628	(Schulmeister)
Heinrichs	Michael	1751, 1759	(Ludimagister u. Organist)
Technau	Johann	1778	(Lehrer u. Organist)
Geisler	Michael	1814	(Lehrer u. Organist)
Müller		1835	(Lehrer u. Organist)
Moritz	Adolph	1870, 1875	(Lehrer u. Organist)
Struck	Paul	1889	
Hildebrandt	Maximilian	1887 - 1912	(Hauptlehrer u. Organist)
Gerbrandt	Frl. Marie	1897	(Lehrerin u. Schriftstellerin)
Raffel	Frl.	1903, 1906	
Zitzke	Herr	1912/13	
Kapitzki	Frl. Ella	1912	
Wieck	Bernhard	1913 - 1922	(Hauptlehrer u. Organist)
Rohrberg	Frl.	1915	(2. Lehrerin neben Wieck)
Fenske		20er Jahre	
Klein		20er Jahre	
Zürn		20er Jahre	
Eichholz	Gustav	1923 - 1927	(Hauptlehrer u. Organist)
Radziwill	Herbert	1927 - 1941	(Hauptlehrer u. Organist)
Mielke		1928	
Großelbeck		1932/33	
Kling	Frida	1931 - 1936	
Lenz	Erika	1935	
Böttger	Ernst Ulrich	1933 - 1936	
Sparing	Horst	1936 - 1937	
Privatschule			
Biester	Willy	ca. 1920	
Unger	Frl.	ca. 1920	
Katholische Schule			
Goerke	Johann	1809	
Stein		1813/15	
Karau	Joh. Joseph	1833 - 1880	
Jux (Juttner)	Joseph	1886 - 1918?	
Wilke	Anton	1918?- 1937	
Dorfgemeinschaftsschule		(nach 1937)	
Radziwill	Herbert	bis 1939 u. 1940-42	
Köster	Herr	1942	
Krüger	Frl. Augusta	1941/44	
Holzhaus-Meckbach, Frl.		1941/43	
Wilke	Anton	1944 - 1945	

Nach Lehrer Wiek übernahm dann von 1923 bis 1927 Gustav Eichholz die Hauptlehrerstelle. Auch er war eine rührige Persönlichkeit, was das Büchlein: »Jugend wandert im Werder« beweist, das der Göttinger Arbeitskreis in seiner Schriftenreihe als Heft Nr. 61 veröffentlicht hat, welches uns kürzlich in die Hände fiel. Es steht darin viel Interessantes, und auch Marienau wird häufig genannt.

Schulordnung

§ 1

Die Kinder haben pünktlich zur bestimmten Zeit, an Körper und Kleidung reinlich und anständig, und mit den erforderlichen Schulsachen versehen, in dem Schulzimmer zu erscheinen, sich sofort an ihre Plätze zu setzen und alles zum Unterricht Nöthige in Bereitschaft zu legen.

§ 2

Wer während des Gebetes oder des Gesanges kommt, hat bis zur Beendigung desselben stille vor der Tür zu warten, anzuklopfen und dann sich bei dem Lehrer zu entschuldigen.



Erlebt - erzählt

Der tiefe Brunnen, aus dem wir Erinnerung schöpfen. Schaust Du hinein, liegen die oberen Jahre so glasklar, daß du sie greifen könntest. Zur Mitte wird's trüber und zum Grund hin dunkel. Dort ist vieles aufbewahrt und in der Truhe des Vergessens eingeschlossen. Einiges liegt offen, und wenn man taucht und sucht, ist's leicht zu heben. Auf manches aber fällt rasch ein Lichtstrahl, und an der langen Schnur des Bemühens ziehst du's ans Tageslicht. So wird's auch hier sein in den folgenden Geschichten.

Mein Großonkel Heinrich Penner

Die Marienauer - das waren in meinem Elternhaus in Neuteich die beiden jüngeren Brüder meines Großvaters Bernhard Penner, Gerhard und Heinrich.

Gemeint sind Gerhard Penner vom Hof Nr. 28, Omi Kätchens Vater, und ihr Onkel Heinrich. Hier Erinnerungen von Dr. Horst Penner, Autor des Buchs »Die Ost- und Westpreußischen Mennoniten«.

...Großonkels Bruder Heinrich hieß in der Verwandtschaft allgemein der 'Onkel aus Amerika'. Heinrich gehörte in seiner Jugend zu den lebhaften und temperamentvollen Menschen. Er war recht begabt, und Mutter Louise war wohl erfreut, als eines Tages aus München ein Telegramm eintraf: Staatsexamen als Apotheker mit 'gut' bestanden.
Als Provisor war er zunächst in Marienwerder in einer Apotheke tätig. Dem Pudel eines Geschäftsfreundes seines Brotherren verwandelte er sein weißes Negligé mit schwarzen Anilin-Strichen in den Anzug eines Zebras. Das Vieh war ihm immer zwischen Büchsen und Behältern herumgestöbert.
Der Unternehmungsgeist des Großonkels führte ihn dann Ende der 1880iger Jahre über den großen Teich nach Südamerika, wo er in Buenos Aires zunächst bei einem Vetter arbeitete, der dort Goldschmied war.
Er mußte dort, um eine Apotheke leiten zu können, noch einmal eine Prüfung vor argentinischen Professoren ablegen. Auf einen Termin zur Prüfung wartete er wochenlang vergeblich. Als er, aufgebracht darüber, sich gegenüber einem Bekannten äußerte, meinte dieser: „Nun, wieviel hast du ihm geschickt?" Onkel Heinrich fragte: „Wem geschickt?" - „Na, dem Professor."
Er nahm sich diese Belehrung zu Herzen, schickte mit einem höflichen Handschreiben einen 100-Peso-Schein mit, und schon konnte er am folgenden Tage nach einigen belanglosen Fragen seine Approbation entgegennehmen.
Nun galt es, sich durch angestrengte Arbeit hochzubringen. Zeitweise war er auch in Santiago de Chile tätig. Schließlich bekleidete er in Buenos Aires den Posten eines stellvertretenden Direktors einer großen Bolzenfabrik. Als er 1908 die Leitung der Fabrik vollkommen übernehmen und sich dazu auf lange Zeit verpflichten sollte, zog es ihn doch mit allen Fasern seines Herzens nach Hause.
Mit einem recht ansehnlichen Vermögen ausgestattet, kehrte er ins Werder zurück und nahm hier bei seinem Bruder Gerhard in Marienau Wohnung. Er baute an das alte Wohnhaus einige Zimmer an und hat hier beinahe zwei Jahrzehnte nach der Väter Sitte einfach und bäuerlich gelebt. Im Garten baute er sich eine Werkstatt, in der er feine Holzarbeiten tischlerte und drechselte.
In jedem Jahr aber unternahm er eine größere Reise - dann jedoch im Stil und Auftreten eines Grandseigneurs - in die schönsten Gegenden, häufig in die Schweiz. Er nahm dann jedes Mal einen Neffen oder eine Nichte mit. Es ging dabei stets sehr feudal zu.

Ich erinnere mich noch sehr gut an Onkel Heinrich, habe ihm selbst als Junge in seiner Werkstatt zugesehen.
Manchmal kamen die »Marienauer« auch mit ihrer altmodischen Kutsche zu uns nach Neuteich, um uns zu Wiebes nach Liessau mitzunehmen. Dann saß Onkel Heinrich vorne auf dem überdachten Kutschersitz mit seinem altmodischen grauen Umhang, und neben ihm nahmen wir beiden Großneffen Platz. Er hatte immer ein lachendes Wort für uns übrig.

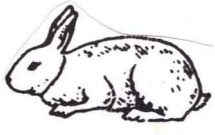
Dr. Horst Penner

Eintragung im Mennonitischen Kirchenbuch: Heinrich P e n n e r , geb. am 19. 7. 1859, gest. am 25. 8. 1925, Apotheker zu Buenos Aires in Argentinien, unverehelicht, 1883 von Irrgang nach Marienau gezogen.

Des Nachbarn Henne erscheint uns eine Gans

(Türk. Sprichwort)





Was nun Marienau betrifft, so möchte ich noch eine kleine Erinnerung aus meiner Jugend erzählen, die dem Leser vielleicht ein leichtes Schmunzeln abverlangen wird.
Ich war dreizehn, vielleicht auch vierzehn Jahre alt und ein leidenschaftlicher Kaninchenzüchter. Rüben als gutes Kaninchenfutter hatten wir in Hülle und Fülle, aber unsere Rüben hatten nach meiner damaligen Ansicht einen Fehler: sie waren nämlich gelblich. Hingegen hatte der Bauernhof Wiens, der uns ja schräg gegenüberlag, rote Rüben, und diese schienen mir für den feinen Geschmack meiner Kaninchen besser zu sein.
So beschlossen also Willi Krause und ich - etwa um die Jahreszeit, als die Rüben eingemietet wurden - beim Bauern Wiens rote Rüben von der noch nicht eingedeckten Miete zu klauen.
In tiefer Dämmerung - es mag fünf Uhr gewesen sein - zogen daher Willi, Hans Thiessen, mein Bruder Siegfried und ich mit einem kleinen Kastenwagen hinter die Scheune zu Wiens, die ja am alten Fußweg zum Bahnhof lag, und luden den Wagen voll.
Das alles klappte recht gut, auch wenn wir eine mächtige Angst hatten, entdeckt zu werden, und wir näherten uns bereits auf dem schrägen Überweg von Wiens zu unserem Hof dem elterlichen Gehöft, als plötzlich Willy Dyck (der spätere Bürgermeister) hinter uns erschien. Wir fingen an zu laufen, er aber auch, und es gelang ihm, uns zu stellen, wobei dann nun die Geschichte herauskam.
Mein Vater fragte mich einige Tage später, ob ich glaubte, daß wir nicht genügend Rüben hätten, um meine Kaninchen sattzukriegen.
Ihm war bei Jungius in fröhlicher Zecherrunde dieser »Diebstahl« berichtet worden, und ich möchte heute annehmen, daß alle, die davon erfuhren, herzlich gelacht haben.
Es gab jedenfalls keine Schläge, über deren Mangel ich mich sonst eigentlich nicht zu beklagen hatte.

Waldemar Epp

Was der Machandel mit der Geburt eines Marienauers zu tun hat

Es war ein arbeitsreicher Tag gewesen. Mein Großvater saß in seinem Sessel, las die Zeitung, und auf dem Tisch stand eine Flasche Bier und auch ein Gläschen Schnaps.
Dann klopfte es, und Bauer Lietz stand in der Tür. »Nanu,« fragte mein Großvater, »ist auf dem Hof etwas passiert?« »Nein, nein,« kam die Antwort, »aber Sie müssen anspannen und die Hebamme holen.« Und er nannte das Haus, wo die Hebamme gebraucht wurde.
Laut Gemeindeordnung war jeder Bauer im Wechsel verpflichtet, in Notfällen Pferd und Wagen zur Verfügung zu stellen. Und in diesem Monat waren eben wir an der Reihe. Das weitere war Routine. Zwei Pferde vor einer geschlossenen Kutsche, und im Trab ging's davon.
Bald war er mit seiner kostbaren Fracht auf der Rücktour. Inzwischen war es dunkel geworden, die Talglichter in den Laternen brannten zu beiden Seiten des Kutscherbocks, und ziemlich unvermittelt machten sich bei Großvater Paul der arbeitsreiche Tag und der wirkungsvolle Machandel bemerkbar. Die Zügel lose in der Hand, wurde die Neigung zur Seitenlehne immer stärker, der Kopf sank auf die Brust, und die Augen schlossen ihre Lider.
Die Pferde aber blieben munter, und da sie den Heimweg gut kannten, legten sie noch einen Trab zu und übernahmen die Regie. Da nun aber auch sie Durst hatten und die Wasserstelle am Hof gut kannten, bogen sie instinktiv kurz vor der Toreinfahrt auf den Lietz'schen Teich ein und drangen fast bis zur Mitte des Gewässers vor, so daß sich Ohm Paul vorübergehend in Seenot befand.
Das Verstummen der Räder und des Hufegeklappers hatte die Hebamme alarmiert. Sie schaute aus dem Kutschenfenster und gab mit schrillen Rufen Alarm. Nach einer Schrecksekunde hatte mein Großvater das Heft des Handelns wieder schnell in der Hand und lenkte das wichtige Gefährt schnurstraks in Richtung des freudigen Ereignisses, das auch nicht lange auf sich warten ließ.

Heinz Genditzki

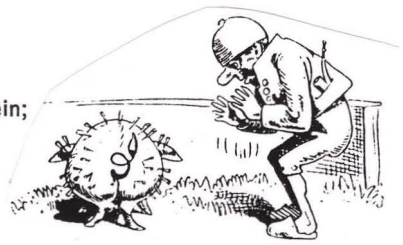
Sandweg, Blottweg und die Griffel

Wer hat, der hat. Und Walter Enss in Marienau hatte östlich von Goertzens auf dem Feld eine schöne Sandgrube. Und wir brauchten Sand. Wenn wir ihn nicht bezahlen konnten, bekam er Ferkel dafür. Vierspännig wurde der Sand geholt und zu Hause jedes Fuder in das Sandhock geschüttet. Wir hatten immer den schönsten Sandweg, und auch der Ausweg wurde immer glatt gehobelt, wenn er nach Gewitter trocken war.
Für Radfahrer war der Sandweg nach frischem Streuen ein Greul. Man rutschte aus oder fuhr neben den Griffel. Aber bald glätteten sich die Wogen wieder.
Wißt Ihr eigentlich, was ein Griffel war? So ein langer Blottausweg von einem Kilometer hat so seine Tücken. Es gab immer Kuhlen, immer an derselben Stelle, auch wenn von einem alten Ofen Schamott eingestampft wurde, die Kuhlen blieben. So hatte jede Kuhle einen Wasserabfluß in den Graben durch den Sandweg hindurch - eben einen Griffel. Darüber führten Bretter für Fußgänger und Radfahrer. Und die waren manchmal so schmal, daß man schon vor Angst mit dem Vorderrad in den Griffel sauste.
Ein Segen, daß Herr Kreklau mit seinem Rad auch über diese Griffel fahren mußte. Darum lagen dann später immer schöne breite Bretter darüber.

Ruth Winkler - Jetter

Des Schweines Ende ist der Wurst Anfang

Ein kluger Mann verehrt das Schwein;
er denkt an dessen Zweck.
Von außen ist es ja nicht fein,
doch drinnen sitzt der Speck.



Auf diesen Braten freute sich
der Onkel sehr und namentlich
vor allem auf die braune Haut,
obgleich er sie nur schwer verdaut.
W. Busch

Das Dorf Marienau wurde überwiegend von Landwirts- und Landarbeiterfamilien bevölkert, die zum größten Teil eine Gesellschaft der Selbstversorger waren. Neben Hühnern, Gänsen, Enten und Kaninchen war das Schwein Hauptlieferant für Fleisch, Wurst und Schinken. Bevor es aber so weit war, mußten diese Tiere erst mit einem erheblichen Aufwand an Arbeit und Futter so weit gebracht werden, daß sie mit drei bis vier Zentnern Lebendgewicht schlachtreif und somit ein Teil unserer Lebensgrundlage waren.

So um den fünfzehnten Dezember herum wurden die ersten Vorbereitungen getroffen, die für einen zügigen und reibungslosen Ablauf des Geschehens unerläßlich waren. Da wurden z.B. Messer geschliffen, Brennholz gemacht, Wasser von der Pumpe in bereitgestellte Behälter getragen, Fleischwolf mit Zubehör und viele andere Dinge auf ihre Funktionstüchtigkeit überprüft und somit einsatzbereit gemacht.

Der Tag war gekommen, an dem die Ereignisse ihren Lauf nehmen sollten. Am frühen Morgen wurde zuerst einmal Feuer unter den »Grapen« gemacht, einem großen gußeisernen Kessel, in dem man eine große Menge heißes Wasser bereitete, das zum Brühen benötigt wurde. Es war damals üblich, daß die Verwandten ihre Hilfe anboten, die auch dankbar angenommen wurde. Nachdem diese eingetroffen waren, wurde zur Tat geschritten.

Das arme Schwein, das jetzt ans Messer mußte, hatte statt einer Henkersmahlzeit am Tag vorher nur eine dünne Brühe erhalten und war dementsprechend schlecht gelaunt, als es mit einem Strick am Fuß ins Freie bugsiert wurde. Um einen Fluchtversuch von vornherein zu unterbinden, wurde es an einem in den Boden gerammten Pfahl angebunden. Mit einem ohrenbetäubenden Gebrüll, Zerren und Reißen reagierte es auf die vermeintliche Mißhandlung, der es ausgesetzt war. Mit einem alten Hausmittel, kleinen Kohlestücken, die das Opfer genüßlich und krachend verspeiste, konnte unser Vorhaben fortgesetzt werden. Der als Fleischer fungierende Haushaltsvorstand, bewaffnet mit einer schweren Axt oder »Possekel« (Vorschlaghammer), schickte »Jolanthe« mit ein paar wuchtigen Hieben ins Reich der Träume, wobei sie nicht einmal mehr merkte, daß an ihr ein Aderlaß vorgenommen wurde.

Das Blut wurde in einer Schüssel aufgefangen, anschließend in einen Steintopf gegossen und unter ständigem Rühren vor dem Gerinnen bewahrt.

Das Schwein wurde nun mit vereinten Kräften in den bereitstehenden Brühtrog gehievt, in dem eine Eisenkette lag, und mit dem kochenden Wasser übergossen. Durch Hin- und Herziehen der Kette, wobei das Schwein mehrmals gedreht wurde, konnte schon ein Teil der Borsten entfernt werden. Danach erwies sich eine Glocke aus Stahlblech als ein unentbehrlicher Helfer. Mit kräftigen Zügen, bei denen die Borsten nur so flogen, und einer Rasur mit einem sehr scharfen Messer, wurde dem Schwein, das zwischenzeitlich auf einer Holzleiter lag, der letzte kosmetische Schliff verabreicht.

Nachdem der Kopf entfernt worden war, wurde das Schwein mittels einer Holzwinde an einem eigens dafür aufgebauten Gerüst aufgehängt und von seinem Innenleben befreit.

War es bis zu diesem Zeitpunkt vorwiegend Männerarbeit gewesen, traten nun die Frauen ins Blickfeld des Geschehens, um sich mit dem Innenleben zu beschäftigen, was nicht jederfrau Sache war.

Wenn zufällig keine Schule war, wurde auch der Jugend mit der Nachbehandlung von Kopf und Füßen eine Aufgabe zuteil, die anfangs mit Begeisterung verrichtet wurde. Später mußte dann allerdings erst zur Einsatzbereitschaft ermuntert werden.

Inzwischen war auch der Fleischbeschauer eingetroffen. Er begutachtete Leber und Lunge, nahm eine Fleischprobe und untersuchte sie unter dem Mikroskop auf Trichinenbefall.
Unterdessen wurde weiter auf Hochtouren gearbeitet. Kopf und andere Fleischstücke kochten im Kessel, und Herz, Lunge, Leber und Nieren wurden gewässert. Die Därme hatten die Frauen mehrmals mit Alaun und Essig gewaschen und ebenfalls zum Auswässern in einen Wasserbottich gelegt.
Nach einer kräftigen Zwischenmahlzeit mit Kesselfleisch und Brot ging's dann munter weiter. Die Schweinehälften, die draußen wegen der Hunde und Katzen ständig bewacht werden mußten, waren nun ausgekühlt und konnten zerlegt werden.
Der Rückenspeck, zuerst von den Schwarten befreit, wurde zusammen mit Flomen und anderem Fett zu Schmalz verarbeitet. Die Grieben, der Rückstand aus dieser Produktion, waren vielseitig verwendbar und daher sehr beliebt.
Das Kesselfleisch wurde von den Knochen gelöst und mit Zwiebeln durch den Fleischwolf gedreht, um den Grundstoff für Blut- und Leberwurst zu schaffen. Das Herstellen der Würste war eine Domäne der Frauen, die mit Sachverstand und Können nun zu Werke gingen. Dabei wurde zuerst ein Teil der Kesselfleischmasse in eine Wanne gegeben, gemahlene Leber, Pfeffer, Salz, Majoran, Nelken und heiße Fleischbrühe untergemischt und danach als Leberwurst in Därme, Gläser oder Dosen gefüllt. Dann wurden die Würste gebrüht, die Dosen und Gläser sterilisiert.
Bei der Blutwurst wurde ähnlich verfahren: Kesselfleischmasse, durchgesiebtes Blut, Pfeffer, Salz, Majoran, Piment, Zimt und ebenfalls heiße Fleischbrühe wurde zur Herstellung dieser Wurst benötigt. Die Würste kamen schließlich in den Kessel, der noch zur Hälfte mit Fleischbrühe gefüllt war, um bei etwa 75° ein bis zwei Stunden zu garen. Es war bereits dunkel draußen, wenn wir mit der Spurenbeseitigung des Schlachttages begannen.

Während dieser Zeit trieb ein Unhold sein Unwesen in unserem sonst so friedlichen Dorf. Als Opfer hatte er sich Driedgers Mamsell ausgesucht, eine gläubige Person, die zufällig aus der Kirche kam. Mit Klirren, Poltern und komischen Lauten stürzte er sich auf die arme Frau, die, fast wahnsinnig vor Schreck, in einer Abwehrbewegung den Bart dieses Ungeheuers erwischte und völlig aus dem Häuschen geriet. Im Glauben, der Leibhaftige sei hinter ihr her, rief sie gellend um Hilfe. Die Nachbarn, durch das Schreien alarmiert, eilten flugs zum Tatort und befreiten die arme Frau von dem Unhold. Sie konnten diesen auch identifizieren, aber festnehmen ließ er sich nicht.

Zurück zum Schlachten. Mit der ersten Wurst, die im Kessel platzte, platzte auch die Nachricht ins Haus, daß unser Ziegenbock ausgerissen war und im Dorf verrückt spielte. Vermutlich aus Angst, er könnte das nächste Schlachtopfer werden, hatte er das Weite gesucht. Jedenfalls haben wir den Ausreißer, der noch an der Halskette seine Futterkrippe mitschleifte, wieder eingefangen und in den Stall zurückgebracht. Da er aber auch in der folgenden Zeit durch miserables Benehmen auffiel, wurde er von der Stallgemeinschaft ausgeschlossen, im Kartoffeldämpfer gekocht und unehrenhaft an die anderen Tiere verfüttert.

Mit diesem Ereignis, an das sich bestimmt noch einige erinnern werden, bin ich etwas vom Thema abgekommen, zu dem ich nun zurückkehren will. Trotz der Aufregung, die vorher herrschte, wurden die Würste, die in einer mit Stroh ausgelegten Mulde lagen, zum Probieren freigegeben. Der Nachbarschaft wurde signalisiert, daß die Wurstsuppe, die bei Bedarf noch mit einigen geplatzten Würsten bereichert wurde, abgeholt werden konnte. Großeltern, Onkel und Tanten wurden traditionsgemäß mit Wurstsuppe, »Schmeckwurst« und einem Stück Fleisch bedacht, das wir Kinder ihnen am nächsten Tag bringen mußten.
Dann folgte das Pökeln von Fleisch, Schinken und Speck, danach das Räuchern mit Laub im offenen Schornstein. Das war die einzige Möglichkeit, ungegartes Fleisch zu konservieren.
Damit war die Familie wieder für einige Monate versorgt, und wenn es alle war, wurde wieder geschlachtet.

Hans Harwath

Der Tote hält die Leichenpredigt

Auf dem Weg zum Acker mit einem vollbeladenen Mistwagen stoppte uns der Bauer Schaldach und bat uns, ihm zu helfen. Mein Vater, der auch dabei war, sagte selbstverständlich zu.
Ich fuhr in den nächsten Feldweg und brachte nach einigen Metern Fahrt die Pferde zum Stehen. Dann sprang ich aus dem Sattel und sah schon die Bescherung. In der Grube, die für ein totes Pferd bestimmt war, stand ein lebendiger Gaul, und das tote Pferd lag oben am Grubenrand. Bei diesem Anblick konnte ich das Lachen nicht verkneifen, und ich brauchte sogar das Taschentuch, um die Tränen aus den Augen zu wischen. Auch mein Vater mußte lachen.



Dann nahm er einen Spaten zur Hand und versuchte, schräg zum Boden der Grube einen Ausstieg für das verunglückte Pferd zu graben. Gemeinsam trieben wir es ziehend und schiebend aus seiner Falle. Zum Glück war es unverletzt. Danach holte ich unsere zwei Pferde, legte das Tau an die beim toten Gaul befestigte Pflug-Kette und zog es so in die Grube.
Herr Schaldach dankte für die Hilfe und erklärte uns, wie das Unglück geschehen konnte. Er wollte den toten Gaul in die Grube ziehen, dabei ist das Zugpferd zu nahe an den Rand geraten, das Erdreich hatte nachgegeben, und so war es hineingerutscht.
Nach ein paar Abschiedsworten legte ich das Tau wieder an die Deichsel, und wir konnten unsere Fahrt in Richtung Acker fortsetzen.

Heinz Genditzki

Feuerwehr - Feierwehr

Das Spritzenhaus der Feuerwehr bei der Schmiede war zugleich auch das Gefängnis, wenn Wachtmeister Blank oder Kanefke für ein paar Stunden jemanden einsperren mußten.
Mein Vater war der zweite Feuerwehrkommandant. Der erste war Gustav Fischer, der Bauer an der Schwente. Man mußte die Esauer Trift ins Feld hineinfahren, um zu Fischers zu kommen. Weil mein Vater Zimmermann war, hat er in das Spritzenhaus mit seinen Feuerwehrkameraden noch einen Versammlungsraum eingebaut. Das war vor dem Krieg zwischen 1936 und 1939.
Was die Feuerwehr anging, bestimmte mein Vater den ganzen Jahresablauf. Einmal im Monat war Feuerwehrversammlung. Mit dem Fahrrad fuhr ich von Haus zu Haus zu den Leuten, die bei der Wehr waren.
Mein Ruf war jedesmal der gleiche. Ich machte die Haustür auf und rief laut und kräftig: »Frau Geidis, Frau Gröning, Frau Harwath, Frau Herbst und wie sie alle hießen, sagen Sie Ihrem Mann: Morgen um 8 Uhr abends ist Feuerwehrversammlung.«
Jetzt ging die Sache nicht immer gut; denn es gab Frauen - Namen sind ja nicht so wichtig - die mir nachriefen: »Sag' deinem Vater, mein Mann kommt nicht, die gehen ja doch nur wieder zum Saufen.« So hat manche treusorgende Frau nur das Beste für ihren Mann gewollt. Denn ein richtiger Feuerwehrmann hatte ja immer Durst, besonders in den heißen Sommertagen.
Der erste Kommandant wurde fast immer nach Hause gefahren. Nach Hause zu gehen, war aus

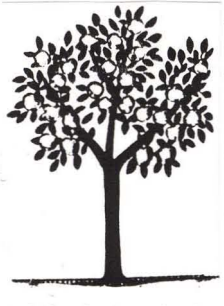
technischen Gründen oft nicht mehr möglich. In Härtefällen übernachtete der erste beim zweiten Kommandanten. Bis zu dieser Schlafstelle halfen die anderen Kameraden mit.
Es gab auch schöne Stunden für uns Jungens im Dorf, die uns an die Feuerwehr erinnern. Mein Vater hatte das Feuerwehr-Signalhorn auf dem Kleiderschrank zu Hause liegen. Dieses Horn haben wir mit rausgenommen und abwechselnd hineingeblasen. Das geschah immer so in der Nähe vom Kaufmann Richter. Die Männer, die auf dem Feld arbeiteten oder gerade zu Hause waren, liefen dann zum Spritzenhaus.
Wir Jungens hatten die größte Freude an diesem Falschalarm. Wenn mein Vater am späten Abend von der Arbeit kam, sah die Sache für mich nicht mehr so fröhlich aus.

Hans Hausmann

Die Äpfel in Nachbars Garten

De Buer hewt den Appelboom,
de Äppel rund wie Kinderdroom,
onn wer nich dries von de Äppels klaut,
onn seck nich de Fupp voll Kruschkes staut,
onn nich vom Boom rasch runtersprung,
de is biliew en dwatscher Jung.

Es war abends im September. Nach den Bratkartoffeln mit eingelegten Heringen durften wir noch eine Stunde in Hausnähe spielen, und unser Vetter, Herbert Dodenhöft, hatte sich zu uns gesellt.
Langsam dunkelte es, und der Hering hatte den Magenausgang verlassen, als wir riesigen Appetit auf einen saftigen Apfel bekamen. Obstbäume waren ja wohl in der Nähe, aber es standen immer Zäune dazwischen, und zu Rempels und Daniels trauten wir uns schon wegen der scharfen Hunde nicht. Bauer Brucks lag wiederum nahe an der Schule, und der gestrenge Herr Radziwill achtete sehr auf Sitte und Moral. So entschieden wir uns für das nächstliegende. Beim Bauern Walter Enss gab's die herrlich aromatischen Gravensteiner.



An einer geschützten Stelle schlüpften wir durch das nur uns bekannte Loch im Gartenzaun. Nach kurzem Spurt im Schutze von Bäumen und Sträuchern erreichten wir das lockende Ziel. Falläpfel waren nicht zu sehen, so mußten wir wohl oder übel uns sportlich in die Äste schwingen. Jeder versuchte, so schnell es ging, zwei oder drei Äpfel zu erwischen.
Plötzlich eine Stimme: »Kommt sofort 'runter, ihr Bengels, ich kenn' euch schon!« Blut schoß uns in die Köpfe, wir fingen an zu zittern, und jeder wußte: »Dat es de Harr«. Erneut klang es zu uns herauf: »Wenn ihr nicht sofort da 'runterkommt, dann hole ich den Kurt«. Der war uns mit seinen damals vierundzwanzig Jahren schon überlegen und so galt es zu fliehen. Geschlossen sprangen wir vom Baum. Das war taktisch das einzig richtige. Herr Enss erschrak und konnte deshalb keinen von uns erwischen.
Mit der Angst im Nacken erreichten wir auf kürzestem Weg den Bretterzaun, erklommen die Abschlußleiste, und unter dem Druck unseres Trios gab der betagte Zaun nach, es krachte, und einige Meter Bretter lagen in unserm Kartoffelgarten.
Jetzt gab es nur noch eins: weg von hier über Rempels Wiese, unserm Fußballplatz, in Richtung Dorfmitte. Über Gräben, durch Stacheldraht und über Weidenwurzeln ging's holterdipolter, und in der Nähe der Käserei trauten wir uns wieder auf die Dorfstraße. Denn gleich daneben wohnte Herbert.
Seine Mutter, vor der Haustür schon auf ihn wartend, erlaubte uns dann doch noch eine halbe Munkelstunde am nahen Dorfgraben. Dort am Überweg zu Epp unter den dicken Pappeln verzehrten wir die dikken Gravensteiner.
Aber so richtig wollten sie uns dennoch nicht schmecken. Immer wieder stellten wir uns die Frage: »Wie wird denn unser Vater reagieren, denn er mußte ja den Zaun wieder aufstellen.« Mit den Worten: »Also,

dann bis morgen«, verabschiedeten wir uns. Herbert wünschte uns noch viel Glück und gab uns seine Hoffnung mit auf den Weg, daß es keine Schläge mit dem Riemen geben möge.
Heimgekommen, das übliche Frage-und-Antwort-Spiel zwischen der Mutter und den Kindern mit dem schlechten Gewissen. Aber Tante Mariechen hatte uns ja erlaubt, noch etwas zu bleiben. So schickte uns Mutter zum Waschen und sofort ins Bett.
Mein Bruder Horst fragte jedoch noch, wo denn Papa sei. »Ja,« sagte Mutter, »der ist im Garten. Herr Enss war da und hat ihn geholt. Einige Bengels hätten bei ihm Äpfel geklaut, und als er sie erwischte, seien sie abgehauen und hätten den halben Bretterzaun umgebrochen. Leider habe er die jungen Diebe nicht erkannt.« Solche Worte klangen tröstlich wie Musik, und wir gingen ruhig schlafen.
Dann aber kam Vater ins Zimmer. Er erzählte ebenfalls von dem Vorfall, und er hoffe doch, nicht wir seien das gewesen. Unsere Antwort wie aus der Pistole geschossen: »Wir waren ja bei Herbert, und Tante Mariechen kann es bezeugen.«
Und auch Vater tat noch etwas Honig in die Milch: »Eigentlich war es ja nicht schade um den alten Zaun, die Pfosten waren größtenteils morsch, und ich mußte ihn ja sowieso schon dauernd abstützen. Morgen werden wir ihn wieder ordentlich aufstellen.« Auf unsere Frage, ob wir denn helfen könnten, kam nur die Antwort: »Warum, habt ihr ein schlechtes Gewissen?«
Vater wünschte uns noch eine gute Nacht und verließ das Zimmer, und der Riemen am Türpfosten blieb unbenutzt hängen.
Heute noch, wenn ich Äpfel esse, denke ich hin und wieder an die für uns in mancher Weise ärmliche, aber trotzdem schöne, erlebnisreiche und aufregende Jugendzeit zurück.

Heinz Genditzki

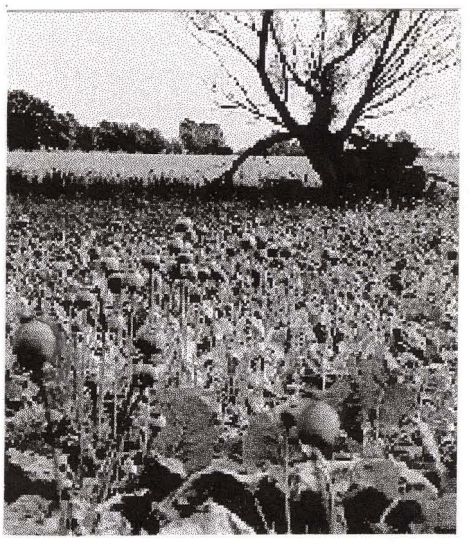
»Erntehelfer«

Es war ein wunderschöner Sommer, alles grünte und blühte. Am schönsten aber leuchteten die Tomaten im Garten des Nachbarn, Früchte, die auf Mutters Speisezettel fehlten. Sunni und ich beobachteten sie Tag für Tag, wie sie immer dicker und tief rot wurden. Das Verlangen wuchs mächtig an, einmal diese herrlichen Früchte zu probieren. Aber wie sollten wir da herankommen? Der Garten lag völlig frei auf dem Anger, so daß jeder ihn einsehen konnte.
Nach langem Überlegen hatten wir einen Plan. Am nächsten Tag um die Mittagszeit wollten wir es wagen; dann hielten die Nachbarn wohl Mittagsruhe, und unsere Mütter wären sicher beschäftigt.
Aber ein ziemlich tiefer Graben war zu überwinden. Schon eine Stunde vorher schlichen wir uns an und duckten uns. Unser Herz klopfte tüchtig. Als um die Mittagsstunde alles ruhig und niemand zu sehen war, krochen wir auf allen Vieren unter dem Zaun hindurch und robbten an die verführerisch leuchtenden Tomaten heran. Wir pflückten uns gleich die ganze Schürze voll und huschten dann eilig wieder in unseren Graben.
Beim Anblick der schönen Früchte lief uns das Wasser im Munde zusammen. Herzhaft bissen wir hinein. Doch - welche Enttäuschung! Wir rümpften die Nase und guckten uns an. Diese Früchte schmeckten ja gar nicht süß, eher fade, ja eigentlich nach fast gar nichts. Der Appetit war uns gründlich vergangen. Enttäuscht ließen wir die Schürzen los, und die restlichen Tomaten kullerten in den Graben.
Seitdem hatte keiner von uns mehr Verlangen nach diesen roten Früchten, und Nachbars Garten blieb verschont von ungebetenen Gästen.

Anna Claaßen - Mertinat

Die Mohnklau-Sucht

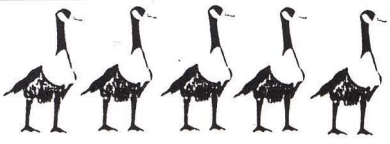
Es war zur Zeit der Maul- und Klauenseuche im Dorf; das Vieh war auf der Weide, um etwas Linderung auf den frischen Wiesen zu finden. Wir Jungens hatten unsere Beschäftigung auch, nachdem das Rübenverziehen und das Hederichziehen vorbei waren. Dazu gehörte unter anderem, abends die jungen Entchen und Gänschen einzujagen. Mit den Entchen war es meistens nicht schwierig. Sie blieben auf dem Teich und waren im allgemeinen leicht in die richtige Richtung zu kriegen und auch zu halten.
Aber die Gänse, das war nicht so einfach. Die trieben sich irgendwo in der Gegend herum und waren außerdem schlechter zu dirigieren. Nebenbei gesagt, die Junghennen waren noch blöder.
Eines Abends konnten wir die Gänse einfach nicht finden. Sie waren weder auf einem der Teiche, noch auf den Gräben, und wir hatten schon bis hin zum Mühlengraben gesucht. Entmutigt und verärgert kamen wir ohne Gänse nach Hause in der Erwartung, von den Eltern wieder losgeschickt zu werden.
Da, schau mal an: Da waren sie! Doch welch ein Anblick! Sie kamen wankend, torkelnd und fallend aus dem Mohnfeld, das mein Vater dicht hinter dem Stall hatte ansäen lassen. Augenscheinlich hatten sie von dem jungen Mohn gefressen, der ja, wenn auch nur kleine Mengen, Opium enthielt. Sie werden die Nacht gut geschlafen haben.
Als am nächsten Morgen unser Mädchen das Federvieh wieder 'rausließ, marschierten die Gänse sofort wieder schnurstraks in Richtung Mohnfeld, um sich dem Opiumgenuß zu ergeben. Wir hatten einige Mühe, sie aus dem Feld zu jagen. Offensichtlich waren die Gänse drogensüchtig geworden. Mein Vater mußte notgedrungen einen Zaun aus Maschendraht ziehen lassen, um den Gänsen den Zugang zu versperren. Es wäre schön, wenn die Drogensucht auch bei Menschen so einfach zu bekämpfen wäre. Doch das Problem kannten wir damals noch nicht.



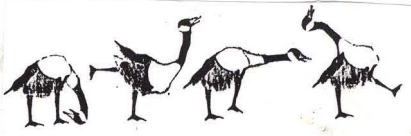
Mohn im Schwentenfeld

Der Mohn wurde vor dem Kriege häufig als Ölfrucht angebaut. Er konnte noch spät gesät werden, und wenn man Glück hatte, brachte er gute Erträge. Außerdem war Mohn sehr beliebt zum Kuchenbacken, zu Mohnstrietzel, Mohntörtchen oder auf die Mohnsemmeln gestreut. Der Mohn hatte hübsche weißblaue Blüten und setzte danach runde grüne Kapseln an, die sich später graubraun verfärbten. Die kleinen weißen Mohnkörner darin wurden dann dunkelblau.
Da unser Mohnfeld in jenem Jahr dicht am Dorf lag, war wohl die Versuchung groß, sich ein paar von den scheinbar reifen Mohnkapseln mit der Schere abzuschneiden. Mein Vater wußte das, doch da der Schaden minimal war, kümmerte er sich nicht weiter darum. - Eines Abends jedoch gab es große Aufregung. Eine Frau aus dem Dorfe war verschwunden. Man suchte sie überall. Erst gegen Morgen fand einer von den Jungens sie tief im Mohnfeld schlafend mit der Schere in der Hand und dem gefüllten Beutel dicht dabei. Die Sache war klar, aber äußerst peinlich. Die gute Frau hatte anscheinend laufend von dem Mohn gegessen, nicht ahnend, daß noch nicht ganz reifer Mohn noch eine Menge Opium enthält, der ein gutes Schlafmittel ist.
Das Thema der Mohnklau-Sucht wurde noch eine Weile eingehend im Dorfe besprochen. Eigentlich war so etwas doch auch viel interessanter als »Dallas« oder »Bonanza« im Fernsehen.

Gerhard Driedger



Auf den Geschmack war'n wir erpicht
und wußten nicht,
daß, wer die leck'ren Körner frißt,
beduselt ist.



Als Meßdiener in St.Anna

1935, nach dem Weggang von Hochwürden, dem Geistl. Rat Spohn, kam Pfarrer Gendreißig nach Marienau. Da begann auch meine Meßdienerzeit mit Paul Gröning, Georg Guttmann und, ich glaube, einem Bruder von Grönings Roschen. Der Neue hatte es sicher schwer als Nachfolger von Pfarrer Spohn, denn dessen Beliebtheitsgrad konnte er nie erreichen. Wir als Ministranten hatten immer etwas Angst vor ihm, weil er sehr streng war. Das war auch begründet, weil er uns des öfteren an den Ohren zog. Vielleicht war er als Kettenraucher nervös. Auch der Alkohol beruhigte ihn nicht merklich und war dem übergewichtigen Mann schon gar nicht dienlich. Er verstarb nach kurzer Dienstzeit.

Sein Nachfolger 1937 wurde ein junger Pfarrer, der hier die Priesterweihe erhielt. Es war Heribert Kiewert. Wir Jungen freuten uns, denn er war sehr freundlich und, was wir besonders an ihm schätzten, er war sportlich. So spielte er mit uns Fußball oder trug Radrennen mit uns aus. Diese Rennen führten von der Bahnlinie bis zum Brückenfischer, wo er uns dann zur Belohnung eine Flasche Waldmeisterlimonade spendierte. K. brachte wieder neuen Schwung in die Kirchengemeinde, weshalb Meßdiener und Kirchgänger ihn gern hatten.

Ich werde nicht vergessen, wie er nach der Vesperandacht an einem schönen Sonntagnachmittag uns Jungen mit in seine Gartenlaube nahm, wo er schon sein Luftgewehr und die Scheibe zum Wettschießen bereitgestellt hatte. Bevor »Feuer frei« gegeben wurde, schickte Herr Kiewert mich zu Radtke, eine Schachtel Konfekt holen. Stehend freihändig versuchten wir, mit den bunten Bolzen ins Schwarze zu treffen. Es wurde der beste Schütze ermittelt und der Rangordnung nach dann die Süßigkeiten verteilt. Da ich zu Hause selbst ein Gewehr besaß, hatte ich nur einen ernstzunehmenden Gegner, unsern Herrn Pfarrer. Weil aber allen die Süßigkeiten so gut schmeckten, strengte sich jeder an, und es wurden Stunden, an die man sein Leben lang denkt.

Aber die Pflicht stand vor dem Vergnügen. Paul und ich mußten jeden Morgen um 7.00 Uhr pünktlich zur Frühmesse zur Stelle sein. Das klappte fast hundertprozentig. Die Meßdiener wechselten sich jede Woche ab, und zum Hochamt am Sonntag waren alle vier bis sechs Jungen anwesend. Die kleineren und jüngeren rückten immer nach. Paul und ich waren fast bis zu unserer Einberufung zum RAD (Reichsarbeitsdienst) dabei - am Sonntag auf alle Fälle.

Bevor man mit Pfarrer Kiewert als Meßdiener vor den Altar treten oder knien durfte, wurde der Ablauf jeder Messe geprobt. Was für mich aber immer schwierig war, das waren die vielen Stunden, Tage und Monate, die ich brauchte, um Latein zu lernen. Dazu durfte ich in meiner freien Zeit immer zu Familie Albert Gröning kommen. Hier konnten alle, ob es Oma Görtz oder Herr und Frau Gröning, ja sogar alle Jungen und Mädchen waren, jede Messe lateinisch lesen und sprechen. Ich tat mich immer sehr schwer damit. Einmal mußte ich Pauli vertreten, der verhindert war. Da war ich aber mit meinem schlechten Latein am Ende. Nach der Messe nahm mich Pfarrer Kiewert in den Arm und meinte: »Hans, wenn der liebe Gott heute gehört hätte, was du da alles gesagt hast, er würde die Hände über dem Kopf zusammenschlagen«. Herr Kiewert kannte meine Schwächen und half mir daher, wo ich steckenblieb.

Wenn die Meßdiener alle zusammen waren, machten sie manchmal auch nicht gerade gottgefällige Sachen, und so verlockte die volle Flasche Meßwein in der Sakristei zum Probieren. Wir machten vor jeder Messe die Portionen Wein und Wasser in kleinen Silberkännchen fertig. Im Herbst oder Winter dann, wenn's kalt war, reizte das Verbotene umso mehr, als es nach jedem Schluck so schön warm im Bauch wurde. Aber, wie gesagt, der Himmel vergab! Und Herr Pfarrer verband die Vergebung mit dem Ratschlag - wenn schon, dann wenigstens ein Glas Wasser hinterher. Dann aber erhielt die Haushälterin das Meßwein-Amt.

So wurden wir älter, und 1939 entließ mich die Schule ins Leben, wie man so schön sagt. Das bestand zunächst in der Friseurlehre bei Ernst Knobloch; doch meine Verbindung ins Pfarrhaus blieb; denn nun wurde ich Herrn Kiewerts Hausfrisör. Er bezahlte gut, und ich finanzierte die Kinokarte oder die Steegen-Fahrt damit. - Eines Tages wurde auch ich Soldat, und unsere Spuren verloren sich. Schade, denn Pfarrer und Meßdiener Hans Hausmann hätten sich viel zu erzählen gehabt.

Hans Hausmann

Erinnerungen an Marienau

1936 wurde mein Vater Fritz Neubauer, Meister der Gendarmerie, von Hohenstein nach Marienau versetzt. Er sollte gleichzeitig auch Niedau, Tannsee und Lindenau betreuen. Die neue Dienstwohnung befand sich gegenüber der Hausmann'schen Mühle.
Seinerzeit wohnte im gleichen Haus auch ein Herr Braun, der ein topgepflegtes Motorrad Marke NSU besaß, das mein besonderes Interesse erweckte. Als Kinderfreund nahm er mich oft auf dem Sozius mit nach Tiegenhof zum Friseur Sally Folchert, den er regelmäßig besuchte.
Meine große Liebe war aber die gegenüberliegende Bockwindmühle. Der alte Herr Hausmann war ein sehr gutmütiger Mensch. Ich durfte die Mühle nicht nur besuchen, sondern je nach Lust und Laune meine ganze Freizeit dort verbringen. Benno, sein Sohn, war meistens alleine in der Mühle. Er wurde schnell mein guter Freund, dem ich helfen oder manchmal auch nur im Wege stehen durfte. Die Mühle mußte je nach Windrichtung mit Gestänge, Ketten und Zahnrädern immer so in den Wind gestellt werden, daß die vier Flügel voll vom Wind erfaßt und bewegt werden konnten. Von den Flügeln waren zwei mit Holz und zwei mit Segeltuch bespannt. Die Versuchung war oft groß, sich in der Bewegung am Flügel festzuhalten und dann in einer Höhe von ca. zwei Metern wieder abzuspringen. Ich tat es manches Mal, nur der alte Herr Hausmann durfte es nicht sehen. Die zweite Attraktion war der Kettenaufzug außerhalb und innerhalb der Mühle. Damit wurden die Getreidesäcke hochgezogen und die vollen Mehlsäcke heruntergelassen. Man konnte aber auch durch Betätigen eines Seiles sich selbst nach oben oder unten befördern. Bis zum oberen Einstieg waren es von der Erde aus immerhin etwa zehn Meter. Das würde ich heute auch nicht mehr wagen. Diese Spielchen, von denen auch meine Eltern nichts wissen durften, währten aber nicht lange, denn außerdem sollte ich ja zur Schule gehen.
So betrat ich eines Tages die zweite Klasse der evangelischen Volksschule, die damals einen Klassenraum in der ehemals kath. Schule gegenüber Gasthaus Richter belegte. Mein Klassenkamerad auf der gleichen Schulbank wurde Klaus Driedger. Ich verdankte ihm viel, denn er war großartig - im Vorsagen. Ich brauchte seine freundliche Unterstützung auch dringend, denn in Hohenstein waren wir in der gleichen Klasse noch beim Ab- und Zusammenziehen, während die Klasse in Marienau schon das kleine und teils auch das große Einmaleins beherrschte. Ähnlich erging es mir auch beim Lesen und in der Rechtschreibung. Mein erstes Marienauer Zeugnis war eine kleine Katastrophe.
Doch dann kam die Zeit, als Horst Sparing unser Klassenlehrer wurde. Der durchschaute mich gründlich. Er nahm mir jede Möglichkeit, daß andere Mitschüler mir vorsagten oder ich abschreiben konnte. Daß mein Vater mit dem Lehrer Sparing gut bekannt war, erfuhr ich erst viel später. Immerhin, und meine Klassenkameraden von damals, zu denen auch Elisabeth Fast zählte, können es wohl bestätigen, lernte ich, meine eigenen Kräfte einzusetzen und qualifizierte mich am Ende für die Tiegenhöfer Oberschule.
Die Freizeit aber gehörte nach wie vor dem Dorf. Es war mir immer eine Freude, den Straßenmeister Kinserowski bei seiner täglichen Arbeit zu begleiten oder bei den Landarbeitern zu verweilen, wo ich sehr viel von Ackerbau und Viehzucht lernte. Bald konnte ich selbst ein Gespann lenken, die Milch von den Bauern zur Molkerei Jopp fahren oder bei der Ernte »weiterrücken«. Am liebsten war ich bei Gerhard Fast, bei Reimer, Artur Wiens oder Driedger. Schon damals wurde das Weiterrücken bezahlt, und jeder Junge suchte sich den besten Job. Ich hatte eigentlich jeden Tag »Ferien auf dem Bauernhof«. Ich weiß noch heute genau, wo in Marienau die Sonne auf- und unterging. Sie war damals für die Bauern nicht selten das Signal für den täglichen Arbeitsbeginn und das Arbeitsende. Wie gerne würde ich heute noch bei der Ernte an einer Hocke sitzen und selbstgebackenes Bauernbrot mit dunklem Sirup essen.
Als ich zehn Jahre alt war, schaute ich zusehends mehr auf das Jungvolk im Heim bei Willy Dyck. Man hat mich dort freundlich aufgenommen. Angeführt wurden wir von Helmut Enss, damals Fähnleinführer im Ort. Wir gehörten zum Gebiet 1 »Ostland« und zum Jungbann »128«. Unsere Jungbannführer damals waren Bruno Büchau und Benno Hinz. Auf den Heimabenden lernten wir manches

Volkslied, das ich heute noch singe. Auch die Geschichte des Ritterordens und der Marienburg wurde mir dort erstmals vermittelt. Viel Freude hatten wir an Sport und Spiel. Uns wurde in diesem Kreis aber auch gesagt, wie sich ein Junge zu benehmen hat, was er tun und lassen darf. Für mich waren diese Stunden von großem Nutzen. Ich fehlte sicher nie. In dieser Zeit habe ich kein Wort gehört oder gesagt, wovon ich mich heute distanzieren müßte. Selbstverständlich wurden wir dem Alter entsprechend und ohne NS-Hintergedanken behandelt.
Natürlich haben wir das DJ-Leistungsabzeichen erworben. Der 60-m-Lauf wurde auf dem Gehweg zwischen der Schule und Brucks durchgeführt, der Weitsprung in der Sprunggrube des Schulhofes und der Schlagballweitwurf auf der Wiese hinter der Schule, wo wir schon damals Schlagball und Fußball spielten.
Einige werden es vielleicht noch wissen, daß bei Hauptlehrer R a d z i w i l l vor dem Haus oft ein Kinderwagen mit einem kleinen Jungen stand. Dieser Junge saß mir vor einigen Jahren unverhofft als Oberstleutnant bei der Bundeswehr in meinem Dienstbereich gegenüber. -
Ich habe mich außerdem noch besonders fürs Boxen interessiert, weil ich auch in dieser Beziehung den Marienauern nicht nachstehen wollte. Ein wenig standen wir bei den Nachbarn doch in Verruf, im Sport und bei Auseinandersetzungen nicht gerade zimperlich zu sein.
Von Marienau aus war ich auch mit dem Jungvolk im Zeltlager Stutthof. Wir fuhren mit einem Lkw der Firma Zimmermann (Brunhilde) zum Zeltplatz und blieben dort 14 Tage. Die Schwertworte des Jungvolkjungen habe ich in diesem Lager erstmals erlernt - ich kenne sie heute noch. - Schön waren die Stunden am Strand. Aus dieser Umgebung stammt der Liedertext »Wo des Haffes Wellen trecken an den Strand ... «
Das Baden in der Schwente, im Marienauer Freibad (vor der Brücke bei Fischer), blieb für mich nicht ohne Folgen. Bald konnte ich »umpeln«. Als ich an einem Badetag das andere Ufer erreichte, fand ich plötzlich keinen Grund mehr. Benno H a u s m a n n erkannte meine hilflose Lage sehr schnell und zog mich heraus. Obwohl ich daheim strenges Stillschweigen bewahrte, wußte mein Vater schon am nächsten Tag davon. Es hagelte ein absolutes Badeverbot. Daran hielt ich mich aber nur kurzfristig. Schon nach wenigen Wochen konnte ich richtig schwimmen und hatte in Tiegenhof den Reichsschwimmschein I und II gemacht (15 und 45 Minuten freies Schwimmen). Eines Tages sah mich mein Vater in der Schwente bei der Brücke schwimmen. Auf seinen Ruf hin mußte ich aussteigen, bekam für das Nichtbeachten des Badeverbots eine gehörige Tracht Prügel und anschließend 5 Gulden, als ich ihm meine Schwimmscheine zeigte. Seitdem wußte ich, daß der Polizei nichts verborgen bleibt. -
So war es auch auf einem Schulweg nach Tiegenhof, den ich üblicherweise mit Gerhard D r i e d g e r per Fahrrad zurücklegte. Er war zwei Klassen höher als ich. An der Straße nach Tiegenhof standen zu dieser Zeit an der Sommerwegseite einige Apfelbäume. Die Äpfel waren nicht gerade von der Handelsklasse A, aber sie schmeckten auch so. Hierbei, also beim Klauen, wurde ich von einem fremden Straßenaufseher erwischt. Er wollte eigentlich nur meinen Namen wissen. Ich erklärte ihm, daß ich »Maier« heißen und in der Ortsmitte von Marienau wohnen würde. Als ich zu Hause ankam, fragte mich mein Vater, seit wann ich Maier hieße. - Ansonsten geschah zu meiner großen Überraschung nichts. Ich war reichlich verlegen, und mein Vater wechselte das Thema.
Inzwischen hatten B l e s i n s von der Straßenmeisterei das Haus, in dem wir wohnten, gekauft und waren hier eingezogen. Heinz und Hugo waren mit mir nahezu gleichaltrig. Zusammen haben wir den Spatzen unter den Dachziegeln nachgestellt. Tote Spatzen und Eier wurden im Zuge der Schädlingsbekämpfung gesammelt und beim Ortsamt abgegeben. Dafür erhielten wir einen bzw. zwei Pfennig pro Stück. Die Nester wurden übrigens wegen der laufenden Einnahmen nie ganz ausgeräumt. Hildegard D y c k , die Tochter des Gemeindevorstehers, nahm unser Mitbringsel in Empfang und warf alles auf den Misthaufen. Das war nicht mit anzusehen. Wir sammelten in einem günstigen Augenblick die unzerbrochenen Eier wieder ein, und - - - gaben sie einige Tage später nochmals ab. Schade, Geschäftsmann wurde ich dennoch nicht.
Mithin die besten meiner Gedanken hegte ich zu Hause für unsere Gemeindeschwester I d a . Sie wohnte in der Dachwohnung. »Wie gut, daß es Schwester Ida gibt«, hätten wir Marienauer mit dem Ge-

fühl des Dankes schon damals sagen können. Sie war unermüdlich tags und manchmal nachts unterwegs, wenn andere Menschen krank oder in Not waren. Dabei hatte sie nur ein Fahrrad. - Als ich an einem Wochenende von heftigen Zahnschmerzen geplagt wurde, war meine letzte Zuflucht unsere Schwester Ida. Sie hat sich den Zahn angeschaut, ihn gründlich gereinigt, desinfiziert und mit einer Einlage versehen. Der Schmerz ließ nach.

Das Einkaufen bei R i c h t e r war stets ein Vergnügen besonderer Art. Die gutmütige ältere Frau W i e h l e r hatte für uns Kinder immer etwas Süßes bereit. Wer kennt nicht den Laden für »Gemischt- und Kolonialwaren«! Jedenfalls weiß ich noch, daß alles einschließlich NachtigallKaffee, Senftopf und Petroleumfaß auf engstem Raum bereitgehalten wurden.

Und abends in Richters Saal gab es ein- bis zweimal im Monat eine Kinovorstellung, für die ich durch Anschlag an Bäumen Reklame machte. Dafür erhielt ich freien Eintritt. Bei jugendfreien Filmen saß ich unten im Saal, sonst beim Filmvorführer. Am schönsten waren jedoch immer die Stunden nach den Filmvorführungen. Da wurde im Nebenzimmer das Eintrittsgeld gezählt und der Erfolg unter polizeilicher Aufsicht begossen. Walter Richter spielte dazu gelegentlich auf seinem Klavier.

Mit Bäcker K o r n o w s k i war ich gerne unterwegs auf seinem Brotwagen. Der kleine Kastenwagen wurde von einem Pferd gezogen. Ich saß beim Fahrer auf dem Kutscherbock. Eine Schnecke fiel dabei immer ab. Die besten »Amerikaner« aber hatte M e c k e l b u r g e r .

Kaufmann R a d t k e kenne ich eigentlich nur vom Haarschneiden. Da saß ich gelegentlich am Wochenende auf einer Gaststubenbank und wartete, bis ein auswärtiger Friseur die Marjenauer versorgte. Ich befand mich immer in bester Gesellschaft von jung und alt, arm und reich. Es gab nur einen Unterschied: die älteren Männer gingen während der Wartezeit zwischendurch einen heben. Ja, Zeit hatten wir damals noch.

Mein Bruder Horst, der im September 1937 in Marienau geboren wurde, und meine etwas ältere Schwester brauchten dringend ein Kindermädchen. Zu uns kam dann die Erika H o o g e . Wir verstanden uns prächtig und behielten sie immer in bester Erinnerung.

Mein besonderer »Freund« auf meinem Schulweg war unser Nachbar W. beim Kriegerdenkmal; seine Tochter hieß Ella, und wir ärgerten als Kinder beide manchmal, weil er so seine Eigenheiten hatte. Man sagte auch, er würde seinen Besitz notfalls mit dem Flitzbogen verteidigen. Er benutzte ein Fahrrad mit einem Super-Gepäckträger aus Holz, den er selbst gebastelt hatte. Dieses Fahrrad ist mir deshalb in Erinnerung geblieben, weil ich es einmal vor der Oberschule in Tiegenhof sah, wo sich der liebe Nachbar beim August Wehrmeyer, meinem Klassenlehrer, über den »Lümmel von nebenan« beschwerte.

Ach, man könnte noch viel mehr erzählen, z.B. vom Schmiedemeister R a a p . Ich besuchte ihn gerne auf meinem Schulweg. Er zeigte uns hin und wieder seine Schmiedearbeiten und oft durfte ich auch den Blasebalg betätigen. Und nur so nebenbei - Tochter Wanda, etwas älter als ich, war auffallend blond und hübsch. Herr Raap war derjenige, der in meinen Erinnerungen mit dem Marienauer Friedhof verbunden bleibt. Es ist eine Tatsache, daß nach dem Tode einer Bauersfrau schnell das Gerücht kursierte, sie hätte im Sarg so gut ausgesehen, daß sie möglicherweise zum Zeitpunkt der Beerdigung noch gelebt hätte. Polizei, Staatsanwalt und Richter ordneten daher eine Nachschau an, und so wurde der Sarg noch am gleichen Abend gehoben. Herr Raap hat dabei noch in der Dunkelheit im Grabe gearbeitet, weil es an anderen mutigen Männern mangelte. Nachdem der Amtsarzt den Tod amtlich bestätigte, wurde die Frau endgültig beigesetzt.

Wenn ich abschließend resümiere, dann sei festgestellt, daß ich eigentlich Lausbuben-Geschichten geschrieben habe, die vielleicht nur von Gleichaltrigen nachempfunden werden können. Unsere ungetrübte Kindheit kannte damals noch nicht die Empfindungen der Erwachsenen und den Ernst des Lebens. Den bekamen wir alle erst später - in der Fremde - zu spüren.

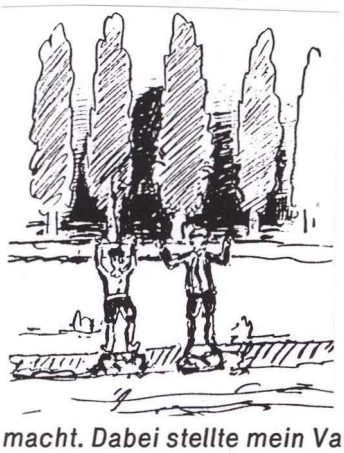
1941 wurde mein Vater von Marienau nach Tiegenhof versetzt. Er war danach bis Kriegsende Preisprüfer beim Landratsamt. Am 8. Mai 1945 wurde er bei Wossitz in der Danziger Niederung schwer verwundet und geriet anschließend in russische Gefangenschaft, aus der er im November 1945 völlig krank und entkräftet entlassen wurde. Er starb 1967 in Reutlingen. Er war das Herzstück unserer Familie.

Günther Neubauer

Eine Beerdigung auf dem Dorfe

Es war mitten in der Ernte und das Wetter war heiß und schwül, als die junge Frau B. plötzlich starb. Es war wegen dieser Hitze, daß das Begräbnis schon nach zweieinhalb Tagen stattfand. Vielleicht war auch die Hitze der Grund, daß die Leiche noch sehr frisch und das Gesicht noch ungewöhnlich rosig aussah. Wie üblich, fand die Beerdigung am Nachmittag unter Beteiligung vieler Bewohner des Dorfes statt. Wir Kinder waren, wie immer, nur Zaungäste auf der Friedhofsmauer. Anschließend an das Begräbnis trafen sich die Bauern gewöhnlich im Dorfskrug bei Radtke, um die Angelegenheit noch einmal gründlich durchzusprechen. (Böse Zungen nannten so etwas: »Das Fell versaufen«). Solche Sitzungen dauerten manchmal etwas länger, wenn man zu andern Themen wie der Ernte oder der großen Politik gelangte.

Auch diesmal war es inzwischen dunkel geworden, als plötzlich zwei Bauersfrauen die Tür aufrissen und die gemütliche Sitzung rüde unterbrachen: »Ihr sitzt hier und sauft und kümmert Euch um nichts, während das halbe Dorf auf dem Friedhof ist. Der Totengräber weigert sich, das Grab zuzuschaufeln. Die junge Frau sei bloß scheintot gewesen. Auch habe er es klopfen gehört!« Kein Wunder, daß dieses Gerücht aufgekommen war, hatte die Leiche doch ungewöhnlich frisch und rosig ausgesehen.



Also entschlossen sich die ehrbaren Bauersleut mitsamt dem Bürgermeister trotz leichter Schlagseite, zum Friedhof zurückzugehen. Tatsächlich war dort schon eine große Menschenmenge versammelt. Auch die Kinder samt meiner Wenigkeit saßen wieder auf dem Zaun. Der Ehemann stand am offenen Grab, und der kleine Ernst F. hielt sich schwankend an ihm fest und versuchte ihn zu trösten: »Ach Emil, nun wein' doch nicht so.«

Die Frau des Bürgermeisters, die immer praktisch und umsichtig war, hatte schon den Kreisarzt angerufen, der sich bereiterklärte, sofort zu kommen. Inzwischen sollte der Sarg wieder hochgezogen und auf die quer über das Grab gelegten Bretter gestellt werden. Außerdem sollte man den Sargdeckel wieder losschrauben und leicht anheben, damit Luft in den Sarg käme. Das wurde sofort gemacht. Dabei stellte mein Vater fest, daß zwei der sechs Schrauben schon abgedreht waren und nicht mehr hielten.

Als der Kreisarzt kam, war es schon stockdunkel. Er stellte sein Auto so, daß die Scheinwerfer die Szene gut beleuchteten. Er ordnete an, den Sargdeckel abzuheben. Daraufhin drehten sich die meisten weg, und wir Kinder rutschten mit großem Krach vom Zaun nach hinten herunter, um diesem schaurigen Anblick zu entgehen. Aber langsam krochen wir wieder in die Höhe, denn die Neugierde war doch größer. Der Kreisarzt griff entschlossen zur Hand der jungen Frau B., schnitt ihr die Pulsader durch und erklärte sie für tot.

Danach wurde der Sarg wieder geschlossen. Dabei drehten zwei weitere Schrauben ab, so daß der Deckel nur noch an den letzten zwei Schrauben hing. Zum zweiten Male wurde der Sarg nun ins Grab gesenkt und die Seile seitlich herausgezogen. Dabei fiel unserm guten Schmiedemeister mit großem Gepolter ein Holzpantoffel in die Grube. Vor Schreck rutschten wir wieder vom Zaun herunter und kamen diesmal noch langsamer hoch. Der Schmied, der nur mit Mühe sein Geschimpfe unterdrücken konnte, stieg nun vorsichtig ins Grab hinein. Um nach seinem Pantoffel zu langen, mußte er auf den Sargdeckel treten, der dabei leicht verrutschte, aber zum Glück

nicht 'runterfiel. Als er nun glücklich mit beiden Pantoffeln aus dem Grabe war, konnte es endlich zugeschaufelt werden, wobei alle Männer zupackten.
Danach zogen sie wieder in den Krug, denn dieses Ereignis mußte nun noch einmal bis in alle Einzelheiten besprochen werden. Ob der Kreisarzt mitging, weiß ich nicht. Eingeladen wurde er bestimmt.

Gerhard Driedger

Was lange hängt, wird endlich gut

Es war um das Jahr 1937 - in meinem kleinen, damals so schönen Heimatdorf Marienau. Meine Mutter - Maria Herbst - arbeitete als Schneiderin und nähte und flickte für arme Leute.
Eines Tages bringt eine junge Frau ihr neu genähtes Kleid wieder zurück mit der Behauptung, es sei zipfelig. Mutter mißt alles noch einmal nach, kann aber keinen Zipfel entdecken. Es macht ihr große Sorgen, daß das Kleid hängt und hängt und sie nicht weiß, wo sie etwas korrigieren soll.
Da wird es mir doch zu bunt. Heimlich packe ich das Stück ein und bringe es der jungen Frau zurück mit der Bitte, sie möge es noch einmal anprobieren, meine Mutter hätte den Fehler beseitigt.
Und siehe da, nun sitzt es gleichmäßig und paßt wie angegossen. Sie fragt, was sie meiner Mutter nun dafür schuldig sei. Nichts, ist meine Antwort.
Für den Weg bekomme ich einen halben Gulden geschenkt. Ich hätte ihn gerne für mich behalten, aber meine Mutter brauchte das Geld nötiger.

Elisabeth Manfraß - Buchold

Folgende Geschichte hat uns Frida Schroeder erzählt, kurz bevor sie im Mennonitischen Altenheim in Bad Oldesloe verstarb. Sie war eine Tochter von Heinrich Schroeder und Frau Catharina, und deren Sohn Walter hatte in den letzten Jahren die Poststelle des Dorfes inne. Seine Mutter, Frau Schroeder, half ihm dabei.

Das mysteriöse Paket

Während der letzten Kriegsjahre kam eines Tages auf dem Postamt in Marienau ein Paket von Familie Lietz aus Ostpreußen an. Es war derart beschädigt, daß sogar der Inhalt hervorlugte. Ein runder hölzerner Behälter kam zum Vorschein - eine Urne.
Da ihr Deckel schon ein bißchen geöffnet war, packte Frau Schroeder die Neugierde zu wissen, was wohl darinnen war. Sie öffnete ihn ganz und fand - nichts. Die Urne war leer. Der Inhalt war wohl bei der Beschädigung ausgeschüttet worden.
Derart seltsame Sendungen waren bisher auf dem Postamt des Dorfes noch nie eingegangen.
Frau Schroeder wickelte alles provisorisch zusammen, füllte zur Reklamation ein Formular aus und schickte kraft ihres Amtes alles an den Absender zurück.

Es verging einige Zeit, da kam erneut ein Paket von Lietz aus Ostpreußen. Ob es wohl wieder besagte Urne war? Kraft ihres Amtes kontrollierte Frau Schroeder, ob nun alles seine Ordnung habe. Tatsächlich. Diesmal enthielt die Urne Asche.
Nun wurde das Paket mit den 'sterblichen Überresten' an das evangelische Pfarramt des Ortes weitergeleitet, damit von dort aus die Beisetzung der Urne im Lietz'schen Familiengrab veranlaßt werden konnte.

Frida Schroeder

Aller Wahrscheinlichkeit nach handelte es sich bei dem Verstorbenen um Otto Lietz, den Besitzer des Hofes Nr. 21 in Marienau, der, nachdem sein Hof 1929 verkauft werden mußte, nach Ostpreußen gegangen war. Im Dez. 1942 war er im Krankenhaus in Danzig im 57. Lebensjahr verstorben. Verständlich, wenn er seine letzte Ruhe nicht in fremder ostpreußischer Erde, sondern im heimatlichen Marienau finden wollte, wo die letzten fünf Generationen seiner Familie gelebt und gewirkt hatten und - eben auch bestattet worden waren.
Nun mache sich ein jeder seinen Vers auf diese wahre Begebenheit!

Ein schwerwiegender Jungenstreich

Unser schwerwiegendster Jungenstreich war 1944 im Herbst. Da haben einige Freunde und ich einen Dunghaufen im Feld vom Heiligen Dueck aus Spaß angezündet, ihn aber nach einiger Zeit wieder gelöscht - so dachten wir. Dem war aber nicht so. Glut schwehlt weiter.
Anderntags dann kam Herr Dueck in die Schule wegen einer Anzeige. Da unsere Namen inzwischen bekannt waren, wurden wir aufgefordert, zur Polizei zu kommen, und zwar zu Herrn Blank. Es wurden alle unsere Personalien aufgenommen, auch von unsern Eltern und Großeltern. Er würde die Anzeige weitermelden und wahrscheinlich würden wir zur Zwangsarbeit nach Stutthof kommen, hieß es. Auch Polizisten können einschüchtern.
Doch da wir im Januar 1945 auf die Flucht mußten, kamen wir um die eingebildete Strafe herum. So schien die Flucht für uns wie eine Befreiung - damals, und das ist schon lange her.

Hermann Grabowski

. . . aber wehe, wehe, wehe,
wenn ich auf das Ende sehe!! -
Ach, das war ein schlimmes Ding . . .

Freistaat Danzig - der Historie zweiter Teil

Wir erinnern uns . . .

Schon der Name 'Frei - Staat' war eine Verhöhnung gewesen, hatten doch die Sieger des ersten Weltkriegs in ihren Versailler Strafaktionen gegen Deutschland dem Gebilde an der unteren Weichsel tausend Abhängigkeiten in die Geburtsurkunde geschrieben. Es war der Aufsicht des neuen 'Völkerbundes', Sitz in Genf, anbefohlen, der bis 1939 neun Kommissare aus sechs verschiedenen Ländern in seine Danziger Residenz schickte, während Polen eine Anzahl Sonderrechte im Freistaat erhielt, die es je nach Lage und Gutdünken ausbaute oder veränderte. So wurde und blieb die Danziger Frage ein deutsch-polnisches, die Polen aber machten sie am Ende in ihrem chronischen Heißhunger auf die Weichselmündung zu einem europäischen Problem.

Der franz. General Foch 1919 auf das Korridor-Gebiet zeigend:

»Dort liegt die Wurzel des nächsten Krieges«.

In der polnischen Zeitung »Gazeta Gdanska« vom 11. 4. 1926 liest man:

»Wir können uns mit Rußland leicht verständigen und seine Expansionsgelüste auf Indien lenken während wir selbst unsern Marsch auf Stettin und Königsberg antreten. Die natürliche Grenze Polens ist im Westen die Oder...«.

Man hielt solches damals für Hirngespinste überdrehter Chauvinisten, doch die Ostdeutschen, die solche und ähnliche Anmaßungen ihrer Nachbarn schon jahrhundertelang in ihr historisches Gedächtnis aufnehmen mußten, waren zuzeiten empört, doch nicht überrascht. Was am Ende dann als ein tragisch-ironisches Zerrbild der Geschichte spätestens ab 1990 daraus geworden ist, läßt sich heute als legalisierte Erpressung besichtigen. Also nochmals

1920 und danach

1920 - 1931 Ära Dr. Sahm Schon unter dem ersten Senatspräsidenten Sahm setzte die Politik der Nadelstiche ein. 1922 erlaubte sich Plucinski, der Vertreter Polens, englische und finnische Kriegsschiffe beim Danzig - Besuch im Namen seines Landes auf Danziger Boden zu begrüßen. 1924 legten die Polen widerrechtlich auf der Westerplatte ein Munitionsdepot an. 1925 wurden gesetzwidrig im Danziger Stadtgebiet polnische Briefkästen angebracht und so die Posthoheit verletzt. Immer mehr polnische Boykottfirmen ließen sich im Stadtgebiet nieder. Die Danziger Währung, der Gulden, durfte in Polen nicht angenommen werden. Polen baute das Fischerdorf Gdingen zu einem Konkurrenzhafen aus.

1931 - 1933 Ära Dr. Ziehm 1932 setzte Polen beim Völkerbund durch, daß polnische Kriegsschiffe ohne Zustimmung des Senats in den Danziger Hafen einlaufen durften. Im gleichen Jahr gab es beim Besuch britischer Kriegsschiffe eine Machtdemonstration, indem die Polen den Engländern einen Zerstörer entgegenschickten, dessen Kapitän den Befehl erhielt, das nächstgelegene amtliche Gebäude in Brand zu schießen, falls Danziger Behörden Schwierigkeiten machen sollten.

Bei der Volkstagswahl im Freistaat am 28. Mai 1933 änderten sich hier wie im Reich die Mehrheitsverhältnisse der Parteien. Die NSDAP errang 38 Mandate, die SPD 13, das Zentrum 10, die Kommunisten 5, die Deutsch-Nationalen 4 und die Polen 2. Das bedeutete fortan eine Politik im Sinne des Deutschen Reiches, und so mußte der parteilose Präsident Ziehm seinen Stuhl räumen.

1933 - 34 Ära Rauschning Entgegen der Erwartung vieler Wähler im Freistaat erhielt Dr. Hermann Rauschning den diplomatischen Auftrag aus dem Reich, eine deutsch - polnische Annäherung vorzubereiten, da es Plan der Reichsregierung war, Polen als einen neutralen Puffer gegenüber dem russischen Bolschewismus zu gewinnen. Das Ergebnis von Hitlers Ostpolitik war somit im Jan. 1934 der Nichtangriffspakt mit Polen, der nach Pilsudskis Tod der polnischen Diplomatie sehr bald im Wege sein sollte. Wenig später offenbarte sich Rauschnings allzu starke Förderung polnischer Angelegenheiten, den Interessen der Bevölkerung Danzigs zuwiderlaufend.
Auf Veranlassung Albert Forsters, der schon seit 1930 im reichsdeutschen Parteiauftrag im Freistaat agierte, wurde Rauschning entlassen und Arthur Greiser zum Nachfolger bestimmt.

Die Spannung wächst

1934 - 39 Ära Greiser Der Aufstieg des Dritten Reiches führte gleichzeitig zu einer Schwächung der polnischen Position in Danzig. Deutschland verließ den Völkerbund und verschaffte sich damit wieder außenpolitische Bewegungsfreiheit. Polen derweil suchte wieder Halt bei seinen alten Verbündeten England, Frankreich und den USA. Der politisch Denkende fühlte, was früher oder später kommen mußte. Die Behinderung des Danziger Handels wurde fortgesetzt. Gdingen war inzwischen der bedeutendste Seehafen Polens geworden und konnte den gewinnbringenden Stückguthandel des Landes abwickeln, während Danzig mehr oder weniger die oberschlesische Kohle umschlagen durfte, so daß es unter den Kaufleuten hieß: »Die Polen lassen uns von ihrer Ausfuhr nur den Staub und Dreck.«
Am 1. Mai 1935 wurde der Danziger Gulden abgewertet, um den Export Danziger Güter zu erleichtern. Bald darauf sperrte Polen die Lebensmittelzufuhr nach Danzig, und als Reaktion darauf ließ der Senat Lebensmittel aus Deutschland zollfrei ins Land.

In Europa derweil veränderte sich die politische Bühne zusehends. Die Reichsregierung unter ihrem Kanzler Adolf Hitler ging daran, die Folgen von Versailles zu beseitigen. Im März 1935 wurde die allgemeine Wehrpflicht eingeführt. Die Machtentfaltung des neuen Deutschland offenbarte sich in den Massenaufmärschen der Reichsparteitage, in der perfekt funktionierenden Schau der Olympischen Spiele in Berlin 1936, in der Rückkehr des Saarlandes und des Sudetenlandes zu Deutschland, alles unter Duldung und großenteils Bewunderung des Auslandes - wäre da nicht 1938 die eigenmächtige Besetzung der Tschechei ohne Absegnung durch die Westmächte erfolgt. Das allein schaffte im Ausland Mißtrauen, das dem Reich bei der Lösung der Danziger Frage arg zu schaffen machen sollte.
Die polnische Diplomatie wurde hektisch und agressiv, witterte die Gunst der Stunde und verschaffte sich für die Lösung an der Weichsel die Rückendeckung Englands und Frankreichs, während die heute geöffneten Archive für die damalige Zeit bereits Amerikas Bereitschaft erkennen lassen, den kräftig wachsenden Weltwirtschafts-Konkurrenten Deutschland beizeiten auszuschalten.

1938/39 - Jahre der Entscheidung

Wir waren damals noch zu jung, um Pressemeldungen richtig zu deuten, wenn wir überhaupt Lust dazu verspürten, sie zu lesen.
Doch während wir Völkerball spielten, Schulaufsätze schrieben oder Futterrüben vom Feld fahren mußten, saß am 24. Oktober 1938 Reichsaußenminister Ribbentrop beim polnischen Botschafter Lipski in Berlin und unterbreitete den Vorschlag: **Rückkehr Danzigs zum deutschen Reich und eine exterritoriale Eisenbahnlinie und Autostraße durch den Korridor.**
Eine unbestreitbar maßvolle Forderung, doch die Großmachtpsychologie der Polen hatte ein ganz anderes, sein uraltes Geschichtsbild: das Land, das an einem großen Fluß liegt, hat immer auch Anspruch auf seine Mündung! **Polen lehnte ab.**

Die Spannung zwischen dem Reich und seinem östlichen Nachbarn nahm zu, ohne daß wir es an den herbstlichen Kartoffelfeuern merkten.
Wer aber in der Mitte liegt (wie Deutschland), hat viele Nachbarn, und wenn die Mitte stark ist und die Muskeln spielen läßt, gibt's an den Rändern Neid und Angst, und so begann das alte Spiel der Einkreisung von neuem. Wir wissen ja vom Schulhof her, wie schnell sechs, sieben Burschen beisammen sind, um über einen Mißliebigen herzufallen.
Noch aber war es nicht ganz so weit. Ein schöner Winter überzog 1938 das Werder mit Schnee und Eis auf Teichen und Gräben. Wir heizten die Kachelöfen warm, um uns nach fröhlichem Eislauf und Rodeln Hände und Füße zu wärmen. Nur eine Rundfunkmeldung ist den Älteren von uns damals wohl nicht entgangen, daß der deutsche Botschaftsattaché in Paris von einem Juden ermordet wurde. Die Folgen kennen wir - das »Scherbengericht«.



Exterritoriale Straße und Bahn

Am 9. Jan. 1939 trafen sich der Reichskanzler und der polnische Außenminister Beck auf dem Obersalzberg. Die alte deutsche Wunschliste lag wieder auf dem Tisch: Freistaat Danzig + Bahnlinie + Autobahn - - und Oberst Beck hielt schon den dicken Stift bereit, um die Liste unverkennbar deutlich durchzustreichen.
Am 21. März 1939 ließ die Warschauer Regierung die Katze aus dem Sack: Botschafter Lipski überreichte dem Reichsaußenminister v. Ribbentrop folgendes Memorandum:
Ich habe die unangenehme Pflicht, darauf hinzuweisen, daß jegliche weitere Verfolgung dieser deutschen Pläne, insbesondere sie die Rückkehr Danzigs zum Reich betreffen, den Krieg mit Polen bedeuten.
Ein paar Tage später wußte man's. Die Briten und Franzosen samt ih-

England lehnte es ab, den Frieden zu retten

In einem gewissen Augenblick versuchte England selbst, uns mit Polen in eine direkte Aussprache zu bringen. Ich war dazu bereit! Wer natürlich nicht kam, waren die Polen. Ich sehen Reich ein zweistündiges Ultimatum mit einer unmöglichen Forderung schicken zu können.

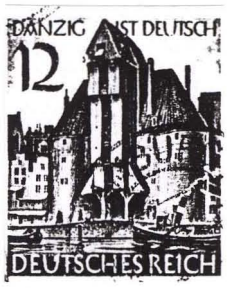
ren Kolonialreichen würden Polen zu Hilfe kommen, sollte es Deutschland wagen, den Marienauern reichsdeutsche Pässe zu geben.

31. März 1939 - Britische Garantieerklärung für Polen wird bekanntgegeben. 23. April 1939 - Teilmobilisierung der poln. Armee. Dennoch blieb man gelassen bei uns. Wer nichts Böses im Schilde führt, erschrickt darob nicht. Unter die Haut ging uns schon eher, daß der Max Grühnau am 20. Mai in Kalthof vom Chauffeur eines polnischen Diplomaten niedergeschossen wurde.
Die Sehne, die den Bogen spannt, wurde nun ein Stück weiter angezogen. Die Deutschen in Polen (eine Million) bekamen verstärkt Haß und Erniedrigung und Schikanen zu spüren.
Am 28. April 1939 schrieb die Zeitung »Kurjer Polski«: 'Da der jetzige Zustand in Danzig angesichts der erschütterten Autorität der Genfer Liga nicht lange mehr aufrechterhalten werden könne, gebe es nur eine Lösung der empfindlichen Danziger Frage, nämlich, daß Polen das Protektorat über die Freie Stadt übernehme.'



28. April 1939 Führerrede im Reichstag: » . . . Ich habe nun der polnischen Regierung, nachdem das Problem Danzig schon vor Monaten einige Male besprochen worden war, ein konkretes Angebot unterbreiten lassen.

1. Danzig kehrt als Freistaat in den Rahmen des Deutschen Reiches zurück.
2. Deutschland erhält durch den Korridor eine Straße und eine Eisenbahnlinie zur eigenen Verfügung mit dem gleichen exterritorialen Charakter, als der Korridor ihn für Polen besitzt. Dafür ist Deutschland bereit:



1.) Sämtliche wirtschaftlichen Rechte Polens in Danzig anzuerkennen.
2.) Polen in Danzig einen Freihafen beliebiger Größe und bei vollständig freiem Zugang sicherzustellen.
3.) Damit sind die Grenzen zwischen Deutschland und Polen endgültig als gegeben hinzunehmen und zu akzeptieren.
4.) Einen 25jährigen Nichtangriffspakt mit Polen abzuschließen, also einen Pakt, der weit über mein eigenes Leben hinausreichen würde . . . «

Außenminister Beck am 5. Mai 1939:
»Die Freie Stadt Danzig wurde nicht durch den Vertrag von Versailles erfunden. Sie ist ein seit Jahrhunderten bestehendes Phänomen. Sie ist das Ergebnis einer gegenseitigen Durchdringung der polnischen und der deutschen Interessen. Die deutschen Kaufleute sorgten dank dem Überseehandel Polens für das Wohlergehen dieser Stadt. So entspricht die Daseinsberechtigung von Danzig dem Umstand, daß sie an der Mündung des einzigen großen Stromes Polens liegt, und auf diesem Wasserweg sichert sie heute unsere Verbindung mit der Ostsee.«


Deutsche Forderungen
gemäßigt und berechtigt
Holland bezeichnet Polens Haltung als unbegreiflich

Wenn das alles nicht so ernst gewesen wäre, wäre diese Wortklauberei schon einiger lustiger Vergleiche wert, woran sich der scharfsinnige Goebbels ja auch versucht hat, indem er sagte: Eine besondere Logik sei es, wenn die Polen deshalb Danzig beanspruchten, weil die Weichsel ein polnischer Fluß sei und Danzig die Weichselmündung beherrsche. Deutschland käme ja auch nicht auf den Gedanken, analog etwa Rotterdam zu beanspruchen, weil es die Rheinmündung beherrsche. Das Beispiel mit der Donau ließe noch lustigere Einfälle zu.

Das Ende der Worte

Im Mai 1939 begannen Deutsche und Polen in Danzig mit militärischen Vorbereitungen. Polnische Stützpunkte waren die Westerplatte, die polnische Post, der Hauptbahnhof, die Eisenbahndirektion am Olivaer Tor, die Zolldirektion in der Opitzstraße, der polnische Wohnblock in Neufahrwasser, das Studentenwohnheim in Langfuhr, das Pfadfinderheim in der Jahnstraße und das polnische Gymnasium am Wiebenwall. Sie sollten solange Widerstand leisten, bis polnische reguläre Truppen die Stadt einnehmen würden.

In unserm Werder war von alledem wenig zu spüren. Auf Danziger Seite wurde die Landespolizei durch junge Freistaatbewohner verstärkt, die seit 1935 in der Deutschen Wehrmacht gedient hatten, wie zum Beispiel mein Bruder Kurt unter Generalmajor Eberhard. Außerdem wurde im Raum Berlin die 'SS-Heimwehr Danzig' aufgestellt, die man im August nach Danzig verlegte. An den Grenzen auf der Danziger Höhe war der SA-Grenzschutz eingesetzt.

Da gab es schon mal Zeitungsmeldungen, die vage Schlüsse zuließen; doch alles blieb ruhig im Schwenten- und Mühlenfeld. Wie immer schwankten die beladenen Leiterwagen den Scheunen entgegen.

Anläßlich der Grunwald-Feiern (Tannenberg) erklärt Hauptm. Smolenski in Graudenz (»Polska Zbrojna« v. 16.7.1939):

»In nicht allzu langer Zeit werden über den Städten Danzig, Königsberg, Elbing und anderen Orten die polnischen Fahnen wehen.«

Eines Tages jedoch wurden Männer der mittleren Jahrgänge auch in Marienau mobilisiert, die im Falle eines Falles zum Objektschutz eingesetzt werden sollten.



Bild links:

1. Hugo Blesin
2. Emil Raap
3. Gustav Enß
4. Herbert Ziemens
5. Paul Dück
6. Reinhold Ziemens
7. Gustav Fischer
8. Johann Ewler
9. Johann Klein
10. Ernst Fast
11. Otto Dodenhöft
12. Ferdinand Kollien
13. Heinrich Blesin
14. Grabowski/Grandt
15. Hans Peters
16. Maria Blesin
17. Hans Schlesinski
18. Heinrich Grabowski
19. Fritz Augustin
20. Frau Grabowski
21. Brigitte Blesin*1935
22. Kind v. H. Grabowski

Doch am 23. Aug. bewegte eine sensationelle Meldung auch die sonst so stille bäuerliche Welt: »Das Deutsche Reich und die Sowjetunion haben einen Nichtangriffs- und Wirtschaftspakt geschlossen.«

London aus dem Gleichgewicht gebracht

Von unserem ständigen Vertreter.

Polen sollte sich in allerletzter Minute besinnen!

Der Eindruck in Rom — Warnung der italienischen Presse nach Warschau

Trotzdem machte Hitler noch am 25. Aug. ein letztes Angebot an Polen: Rückkehr Danzigs zum Reich und Volksabstimmung im Korridor. Polen antwortete mit der Mobilmachung.Das war das Ende der Worte und das Signal für den deutschen Angriff.

1. September 1939 Heimkehr ins Reich

Albert Forster, seit Jahren Gauleiter im Freistaat Danzig, hatte seit dem 23. August die Befugnisse des Senatspräsidenten übernommen. In Artikel 2 seiner Proklamation vom 1.9.39 setzte er die Danziger Verfassung außer Kraft und formulierte in Art. 3 :

Die Freie Stadt Danzig bildet mit sofortiger Wirkung mit ihrem Gebiet und ihrem Volk einen Bestandteil des Deutschen Reiches.

Feldzug gegen Polen



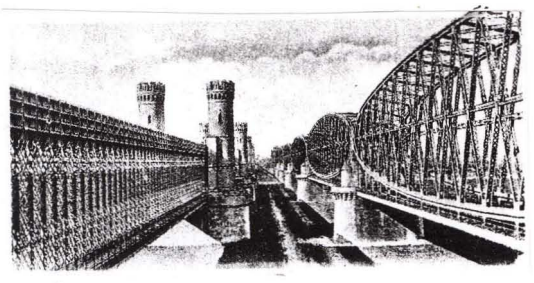
Georg Siebert: Meine Kameraden in Polen 1939

Am 1. September 1939 gegen 5.oo Uhr morgens dröhnten drei Ju-87 im Tiefflug übers Dorf. Helle Aufregung, doch ohne Furcht. Man schaltete den Volksempfänger ein. Die markigen Worte im Radio »Hier sind alle Reichssender, angeschlossen der Landessender Danzig ... « und die bekannte dann folgende Erklärung ließen keinen Zweifel aufkommen - der Feldzug der achtzehn Tage gegen Polen hatte begonnen..
Im Laufe des Tages kam Einquartierung. Leichte Artillerie, Pferde, Nachschubwagen auf den Höfen. Geschützdonner aus Richtung Südwest. Offenbar ging es um Dirschau. Am Spätnachmittag schwangen wir uns auf die Räder, Erich, Günther und ich. In der Dämmerung wurden wir vor Gr.Lichtenau aufgegabelt. Schwere Artillerie stand auf dem Acker. Feuerpause. Seit diesem Tag sollte vieles anders werden.

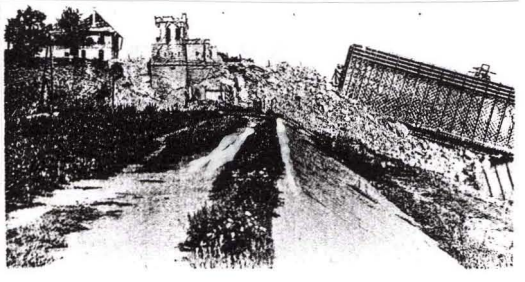
Aus Moewig »Blitzkriege« (S. 7-9) :

»Punkt 4.45 sollte am 1. September der Angriff beginnen. Das war ein klarer Befehl, der für alle Soldaten der Wehrmacht galt - nur für den Oberleutnant Bruno Dilley, zwei weitere Flugzeugführer und drei Bordfunker nicht. Dilley, Führer der 3. Staffel im Sturzkampfgeschwader 1, hatte den Auftrag, mit drei Stukas vom Typ Ju 87 B in einem Präzisionsangriff die Zündstellen der Weichselbrücke bei Dirschau auszuschalten und so die Brückensprengung zu verhindern.
Er galt als Meister des punktgenauen Bombenzielwurfs und hatte sich seine beiden besten Flugzeugführer ausgesucht. Nur - an diesem frühen Morgen des 1. September herrschte Frühnebel. Dennoch startete Dilley mit seiner Kette (drei Flugzeuge) um 4.26 Uhr in Elbing. In riskantem Tiefstflug jagten die Stukas durch die Nebelschwaden. Um 4.30 Uhr sahen sie den dunklen Weichselstrom und folgten ihm. Um 4.34 Uhr rasten sie in zehn Meter Höhe auf den Bahndamm links neben der Brücke zu, wo - wie die Flieger wußten - polnische Pioniere neben den Zündapparaten standen. Kurz vor dem Damm lösten die

Piloten ihre Bomben aus und zogen über den Damm hinweg. Hinter ihnen spritzten Feuer und Erde in die Luft - die Bomben lagen genau im Ziel.
Elf Minuten vor dem offiziellen Beginn hatte Dilley den Krieg eröffnet. Das war in der Planung so vorgesehen, weil unmittelbar darauf die 1. Kompanie des Pionierbataillons 41 die Dirschauer Brücke im Handstreich nehmen und gegen etwaige polnische Gegenangriffe sichern sollte. Die Pioniere waren im planmäßigen Güterzug 3.08 in Elbing abgefahren. Der Güterzug sollte mitten auf der Brücke halten, und zwar unmittelbar nach dem Stuka-Angriff, um den Pionieren das Herausspringen direkt am Einsatzort und Überwältigen der polnischen Posten zu ermöglichen.
Doch eine Kleinigkeit brachte den Plan ins Wanken: wegen eines eigentlich harmlosen Lokwechsels hatte der Güterzug eine geringfügige Verspätung. Als er erst um 4.42 Uhr - also acht Minuten nach dem Bombenwurf der Stukas - den Bahnhof Liessau passierte, war die dahinter liegende Brückeneinfahrt durch ein Stahlgittertor versperrt worden. Der Zug stoppte, und schon schlugen polnische Maschinengewehrgarben in die Lokomotive. Mitten im Feuer sprangen die Pioniere ab. Verwundete schrien nach Sanitätern, der Kompaniechef fiel aus - schwerverwundet. Es war 4.45 Uhr - der Krieg hatte endgültig und unwiderruflich begonnen.



Die beiden Dirschauer Brücken



Die 1939 gesprengte Gitterkastenbrücke

Der dem Güterzug von Marienburg nachfolgende Eisenbahn-Panzerzug hatte kein Schußfeld. Mitten im Feuer begann ein mühseliges Umrangieren: beide Züge zurück, dann Panzerzug vor. Die Pioniere arbeiteten sich indessen an die Brücke heran. Die ersten befanden sich unter ihr, als um 6.10 Uhr eine Rauchwolke in den Himmel schoß und der lang nachhallende Donnerschlag einer Detonation über das Land rollte. Die Polen hatten die von den Stukas zerstörten Zündleitungen geflickt. Um 6.40 Uhr donnerte es noch einmal am jenseitigen Ufer: Der im Fluß stehende Pfeiler der Brückenauffahrt stürzte in sich zusammen.
Erst in der Nacht gelang es den Pionieren, überzusetzen und den Weichselübergang in Besitz zu nehmen. Das Eisenbahnpionierregiment 68 baute rasch einen Notübergang und dann in elf Tagen eine 1.160 Meter lange Kriegsbrücke S-förmig um die Brückentrümmer herum.«

Ein paar Tage später erreichte der gleiche Marienauer 'Spähtrupp' (s.o.), durch Lena und Hanna verstärkt, diesmal ungehindert die Brücke. Unsere Mädchen hielten Fahrradwache am Weichseldamm, während sich die Bengels durch Dirschau hindurch zu den polnischen Kasernen wagten. Das ging unter die Haut: Bombentrichter, aufgerissene Spinde in den Stuben, Uniformteile lagen hier und im Gelände umher. Die Phantasie ergänzte das schaurige Bild, und die milde Septembersonne deckte es wieder zu. Dennoch kehrten wir betroffen und nachdenklich auf die Werderseite zurück.
Der nächste Tag mit Schule oder Beruf holte uns zwar wieder in den Alltag zurück, doch achtzehn Tage lang besaß der Rundfunk mit seinen Meldungen und Sondermeldungen eine große Anziehungskraft.

In einem Erlaß der Reichsregierung vom 1. 9. 1939 wurde Albert Forster zum Chef der Zivilverwaltung für das Gebiet Danzig ernannt. Dieses geschah im Zuge der von Hitler angestrebten Einheit von Staat und Partei. Als Gauleiter war er als Hoheitsträger direkt vom Reichskanzler ernannt worden und unterstand ihm unmittelbar. Sein Herrschaftsgebiet wurde allerdings im Umfang der historischen Provinz Westpreußen neu definiert. Es entstand ab 2. 11. 1939 der



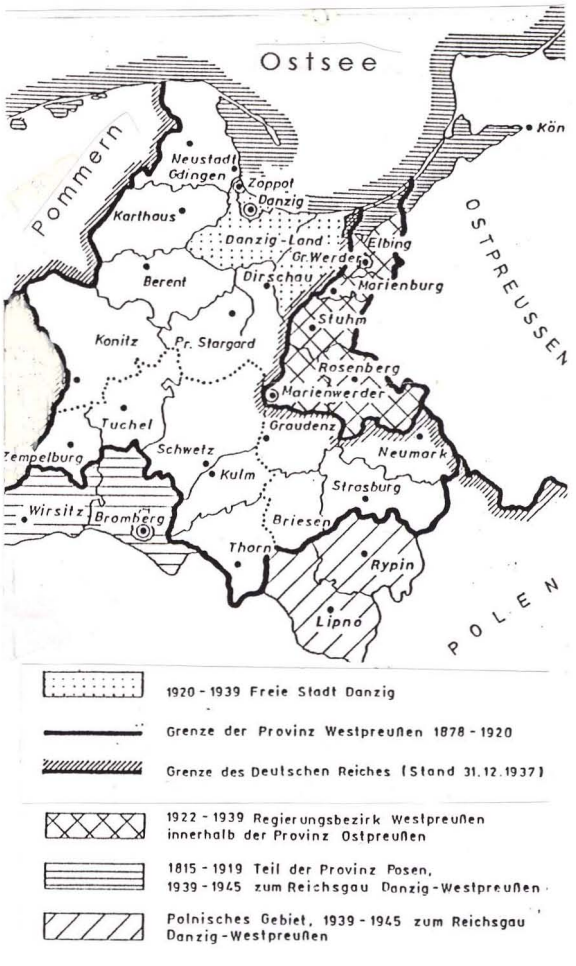
Reichsgau Danzig - Westpreußen



aus den alten Provinzteilen (ohne die Grenzmark), zuzüglich der Kreise Bromberg/Stadt und Land und Wirsitz. Außerdem die Kreise Leipe und Reppin, die nie zum Deutschen Reich gehört hatten. Der neue Reichsgau bestand aus den drei Regierungsbezirken Bromberg, Danzig und Marienwerder.

Als Regierungsoberhaupt wurde Albert Forster hier Reichsstatthalter, ein 1933 geschaffenes Amt zur Überwachung der Gleichschaltung der Länder mit dem Reich.

Der Reichsgau Danzig-Westpreußen hatte eine Gesamtbevölkerung von 2.462.000 Einwohnern, 64 Städte, 199 Amtsbezirke und 2.538 Landgemeinden.



Der „Sitzkrieg"

1939 – Es folgte eine scheinbar ruhige Zeit. Frankreich und England hatten zwar Deutschland den Krieg erklärt (3.Sept.); doch größere Kampfhandlungen außer Land- und Luftaufklärung fanden nicht statt. Zudem war der mögliche Kriegsschauplatz vom Werder aus gesehen weit weg und das Volksempfinden spürte überhaupt keinen Grund, dort weiterzukämpfen. Die deutsche Diplomatie suchte am 6. Oktober nochmals nach einem Weg, auf der Basis des Status quo mit England und Frankreich Frieden zu schließen. Doch die Kräfte auf der andern Seite, dieses zu verhindern und die Wirtschaftsmacht Deutschland niederzuwerfen, waren bereits an der Arbeit. Die Westmächte lehnten ab!

In Marienau änderte sich zunächst wenig. Rübenernte und die übliche Wintervorsorge verliefen ohne Störungen. Heimabende, Kleidersammlung der NSV, Klappern der Sammelbüchsen für das Winterhilfswerk waren nichts Neues mehr.
Aufs **Große Werder** gesehen, hatte der Wiedererwerb von Pommerellen schon Auswirkungen, da jetzt recht viele Menschen aus Verwaltung und Landwirtschaft dorthin gingen, um beim Aufbau und der Anpassung der Wirtschaft an die neuen Verhältnisse zu helfen.
Die Kreisaufteilung wurde nicht wieder der historischen Gliederung (Marienburg) angepaßt, sondern das Große Werder behielt Tiegenhof als Kreisstadt. Landrat war seit 1933 Otto Andres, der 1941 zu Gauleiter Greiser in den Warthegau wechselte. Sein Nachfolger wurde Cornelius Jansson (Tiege).
Sondermeldung - Am 14. Oktober ging die Nachricht auch in Marjenau wie ein Lauffeuer von Haus zu Haus: das deutsche U-Boot »U 47« hatte das britische Schlachtschiff »Royal Oak« versenkt. Stolz und kämpferisch wurden die Menschen, hatte doch John Bull die ausgestreckte Hand des Friedens ausgeschlagen. Die Millionen Toten wären noch am Leben, und auch die Heimat wäre uns geblieben.

1940 - Ausweitung zum europäischen Krieg

England plant, Deutschland von den schwedischen Erzgruben abzuschneiden. Deutschland kommt ihm zuvor. Anfang April **Besetzung von Dänemark und Norwegen.**
Am 10. Mai beginnt der **Westfeldzug** mit der **Niederwerfung Frankreichs** und des **britischen Expeditionsheeres** binnen sechs Wochen.

Noch während der Rundfunk täglich neue Siegesmeldungen verbreitete, wurden die Zehntausende von Gefangenen in Lagern untergebracht, doch sehr schnell der Industrie und den Bauern als Arbeitskräfte zugewiesen.
So trafen auch in unserm Dorf Männer in khakifarbenen Uniformen auf dem Platz an der Schmiede ein - Engländer und Schotten. Ich war damals noch Schüler der oberen Klassen der Aufbauschule Neuteich, und so kam wohl jemand aus der Dorfhierarchie auf die Idee, sich meiner Englischkenntnisse bei der Zuweisung der Gefangenen zu den Höfen und zur Molkerei zu bedienen. Und als Helfer auf Vaters Hof sollte ich dann Allan MacDonald und Yoke mitnehmen. Als Schlafplatz wurde ein Gebäudeteil in der Käserei hergerichtet.
Unter Bewachung wurden sie gebracht und abgeholt, aber während des Arbeitstages war niemand anderes als wir zugegen. Man wußte, daß persönliche Kontakte streng untersagt waren, doch nach dem Unterricht mußte ich schon ab und zu Anweisungen ins Englische übersetzen, und zu Privatgesprächen kam es auch.
Ich kann mich an eine Unterhaltung im Futtergang zwischen zwei Kuhkrippen erinnern, auf einem Heuhaufen sitzend. Man kannte sich nun bereits einige Wochen lang, und so rutschte das Gespräch denn doch ab ins Politische, als ein Satz von Ali mich beeindruckte und fast wütend machte: He who wins the last battle will win the war ! (Wer die letzte Schlacht gewinnt, wird den Krieg gewinnen) Das war zu einer Zeit, als schon ein Jahr lang die Welt von deutschen Siegesmeldungen widerhallte. British common sense und vielleicht auch das sichere Gefühl, ein eigenes Weltreich und wahrscheinlich auch ein zweites (USA) hinter sich zu haben.

»Fremdarbeiter - nun, ab 1942 kamen keine Polenmädchen mehr zu uns, es kamen Mikosch, Ivan und Maria aus der Ukraine. Willige Arbeitskräfte. Das Weiterrücken besorgte ich meistens noch wie schon seit meinem

siebenten Lebensjahr. Der Melker war dann auch schon mal Ukrainer, aber Herr Kreklau (Inspektor auf dem Penner'schen Hof Nr. 28) mit seinen polnischen Sprachkenntnissen hatte so keine Schwierigkeiten.
Im Sommer kamen zum Dreschen dann mal Russen aus dem Lager vor dem Dorf bei den Weißbäumen mit Wachmann. Wenn's zum Essen ging, kam einer von den zehn und verteilte es an die übrigen.«

Ruth Winkler - Jetter

Im Dorf ging das Leben seinen Gang. Herr Radziwill tat längst wieder nach dem Polenfeldzug seinen Dienst als Hauptlehrer. Die Regierung hatte inzwischen vorausschauend die Lebensmittel- und Kleiderbewirtschaftung eingeführt.

Am 27. September schließen Deutschland, Japan und Italien den Drei-Mächte-Pakt.
Außenminister Molotow kommt am 12. und 13. November nach Berlin, wo die Reichsregierung versucht, die Sowjetunion für den Beitritt zum 3-Mächte-Pakt zu gewinnen. Die Bemühungen scheitern.
Wohl als Folge dessen unterzeichnet Hitler am 18. Dezember die Weisung 21 »Fall Barbarossa« - die Vorbereitung zur möglichen Niederwerfung der UdSSR vor Beendigung des Englandkrieges.



Dritte

Reichskleiderkarte

für Mädchen vom vollendeten 3. bis zum vollendeten 15. Lebensjahr

für das Mädchen Ruth Winkler

geboren am 28. 5. 27

Wohnort Marienau

		I	II	III	IV
A	Kleider	—	24	13	20
	Röcke, Leibchenröcke, Hosenröcke, Hosen, gewebt	—	11	7	10
B	Röcke, Leibchenröcke, Hosenröcke, Hosen, gewirkt oder gestrickt	—	16	7	10
	Blusen, auch gewirkt oder gestrickt	—	9	7	9
	Dirndlblusen	—	—	4	5
C	Polo- und Charmeuseshemden od. -blusen	—	—	7	9
	Polo- und Charmeusejacken (mit kurzen Ärmeln)	16	—	—	—
	Spielhöschen	—	—	6	8
	Schürzen	—	—	8	10
	Dirndlschürzen	—	—	3	5
D	Pullover, Strickwesten, mit Ärmeln	—	14	8	14
	Pullover, Strickwesten, ohne oder mit ¼-Ärmeln	—	11	6	11
E	Jacken aus Wolle und wollhaltig, gefüttert, gewebt	33	—	—	—
	Jacken, ungefüttert, auch gewirkt oder gestrickt	—	21	11	16
	Janker, auch gewirkt oder gestrickt	—	21	11	16
F	Kletterwesten	15	—	—	—
	Windjacken und Windblusen	15	—	—	—
	Gummi-, gummierte und imprägnierte Regenmäntel und Regenumhänge, ungefüttert, ungefütterte Popelinemäntel	18	—	—	—
	Sommermäntel, auch Umhänge und gefütterte Regenmäntel	—	37	18	23

1941 - Ausweitung zum Weltkrieg

Großbritannien beginnt, seine Stützpunkte im weltweiten Kolonialreich und auch unbeteiligte Länder gegen Deutschland zu mobilisieren.

Nach der schriftlichen Abitur-Prüfung endete am 19. Februar mit dem Einberufungsbefehl zur Schweren Flak nach Greifswald meine Schulzeit. Einige hatten kurz vor mir als Kriegsfreiwillige den Klassenverband verlassen.
So nahm ich in trüber Jahreszeit Abschied von Schule, Elternhaus und dem geliebten Heimatdorf. Natürlich war mir nicht bewußt, daß es, von den Erholungsurlauben abgesehen, ein Abschied für immer sein sollte.

Im Februar wird Rommel Befehlshaber eines deutschen Afrikakorps (Libyen), um die schwankende italienische Front gegen die Engländer zu stützen. Mit dabei ist Wilhelm Harder aus Marienau (Hof Nr. 21).
Ein Expeditionskorps der Briten hatte Kreta und Griechenland besetzt, um Deutschland von der Südflanke her zu packen. Am 6. April griffen die deutschen Armeen, nachdem Jugoslawien besiegt war, Griechenland an, um die Engländer von dort und von Kreta zu vertreiben.

Nach 14 Tagen kapitulierte die griechische Armee. Von meinem Bruder Kurt Enß ist ein Feldpostbrief aus jenen Tagen erhalten:

Liebe Eltern!

den 30. April 1941

Wieder muß ich mich einmal aufraffen, um zu schreiben. Ihr könnt Euch ja denken, wie schwer es mir augenblicklich fällt; wir haben hier plus 45 Grad. Vor 14 Tagen erhielt ich ein Päckchen mit Schokolade, Keks und Zigaretten. Auch hier haben wir's jetzt geschafft. Ihr werdet ja auch schon über alles unterrichtet sein: Der Tommy zieht sich auf der ganzen Linie 'siegreich' zurück.
Diesen Brief schreibe ich im Schatten der Palmen. Morgen ist der erste Mai. Was weiter mit uns wird, weiß ich nicht.
Nun, liebes Muttchen, trotz allem habe ich den Muttertag nicht vergessen. Hiermit wünsche ich Dir alles Gute. Hoffentlich hast Du schon eine tüchtige Hilfe. Gruß an alle ! Kurt

Am 10. Mai springt Rudolf Heß mit dem Fallschirm über Schottland ab in der Absicht, Großbritannien für Friedensverhandlungen zu gewinnen. Er wird als Kriegsgefangener interniert. Das dritte Angebot an England, den Frieden in Europa wieder herzustellen, mißlingt.
In dem weiten russischen Raum hinter der Grenze vollzieht sich ein gewaltiger Truppenaufmarsch. Nach neu erschlossenem Aktenmaterial sind Historiker der Meinung, Hitler wollte einem russischen Angriff zuvor kommen und befahl am 21. Juni den Angriff auf die Sowjetunion.
Finnland tritt als Waffengefährte an die Seite des Deutschen Reiches in den Krieg gegen die Sowjetunion ein.

Ich kann die Stimmung der Werderaner nach diesem Ereignis nicht beurteilen, denke jedoch, daß viele jetzt den Endsieg in weite Ferne gerückt sahen, wurden dann allerdings sehr bald durch eine Serie von Sondermeldungen beeindruckt, die die Erfolge der Wehrmacht während der großen Kesselschlachten mit der Gefangennahme ganzer Armeen bekanntgaben. Auch sie wurden zum Teil der Landwirtschaft als Arbeitskräfte zugewiesen, und auch in Marienau entstand ein solches Lager vor dem Dorf in der Nähe der Weißbäume.
Am 2. Oktober begann die deutsche Heeresgruppe Mitte mit dem Angriff auf Moskau unter schwierigsten Wetterbedingungen. Der Herbstregen hatte die Wege aufgeweicht, und der früh einsetzende starke Frost und Schneefälle verlangsamten die deutschen Truppenbewegungen. Neue Kräfte aus Sibirien wurden der russischen Verteidigungslinie vor Moskau zugeführt, und die Einnahme Moskaus scheiterte. Während dieser harten Kämpfe fiel mein Bruder Kurt als Panzergrenadier in Avdotino, 30 km vor Moskau.
Zu dieser Zeit war ich Ausbilder am Flak-Kommandogerät 36 in Greifswald. Der Dezember an der Ostseeküste war grau, naß und kalt. Ein Fall von Diphterie in unserer Kompanie hatte zur Folge, daß wir im Dezember in Barackenstuben als Quarantäne-Station eingesperrt wurden. Verbindung zur Außenwelt hielt ein Rundfunkgerät, das am 11. d.M. verkündete, das Deutsche Reich habe den USA den Krieg erklärt. Das sorgte für Gespräche mit sehr besorgtem Hintergrund bei Nieselregen und Eingesperrtsein. Wir kannten nicht die politisch-strategischen Hintergründe. Aber was demnächst auf uns zukommen sollte, erschien uns doch unheimlich.

Werner Keller, Ost minus West = Null: » ... Stalin am 30. Juli 1941 zu Harry Hopkins, dem Vertreter von Präsident Roosevelt: 'Es gibt nur eins, wodurch Hitler besiegt werden kann, das ist der Kriegseintritt der Vereinigten Staaten.'
Dann fließt ein fast unübersehbarer Strom von Kriegsgütern, Rohstoffen und Lebensmitteln in Geleitzügen nach Osten. Bis Kriegsende 427.284 Lastkraftwagen, 13.303 Panzer, etwa 20.000 Flugzeuge, 10.000 Eisenbahnwaggons mit russischer Spurweite, 4,5 Millionen Tonnen Fleischkonserven, Zucker, Mehl u. Fett ... «.

Weitere Jahrgänge wurden in Deutschland eingezogen. Im Oktober traf es auch unseren Müllermeister Robert Domanski, Jg. 1905, ersichtlich aus dem nebenstehenden Familien-Unterhaltsbescheid.

Der Landrat
des Kreises Gr. Werder — Tiegenhof, den 21. Oktober 1941.
Abteilung für Familienunterhalt
Gesch.-Z. K. 4 b. D. 206

Familienunterhaltsbescheid

An die Ehefrau
Anna Domanski
in Marienau.

Name des Einberufenen
Robert Domanski geb. 24.9.1905
Geburtstag und -ort

Auf Ihren Antrag vom 28.9.1941 werden Ihnen vom 1.10.41. ab folgende Leistungen des Familienunterhalts monatlich gewährt: ...

Im Auftrage
gez. Jansson
Beglaubigt.

1941/42

Die weiten Fronten von Afrika bis Narwik, von Cherbourg bis zum Balkan erforderten die Einberufung jüngerer Jahrgänge zu den Waffen.
Die Jahrgänge 22 bis 24 mußten auch in Marienau ihre Koffer packen: Günther Jopp, Erich Dodenhöft, Reinhard Dueck, Bruno Hartwig, Heinz Goertz, Erich Schlesinski, Alfred Genditzki u.a.

1942 - Noch Hoffnung !

Ein Freudenfest für die amerik. Kriegsindustrie: die Produktion läuft auf Hochtouren, und dann nur noch Schiffe, Schiffe, Schiffe, die in G e l e i t z ü g e n den eisfreien sowjetischen Hafen Murmansk erreichen und unaufhörlich Kriegsmaterial in das rote Riesenreich schütten sollen. Daß der Bolschewismus der eigentliche Erzfeind des westlichen Kapitalismus ist, wen schert's !

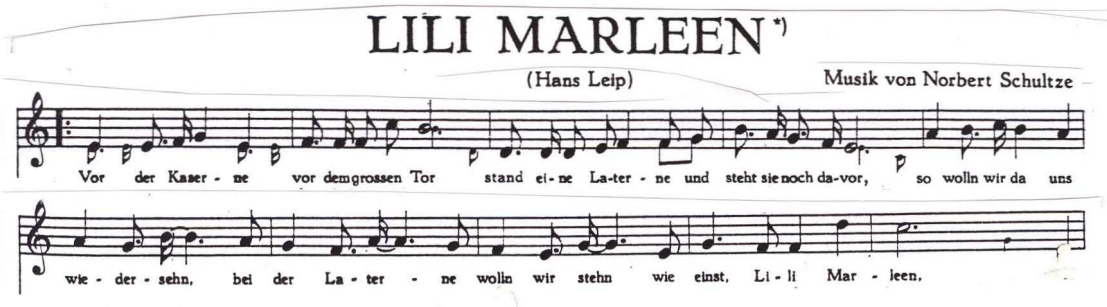
Deutschland wehrt sich, so gut es kann. Am 11. Januar beginnt die »zweite goldene Phase« der deutschen U - B o o t - O f f e n s i v e im Atlantik. Admiral Dönitz, seit 1936 mit der U-BootFührung beauftragt, kann für die Zeit von Juni 40 bis Mai 41 große Erfolge vorweisen. Nur 14 bis 19 Boote versenken auf den Seewegen westlich von England 2.591.000 Brt. gegnerischer Schiffstonnage. Vom Febr. bis Okt. 42 sind in den Gewässern vor der amerikanischen Küste teilweise bis zu 50 U-Boote eingesetzt. Sie versenken rund 1 Mill. Brt., 1943 im mittleren Atlantik noch einmal 620.000.
Obgleich mehr als 100 Boote gleichzeitig im Einsatz sind, wird es durch die gegnerische Abwehrtechnik allerdings immer schwerer, an die Geleitzüge heranzukommen.
In der Nacht vom 28/29. März führen die Engländer das erste Flächenbombardement auf eine deutsche Großstadt durch (Lübeck).

Reichsmarschall Hermann G ö r i n g , Chef der Luftwaffe, wird im Volksmund auf den Spitznamen **Reichs-Meier** umgetauft, hatte er sich doch im ersten Kriegsjahr großspurig gebrüstet, er wolle Meier heißen, sollte es je einem feindlichen Flugzeug gelingen, am deutschen Himmel aufzukreuzen.

Im Osten beginnt Ende Juni die große deutsche Sommeroffensive bei Charkow und 6 Wochen später der Angriff auf Stalingrad und auch der Versuch, Leningrad nach langer Belagerungszeit endgültig einzuschließen.
Im Süden stoßen die deutschen Armeen auf den Kaukasus zu, hissen die Reichskriegsflagge auf dem höchsten Berg, dem Ebrus, und sollen am Ende Baku am Kaspischen Meer erreichen, um von dem Erdöl-

Zentrum aus die deutschen Truppen an allen Fronten zu versorgen. Hitler hatte die Strategie selbst in die Hand genommen und scheiterte.
Mittlerweile ist die Ostfront 4.000 km lang geworden, das Afrikakorps kommt nach großen Erfolgen während des Sommers nach und nach in Bedrängnis, die Alliierten landen in Marokko und Algerien. Noch einmal kann Rommels Afrikakorps in Tunesien eine starke Verteidigungsstellung ausbauen.
Doch die Eroberung Leningrads mißlingt, Baku wird nicht erreicht, die 6. Armee unter General Paulus wird in Stalingrad eingeschlossen, und britische Flugzeuge setzen die Flächenbombardements deutscher Städte fort.
Dennoch stehen Ende 1942 die deutschen Truppen überall weit im Feindesland, doch die strategischen Fehler Hitlers wirken sich negativ aus, und die zunehmende Überlegenheit der Gegner an Menschen und Material wachsen ins Unermeßliche. Schlechte Aussichten für das vierte Kriegsjahr.
Trotz allem ist die Stimmung in der Heimat und in der Truppe hoffnungsvoll auf den Endsieg gerichtet. Der Reichspropagandaleiter Goebbels hat daran einen wesentlichen Anteil.
22. November. Werner von Braun, Entwicklungschef in Peenemünde, gelingt der erste Start einer Fernrakete (A4), die 1944/45 als V 2 gegen England eingesetzt wird.

Im Soldatensender Belgrad singt Lale Andersen seit August allabendlich »Lili Marleen« (der Gardefüsilier Hans Leip schrieb 1915 das Gedicht über den Abschied eines Soldaten und seiner Braut vor dem Kasernentor für seine beiden Freundinnen). Schulz vertont etwas sentimental, trifft für den Landser dennoch den richtigen Ton, denn nach Symphonien ist ihm nicht. Sie sitzen in Quartieren, in Buden, in Offiziersmessen und Erdlöchern und träumen der Stimme einer jungen Frau nach, einer weichen Stimme mit einem einfachen rührseligen Lied.



»Lili Marleen« wird der Schlager der Soldaten, weil sich darin das Heimweh verkörpert und die anrührende Sentimentalität als Gegenstück zur spröden und häufig furchtbaren Wirklichkeit des Krieges. Das Lied weckt Gedanken an Zuhause, an den Frieden, an Bräute. Sie wiederum denken dabei an ihre Liebsten im Feld.

Marienau - Eine kurze Erfüllung fanden diese lieben Gedanken bei den Eltern im Heimaturlaub, der mir im Oktober '42 vergönnt war. Die Freunde aber waren gewöhnlich an der Front, und wem, noch unverheiratet, eine Freundin in der Nähe geblieben, hatte das große Los gezogen; denn viele waren Schwestern beim Roten Kreuz, Nachrichtenhelferinnen, im Pflichtjahr oder in der Berufsausbildung.
Schnell war erzählt, was sich im Dorf verändert hatte. Familie Radziwill war inzwischen in die Nachbarschaft ins 'Zollhaus' umgezogen, jetzt Lehrerwohnung der 1931 gebauten Schule. Klein Gerhard war zu den ABC-Schützen eingezogen und Vater als Dozent an die Lehrerbildungsanstalt in Neustadt (Pomerellen) gekommen. Meine Schwester Hildegard war inzwischen Nachrichtenhelferin des Heeres in Allenstein. Der Dorfchronist mußte aber am 25. Oktober wieder bei seiner 8,8-Batterie an der französischen Atlantikküste sein.

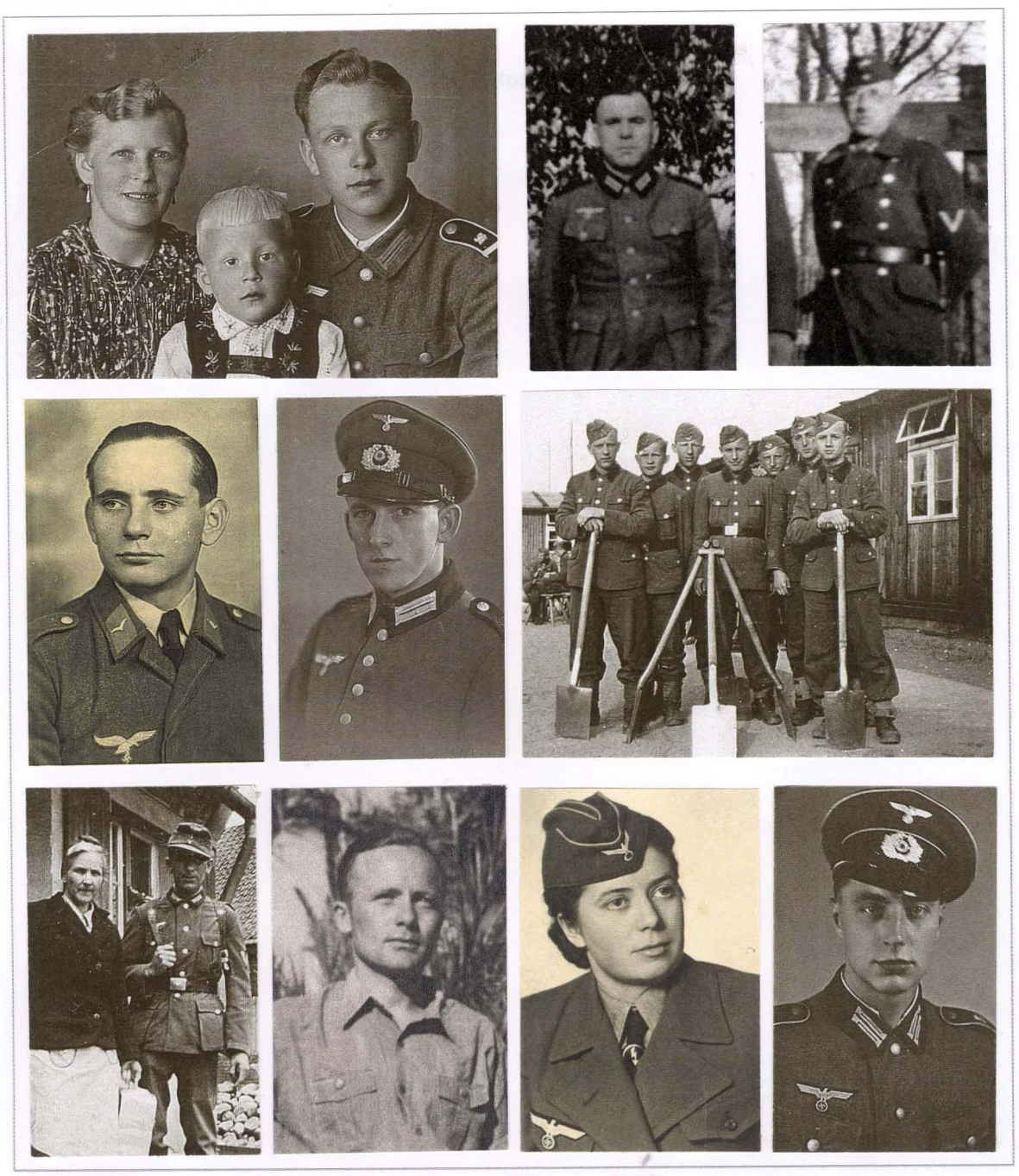
1943 - Verlorene Siege

So nennt Feldmarschall Erich von Manstein sein 1964 erschienenes Buch über den Rußlandfeldzug aus der Sicht des großen Heerführers. Er eroberte mit seinen Truppen die Krim und nahm mit seinen Truppen die Festung Sewastopol, und nach der Tragödie von Stalingrad gelang es ihm die drohende Abschnürung des ganzen deutschen Südflügels zu vereiteln und den Sowjets noch einmal die Initiative zu entreißen.
Der Anfang des neuen Kriegsjahres beginnt in Dunkelheit. Die Tragödie der 6. deutschen Armee in Stalingrad kann auch im Wehrmachtsbericht weder verhüllt noch beschönigt werden. Wir Deutschen wissen nun, an welchem Punkt der Polenfeldzug angekommen ist, der sich zu einem Weltkrieg ausgeweitet hat.
Die letzten menschlichen Reserven werden ausgeschöpft, um den Einbruch des bolschewistischen Ostens zu verhindern. Erstmals werden 15jährige Schüler als Flak-Helfer herangezogen. Im Sportpalast Berlin ruft der Reichspropagandaminister Josef Goebbels zum totalen Krieg auf. Trotz aller Rückschläge ist der Wille durchzuhalten überall spürbar.

Wenige Wochen, nachdem ich letzten Oktober vom Heimaturlaub nach Westfrankreich zurückgekehrt war, stand ein Güterzug in Nantes bereit, um die ganze Flak-Abteilung samt Lastwagen, Zugmaschinen, Kommandogerät und Geschützen nach Weimar zu verlegen. Um uns der tief verschneite Thüringer Wald und über uns ein drückend grauer Himmel. Wie immer war jeden Morgen Appell mit Tagesbefehl und Bekanntgaben. Etwas fröstelnd standen wir alle in Reih' und Glied, und ich zuckte wohl etwas zusammen, als der 'Spieß' meinen Namen nannte und den Nachsatz: »Mit sofortiger Wirkung werden Sie zur Dolmetscherbereitschaft Oberbefehlshaber Süd nach Trapani auf Sizilien versetzt. Der Marschbefehl ist auf der Schreibstube abzuholen, Ausrüstung und Uniformteile werden nicht gewechselt.«
Es war ein kurzer Abschied von meinen Kameraden, und bereits am nächsten Morgen saß ich im Zug nach München. Umsteigen in Rom zu mitternächtlicher Stunde und eine endlos erscheinende Fahrt in einem Bummelzug bis Reggio de Calabria in den 'großen Zeh des italienischen Stiefels'. Wir waren an der Meerenge von Messina. Was sollte das alles werden. In Messina mußte ich mich bei der Auslandsorganisation (Truppenbetreuung) melden.
Eine weiche warme subtropische Luft umfing den etwas verwirrten Soldaten aus Marienau. Es war dunkel geworden. Es gab Spaghetti Napoli zum Abendbrot und als Nachtisch Selbstbedienung in einem Raum, bis zur halben Wandhöhe mit Apfelsinen gefüllt. Ich war ins Paradies abkommandiert.
Eine Schmalspurbahn am folgenden Morgen tuckerte Kilometer um Kilometer über Palermo, die Küste entlang bis zum äußersten Zipfel der Insel. Fragen über Fragen. Palmen und Meer, fremde Laute und irgendwann Ankunft in Trapani zwischen schmucklosen verputzten Wänden. Ein Gefreiter in leichter brauner Tropenuniform dirigierte mich zu einem VW-Kübelwagen. Die rot-braune Villa in einem Apfelsinenhain außerhalb der Stadt war der Gefechtsstand der Fernaufklärungsgruppe 122.
Kleiderkammer. Ein Stoßseufzer der Erleichterung, mein blaugraues Wollzeug durfte ich gegen leichte sandfarbene Kleidung tauschen. Schlafplatz - eine Baracke und dann ... abwarten.

Was weiter geschah, möchte ich dem geneigten Leser ersparen. Der Sinn dieser Einlage - viele Marjenauer waren zu jener Zeit wie ich an weitgedehnten Fronten in Ost, Nord, Süd und West, und dem Chronisten tut es ein wenig leid, daß er nicht gleichermaßen von anderen Erlebnisberichte an dieser Stelle mitteilen kann.

Gleichermaßen verwehrt die späte historische Stunde eine Befragung der Eltern und Großeltern, wie es denn in diesen Tagen in den Werderdörfern zuging. Sicher aber ist: wer Angehörige an der Front hatte, bangte und betete für sie.
Stellvertretend für die anderen alle im grauen oder blauen Rock, von denen uns Bilder aus jenen Tagen fehlen, präsentieren sich im folgenden einige Uniformierte.





Der Wehrmachtbericht meldet für die zweite Hälfte des Jahres: Am 10. Juli 1943 landen Engländer und Amerikaner auf Sizilien. Reste des Afrikakorps und die 10. Armee (v.Vietinghoff) und die 14. (v. Makkensen) werden auf italienischem Festland dem weiteren Vordringen der Alliierten noch eineinhalb Jahre zähen Widerstand leisten.

Mittlerweile befinden sich die Fronten nach langsamem millimeterweisem Rückzug in Mittelitalien zwischen Neapel und Rom. Da kriegt ein Marienauer Fallschirmjäger Zahnschmerzen und muß nach Perugia zum Arzt. Auch drei seiner Kameraden zwickt es im Kiefer, und sie dür-

fen für ein paar Tage die Stellung verlassen. Ein anderer Marienauer hockt zwischen Perugia und Assisi im Gefechtstand seiner Fernaufklärungsgruppe und blinzelt in die Sonne. - Heute ist Ausgang, und nach Perugia ist's kein weiter Weg. - Das Schicksal hält wunderbare Zufälle bereit. Zwei Klassenkameraden, die acht Jahre zuvor auf dem Schulhof an Rempels Teich noch gegeneinander Völkerball gespielt hatten, stehen sich am Palacio Umbria mit ungläubiger Freude gegenüber und klopfen sich auf die Schulter: »Mensch, das kann doch nicht wahr sein!« Willi Thießen und Helmut Enss, das erste Marienauer Treffen in der weiten Welt. Neulich am Telefon hört man noch einmal die Geschichte von den verworrenen Kriegspfaden des einen und des anderen. Thießens Ernst soll auch in der Zeit bei Monte Cassino seine Kanone geladen haben und uns weiter rückwärts die Engländer und die Amerikaner, die Neuseeländer, das französische und das polnische Expeditionskorps noch eine Weile vom Halse gehalten haben. Zufälle.
Bald darauf verlegt unsere Fernaufklärungsgruppe mit ihren Ju 188, Stab und Bildstelle in die Poebene nach Bergamo.

Wenig später, am 3. Sept., verläßt Italien das Bündnis mit den Deutschen. Gestern Freunde - heute Feinde. Nun sind wir selbst im Rücken der Front von Feinden umringt, doch die Italiener sind schnell im ganzen Lande zu entwaffnen, und es gibt immer noch große Bevölkerungsteile, die zu den Deutschen halten.

1944 - Das Blatt wendet sich

Es ist unabweislich, Engländer und Amerikaner bereiten eine zweite Landung im Westen des Kontinents vor. Unmengen an Kriegsmaterial sind auf die britischen Inseln gebracht. Tausende von Flugzeugen sollen das Landeunternehmen vorbereiten und decken.
Am 1. Jan. erhält Feldmarschall Rommel den Oberbefehl über die deutschen Westarmeen. Zunächst scheint immer noch nichts vom Ermatten der deutschen Armeen zu spüren.
Zu Führers Geburtstag am 20. April übergibt der Reichsjugendführer Artur Axmann symbolisch die neu aufgestellte Division Hitlerjugend. Die 17jährigen, auf Führer und Reich verschworen, erhalten die neuesten und besten Waffen und beziehen in der Normandie Stellung. Im Mai verteidigen immer noch Fallschirmjäger in Italien den Höhenzug um Monte Cassino.
Am 6. Juni dann ist es so weit. Für die Alliierten ist es D-Day - Decision-Day - Tag der Entscheidung. Sie landen im Morgengrauen in der Normandie.
Das Blatt wendet sich. Im September beginnt der deutsche Rückzug an mehreren Fronten. Der Volkssturm wird aufgestellt.



Obgleich die Rüstung im Reich ihren höchsten Stand erreicht, wird doch Großstadt für Großstadt und Werk für Werk durch die Flächenbombardements ausgeschaltet. Hunderttausende Zivilisten sterben im Bombenhagel und im Feuersturm der Städte.

Wie mag es derzeit in der Heimat, in Marienau, aussehen? Die Feldpostbriefe, die ich von meinen Eltern bekam, drückten weder Verzagtheit noch irgendeine Anomalität im landwirtschaftlichen Alltag aus. Und trotzdem muß der allmähliche Niedergang wohl zu spüren gewesen sein. Erhalten sind nur einige Texte aus jenen Wochen und Monaten 1944, die Vaters Schwester Margarete und ihr Mann Felix Meseck an ihren Sohn Christian an die Front schrieben. Onkel Felix war Kunstmaler und Professor an der Kunsthochschule in Weimar und an Danziger Schulen tätig gewesen. Häufig waren er, Margarete und auch die Kinder bei uns auf dem Hof zu Gast. Felix hatte in Marienau und im Werder viele Bilder gemalt und in Ausstellungen gezeigt. Jetzt pendelten sie zwischen Zoppot und Marienau hin und her.

Feldpostbrief

Marienau, d. 4.8.1944

Lieber Christian,
noch einige Tage Ruhe und Fettlebe, bevor es zur Schanzarbeit geht. Männer bis 65 werden dazu herangezogen...
...Meine mir sonst so liebe Tätigkeit erscheint mir jetzt so unwichtig und überflüssig, man ist unmutig und unfähig zur Konzentration.
Margarete kommt auch her, das Quartier bei Walter sollte belegt werden,...
Herzliche Grüße Dein Felix

*

Marienau, den 18.8.1944

Mein lieber Christian!
...Ich bin mit (Enkel) Gerhard hier, der Sonnenschein für den ganzen Hof, ob Deutscher, Pole, Engländer oder Russe (Weißrusse)...Deine M.

*

Mein lieber Christian! Zoppot, 30.8.1944
Nun bin ich wieder aus Marienau zurück. Die erste Nacht hatten wir Alarm, es ist schon eine große Erregung...
Mit Walter und Käte ist das nicht mehr weit her, es ist auch seltsam, als wenn sie alle negativen Kräfte anziehen.
So hatte er 3 jüdische Arbeiterinnen bekommen, sicher die schlechtesten vom ganzen Transport. Sie taten nichts. Schon nach 2 Tagen spielten sie alle drei krank. Es war nicht mit anzusehen. Walter bat mich dann auch, sie zurück nach Stutthof zu bringen, was ich auch tat. So hatte ich dann noch 6 von Herm. Dueck, im ganzen also 9 Jüdinnen, die ich in Stutthof abliefern mußte.
Ja, da gab es allerlei zu sehen, viel zu erzählen, weniger zu schreiben... Hoffentlich haben wir diesen furchtbaren Krieg bald hinter uns.
Viele innige Grüße und Küsse Deine Muttel

*

Mein lieber Christian! Zoppot, den 15. Sept. 1944
Ich bin nun wieder in Z. und werde in diesem Jahr auf längere Zeit nicht mehr nach Marienau fahren. Es sei denn, daß wir oft lange und schwere Luftangriffe bekommen.
Felix fand ich hier vor, er sieht entsetzlich elend aus, es hat ihn sehr mitgenommen...
Ali, der Engländer, und Gerhard waren in Marienau unzertrennlich. Ali hatte sich den Fuß gebrochen und konnte nur auf dem Hof arbeiten. Ich wollte es erst nicht, dann hätte ich Gerhard aber einsperren müssen.
Sie fuhren zusammen aufs Land Rüben holen, fuhren zur Käserei usw. Da kam es zu folgendem Gespräch. Ich: „G., Du mußt A. nicht im Wege sein, sonst wird A. böse." A.: „Ich bin nicht böse." Gerhard: „Die Russen sind böse." A.: „Engländer jetzt auch böse auf V2." Ich: „Und Phosphor?" A.: „Ja, das ist militärisch, V2 nicht, V2 zerstört alles!" Also hat es doch eine Wirkung.
Hier gibt es wieder viel zu tuen, so kommt man nicht viel zum Nachdenken...
Viele innige Grüße und Küsse Deine Muttel.

*



Mein lieber Christian, Danzig, d.30.12.1944
leider ist es in der Küche sehr kalt... Tante Berta Ensh in Marienburg ist gestorben.
Von Walter kam schlechte Nachricht. Er klagte schon seit langem über ein geschwollenes Knie am gesunden Bein. Dr. Löpp hat geröntgt und hat TB. festgestellt. Ob es wirklich so ist, soll in den nächsten Wochen festgestellt werden.
Viele innige Grüße und Küsse Deine Muttel.

Abschied vom Dorf

Rund um das Deutsche Reich tobte der Krieg im fünften Jahr. Unsere Generation stand an den Fronten, und mancher Heimaturlauber im Winter 1944 sah sein Heimatdorf zum letzten Mal. Dem Zufall ist es zu verdanken, daß in solchen nur scheinbar unbeschwerten Urlaubstagen Gerhard Driedger mit Hilda den Turm der Kirche bestiegen und das stille winterliche Dorf fotografierten, nichts ahnend, daß die Bilder bei diesigem Wetter eine gespenstische Szenerie auf den Film bannten.

Auf dem e r s t e n Foto sieht man ganz deutlich das sich windende Spalier der Eschen an der Dorfstraße. Gut zu erkennen auch der Gasthof Schroeder/Radtke und die Bäckerei Kornowski. Die Häuser am Überweg zur Schmiede kann man recht gut identifizieren, auch den Fast'schen Hof und die Hauptschule. Etwas verschwommen dahinter die Wirtschaftsgebäude von Brucks und die Vorlaube des Wohnhauses.



Am Bildrand auf der rechten Seite das wuchtige, massive evangelische Pfarrhaus mit der hohen Hecke am Fußweg. Recht deutlich dahinter Wohnhaus, Stall und Speicher des Dyck'schen Hofs. Dann allerdings wird alles sehr schemenhaft verschwommen, nur mit Zuhilfenahme des Ortsplanes und mit angelegtem Lineal vom Kirchturm zu den Weißbäumen kann man einiges deuten. Was in der Straßenbiegung liegt, ist nur zu vermuten. Recht eindeutig dagegen hinten am weitesten rechts stehend Scheune und Stall von Walter Enss. Die große Fichte vor dem Stall bestätigt die Annahme. Über dem Stall schließen die überragenden Weißbäume als ein grau-dunkler Fleck gegen den Horizont die Beschreibung ab.

Das z w e i t e Foto zeigt den gleichen Ausschnitt, nur mit einer leichten Drehung nach rechts, so daß die Angerseite nicht mehr sichtbar, dafür aber der Dyck'sche Hof, das Pfarrhaus und die evangelische Kirche im Vordergrund stehen. Leider ist die Kirche durch eine Baumkrone mit feinen Verästelungen verdeckt und der Giebel zur Straßenseite, der großenteils noch frei liegt, sehr schattig, so daß die Konturen der Steinreliefs nicht zu erkennen sind, wohl aber die Giebel vorne und hinten.



Ganz im Hintergrund erscheint auf diesem Foto der Raum vor den Weißbäumen etwas differenzierter, so daß die anfangs kath. Schule und der dem Feld zugewandte Teil des Wohnhauses mit kleinem Stall gut auszumachen sind.
Die Weidenreihe, die von Walter Enss' Wiese beginnend, auf Rempels Scheune zulief, läuft hier bereits ins Leere, denn die prächtige große Reetdachscheune war im Sommer 44 abgebrannt. Der dunkle Haufen scheinen aufgestapelte Strohballen zu sein, die nunmehr kein Dach hatten, aber als Viehfutter aufbewahrt werden sollten.

Namen der Uniformierten

sechs bzw. fünf Seiten zuvor von links nach rechts:

1. Seite:
Hans Hausmann mit Mutter und Bruder - Fritz Genditzki - Franz Genditzki •
Willi Thiessen - Erich Dodenhöft - RAD, li. Hans Hausmann •
Otto Dodenhöft m. Frau - Wilhelm Harder (Oblt. Afrikakorps) - Hildegard Enss - Alfred Genditzki •
2. Seite:
Franz Genditzki - Kurt Enss - Helmut Jopp - Bruno Hartwig •
Günther Jopp (Tarnanzug, Div.Nord Finnl.) - Herm. Dueck - Helmut Enss - Ernst Otto Dueck •
Kurt Daniel - Paul Gröning - Horst Sparing (Ltn) - Ernst Harder •

1945 - Dem Ende entgegen

Am 12. Januar 1945 griff die 2. Weißrussische Front mit neun Armeen die 2. Deutsche Armee am Narew an und durchbrach die deutschen Linien bei Baranow

Am 26. Januar erreichten die sowjetischen Armeen die Weichsel, die Nogat und das Frische Haff

*

Der tägliche Wehrmachtsbericht war häufig ein Meisterwerk der Überzeichnung in guten Zeiten, in Krisenzeiten eines der Verhüllung der Tatsachen. Man mußte zwischen den Zeilen lesen oder im Radio zwischen die Worte horchen und lernte allmählich die Fähigkeit, sich ein Bild der Annäherung an den wahren Zustand zu machen.
Die Ahnung also, e i n e b ö s e A h n u n g , diktierte die Sätze in dem hier folgenden Feldpostbrief an meine Eltern in Marienau, den sie erstaunlicherweise auch erhielten, obwohl sie zu jener Zeit bereits auf der Danziger Höhe umherirrten. Meine Ratschläge waren von der grausamen Wirklichkeit bereits überholt worden.

* * *

Liebste Mutti u. Papa!

26. Jan. 1945

Jetzt sind die Sorgen und Gedanken um das Wohl und Wehe des anderen von Euch auf Hilde und mich übergewechselt, denn der Wehrmachtsbericht hat uns bezgl. der Feindoffensive...

...der Feindoffensive im Osten vor Tatsachen gestellt, die wir vor kurzem noch keineswegs erwarteten, zur Zeit aber dringend die notwendigen Maßnahmen zur Sicherung Eures Lebens und unseres Gutes fordern. Mir fällt es gar nicht leicht, hiervon sprechen zu müssen, und vielleicht ist auch in einigen Tagen der tiefe Eindruck der ersten Nachrichten schon verflogen, - doch lieber in der Zeit, - denn viel ist schon durch Sorglosigkeit bitter bezahlt worden. - Wenn dieser Brief nun zu Euch gelangen wird, hat er sicher bereits die Hälfte, wenn nicht den ganzen Zweck verloren - doch ich schreibe, wie mir gerade im Moment zu Mute ist. -

Mein Rat wäre der: wenn es auch verfrüht zu sein nur scheint, alles, was Ihr im Falle des Trecks mitzunehmen denkt, in einem Raum zurechtzulegen, um für die bitterste Stunde, die wir uns denken können, marschbereit zu sein. - Denn, wenn erst die Gefahr auf den Nägeln brennt, ist es zu spät zu beginnen, - das hat uns ja das Schicksal so vieler Flüchtlinge gelehrt. Denn wenn eine Front in Bewegung ist, rechnet man meistens nicht mehr mit einzelnen Kilometern, da sind hundert Kilometer für Panzerverbände ein Tagesmarsch.

Wohl werden sicherlich in solchem Falle die maßgeblichen Befehle für Euer Verhalten durch Partei oder Wehrmacht gegeben werden, doch was im einzelnen vorzubereiten ist, um dem Schlimmsten zu entgehen, soll getan werden. -

Hoffen und glauben wir jedoch, daß sich auch dieser, vielleicht der letzte, Ansturm aus dem Osten an dem Widerstand Aller brechen wird! - Wenn dann viele Maßnahmen vergeblich gewesen sind, so ist's drum nicht schade!

Mit allen guten Wünschen und in Gedanken bei Euch, Euer Helmut.

8. Mai - Bedingungslose Kapitulation

Die deutschen Kräfte mußten, auf vielen Kriegsschauplätzen zersplittert und weit auseinandergerissen, sich auf die Dauer erschöpfen. Während das Volk sich noch geschützt glaubte, da die Fronten doch weit entfernt vor den eigenen Grenzen lagen, verhandelten die künftigen Sieger schon über die Beute.
Jetzt, im Januar 1945 begann die Entscheidungsschlacht um Deutschland. In dieser Endphase an der Ostfront war die Wehrmacht strategisch schlecht vorbereitet. Die Truppen, die Guderian an der Weichsel brauchte, bekam er nicht. Hitler hielt die Fäden nicht mehr in der Hand.
Die Feinde waren am Ziel. Im Osten stürzte ein Millionenheer wild und in blindem Haß mit unvorstellbarer Grausamkeit über die schwachen deutschen Linien, dann über alte Männer, Frauen und Kinder her, quälte und entwürdigte sie. Wer ließ solches zu? Wer würde einstmals ihr Richter sein? Ihre Führer aber, die solches befahlen und zuließen, würden bald in Nürnberg Ankläger sein, auch gegen die Opfer !
Fast immer hat es als die höchste sittliche Pflicht des Siegers gegolten, die Tapferkeit und das Unglück des Besiegten zu ehren, fast immer wollte die Großmut des Siegers dem Unterlegenen gegenüber so edel erscheinen wie der Sieg selbst.

Friedrich der Große in seiner Ode an die Preußen

»...und heftet sich der Sieg an eure Schilde,
großzügig seid, übt Menschlichkeit und Milde.«

Aber das alles sollte jetzt nicht mehr gelten. Gnadenlos sollte die Rache walten, auch an Unschuldigen.
Die Gespräche der Sieger, eines Kolloquiums von vier Männern, über das Schicksal der Besiegten gehören zu den dunkelsten Augenblicken der abendländischen Geschichte, vorausgesetzt, man reiht den bolschewistischen Diktator und den amerikanischen Präsidenten in ihre Tradition mit ein. Alles Erbarmen war verschüttet.





Willy Herbst
*1914 gef. 31.12.41
Ilmensee/Rußland

Adolf Herbst
*1916 gef. 12.7.43
Kursk/Rußland

Hermann Herbst
*1920 gef. 25.1.1945

Hermann Herbst
*1885 gest. 25.4.43
Kertsch/Krim

Erich Reimer
*1919 gef. 1945
Aachen

Helmuth Schaldach
*1911 gef. 1945
Ostfront

Oswald Schaldach
*1921 gef. 1944
Ostfront

Erich Schlesinski
gefallen

Kurt Enss
*1913 gef. 18.11.41
Avdotino vor Moskau

Erwin Epp
*1918 gef.43
Witebsk/ Rußland

Horst Sparing
gef. 1941
vor Leningrad

Franz Thießen
gef. 1944
Tschechei

Franz Genditzki
*1904 gest. Sept. 1945
russ. Gefangensch.

Hans Grabowski (Grandt)
*1900 gest. 1946
russ. Gefangensch.

Heinrich Görgens
*1882 gef. 1945

Fritz Genditzki
*1905 vermißt 1945

Alfred Genditzki
*1924 gef- 1943
am Donez/Rußland

Hans Grabowski (Grandt)
*1922 gef. 1940
Frankreich

Willi Grabowski (Grandt)
17 J. alt vermißt
im Westen

Ernst Harder
*1919 gef. 1940
Frankreich

Gustav Harwath
*1923 gef. 6.1.43
Rschew/Rußland

Heinrich Goertz
*1921 vermißt 1943

Friedrich Harwath
*1911 vermißt
Stalingrad

Paul Harwath
*1908 vermißt 1941
Rußland

Johann Harwath
*1904 gef. 26.1.45
Marienburg

Albert Hausmann
*1913 gef. 4.4.44
Rußland

Johann Hausmann
*1900 gest. 1940
Kalthof

Bruno Hausmann
*1910 gef. 12.12.41
Rußland

Artur Bielfeldt
*1909 gef. 1944

Horst Augustin
*1920 gef. 9.7.43

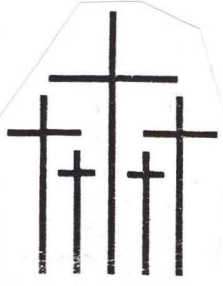
Wir trauern um unsere Toten

Reinhard Dyck
*1926 vermißt 1945
Ungarn

Paul Augustin
*1912 gef. 1944
Rußland

Walter Driedger
*1924 gest. 11.4.44
Krakau

Fritz Duwe
*1906 vermißt
Polen



Ernst Otto Dueck
*17.4.1926 vermißt
Ungarn

Siegfried Epp
*1913 gef. 6.11.44
nördl. Karpaten

Fritz Augustin
*1923 gef. 21.12.44
Jugoslawien

Sie starben, damit uns die Heimat verbleibe, und konnten sie dennoch nicht retten



Das Unheil naht



Ein Alptraum wandert durch die europäische Geschichte - der Ansturm ostischer Kriegerscharen auf das mittlere und westliche Europa. 375 n. Chr. die Hunnen, 955 die Schlacht auf dem Lechfeld an der Donau, 1241 die Mongolen vor Liegnitz , 1914 der Ansturm russischer Armeen gegen Ostpreußen mit der noch einmal glücklichen Abwehrschlacht bei Tannenberg.

Schon der Gedanke an diese Stürme rief bei den Menschen im deutschen Osten beklemmende Gefühle der Angst und Hilflosigkeit wach; denn kein Ehrbegriff der Ritterlichkeit zähmte die Horden.

Ende 1944 dann, als unsere Heere sich an vielen Fronten erschöpften und der Wehrmachtsbericht von Abwehrkämpfen im Osten berichtete, als sich die russische Front immer weiter nach Westen vorschob, wurde es unruhig in unserer Heimat. Die Unruhe packte die Menschen; aber in der Öffentlichkeit hatte die Angst noch keine Stimme. Trotz kritischer Lagen verbreiteten die Wehrmachtsberichte Zuversicht, und jeder regionale Erfolg wurde als Meilenstein zum Endsieg gefeiert. Indessen kämpften die Soldaten unseres Volkes einen verzweifelten Kampf auf Leben und Tod zwischen Ostsee und Schwarzem Meer.

Das Volk war in seiner Einschätzung der Lage realistischer. Und die Gefahr wurde ihm zur Gewißheit, als die ersten Flüchtlingstrecks aus dem nördlichen Ostpreußen Ende 1944 durch unser Werder zogen. Und so erklang spätestens seit dem Durchbruch der Russen bei Baranow am Narew am 12. Jan. 1945 der Schreckensruf der Ost- und Westpreußen, der Pommern und Schlesier - »die Russen kommen« - von Tag zu Tag lauter.

Sorge und Vorsorge

»...Tatsächlich hatten die Gauleitungen seit Herbst 1944 genaue Pläne für eine etwaige Räumung des Kampfgebietes ausgearbeitet. Für den unvorstellbaren Fall, daß es zu Kampfhandlungen auf deutschem Boden kommen sollte, waren die Bewohner von Teilen des Gaues Danzig/Westpreußen und des Gaues Ostpreußen vorübergehend in rückwärtige Kreise und über die Weichsel zu evakuieren. Nur die Tierpfleger sollten bei den Herden bleiben, um sie bis zur Rückkehr der Bewohner zu versorgen...«

Kieser, Danziger Bucht 45

Was aber hatte die Führung im Werder an Vorbereitungen für diesen Ernstfall getroffen? Man wußte um die gnadenlos grausame Behandlung der Bevölkerung, sollte die Rote Armee wirklich die Nogat überschreiten. Und so war Flucht nach Westen die einzige Losung, der auch niemand widersprach. Die Last der Vorbereitungen hierzu lag bei der Kreisverwaltung in Tiegenhof, aber vornehmlich doch auf den Schultern des Landwirts Gustav E. Fieguth, Jahrgang 1889, aus Kunzendorf, der seit 1933 das Amt des Kreisbauernführers innehatte und auch Deichhauptmann des Großen Marienburger Werders war. Nach Kriegsende berichtete er:

»Aus Litauen und dem nördlichen Ostpreußen ziehen schon wochenlang ununterbrochen Trecks durch unseren Kreis, und doch kann ich bei meinen Fahrten oder beim Treffen mit den 122 Ortsbauernführern nirgends eine gedrückte Stimmung feststellen.Treu und tapfer tut jeder seine Pflicht und hofft, daß der Russe zum Stehen gebracht und zurückgeschlagen wird. So hoffen wir noch Weihnachten 1944 und wollen und können es nicht glauben, daß auch unsere Flucht bevorsteht.

In dieser Zeit habe ich schon verschiedene Besprechungen mit den Bezirksbauernführern, wissen wir doch genau, daß auf uns bei evtl. Räumung die Hauptverantwortung liegt. Sämtliche Menschen der Dörfer müssen auf die Wagen der Höfe verteilt, Marschstraßen zu den Fähren der Weichsel aufgeteilt werden.«

Bei der Kreisverwaltung des Großen Werders in Tiegenhof war Willy A s c h beauftragt, in Verbindung mit der Kreisbauernschaft den möglichen Ablauf der Flucht vorzubereiten:

»Die größte Sorge war für uns der Übergang über die Weichsel, sofern die Truppen Brücken und Großfähren für sich beanspruchten. Unser Deichhauptmann setzte sich mit dem Wasserbauamt in Dirschau frühzeitig in Verbindung. Es wurden Übersetzfahrzeuge bereitgestellt sowie Anlegestellen zu beiden Seiten der Weichsel außerhalb der von der Wehrmacht beanspruchten Übergänge gebaut, so daß diese auf dem Wege zu den für unsere Bevölkerung vorgesehenen Quartieren in den Nachbarkreis Danzig-Land gelangen konnten.
Nun wurde auch Vorsorge für Treckfahrzeuge unserer Bevölkerung getroffen. Den Familien ohne eigenes Fahrzeug wurde ein bestimmter Fluchtwagen fest zugeteilt, damit jeder Landsmann, der flüchten wollte, auch mitkam. Es durfte niemand, der nicht fort wollte, gezwungen werden zu flüchten. Ende August 1944 waren die Vorbereitungen auf Kreisebene abgeschlossen.«

* * *

F L U C H T - welch ein schlimmes Wort. Angst zog in die Seelen ein, als der Wehrmachtbericht das erste Eindringen sowjetischer Truppen ins Reichsgebiet meldete. N e m m e r s d o r f in Ostpreußen ging über Europas Radiostationen als das Synonym für Bestialität, für kaltes Grauen. - Überall östlich der Weichsel, wo deutsche Menschen wohnten, erschien die gewisse Stunde Null nun ungerufen im alltäglichen Tun und in nächtlichen Alpträumen.

Gerda E s a u - Neumann aus M a r i e n a u (Hof Nr.24) schreibt: Es muß im Spätherbst 1944 gewesen sein, als Walter Driedger (Hof Nr.10) eines Abends zu uns kam, um mit Papa - beide sollten Treckführer sein - Fluchtpläne auszuarbeiten. Ich weiß nicht, woher der Befehl dazu gekommen war. Mutti und ich saßen auf der Ofenbank und hörten uns alles mit gemischten Gefühlen an.
Walter Driedger war schon seit mehreren Jahren für die Ausgabe der Lebensmittelkarten zuständig und wußte darum genau Bescheid über alle Familien im Dorf und deren Personenzahl. So wurden nun Listen angefertigt und festgelegt, welche Familien mit welchen Bauern mitfahren sollten. Es war sehr kompliziert, obwohl alle Pferde als Zugtiere eingeplant waren.
Treffpunkt für die Abfahrt sollte der Kleeschlag von Gustav Enß (Hof Nr.26) sein, der dicht an der Straße nach Neuteich lag. Es gab viel zu bedenken, und dieser Abend wurde sehr lang.

G. F i e g u t h zur Situation Mitte Januar: Da tauchen neue Trecks aus den ostpreußischen Nachbarkreisen auf, grausige Dinge hatten viele von ihnen erlebt. Nun heißt es auch bei uns „alles fertig machen" zum evtl. Treck.
Wagen werden hergerichtet und, soweit vorhanden, mit Planen überspannt. Pferde werden neu beschlagen, und in den Wohnhäusern wird mit dem Packen der notwendigsten Dinge begonnen. Der ganze Kreis wird von Sorge und Unruhe erfaßt, denn nach dem Osten zum Feind hin ist die Nogat fest zugefroren, und im Westen, dem Fluchtweg, liegt die breite, offene Weichsel.
Bestens unterstützt bei all unseren Vorbereitungen werden wir durch unsere 6000 - 7000 Gefangenen und Ostarbeiter. Nirgends - soweit mir bekannt - ergeben sich mit diesen Leuten irgendwelche Schwierigkeiten. Auch sie haben nur den einen Wunsch, der Roten Armee nicht in die Hände zu fallen.

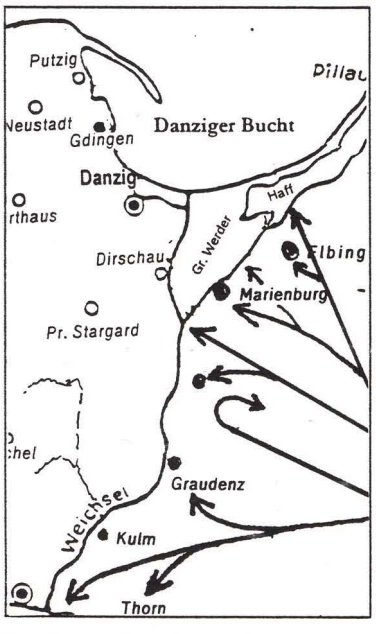
Für den Fall der Fälle stellte die Kreisleitung einen N o t d i e n s t , vorwiegend aus Bauern, auf, der für M a r i e n a u aus etwa 10 - 12 Mann bestand. Am 18. Januar 1945 wurde dieser von allen Dörfern nach Platenhof befohlen und erhielt Instruktionen. Es mußten an Straßenkreuzungen, Brücken, Bahnhöfen usw. Wachen abgestellt werden. Zum Marienauer Notdienst gehörte auch H e r m a n n R e i m e r (Hof Nr.33), der am 22.1. 45 in Platenhof jedoch abgelöst und nach Hause geschickt wurde. Die Zeit war gekommen, wo die Nerven der Menschen im Werder bis zum Zerreißen gespannt waren. Der Kreisbauernführer berichtet zu dieser Situation:

22. Januar. Wilde Gerüchte, oder sind es Wahrheiten, durcheilen den Kreis. Von keiner Stelle ist Genaues zu erfahren. Die verschiedenen Dienststellen in Danzig - noch geschützt durch die Weichsel, weit vom Schuß - lehnen jeden Räumungsgedanken unseres Kreises ab.

23. Januar. Groß ist die Verantwortung für uns alle. Trecken wir zu früh und der Russe wird gehalten, entstehen unberechenbare wirtschaftliche Schäden. Haus und Hof ohne Aufsicht, die Viehherden ohne Wartung und Pflege. Trecken wir zu spät, überrennt uns der Russe und besetzt die Fähren an der Weichsel.

Von Willy Asch erfahren wir, daß im Sommer 1944 die Werderaner dem Nachbarkreis Elbing beim Bau des Panzergrabens vom Drausensee östlich von Elbing bis zum Frischen Haff geholfen hätten. Dieser Graben sollte auch dem Kreis Gr. Werder bei Gefahr Schutz bieten. Es war jedoch in jenen Tagen durch den überraschenden Angriff der Russen unseren Truppen nicht gelungen, den Panzergraben rechtzeitig zu besetzen und zu verteidigen. So war es am **23. Januar** möglich geworden, daß am Spätnachmittag eine **sowjetische Panzervorhut** ungehindert nach **Elbing** hineinfahren konnte. Dazu Gustav Fieguth:

5 Uhr nachmittags. Die ersten russischen Panzer sind in Elbing, dicht an unserer Grenze. Von Schreck und Entsetzen gejagt, kommen Hunderte aus diesem Gebiet verstört in Tiegenhof an. Zehntausende sind abgeschnitten und fallen den Russen in die Hände. Wir geben für den Kreis erhöhte Alarmbereitschaft, d.h. die Wagen sind fertig zu packen, die Pferde aufzuschirren. So erwartet der Kreis den Befehl zum Trecken. Nur der, der in dieser Lage gestanden hat, kann ermessen, was diese Stunden bedeuten.



26.1.45 Angriffsspitzen d. Roten Armee an Weichsel und Nogat

»Die Aufregung wurde groß und allgemein. Das ganze Dorf bereitete sich vor. In den Mondnächten huschten Männer mit Spaten in stille Verstecke, gruben aus und wieder ein. Frauen standen tagtäglich vor Spinden und Schränken und wußten doch nicht, was sie mitnehmen sollten. Hunderte stiller Seufzer und lauter Klagen stiegen zum Himmel, und der konnte in diesen frostklaren Tagen nicht schöner sein.« (Grete Scholz - Gejagtes Volk)

Die Russen an der Nogat

»Da wir in unserem Kreis keine Truppen hatten, mußten wir selbst die Schwimmbrücke „Einlage a. d. Nogat" sichern, bis sehr schnell die 7. Infanteriedivision in die Abwehrkämpfe entlang der Nogat und in Marienburg eintrat. Eine panikartige Flucht aus den beiden Städten Elbing und Marienburg in unseren Kreis hatte bereits an jenem schlimmen Tag, dem 23.Januar, eingesetzt. Die Eisenbahnen konnten es trotz guten Willens nicht mehr schaffen. Beide Städte waren vor allem mit ostpreußischen Flüchtlingen überfüllt, und die Trecks fuhren nun in Eile weiter, da Dirschau und Danzig

noch frei waren. Der Zustrom von Marienburg ließ dann aber schnell nach, da der Russe schon einen Teil der Stadt in der Hand hatte.
Jedoch von Elbing stürzten bei Tag und Nacht und bei 10 bis 13 Grad Kälte und hohem Schnee in panischer Flucht die Massen ein. Sie kamen mit Fahrzeugen und oft zu Fuß mit Handwagen oder Schlitten. Alle suchten Sicherheit und schnelle Weiterfahrt. Neuteich und Tiegenhof, unsere beiden Städte, und unsere Dörfer waren bald randvoll.« (Willi Asch)

In Marienau

G. E s a u - Neumann: An einem Sonntagmorgen - meiner Erinnerung nach war es der 21.1.1945 - begannen wir mit den Vorbereitungen zur Flucht. Die Wagen waren schon vorher fertiggemacht worden, jedenfalls waren unsere vier Ackerwagen mit Binderplänen überdacht, als sie gebracht wurden.
Die letzten Tage hatten wir schon ständig Flüchtlinge aus Ostpreußen zur Übernachtung, die unterwegs nach Westen waren. Sie wurden uns vom Bürgermeister zugeteilt. Auch am 23. Jan. hatten wir einige ostpr. Familien im Haus, die noch spät abends, nachdem sie gegessen und sich gewärmt hatten, alles zusammenpackten und weiterfuhren.

H. R e i m e r : Am Dienstag, dem 23.1.45, machten wir 3 Wagen fertig mit Plan und nötigem Handwerkszeug, pro Pferd 1 Sack Hafer usw., Kleidung und sonstige Sachen, Wertpapiere, Kontobücher, Hofkarte, Wehrpaß und Versicherungspapiere. Auch die Kassenbücher der Kirchengemeinde Rosenort, sämtliche Versicherungspapiere der Marienauer (Tiegenhöfer) Feuerversicherung wurden mitgenommen. Nur die Gemeindekasse mit Büchern blieb zurück, weil Bürgermeister W. Dyck (Hof Nr. 5) es so wollte. Natürlich wurden auch Mehl, Zucker, Rauchfleisch und Einmachgläser eingepackt.
Am Vormittag war noch eine Versammlung im Gasthaus Radtke, wo Willy Dyck und Ortsbauernführer Ernst Esau weitere Anweisungen erhielten für den Befehl zur eventuellen Flucht. Ein Sammelpunkt der Ortsgruppe (westl. d. Weichsel) wurde noch nicht bekanntgegeben, dieser war noch geheim.
Abends kamen viele Flüchtlinge mit ihrem Treck zu uns ins Quartier, auch in die ganze Ortschaft natürlich. Die Stimmung wurde immer schlechter und die Wahrscheinlichkeit der F l u c h t immer größer. Der Abend und die Nacht waren recht unruhig. In der Nacht mußte ich ins Dorf mit anderen Nachbarn, um weitere Befehle des Landratsamtes abzuwarten. Das Telefon war ziemlich lebhaft bei Radtke.



24. Januar 1945

„Bittet aber, daß die Flucht nicht geschehe im Winter . . ."

Matth. 24, 20

. . . doch das Unglück schreitet fort

Willy A s c h : Nachdem die Frontlinie an die Nogat vorgerückt war, wurden auch unsere Werderaner, die ihre Fahrzeuge gepackt hatten, sehr unruhig. Auf Anfrage in Danzig (Gauleitung) wurde kein grünes Licht zur Flucht gegeben. So gaben wir vom **Krisenstab bei der Kreisleitung Tiegenhof auf eigene Faust noch in der Nacht zum 24. Jan. 1945 den Treckbefehl telefonisch an alle Orte durch.**

Gustav F i e g u t h : »Gegen Mitternacht erscheinen die Russen an der Nogat. Letzter Augenblick. Befehl an die Bezirksbauernführer: „Trecken !" In wenigen Minuten ist der Befehl an die Ortsbauernführer weitergegeben, und eine Stunde später sind die Straßen des Kreises voll von vieltausend Wagen. Unsere Gespanne, unsere schweren Ackerwagen, die Jahr für Jahr das viele Getreide eingebracht, die jedes Jahr Millionen Zentner Zuckerrüben vom Felde geschafft haben, jetzt rollen sie mit Menschenfracht, vom Kleinstkind bis zur Großmutter, bepackt mit Futter, Lebensmitteln, Betten und Wäsche, mit der notwendigsten Habe.

In Marienau

Sie spannten an. Die Pferde waren schwer zu halten in eisiger Winternacht. In zwei Stunden sollte sich der Treck vor der Ortsgrenze zu Brodsack sammeln. Eine kurze Frist hatten sie ihnen gegeben, um noch einmal durchzumustern, die wirren Gedanken zur Ruhe zu zwingen, die enge Seligkeit des vertrauten Hauses mit zusammengeschnürtem Herzen zu durchschreiten, ein letzter Blick auf die armen Tiere im Stall, dann vorwärts den Kopf, geduckt unter der Plane und . . . Foare geiht ! - ins Ungewisse.

Gerda E s a u : In der Nacht vom 23. auf den 24. Januar - es mag so gegen 4.00 Uhr gewesen sein - klingelte, während ich im Wohnzimmer schlief, das Telefon. Wir waren sofort wach und wußten, was es zu bedeuten hatte.
Papa ritt gleich fort, um viele Leute im Dorf zu benachrichtigen. Auch alle ausländischen Arbeiter mußten auf die Flucht mitgenommen werden. Nur zum Viehversorgen sollte überall jemand zu Hause bleiben. Bei uns blieben das Ehepaar aus Leningrad und unser Instmann Heinrich Schulz. Er nahm Abschied von seiner Frau und seinen acht Kindern, die mit uns gemeinsam bis Rerik im Kreis Wismar flüchteten.
Wir waren fertig zum Trecken und warteten auf die anderen, die ja alle an unserm Hof vorbeifahren mußten. Es wurde schon hell, doch niemand kam. Also machten wir uns mit fünf vollbeladenen Planwagen alleine auf die Flucht. Wegen des Schnees und der kritischen Situation beschlossen wir, w e i t e r z u f a h r e n und nicht auf dem Kleeschlag auf die anderen Marienauer zu warten. An der Eichwalder Ecke in Richtung Neuteich sah man schon viele Treckwagen. Die Straßen waren überfüllt, und man hatte zu tun, daß alle Wagen zusammenblieben.

Hermann R e i m e r : Gegen 5 Uhr morgens am 24.1.45 kam dann der schmerzliche Befehl zum sofortigen Abmarsch in R i c h t u n g D i r s c h a u , ferner auch der Befehl, daß 12 Mann vom Notdienst oder auch Volkssturm zurückbleiben mußten, um die Heimat zu schützen. Auch ich selbst war unter diesen 12 Mann.
Ich ging nun nach Hause mit dieser mir recht schweren Nachricht. Es wurden die Wagen beladen und mit je 2 Pferden bespannt, 1 Wagen für uns selbst und 2 Wagen für die Gemeinde. Kutscher waren unsere Engländer Gilbert und Tom sowie Fritz Harwath.

Gustav P h i l i p p s e n : Am 24. Januar 1945 am Morgen um 5 Uhr kam der Befehl vom Kreisleiter Asch, daß wir uns sofort fertigmachen sollten und das Dorf verlassen. Die Familien waren in den von den Bauern hergerichteten Planwagen verteilt worden. Leider ging das nicht alles so vonstatten wie vorgesehen. Einige Wagen waren schon losgefahren, ohne darauf zu achten, ob auch die vorgesehenen Familien darin Platz gefunden hatten. So erging es auch meiner Familie. Die Russen standen mit ihren Panzern in Elbing, die Straßen waren mit Flüchtlingen überfüllt, so bin ich dann schließlich um 10 Uhr mit meiner Familie, Rodelschlitten und Kinderwagen losgegangen.
Da aber die Straßen verstopft waren, hatten wir bald den für meine Familie vorgesehenen Wagen eingeholt. Als sie darin untergebracht war, bin ich wieder in mein Heimatdorf zurückgegangen, um noch einiges zu holen, was man in der Eile zurückgelassen hatte.
Zu Hause angekommen, wurde ich gleich zum Volkssturm gerufen, der sich mit ca. 17 Mann versammelt hatte, um das Vieh, das auf den Höfen zurückgelassen worden war, zu melken und zu füttern.

Gustav F i e g u t h : Der Aufbau der F ä h r e n war fertig geworden und klappte bis auf wenige Störungen gut. Tag und Nacht wird ununterbrochen übergesetzt, trotzdem läßt es sich nicht verhindern, daß sich an den Fähren Massen von Wagen anstauen, daß durch das Gedränge - die Kutscher sind zumeist Ostarbeiter, Gefangene, Frauen, Kinder - viele Deichseln brechen und leider auch mancher Wagen eingedrückt wird. Und wenige Kilometer hinter uns, in Marienburg, an der Nogat entlang, kracht es, tobt der Kampf.
Schon in den Morgenstunden des 24. Januar kamen die Russen über die Nogat nach Lupushorst, erschossen den Molkereibesitzer Howald und seine zwei Söhne und vergewaltigten seine Frau. Howald war schweizer Staatsbürger und glaubte, die Russen würden dieses achten.
Am 25. Januar waren die Russen in Blumstein und Kaminke, etwas später in Lindenau und verschleppten die aus irgendeinem Grunde zurückgebliebenen Bewohner.

G. E s a u - Neumann: Stacho, unser Pole, fuhr den Planwagen mit unseren Sachen. Ich fuhr mit ihm. Zum erstenmal hatten wir sechs tragende Stuten. Die Pferde waren die ersten Tage schrecklich übermütig. Die Kutsche fuhr, als wir die Weichsel überquert hatten, den Damm rückwärts wieder runter. Zum Glück stieß sie gegen eine Ecke der Fähre. Ich werde dieses Bild nie vergessen, denn es saß auch unsere Mutti darin. Ich mußte in Dirschau die Stute Eva halten, die kaum zu bändigen war, und fürchtete, ich hätte die anderen verloren, die ja weiterfahren mußten. Papa war noch einmal zur Fähre zurückgegangen, um zu sehen, ob noch jemand aus unserem Dorf nachkam. Die Straßen waren überfüllt. Wir fuhren bis spät abends in drei Reihen, Militär in Richtung Front, dann zwei Reihen Flüchtlinge.



Hermann R e i m e r : Der Abschied von den Lieben war schwer, fuhren sie doch ab mit uns unbekanntem Ziel. Mutti und Käte hatten Gilbert als Kutscher, mit dem 2. Wagen fuhren auch unsere 3 Mädchen, 2 Ukrainer und 1 Polin mit. Die beiden Iwans blieben zurück. Es waren schwere, schreckliche Stunden. Die Straßen waren voll von Treckwagen.
Käthe R e i m e r - Gurcke: Vater mußte beim Volkssturm in Marienau bleiben. So waren wir uns selbst überlassen. Bald wurden uns die Pferde gestohlen, und so mußten wir den Treck stehen lassen. Dann

holten uns die Russen ein und ich wurde nach Süd-Sibirien verschleppt. - Nach einem Jahr kam ich zurück nach Westdeutschland.

Hermann B u d w e g (Hof Nr. 41) : 24. Januar, Mittwoch. Fluchtbeginn. Wetter: schön, aber starker Frost. Bis Krischau gefahren und d e n T r e c k v e r l o r e n . Auf der Straße übernachtet. Abends um 7 Uhr fuhren Emil u. Hermann Budweg u. Chr. Beyer mit 2 Schlitten und einem Pferd dem Treck nach. Hinter Neuteich kein Schnee mehr. In Gr.Lichtenau einen Gummiwagen organisiert, umgepackt und weitergefahren, furchtbar glatt. Am 25. Januar war das Wetter schön, starker Frost. Weitergefahren. Abends ü b e r d i e W e i c h s e l b r ü c k e gefahren. Auf einem Gut an der Scheune übernachtet. Auf dem Hof Kaffee gekocht. Die Elfe (Pferd) hat Kolik bekommen.

Edgar S c h a l d a c h (Hof Nr.6) : Am 24. 1. 45 wurden meine Eltern morgens gegen 5.00 Uhr geweckt, und es wurde ihnen mitgeteilt, daß sie Marienau verlassen müßten. Nachdem sie noch einiges zusammengepackt hatten, sind sie gegen 8.00 Uhr gemeinsam mit meinem Großvater mütterlicherseits (Johann Krause) - der doch erst nach gutem Zureden zur Flucht einwilligte - vom Hof gefahren.

Gretel K o l l i e n : Wir, meine Mutter und wir restlichen vier Kinder, wurden nicht nur von Reinhold getrennt, sondern auch von unsern Nachbarn und Freunden. Denn wir waren dem Wagen der Frau Meta Goertz (Hof Nr.25) zugeteilt. Die Fahrt, oder besser gesagt, der Marsch ging bei Dirschau über die Weichsel, und nach gut 10 Tagen war Endstation in Schwarzhütte. Hier wurden wir in einem ehemaligen Arbeitsdienstlager untergebracht.

Hilde B a r t s c h - Beckmann (Hof Nr.30) : Am 24. Januar 1945 mußten wir mit Pferd und Wagen unser Marienau verlassen. Ich war ein Kind von 8 1/2 Jahren. In Schwarzhütte, Kr. Danzig-Land, angekommen, haben die Sowjets am 8. März meinen Vater verschleppt und die Pferde mitgenommen. Mutter mit vier Kindern setzte die Flucht zu Fuß weiter nach Osterwick zu Schwiegereltern fort. Erschöpft sind wir dort angekommen.

Ruth W i n k l e r - Jetter: ...Und auf einmal zogen sie Herrn Kreklau als Volksdeutschem noch eine Uniform an, und er wurde im Januar 1945 geschickt, um die verwaisten Dörfer zu bewachen.
Er kam gerade am 24. Januar zurück, als schon alles unterwegs war, fand die Pennerschen Wagen, machte mal Pause bei Schröder, Eichwalde, und organisierte noch etwas. Wäre er die letzten Tage auf dem Hof gewesen, hätten die Wagen ein Dach über dem Kopf gehabt, denn der Mann war handwerklich sehr geschickt, und es waren ja 24 Grad Frost und ein bißchen Schnee.
Nun, alles zog über die Weichselfähren gen Westen, aber nicht Frau Wiebe (Hof Nr.28) mit Udo und Herrn Kreklau. Der kannte die n e u e B r ü c k e s ü d l i c h v o n D i r s c h a u , und so zogen sie durch die Lande, bis das Militär ihn schnappte. Über die Nehrung kam er dann in die Ukraine...
Käthe Wiebe setzte die Flucht gen Westen alleine mit dem Pferdewagen fort, begleitet von ihrem 14jährigen Enkel Udo.«

Gustav F i e g u t h : Vier Tage und drei Nächte wird übergesetzt, glücklicherweise nimmt auch die Brücke eine Menge Wagen auf; d a n n i s t d e r K r e i s g e r ä u m t . Geräumt auch von den vieltausend Wagen ostpreußischer Flüchtlinge, die in unseren Kreis hineingedrückt waren. Im vorgesehenen Aufnahmegebiet der Danziger Höhe, zum Teil auch in der Danziger Niederung, wurde Quartier bezogen. Hier sollte abgewartet werden, denn die Straßen um Danzig waren voll von Wagen aus anderen Kreisen, die auf den vereisten Straßen mit ihren stumpfen Pferden (ohne Winterbeschlag) kaum weiterkamen. Auch wurde uns gesagt, daß Danzig und ein großes Gebiet der Danziger Höhe bis zum Westufer der Weichsel auf jeden Fall gehalten werden soll. Nur zu gerne wollten auch dieses wieder viele von uns glauben.

. . . zurückgeblieben

Hermann R e i m e r : Ich mußte nun allein zu Hause bleiben, dachte aber nicht mehr in dieser aufregenden Zeit, daß meine Kleidung und Papiere nun verpackt waren und abfuhren...
Ich schloß das Haus ab und ging ins Dorf, sprach mit W. Driedger. Wir waren fast kopflos und wußten nicht, was zu machen war. Zu nachmittag 2 Uhr waren wir 12 Mann in die Wohnung des Ortsgruppenleiters Rempel bestellt. Die ganze Ortschaft wurde noch mal von uns kontrolliert. Alle Einwohner bis auf uns 12 Mann waren fort. Das Vieh wurde überall noch mal gefüttert. Stellenweise waren auch noch Russen da, die fütterten.
Am Nachmittag gegen 18 Uhr trafen wir uns wieder bei Rempel, um uns zur Abfahrt bereitzuhalten. Mein Verdeckwagen, 2 tragende Stuten von L. Enß, der Parkwagen von G. Fast, 2 Pferde von H. Dueck und Rempel und ein Schlitten von G. Fast mit dem Schimmelhengst der Genossenschaft standen für uns zur Abfahrt bereit. Gerade als wir zu Rempel gingen, brannte das Grundstück von Wilhelm Friesen Rückenau nieder.
Um 20 Uhr wurde der Käsereistall von der deutschen Wehrmacht in die Luft gesprengt - angeblich, weil darin Kriegsmaterial gelegen hatte. Die wahnsinnigen Zerstörungen begannen.

In der Nacht vom 24./25. Januar nach Mitternacht erhielten auch wir 12 den Befehl, sofort Marienau zu verlassen. Wir setzten uns in Marsch. Weil Gend.-Wachtm. Blank nach Danzig sollte, fuhren wir über Ladekopp, Neumünsterberg und Rotebude. Wären wir über Dirschau gefahren, hätten wir unsern Treck vielleicht noch gefunden.

Gustav P h i l i p p s e n : Um 22 Uhr erteilte der Kreisleiter den Befehl abzurücken. Nun ging die Suche nach unseren Familien los. Aber vergeblich. Ich bin von Berent zu Fuß nach Bütow und von dort nach Stolp gegangen. Aber aus den hunderttausend Flüchtlingen konnte ich unmöglich meine Angehörigen herausfinden. In den Straßengräben lagen tote Pferde und Menschen, zum Teil erfroren oder an den vielen Entbehrungen gestorben.

Hermann R e i m e r : Ab Neumünsterberg waren die Straßen voll, weil die Fähre in Rotebude diesen Verkehr nicht bewältigen konnte. Es waren 4 Reihen von Treckwagen und Lastwagen. Wir warteten etwa 2 Stunden, waren dann etwa bis zur Kirche Barenhof vorwärtsgekommen. G. Fast und ich gingen nun zur Fähre, um uns die Überfahrt anzusehen. Wir entschlossen uns, uns aus dem Gedränge noch mal rückwärts herauszuschlängeln, was auch unter viel Krach gelang. Wir fuhren nun über Bärwalde den Landweg zur Weichsel und kamen vom andern Ende zur Fähre. Zwischen 8 - 9 Uhr wurden wir übergesetzt und fuhren zu Wiebe Käsemark ins Quartier.



Sieben kommen durch

Gretel K o l l i e n : Mein Bruder Reinhold war nicht bei uns; er war dem Wagen der Helene Enß zugeteilt. - Nach seinen Angaben übernahm ab Neuteich Herr Ernst Esau den Treck, der aus 15 Fahrzeugen bestand, u.a. von Ernst Esau (Hof Nr. 24) 1 Kutsche, 4 Wagen; von Hermann Dueck (Hof Nr. 38) 1 Kutsche, 1 Wagen; von Willy Dyck (Hof Nr. 5) 1 Kutsche, 2 Wagen; von Adolf Rempel (Hof Nr. 2) 1 Wagen; von Helene Enß (Hof Nr. 27) 2 Wagen.
Es fuhren mit: Treckführer Ernst Esau mit Familie, Familie Hermann Dueck, Frau Willy Dyck u. Tochter Hildegard, Frau Rempel und Tochter, Herr Otto van Riesen, Frau Helene Enß mit Tochter, Frau Anna Penner, Frau Rosa Klein mit Sohn Willi, Frau Anna Claaßen und Kinder, Fam. Heinrich Schulz (von Esau), Frau Pleger, Herr und Frau Dodenhöft (Eltern von Lena), Frau Ziemens und Kinder und Reinhold Kollien.
Die Parole hieß zwar ' H i n a u f z u r D a n z i g e r H ö h e ', aber Ernst Esau sagte, ' N i x D a n z i g , s o n d e r n R i c h t u n g W e s t e n '. - Und so ging es bei Dirschau über die Weichsel und dann in Richtung Pommern...

Gerda E s a u - Neumann: 1. 2. 45 - Bartin. Hier waren wir auf einem großen Gut untergebracht. Die erste Stute hatte gefohlt, und wir blieben fünf Tage.
6. 2. - Zirchow, 8 km südlich von S t o l p . In diesem Dorf waren noch kaum Flüchtlinge gewesen, und alle hatten ein gutes Quartier. Wir wohnten zusammen mit Duecks bei der Familie des Pastors. Hier wollten wir bleiben, bis wir wieder zurück nach Marienau durften. Doch auf Zuraten von Hermann Dueck fuhren wir weiter.
11. 2. - Zitzewitz, ein großes Gut. Wir durften immer nur Feldwege fahren, da die Straßen fürs Militär freibleiben mußten. Manche Nacht war es schrecklich kalt, wenn ich bei Papa blieb, der fast nur auf dem Wagen schlief.
Ich erinnere mich an den ersten Sonntag unterwegs. Nachts hatte ein Schneesturm getobt. Alles sah so trostlos aus. Hermann Dueck hielt mit uns eine Morgenandacht, bevor wir weiterfuhren. Wir sangen »Harre, meine Seele«, und besonders der zweite Vers war hier passend.

> Harre, meine Seele, harre des Herrn, alles ihm befehle, hilft er doch so gern.
> Wenn alles bricht, Gott verläßt uns nicht, größer als der Helfer ist die Not ja nicht.
> Ewige Treue, Retter in Not, rett ' auch unsre Seele, du treuer Gott.

Gestärkt fuhren wir weiter. Auf dem Weg vor uns her wurden viele Jährlinge vom Trakenergestüt getrieben, die den hohen Schnee tüchtig runtertraten. So hatten wir doch ein leichteres Fahren. Unsere Pferde waren nun auch nicht mehr übermütig. Wir sahen unterwegs viele eingeschneite Wagen.
Duecks ließen das Baby von Thießens in Lubahn bei Familie von Bonin, die für das Kind sorgen wollte. Erst mit achtzehn Jahren erfuhr es von den Eltern. Auch verloren die alten Raabes sich und fuhren getrennt weiter. In Bütow mußte eine schwangere Frau zur Entbindung. Die Mutter blieb bei ihr. Deren drei Kinder zogen mit uns weiter. Sie fanden sich in den nächsten Jahren aber alle wieder zusammen...



Treck Ernst Esau und seine Besatzung

Marie R e m p e l : 24.1.1945 Mittwoch, erstes Nachtquartier in M ü h l b a n z im Kuhstall.
25.1.45 Donnerstag, in L a m e n s t e i n auf dem Korridor.
26.1.45 Freitag, in L u b a h n Übernachtung in einer Scheune.
27.1.45 Samstag, Übernachtung in Scherendorf.
28.1.45 Sonntag, Stendsitz (nördl. v. B e r e n t) zuerst hatten wir bei Geschwistern ein wunderbares Quartier. Da mußten wir leider nach ein paar Stunden fort. Dann in Kluckershütte in einem Gutshaus in einem Zimmer auf dem Fußboden geschlafen.
29.1.45 Montag, Klein-Pomeiske, Gemeinschaftslager mit einer fremden Familie in einem Zimmer.
30.1.45 Dienstag, Altkolziglow (südöstlich von Stolp) spätabends ins Quartier gekommen, 50 km geschafft, die letzte Strecke durch Wald, zum Teil zu Fuß. Gemeinschaftslager im Bad.

31.1. bis 4.2.45 Donnerstag bis Sonntag, in Bartin (südlich von S t o l p) , schon am Tag Rast gemacht, Quartier im Hause einer Deutschen.
5. bis 7.2.45 Montag bis Mittwoch, in Zirchow sehr gutes Quartier in einem Gasthof.
8.2.45 Donnerstag, in Zitzewitz (südwestl. von Stolp) in einem zum Schloß gehörigen Gebäude übernachtet.
9.2.45 Freitag, S c h l a w e , 24 km zu Fuß gegangen, in einem Rentierhaus übernachtet.
10.2.45 Samstag, in Zuchen ? Quartier in einem kleinen Grundstück. Sollten verpflegt werden, aber - - -
11.2.45 Sonntag, in Kordeshagen (westl. v. Köslin) Quartier im Saal eines Gasthauses zusammen mit 3 x Dyck, 3 x Enß und 2 x Esau. Bekamen Sonntag und Montag warmes Essen und schliefen auf Feldbetten. Bekamen noch einen Korb Äpfel.
12.2.45 Montag, in K o l b e r g spät abends angekommen. Sollten in der Schule übernachten, aber ein Studienrat nahm uns auf mein Bitten hin ins Rektorzimmer. Wieder Schneesturm, erst um 12 Uhr weitergefahren.
13.2.45 Dienstag, Glansee, Schneesturm, Quartier bei einer Bauernfamilie, zum Glück ein sehr gutes, obwohl es anfangs sehr schlecht damit aussah. In der Nacht Regen.
14.2.45 Mittwoch, in Moitzow Quartier in einem Bauernhaus. Für die Pferde schlecht. Regen.
15.2.45 Donnerstag, Quartier in Ravenhorst, für die Pferde gut. Wir selbst sollten anfangs mit Franzosen und Polen in einem Zimmer schlafen. Nachher wurde uns aber ein kleines Zimmer eingeräumt.
16.2.45 Freitag, in Herrenhagen. Begrüßt wurde ich von einem alten Großmütterchen mit einem Willkommenskuß, und so lieb war auch die ganze Aufnahme. Der Mann war Schneider.
1 7 . 2 . 4 5 Samstag, Falkenwalde (b. Pölitz nördl. v. Stettin). Bei Langenberg ü b e r d i e O d e r gefahren nach Pölitz. Damit wir nicht auf der Straße bleiben mußten, durften wir in die Kirche. Am Sonntagmorgen waren die Leute aber netter. Am Samstag ca. 37 km geschafft, den größten Teil zu Fuß...

Gerda E s a u - Neumann: Wir fuhren weiter über Schlawe, K ö s l i n , K o l b e r g , und hier übernachteten wir auf dem Roßmarkt. Es ging immer zügig in Richtung Oder. Am 1 7 . F e b r u a r erreichten wir die Fähren und ü b e r q u e r t e n d i e O d e r bei Stepenitz-Pölitz in aller Ruhe.
Dann ging's weiter über Pasewalk, Straßburg, Burg Stargard, Neubrandenburg, Stavenhagen, Güstrow, Sternberg, Brüel, Warin, Neubukow nach W e s t h o f b e i R e r i k . Hier blieben fast alle. Familie Dueck und uns schickte man nach T e ß m a n n s d o r f aufs Vorwerk, wo wir zusammen eine Zweizimmerwohnung im Tannenkaten bekamen. Bis hier waren wir fast sieben Wochen auf der Landstraße gewesen. - Papa mußte noch zur Musterung für den Volkssturm nach Wismar.

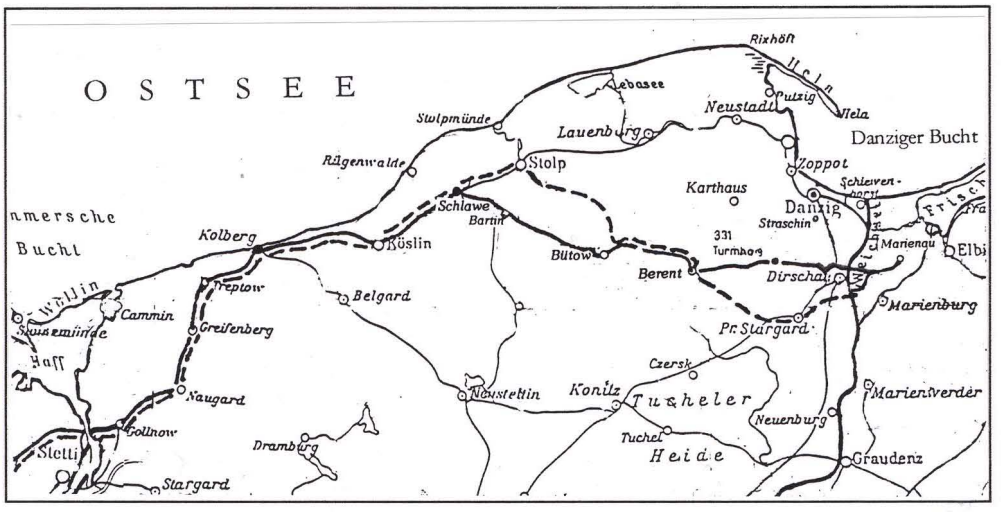

Treck Ernst Esau und seine Besatzung

Willy D y c k : (Hof Nr.5) Aus einem Brief an Walter Driedger (Hof Nr.10) in Schleswig-Holstein.

Lieber Walter! Körbzig, den 9.4.45
...Nur noch im Kurzen meine Route von Schönau. Ich fuhr dort mit einer Zugmaschine, Groß Polonken und marschierte dann, meistens mein Rad schiebend, nach Lamenstein, um den Treck zu suchen. Bekam dort kein Nachtquartier, da ich dort zu spät eintraf. Suchte nun Tag um Tag nach dem Treck. Das Fahrrad ließ ich bereits Montag stehen und ging zu Fuß weiter. Ich nehme an, daß es Dir ähnlich gegangen ist. Ich bin aber nur bis Bütow auf der Suche gewesen. Dann gab ich meine erfolglose Suche auf und fuhr nun mit Anhalter nach Stettin, dann weiter über Pasewalk nach Neubrandenburg und von hier aus mit der Bahn nach Neustrelitz. Traf dort am 10.2.45 - 12 Uhr ein und marschierte dann nach Fürstensee zu Bruder Erich...
Ich kann nur sagen, die Treckstraße von Lamenstein-Bütow war furchtbar. Ich meine dies nicht für mich, sondern in erster Linie für Familien mit Kindern auf zum Teil Wagen ohne jedes Schutzdach bei 15 Grad minus und Schneesturm ohne jedes Nachtquartier.
Nun am 12.2. bei Bruder Erich eingetroffen, wartete ich auf Liesbeth. Zweimal kam dort Post an, aber immer noch von der andern Seite Oder. Ich hatte schon die größten Bedenken, jedoch trafen zwei meiner Wagen am 24.2. auch wohlbehalten bei Erich ein. Die Freude war nun natürlich groß. Mit waren Liesbeth, Hildegard, Mut-

ter, Lieschen, als Kutscher ein Pole und unser getreuer Charles. Du weißt doch, der Tommy, der bei den Kühen war. Er hat Liesbeth sehr umsorgt und getreu für die Pferde gesorgt - und geklaut.
Den Polen stellte ich gleich dem Arbeitsamt zur Verfügung. Mit Charles habe ich erst mal für Bruder Erich im Forst 15 m Holz für den Forst und dann 15 m Holz für ihn geschlagen. Kam mir anfangs zwar komisch vor, aber, um ehrlich zu sein, es fiel mir am Anfang verdammt schwer, später ging mir die Arbeit im Knien sogar schon besser als meinem Kumpel.
Leider mußte er, nachdem es durch eine kleine Gehässigkeit gemeldet worden war, sich beim Stalag (Stammlager) melden. Er war der tatsächlichen Überzeugung, meine Familie in ihre Heimat zurückzufahren, selbst nach einem unglücklichen Ausgang des Krieges. Er rechnete mit einem Freistaat Danzig als englischem Stützpunkt und glaubte dieses auch noch bei einer schweren Abschiedsfeier, und dies gab Liesbeth Trost...
Einer meiner Wagen fuhr mit dem Treck weiter. Von dem 4. Wagen haben wir nichts mehr gesehen. Im Treck fuhren folgende Wagen: Ernst Esau - 5 Wagen, Rempel - 1 Wagen, Witwe Enß - 2 Wagen, H. Dueck - 2 Wagen, W. Dyck - 3 Wagen. Rempels hatten absolut keine Lebensmittel mitgenommen. Es waren hier mit Dodenhöfts, v. Riesen und Frl. Rempel. Außer den Dorfschen Familien war die alte Frau Penner bei Esaus mit...
Die Wienssen sind alle im Danziger Gebiet geblieben. Nun vorerst genug. Berichte bitte auch mal über den weiteren Verlauf Deiner Flucht. Es wird wohl lange dauern, bis ich Antwort erhalte, da ich annehme, daß Du inzwischen auch Soldat geworden bist. Vielleicht wird es auch nie. Die Adresse von Liesbeth ist: L.Dyck, Fürstensee (3) Neustrelitz, Mecklenb. -
Was macht Klaus? Die Anschriften von Esaus usw. weiß Liesbeth.

Die besten Grüße an Lene und Du sei bestens gegrüßt von Deinem Nachbarn Willy Dyck



Fluchtweg Treck Esau, H. Dueck, Rempel, W. Dyck, Helene Enß
Fluchtweg Treck E. und H. Budweg

Ruth W i n k l e r - Jetter: ...Nun, alles zog über die Weichselfähren gen Westen, aber nicht Frau Wiebe (Hof Nr.28) mit Udo und Herrn Kreklau. Der kannte die neue Brücke südlich von Dirschau, und so zogen sie durch die Lande, bis das Militär ihn schnappte. Über die Nehrung kam er dann in die Ukraine...
Käthe Wiebe setzte die Flucht gen Westen alleine mit dem Pferdewagen fort, begleitet von ihrem 14jährigen Enkel Udo.

Walter D r i e d g e r : (Aus einem Brief an seine Frau) ...Getroffen habe ich hier Hans Kröker, Heubuden, der von den Marienauern Verschiedenes wußte... Zu Kröker ist auch Frau Wiebe Marienau in der Nähe von S t e t-

t i n gestoßen, welche wegen ihrer schlappen Pferde auf einem Gut geblieben war, da der Jacobson sich krank gestellt hatte und Kreklau in Pommern wegen seines wehrpflichtigen Alters vom Treck runtergeholt worden ist.

Willy D y c k : (Aus einem Brief v. 9.4.45 an Walter Driedger) ... Frau Wiebe ist durch Dönitz gefahren. Dort hat Christel Penner (meine Nichte) sie gesprochen...

*

Hermann B u d w e g (Hof Nr.41) : 26. Januar auf der Flucht . Wetter: Schneefall, Frost. H. Budweg wieder zurück zum Gummiwagen. Sofort losgefahren und Fam. Budweg eingeholt, dabei 2 Berge mit Mühe überwunden. Vor Pr. Stargard die Straße furchtbar überfüllt. 4 Uhr in P r . S t a r g a r d , nach einem Quartier gesucht, zuerst in einer Baracke, dann in der Schule, zuletzt im Engländer-Lager. Die Pferde gut untergebracht. Zum Abendbrot Grieß bekommen, schönen heißen Kaffee. Jeder hat ein Bett. Wir schliefen schon um 9 Uhr. Es fielen 2 Bomben auf den Bahnhof von Stargard.
27. Januar. Wetter: Stürmisch, Frost, Schnee. Auf den Gummiwagen ein Dach gemacht. Um 1 Uhr losgefahren Richtung Berent. Die Nacht durchgefahren. Um 1 Uhr nachts Horst (15 J.) verloren.
28. Januar, Sonntag. Wetter: Furchtbarer Schneefall, großer Sturm und sehr kalt. Morgens im nächsten Dorf Rast gemacht. E.Budweg ging Horst suchen, um 2 Uhr mit Horst und einem herrenlosen Pferd zurück. Die Nacht über auf dem Wagen geschlafen. . .
31. Januar. Wetter: Wind, kalt, Frost. Gegen Morgen weitergefahren und auf Mittag in P a r c h a u - M ü h l e Quartier bezogen. Die Pferde gut untergebracht. Ein gutes warmes Zimmer bekommen. Nach langer Zeit wieder warm Mittag. Die Nacht über gut geschlafen. Ruth wurde 12 Jahre alt.
2. Februar. Wetter: Sturm, Tauwetter. Noch auf der Mühle in Parchau. Wagen geschmiert und alles ausgebessert. Holz kleingemacht zum Heizen. Frau Blank, Emil Budweg u. Chr. Beyer fuhren nachmittag nach Parchau zum Einkaufen. Nichts weiter mitgebracht als 1 Pack. Ersatzkaffee.
4. Februar. Wetter: Leichter Frost, nachts Regen. 12 Brote gebacken. Nachts Betty gefohlt, ein Hengstfohlen. Betty nicht gesund. Margrit auch krank. Tagsüber Pferdestall ausgebessert. 5. Februar. Wetter: Tauwetter. 11 Brote gebacken. Betty sehr krank. 6. Februar. Wetter: Nebel, etwas Frost.Wegen Betty fuhr E.Budweg nach Gölzau zum Doktor. Betty Umschläge gemacht, mit Kamille und Heusaat gebähnt. Horst, Gerda, Eugen Kressin und Christel an den See rodeln gegangen. 8. Februar. Tauwetter. Noch auf der Mühle. Das Fohlen des Nachts gestorben.
15. Februar. Wetter: Nachts Schnee, vorm. etwas Regen, nachm. klar. Von Parchau-Mühle mit Tränen Abschied genommen. Die Grenze Westpr./Pommern überschritten. Vor B ü t o w abgebogen Richtung Lauenburg. Nach 25 km in einem Dorf beim Pastor (ganz primitive Unterkunft), Stellmacher und 2 Frauen übernachtet.
17. Februar. Wetter: Schön, nachts gefroren. Um 7 Uhr weitergefahren. E.Budweg kam uns mit Hurra rausschmeißen. Ohne Frühstück losgefahren. 6 km vor Stolp nach Granzin abgelenkt und dort übernachtet. Die Pferde in der Scheune untergebracht und wir in einem Insthaus übernachtet. Noch zum Abendbrot Kartoffeln gekocht.
18. Februar. Wetter: Schön. Gegen Mittag durch S t o l p gefahren bis nach Freetz, dort Quartier genommen, Pferde im Stall und in der Scheune, gut geschlafen. Frau Budweg hat Geburtstag.
19. Februar. Wetter: Trübe. 8 Uhr losgefahren, nachmittags 2 Uhr durch S c h l a w e . Auf dem Landratsamt Quartierzettel bekommen und 15 km weiter in Grönitz übernachtet.Pferde in der Scheune. Essen aus der Gemeinschaftsküche, zuerst Kartoffelsuppe, dann Grütze und Brot geholt. Wir in der Stube übernachtet.
20. Februar. Wetter: Schön. 8 Uhr weitergefahren, gegen Abend in Köslin, auf der Artilleriekaserne übernachtet, wir auf dem Wagen. Pferde im Stall. Abends Grütze (E.Budweg 4 Teller).
21. Februar. Wetter: Nachts etwas Frost, bedeckt. 3 Pferde in Artillerieschmiede beschlagen, 10 Uhr losgefahren, bis 20 km vor Kolberg, auf Gut Kaltenhagen übernachtet... Etwas Kohlsuppe bekommen.
22. Februar. Wetter: Regnerisch und Nebel. Um 9 Uhr weitergefahren, 1 Uhr durch K o l b e r g , bis abends 9 Uhr gefahren. In Jarchow übernachtet. Pferde im Stall u. in d. Scheune, wir teils auf dem Wagen, teils im Stall und teils im Wohnzimmer. Oma hat noch Milchmus gemacht...
27. Februar. Wetter: Schön, windig. Morgens 7 Uhr bis 3 km vor der Fähre (Oder), von da an meterweise gefahren.
2 8 . F e b r u a r . Wetter: Stürmisch, warme Luft. Nachts um 2 Uhr fuhr der Gummiwagen ü b e r d i e O d e r und um 4 Uhr der große Wagen, nach 4 km Verpflegung für Menschen bekommen, dann über Pölitz nach Falkenwalde, bei einem Bäcker zu Mittag Kohlsuppe, abends dasselbe, und für Pferde nichts. Gegen 4 Uhr erste Bekanntschaft mit feindlichen Fliegern gemacht.

20. u. 21. Februar	Schwere Fliegerangriffe auf Dirschau und Pr.Stargard. Feindliche Panzerspitzen erreichen die Reichsstraße Konitz - Dirschau bei Long.
26. Februar	Der Feind hat bei Rummelsburg (Pommern) die schwache deutsche Widerstandslinie durchstoßen und dringt weiter zur Ostsee vor.
28. Februar	Der Feind hat in Pommern die Straße Köslin - Schlawe erreicht und damit den westpreußischen Raum vom Westen abgeschnitten.

Der Budweg'sche Treck zog weiter über Prenzlau, Fürstenwerder, Woldegk, Dömitz, fuhr bei Dannenberg über die Elbe nach Hitzacker, weiter über Lüneburg, Kirchgellersen, und am 20. März 1945 endete die Flucht in Garlstorf, wo alle ca. 50 Personen im Dorf einquartiert wurden.
Es war der einzige vollständige Treck aus Marienau, der bis ins Gebiet der späteren Bundesrepublik kam.

*

Offene Fragen - ein Kommentar

Auch der Leser wird große Mühe haben, den Gründen nachzuspüren, warum die präzisen Vorbereitungen der Flucht in eine mehr oder weniger große Unordnung mündeten.
Aus der Tatsache der zügig in den Westen gelangten Trecks kann man schlecht nachvollziehen, warum nicht die ganze Dorfgemeinschaft mit ihren Wagen über die Oder nach Westen gelangte.
Zweifellos stand allerdings vorher der Plan der Gauleitung fest: die Werderdörfer ziehen hinter die Weichsel und warten die militärische Entwicklung ab. (Forster in Konitz am 4. Febr.45 ...der günstige Ausgang des Krieges sei unzweifelhaft. Die geflüchteten Frauen und Kinder würden in 14 Tagen wieder zurückkehren.)
Die Schlüsselfrage ist wohl der Geheimcode: Straschin-Prangschin. Dieser Ort war offenbar als Sammelplatz der Ortsgruppe Marienau vorgesehen. Beweis:
a) 12 Trecks kamen im Laufe von Wochen dort an.
b) H. Reimer und A. Rempel mußten sich den Namen des Sammlungsortes hinter der Weichsel in Danzig beschaffen.

Als sie am selben Tag noch nach Straschin-Prangschin kamen, fanden sie erst wenige Marienauer vor, andere trafen nach und nach ein. Aber aus der Tatsache, daß überhaupt schon zwei Tage nach Fluchtbeginn welche angekommen waren, muß man schließen, daß zumindest ein Treck auf direktem Wege nach Straschin gefahren sein muß. Es bleibt die Frage: wo, wann und wie haben diese Leute vom Zielort erfahren?
Schlußfolgerung: Das Ziel Straschin-Prangschin war offenbar bei Fluchtbeginn nicht allen bekannt. Warum nicht ? Einige müssen es aber doch gewußt haben.
Wußten die Durchfahrer-Trecks, daß sie eigentlich nach Straschin sollten ?

Hoffnung und Verzweiflung
Die Trecks zwischen Pr. Stargard und Straschin

W a s w i r d h i n t e r d e r W e i c h s e l? Der große Fluß hatte schon manchmal das Unheil von Osten wie von Westen abgeschirmt. Würde er es auch diesmal können? Viele wähnten sich zunächst in Sicherheit. Doch die Unbilden der Witterung waren hart, der Schmerz der Flucht saß tief, und der Wehrmachtsbericht, häufig etwas beschönigend, kam an den harten Wahrheiten nicht mehr vorbei: der Stoßkeil der Sowjets in Richtung Oder kam nun auch über die Lautsprecher. Instinktiv wies daher wohl die Hand des ersten Treckführers nach Westen. Ob er die nachfolgenden Marienauer wegen der überfüllten Straßen nicht mehr erreichen konnte oder auch glaubte, sie würden nunmehr alle die Oder als Ziel ins Visier nehmen, ist nicht belegt.
So kam es doch anders. Ende Januar/Anfang Februar war die militärische Lage zwar unübersichtlich und für den Flüchtling auf seinem Bretterwagen gar unbekannt, aber das Prinzip Hoffnung dominiert immer wieder den Menschen. So geschah es denn, daß Marienauer Trecks und wohl auch andere direkt und o h n e B e d e n k e n hinter Dirschau den Weg über Mühlbanz z u r D a n z i g e r H ö h e einschlugen.

*

Frieda R a d e r k o p p - Behrens: (Tel. Auskunft) Mit 4 Wagen von Willy Dyck losgetreckt: Frau Raderkopp mit Erika und mir, der dicke Thießen, der alte Plenk mit Frau und Mutter, Herr Augustin mit Frau (b.Brucks) und Töchtern Lieselotte und Hedwig (Frau v. Herbst, Gustels gef. Bruder). Unser Treckwagen fuhr direkt nach Straschin-Prangschin.
Wir fuhren zunächst über die Dirschauer Brücke, dann durch die Stadt und in Richtung M ü h l b a n z . Die V e r b i n d u n g zu den anderen Treckwagen von Willy Dyck, die in Richtung Pommern fuhren, hatten wir v e r l o r e n . Mit uns war aber der Wagen mit Frau Else Heidebrecht und ihren Töchtern Ingrid und Doris.
Es war schon in der Dämmerung, als wir auf einem Hof links neben der Straße zur Nacht zusammen mit mehreren anderen Treckwagen rasteten. Einige Soldaten der Wehrmacht waren auch dort. Wir machten uns eine warme Mahlzeit, und jeder schlief, wo noch Platz war, in Haus, Stall oder Scheune. Am nächsten Morgen ging's mit Schwierigkeiten weiter; denn die Straße war spiegelglatt und der Wagen rutschte immer seitlich auf der abgerundeten Straßendecke ab. Bei einem Bauern besorgte sich Gustav Thießen Ketten, die um die Felgen gewickelt wurden. Dann ging die Fahrt weiter.

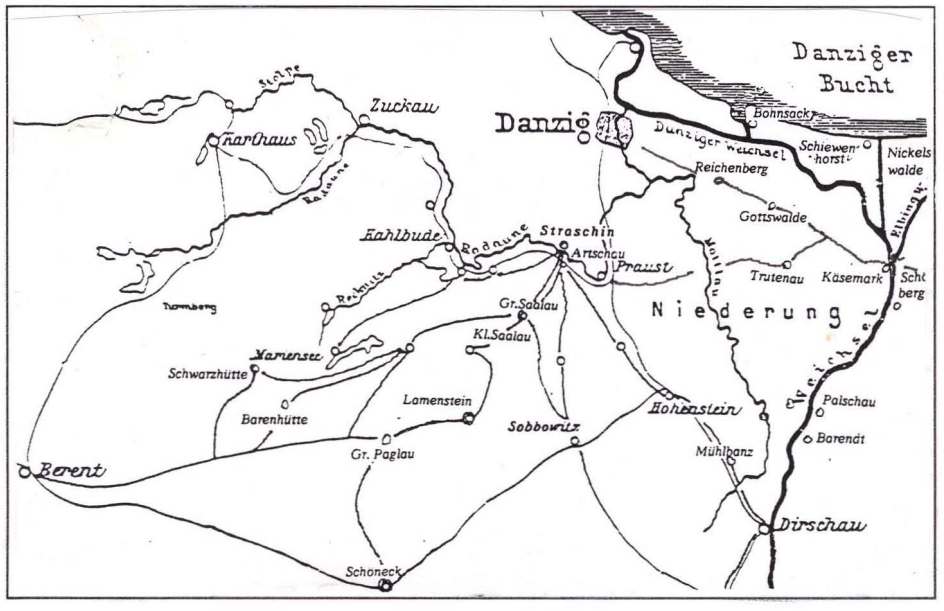
Ingrid H e i d e b r e c h t - Netzer : (Hof Nr.37) Wer kennt schon S t r a s c h i n - Prangschin irgendwo zwischen Dirschau und Danzig? Schon viele Tage waren wir bei minus 20 Grad unterwegs, die Wagen blieben hinter Dirschau stehen, die Pferde waren gestohlen. Mit einem der letzten Züge fuhren wir gen Westen und blieben im besagten Straschin-Prangschin stehen. Was nun ?
Die Lebensmittel waren verzehrt. Trotz Bettelns ließ sich der Lokomotivführer, der das Feuer hatte und für Babies und Kleinkinder eine wohlduftende Mondaminsuppe bereitete, für uns nichts entlocken. Wir waren zu alt - sieben und zehn!
So gingen wir in das Dörfchen und beratschlagten. Eine gepflegte Frau sprach uns plötzlich auf der Hauptstraße an: „Darf ich Sie und Ihre Töchter zum Mittagessen einladen?"
Meine Mutter hatte das Gefühl, einem Engel begegnet zu sein, war aber noch ein wenig zurückhaltend. Die Dame meinte aber, wir könnten beruhigt mitkommen, sie würde uns gerne ein wenig verwöhnen, denn bald müßte sie gewiß selbst fliehen.
Nie empfand ich ein Mittagessen wertvoller als damals vor fünfzig Jahren. Noch heute sehe ich den Dampf aus den Kartoffelschüsseln aufsteigen, nie schmeckten Braten, Soße und Gemüse intensiver als damals. Weißer konnte ein Tischtuch nicht sein und die Kerzen nicht leuchtender brennen. Waren wir zu Gast beim lieben Gott - wir Menschen auf der Flucht?

Andere bogen doch bald nach Lamenstein und damit nach Westen ab. Wieder andere hatten noch S c h ö n e c k oder P r. S t a r g a r d im Auge. **Der Dorfgemeinschaftstreck war auseinandergefallen.** Irgendwoher gelangte der Name Straschin-Prangschin in einige Köpfe. Frieda Raderkopp sagt, durch Mundpropaganda. Dort sollte die Ortsgruppe Marienau/Klein Mausdorf sich sammeln und auf das nebulöse Datum der Rückkehr warten.
Strapazen über Strapazen nun auf all diesen Wegen. Frau Brucks starb in Schöneck, Opa Krause (Frau Schaldachs Vater) in Pr.Stargard. Andere irrten ziellos umher, ohne von Straschin zu wissen.



Käthe R e i m e r - Gurcke: Vater mußte beim Volkssturm in Marienau bleiben. So waren wir uns selbst überlassen. Ich fuhr mit Mutter, den engl. Gefangenen, den Russen- und den Polenmädchen durch hohen Schnee und eisige Kälte. Im Raum zwischen Pr.Stargard und Schöneck kamen wir nicht weiter, i r r t e n u m h e r und schliefen in Dörfern und auf Gutshöfen. Von Gut Neudorf, Krs. Stargard, fuhren wir in Richtung Stolp. Da wurden uns Nachts die P f e r d e g e s t o h l e n , und wir mußten den Treck stehenlassen. Mittlerweile kam die Front immer näher, und wir wurden schließlich von den Russen überrollt.

Gustav P h i l i p p s e n : Vom Notdienst entlassen, ging nun die Suche nach unseren Familien los. Aber vergeblich. Ich bin von B e r e n t zu Fuß nach B ü t o w und von da nach Stolp gegangen. Aber aus den hundertausend Flüchtlingen konnte ich unmöglich meine Angehörigen herausfinden. In den Straßengräben lagen tote Pferde und Menschen, zum Teil erfroren oder an den vielen Entbehrungen gestorben.



Seit dem 28. Februar kein Durchkommen mehr nach Westen.
Alle Ost- und Westpr.-Trecks irren großenteils im Februar in den Kreisen Karthaus und Danziger Höhe umher.
Unter den Marienauern sind es die der Höfe Nr. 1, 5, 6, 7, 10, 15, 17, 21, 25, 26, 30, 33, 35, 36, 37, u. 42 oder Teile davon.
Für die Ortsgruppe Marienau ist als Warteplatz - Straschin vorgesehen.
Manche erfahren erst spät, zu spät, von diesem Sammelplatz.

Edgar S c h a l d a c h : Mit dem Treck sind meine Eltern (Hof Nr.6) bis zum nächsten Tag bis zur Danziger Höhe gefahren, wo sie nicht gerade ein gutes Quartier fanden. Sie fuhren weiter und sind wieder

den ganzen Tag gefahren ohne Essen. Abends kamen sie in Pr. S t a r g a r d an. Da sie kein Quartier fanden, sind sie in einer Kaserne untergekommen. - Unterwegs hatte sich mein 87jähriger Großvater erkältet und blieb dort mit einer Lungenentzündung liegen. Am 7. Febr. starb er dort und wurde zwei Tage später beerdigt. Da der Boden stark gefroren war, war es sehr schwer, eine Gruft zu graben. Mein Vater war auch krank geworden, doch hat er es am Ende gut überstanden.

Georg M i l k o w s k i : (Aus einem Brief vom 4.9.87 an Helmut Enss)
Beim Flüchten war ich die ganze Zeit mit B r u c k s zusammen. Da waren auch Deine Eltern, wir fuhren ja zusammen. Und denn war auch noch der Herbert Koschke, hat bei Brucks gearbeitet. Frau Brucks fuhr in der Kutsche. Sie hat da sehr gefroren, na wir alle auch.
Und dann kamen wir eines Tages nach S c h ö n e c k . Da haben wir 2 Tage Halt gemacht, Pferde gefüttert, Essen gekocht usw. Soldaten liefen hin und her, sangen Lieder. Und wir waren alle zusammen in einem großen Saal, haben da auch geschlafen. Da starb Frau Brucks und haben sie am andern Tag da begraben. Und nachher fuhren wir wieder weiter. Irmgard Brucks hatte sich vorgenommen, nach Marienau zu fahren, aber sie kam nicht dazu.
Unsere nächste Haltestelle war das Rittergut in K l . S a a l a u .

Die Trecks Walter Enss und Gustav Brucks schwenkten von Schöneck gegen Nordwesten nach Gr.Paglau, fuhren weiter nach Nordosten Richtung L a m e n s t e i n und irrten im ganzen 14 Tage umher.

Margarethe G e n d i t z k i : (Tonband-Protokoll) Die Trecks fuhren immer in der Mitte der Straße und die Wehrmacht an den Seiten. Unterwegs bei Frost haben wir alle sehr gefroren. Auch Schmalz und Brot waren gefroren.



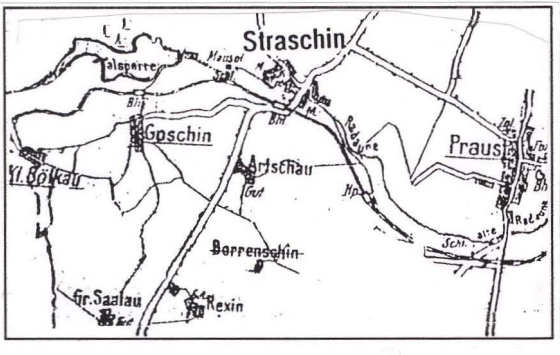
Alle Toten blieben am Straßenrand liegen. Die Soldaten verhinderten, daß man sie mitnahm.
Im Korridor da kamen wir mit unserm Treck (Walter Enss, Hof Nr.1) auf einen polnischen Hof. Als erstes wurden wir nach unserm Glauben gefragt. „Wir sind alle katholisch", hab' ich gesagt. Und als ich dann die Heiligen auf den Bildern an der Wand mit Namen nennen konnte, durften wir alle bleiben und übernachten. Wir wurden sogar mit aufgebratenen, eingeweckten Klopsen und warmer Milch bewirtet - und Brot. Blieben zwei Nächte dort. (Polnisch-kath. ist noch etwas anderes als deutsch-katholisch ...)
Und dann kamen die Angriffe. Mein Gott, diese Angriffe! Während des Kochens bei einer Einquartierung zerplatzten die Fensterscheiben, und das ganze Essen war voller Glassplitter. Dann gab es wieder zum Essen nuscht. Der Treckführer war aber verschwunden. Er hatte alle Papiere.

*

Um den 10. Februar schließlich bezogen sie in G r . S a a l a u festere Quartiere. So waren sie in den Wartebereich der Ortsgruppe Marienau um Straschin gelangt. Ein ähnliches Schicksal durchlebten die Trecks von Gerhard Fast, Bielfeldt, Schaldach und Gustav Enß. Ein bißchen Hoffnung glomm wieder auf. Der dortige Ortsgruppenleiter Scheffler sorgte für die Ausgabe der Lebensmittelkarten, eine Großküche kochte für die Marienauer, die Post funktionierte, und der Notdienst von 5 bis 6 Mann in Marienau hielt Wacht im verlassenen Dorf und versorgte mit zurückgebliebenen Russenfamilien das Vieh in den Ställen.

Hermann R e i m e r : (in Käsemark) Gegen Abend des 25. 1. kam Rempel vom Telefon (Gauleitung?) mit der Nachricht, daß wir vielleicht nächsten Tag zurück nach Marienau können.
Doch am nächsten Morgen kam Befehl, nach Danzig zu fahren, um in Erfahrung zu bringen, wo unsere Ortsgruppe sei. W. Dyck und Philippsen waren mittlerweile abhandengekommen. Auch W. Driedger machte seinen Weg mit dem Fahrrad allein und ist in Richtung Danzig-Zoppot gefahren und weiter nach Holstein.
In Danzig erfuhren wir, daß unsere Ortsgruppe in S t r a s c h i n - P r a n g s c h i n sein solle. Wir fuhren noch dorthin, fanden aber nur wenig Marienauer. Nach und nach trafen weitere Wagen ein.
Ich hatte ja fast keine Lebensmittel mit, diese waren doch auf dem Treck. Meine Familie kam nicht nach Straschin-Prangschin, und folgedessen konnten wir uns nicht finden. Ich war beim Ortsgruppenleiter Scheffler untergebracht und erhielt auch hier Verpflegung mit den anderen Marienauern.
Ich führte nun eine L i s t e über die dort A n w e s e n d e n der Ortsgruppe. Von etwa 1500 waren nicht mal die Hälfte hier angekommen. Menschen und Pferde waren in der Umgegend untergebracht.
In Straschin hörten wir, daß die Russen in Gr.Lesewitz seien, sind dann aber über die Nogat zurückgeworfen.

Frieda R a d e r k o p p : Von der Heimat zu scheiden, war eine so traurige Sache, und bald wußte man auch nicht mehr, wo der eine oder der andere Marienauer Wagen geblieben war. Heidebrechts Wagen sahen wir auch nicht wieder. Aber einer sprach dem andern Mut zu, und es gab trotz allem eben viel zu sehen und zu erleben.
Verpflegung hatte in diesen Tagen noch jeder reichlich, außer manchen, die schon von Ostpreußen kamen. Ein paar Wagen weiter gab's einen, der hatte ein geschlachtetes Schwein, in Hälften geteilt und in Säcke gebunden, unter den Treckwagen gehängt, denn da war die Luft immer wie im Gefrierschrank; und dann war auf der Fahrt durchs Werder die Großmutter gestorben und keine Zeit zum Beerdigen und der Boden überall steinhart gefroren. So hatten sie die tote Großmutter in ein Rapstuch gewickelt und ebenfalls unter den Wagen gehängt, da war es frostig genug. Spannten sie doch eines Morgens in einem Dorf nach der Rast die Pferde an und - mein Gott - Lebensmittel wurden ja geklaut immer und überall, da war aber nicht das Schwein weg, sondern die Großmutter. Nein, war das komisch. Das ist ja eigentlich nicht zum Lachen, aber das Thema kam tagelang immer wieder.



Hermann R e i m e r : In Straschin selbst und Umgegend war es ziemlich lebhaft. Die Straßen waren voll von Treckwagen, Flüchtlingen und Kolonnen von Truppenteilen. Auf den Brücken stand Wache in Zivil (Landsturm).
Die Kaltverpflegung für die Flüchtlinge unserer Ortsgruppe wurde auf dem Gut Straschin ausgegeben. Mittag und Abendbrot konnte meistens in den Quartieren bereitet werden, wenn auch wenig Platz und Geschirr hierfür vorhanden war. Auf dem Gut selbst, welches sehr stark belegt war, kochte eine Feldküche. Futter für die Pferde wurde ebenfalls auf dem Gut ausgegeben. Teile unserer Ortsgruppe lagen auch außerhalb Straschin-Prangschin in den Ortschaften, welche zu dieser Ortsgruppe gehörten.
An Arbeit fehlte es nicht, bald mußte dies, bald das erledigt werden. Ein Befehl löste den andern ab, so ging es Tag und Nacht. Da der Ortsgruppenleiter und Bürgermeister Scheffler nach seiner Ansicht mit den Flüchtlingen zu viel Arbeit hatte, wandte er sich telefonisch an den Landrat Wiebe, der damals in Tiegenhof war, mit der Bitte, für Marienau hier in Straschin noch einen Bürgermeister zu bestellen, der diese zu betreuen hätte. Landrat Wiebe ging auf diesen Vorschlag ein, und ich wurde zum kommissarischen Bürgermeister der Ortsgruppe ernannt. Ich sollte nun Familienunterhalt usw.

an die betreffenden Empfänger zur Auszahlung bringen. Ich hatte kein Interesse an diesen Bürgermeister-Geschäften, doch Rempel sagte: "Du mußt es machen, da hilft nichts dazu."
In Straschin war ich im Quartier Scheffler mit G. Fast, E. Fast, Rempel u.a. zusammen. Täglich wurde die ganze Kriegslage von uns besprochen. Niemand von uns wußte, wo seine Angehörigen seien. Öfters wurde auch an Marienau gedacht, hatten wir doch die Heimat so verlassen, daß das Rindvieh im Stall fest an der Krippe war. Wir glaubten, unsere Kühe müßten verhungert sein.

*

Walter E n s s : (Brief an seinen Sohn Helmut an der Südfront in Italien)

auf d. Flucht Nr. 3 Grp Saalau, den 12. 2. 45
(bei Karl Schultz) Kreis Nz. Land, über Pranst

Unser lieber guter Jung!
Nach 14 tägigem Umherziehen sind wir hier gelandet. Wir sind bei einem kleinen Bauern nett aufgenommen, er hilft uns nach Möglichkeit. Der Raum ist nicht feudal und geräumig, aber warm und hell. Wir sind mit Meta, Ali, Franz und Walter Grandt zusammen. Die Russenfamilie und Ilko liegen neben uns im Flur.
Unsere Ortsgruppe liegt in Straschin (A. Rempel) 7 km von uns. Wir haben jetzt Lebensmittelkarten erhalten und dort eingekauft. Pferde und Wagen habe ich hier, so wird denn überall die Verbindung aufgenommen.
Von hier sind manche Bauern ins Werder gefahren, um auszukundschaften und evtl. Futtergetreide mitzubringen. Verschiedene sind auch dort geblieben. Es soll in den Wohnungen wüst aussehen, alles zerschlagen, zerschnitten und verdreckt. Es ist ein Jammer, daß wir vieles dort lassen mußten und wohl nichts mehr wiederfinden im Falle einer Rückkehr.
Die Lage ist wohl im ganzen nicht so erfreulich. Man hört, daß in unser Werder der Russe vordringt, dabei das Flüchtlingselend auf den Straßen ist grauenhaft.
Wir danken Gott, daß wir vorläufig bei guten Menschen aufgenommen sind. Wer weiß, wie lange?
Dein Rad ist uns vom Wagen geklaut und andere Sachen auch.

Nun grüßen Dich herzlichst
Deine Mutti u. Dein Pappa

(Dieser Brief erreichte tatsächlich seinen Empfänger und hat - als Dokument gehütet - die Jahrzehnte überdauert.)

*

Erna G r a n d t : Wir wurden dem Bauern D a n i e l (Hof Nr. 21) zugewiesen zusammen mit Familie Heinrich Claaßen und Frau Harder, bei der wir wohnten. Die Uhrzeit, wann wir abfuhren, weiß ich nicht mehr. Zeit, um das Nötigste mitzunehmen, blieb uns gerade noch. Und dann ging es los.
Unsere erste Station war das Gut A r t s c h a u (b.Straschin-Prangschin). Als wir nach langen Strapazen dort ankamen, waren wir müde und kaputt. Im Schweinestall war dann unsere Unterkunft. Mitten im Gang legten wir uns auf Stroh zum Schlafen hin. Von links und rechts grunzten die Schweine. Unsere Kleidung konnten wir nicht ablegen, mit den Mänteln hatten wir uns zugedeckt. Auf einmal mitten in der Nacht zog mir jemand tüchtig am Mantel. Ich wachte auf und sah, daß ein Schwein durch die Sprossen meinen Mantel zu fassen hatte. Nun war es vorbei mit dem Schlafen. - Auf diesem Gut blieben wir noch mehrere Tage, bis es weiterging.

Lore D o m a n s k i - Wolf: Während Robert Domanski (Hof Nr. 42, Mühle) bei der Wehrmacht war, ging seine Frau Anna mit der Schwiegermutter und einem polnischen Kutscher allein auf die Flucht. Der Treck kam nur bis zur Danziger Höhe. Danach ging die Flucht weiter über die Ostsee.

Gustav E n ß (Hof Nr. 26):
(Aus einem Brief aus Dänemark an Walter Driedger in Schleswig-Holstein)

Lieber Walter! Flüchtlingslager Oksböl, den 27.4.46

...Vom ersten Teil der Flucht ab 24. 1. 45 könnte ich ein Buch vollschreiben bis zum 22. 2. 45. An diesem Tag landete ich mit meinen beiden Wagen in Straschin-Prangschin nach langer Irrfahrt. Wegen Futtermangel entschloß ich mich hinter B e r e n t zur Umkehr in die Danz. Niederung, von der ich erfahren hatte, daß sie nicht geräumt war. Mein Anhang, im ganzen 26 Personen auf beiden Wagen, hat mich nach und nach verlassen, bis auf die 5köpfige Russenfamilie...
Mariechen mit dem Treck bekam ich in Borrenschin wunderschön untergebracht. Ich persönlich wurde sofort nach Marienau beordert...

---

1. Febr.	Sowjetische Truppen halten den größten Teil der Stadt Marienburg besetzt, nur die Burg wird noch verteidigt. Die Nogat wird Frontlinie.
15. Febr.	Tuchel und Schneidemühl werden von Sowjettruppen besetzt.
18. Febr.	Konitz geht verloren.
21. Febr.	Schwere Abwehrkämpfe der deutschen Truppen südl. Heiderode - Pr.Stargard.

Walter D r i e d g e r: (Aus einem Brief v. 5. März 1945 an seine Frau in Schleswig-Holstein)
Jetzt beobachtet man immer mehr, daß die Trecks weniger Menschen haben, da ein Teil mit Flüchtlingszügen ans Ziel gebracht wird. Auch fallen eine Menge Wagen durch das Verenden der Pferde aus. Denn zu dem knappen Futter herrscht die Druse gewaltig.
Wenn wir unsere Wagen nochmal erwischen, dann hat es eben geglückt. Nun, davon hängt schließlich das wenigste ab. Die Hauptsache ist, die Jungens bleiben uns erhalten, und uns wird nochmal die Möglichkeit gegeben, in der Heimat von vorne anzufangen.

Helene D r i e d g e r: (Aus einem Brief an ihren Sohn Gerhard in der Tschechoslowakei)

Mein lieber guter Junge! Klanxbüll, 4.3.1945

...Vater ist noch immer auf der Suche nach unserem Treck, doch hoffe ich, daß er ihn inzwischen gefunden hat. Gestern bekam ich einen Brief, wo er mir mitteilte, daß ein Frl. Arndt aus Ladekopp vor 4 Tagen mit Mutti Esau gesprochen hat. Sie wäre wohl munter gewesen, doch wären von den Trecks nur 13 Wagen gewesen. Willy Dycks Kutsche wäre nur außer Esaus Kutsche noch dabei gewesen. Also sind unsere Wagen nicht dabei, da unsere Kutsche mit Hedwig nicht dabei war.
Hoffentlich findet Vater sie noch. Es ist unser Hab und Gut da oben, außer den Sachen, die wir vergraben haben. Wir hatten einen Kastenwagen mit unseren Betten und Schließkorb und Bett- und Tischwäsche, Anzüge, Kleider und Leibwäsche, Sack mit Alltagskleidern, Sack mit Schuhen, Sack mit Rauchfleisch, 1 Ztr. Zucker, 1 Ztr. weißes Weizenmehl, 4 Eimer Schmalz, 1 Eimer Honig und die Korbtruhe mit unseren schwarzen Anzügen (Schmuck, Smoking, Frack usw.) Über den ganzen Wagen hatten wir unseren großen Teppich, und Lothar kutschierte.
In der Kutsche haben wir unsere Betten und Steppdecken aus dem Schlafzimmer und die Kiste mit Silberzeug. Mit der fuhr Hedwig mit einem Polen als Kutscher. Wollen das beste hoffen, daß wir noch etwas bekommen. Eure Räder waren an die Wagen gebunden...

Frieda R a d e r k o p p - Behrens: (Tel.Auskunft) Am Ende wurden in Straschin-Prangschin die ganzen T r e c k s a u f g e l ö s t , und jeder mußte selbst sehen, wie er weiterkam. Hier wurde auch der Driedger'sche Treck aufgelöst, bei dem sich keiner der Familie Driedger befand.
Weil ich hoch schwanger war, durfte ich mit meinem Mann per Bahn in den Westen fahren.

Gretel K o l l i e n : Unser Treck Meta Goertz (Hof Nr. 25) lag seit Anfang Februar ununterbrochen im Arbeitsdienstlager S c h w a r z h ü t t e , 3 km westl.von Mariensee. Von Straschin als Wartestellung wußten wir nichts und harrten aus, bis die Front näherrückte. Tagelang waren schon Schießereien zu hören, bevor d i e R u s s e n am 8 . M ä r z die Baracken stürmten. In der Nacht zuvor waren noch deutsche Soldaten zu uns gekommen. Sie vernichteten Waffen und Papiere, um sich zu ergeben. Das hatte zur Folge, daß die Russen uns einschüchterten und immer wieder alles nach Waffen durchsuchten, bevor sie uns laufen ließen.
Zwei Polen, Anton und Pauline, die beide bei Goertz Arbeiter gewesen waren, hatten inzwischen den Russen erzählt, sie seien von der Besitzerin schlecht behandelt worden, worauf die Soldaten Frau Goertz - mit Handtasche am Arm - an einen Baum stellten und erschossen. Sie fiel in den Graben und durfte nicht bestattet werden. Anton hat dies später doch getan und uns die Stelle gezeigt.
Dann stapften wir durch den tiefen Schnee, ständig von wild reitenden und mit Maschinenpistolen um sich schießenden Russen eskortiert, bis wir an den ersten B a u e r n h o f kamen.
Man nahm uns auf, und außer uns noch Familie Porsch (4 Pers.), Plenk (4 Pers.), Klein (3 Pers.), und die anderen Namen weiß ich nicht mehr; denn insgesamt waren wir zwanzig.
Hier blieben wir bis Mai und bekamen während dieser Zeit alle Auswirkungen des Krieges zu spüren. Nicht nur, daß man uns das letzte Hemd noch klaute, weil Ulla meinte, die müßten auch mal gewaschen werden, sondern auch, daß Ulla verschiedene Male zum Arbeitseinsatz sollte. Dies konnte zwar immer wieder verhindert werden, aber Anfang Mai wurde sie doch geholt. Sie mußte einen Pferdetransport nach Neustadt in Pommern begleiten, wo sie nach knapp zwei Wochen die Sammelstelle erreichte und wieder losziehen durfte.
Noch während Ulla unterwegs war, schlossen wir uns einem Ehepaar mit großer Kinderzahl aus Trampenau an und zogen Richtung Heimat. In Dirschau mußten wir über die Fähre. M a r i e n a u erreichten wir Pfingsten.

Wagen an Wagen

Erinnerung erwacht
an alle, die hilflos und einsam starben,
an alle, die sinkend im Eis verdarben,
die keiner begrub, nur Wasser und Schnee,
auf dem Weg unserer Flucht, - dem Weg ohne Gnade!

Und wir ziehen im Traum verwehte Pfade
Wagen an Wagen, endloser Zug,
der ein Volk von der Heimat trug.

Von Norden, von Osten kamen wir,
über Heide und Ströme zogen wir,
nach Westen wandernd, Greis, Frau und Kind.
Wir kamen gegangen, wir kamen gefahren,
mit Schlitten und Bündel, mit Hund und Karren,
gepeitscht vom Wind, vom Schneelicht blind, -
Und Wagen an Wagen.

Agnes Miegel
(gekürzt)

Im Großen Werder

Eine Gesamtdokumentation über Flucht und Vertreibung aus dem Großen Werder ist mir nicht bekannt, und man kann nur vage Schlüsse aus Einzelberichten ziehen.
Marienau, ein großes Dorf in geographischer Werdermitte, hatte ein Fluchtkonzept, das sich in die Maßnahmen der Kreisleitung so weit wie möglich eingliederte.
Die Dörfer zum Nogatrand hin hatte das Grauen von Elbing zum Teil schon etwas früher auf den Weg nach Westen geschickt, mit und ohne Plan; einfach nach der Devise »Bloß weg von hier !«
Aber auch die Familie Hinz aus Tiegenhagen zog unmittelbar auf die Danziger Binnennehrung.

Wiederum manche Dörfer in Weichselnähe sahen die Dinge etwas gelassener an, packten zwar auch ihre Wagen und zogen am 25./26. bei Nickelswalde, Schöneberg oder Dirschau über den Fluß; doch sie stürmten nicht eilig dem seinerzeit noch rettenden Pommern zu, sondern hielten sich westlich in Flußnähe auf, suchten Quartier und warteten ab.
Onkel Emil Claassen aus Barendt z.B. machte gegenüber in Stüblau Quartier, und Tochter Elsbeth ging nach einigen Tagen wieder zurück, sah auf dem Hof nach dem Rechten, fütterte wochenlang zu Hause das Vieh und bekochte sich und die Russenfamilie.
Anders in den nördlich von Barendt gelegenen Nachbardörfern! Aus Schönhorst liegt uns ein Fluchtbericht aus der Feder von Cornelius Enß vor, der zusammen mit anderen Berichten aus Dörfern des Gr. Werders im Bundesarchiv in Koblenz aufbewahrt wird, worin es heißt:

> Von der Ortsgruppe Schöneberg, zu der auch Schönsee u. Schönhorst gehörten, wurde am frühen Morgen des 23.1. die Räumung befohlen, und zwar sollte die Flucht in eine Gemeinde des Kreises Danziger Höhe gehen. Die Flucht wurde auch versucht, die Bauern stellten für sich und andere sämtliche Wagen und Pferde zur Verfügung.
> Restlos scheitern tat die Räumung erstens, weil die Weichselübergänge in Rotebude, Schöneberg u. Palschau vollkommen durch Flüchtlinge aus dem Kleinen Marienburger Werder und Ostpreußen verstopft waren, und zweitens die Landarbeiterbevölkerung aus Schönhorst restlos alle, aus den andern Dörfern zum größten Teil die Ausfahrt ablehnte. Sie war der Meinung, bei dem Winterwetter auf der Straße müßte man umkommen (man sah an den Weichselfähren schon an diesem Tage furchtbare Bilder), andererseits glaubte man Radiomeldungen, daß der Russe schon in Pommern sei und jede Flucht vergeblich wäre...
> Nur eine Arbeiterfamilie ist dann in der Nacht vom 11. zum 12. März nach Schöneberg gelaufen und war damit gerettet, alle anderen hörten selbst nicht auf die letzten flüchtenden Soldaten. Einen Tag später - leider zu spät - haben es diese braven Menschen bitter bereut. Viel Schuld hatte wohl die sowjetische Rundfunkpropaganda, die ihnen, wenn sie blieben, nur Gutes versprach. Am 15. 3. sind dann 50 Männer aus Schönhorst zum Fußmarsch nach Rußland angetreten, paar Tage später 60 Frauen, darunter viele Schulmädchen...

Aus der Dokumentation von Günter Rehaag, Stutthof, über Flucht und Vertreibung aus seiner Region erfahren wir, daß dort die Einstellung der Menschen zur Dringlichkeit der Flucht anders war als im mittleren und oberen Werder. Sie blieben oder flohen erst sehr spät, immer aus eigenem Entschluß der jeweiligen Familien, weil sie sich zwischen Ostsee, Haff und den Weichselarmen noch lange relativ geborgen fühlten. Wenn es denn sein sollte, so waren ja die Boote und Schiffe nicht weit entfernt.
So waren die 122 Dorfschicksale im Ansatz fast gleich, doch im weiteren Verlauf der Entwicklung zwischen Januar und April sehr verschieden.

Notdienst - Zurückgeblieben im leeren Dorf
3. Februar - 8. März 1945

Die militärische Lage war zunächst immer noch unübersichtlich. So ließen die Männer des Notdienstes das Heimatdorf nicht aus den Augen. Für nachgeborene Leser in heutiger Zeit - aber nicht nur für sie - ist das Verhalten der Männer damals schwer nachvollziehbar. Und doch sollte man wissen, daß die altpreußischen Tugenden von Pflichttreue, Verantwortungsbewußtsein, Disziplin und Selbstlosigkeit für diese Menschen in den schweren Stunden hart, aber selbstverständlich waren. Ihre Haltung ehrt sie, und ihr Tun und ihre Worte bleiben unvergessen.

*

Hermann R e i m e r : Am **3. Februar** fuhren E. Fast, G. Fast, R. Ziemens und Sinsilewski auf unserem Fuhrwerk nach Marienau, um zu sehen, wie es dort sei. Sie wollten am nächsten Tag (Sonntag) mit Berichten zurückkehren mit Einverständnis des Ortsgruppenleiters. Doch sie kamen nicht, sondern blieben in Marienau.
Montag, den **5. Februar**, willigte Rempel schweren Herzens ein, daß auch ich mit Pleger nach Marienau reiste. Er mußte uns einen Ausweis geben, ohne den niemand reisen durfte. Wir wollten mit dem Zug von Praust über Dirschau nach Hause fahren, aber dieser hatte den Betrieb eingestellt. So gingen wir beide nun zu Fuß los und fuhren von Gottswalde bis Kl.Zünder mit der Kleinbahn. An der Fähre Käsemark wollte der Posten den Pleger verhaften, er müsse zum Volkssturm, ließ ihn aber später frei.
An und auf der Fähre waren viele Menschen und Fuhrwerke, Autos usw. , und hinter Rotebude im Großen Werder war die Straße verstopft mit Fuhrwerken aller Art. Wir kamen bis Neumünsterberg, konnten mit einem Lastauto bis Tiegenhof mitfahren und gingen nun zu Fuß nach Marienau.
Wir kamen bei Dunkelheit gegen 6 Uhr abends ganz übermüdet bei G. Fast an und fanden alles verschlossen vor. Dann gingen wir ins Dorf, und bei Meckelburger brannte Licht. Hier fanden wir die vier Mann und blieben ebenfalls da. E. Fast und G. Fast waren Sonntag beim Landrat in Tiegenhof gewesen und hatten Weisungen erhalten. Ernst Fast war nun Kommandierender, vom Landrat eingesetzt, und auch ich erhielt einen Sondereinsatz-Befehl von Tiegenhof.
Am **6. Februar** ging ich nun zuerst zu meinem Grundstück und fand alles in bester Ordnung vor. Im Stall allerdings nur. Die beiden Russen hatten gut gefüttert, Kühe gemolken und 3 Kälber getränkt. Dieses hatte ich ihnen aufgetragen, als ich nachts 24./25.1. die Wirtschaft verließ. Ich hatte diesen beiden Brot, Schmalz, Fleisch und das, was ich sonst noch fand, gegeben. Aber ich hatte trotzdem nicht geglaubt, daß sie noch da wären, weil die deutsche Wehrmacht durchzog und sich in den deutschen Häusern verproviantierte, was wir auch in Straschin schon hörten. Die Iwans hatten alles besorgt im Stall, auch bei G. Fast. Sie mußten sich selbst beköstigen, Boden und Keller waren ja offen.

Vom Landratsamt hatte E. Fast nun den Auftrag erhalten, aus Marienau 50 beste Kühe mit je 150 kg Milchfett, die weiter als Zuchtmaterial verwendet werden sollten, auszusuchen. Diesen Auftrag gab E. Fast dann an mich weiter. Müde von der Reise zog ich mit etwa 10 Russen (bisherige Arbeiter) von Hof zu Hof. Wir suchten die besten Kühe aus von Lena Enß (Hof Nr. 27, 1944 auf Gertraut Enß übertragen; d. Verf.), Gustav Enß, Ernst Esau, Adolf Rempel, Ernst Fast, Artur Wiens (Hof Nr. 7, ab 1943 Erbengem. Wiens; d. Verf.), Walter Driedger; auch von uns noch 8 Stück, und zwar Bella, Betty, Drohne, Adele, Fichte, Flora, Gemse und Grille und von Penners. Es war dies keine schöne Arbeit, die ich s c h w e r e n H e r z e n s auszuführen hatte, wußte man doch nicht, ob es n o c h Z w e c k h a t t e o d e r n i c h t . Ich hatte 58 Kühe zusammen, die nun von einem Kommando nach Brunau getrieben wurden. Weiteres ist mir nicht bekannt.

Der Anblick auf den einzelnen Gehöften war sehr verschieden. Bei Penner 3 Kühe tot, die anderen waren los im Stall; bei Lena Enß waren auch alle los, bei Gustav Enß wurde gefüttert und gemolken von dem alten Personal, Russen oder Polen. Bei Esau war es ebenfalls so, dort standen 3 Kannen mit Milch im Stall. Auch bei Wiens war es so. Bei Rempel, E. Fast und Driedger ging alles durcheinander. Weil bei mehreren Verkalbungsseuche herrschte, ging ich nur zu den genannten Stellen.

Ruth W i n k l e r - Jetter: ...Es wurde ja nun schnell wärmer. Ich entschloß mich, doch mal von Neukirch aus nach dem 17 km entfernten Pennerschen Hof in Marienau zu sehen. Ich holte mir ein Pferd, sattelte es - ich hatte ja in Neukirch noch meinen Militärsattel - und trippelte los. Na, in Neuteich hielt mich jeder vierte Soldat an und wollte meinen Hitlerjugend-Ausweis sehen.
Ich ritt weiter nach Marienau. Das muß so Mitte Februar gewesen sein. Der Weihnachtsbaum, die Spitze einer Tanne aus dem Garten, stand noch in voller Pracht in der Eckstube.
Ein Pferd war angebunden im Stall und nicht verhungert. Aber die Schweine liefen frei umher und hatten schon angefangen, die verendeten Kühe aufzufressen. Es war kein schöner Anblick, aber da ich an der Sache nichts ändern konnte, wandte ich mich einfach ab von dem grausigen Bild. Drei Schafe, wohlgenährt, weideten friedlich am Grabenrand.
Da nun noch so viele Fressalien bei Penners im Keller waren, beschloß ich, noch ein zweites Mal nach Marienau zu reiten, dann aber mit Siel und Sattel.

Hermann R e i m e r : Am **7. Februar** wurde das noch im Stall verbliebene Vieh und von den übrigen Gehöften abgetrieben, wohin ist mir nicht bekannt. Auch unser im Sommer 1944 gekaufter Zuchtbulle Vogt von 22 Ztr. Gewicht (Züchter Bartel-Reichfelde, mit 330 kg Milchfett 9 jähr. Durchschnitt) mußte mit. Mir standen die Tränen in den Augen, doch ich konnte es nicht ändern. Es waren schreckliche Zeiten, die keinen Beruf so schwer getroffen als gerade die Landwirtschaft.
Am 8. und 9. Februar war Fr. Müller (Herdbuchgesellschaft) aus Danzig im Dorfe. Herumtreibendes Vieh wurde zu Hunderten auf die Höfe Daniel, Brucks und Driedger getrieben. Ich half Fr. Müller, das beste Vieh, welches nicht gekalbt und hochtragend war, auszusuchen und fortzutreiben. Doch alles ist zwecklos gewesen, was wir damals aber noch nicht wußten. Unsere Kuh Grille hielt ich zurück, außerdem 3 Kälber, 3 Schafe, 3 Fohlen. Diese fütterte ich täglich von Meckelburger aus.

*

Gustav F i e g u t h : Jeden Morgen kamen viele Bauern unseres Kreises mit ihren Gespannen über die Fähren zurück und holten Futter und Lebensmittel zur Danziger Höhe. Seit Monaten waren uns von der Bahn kaum Waggons gestellt worden, so daß nicht nur Scheunen und Speicher der Höfe, sondern auch die Läger des Getreidehandels bis oben voll waren. Allein in der Zuckerfabrik Neuteich lagerten ca. 100.000 Ztr. gesackter Zucker.

*

Hermann R e i m e r : Am **10. Februar** kamen von der Ortsgruppe aus Straschin-Prangschin Marienauer Fuhrwerke, um Futter für Pferde zu holen, und Lebensmittel für die Flüchtlinge, außerdem allerlei Bedarfsartikel, welche bei Richter und Radtke noch gefunden wurden. Auf dem Artur Wiens'schen Grundstück wurden drei etwa 3 Ztr. schwere Schweine geschlachtet, davon 1 Schwein aus unserm Grundstück. Ernst und Hilda Wiens luden diese Schlachtung für sich und für die Allgemeinheit der Ortsgruppe auf.

Am **15. Februar** fuhr Gerhard Fast nach Straschin, weil seine Frau sich mit Treck dort gemeldet hat, und blieb dort. Es kam Gustav Enß nach Marienau an seiner Stelle, sollte später die Trecker fahren. Es waren also in Marienau Rempel, E. Fast, G. Enß, Adolf Pleger und ich, sämtliche hatten vom Landrat in Tiegenhof einen Sondereinsatzbefehl. Wir hatten noch im Dorfe vorhandenes Getreide, bzw. Futtermittel an solche Personen abzugeben, die vom Landratsamt Bescheinigungen über solchen Empfang vorlegten. Diese wurden ausgestellt von Kreisbauernführer Fieguth oder dessen Stellvertreter Meckelburger, Reimerswalde. Fast täglich mußte jemand von uns nach Tiegenhof, um Befehle zu empfangen...
Es war hier und dort eingebrochen und gestohlen worden. So verschwand auch unsere Kuh Grille aus dem Stall. Nächsten Tag lag sie tot in den elektrischen Drähten an der Chaussee bei Gustav Fischers Ausweg. Diese Drähte hatten die Russen von der Nogat her in Richtung auf die Eisenbahn, wo die Verladerampe vergrößert wurde, zerschossen. Am evang. Friedhof stand Feldartillerie zur Gegenwehr bereit. Im Dorfe selbst waren Panzer aufgefahren, Feldküchen und anderes Gerät. Oft wechselten die Truppen...
Im Quartier bei Meckelburger schlachteten wir 1 Schwein, hatten im Stall außerdem 5 Schweine, etwa 1,20 - 1,80 Ztr. schwer. Im Keller waren Gläser mit eingekochten Früchten, auch mit Fleisch usw. Brot holten wir aus Tiegenhof vom Bäcker. An Nahrungsmitteln fehlte es uns also nicht, aber die Ansprüche waren ziemlich groß, einer wollte dieses, der andere was anderes zu Mittag oder Abendbrot.
In der Käserei fanden wir noch eine Menge frischer Käse, die wir uns holten. Als Koch war Rempel tätig, mal auch E. Fast oder ich, wenn die andern nicht da waren. Wilhelm Friesen, Rückenau, kam weiter oft zum Essen, war auch mal bei Erich Wiebe, doch bei uns gefiel es ihm besser. Wiebe hatte auf dem Hof einen Vorratsbunker, gab uns schon mal bißchen Zucker und Mehl.
In Marienau brannte das Wohnhaus von Johann Ewler ab, welches von Soldaten bewohnt war. Sonst gab es keinen Brand bis zum 7. März. 45... Truppenteile wechselten oft. Im Dorfe fuhren Panzer durch Gärten, über Zäune usw. Es sah verheerend aus.
Es war fast jeden Tag dasselbe. Wir gaben Getreide, Stroh und Heu aus an solche Personen, die Ausweis von Landrat oder Kreisbauernschaft hatten, solange der Vorrat reichte.
Eines Abends kam ein Fuhrwerk aus Tiegenhof nach Hafer, als Begleiter der Engländer Jack. Wir hatten keinen Hafer mehr, doch dieser Engländer, der bei uns lange Zeit gewesen, gab mir einen Tilsiter Käse etwa 10 Pfd. schwer. Diesen Käse nahm ich mit auf die weitere Flucht, später nach Dänemark und hatte davon den Sommer über zu essen.
Unser Marienauer Gend.Wachtm. G. Blank war in Tiegenhof stationiert und besuchte uns öfters im Quartier Meckelburger.

*

Gustav P h i l i p p s e n : ...Nach drei Wochen habe ich die Suche nach meiner Familie aufgegeben und bin zu Fuß nach Hause gegangen.
Die deutschen Truppen waren in unsern Dörfern einquartiert. Die Russen hatten Ostpreußen bis zur Nogat besetzt. So habe ich w i e d e r m e i n e A r b e i t b e i d e r B a h n a u f g e n o m m e n.

Gustav E n ß : (Aus einem Brief v. 27.4.46 aus Dänemark an Walter Driedger in Schleswig-Holstein)
...Mariechen mit dem Treck bekam ich am 22.2. in Borrenschin wunderschön untergebracht. Ich persönlich wurde sofort nach Marienau beordert, wo wir (Ernst Fast, Adolf Rempel, W.Friesen) in Meckelburgers Bäckerei bis zum 7.3. abends noch recht schöne Tage verlebt haben.
Wilhelm drosch in der ganzen Zeit bei Brucks erstemal die Scheune richtig leer (Raps und Weizen). Es sah auf den Höfen sehr traurig aus...

Hermann Reimer: Am **23. Februar** traf ich in Tiegenhof Herm. Bergen, Fürstenau. Er sagte: »Hermann, deine Frau sucht dich in der Zeitung.« Ich holte mir solche von der Post und las darin, daß Mutti auf Gut Neudorf, Krs. Pr.Stargard war. Ich bekam darauf vom Landrat 10 Tage Urlaub, um dorthin zu fahren.

24. Februar, Sonnabend. Ich fuhr per Rad nach Neudorf, Pr. Stargard. Am Tag vorher hatte Dirschau einen schweren Fliegerangriff gehabt, desgl. auch Pr. Stargard. Ich erkundigte mich in Ließau auf der Brückenwache und durfte weiterfahren. Auf den verschneiten und vereisten Straßen, wo viele Trecks unterwegs waren, ging meine Reise auf dem Fahrrad langsam und beschwerlich. Gegen 4 Uhr nachm. kam ich auf Gut Neudorf an. Der Gutsherr Rehfeld erklärte mir: »Ihre Frau und Tochter sind heute vor einer Woche in Richtung Stolp weitergefahren.«

Was war nun zu machen. Ich suchte Nachtquartier, welches ich schwerlich bekam. Niemand wollte mich übernachten lassen, bis es mir endlich gelang, in einem kleinen Haus zu schlafen. Es war Schneetreiben, ein Suchen in Richtung Stolp schien mir zwecklos, weil niemand dort wußte, welchen Weg sie eingeschlagen hatten.

Ich fuhr also am **25. Februar** morgens wieder zurück nach Marienau, kam bis Simonsdorf und war sehr müde. Hier hörte ich, daß eine Lokomotive nach Tiegenhof fahren sollte. Personenzüge verkehrten längst nicht mehr. Der Zugführer nahm mich auf viel Bitten mit bis Marienau...

1. März Wir fuhren in Marienau alles noch vorhandene Getreide zu Meckelburger. Säcke, Fuhrwerk und Mannschaft (Russen) wurden aus Tiegenhof gestellt, hatten etwa 120 Ztr., doch der größte Teil war Bohnen.

Am **2. März** fuhr ich per Rad und Kleinbahn nach Straschin-Prangschin zur Ortsgruppe, hatte Post und Raucherkarten abzugeben, Rempel hatte diese in Tiegenhof für die Ortsgruppe erhalten...

6. März. In Bärwalde war zu 12 Uhr eine Versammlung der noch anwesenden Bauern anberaumt, zu welcher ich und Daniel fuhren, von Straschin aus. In Bärwalde waren Landrat Wiebe, Kreisleiter Asch, Kreisbauernführer Fieguth, Fr.Müller - Danzig anwesend. Wir wurden zur bevorstehenden Feldbestellung, die auf jeden Fall ausgeführt werden müsse, hingewiesen. Es sollen sofort Angaben über vorhandenes Saatgut, fehlendes Saatgut, Gespanne und Leute eingereicht werden. Die Redner waren sehr energisch wie bisher. Auch an Machandel fehlte es nicht. H.Wiens - Kl.Mausdorf war mit Fuhrwerk aus Straschin gekommen, wollte noch mehreres aus Mausdorf holen; er war auch in Bärwalde. Wir machten Halt bei P.Nickel - Barenhof, um etwas zu essen. Abends kam ich in Marienau an und erzählte dort von meinen Aufträgen.

Am **7. März** morgens suchte ich im Gemeindeamt W. Dyck, wo alles offenstand, nach Bodenflächenangaben und fand diese, auch die Viehzählungslisten von 1940 - 1944 und nahm sie an mich.

Das letzte Militär rückte aus Marienau ab. Mittags brannte Hof Wiens, Kl.Mausdorf. Die Russen waren da. Wir packten unser Hab und Gut und warteten auf weitere Befehle. Gegen 4 Uhr nachm. kam vom Landratsamt der Befehl, uns sofort in Marsch zu setzen in Richtung Rotebude. Adolf Pleger fuhr mit dem Gepäck mit einspännigem Fuhrwerk über Ladekopp. Rempel, E.Fast und G.Enß sollten sich noch in Tiegenhof melden.

Ich machte Halt in der Käserei Neumünsterberg, traf hier Bruder Aron. Da die Überfahrt in Rotebude nicht mehr möglich war, blieben wir in Neumünsterberg beim Volkssturm in der Käserei. Wir übernachteten bei Heinrich Penner.

*

Gustav Philippsen: Am 8. März brachen die Russen auch bei uns in Marienau ein. Am Abend gab es einen traurigen Anblick: die ganze Heimat ein Flammenmeer.

Am 9. März bin ich mit den anderen von der Kleinbahn nach der Nehrung nach Nickelswalde gefahren...

Das war das Ende des deutschen Dorfes Marienau

. . . wie das Gesetz es befahl !

Die 2. deutsche Armee deckt die Flucht über See

Gustav F i e g u t h : In den ersten Tagen des Februar erfuhr ich, daß mein letzter Sohn auch in der Marienburg steckte. Ich habe ihn dort so manche Nacht aufgesucht. Von den zerschossenen Wehrgängen sahen wir herunter auf die zerstörte Stadt, in der der Russe hauste, und erlebten das Sterben unserer schönen, stolzen Marienburg.

Aber die Front an Nogat und Weichsel hielt, so daß nach dem Alarm und den Aufregungen der letzten Januartage fünf Wochen trügerische Ruhe die Weichselwerder überzogen, ebenso die Danziger Höhe und das ganze Pommerellen.
Die Kriegslage in ihrer Bedrohlichkeit war leider nicht jedem bekannt, während doch schon der riesige Stoßkeil der Sowjetarmeen auf Berlin zielte und am 3. Februar die Oder bei Küstrin erreichte. Man hoffte in diesen Tagen und Wochen auch in den noch besetzten Werderdörfern und auf den Trecks westlich der Weichsel, daß der Kelch an ihnen vorübergehen werde.
Sie richteten sich teils friedensmäßig ein - in Schönhorst blieb alles zu Hause - und das Leben ging mancherorts fast wie gewohnt weiter. Auf dem Brucks'schen Hof in Marienau brummte die Dreschmaschine. Viele Trecks unseres Dorfes fanden langsam ihren Warteraum um Straschin, und die weiter weg um Pr.Stargard und Berent Umherirrenden fanden meist noch die rettenden Inseln um Danzig.
Unbemerkt von dieser nur scheinbaren Idylle, zog zwischen Bromberg und Schneidemühl die russische Front bedrohlich nach Norden.
In letzter Minute gelang es der 2. deutschen Armee, verstärkt durch frische Kräfte der Kurlandarmee, die eilends über See herangeführt wurden, sich neu zu formieren. Sie erkannte noch rechtzeitig die Absicht der Roten Armee, bei Stolp zur Ostsee durchzustoßen und von Westen her alle Wehrmachtsteile und die gesamte Zivilbevölkerung einzukesseln.
In nicht zu überbietender Dramatik und Eile warfen sich kleinere deutsche Verbände den Angriffsspitzen entgegen, und den Männern der 4. Kurländischen Panzerdivision gelang es in einer Sturmfahrt mit Lastwagen zum Truppenübungsplatz Gruppe westlich Graudenz, dort bereitstehende neue Panzer und andere schwere Waffen zu besetzen. Es mangelte an Treibstoff, es mußten in eisiger Kälte die Startbatterien für die 300 PS-Motoren besorgt und eingesetzt werden und - wie ein Wunder - es dauerte nur Tage, bis die kampferprobten Männer mit ihren rollenden Festungen die sowjetischen Angriffsspitzen in der Tuchler Heide packten und stoppten.

»...Die allzu sorglos vormarschierenden Sowjets aber zwang unser Vorhandensein zur Vorsicht. Das wiederum verschaffte den Flüchtlingskolonnen etwas Distanz zum Kampfgeschehen; denn jeder Tag brachte sie einige Dutzend Kilometer weit nach Norden; jeden Tag konnte die Marine einige Tausend abtransportieren.«
» ...Die Härte dieses Ringens um Zeitgewinn kennzeichnen vielleicht die Abschußzahlen. Von der 4. Panzerdivision wurden allein in der Zeit vom 10. bis zum 14. Februar im Raum von Tuchel 99 Feindpanzer, 12 Sturmgeschütze, 2 Panzerspähwagen und 41 Pak vernichtet...
Noch einmal bekamen wir Nachschub an schweren Kampfwagen neuester Bauart, dem 'Panther', mit 700-PS-Motoren und präzise schießenden überlangen 7,5 cm-Kampfwagenkanonen, die auch den 'Joseph Stalin' knackten... Später um Karthaus aber gab es ein großes Chaos. Flüchtlingskolonnen drängten von Süden herauf und andere von Norden herunter...« *Hans Schäufler: »Panzer an der Weichsel«*

Die zehnfache Übermacht drückte im Westen die Front immer mehr gegen die Danziger Höhe.

März 1945 - im Großen Werder

Zwischen dem 7. und 10. März brach auch die Front an der Nogat zusammen. Die Schlinge zog sich zu. Tiegenhof wurde nur zwei Tage hinhaltend verteidigt; dann rückte die Wehrmacht hinter die schützenden Wasserläufe der Weichsel ab.

Hermann Reimer, unser getreuer und verläßlicher Chronist, verbrachte die letzten Stunden im Heimatkreis bei seinem Bruder Aron R. in Neumünsterberg. Er schreibt:

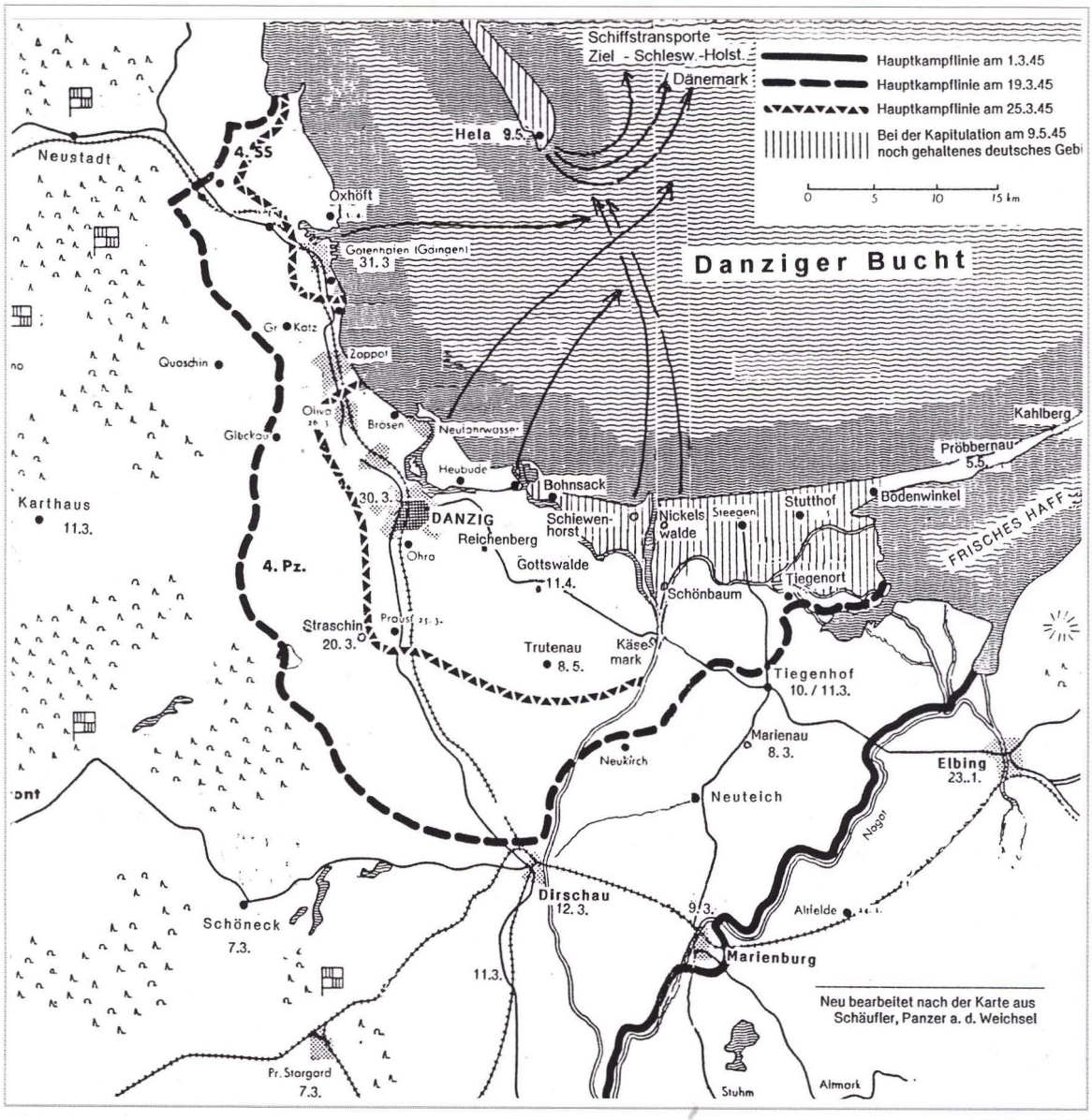
9. März: Vormittags trafen Rempel, E.Fast und G.Enß in Neumünsterberg ein, alle fuhren bald weiter zu Bekannten oder Verwandten. - Adolf Pleger fuhr vormittags mit unserm Gepäck und Fuhrwerk weiter nach Nickelswalde über die Dampffähre. Dort wurde das Fuhrwerk von Bordwaffen getroffen, Pferd tot, Wagenrad kaputt, Gepäck fehlte später.
Bei Gygax (Käserei in N.) wurden letzte Schweine und Käse per Auto abgeholt. Nachmittags gegen 14 Uhr Fliegerangriff auf Neumünsterberg, Barenhof, Bärwalde und Rotebude.Bei Driedger wurde der Stall getroffen. - Bruder Aron holte noch 2 Pferde und 1 Fohlen von seinem Grundstück. Das Fohlen schoß er im Dorf tot. Gegen 18 Uhr fuhren wir ab - 4 Wagen - über Rotebude in Richtung Schönbaum (noch im Werder, wo die Elbinger Weichsel von der Stromweichsel abzweigt). Um diese Zeit wurde Danzig sehr beschossen und es brannte. An der neuen Schleuse mußten wir längere Zeit warten, weil Militärkolonnen Vorfahrt hatten. Ich war auf Arons Wagen. Männer der Org. Todt versuchten, uns die beiden hinten angebundenen Pferde zu nehmen, welches ihnen nicht gelang. Um 2 Uhr nachts machten wir Quartier in einem Schuppen in Schönbaum.
Am 10. März vormittags beurlaubte der dortige Ortsgruppenleiter van Riesen uns auf 5 Tage. Wir empfingen noch Brot, Butter und Käse. Aron und ich fuhren nun über den Fluß zu Ernst Wiebe in Reichenberg (Danziger Werder). Hier waren Mutter, Lenchen und Lisa; außerdem das Haus voll Soldaten.



Am 15. März sprengten Pioniere den Weichseldamm zwischen Rotebude und Wachtbude Neumünsterberg auf 100 Metern Länge. Die Wassermassen ergossen sich ins Große Werder und reichten bald bis nach Elbing hin, in der ganzen Niederung fast überall 1 bis 1,50 Meter tief.
Flut gegen Flut. Mal war sie Fluch, die alte Weichsel, wenn die Dämme bei Eisgang brachen, nun war sie Segen und hielt die mordenden und schändenden Haufen zurück, um den tapferen Männern der Kriegsmarine für Hilflose das letzte Tor in die Freiheit offenzuhalten - die Flucht über See.

Hermann Reimer: 16. März. Nach 5 Tagen fuhr ich per Kleinbahn nach Steegen und meldete mich auf der Kreisbauernschaft, die sich hier befand, weil Tiegenhof am 10.3. von den Russen besetzt wurde. Ich übernachtete bei Fr. Müller, Herdbuchgesellschaft. Ich fuhr wieder zurück und suchte die Ortsgruppe Marienau. In Bohnsack übernachtete ich mit Schröders - Rückenau und Grunwalds - Tiege zusammen. - Dann reiste ich weiter, fand die Mausdorfer in Gottswalde, Windmühle, und blieb nächste Nacht bei H.Wiens und Elfriede. Hier war sehr wenig Platz, die 6 Pferde von Wiens stan-

den draußen an der Stallwand. Hier traf ich Tochter Lisbeth, die aus Trutenau zum Besuch gekommen. Am Sonntag, dem 18. März, fuhr ich per Rad nach Käsemark zu Wiebe, um Gerhard Fast zu treffen. Wiebe bot mir Quartier an, ich holte meine Sachen aus Gottswalde und blieb bei ihm, wurde von Fastens verpflegt. Hier waren die Flieger sehr lebhaft, oft Angriffe und Bordwaffenbeschuß, oft Brände von Scheunen, in einer Scheune verbrannten 18 Pferde.
An Bekannten waren dort E. Dycks - Fürstenwerder, später auch P. Nickels. Außerdem waren in Käsemark G. Wiensens - Bärwalde, A. Neufelds - Rückenau, H. Wiensens - Vierzehnhuben, Ewerts - Grünhagen, Claaßens und Harders - Wernersdorf und viele andere bekannte Mennoniten. Jeden Sonntag hatten wir Gottesdienst, welcher bei Frau Epp in Schmerblock stattfand und vom Ältesten Ewert geleitet wurde. In Schmerblock und Umgegend waren ebenfalls viele Mennoniten untergebracht.



April 1945 - westlich der Weichsel
Der Ring schließt sich

Der Donner der Geschütze und das Brummen der russischen Jagdbomber über Nehrung und Niederung schürten die blanke Todesangst der auf enger werdendem Raum zusammengepferchten Menschen.
Am 7. März sind die Sowjets auch in Schöneck; am 9. sprengen unsere Truppen die Nogatbrükken bei Marienburg und die Weichselbrücke bei Dirschau; am 10. 3. fällt Berent, am 11. März dringen russische Panzer nach erbittertem Widerstand der Deutschen in Karthaus ein - **Signal für die letzten auf der Höhe verharrenden Trecks aus Ostpreußen und dem Werder, abzusteigen in die Danziger Niederung** zwischen Praust und der Weichselmündung !
Zwischen Oxhöft und Straschin entbrennt der Endkampf um Danzig und um die Rettung über See. Am 20. März sind die Russen in Straschin.
Hela, den Schlüssel zum Entkommen, sicherte zu dieser Zeit noch ein riesig breiter tiefer Panzergraben.

Edgar Schaldach: Dann fuhren meine Eltern von Pr. Stargard über die Höhe nach Hochzeit. In Danzig haben sie die großen Angriffe miterlebt. Danzig brannte! So sind sie dort in der Gegend geblieben, bis sie sich Anfang April nach Hela begeben haben. Zwischendurch hatten sie in Herzberg ihre fünf Pferde, 1 Jährling und 2 Wagen abgegeben. Den 2.Wagen fuhr der Landarbeiter Lewandowski. Vom Bürgermeister in Herzberg haben sie dafür eine Bescheinigung bekommen.

Hermann Reimer: Wegen der großen Fliegergefahr war es ziemlich schwierig, über Tag von Dorf zu Dorf zu gehen. In der Nähe des Gehöftes Prohl - Käsemark stand eine Flakbatterie zum Schutz der Dampffähre Rotebude - Käsemark. Bei Fliegerangriff, oft mehrere Male täglich, mußten wir im Quartier Wiebe in den Keller, der ziemlich geräumig war.
Am 12. April wurde bei Wiebe in Käsemark fertig gemacht zum Abmarsch. Mit Gerh. Fastens, Nickels - Rückenau und anderen fuhren wir am 13. April ab über die Weichselfähre nach Schönbaum. Auf der Fähre war Polizei, die uns nicht mehr aus den Augen ließ und uns nach Freienhuben begleitete. Bei Meckelburger dortselbst mußte das Fuhrwerk abgegeben werden, hier luden wohl über 100 Wagen ab. Wir mußten mit Handgepäck nach Nickelswalde zur Weichselmündung. Hier sah es noch schrecklicher aus, die vielen Menschen, die nun auf die Prähme und Fähren wollten.

Hans Schäufler: (Aus »Die Tragödie an der Weichsel« Westpr.Jahrb. 26) ...Und all die Hunderttausend, Soldaten und Zivilisten, Westpreußen, Ostpreußen, Litauer, Esten, Letten, Pommern, Polen, Ukrainer, Engländer, Franzosen und die 6000 ehem. Konzentrationslagerinsassen aus aller Herren Länder, sie alle aßen aus unseren Feldküchen, die Tag- und Nachtbetrieb hatten - und sie wurden alle satt. Zugegeben, in die Kessel sind all die Militärpferde der Infanterie und die Wagengäule der Flüchtlingstrecks gewandert, die zurückbleiben mußten. Wir aßen sie auf, gemeinsam, vom Maul bis zur Schwanzquaste. Die Organisation in diesem Durcheinander des Schreckens und der Angst war fürwahr eine Meisterleistung...

Erna Grandt: Wir stapften über weite Schneefelder und übernachteten auf einem Bauernhof. Die Leute dort waren sehr nett und nahmen uns freundlich auf. In unsere Betten hatten sie uns heiße Ziegelsteine gelegt, damit wir erst einmal ordentlich durchgewärmt würden, bevor wir einschliefen.
Am nächsten Morgen ging es mit unserm Wagen weiter in Richtung Bohnsack. Wir hatten schon wieder etliche Kilometer hinter uns, als wir Halt machten. Alle hatten sich im Wald niedergelassen, um sich auszuruhen. Und gegen Abend plötzlich löste sich auf einmal unsere Marjenauer Wagenkolonne auf. Jeder war nun auf sich selbst gestellt.
Jedenfalls machte sich meine Mutter mit uns Kindern - mein Bruder Walter war unterwegs zu uns gesto-

ßen - zu Fuß auf von Bohnsack nach R e i c h e n b e r g . Auch an diesem Ort fanden wir ein gutes Quartier, bis auf einmal eine brenzliche Lage entstand. Reichenberg war ja nicht weit entfernt von Danzig, und immer häufiger hörten wir Schießereien. Es war unheimlich. Wir versuchten, mit unsern Leuten in einen Bunker zu gehen, der außerhalb des Ortes lag. Er war schon fast überfüllt. Als wir sahen, daß diese Bunkertür uns keine Sicherheit bieten würde, marschierten wir wieder zurück in unser Quartier.
Es ist beinahe unglaublich: Wir waren gerade zurück, da schlug in diesen Bunker eine Granate ein und alle, die sich darinnen befanden, kamen ums Leben. Da sagten wir uns, wie hat Gott uns doch so wunderbar bewahrt.

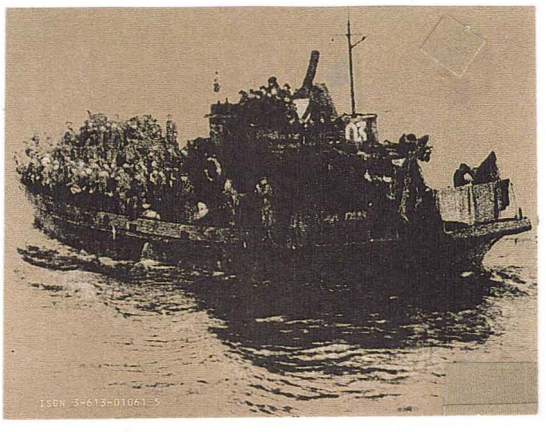
Elsbeth C l a a s s e n : (Nichte von Walter und Käthe Enss, Hof Nr.1) ...Wir kamen durch Bohnsack und landeten später in G o t t s w a l d e . Dort hörten wir, daß der T r e c k a u s M a r i e n a u hier sei. Wir fanden dann auch gleich das Quartier von Tante Käthe und Onkel Walter und auch Irmgard und Herrn Brucks. Später fuhren wir weiter zu Wiebes nach Trutenau.

Margarethe G e n d i t z k i : Herr Enss sagte: »Fränzchen, Du bleibst bei mir, wir bleiben immer zusammen.« Fränzchen (Margarethes 16jähriger Sohn) sorgte unterwegs auf der Flucht für Essen. Zog mit Pferd und Rucksack los und organisierte Käse, Butter usw. Er wäre gerne bei Herrn Enss geblieben, aber er sagte, er müsse doch bei der Tante Trude (Frau v. Fritz Genditzki) bleiben und den dreijährigen Jungen tragen. Sie konnten alle nicht mehr, sie waren schon so schlapp. Herr Enss bedauerte sehr, daß Fränzchen nicht mit ihnen kam.

Elsbeth C l a a s s e n : Inzwischen kam Onkel Walter (Enss) nach T r u t e n a u und klagte, daß mit dem Marienauer Treck kein Weiterkommen wäre. Herr Brucks hatte mit sich selber zu tun, um das ganze Leid zu ertragen und konnte sich nicht kümmern. Onkel Walter und Tante Käthe waren viele Sachen gestohlen worden, und beim Fliegerangriff waren 8 Pferde und zwei Wagen verbrannt.

Das verbliebene Restgebiet der Danziger Niederung zwischen Toter Weichsel und Ostsee wird durch die Marine nach und nach von den dort befindlichen Flüchtenden über Einlage und Schiewenhorst durch Übersetzen nach Hela geräumt. Pausenlos greifen die Sowjets die Weichsellinie und die Fähren an.
Schwere Kämpfe bei Plehnendorf und G o t t s w a l d e , das mehrere Male den Besitzer wechselt. Die Wehrmacht verteidigt die letzte Front - die vielen Wehrlosen im Rücken - mit Zähnen und Klauen wochenlang mit Erfolg.

Margarethe G e n d i t z k i : (Tonb.-Prot.) Dann ist in G o t t s w a l d e eine Bombe in die Scheune eingeschlagen, in der die Pferde untergebracht waren. Die Pferde waren ganz zerrissen. Fränzchen hat bittere Tränen geweint: »Die schönen Pferde - und mein schönes Reitpferd ...« - **Nun konnten wir mit dem Treck nicht mehr weiter. Wir waren bald am Ende.**



Hermann R e i m e r : Wir kamen erst am 14.4. gegen 4 Uhr morgens zum Einsteigen. Da das Wetter sehr stürmisch war, fuhren wir die Weichsel aufwärts bis E i n l a g e und blieben bis Sonntag abend dort.
Am 15.4. gegen 8 Uhr abends fuhren wir dann auf diesen Kähnen (etwa 180 Pers. pro Kahn) nach Hela. Von Gotenhafen bis Neustadt sichteten uns die feindlichen Truppen. Deren Scheinwerfer waren ziemlich lebhaft. Wir hatten Abwehrgeschütze an Bord, aber die Bedienung wurde selbst kopflos, und einige sag-

ten: »Dieses ist unsere letzte Fahrt.« Doch wir kamen ohne Beschuß in der Nacht vom 15. zum 16. 4. in H e l a an. Hier lagen viele Schiffe aller Größen.

Erna G r a n d t : Auf dem Weg von R e i c h e n b e r g kamen wir nach E i n l a g e an der Weichsel. Hier bestiegen wir ein kleines Schiff, das uns zur Halbinsel H e l a brachte. Dort haben wir dann ein paar Tage und Nächte am Wasser zugebracht und gewartet, bis ein großes Schiff kam.

Elsbeth C l a a s s e n : Am Donnerstag, dem 12. April, machten wir uns mit mehreren Familien auf die Fahrt nach S c h i e w e n h o r s t . Wir fuhren mit langem Wagen und zwei Pferden. Unser franz. Kriegsgefangener machte sich aus dem Staube, als er hörte, daß wir aufs Schiff wollten. Käthe u. Walter Enss fuhren im Dogcart mit Adele.
Auf einer großen Wiese nahe der Fähre wurden Gespanne und Wagen abgegeben und wir bepackten uns, so gut es ging, und kamen bei Dunkelheit auf eine Fähre - für eine Milchkanne Schmalz und eine Seite Speck. Alles wurde nur nachts gemacht, da der Russe schon in Zoppot war und die Bucht in Abständen mit Scheinwerfern absuchte. Ohne Beschuß erreichten wir Hela und wurden in eine große Maschinenhalle geführt.

Gustav P h i l i p p s e n : Die Russen kamen sowohl aus der Richtung Danzig wie Pillau. Der Kessel wurde immer kleiner. Sechs bis acht Bomber belagerten laufend die Nehrung. Zu Tausenden wurden Frauen, Kinder und Soldaten verschifft. Ich habe die Verschiffung verweigert, da so viele Schiffe untergingen.



»Die Soldaten der letzten Stunde im Raume von Danzig kämpften zur Rettung des ihnen anvertrauten Heeres der Hilflosen, der Frauen, der Kinder und der Verwundeten, obwohl sie wußten, daß der Krieg längst verloren war.
Auf sie konzentrierte sich der unvorstellbare Feuerhagel der Roten Armee. Es gab als Anerkennung für diesen Opfergang weder Orden noch Beförderung, sondern nur die Gewißheit von Tod oder sowjetischer Gefangenschaft.
Keiner stirbt gerne und erst recht nicht, wenn das Kriegsende so greifbar nahe ist. Und doch setzten diese Männer auch jetzt noch ihr Leben ein für das der Wehrlosen: aus Anständigkeit, aus Nächstenliebe, aus Verpflichtung gegenüber der schwergeprüften Heimat. Erhebend und beispielhaft war selbst noch der Marsch der Überlebenden in die sowjetische Gefangenschaft, innerlich ungebrochen, in der Haltung einer Truppe, die selbstlos und mit Anstand gekämpft hat bis zum bitteren Ende.«

Heinrich Eberbach, General der Panzertruppen

Flucht über die Ostsee
Das Lied der Rettung und der Trauer

S c h i e w e n h o r s t und H e l a wurden für die Eingeschlossenen zu Inbegriffen von Hoffnung, aber auch von Furcht. H o f f n u n g , dem Würgegriff der Roten Armee zu entkommen und Ruhe nach so viel durchlebten Leids zu finden, und wiederum auch F u r c h t vor der Möglichkeit, im eiskalten Wasser der See zu ertrinken.
Für Hunderttausende aber war die Küste der Danziger Bucht Ausgangspunkt für die Errettung aus der Todesklammer der Russen und für die Aussicht auf eine menschenwürdige Zukunft, wohl fern der Heimat, doch im Vaterland Deutschland.
Die größte Rettungsaktion der Geschichte über See lief Mitte Januar an für Kurlandsoldaten, Verwundete der schweren Kämpfe in Ost- und Westpreußen und für Flüchtlinge aus beiden Provinzen, die den noch freien Durchzug durch Pommern im Februar mit Treck oder Eisenbahn aus vielerlei Gründen nicht mehr schafften.
Danzig und Gotenhafen brachten bis Ende März 547.032 Flüchtlinge und Verwundete nach Westen in Sicherheit, bis auch diese Häfen im Feuersturm der 2.Weißrussischen Front versanken.
H e l a hielt als letzter Hafen des Ostens das Tor aus der Hölle der Danziger Niederung offen, wo die Masse auch der W e r d e r - T r e c k s im Dünensand aufs Übersetzen warteten.
495 810 Menschen entkamen hier zwischen dem 15. März und dem 10. Mai 1945 einem unbarmherzigen Schicksal. Andere jedoch ereilte der Tod auf See - und unter ihnen sind leider auch sehr liebe Menschen aus unserm Dorf, um die wir von Herzen trauern.
Die Organisation und der Opfermut der Kriegsmarine sind in der Geschichte ohne Beispiel. Stellvertretend für viele gilt unser Dank dem Großadmiral Karl Dönitz und seinem Seetransportchef für die Wehrmacht, Konteradmiral Konrad Engelhardt.

*

Nach der Rettung über See vergingen für meine Eltern Jahre, leidlich versorgt, in Wehmut lebend und noch lange in einem Winkel des Herzens auf Rückkehr hoffend, bis ich Tonbandgerät und Mikrofon in die Stube stellte, und sehr langsam das Erzählen in Gang kam - wie war es denn eigentlich damals?

Nach zwei Tagen auf Hela , am Sonntag, dem 15. April, hieß es plötzlich: aufs Schiff. Die russischen Flieger waren rein verrückt in der Bucht. Dann ging's los. Das war ein Sturm, und das Boot, so ein kleines Kohlendampferchen, das ging immer so ... und so ... und so ... Ach Gott, ach Gott! Wir lagen alle lang, so schlecht war uns. Und eine Eiseskälte, die blies durch Pelz und alles durch, war nuscht zu machen.
Aber dann drehten wir wieder um. Wegen Sturm und Wellengang ging's wieder zurück nach Hela. Wir sagten: bloß hierbleiben, bloß nicht weg! Dann das Kommando: Keiner aussteigen, das Boot fährt noch mal los!
Noch mal dasselbe. Das hat geschaukelt, wir lagen auf der Erd', uns war alles egal. Und vor allen Dingen der Wind, der blies furchtbar... Hoch oben an Deck Soldaten, alle mit Schwimmwesten. Sehr erfreulich. - Nun kamen auch noch russische Flieger und die Bomben flogen auf die »Pretoria«, ein großes weißes Lazarettschiff. Einen Treffer gab's am Heck, und das fing an zu brennen.

Käthe E n s s : Ich hatte noch eine Blechdose und eine Tüte Mehl in meinem Koffer. Und dann sagte ich zu dem Koch, er solle das Mehl nur in Wasser einrühren und ein bißchen überkochen, daß ich so 'ne Schlunzsupp' hab. Ich konnt nuscht anderes mehr 'runterkriegen. Und dann ging er nach oben in die Küche und hat das gemacht - in der ollen Blechdose - und ich war froh, daß ich ein bißchen Warmes in den Magen kriegte. Brot konnt ich nicht mehr runterkriegen. Ich war so erkältet von dem Durchpusten da auf dem Schiff.
Bis Rendsburg kamen wir dann gut durch und waren heilfroh, daß wir 'raus waren aus dem Schlamassel.

Hermann R e i m e r : Am 16. April gegen 6 Uhr morgens wurde mit der Umladung auf die großen Seeschiffe begonnen. Acht Uhr hatten wir einen Fliegerangriff, bei welchem unser Schiff „Kronenfels" einen Maschinenschaden erlitt, der jedoch behoben wurde. Eine fürchterliche Panik entstand. 5800 Flüchtlinge mußte die »Kronenfels« aufnehmen. Gegen 8 Uhr abends stachen die Schiffe in See.



Das Schiff »Goya« mit etwa 6000 Menschen, welches anfangs hinter der »Kronenfels« fuhr, überholte später. Um 1/2 12 Uhr nachts begannen die Scheinwerfer zu leuchten. Uns wurde ganz unheimlich zumute, und wir glaubten, es passiert was. Nach etwa 10 - 15 Minuten krachten zwei Torpedos, die »Goya« war getroffen. In einer Entfernung von 300 - 400 Meter konnten wir dieses beobachten. Wir sahen, wie das Schiff brannte, hörten das Schreien der Menschen, es war ein schauderhaftes Gefühl...

Es fuhren auf der »Goya« mehrere Marienauer gen Westen. Soweit uns bekannt: Margarethe Genditzki mit Fränzchen, ihre Schwester Trude mit fünf Kindern, Marie Dodenhöft, Walter Dodenhöfts Frau mit Tochter Minna und Andres Hausmann mit Frau und zwei Söhnen.

Margarethe G e n d i t z k i : Fränzchen sagte zu mir: »Mama, ich hab noch Hunger, hol' mir doch noch ein Stück Brot aus dem Rucksack.« Der Rucksack lag aber an Deck. Und als ich gerade oben war, da schlugen zwei Torpedos ein, und das Schiff brach auseinander.
Ich trieb 2 1/2 Stunden im kalten Wasser, ich weiß nichts mehr, war wohl bewußtlos. - Ein Balken hat mir das Knie und die Finger zerschlagen. Damit lag ich noch 6 Wochen im Krankenhaus in Dänemark.
Trude, Fritz seine Frau, ist ertrunken mit 5 Kindern, das kleinste erst 3 Jahre. Auch die Frau von Walter Dodenhöft und Minna, das Mädel. Ottos Frau und Erichs Mutter sind auch ertrunken - und Fränzchen - - Bloß ich wurde gerettet - nur 180 von 6000 Menschen. -
Auch auf die weiße Fahne am Schiff hat keiner Rücksicht genommen.
Wir waren froh, als wir endlich in Dänemark waren. Wenn wir auch im Lager lebten, wir hatten doch wenigstens unsere Ruhe. - Wir waren schon halb verrückt - - -

Edgar S c h a l d a c h : Vor Hela hatten meine Eltern Glück, auf das Lazarettschiff »Pretoria« zu gelangen. Es wurde dann aber bombardiert. Mit Gottes Hilfe sind sie dann auf ein anderes Schiff umgeladen worden und sind am 18.4.45 nach Dänemark gekommen.

Käthe und Walter E n s s : Immer noch kreisten wir im Hafen von Hela in die Runde, sollten dann an die »Eberhard Essberger« bugsiert werden. Und los ging's. Die Sachen wurden auf einer Plattform hochgezogen.
Wir sollten auf die Leiter, und ein paar Matrosen hielten uns am Arm und jupp ... wenn der Kahn dann so von der Welle 'rangetragen wurde ans Schiff, dann ruff, ruff, ruff - da ging's immer einer nach dem andern auf den zwischengelegten Prahm. Von hier mit einer Lade an Seilen hochgezogen und oben regelrecht 'ausgekippt' und weiter nach unten in den großen Laderaum.
Der Kapitän war ungeduldig und wollte los. Aber da schrien einige. Die Eltern waren oben und die Kinder noch unten oder umgekehrt.
Der wollte weg wegen der Flieger. Die Russen hatten es auf das Schiff abgesehen. Und kurz vor der Abfahrt klatschte doch eine Bombe gerade so ins Wasser. Die Wasserfontäne ging bis über das Deckloch. Unsere Flak ballerte wie verrückt. Und endlich waren wir dann auf See.

Jetzt gab der Kapitän Verhaltensmaßregeln aus. Beim Ruf »U-Boot« sollten wir alle nach oben an Deck, beim Signal »Flieger« sollte alles nach unten. »Schwimmwesten anlegen« war glücklicherweise nur eine Übung. Wir hatten aber keine. Nur die Soldaten von der Kurlandarmee. War ja schon April, aber eine Kälte auf dem Wasser, wie mitten im Winter...
Manchmal fuhr er nur ganz langsam oder stand sogar stundenlang, einmal die ganze Nacht still. Da sagten sie, der sei so vorsichtig gefahren, der hat immer seine Minensucher vorgeschickt. Wir hatten ja Geleitschutz. An den Seiten kleine Zerstörer und ein Minensuchboot fuhr voraus.
In der Nacht, wenn die Maschinen mal still waren, dann hörten wir, wenn der Anker runterging. So ein Gerassel und Gescheuer an der Bordwand. Dann dachten wir, jetzt streift 'ne Mine an der Seite vorbei.
Und dann fuhren wir bis Swinemünde auf dem Schiff und dort wurden wir umgeladen.

Trotz dieser starken Angriffe gelingt es am 15. und 16. April, beträchtliche Einschiffungen vorzunehmen. Hier einige Zahlen auf Grund der vorliegenden Originalmeldungen:

15. April	Irmtraud Cords	Swinemünde	2000 Soldaten
	Charlotte Schröder	Swinemünde	1600 Soldaten
	Dora Ahrens	Swinemünde	1012 Soldaten
	Mat. Stinnes	Swinemünde	4000 Soldaten
	Eberhard Essberger	**Swinemünde**	**4500 Soldaten,1500 Flüchtlinge**
	Fährsch. Deutschland	Swinemünde	2000 Soldaten
	Laz.-Schiff Oitza	Stralsund	1050 Kranke und Verwundete
	Laz.-Schiff Adler	Kopenhagen	850 Kranke und Verwundete
	Laz.-Schiff Pretoria	**Kopenhagen**	**2000 Kranke und Verwundete, 200 Flüchtlinge**
16. April	F.S. Möwe	Kopenhagen	1600 Flüchtlinge
	Merkator	Kopenhagen	1450 Flüchtlinge
	Goya	**Swinemünde**	**1800 Soldaten,3500 Flüchtlinge**
	Sturmfels	Swinemünde	200 Soldaten,5700 Flüchtlinge
	Kronenfels	**Kopenhagen**	**5800 Flüchtlinge**

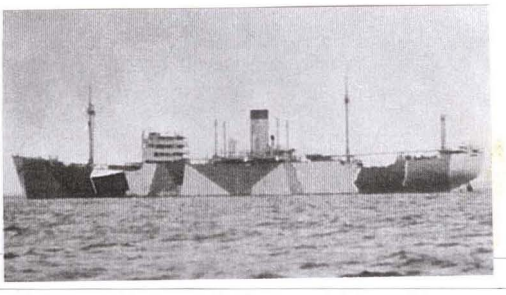
Hermann R e i m e r : Ein schrecklicher Anblick. Wahrscheinlich sind Mutter und Bruder Aron auch unter diesen Opfern zu beklagen. Doch eine Bestätigung dafür gibt es nicht. Unter diesen 180 Geretteten befand sich ein Arbeiter Gröning aus Tiege, Instmann von Emil Janzen, mit dem ich in Dänemark oft über diese Schreckensnacht gesprochen habe. Er selbst hat 4 Stunden im Wasser gelegen, bis er gerettet wurde, er litt später sehr an Rheumatismus. Seine ganze Familie ist ertrunken.
18. April Vor Kopenhagen mußten wir einen Tag auf den Schiffen bleiben, denn die Dänen waren uns feindlich gesinnt.

Erna G r a n d t : In Einlage an der Weichsel bestiegen wir ein kleines Schiff, das uns zur Halbinsel Hela brachte. Dort haben wir dann ein paar Tage und Nächte am Wasser zugebracht und gewartet, bis ein großes Schiff kam. Die »Neidenfels« brachte uns über die Ostsee bis zur Insel Rügen. Da wurden wir ausgeschifft und in ein kleines Schiff umgeladen, das uns zum Saßnitzer Hafen brachte.

Elsbeth C l a a s s e n : Von Swinemünde ging's mit einem Kohlenfrachter bis Rendsburg. Als wir in den Kanal einliefen, war alles geflaggt: 20. April. -

Gustav F i e g u t h : In diesem letzten kleinen Kessel an der Ostsee wurden damals noch eine größere Zahl Bewohner unseres Kreises zusammengedrückt...
Bis zum 20. April waren diese Menschen alle, soweit sie sich nicht wegen der ungeheuer großen Schiffsverluste weigerten, aufs Wasser zu gehen, auf Prähme in Richtung Hela verladen worden. Die Zurückgebliebenen sind später den Russen in die Hände gefallen. Für Deichamt und Kreisbauernschaft gab es jetzt in unserem alten Heimatkreis im Mündungsgebiet der Weichsel keine Aufgaben mehr. So gingen wir am Abend des 26. April mit unbekanntem Ziel in See.

Kreisleiter W. A s c h : ...Es kam die Zeit, die mir unglaublich erschien, als mich General von Rappard am 6. Mai 1945 als letzten entließ und nach der guten Zusammenarbeit verabschiedete. Ich landete am 7. Mai morgens müde und zerschlagen in Hela. **Am 8. Mai hatte ich noch das Glück, auf einem kleinen Hilfsboot ein Plätzchen zu ergattern, das um 20 Uhr in einem Verband der Kriegsmarine Hela mit den allerletzten Zivilisten verließ.**



Die „Neidenfels" (7800 BRT) - Bild oben - rettete in 6 Einsätzen 30 000 Menschen
Die „Eberhard Essberger" (5064 BRT) rettete in 12 Einsätzen 66 550 Menschen

Dönitz, Großadmiral a.D.
im März 1970
Man vergesse nie, daß in der kritischen Phase der Nation, als vieles wankte, gerade der deutsche Seemann mit und ohne Uniform sich im Dienste der Menschlichkeit selbst überbot.

Ankunft

im seinerzeit noch freien Teil des deutschen Vaterlands

Sie wurden nicht auf Rosen gebettet, die 13 Millionen ungebetenen Gäste von jenseits der Oder und Neiße; denn die Gastgeber waren in den letzten Aprilwochen nicht gerade in Empfangsstimmung kurz vor der Stunde Null, als noch niemand wußte, welche Gestalt die Drohungen aus Jalta für die Unterlegenen annehmen würden. Kaum eine Familie, die nicht Tote, Verwundete oder Vermißte zu beklagen hatte. Die materielle Basis war klein geworden. Alles zerrte an den Nerven.

Walter u. K. E n s s : Endlich lag die Ostsee hinter uns, für den Kohlendampfer öffneten sich die Schleusen am Kaiser-Wilhelm-Kanal, und in Rendsburg war Ende der langen Reise. Zwei Tage noch auf dem Schiff, bis die drei Damen vom Roten Kreuz erschienen, um nach Kranken Ausschau zu halten. Wir mußten warten und dann endlich wieder festen Boden unter den Füßen. Uns erwartete ein Strohlager in der Schule und als Haustiere nuscht wie Läuse. Einmal gab's warmes Essen - eine wahre Seligkeit! Sonst gab's grobes Brot, mit Kunsthonig bestrichen.
Nach einigen Tagen quartierte uns ein Amtswalter aus mit der Begründung, die Stadt würde verteidigt. Der Fußmarsch endete 5 km weiter im Dörfchen Fockbek. Drei Tage war das Nachtlager noch einmal zum Abhärten: im Gastzimmer auf Holzbänken und unterm Tisch. Danach ging's 'rauf auf den Heuboden für drei Wochen.
Aber dann wurd's allmählich besser: 4 Wochen Quartier bei Mohr, wo der Hausherr uns schon mal eine Schüssel Suppe 'reinreichte und hinter dem Rücken seiner Frau ein paar Eier spendierte.
Im nächsten Quartier bei Johannsen, da war's denn ein kleines richtiges Zimmer, und mit dem Rübensirup, im Waschkessel gekocht, fing dann der Luxus an.
Von unsern Kindern aber wußten wir immer noch nichts.

Erna G r a n d t : Nun konnten wir endlich Wasser und Schiffe hinter uns lassen und hatten wieder festen Boden unter den Füßen. Der Zug stand schon bereit, der uns ans Ziel bringen sollte. Es ging in Richtung SchleswigHolstein. Endstation war der Ort Trittau. Das war am 14. April 1945.
Von hier aus wurden wir auf die Dörfer verteilt, und wir kamen nach Witzhave. Das sollte endlich unser neues Zuhause sein? Wir wurden einem Schuhmacher zugewiesen, der drei Häuser besaß. Unsere Wohnung bestand aus einem leeren 6 qm kleinen Zimmer und einem winzigen Nebenraum, der als Küche dienen sollte. Ins Zimmer hatte man uns Stroh zum Schlafen geschüttet. Sie begegneten uns recht unfreundlich und gaben uns nichts zu essen. Aber wir waren trotzdem froh, all die Strapazen überstanden zu haben.
Doch am 6. Mai zogen die Engländer in unser Dorf ein. Und was wir da erlebten, hatte niemand mehr erwartet. Alle Flüchtlinge mußten ihre provisorischen Unterkünfte verlassen und wurden in ein Haus am anderen Ende des Dorfes zusammengepfercht. So mußten wir hier einen ganzen Tag verbringen. Während dieser Zeit hatten sie unser bißchen Hab und Gut aus der Wohnung geschleppt, und unser Herd stand draußen auf der Straße.
Doch mit Gottes Hilfe haben wir auch das überlebt. Er war uns nie so nahe, wie in dieser schweren Zeit. Seine Hand war über uns während aller Grausamkeit und ihm gebührt der Dank für die treue Bewahrung.

Gönnet einander den Platz auf fremdem Boden und teilet,
Was Ihr habet, zusammen, damit Ihr Barmherzigkeit findet.
Goethe, Hermann und Dorothea
5. Gesang, V. 203–204

Auf dem Landweg nach Westen

Erika W i e n s - Jung: (Zusammen mit ihren Schwiegereltern im Treck von Fürstenau aus durch Pommern geflüchtet. Ihr kleiner Sohn starb unterwegs bei Stolp.)
...In Ratzeburg wurden wir zum ersten Mal registriert, und sollten dann Richtung Neustadt fahren. Unterwegs haben wir noch einmal in Ratekau übernachtet. Nachdem wir uns in Neustadt gemeldet haben, wurden wir für die Insel F e h m a r n zugeteilt. Wir fuhren über Heiligenhafen nach Puttgarden, wo wir 5 Jahre bei dem Bauern Paul Witt gewohnt haben.
Mein Mann ist 1947 im Kaukasus in der Kriegsgefangenschaft verstorben, teilte mir ein Kriegskamerad über das Rote Kreuz mit.

Hermann B u d w e g : 19. März. Wetter schön, 14 Grad, Sonnenschein. Um 10 Uhr losgefahren bis Hanstedt. Wieder umgedreht und auf die alte Stelle gefahren. In Garlstorf Quartierzettel bekommen. Wir sollten bis nach Rottdorf fahren, da aber ein Pferd schlapp machte, sind wir noch einmal bei Putensen Nacht geblieben. Abends bekamen wir Bescheid, daß wir nicht zu fahren brauchten. Für Pferde Hafer bekommen, wir Erbsensuppe und für Kinder Milch.
20. März. Nachts Regen, tagsüber Sturm und Sonnenschein. Alle in G a r l s t o r f verteilt, wir in der Schule. Ende der Flucht.

Gerda E s a u - Neumann: Von Teßmannsdorf bei Rerik wollten wir wieder zurück nach Hause. Dort hatten wir doch wenigstens unsere eigene Wohnung. Am 10. Juni 45 bestiegen wir den Wagen mit unseren letzten drei Pferden, um zusammen mit Enßens, Ziemens, Kleins und Andreas und Cornelia Dodenhöft wieder nach Marienau zu fahren. Wir fuhren in Richtung Stettin. Dieses Frühjahr hatte herrliches Wetter. Kurz vor Demmin durften wir nicht mehr weiter, denn die Polen ließen keinen mehr über die Oder.
Am 24.6. schon vor Sonnenaufgang fuhren wir wieder zurück über Dargun, Finkental, Gnauen. In V i l z gegenüber dem Krug setzten wir uns in den Graben: müde, hungrig und schmutzig. - Da hörten wir die Glocke zur Kirche läuten. Als nach dem Gottesdienst der Herr Pastor zu uns kam, überredete er uns, mit aufs Restgut zu kommen. Dort gab es keine Pferde, und auch Arbeitskräfte wurden gebraucht. Wir blieben und bekamen für uns drei ein Zimmer und ein paar Möbel. Hier erfuhren wir vom Tod meines Bruders Ernst. Papa, ich und unsere Pferde arbeiteten nur für das Pferdefutter, bis wir im November im Nachbardorf N u s t r o w siedeln konnten.

Otto v a n R i e s e n (1863 - 1948), der frühere Amtsvorsteher:
(Brief an Walter Enss in Fockbek bei Rendsburg) Westhof b. R e r i k (Mecklb.) 17.2.1947
...Ich habe Deine Briefe nicht beantworten können, da ich krank im Bett gelegen habe, litt nämlich an heftigen Schmerzen in der rechten Brust. Woher sie kamen, wie sie heißen und wie sie zu bekämpfen sind, weiß ich nicht, da ein Arzt hierfür nicht zu bekommen ist...
Die Feiertage haben wir still verlebt, da Besuch nicht gekommen war. So waren wir beide, Fr. Penner und ich, auf uns allein angewiesen. An meinem Geburtstage (84.) haben alle Hausbewohner gratuliert und kleine Geschenke gebracht. Ein paar Briefbogen und einen großen Teller mit Blechkuchen. Der Verwalter brachte mir eine Unterhose und 2 Hemden, alles ganz neu und ungetragen von der Bekleidungskammer in Rerik, wo er in der letzten Kriegszeit beschäftigt war. Nett von ihm, nicht wahr?...
1.12.1947 ...Ich wurde durch verschiedene Vorgänge am Beantworten gehindert. Wir haben einen großen Schreck gehabt. Eine Räuberbande überfiel mitten in der Nacht unser Haus. Sie schlugen mehrere Fensterscheiben ein und drangen in Fr. H.'s Schlafstube, wo sie mit ihrem kleinen Peter schlief. Sie gingen an den Kleiderschrank und raubten alle Kleider u. die ganze Wäsche...
Jetzt hat die Konferenz in London begonnen. Wer weiß, was sie uns Gutes bringen wird. Viel Vertrauen habe ich dazu nicht. Und so sitzt man hier in der Fremde, jahraus, jahrein, und noch keine Aussicht auf eine Änderung. Nun sei recht herzlich gegrüßt von Deinem alten Onkel Otto.

Unter Russen und Polen

Worte können es nicht beschreiben

Man hörte manchmal im letzten Kriegsjahr unter den Kameraden das gedankenlos in die Luft gesagte Wort »Genieße den Krieg, denn der Friede wird ein schrecklicher sein!«
Doch für viele wurde der Friede, der keiner war, in der Tat noch schrecklicher als menschliche Phantasie das Grauen auszumalen vermag.
Auch Gustav Philippsen, Hilde Bartsch, Käte Reimer und Gretel Kollien und viele andere haben solche Tage erlebt und etwas aufgeschrieben:

Gustav P h i l i p p s e n : Am 8. Mai kamen die Russen auch von der Nehrung. Da gab es unbeschreibliche Grausamkeiten den Frauen gegenüber, und es wurde geplündert und verwüstet.
Ich habe mich gleich auf den Weg nach Hause, nach Marienau, gemacht, aber es war der grauenvollste meines Lebens. An den Straßen und im Wasser lagen die Leichen der Frauen, Kinder und Soldaten in großen Mengen. Die Häuser in den Dörfern waren häufig zur Hälfte abgebrannt. Die Russen tobten weiter.
Meine Eltern wurden von den Sowjets erschossen. In den ersten Tagen haben sich viele das Leben genommen. Meine Arbeitskollegen von der Kleinbahn wurden nach dem Zusammenbruch in ein Lager nach Danzig gebracht und sind dort verhungert. Ein großer Teil der Menschen starb an Typhus.

Käte R e i m e r - Gurcke: Mit Mutti war ich noch bis zum 14. März 1945 zusammen. Das Schicksal traf mich hart. Ich war in Sibirien. Sieben Monate in russischer Kriegsgefangenschaft. Es ist kaum zu glauben, aber ich habe es ertragen. Es war furchtbar.
Schließlich hatte ich Glück. Von einem deutschen Arzt, der dort im Lager tätig war, wurde ich mit dem ersten Transport in die Heimat geschickt. Es waren nur Kranke und Schwache.
Hanna Köpsel, die Haustochter von Bartsch, ist dort gestorben. Ich lernte sie erst im Lager kennen. In dem Lager waren ca. 1.200 Frauen und 300 Männer. Sieben Kinder wurden dort geboren, die aber nicht älter als vier Wochen wurden. Eben wegen der Ernährung. Und ca. 300 von unseren Gefangenen wurden unter den Fichten begraben. Die Ernährung war sehr schlecht. Viele sind verhungert, und Typhus brachte viele ins Grab...
Die Rückfahrt dauerte sechs Wochen bei wenig Verpflegung und im Viehwagen bis zur polnischen Grenze, dann im Personenwagen bis Frankfurt/Oder, und dort wurde ich am 9. November entlassen. Von dort ging es nach Berlin, wo alle Kriegsgefangenen registriert wurden.
Ich habe nichts gerettet, und zerrissen und verschmutzt kam ich in Deutschland an...Endlich konnte ich aufatmen...

Zurück ins Dorf !

Die Waffen schwiegen - endlich! Die Dorfgemeinschaft war in Gruppen zerrissen. Das hatte der Fluchtplan nicht vorgesehen. Der Mensch denkt, Gott lenkt. Diejenigen, die noch im Mai der Heimat am nächsten waren, was lag für sie näher, als 'nach Hause' zu gehen. Man hatte bitter erfahren müssen, daß man dir das letzte Hemd raubte, a b e r d i e H e i m a t , die gottgegebene, die unveräußerliche ? - - -

Gretel K o l l i e n : M a r i e n a u erreichten wir Pfingsten. Es muß so zwischen dem 20. und 22. Mai 1945 gewesen sein. Die letzten Russen waren einen Tag vorher abgezogen. Das Dorf war fast leer und teilweise zerstört. Vieh war nicht zu sehen und auch nicht zu hören. Daniels Scheune war abgebrannt, und die Vorlaube hatte einen Volltreffer.
Der Hof Walter Enss war auch teilweise beschädigt worden, auch hier war die Scheune abgebrannt. Später sollte sich noch herausstellen, daß Häuser, die von außen intakt schienen, innen häufig ohne Zwischenwände waren. Bei Rempel waren sämtliche Schlafzimmer aus dem Dorf zusammengetragen worden. Wir haben uns da später auch bedient.

Auch unsere Wohnung war zerstört - die Möbel lagen zertrümmert im Graben, und alles andere war im Keller eingestampft - und so zogen wir in die Dorfkate. Allerdings nur für eine Nacht. Man klaute uns hier das letzte Mehl. So gab es kein Frühstück, und wir suchten erst einmal eine andere Bleibe. Wir zogen in die Wohnung von Runde. Möbel und Haushaltsgegenstände trugen wir von überallher zusammen.

Außer uns fünf wohnten zu dieser Zeit in Marienau:

Herr und Frau Manfraß (beide sind noch in Marienau gestorben)
Frau Maria Herbst und Sohn Karlheinz
Frau Klein und die Söhne Klaus und Reinhard
Frau Plenk und die Kinder Erika, Gustav und Rudi (Rudolf)
Frau Ganth mit ihrer Tochter
Frau Krüger und deren Kinder (Eva, Fritz und ich glaube Jens)
Frau Hans Augustin und 3 Kinder
Frau Otto Genditzki mit den Jungen Otto, Heinz und Herbert
Frau Kinserowski und 2 Kinder (u.a. Charlotte) (eine der beiden Frauen fungierte
Frau Franziska Kinserowski und 2 Kinder (u.a. Hilde) bei den Polen als Dolmetscherin)
Herr Heinrich Kestner und Frau
Frau Emilie Thießen und die Kinder Gerhard, Dora, Heinz und Ingelore
Herr und Frau Mielert (Postbote)
Herr und Frau Schmidt und die Kinder Erna und Gertrud (wohnten in der Nähe von Driedger)
Frau Minna Meckelburger
Gertrud Harwath (ca . Jahrg. 1925, durfte 1947 - wie alle Alleinstehenden - nicht mit uns ausreisen. Sie hat im Hof Heidebrecht unter Polen gearbeitet.)

In dem Haus zwischen Rempel und Ganth wohnte noch eine Frau mit ihrer ca. 14jährigen Tochter. Die Namen weiß ich nicht mehr. Insgesamt waren wir wohl so 52 Personen.

Auf dem evangelischen Friedhof bin ich einmal mit meiner Mutter gewesen - gleich nach unserer Rückkehr 1945. Wir mußten suchen, fanden dann aber doch das Grab meiner Großmutter. Es war ziemlich verschüttet. Von der hohen Umrandung schaute nur der obere Teil heraus. Andere Gräber wiederum waren ohne weiteres zu erkennen oder sogar ganz frei. Die Gräber auf der rechten Seite hatten kaum etwas abbekommen.
Zugegeben, der Friedhof sah sehr trostlos aus, aber früher war er ja auch sauber und gepflegt, und es standen Blumen auf den Gräbern. Von Verwüstung kann man aber zu diesem Zeitpunkt eigentlich nicht sprechen.

Ulla kam im Juni von ihrem Pferdetransport zurück. Leider hatte sie Typhus mitgebracht. Sie war schlimm dran! Es gab weder Ärzte noch Medikamente noch etwas Vernünftiges zu essen, und die grünen sauren Kulpen wollte sie auch nicht immer. Eine harte Zeit für unseren Peter; denn wenn wir zum Ährenschneiden gingen, mußte er auf seine erwachsene Schwester aufpassen. Kein leichtes Amt für einen Fünfjährigen. Denn in ihren Fieberphantasien war sie unberechenbar.
Allerdings hatte es den Vorteil, daß die Russen vor Typhus zurückschreckten. Denn es kamen immer wieder noch welche auf ihren Panjewagen durchs Dorf. Sie nahmen Heinz auch schon mal die Pfingstrosen ab, die er unserer Mutter hatte bringen wollen, gaben ihm dafür aber ein Stück Speck. Auch den Sack Gerste, den er mit einem Jungen von Kleins angeschleppt brachte, hatten sie hinten bei Witulskis von den Russen ergaunert.

Das Leben war hart. Und nach der Devise, was für das Vieh gut ist, kann dem Menschen nicht schaden, wurde so gut wie alles verwertet. Eben Vollwertkost. Gestreikt haben wir nur ein einziges Mal. Bei Mielerts hätten wir einmal Fleisch haben können, aber es war vom Pferd. Selbst der größte Hunger hat uns damals nicht dazu bewegen können, Pferdefleisch zu essen.
Die Gärten möchte ich nicht vergessen, sie gaben einiges her. Und natürlich der Käse! Jemand hatte ihn in der Molkerei gefunden, und noch heute erinnere ich mich lebhaft daran.
Die Ähren, die wir gesammelt hatten, mußten mit dem Flegel ausgedroschen werden. Ulla hat das Korn dann in der Kaffeemühle gemahlen. Nur den Raps, den preßte uns jemand im Fastschen aus.

Gustav P h i l i p p s e n : Im Sommer wurden die Frauen nach Ostpreußen zum Arbeiten geholt. Die Kinder wurden während dieser Zeit von einer alten Frau oder einem alten Mann versehen.
Ich habe sechs Wochen lang versteckt gelebt, bis ich auch schließlich Typhus bekam.

Gretel K o l l i e n : Ende Juni wurden alle Frauen weggeholt, und man ließ nur die Oma Ganth da. Sie sollte auf die Kinder achten. Die Frauen waren nach Wickerau bei Elbing gebracht worden und mußten dort Kartoffeln hacken und Disteln stechen. Nach weit über einer Woche kehrten sie zurück und hörten im Dorf die ersten Kühe brüllen.

Anfang Juli 45 - die 'Polen' sind da !

Es waren nicht alles Polen. Die ersten kamen aus der U k r a i n e und waren alle nett. Ungemütlich wurde es, als es ab Herbst 1945 einen Bürgermeister gab. Jetzt kamen auch die K o n g r e ß - P o l e n und damit die Sadisten. Unser Bewegungsradius wurde jetzt noch mehr eingeengt, denn sie schossen auf alles, was sich bewegte. Während die Russen uns Kinder doch weitgehend in Ruhe ließen, hieß es jetzt Land gewinnen, wollten wir nicht verprügelt werden oder uns gar das Gesicht in der Jauche waschen müssen.

Gustav P h i l i p p s e n : Am 6. Sept. holten mich die R u s s e n zur Arbeit in unserem Dorf. Auch die P o l e n hatten sich schon angesiedelt. Die haben auch den Rest des Wintergetreides geerntet. Wir hatten als Deutsche nur Glück, weil die Russen sich nicht mit den Polen vertragen konnten. Denn wenn der eine von den Deutschen was wollte, funkte der andere dazwischen.
In dieser Zeit habe ich u.a. 16 Soldaten beerdigt, die entweder im Wasser oder auf den Abfallhaufen lagen. Im Winter haben wir bei den Polen arbeiten müssen. Wir konnten dadurch den alleinstehenden Frauen und Kindern helfen.

Gretel K o l l i e n : Auch wurden die Frauen jetzt noch öfter zum Ernteeinsatz geholt. Es war bereits November, als Ulla und Mutter nach Tannsee mußten. Die Kartoffeln waren schon gefroren, aber diesmal durften sie einen Korb voll mitnehmen. Arbeitsverweigerung gab es sowieso nicht, und die Polen selbst hielten überhaupt nichts vom Arbeiten. Das meiste Korn ließen sie auf den Halmen verfaulen.
Ulla hat bei verschiedenen Polen gearbeitet. Erst bei denen bei der Post und später, als Frau Augustin und Frau Thießen mit ihren Kindern schwarz über die Grenze sind, im Blesinschen Haus. Im Winter strickte sie immer Pullover bei denen in der Schmiede. Ulla sagt, die wären alle nett gewesen und sie sei auch gut behandelt worden.
Für sich selbst hat Ulla auch eine Jacke gestrickt. Gesponnen hat sie die Wolle mit der Spindel und dann beim Feuerschein des Ofens gestrickt. Petroleum hatten wir zwar noch etwas - Kerzen waren äußerst knapp - aber es gab ja keinen Nachschub, und so wurde alles streng eingeteilt. Man saß eben im Dunkeln und ging früh schlafen.
Auch plagten wir uns alle mit der Krätze und Furunkolose. Ullas neuestes Wundermittel sollte Lysol sein, und so rieb sie sich die Hände damit ein. Die Wirkung war verblüffend. Ulla rannte - sehr zu unserer Belustigung und unter unseren anfeuernden Rufen: »Die Täubchen, sie fliegen...« - mit flatternden Armen durchs Zimmer. Es muß schrecklich gebrannt haben. Geholfen hat es nicht. Und auch Peter versuchte vergeblich, seine Strümpfe auszuziehen. Sie waren festgeklebt und konnten erst nach Tagen in einer Kernseifenlauge abgeweicht werden. Die Beine waren eine offene Wunde.

Dann Mutters Kampf ums Öl. Krauses in Brodsack hatten Raps zu den Leuten im Fastschen gebracht. Das Öl sollte aber erst in einigen Tagen fertig sein. Es war tiefster Winter und die Wege schlecht passierbar. So bot Mutter sich an, das Öl abzuholen. Da sie aber weit weniger als abgemacht herausbekommen hatte, war sie so verärgert, daß sie sich sofort in Richtung Brodsack aufmachte. Heinz begleitete sie. Auf dem Weg dahin wurden sie von betrunkenen Russen auf dem Panjewagen verfolgt. Mutter nahm das Öl fest in die Hand und spurtete. Heinz sagte später: »Sie rannte wie ein Jährling«, und Mutter dachte nur immer: »Solange sie den Jungen nicht nehmen, rennst du«. Schließlich bog sie in einen Feldweg ein, und die Russen ließen von ihr ab. Vielleicht waren auch sie beeindruckt von der sportlichen Leistung.
Gelangweilt haben wir uns in dieser Zeit nicht. Es gab viele Dinge, die uns in Atem hielten.

Im frühen Frühjahr 1946 wurden wir vom Bürgermeister aus der Wohnung von Runde hinausgeworfen. Er wollte sie für sich selbst haben und nach Möglichkeit mit allem, was drin war. Holz und Kohlen, aber was noch schlimmer war, unsere Kartoffeln durften wir nicht mitnehmen. Er jagte uns mit dem Gewehr davon.
Wir zogen in die Wohnung von Guttmanns bei der evangelischen Kirche. Aber auch hier nicht für lange Zeit. Der Schwager des Bürgermeisters brauchte eine Unterkunft.
Unsere Mutter sagte: »Jetzt ziehen wir in das Haus von Urban neben Radtkes. Die Wand hat zwar ein großes Loch, das Haus gegenüber ist ein Trümmerhaufen, aber hier wird man uns doch wohl in Ruhe lassen.«
Hier lebten wir tatsächlich am ruhigsten. Wahrscheinlich aber auch nur, weil unsere Mutter - immer wenn sie gebraucht wurde - bei den Polen in Radtkes Haus gearbeitet hat. Auch hier wie beim Bäcker Kornowski standen die Kühe im Laden. Die Polen waren es ja wohl nicht anders gewöhnt, als beim Vieh zu schlafen. Sie werden aber auch Angst vor Diebstahl durch die eigenen Landsleute gehabt haben.

Was den Pfarrer anbelangt, so handelte es sich um den kath. Pfarrer Kiewert. Er war wohl im Januar 1945 dageblieben. Gottesdienst hat in dieser Zeit nicht stattgefunden, und es mangelte überhaupt an seelsorgerischer Betreuung.

Im Dorf allgemein gab es keine geregelte Verwaltung. Die neuen Marynowyer kamen auf ihre Weise zurecht. Wenn sie Baumaterial brauchten, holten sie sich's irgendwo her. Schon 1946 stellten wir fest, daß Häuser, die in Ordnung schienen, aber unbewohnt waren, plötzlich mit nacktem Dachstuhl dastanden. Und obwohl auch bei uns Fensterscheiben irgendwann plötzlich fehlten, schockierte uns der Anblick doch.
Wir danken Herrn Kestner! Er hatte wohl eine schwierige Aufgabe. Bei jedem Wohnungswechsel sorgte er dafür, daß unsere Türen verriegelbar waren, Fenster mehr oder weniger Scheiben hatten, und daß die Fensterladen von innen zuzuschrauben waren. Er schaffte es manchmal buchstäblich in letzter Minute.

Ausgewiesen . . .

Hilde B a r t s c h - Beckmann: Nachdem unser Treck in Schwarzhütte Mitte März von Russen überrollt und mein Vater verschleppt worden war, gingen meine Mutter und wir vier Kinder zu Fuß nach Osterwick in der Danziger Niederung zu meinen Großeltern. Völlig erschöpft kamen wir dort an.
Am 8. Mai nach dem Zusammenbruch durften wir noch bleiben, und die Erwachsenen mußten arbeiten und die Ernte einbringen.
Am 14. November 1945 wurden wir von den Polen ausgewiesen. Die Fahrt ging per Bummelzug mit langen Standzeiten. Es gab nichts zu essen, und nachts kamen Banden, die unser letztes Hab und Gut raubten.
Als wir am 1. Dezember 45 in Buddenhagen/Vorpom. ankamen, hatten wir nichts mehr. Hier wurden wir auf die Gemeinden aufgeteilt und waren auf fremde Hilfe angewiesen. Es war zum Weinen. Oma und Opa starben noch im Dezember vor Hunger und Erschöpfung

Gustav P h i l i p p s e n : Die Landsleute, welche in ihrem Heimatort geblieben waren, wurden von den Polen am 3. Januar 1947 ausgewiesen. Diese sind zum größten Teil bis in die Ostzone gekommen und dort vielfach auch geblieben.
Als ich aus Marienau fortging, bin ich auf viele Schwierigkeiten gestoßen. Mit zwei Kollegen bin ich zu Fuß ungefähr 6 km durchs Wasser nach Tiegenort gegangen. Hier konnten wir am kommenden Morgen einen Dampfer benutzen, der auf der Elbinger Weichsel nach Danzig fuhr. Um 9 Uhr legte er an dem Anlegesteg an;. um 12 Uhr waren wir in Danzig auf dem Hauptbahnhof.
Ein polnischer Bahnpolizist nahm uns gleich in »Empfang«, um uns der staatlichen poln. Polizei zu übergeben. Da ich aber noch Geld hatte, versprach er, uns nach Stettin zu bringen. Bis zur Abfahrtszeit um 21 Uhr hatten sich schon 54 Personen eingefunden.
Da wir alle dem Polen eine kleine Summe Geld geben konnten, hat er uns in einem Viehwaggon bis Stettin begleitet. In Stolp und Köslin wurden wir aber von den Russen schwer belagert. Der Pole, der sich nun sehr für uns einsetzte, konnte gerade noch verhindern, daß die Russen uns gewaltsam zur Arbeit zwangen.
So sind wir einigermaßen glücklich in Stettin angekommen. Hier wurden wir in einem großen Lager untergebracht, in dem schon annähernd 8000 Personen lebten.

Drei Wochen später wurde ein Transport mit 2000 Personen zusammengestellt, zu dem auch ich gehörte, und nach Schleswig in ein Lager gebracht. Von dort aus machte ich mich 2 Tage später auf den Weg nach Stade zu meiner Familie.



Gretel K o l l i e n : Am 21. Januar 1947 war es dann so weit, der Tag unserer Ausweisung. Um 10 Uhr kam der Bescheid, um 12 Uhr wurde unsere Wohnung bereits vom Bürgermeister persönlich abgeschlossen. Wir verließen Marienau im offenen Viehwaggon. Es durften so um die 20 Grad minus gewesen sein.
In Marienburg war Sammelstelle. Von hier ging der Transport im geschlossenen Waggon weiter. Viele Kinder und alte Leute sind erfroren.
Oft standen wir tagelang auf dem toten Geleis. Frauen und Männer wurden aus dem Waggon geholt. Keiner wußte, was los war. Irgendwann kamen sie wieder, den Kopf voller Läusepulver.

In Deutschland - russische Besatzungszone

Gretel K o l l i e n : Das erste Lager, glaube ich, hieß Döllnitz, dann Delitzsch. Beides liegt in Sachsen. Wir waren nur kurz dort. Am 1. März 1947 holte uns mein Vater nach Warlitz in Mecklenburg. Er hatte dort eine Siedlung übernommen. Für Heinz und mich waren die »Ferien« nun vorbei, und wir mußten uns jetzt wieder mit der deutschen Sprache auseinandersetzen. Für Peter begann die Schule im Herbst 1947.
Am 28. Februar 1948 starb mein Vater. Reinhold war jetzt der Bauer. Im Herbst 1949 kam Heinz aus der Schule und übernahm die Siedlung. Reinhold machte in Boizenburg eine Lehre als Schiffsbauer.
Wir rackerten uns noch bis Ostern 1955 ab. Dann verließen wir - auch Reinhold mit seiner Familie - den Arbeiter- und Bauernstaat gen Westen. Wieder einmal ohne Gepäck. Ulla kam 1959 mit Mann und Tochter nach.

* * *

Sofern das Gewissen der Menschheit jemals wieder empfindlich werden sollte, werden diese Vertreibungen als die unsterbliche Schande aller derer im Gedächtnis bleiben, die sie veranlaßt oder sich damit abgefunden haben . . .
Die Deutschen wurden vertrieben, aber nicht einfach mit einem Mangel an übertriebener Rücksichtnahme, sondern mit dem denkbar höchsten Maß von Brutalität.

Victor Gollancz, brit. Verleger und Autor 1946 in dem Buch „Our threatened Values"

Wir trauern um unsere Toten



Vermißt oder gestorben während oder infolge der Flucht

Name	Vorname	geboren	gest.	Ort
Bartsch	Johannes	1899	1945	währ.d.Verschlepp.in Schaulen (Lit.)
Bartsch	Irmgard	1933	1948	nach der Ausweisung aus Polen
Bielfeldt	Hedwig	1882	Febr.1945	auf d. Flucht in Zoppot beerdigt
Brucks	Marie	16.09.1884	1945	in Schöneck auf d. Flucht gestorben
Dodenhöft	Marie	17.10.1898	16.4.1945	mit d. »Goya« untergegangen
Dodenhöft	(Frau v.Walter)		16.4.1945	mit d. »Goya« untergegangen
Dodenhöft	Minna (Kind)		16.4.1945	mit d. »Goya« untergegangen
Epp	Hermann	28.1.1882	1945	a. d. Flucht in Westpr. gestorben
Epp	Helene	24.5.1892	1945	a. d. Flucht in Westpr. gestorben
Epp	Johann	1875		auf der Flucht 1945 vermißt
Fast	Peter	1857	1945	v. brit. Militärfahrzeug überrollt
Genditzki	Fränzchen	1929	16.4.1945	mit d. »Goya« untergegangen
Genditzki	Gertrude	1906	16.4.1945	mit d. »Goya« untergegangen
Genditzki	Else	1930	16.4.1945	mit d. »Goya« untergegangen
Genditzki	? (Kind)		16.4.1945	mit d. »Goya« untergegangen
Genditzki	Fritz	1940	16.4.1945	mit d. »Goya« untergegangen
Genditzki	Frieda	1941	16.4.1945	mit d. »Goya« untergegangen
Genditzki	Paul	12.5.1942	16.4.1945	mit d. »Goya« untergegangen
Goertz	Meta	1879	1945	auf d. Flucht von Russen erschossen
Harwath	Friedrich	25.9.1887	30.4.1947	unter Polen in Marienau gest.
Harwath	Johann	17.12.1882	1945	auf der Flucht umgekommen
Hausmann	Andres		16.4.1945	mit d. »Goya« untergegangen
Hausmann	Frau		16.4.1945	mit d. »Goya« untergegangen
Hausmann	Franz	1931 ?	16.4.1945	mit d. »Goya« untergegangen
Hausmann	Erich	1933 ?	16.4.1945	mit d. »Goya« untergegangen
Herbst	Elisabeth	17.6.1881	1.2.1945	auf der Flucht gestorben
Köpsel	Hanna		1945	im Arbeitslager in Sibirien gestorben
Krause	Johann	1858	7.2.1945	auf d. Flucht in Pr.Stargard gestorben
Kurschat	Meta		1945	auf d. Flucht in Kudenow begraben
Lietz	Eduard	1887	1945	in Berlin an Hungertyphus gestorben
Manfraß	Herr		1946	unter Polen in Marienau gestorben
Manfraß	Frau		1946	unter Polen in Marienau gestorben
Meckelburger	Peter	19.2.1891	14.9.1945	auf d. Flucht in Praust gestorben
Preuß	Johanna	1909	15.7.1945	im Lager in Dänemark gestorben
Radtke	August	1874	9.7.1947	im Lager in Oksböl/Dän. gestorben
Schroeder	Catharina	10.5.1862	1945	im Lager in Dänemark gestorben
Schroeder	Walter	3.7.1895		auf der Flucht 1945 in Danzig vermißt
Wieler	Johannes	26.1.1874	16.6.1945	im Lager in Dänemark gestorben

Nach Dänemark

Mehr als 250.000 Flüchtlinge aus Ostpreußen, Westpreußen und Pommern hatten in den letzten Kriegsmonaten in Dänemark Zuflucht gefunden. Sie wurden in rasch eingerichteten Lagern untergebracht, dessen größtes Oksböl war, das zeitweise 32.000 Menschen beherbergte. Damit war es die größte deutsche Stadt in Dänemark und die fünftgrößte in Dänemark überhaupt.
Erst im Februar 1947 wurde mit dem Transport der Flüchtlinge in die deutschen Besatzungszonen begonnen. Der letzte verließ Dänemark im Februar 1949.
Unterbringung, Verpflegung, ärztliche Betreuung wurden vom Königreich Dänemark getragen.
Auf der Kriegsgräberstätte Oksböl haben fast zweitausend während der Lagerzeit verstorbener Flüchtlinge ihre letzte Ruhestätte gefunden.
Nach Angaben von Gustav Enß - Marienau lebten 1946 im Lager Oksböl rund 35 Marienauer.

Anneliese Klingauf, früher Stutthof, schreibt in den Tiegenhöfer Nachrichten 1995 als damals Betroffene:

»Plötzlich waren wir alle Gefangene in einem fremden Land. Für uns aber war es in der ersten Zeit deprimierend. Wir waren doch keine Verbrecher und hatten niemandem etwas getan. Wir waren Männer, Frauen und Kinder, müde und erschöpft. Bald aber erkannten wir, daß es keine andere Möglichkeit gab. Versuche auszubrechen, scheiterten. Im Laufe der Zeit hatten wir uns an den Stacheldraht gewöhnt. Doch das Herz schmerzte.«

Gustav Enß an Walter Driedger:

Flüchtlingslager Oksböl, Dänemark 27.4.46

Liebe Lene, lieber Walter !
Von H. Reimer habe ich Deine Adresse erfahren...
Weißt Du was von den anderen Marienauer Nachbarn? Hier im Lager sind Gerhard Fasten, Joh. Neufelds, Frau Nickels, H. Reimer allein, Herm. Wiens - Kl.Mausdorf mit Tochter und Schwiegertochter und ca. 25 andere Marienauer. Von Deiner Familie Hausmann wollen sie behaupten, daß sie mit der ‚Goya' untergegangen sind.
Von Mariechen und mir kann ich berichten, daß es uns den Umständen nach gut geht. Nachdem wir am 1. Mai v. J. hier in Dänemark ankamen, wurden wir nacheinander sehr krank. Zu sehr hohem Fieber kam bei Mariechen noch eine sehr böse Gesichtsrose hinzu. Die ärztliche Betreuung sowie Medikamente waren in der Zeit äußerst mangelhaft, aber die Natur half sich selbst. Von den 28 Personen, die wir damals im ersten Lager zusammen waren, starben in kurzer Zeit 7, darunter auch mein Schwager Gustav Klaassen - Neuteichsdorf... Wenn möglich, schreibe bald, was wir Deiner Meinung nach nun als Bauern anfangen.
Nun seid alle recht herzlich gegrüßt von Gustav Enssen

Dänemark, Flüchtlingslager Oksböl, den 12.6.46
Bez.III, Block St., Bar st. 2/5

Habt recht herzlichen Dank für Eure lieben Briefe. Ach haben wir uns gefreut und nachher geweint. Wir freuen uns vor allem, daß Ihr alle beisammen seid. Wenn man jetzt von lieben Freunden Nachricht bekommt, die immer wieder und wieder liest, dann überkommt einen das Heimweh und man merkt erst recht, was man verloren hat...

Wegen Krauses werde ich mich bemühen. Frieda Reimer schreibt (aus Marienau) an Hermann u.a., daß sie mit Frau Krause in ihren alten Hof gegangen ist, diese muß doch Eure Hedwig sein.
Nun nochmals alles Gute an Eure ganze Familie Eure Nachbarn Marie und Gustav Enß

Letzter Brief vor der Auswanderung nach Uruguay:

Oksböl/Dänemark, den 17.Sept. 48

Wir leben hier so eintönig weiter, und nach 3 1/2 Jahren hat man sich an vieles gewöhnt... Es wird sicherlich an mir liegen. Im letzten Jahr kamen im Zuge der Zusammenlegung eine Menge Werderaner nach Oksböl, und so geht's schon bedeutend besser...
Wir werden am 7.10.48 das Schiff besteigen in Bremerhaven, um in ein fremdes Land (Uruguay) zu fahren. Was mich tröstet ist, daß eine ganze Menge mit rüberfährt. Von Dänemark sind's 301 Personen.
So gilt es denn, Abschied zu nehmen von allem, was lieb und wert war, denn nach menschlichem Ermessen werden wir uns nicht mehr wiedersehen. Wir hoffen, daß Ihr Lieben alle gesund seid und grüßen Euch, Eure Kinder und Enkel und wünschen Euch alles Gute für die ferne Zukunft.

Eure Gustav Enssen

Ins europäische Ausland und nach Übersee

Was aber sollten die vertriebenen Westpreußen ohne Habe und Vermögen im Nachkriegsdeutschland tun, und die Industrie war infolge der Bombardements und alliierter Demontage auf 27 % des Vorkriegsniveaus gefallen. Amerikanische und französische Politiker schlugen eine große Auswanderung in andere Länder einschließlich der Vereinigten Staaten vor. Langsam erhielt dieser Vorschlag internationale Zustimmung. Einige taten es, doch die meisten wollten Deutschland nicht für immer verlassen. Verlockend war das Angebot schon für unsere Werderbauern. Zumal für jene, denen die mennonitische Glaubensgemeinschaft in Ländern Süd- und Nordamerikas Hilfe versprach.

Von unsern Marienauer Einwohnern machten mehrere Familien von dem Auswanderungsangebot Gebrauch:
Nach **Kanada** gingen Walter und Helene D r i e d g e r ; Gerhard und Hilda Driedger mit Sohn Walter; Klaus und Resi Driedger;
Familie Helene E n ß ; Anneliese Enß-von Chorus mit Kindern; Gertraut Enß-Woelcke und Ehemann Georg;
Familie Hermann und Wilhelmine D u e c k mit 8 Kindern: Christfriede, Hermann, Magdalena, Reinhard, Elisabeth, Eduard, Ruth und Maria;
Ernst R e i m e r .
Nach **Uruguay** wanderten aus: Gustav und Marie E n ß , geb. Reimer;
Frau Anna E p p , geb. Reimer, Anni Epp-Daude mit Sohn Uwe, Edith Epp-Kosseda und Ehemann Martin mit Kindern Hans-Joachim, Wolf-Dietrich und Hartmut, Bruno Epp und Sohn.

In **Australien** lebt Hedwig Petrinski-Williams, die nach 1945 einen Engländer heiratete, der während der Kriegszeit in Marienau als Kriegsgefangener gearbeitet hatte. Gemeinsam wanderten sie von England nach Australien aus.

In **Norwegen** lebt Herta Claassen-Dyngvolt, und nach **Schweden** ging ihre Schwester Meta Claassen, die dort verstorben ist.
In **Österreich** wohnen Wilhelm Harder und Frau Martha Blum, geb. Hausmann.



Felix Meseck, Landschaft mit Weiden, Federzeichnung

Die Werder-Weiden, eine Passion des Kunstmalers Felix Meseck

Sein gesamtes Werk ostdeutscher Motive ist 1945 in Danzig untergegangen





9.Heimattreffen am 7.September in Osterode/Lerbach

675 Jahre Marienau

Jubiläumstreffen 1996 in Osterode / Harz



675 Jahre Marienau

. . . und irgendwann gab's einen neuen Anfang !

In Organisation geübt, konnten die Deutschen sehr allmählich ihre kleinen Alltagsverhältnisse zurechtruckeln; doch das Vaterland, das Reich, war futsch und Preußen verboten. Dafür gab's Zonen, und bald gab's auch Arbeit und etwas Brot.

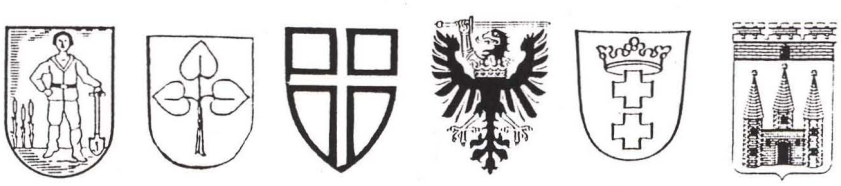
Manche der Älteren und Alten versanken in Trauer und Verzagtheit; denn sie fühlten das historische Unrecht am stärksten, den Menschen von Haus und Hof und den Stätten seiner Geburt zu jagen.
Agnes Miegel, »Mutter Ostpreußen«, wie sie liebevoll genannt wurde, schrieb, nachdem sie nach der Flucht in Bad Nenndorf seßhaft geworden war:

... Ich bin in einem deutschgebliebenen Land.
Vergangen ist die Heimat und mein Stamm,
der Wache hielt auf dem bedrohten Damm.
Es hat gewappneten Säers strenge Hand
uns weit verstreut aus blutgetränktem Tuch.

Laß es zum Segen sein und nicht zum Fluch!
In unsres Bruders Acker eingesprengt,
Herr, laß uns wurzeln! ...

Wer jung war, packte zu und baute sich sein Leben in Mitteldeutschland oder im Westen, heiratete einen Bayern oder eine Württembergerin, einen Schleswig-Holsteiner oder eine Sächsin.
Es vergingen die Jahre. Kalt senkte sich der Eiserne Vorhang und teilte noch einmal den Rest der Nation.
Die Heimat ließen sie dennoch nie aus dem Sinn. Sie war ja auch nicht ganz verloren, sie war nur fern. Zwischendurch hatte man zwar unliebsame Gedanken: wie geht's dem Elternhaus? Wer wird dort wohnen? Fremde Laute in den Straßen ! - Dennoch gab's kein Verweilen.

Wo aber finden wir nach der Flucht die M a r i e n a u e r wieder?
Den einen verschlug's hierhin, den andern dorthin, und es blieb ihnen selbst überlassen, ob sie noch einmal zusammenfinden wollten. Sie wollten - aber erst etwas später.



Quellenverzeichnung

Arnold, Udo u.a.	800 Jahre Deutscher Orden	Gütersloh/München	1990
Bär, Max	Westpreußen unter Friedrich d. Großen	Danzig	1909
Bär, Max	Die Behördenverfassung in Westpr.seit d. Ordensz.	Danzig	1912
Baumann, Karl	Die Prußen	Leer	1991
Baumgarten, Karl	Das deutsche Bauernhaus	Neumünster	1985
Bertram, La Baume, Klöppel	Das Weichsel-Nogat-Delta	Danzig	1924
Boockmann, Hartmut	Der Deutsche Orden	München	1981
Boockmann, Hartmut	Die Marienburg	Frankf.a.M.	1982
Borchert, Friedrich	Burgenland Preußen	München/Wien	1987
Braun, Fritz u. Lange, C.	Die freie Stadt Danzig	Leipzig	1929
Brustat-Naval, Fritz	Unternehmen Rettung	Herford	1985
Bund der Vertriebenen	Deutsches Land zwischen Oder und Memel	Leer	1962
Burckhart, Carl J.	Meine Danziger Mission 1937 - 39	München	1985
Danziger Lehrerbund	Geschichte des Kreises Großes Werder	Klausdorf	
de Zayas, Alfred-M.	Anmerkungen z.Vertreibung d.Deutschen a.d.Osten	Stuttgart	1987
Dombrowski, Heinrich	Grunav - Grunau	Grunau	1936
Dormann, Edmund J.	Geschichte des Kreises Marienburg	Danzig	1862
Driedger, Gerhard	The Werder	Lethbridge	1995
Driedger, Klaus	History Changes Our Lives	Kanada	1990
Dusburg, Peter von	Chronik des Preußenlandes	Darmstadt	1984
Eckerdt, Hermann	Geschichte des Kreises Marienburg	Marienburg	1868
Eichler, Ernst	Etymolog. Wörterbuch d. slawischen Elemente im Ostmitteldeutschen	Bautzen	1965
Eichholz, Gustav	Im Mündungsgebiet der Weichsel	Göttingen	1959
Fachhochschule Oldenburg	Vermittlung von Dokumentationsmethoden an Baudenkmalen (Teil 2) Beiträge z. ländlichen Siedlung an unterer und mittl. Weichsel (u.a.Laubenhäuser)	Oldenburg	1997
Fechter, Paul	Zwischen Haff und Weichsel	Gütersloh	1954
Frischbier, H.	Preuß.Wörterbuch ost- u. westpr.Provinzialismen	Berlin	1882/83
Gause, Fritz	Ostpreußen und Westpreußen	Leer	1966
Geiss, Imanuel	Juli 1914 - Die europ. Krise u.d. Ausbruch d.1.Weltkr.	München	1965
Gerlach, Friedrich	Eine Bautechnische Studienreise	Berlin	1884
Gerlach, Horst	Bildband zur Geschichte der Mennoniten	Uelzen	1980
Halbe, Max	Scholle und Schicksal	München	1933
Halbe, Max	Der Strom	Stuttgart	1965
Harms	Ostdeutsche Heimat	Frankfurt	
Hartwich, Abraham	Geogr.-historische Landesbeschreibung der dreyen im polnischen Preußen liegenden Werdern...	Danzig	1722
Heimatkundl. Arbeitsgem...	Marienburger Heimatbuch	Marienburg	1926
Hempler, Franz	Psychologie des Volksglaubens (Weichselland)	Königsberg	1930
Henning, Ernst	Die Statuten des Deutschen Ordens	Königsberg	1806
Hildebrandt, Max	Grootwardersche Riemsels onn Vertällkes	Danzig	1920
Homeyer	Die Haus- und Hofmarken	Berlin	1890
Jähnig, Bernhart	In: Beiträge zur Geschichte Westpreußens 11.		1989
Jeglin, Günter	Tiegenhof und der Kreis Gr.Werder in Bildern	Schleswig	1985
Joachim	Das Marienburger Tresslerbuch d. Jahre 1399-1409	Königsberg	1896
Joost, Ernst	Die wirtschaftlichen Verhältnisse der Weichsel-Nogat-Niederung	Erlangen	1916

Kahlstorf, Elisabeth	Rechtsgeschichte der Marienburger Werder	Ochsenfurt	1935
Keyser, Erich	Westpreußen - Aus der deutschen Geschichte des Weichsellandes	Würzburg	1962
Kieser, Egbert	Danziger Bucht 1945	Esslingen	1978
Landsmannschaft Ostpr.	Wir binden den Plon - Ostpreußischer Erntedank		1975
Lingenberg, Dr. Heinz	Ost- und Westpreußen in alten Ansichten	Lübeck	1991
Loewen, Heinz	Erinnerungen - Eine herrl.Jugendzeit i.Gr.Marienb.W.	Kleve	1985
Ludwig, Karl-Heinz	Zur Besiedlung des Weichseldeltas d.d.Mennoniten	Marburg	1961
Marienb. Lehrer	Marienburger Heimatbuch	Marienburg	1926
Motekat, Helmut	Ostpreußische Literaturgeschichte	München	1977
Mühlfenzl, Rudolf	Geflohen und vertrieben	Königstein	1981
Neumeyer, Heinz	Kirchengeschichte von Danzig und Westpreußen in evangelischer Sicht	Leer	1971
Neumeyer, Heinz	Westpreußen - Geschichte und Schicksal	München	1993
Nottarp, Hermann	Die Mennoniten in den Marienburger Werdern	Königsberg	1929
Parey, Carl	Der Marienburger Kreis	Danzig	1864
Passarge, Louis	Aus dem Weichseldelta - Reiseskizzen	Berlin	1857
Penner, Horst	Die ost- und westpreußischen Mennoniten (Bd. I)	Karlsruhe	1978
	(Bd. II)	Karlsruhe	1987
Perlbach, Max	Pommerellisches Urkundenbuch	Aalen	1969
Rasch, F.	Das Westpreußische Rind	Leipzig	1904
Rasmus, Hugo	Pommerellen - Westpreußen 1919 - 39	München	1989
Schäufler, Hans	1945 - Panzer an der Weichsel	Stuttgart	1991
Schmid, Bernhard	Die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Marienb.	Danzig	1919
Schumacher, Bruno	Geschichte Ost- und Westpreußens	Würzburg	1977
Schön, Heinz	Flucht über die Ostsee im Bild	Stuttgart	1994
Seraphim, August	Preußisches Urkundenbuch	Königsberg	1909
Smith, C. Henry	Die Geschichte der Mennoniten Europas	Newton	1964
Stachnik, Richard	Danziger Priesterbuch	Hildesheim	1965
Steiniger, Dr.Alfred	Geschichte der Ökonomie Tiegenhof	Klausdorf	
Süß, Harald	Deutsche Schreibschrift	Augsburg	1991
Toeppen, Max	Beiträge zur Geschichte des Weichseldeltas	Danzig	1894
Tolksdorf, Ulrich	Die Mundarten Danzigs und seines Umlandes		
Tomaschky, Paul	Die Ansiedlung im Weichsel-Nogat-Delta	Münster	1887
Voigt, Johannes	Geschichte Preußens (9 Bände)	Königsb.	1827-39
Weise, Dr. Erich	Handbuch d. Historischen Stätten Ost- u.Westpr.	Stuttgart	1966
Wittek, Erhard	Wir von der Weichsel u. Warthe	Frankfurt	1950
Zacharias, Rainer	Neues Marienburger Heimatbuch	Herford	1967
Zeitschr. f. Mundartforschung	Slawische Lehnwörter in ostdeutschen Mundarten	Halle/Saale	1958
Ziesemer, Walther	Das Zinsbuch des Hauses Marienburg	Marienburg	1910
Ziesemer, Walther	Das Große Ämterbuch des Deutschen Ordens	Wiesbaden	
	Gemeinde- und Wohnplatzlexikon des Reichsgaus Danzig-Westpreußen	Danzig	1944
	Atlas des Preußenlandes		
	Westpreußen-Jahrbücher		
	Tiegenhöfer Nachrichten Nr. 36	Lübeck	1995
	Neuteich - Brief Dez.1996		1996
	Standesamtsbücher		
	Ev., Kath. u. Mennon. Kirchenbücher		

Quellen zum Kapitel »Höfe«:

Evangelische Kirchenbücher (1627-1944) - Staatsarchiv Danzig u. Ev. Zentralarchiv Berlin
Katholische Kirchenbücher (1690-1944) - Bischh. Zentralarchiv Regensburg
Mennonitisches Kirchenbuch v. Rosenort (1865-1944) - Men.Forschungsst.Weierhof/Pfalz
Orlofferfelder Kirchenbuch - Mennonitische Forschungsstelle - Weierhof/Pfalz
Standesamtsbücher von 1874 bis 1890 (d.letzten 100 Jahre u. Datenschutz) - Marienburg
Mitgliederliste d. Großen Werderschen Brandordnung (1727) - H. Penner, Kirchh.Bolanden
Kontributionskataster (1772) - Geh. Staatsarchiv Preuß. Kulturbesitz - Berlin
Consignation (Mennoniten-Verzeichnis) von 1776 - Mennon. Forschungsst. Weierhof/Pfalz
General-Nachweisung mennonitischer Besitzungen (1789) - Weierhof/Pfalz
Listen über »Kalende und Witteltag von der Dorfschaft Marienau« (1830-51), - Marynowy
Pachtverträge und Pächter-Listen, kath. Pfarrakten - Kath. Pfarramt - Marynowy
»Skizze einer Schilderung des Kirchspiels Marienau« vom ev. Pfarrer Zimmermann (1838)
Marienburger Kreisblätter (1865, 1867, 1905) - Staatsarchiv in Marienburg
Die Hofmarken des Marienburger Kreises von Carl Parey (1869) - J.G.Herder-Inst. Marburg
Antrag zum Bau der Kreisstraße von Marienburg nach Tiegenhof (1870) - Marienburg
»Grootwardersche Riemsels onn Vertällkes« von Max Hildebrandt (1870 - 1920) - Herne
Geographisches Lexikon (poln.) von 1885 durch Renata Hawrylik - Zoppot
Handbuch des Grundbesitzes im Deutschen Reich (1894) - Nord-Ost-Bibliothek Lüneburg
Aufzeichnungen von Robert Domanski (Marienau 1910)
Güteradreßbuch (1912) - Heimatauskunftsstelle Lübeck
Briefe von Bertha u. Hermann Enß an ihre Tochter Elsa (1914 -1918) - Julia Meseck, Essen
Marienburger Kreistagsakten (ca. 1850 - 1918) - Staatsarchiv in Marienburg
Adressen der Landwirte (1920/30)
Mennonitisches Adreßbuch (1936)
Aufzeichnungen der mennon. Familienforscherin Anna Andres
Mitteilungen des mennon. Familienforschers Ernst Eduard Claaßen
Ahnenpässe, Ahnenlisten und verschiedene Familienchroniken
»Familienbuch Wiebe, Behrends, Epp, Froese, Jansson, Regier«v.Hans-Otto Fieguth (1978)
Persönliche Erinnerungen ehem. Marienauer

Archive und Bibliotheken:

Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz in Berlin
Bundesarchiv in Koblenz
Staatsarchiv Danzig (Archiwum Panstwowe w Gdansku)
Staatsarchiv Elbing mit Sitz in Marienburg
(Archiwum Panstwowe w Elblagu z siedziba w Malborku)
Staatsbibliothek in Marienburg
Kath. Pfarramt in Marynowy
Evangelisches Zentralarchiv in Berlin
Bischöfliches Zentralarchiv in Regensburg
Mennonitische Forschungsstelle Weierhof/Pfalz
Gerhard-Hauptmann-Haus in Düsseldorf
Johann-Gottfried-Herder-Institut in Marburg
Universitätsbibliothek Münster
Nordost-Bibliothek in Lüneburg
Martin-Opitz-Bibliothek in Herne

Der Verfasser - im Laufe seines Lebens



Helmut Enss wurde 1921 als Bauernsohn in Marienau im Großen Werder geboren. Hier wuchs er auf, besuchte die Dorfschule und später die Staatliche Aufbauschule in Neuteich bis zum Abitur 1941.

Dem Landleben und der Jugendarbeit im Jungvolk eng verbunden, entwickelte sich ein kräftiges Heimatgefühl, das die Jahrzehnte nach Flucht und Vertreibung überdauerte.

Fünf Jahre Kriegsdienst und Gefangenschaft zerstörten die ursprünglichen Lebenspläne.

Er fand seine Eltern in Schleswig-Holstein wieder, überbrückte die orientierungslose Zeit mit der Gründung eines Dolmetscherbüros und Sprachkursen in Rendsburg, bis er das Studium an den Pädagogischen Hochschulen in Flensburg und Kiel aufnehmen konnte.

Lehrer an der Volks- und später an der Realschule in Bordesholm bildeten die ersten zehn Jahre der Berufstätigkeit, bis er 1957 vom Auswärtigen Amt als Auslandslehrer mit den Fächern Deutsch, Englisch und Kunsterziehung an die wiedereröffneten Auslandsschulen nach Südamerika entsandt wurde.

Die Deutschen Schulen in Valdivia/Chile, Montevideo/Uruguay und Asunción/Paraguay waren die Stationen dreizehnjähriger Tätigkeit dort, unterbrochen von fünf Jahren Schuldienst in Lübeck. Seit 1958 verheiratet, kehrte das Ehepaar Enss mit zwei Kindern 1975 auch dorthin zurück.

Das Interesse an den Kulturen anderer Völker führte ihn auf zahlreichen Reisen durch Europa, Südamerika, nach Ostasien und in die Südsee.

Seit Eintritt in den Ruhestand befaßt er sich mit historischen Studien, schreibt und schrieb auch schon während der Berufszeit für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften, arbeitet für den Mennonitischen Geschichtsverein und betreut zusammen mit seiner Frau die Dorfgemeinschaft Marienau, die er im Laufe vieler Jahre zusammenführte.

Anhang

1. Prussia-Karte von Heinrich Zell (1570)

2. Raum des späteren Marienau, Oberflächenstrukturen

3. Verwaltung des Ordenslandes - Komturei Marienburg

4. Das Große Werder im 17. Jh. - Tafelgut des poln. Königs.
   Tiegenhöfsches Territorium (blau) an private Tenuten verpfändet.

5. Ausschnitt aus der Drei-Werder-Karte d. Joh.Fr. Endersch (1753).
   Erläuterungen zur Karte auf Seite 250.

6. Übersichtskarte des Schwente-Gebiets. Braun umrandet sind Zonen,
   die zur Schwente hin entwässern. Hier: nördliches Gebiet zwischen
   Neuteich und Tiegenhof.
   Der nicht braun eingegrenzte Teil der Gemeinde Marienau entwässert
   zur Jungferschen Lake (siehe Seite 324).

7. Übersichtskarte des Schwente-Gebiets. Entwässerungszonen im
   Oberwerder.

8. Dorfgemarkung Marienau um 1938 - westl. Teil (Näheres S.473)

9. Dorfgemarkung Marienau um 1938 - östl. Teil (Näheres S.473)

10. Flurkarte Marienau (siehe S. 474) - Liste der Höfe mit Hofnummern
    auf Seite 471.

11. Das Dorf und seine nähere Umgebung (1. Hälfte 20. Jahrh.)

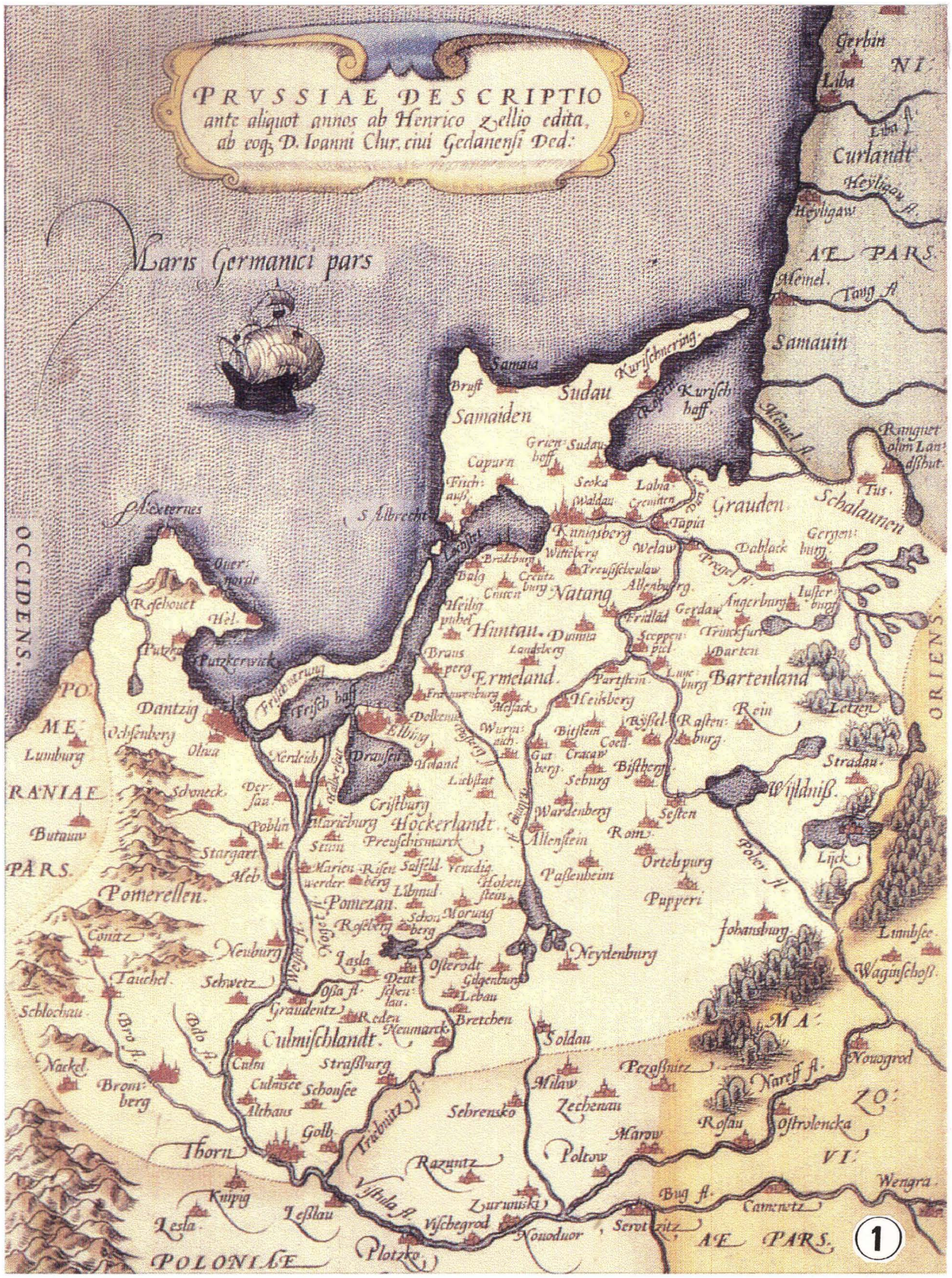
12. Vorlaubenhaus Brucks (vormals Claassen) - Hof Nr. 17.
    Im Vordergrund Teich auf dem Anger (Aufn. 1979).

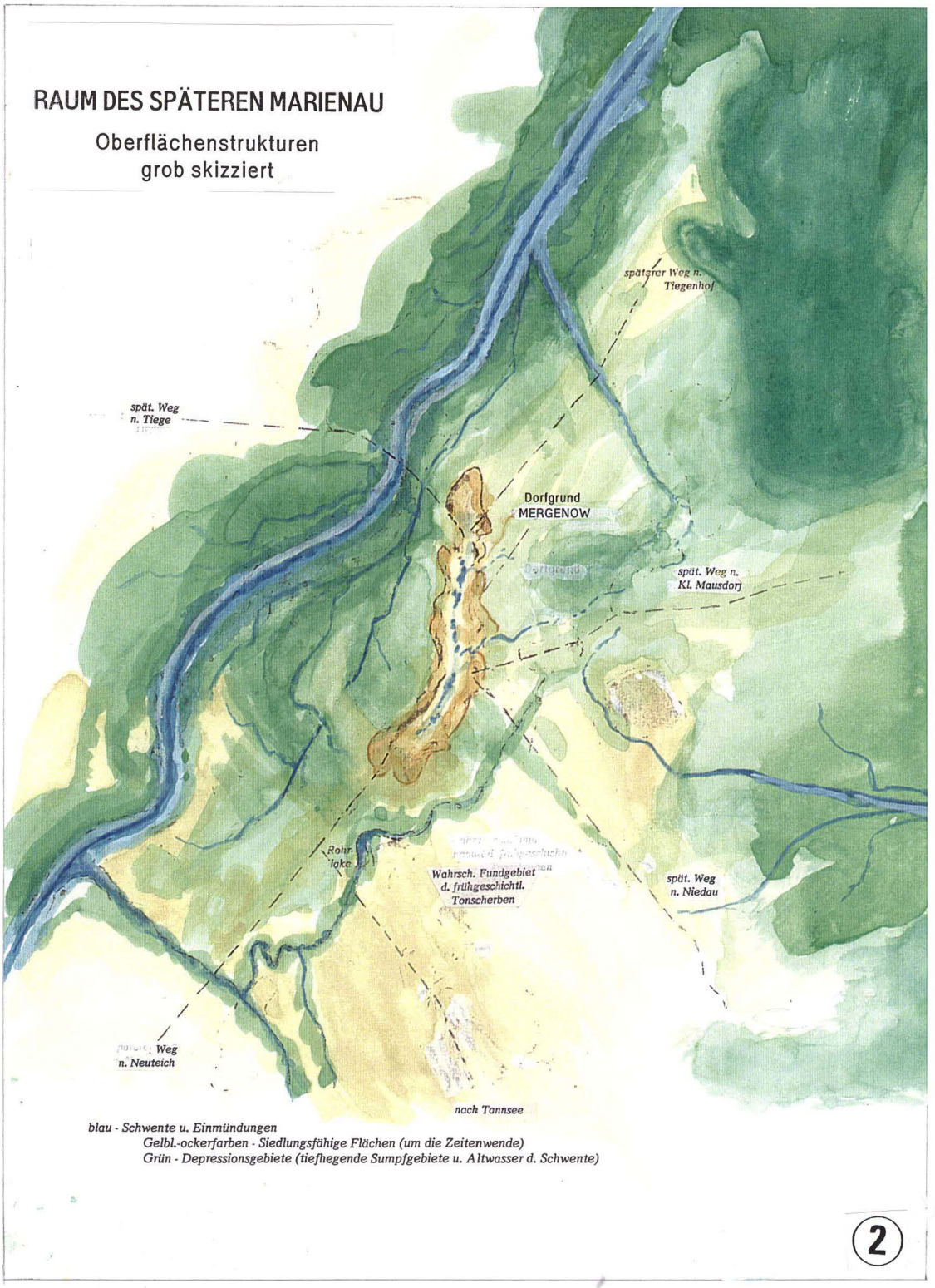
13. Kath. Kirche mit altem Pfarrhaus (Aufn. 1980).

14. Schwente - Straßenbrücke zwischen Tiege und Marienau (Aufn. 1990).

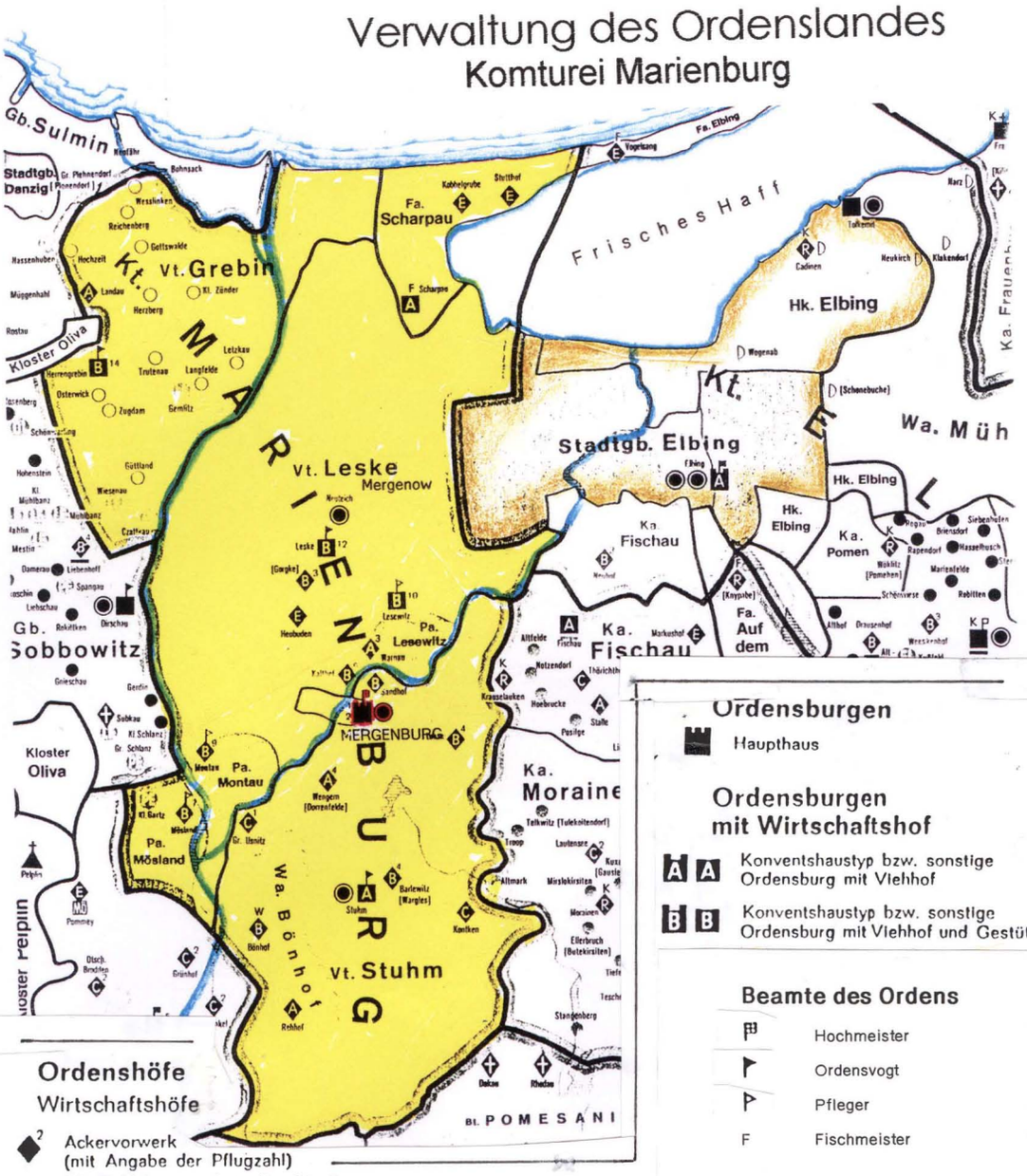
15. Mohn im Schwentenfeld

16. Gehweg durchs Dorf - vorbei an „Rempels Tannen"


PRVSSIAE DESCRIPTIO
ante aliquot annos ab Henrico Zellio edita,
ab eoq; D. Ioanni Clur. ciui Gedanensi Ded:
Maris Germanici pars
OCCIDENS.
ORIENS
Gerbin
Liba
Curlandt
Heyligaw
AE PARS.
Memel.
Samauin
Samaia
Sudau
Samaiden
Kurischnering
Kurisch haff
Grauden
Schalaunen
Tus.
Capurn
Seoka
Labia
Waldau
Tapia
Kunigsberg
Welaw
Dablack
Gergenburg
Natang
Allenburg
Gerdaw
Angerburg
Huntau.
Dumna
Landsberg
Ermeland.
Bartenland
Heilsberg
Rein
Letzen
Dantzig
Frisch haff
Elbing
Dransen
Holand
Liebstat
Bitstein
Cracaw
Bistberg
Seburg
Wildniß.
Stradau.
Schoneck
Cristburg
Hockerlandt.
Wardenberg
Sesten
Rom
Allenstein
Ortelspurg
Pasenheim
Pupperi
Lijck
Poblin
Marienburg
Preuschismarck
Stargart
Pomerellen.
Pomezan.
Morung
Neyden burg
Johansburg
Lumbsee
Waginschoß
Neuburg
Lasla
Osterodt
Gilgenburg
Lebau
Bretchen
Schwetz
Graudentz
Reden
Neumarck
Culmischlandt.
Soldau
Straßburg
Culmsee
Schonsee
Althaus
Golb
Thorn
Sebrensko
Milaw
Zechenau
Pezaßnitz
Nareff fl.
Nowogrod
Rosau
Ostrolencka
Marow
Poltow
Razuntz
Zuruniski
Vischegrod
Nouoduor
Serotzitz
Bug fl.
Camenetz
Wengra
Knipig
Lesla
Leßlau
Plotzko
POLONIAE
AE PARS.
1


RAUM DES SPÄTEREN MARIENAU
Oberflächenstrukturen
grob skizziert
später Weg n.
Tiegenhof
spät. Weg
n. Tiege
Dorfgrund
MERGENOW
spät. Weg n.
Kl. Mausdorf
Wahrsch. Fundgebiet
d. frühgeschichtl.
Tonscherben
spät. Weg
n. Niedau
Weg
n. Neuteich
nach Tannsee
blau - Schwente u. Einmündungen
Gelbl.-ockerfarben - Siedlungsfähige Flächen (um die Zeitenwende)
Grün - Depressionsgebiete (tiefliegende Sumpfgebiete u. Altwasser d. Schwente)

Verwaltung des Ordenslandes
Komturei Marienburg



Ordensburgen

- Haupthaus

Ordensburgen mit Wirtschaftshof

- A A — Konventshaustyp bzw. sonstige Ordensburg mit Viehhof
- B B — Konventshaustyp bzw. sonstige Ordensburg mit Viehhof und Gestüt

Beamte des Ordens

- Hochmeister
- Ordensvogt
- Pfleger
- F — Fischmeister

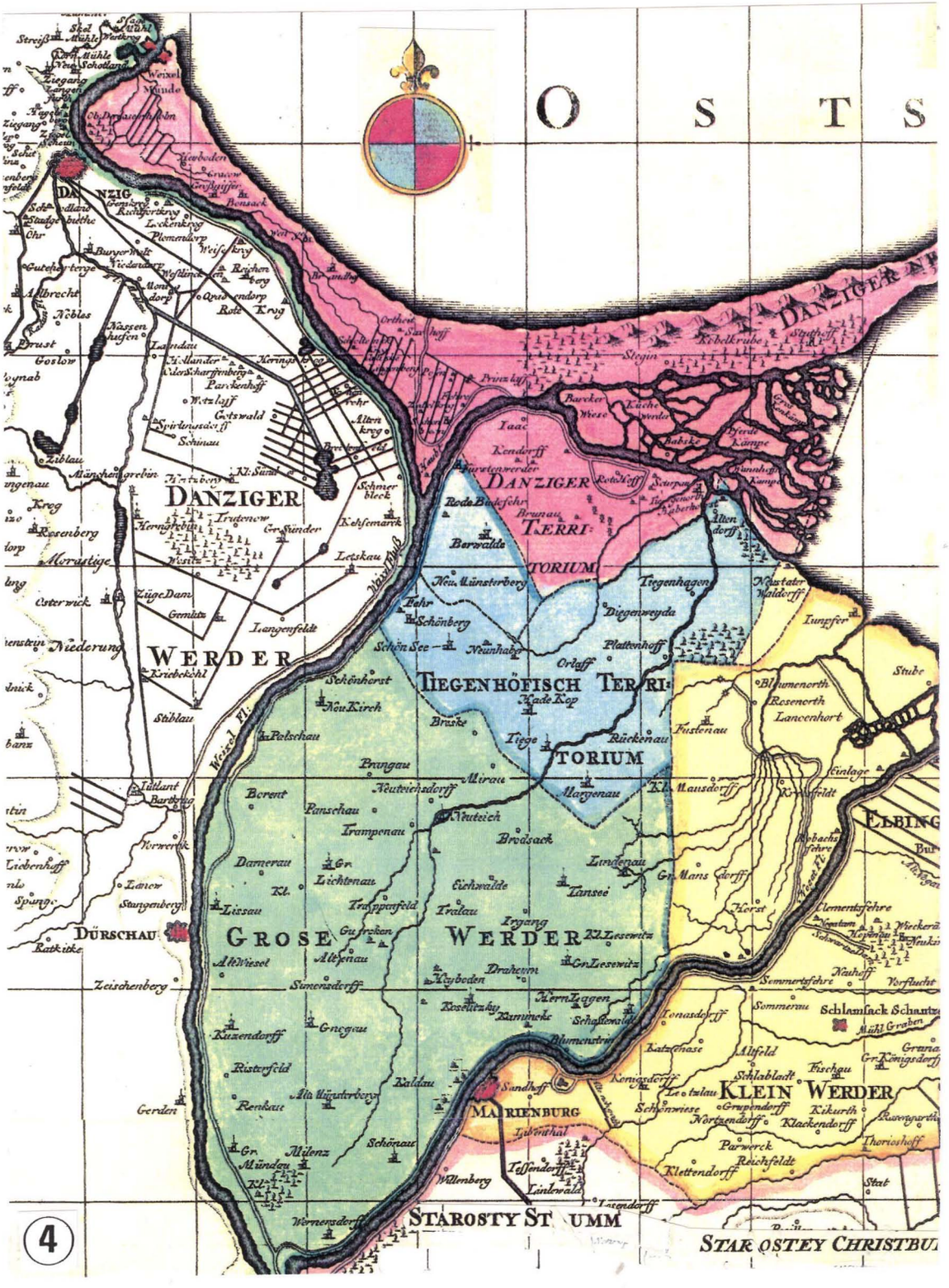
Abkürzungen

Ka.	Kammeramt
Fa.	Fischamt
Kt.	Komturei
Vt.	Vogtei

Ordenshöfe

Wirtschaftshöfe

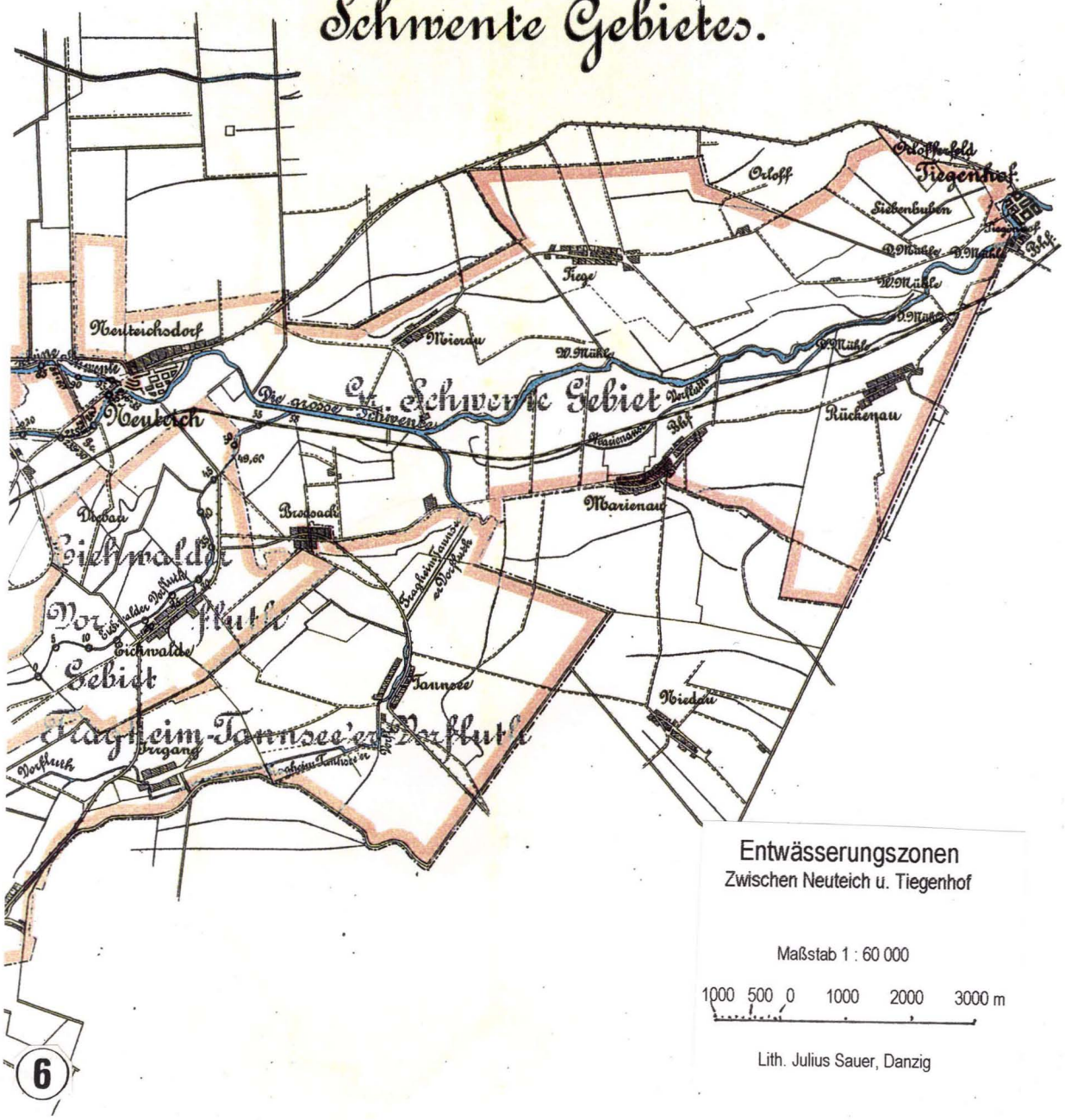
- ◆² — Ackervorwerk (mit Angabe der Pflugzahl)
  Die Zahl kann auch in Kombination mit anderen Zeichen vorkommen und gibt dann die Anzahl der Pflüge des zugehörigen Ackervorwerks an.
- A — Viehhof
- B — Viehhof mit Gestüt
- C — Viehhof mit geringer Pferdezucht
- D — Gestüt
- E — sonstige Ordenshöfe


O S T S
DANZIGER
WERDER
Niederung
TIEGENHÖFISCH TERRI
TORIUM
GROSE WERDER
KLEIN WERDER
MARIENBURG
DÜRSCHAU
ELBING
STAROSTY ST UMM
STAR OSTEY CHRISTBU
4



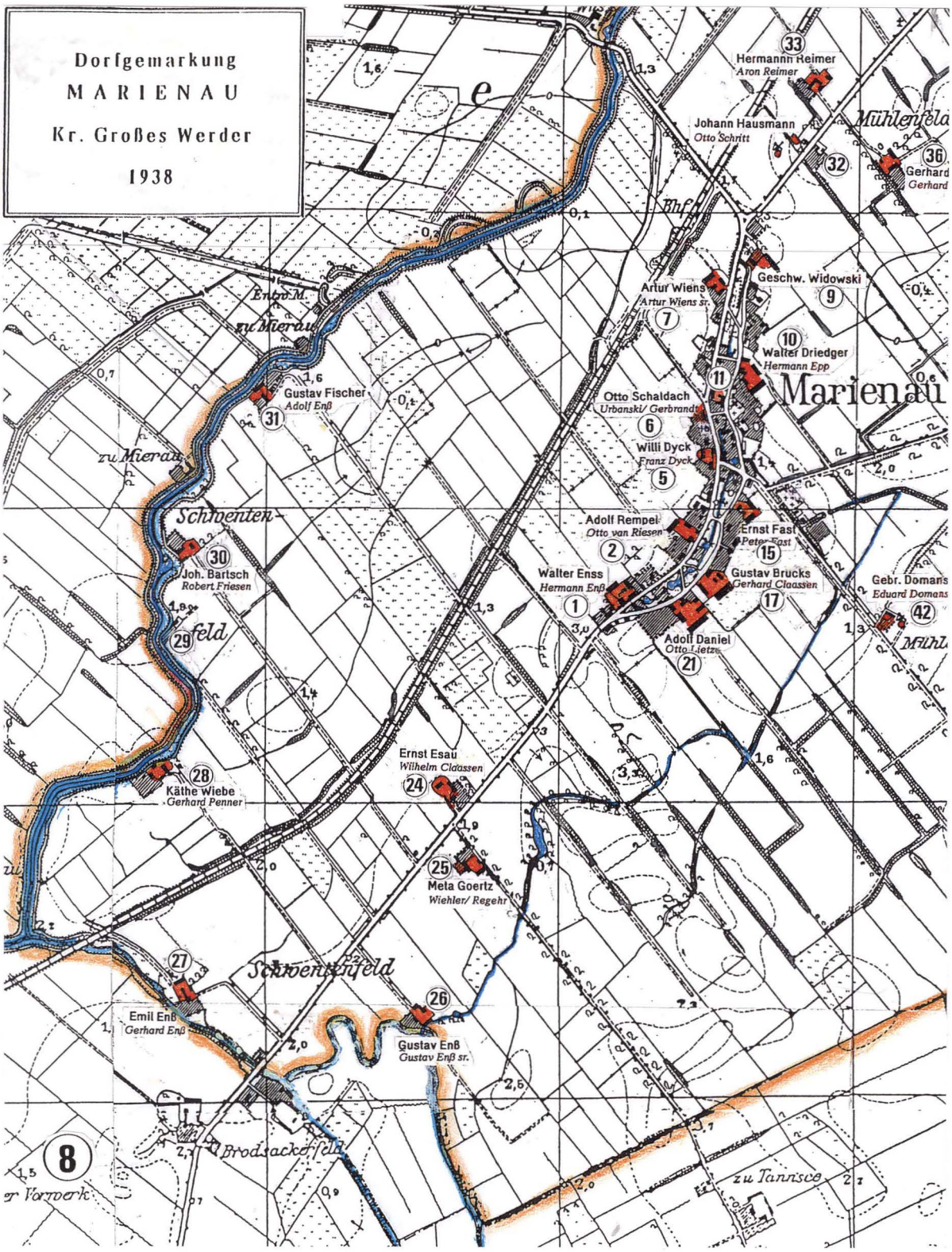
Brunau
Schar-
pau
Werder
Tiegen ort
Altendorff
RENHÖFESCHE
GEBIET
Tygerweide
Krakau ruinirt
Schloß
Tiegenhagen
Stobendorff
Pletzendorff
Petershagen
Pitzkendorff
Schönsee
Neuehuben
Tiegenhöffsche
Wald
Neustädter Ellerwe
Orloff
Tiegenhoff
Schwartze Tam
Winter
Ladkop
Tiege
Kükenau
Brozken
Myrau
Margenau
Kl. Mausdorff
Neue Graben
Neuteich
Brodsack
Niedau
Bibau
Tanse
Lesken
Eichwald
Lindenau
Wassergang
Gr. Mausdorff
Blum
ort
Fürstenau
Rosen
ort
Groß Werdersche Ab
5

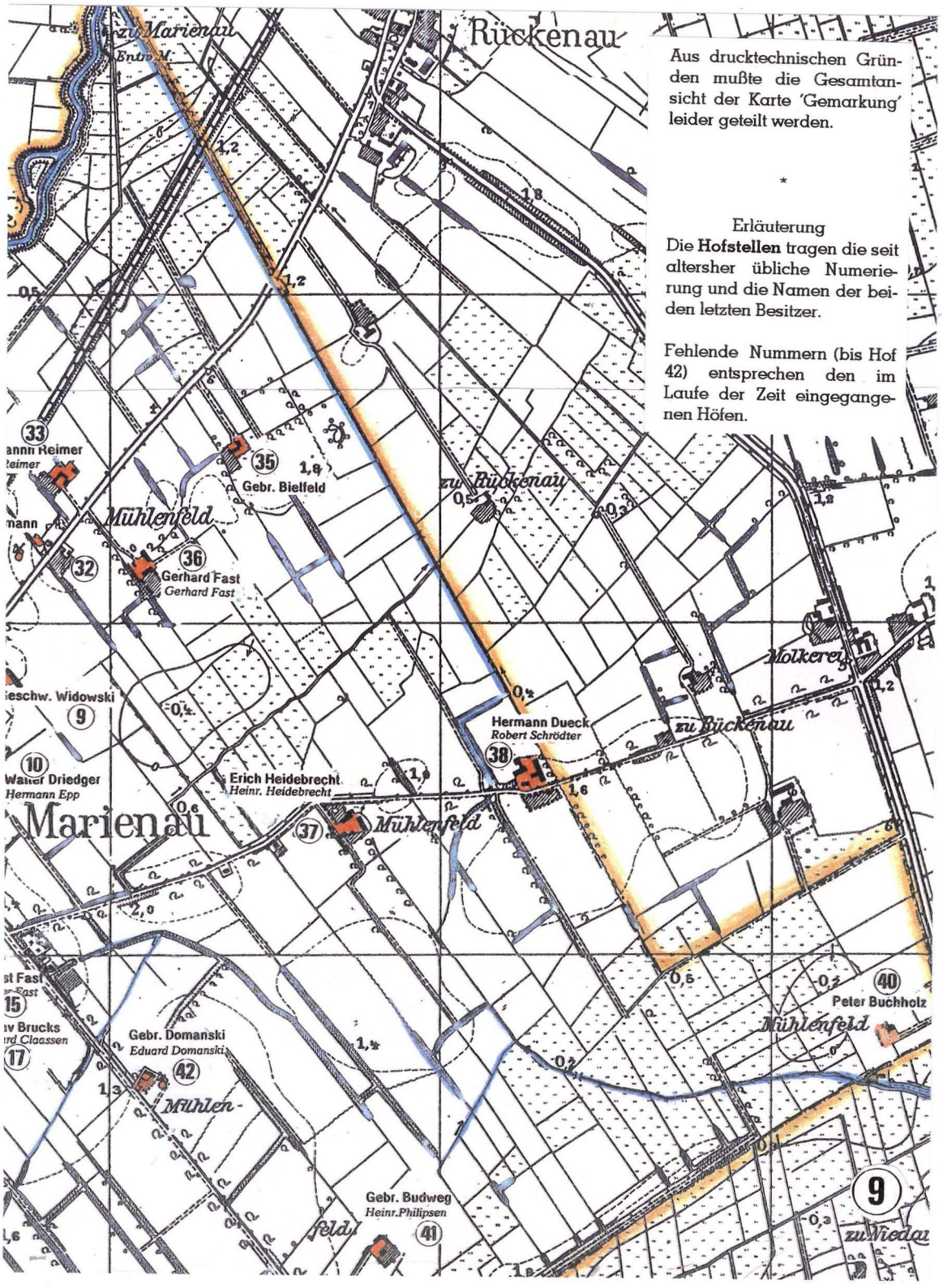
Uebersichtskarte des Schwente Gebietes.



6


Schwente Gebiet
Dirschau
Marienburg
Weichsel
Nogat
Maßstab 1 : 60 000
1000 500 0 1000 2000 3000 m
Entwässerungszonen
Oberwerder
Lith. Julius Sauer, Danzig
7


Dorfgemarkung
MARIENAU
Kr. Großes Werder
1938
Hermannn Reimer
Aron Reimer
Johann Hausmann
Otto Schritt
Mühlenfeld
Gerhard
Gerhard
Geschw. Widowski
Artur Wiens
Artur Wiens sr.
Walter Driedger
Hermann Epp
Marienau
Otto Schaldach
Urbanski/ Gerbrandt
Willi Dyck
Franz Dyck
Adolf Rempel
Otto van Riesen
Ernst Fast
Peter Fast
Walter Enss
Hermann Enß
Gustav Brucks
Gerhard Claassen
Gebr. Domans
Eduard Domans
Adolf Daniel
Otto Lietze
Gustav Fischer
Adolf Enß
zu Mierau
Schwenten-
Joh. Bartsch
Robert Friesen
feld
Käthe Wiebe
Gerhard Penner
Ernst Esau
Wilhelm Claassen
Meta Goertz
Wiehler/ Regehr
Schwentenfeld
Emil Enß
Gerhard Enß
Gustav Enß
Gustav Enß sr.
Brodsackerfeld
zu Tannsee
8



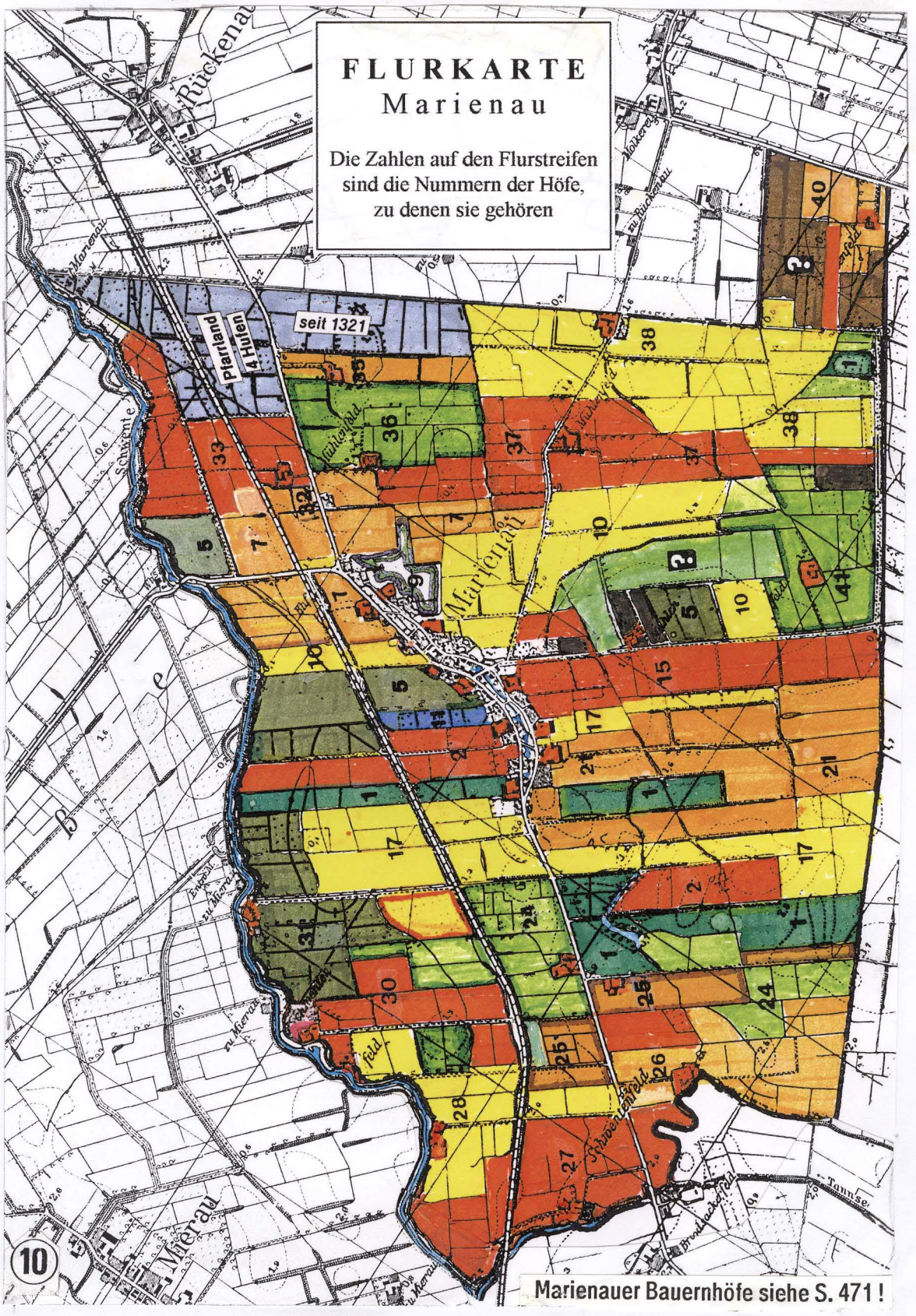
Aus drucktechnischen Gründen mußte die Gesamtansicht der Karte 'Gemarkung' leider geteilt werden.

*

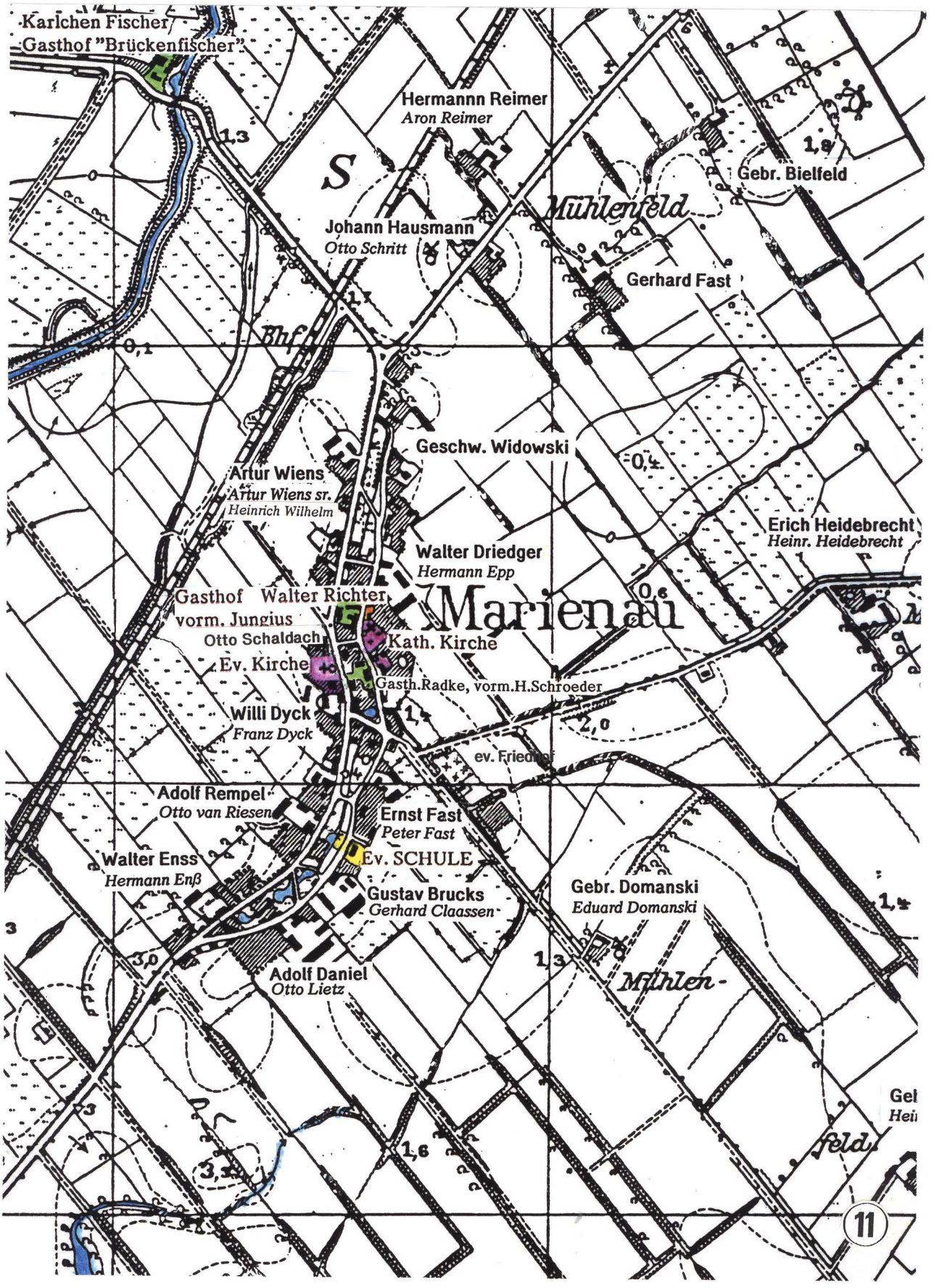
Erläuterung

Die **Hofstellen** tragen die seit altersher übliche Numerierung und die Namen der beiden letzten Besitzer.

Fehlende Nummern (bis Hof 42) entsprechen den im Laufe der Zeit eingegangenen Höfen.



Marienauer Bauernhöfe siehe S. 471 !


Karlchen Fischer
Gasthof "Brückenfischer"
Hermannn Reimer
Aron Reimer
Gebr. Bielfeld
Johann Hausmann
Otto Schritt
Gerhard Fast
Bhf.
Geschw. Widowski
Artur Wiens
Artur Wiens sr.
Heinrich Wilhelm
Erich Heidebrecht
Heinr. Heidebrecht
Walter Driedger
Hermann Epp
Gasthof Walter Richter
vorm. Jungius
Otto Schaldach
Kath. Kirche
Ev. Kirche
Gasth.Radke, vorm.H.Schroeder
Willi Dyck
Franz Dyck
ev. Friedhof
Adolf Rempel
Otto van Riesen
Ernst Fast
Peter Fast
Walter Enss
Hermann Enß
Ev. SCHULE
Gustav Brucks
Gerhard Claassen
Gebr. Domanski
Eduard Domanski
Adolf Daniel
Otto Lietz
11





